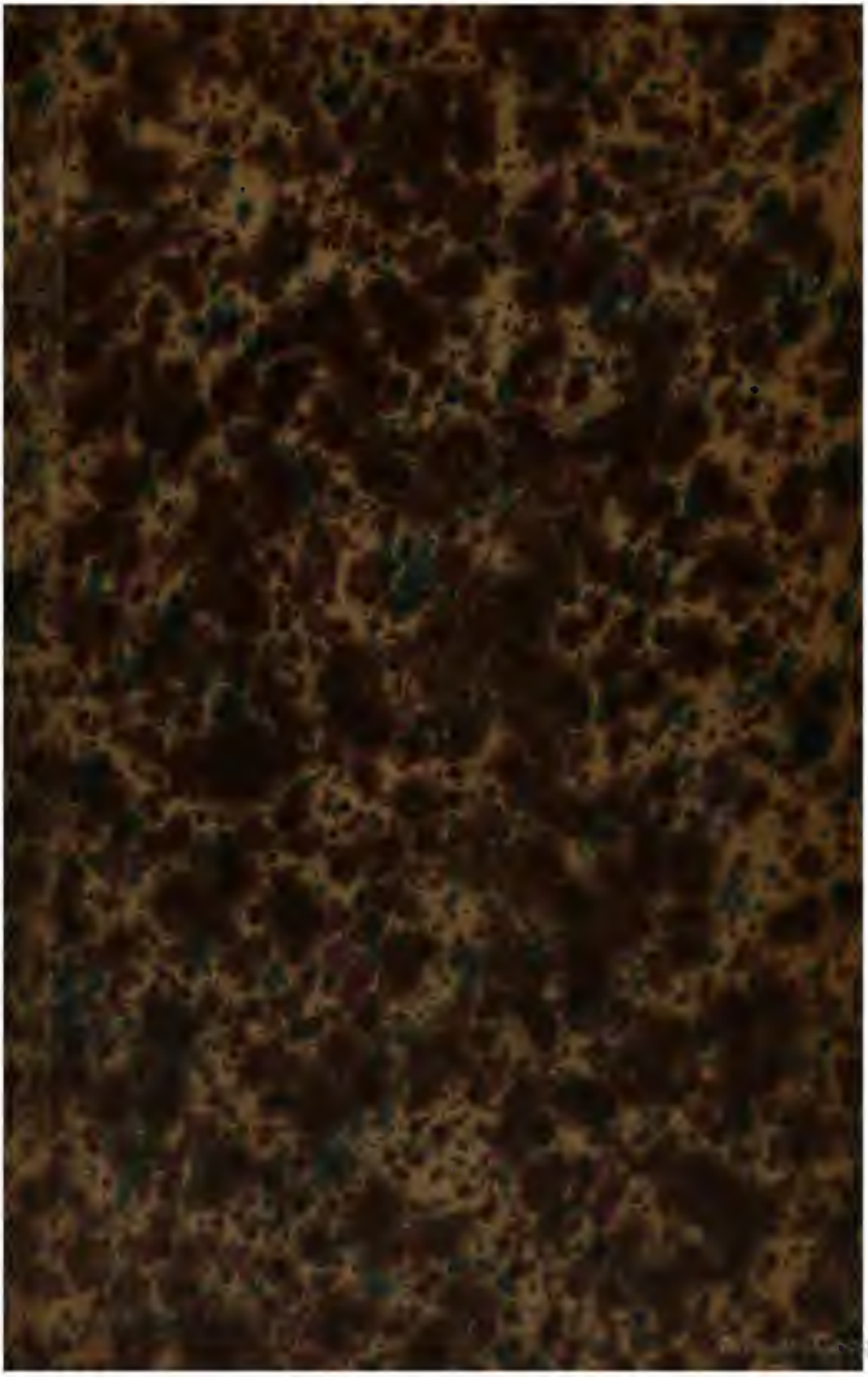


0902
.491

ANNEX LIB.

Library of
Princeton University.

Germanic
Seminary.

Presented by
The Class of 1891.

Dr George

Digitized by Google

Im neuen Reich.

Wochenschrift

für

das Leben des deutschen Volkes

in

Staat, Wissenschaft und Kunst.

Herausgegeben

von

Dr. Konrad Reichard.

Achter Jahrgang, 1878.

Zweiter Band.

(Juli bis December.)

Leipzig
Verlag von S. Hirzel
1878.

Inhaltsverzeichniß.

Politik.

Deutſches Reich.

Zu den Wahlen. 161.
Nach den Wahlen. 242.
Die Politik der nationalliberalen Partei. Von A. Springer. 453.
Fürſt Bismarck und der Vatican. Von Adolf Bock. 358.
Die Gewerbeordnungsnovelle. γ. 178.
Der achtzehnte volkswirthſchaftliche Congreß in Poſen. γ 459.
Zur ſocialen Frage. Von A. Bock. 475.
Die ſocialdemokratiſche Preſſe. Von P. Dehn. 673.
Die Synode der Reformirten in Niederſachſen. Von J. Brandes. 510.
Zur Frage von den Gebühren der Rechtsanwälte. Von W. Beſeler.
Zur Wiedereinführung von Wuchergeſetzen. Von P. Dehn. 758.
Culturpolitiſche Erwägungen auf evangeliſchem Gebiet. 763.
Betrachtungen über den neueren theologiſchen Socialismus. 844.

Aus Berlin. O.

Der Schluß des Congreſſes. 157.
Nach dem Congreß. Die Wahlbewegung. 196.
Zur äußeren Politik. Von den Wahlen. 236.
Die Wahlen. Bismarck und die Curie. 269.
Die Kiſſinger Verhandlungen. 308.

Aus Berlin.

Die Lage im Orient. Eröffnung des Reichstages. 447.

Aus Berlin. J.

Das erſte Reſultat des Congreſſes. 37.
Die zweite und dritte Congreßwoche. 77.
Vom Congreß. 118.
Stichwahlen. Solialiſtengeſetz. Kiſſingen. Döring †. 345.
Ausblick auf den Reichstag. Türkiſche Politik. 377.
Unſere gegenwärtige Stellung zur Curie. Parlamentariſches. 407.
Die Präſidentenwahl im Reichstag. Socialiſtengeſetzdebatte. 481.
Herr von Blowitz. Das Socialiſtengeſetz. 518.
Das jüngſte Schreiben des Papſtes. Zum Socialiſtengeſetz. 552.
Zum Socialiſtengeſetz. Vom Kaiſer. 583.
Die Debatte über das Socialiſtengeſetz. Ueber den Orient. 611.

(RECAP) 509353

Die Annahme des Socialiſtengeſetzes. Unſere Stellung zu Frankreich. 656.
Die freie wirthſchaftliche Vereinigung des Reichstages 694.
Zur wirthſchaftlichen Reform. Vom Handelstage. Kunſt. 730.
Die Auflöſung der Türkei und Deutſchlands Stellung in den orientaliſchen Dingen. 776.
Centrale und fortſchrittliche Metamorphoſen. 816.
Die europäiſche Lage. Von der Saiſon. Adeline Patti. 853.
Der kleine Belagerungszuſtand. Vom Orient. 894
Der Einzug des Kaiſers. Die Interpellation über den kleinen Belagerungszuſtand. 934.
Verſtecktes Demagogenthum. 978.

Aus Altpreußen. N—s.
Die conſervativſte Provinz. 374.
Vom Rhein.
Berliner Paſtoralconferenz. 235.
Elſaß-Lothringen — kein Kronprinzenland. Reichsfürſtenthumsideen. 305.
Von der Elbe.
Die Provinz Schleswig-Holſtein und der Socialismus. 478.
Ein Brief aus München. 437.
Aus Baiern.
Zur Beſchränkung der Wirthſchaftsconceſſionen. 307.
Aus München.
Conſervative Wirthſchaftsreformvorſchläge. 692.
Die Wahlbewegung in Württemberg. 30.
Aus Stuttgart.
Die württembergiſchen Wahlen. 266.
Zum deutſchen Parteiweſen. 514.
Das Gerichtsverfaſſungsgeſetz. Herr v. Mittnacht. 887.
Aus Dresden.
Paſtor Sulze und die Socialdemokraten. 264.
Aus Baden.
Der Vatican und die Entwicklung. 33.
Der Gotthard. 268.
Der modus vivendi. 581.
Vom Landtage. 889.
Aus Mecklenburg-Schwerin.
Kirchliche Vormirtheit. 728.
Aus Oldenburg.
Zur Frage der Oberlandesgerichte. 851.

Nachbarn und Fremdlande.

Die Demiſſion des Cabinets Auersperg. 300.
Aus Wien.
Die Annectirung. Der Congreß und die Zeitungen. Rechbauer. Demiſſion des Miniſteriums. 192.
Adreßdebatte. Antonius und Cleopatra. 773.
Die Gotthardfrage. 493.
Aus der Schweiz.
Die Frage der Gotthardbahn in der Bundesverſammlung. 443.
Griechenland. 645.
Italia irredenta. L. 325.
Italien und Leo XIII. Th. L. 791.
Politiſche Gloſſen zum Berliner Frieden. 253.
Der Aufſtand in Bosnien. Rh. 389.
Das türkiſche Heer während des ruſſiſchen Krieges. 430.
Türkiſche Gräuel und ihre Urheber. Rh. 686.
Türkiſches. Z. 924.
Aus Südrußland.
Fürſt Korſſakow. Der „Condor". 891.
Die Reſultate der Pariſer Münzreform von 1878. 648.
Livland und Rußland. Von Ernſt von der Brüggen. 950.

Geſchichte und Biographie.

Die Geſchichtsſchreiber und Fabuliſten von Reinhardsbrunn. Von C. Wenck. 164.
Die Sagen der Hohenzollern. Von G. Sello. 313.
Ein Schriftſteller der Renaiſſancezeit. Von K. Reichard. 273.
Anſicht Spaniens unter Karl I. Rd. 210.

Kurfürſt Moritz. Von K. Reichard. 413.
Aus dem Leben einer deutſchen Reichsſtadt. Von Chriſtian Meyer. 51.
Die beiden Platter. Von K. Reichard. 142.
Das wallenſteinſche Kriegsvolk in Pommern. Von R. Hannecke. 804.
Eine Aebtiſſinwahl zu Quedlinburg. Von R. Ziemſſen. 701.
Montesquieu. Von Th. Schott. 525.
Der General Graf Chaſot. Von W. Kentzler. 96.
Jacob Caſanova. 398.
Die Königin Luiſe in Stettin. Von C. Blaſendorff. 17.
Die letzten Zeiten einer deutſchen Reichsſtadt. Von Ch. Meyer. 557.
Die deutſche Kaiſeridee ſeit den Befreiungskriegen. 861.
Ein Bundestagsgeſandter vom Jahre 1848. 349.
Der deutſche Krieg in den franzöſiſchen Provinzen. 835.
Zu Jahns Gedächtniß. 262.
Johann Guſtav Droyſen. Von A. Dove. 105.
Theodor Keim, der Biograph Jeſu. Von W. Lang. 918.
Robert Blum. 931.

Länder- und Völkerkunde.

Die Inſel Aigina. Von A. Böttticher. 1.
Nauplia. Von A. Böttticher. 569.
Malvaſia. von A. Böttticher. 244.
Längs der lakoniſchen Küſte. Von A. Böttticher. 201.
Tirynth. Von A. Böttticher. 901.
Die Gegend von Sophia. 539.
Engliſche Privatſchulen. 68.
Torgau. 795.
Zwiſchen Unſtrut und Saale. Von R. Radonek. 328.
Die ſchwäbiſche Alb. Von W. Lang. 381.
Romantiſches aus Kärnten und Steiermark. Von W. Lang. I. II. 661. 715.
Aus den Südalpen. 884.
Durch den dunklen Welttheil. Von W. Kentzler. 289.
Tibet und ſeine Bewohner. Von W. Kentzler. 632.

Literatur, Literaturgeſchichte, Kunſt.

Eine Tragödie aus Roms Kaiſerzeit. Von Fritz Schöll. 121.
Die Rouſſeaufeier in Genf. Von L. Hirzel. 137.
Ein Höfling über Klopſtock. Mitgetheilt von Erich Schmidt. 781.
Goetheana. Von L. Hirzel. 597.
Zum 28. Auguſt. 373.
Ueber ein goetheſches Motto. Von Michael Bernays. 971.
Briefe von Karoline von Humboldt an den Grafen Schlabrendorf. Mitgetheilt von H. Wentzel. I. II. 497. 513.
Humboldtiana. Mitgetheilt von H. Wentzel. 877.
Schleiden als Judengenoſſe. Rd. 372.
Ein wohlgemeintes Buch. Von W. Lauſer. 257.
Aus Stuttgart.
Wilhelm Zimmermann. L. 581.
Jean Paul redivivus. Von W. Lang. 781.
Die Bücherornamentik der Renaiſſance. Von A. Springer. 589.
Von der Pariſer Ausſtellung. 493.
Aus Weimar.
Vom Künſtlerfeſte. 187.
Ein anderer Salvator Roſa. Von L. Nohl. 464.
Der fliegende Holländer. Von L. Nohl.
Beethovens „Muſikgräſerl“. Von L. Nohl. 821.

Verſchiedenes.

Wie es der experimentalen Aeſthetik ſeither ergangen iſt. Von G. Th. Fechner. I. II. 41. 81.
Ueber Urſprung und Weſen der Religion. 225.

Reichskammergericht und Reichsgericht. Von O. Stobbe. 963.
Aus Gotha.
Pferderennen. 551.

Kritiken und Uebersichten.

Vom Büchertisch:
Arndt, Briefe an eine Freundin. 40.
Alarcon, Novellen. 120.
Runeberg, Gedichte. 160.
Bädeker, London. 199.
Kiepert, Karte des Balkans. 200.
Löher, Cypern. 200.
Kulke, Erinnerungen an Hebbel. 240.
Browning, das Fremdenbuch. 272.
Baum, La France contemporaine. 312.
Blau, Reisen in Bosnien. 348.
Gotthelf, Leiden eines Schulmeisters. 451.
Weishofen, Vocabulaire technique. t. 484.
Klenke, Illustrirtes Lexicon der Verfälschungen. 556.
Die Wohlfahrtseinrichtungen der Reichspost. D. 586.
Die Klassiker der Malerei. A. S. 659.
Arnold, deutsche Urgeschichte. 820.
Roscher, Ansichten der Volkswirthschaft. 820.
Ratzel, Ans Mexiko. 820.
Bucher, Durch den stillen Ocean. 820.
Treitschke, der Socialismus. —r. 80.
Goethe und M. von Willemer. L. H. 380.
Mörike, Gesammelte Schriften. L. H. 410.
Kirchliche Kunstdenkmäler aus Siebenbürgen. 522.
Engelbert Wusterwitz, Märkische Chronik. D. 614.
Springer, Raffaels Michelangelo. λ. 697.
Strauß, Gesammelte Schriften. L. 754.
Anleitung auf Alpenreisen. γ. 735.
Dangkrotzheim, Namenbuch. 737.
Junghans, Haus Eckberg. E—e. 780.
Busch, Fürst Bismarck und seine Leute. 829.
Bodemann, Zimmermann. L. H. 857.
Illustrirte Prachtwerke. γ. 858.
Carl Hase über den Culturkampf. γ. 859.
Jannsen, Montesquieus Theorie von der Dreiheit. A. B. 860.
Leander, Träumereien. A. S. 897.
Preller, Landschaftsbuch. A. S. 898.
Hirth, Formenlehre. A. S. 899.
Hiltl, Waffensammlung des Prinzen Karl. A. S. 900.
Kirchner, Elsaß im Jahre 1648. a/D. 936.
Peschel, Abhandlungen. a/D. 937.
Woker, Finanzwesen der Päpste. a/D. 938.
Holbeins Todtentanz. A. Springer. 980.

Notizen.

Der letzte Sickingen. Sch. 451.
Vierzehnte Plenarversammlung der historischen Commission in München. 618.
Berichtigung. 740.

Die Inſel Aigina.

Von A. Böttticher.

Es war in grauer Vorzeit und an einem jener unausſprechlich ſchönen Sommermorgen, die das Vorrecht eines ſüdlicheren, ſonnigeren Landes bilden, als von des Ida Höhen herab der olympiſche Götterbeherrſcher in der ſikyoniſchen Ebene die drei ſchönen Töchter des Flußgottes Aſopos luſtwandeln ſah und in ſchnell entzündeter Leidenſchaft die eine derſelben ſeiner Neigung nicht für unwerth erachtete; die unerfahrene junge Schöne vermochte der Werbung des Gottes nicht zu widerſtehen. Mochte nun der unfreiwillige Schwiegervater mit dieſem bei dem bekannten Naturell des hohen Freiers vorausſichtlich kaum ſehr dauerhaften Verhältniſſe nicht einverſtanden, oder mochten vielleicht Nemea und Kleone, die beiden Schweſtern der Erkorenen, auf das unerwartete Glück ihres Schweſterchens neidiſch ſein — ſo viel ſteht feſt, daß Zeus die Nähe der bürgerlichen Verwandten als läſtig empfand und deshalb ſeine Geliebte als Adler durch die Lüfte und über die Höhen Akrokoriuths hinweg nach der felſigen, gänzlich menſchenleeren Inſel Oinone entführte. Hier gebar ſie ihm den Aiakos, deſſen hohe Mannestugend und unwandelbarer Gerechtigkeitsſinn ihn zum Liebling der Götter und, nachdem er das Zeitliche geſeguet, zu einem Mitgliede des Richtercollegiums im Hades erwählen ließ. Der Inſel aber verlieh Zeus von nun ab den Namen ſeiner Geliebten, den ſie durch alle Zeitenſtürme hindurch gerettet hat, Aigina.

Es war ſelbſtverſtändlich, daß Aiakos der Beherrſcher dieſer Inſel ward, eben ſo begreiflich aber, daß er, einſam wie Robinſon, mit dieſer Stellung unzufrieden war, ſo lange er nicht lebendige Regierungsſubſtrate beſaß. Und ſo wandte er ſich denn an ſeinen allmächtigen Vater und bat ſich zu ſeinem Geburtstage einige Schachteln voll Unterthanen aus. Zeus aber nahm von der Erde des Landes, formte Menſchen daraus und gab ihnen Leben und Seele. Das iſt das Geſchlecht der Aiakiden.

Es war an einem nicht minder schönen Sommermorgen, am 31. Juli des Jahres 1876 früh um 6 Uhr, als wir unsrer Drei, ein deutscher Kunstforscher, ein schwedischer Universitätsprofessor und ich, im Peiraieus den kleinen griechischen Dampfer bestiegen, welcher an jedem Montage den Personen- und Marktverkehr zwischen Athen, Hydra und Nauplia vermittelt und während der Sommermonate auch Aigina anläuft. Mit uns war eine andere, etwas zahlreichere und erlesene Reisegesellschaft an Bord, deren Ziel die Endstation Nauplia bildete. Unter dem schützenden Zeltdache des kühleren Vorderdecks, den Fächer in der Hand und das seit den Ausgrabungen bei Hissarlik classisch gewordene Tuch leicht um die Schultern geschlungen, lehnte in leichtem Feldstuhle in ein englisches Dichterwerk vertieft, die schlanke Gestalt der Frau Schliemann. Die liebenswürdige, fast zarte Erscheinung läßt es um so mehr bewundern, wie diese heldenmüthige Frau die geistige Arbeit und die wahrlich nicht geringen körperlichen Anstrengungen und Entbehrungen des Gatten nun schon Jahre hindurch mit immer frischem Muthe theilt. Der ein wenig corpulente Gatte wandelte indessen mit Herrn Stamatakis und anderen griechischen Gelehrten auf dem Deck auf und ab, den unzertrennlichen dickleibigen Homer in der Hand und aus ihm seine Hoffnungen für die am folgenden Tage zu beginnenden Ausgrabungen in Mykenai und später in Tiryns mit jener unbeirrten Zuversicht ableitend, welche die Bürgschaft seiner großartigen Erfolge in sich trägt. Wenige Wochen zuvor hatte ich die kyklopischen, von wilden Cappern und Disteln überwucherten Mauerreste, die unerklärten Galerien von Tiryns besucht: wahrlich, es gehörte ein Vertrauen dazu, fest wie jene starren Kalkfelsen, um hier unter dem nackten gewachsenen Gesteine nach Schätzen zu graben. So erging sich denn auch unsere Gesellschaft in starken Zweifeln über das Gelingen eines Werkes, welches wenige Monate später die gelehrte Welt in ungewöhnliche Aufregung versetzen, alle gebildeten Kreise zu gerechtem Staunen hinreißen sollte.

Die Fahrt von dem Hafen Athens nach Aigina gehört auch in Beziehung auf die Schönheit der Landschaft zu den reizvollsten der griechischen Küstenfahrten, ungleich erhöht wird aber dieser Reiz durch die Menge classischer Erinnerungen, die in überreicher Fülle und unabweisbar auf den Reisenden eindringen. Hat man die enge Ausfahrt des Hafens, das Grab des Themistokles, und die äußerste Spitze von Munychia hinter sich, so öffnet sich ein Rundbild von unvergeßlichem Reize. Im Hintergrunde vor den Bergzügen des Parnes und der Pyramide des Pentelikon steigt der Lykabetos und die säulenglänzende Akropolis in die durchleuchtete Luft auf, rechts über dem Rücken von Salamis lagern in breiter Masse die geranischen Berge bei Megara. Dann erscheint in fernerem blauen Dufte thurmartig das nördliche Horn der Peloponnesos, Akrokorinth, südlicher die Berge von Argos, endlich

mit dem Aether verschwimmend die Gipfel des Taygetos. Zur Linken gleitet der Blick an der ruhigen Linie des fliederfarbigen Hymettos entlang und darüber hinaus an der flacheren Küste der attischen Paralia bis zum Gipfel des Laurion und dem Vorgebirge Sunion mit der davor gelagerten Eselsinsel, um dann ohne Grenzen hinauszuschweifen über die dunkelblauen Fluthen des myrtoischen Meeres. Im Mittelpuncte der Landschaft aber über den Bug des Schiffes hinweg erscheint die steile Pyramide von Aigina, der Aghios Ilias, das Panhellenion der Alten.

Zu diesem an der südlichsten Spitze gelegenen Gipfel von mehr als fünfhundert Meter Höhe steigt die Insel auf der Grundfläche eines fast gleichseitigen Dreiecks empor und bietet sich daher dem von Norden kommenden Segler fast in ihrer ganzen Ausdehnung dar, Terrasse auf Terrasse gelagert, erst sanfter dann steiler ansteigend bis zu den beschwerlich zu erklimmenden Felsklippen des wolkenbrauenden Gipfels. Auf etwa ein Dritttheil der Höhe zur Linken des Aghios Ilias und steil über dem Ufer gewahrt ein schärferes Auge zwischen dem spärlichen Fichtengrün die schlanke Säulenreihe des berühmten Athenatempels, die sich nur wenig von dem sie überragenden gleichfarbigen Felsenhintergrunde abhebt — das Ziel unsres Ausfluges. Bald ist die nordöstliche Spitze der Insel umschifft, und mit einem Male breitet sich an die Terrasse gelehnt auf der Stelle der alten Stadt die bisher verborgene neue Aigina, ein Flecken von etwa vierhundert Häusern vor unsern Blicken aus. Die Maschine des kleinen Dampfers ruht für wenige Minuten; nicht das bunte Gewimmel noch der betäubende Lärm der Bootgeschwader, wie sie in den Häfen von Korfu, Syra und Nauplia das Dampfboot umdrängen, erwartet uns hier. Zwei, drei Barken nehmen die Marktleute mit ihren Fischkörben und die drei fremden Franken schnell auf, und bald ist der Dampfer unsern Blicken entschwunden.

Wir aber stehen am Strande und weiden unser Auge an dem bunten Bilde des hier aufgeschlagenen Marktes. Zelttücher in den sattesten Tönen der ganzen Farbenscala schimmern im Sonnenlichte. In ihrem warmen Halbschatten bieten schwarzbärtige, dunkelfarbige Männergestalten ihre Waare aus, rothe und goldschimmernde Früchte und die bizarren, schillernden Geschöpfe des Meeres, Fische, Krabben und Krebse, Muschel- und Röhrenthiere aller Art. Diese Männer tragen die blauen oder rothbraunen, weiten, faltigen Hosen der Inselbewohner, die blaue schnur- und knopfbesetzte Jacke mit offenen geschlitzten Aermeln, daraus das weiße oder buntgestreifte Hemd weit hervorschaut. Ein hoher braunrother Fez oder ein breiter Binsenhut vollendet diesen Anzug, der weit schöner und manneswürdiger aussieht, als das weibische Balletröckchen, die Fustanella der Festlandsbewohner. Ghysis, der treffliche in München weilende griechische Maler, hat uns des öfteren und

noch auf der letzten Berliner Kunstausstellung köstliche Typen dieses Inselvolksschlages in seiner malerischen Tracht vorgeführt. Die Griechen nennen diesen besten Repräsentanten der neugriechischen Malerschule gern und mit Stolz als ein Beispiel, daß der Sinn und die Begabung für die Kunst nicht untergegangen sei, wie die Verfechter der Slaventheorie, Fallmerayer an ihrer Spitze, behaupten. Leider ist gerade dieses Beispiel schlecht gewählt, denn die Ghysis sind keine Nationalgriechen, sondern gehören zu den zahlreichen italienischen Geschlechtern, welche sich seit dem dreizehnten bis zum siebzehnten Jahrhundert auf den griechischen Inseln, vorzugsweise auf Santorin und Naxos, dauernd festgesetzt und vielfach mit griechischem Glauben auch gräcisirte Namen angenommen haben.

Wir hatten nicht allzulange Zeit, uns diese schönen Gestalten und ihre verlockenden Waaren zu betrachten: ein klug ausschauender Knabe hatte die Fremdlinge erspäht und bot uns seine Dienste als Führer nach einem von ihm warm empfohlenen Gasthause an. Bei der knapp bemessenen Zeit, die uns für den Besuch der Insel zu Gebote stand, hatten wir eine freundliche Empfehlung an die Familie des Ministers Bulgaris, der seine Besitzungen und seinen ständigen Sommersitz auf Aigina hat, dankend abgelehnt, denn so angenehm und in vieler Beziehung oft unentbehrlich griechische Gastfreundschaft ist, eben so zeitraubend und verpflichtend ist sie andererseits, und so zogen wir es vor, dem jungen Aigineten in sein gepriesenes Xenodochion zu folgen. Es ging durch manche Winkelgasse meist zweigeschossiger Häuser mit grünen Fensterläden, an der wohlgebauten Schule vorüber, aus der die Studien der aiginetischen Schuljugend im Erlernen des Einmaleins uns entgegentönten. In einer Sackgasse machten wir Halt und betraten durch eine Mauerpforte den geräumigen Hof, der auf zwei Seiten von Gebäuden begrenzt, an der Langseite an einen schönen Nachbargarten grenzte, an der Hinterseite aber sich ohne Begrenzung zu einem langen Felde erweiterte.

Wir klommen die etwas steile Stiege empor und fanden uns in einem Complexe dreier von angenehmer Kühle erfüllter Zimmer, von denen der freundliche Wirth uns zwei überlassen wollte, während das dritte für das Nachtlager eines zu erwartenden jungen Studiosus griechisch-orthodoxer Gottesgelahrtheit bestimmt war. Man versprach uns bald ein Frühstück von einer Fischsuppe, in Oel gebackenem Fische und einem Fleischgerichte aufzutragen und für Thiere zum Ritte nach dem Tempel zu sorgen. Die aiginetische Fischsuppe hatte man uns schon in Athen als eine Specialität der Insel und als etwas sehr vortreffliches gerühmt, ich gestehe aber, wenn unsre Erwartungen auch hoch gespannt waren, so wurden sie doch bei Weitem von der Wirklichkeit übertroffen und ich wüßte keine heimathliche Suppe an kräftiger Würze und Feingeschmack diesem trefflichen Gerichte an die Seite zu setzen.

Wer auf der banchina di S. Lucia bei dem braven Salvatore Starito eine zuppa vongole, jene berühmte neapolitanische Muschelsuppe, gegessen, der mag sich annähernd eine Vorstellung von dem Wohlgeschmacke des aiginetischen Gerichtes machen. Auch der einheimische, mäßig geharzte, starke Wein mundete uns trefflich zum Mahle, und wir vergaßen nicht, von ihm und dem Ziegenkäse und Obste des Nachtisches reichlichen Vorrath für den Bergritt in den Zwerchsack zu stecken, der von den Pferdetreibern auf dem breiten Samarisattel meist ohne besonderes Geheiß hinter dem Reiter befestigt wird. Es dauerte geraume Zeit, bis wir mit den unverschämten Pferdebesitzern Handels einig wurden, aber unsere Hartnäckigkeit und die Kenntniß der üblichen Miethsätze, mehr wohl noch ein sich meldender Concurrent, verhalfen uns endlich zum Siege und zu einem erträglichen Preise.

Auf breitem Triftwege geht es von der Stadt nach Nordosten zu aufwärts. Links bleibt eine Anzahl vielflüglicher Windmühlen auf der hoch und frei gelegenen Stätte, wo der Beschreibung des Pausanias nach ungefähr das Grab des Aiakos gelegen haben muß. Noch mahnten einige Oelbäume an den Olivenhain, der diese Grabesstätte des aiginetischen Stammvaters einst beschattete. Als ein Symbol des Segens hatten die dankbaren Hellenen ihn auf diese Stätte gepflanzt. Denn als nach langjähriger Dürre das Volk sich um Abwendung dieser Plage fragend an das delphische Orakel gewendet hatte, da war die Weisung ergangen, nur Aiakos, der Reine und Gerechte, der Zeusgeliebte, könne durch sein Gebet den Regen vom Olympos herabflehen, und auf seine Bitten hatte der Vater die Schleußen des Himmels geöffnet und den fruchtsegenbringenden Regen über ganz Hellas ergossen.

Der Weg von der Stadt quer durch die Insel zum Tempel der Athena, den man zu Pferde in kaum zwei Stunden ohne Anstrengung zurücklegt, bietet keine besonderen Reize. Sobald die Stadt den Blicken entschwunden ist, steigt er zwischen Wänden dichten gelblichgrauen Kalksteines mit Thoneinlagerungen in einer Schlucht aufwärts und dann wieder hinab bis zu einer Thalsenke, welche die ganze Insel in ihrer Mitte vom Fuße des Aghios Ilias bis zu der Bala genannten Nordküste in zwei Theile spaltet. Hier, wo eine fruchtbare Kalkmergelerde den Ackerbau gestattet, finden sich einige einzelne Häuser inmitten von Weinpflanzungen, Obst- und Gemüsegärten. Darüber schauen von der steilen Kuppe eines durch die Kalklager gebrochenen Trachytfelsens die Mauertrümmer einst stattlicher Bauten auf die armseligen Epigonen nieder. Palaiochora, die „alte Stadt", heißt diese Stätte und war einst ein festes Castell, das die Venetianer hier bauten, das aber schon im Jahre 1654 von den Türken zerstört ward, um nicht wieder zu erstehen. Hierher zogen sich in dem letzten Befreiungskriege die in der offenen Hafenstadt schutzlosen Bürger von Aigina zurück, so daß die Reisenden der franzö-

sischen Expedition 1829 die letztere fast menschenleer fanden. Hier ist etwa die Hälfte des Weges zurückgelegt, und von nun an geht es immer bergan, bisweilen durch Trachyttrümmer, die von einem gewaltigen vulkanischen Ausbruche Zeugniß geben, und zwischen gruppenweise stehenden Aleppofichten, die den Tempel verdecken, bis bei einer Biegung des Weges sich urplötzlich der Blick auf seine zerfallenden Hallen und weit darüber hinaus auf das blaue Meer mit der attischen Küste dahinter dem überraschten Wanderer aufthut.

Die Gelehrten haben sich viel und lange darüber gestritten, ob dieser Tempel das von Pausanias erwähnte Heiligthum des Zeus Panhellenios gewesen, oder ein Tempel der Athena, von dem Herodot berichtet, daß die Aigineten dort nach einem glänzenden Seesiege über die Samier die Schnäbel der erbeuteten Schiffe aufgestellt hätten.

Ich meines Theils stehe auf Seiten der Athena, will aber dem freundlichen Leser meine Gründe gern vorenthalten und nur erwähnen, daß der Bergname Aghios Ilias ein außerordentlich häufiger ist, daß er immer die höchste Spitze der Umgegend bezeichnet und daß der gen Himmel entrückte Prophet sehr häufig die Stelle des Wolkensammlers Zeus einnimmt, der stets auf dem höchsten Gipfel thronend gedacht und dort verehrt wird.

Von dem Athenatempel, dessen herrliche Lage ein treffliches Landschaftsbild Schirmers im griechischen Saale des Berliner Museums unter der Bezeichnung des Panhellenions charaktervoll wieder giebt, von diesem Heiligthum dorischen Stiles, das einst eine ringsumlaufende Halle von vierunddreißig Säulen schmückte, stehen jetzt noch dreiundzwanzig Säulen theilweis mit ihrem Gebälke aufrecht; von der Cella sind nur die Grundmauern erhalten. Die Säulen sind aus einem Stücke gehauen und bestehen wie die Quadern der Cella aus einem Kalktuff, der fast nur aus den Kernen von Seemuscheln gebildet ist; besonders cardium tritt darunter sehr häufig auf und unterscheidet diesen Stein ziemlich wesentlich von dem pliocänen Kalksteine, aus dem die Säulen des Zeustempels zu Olympia bestehen. Die Reste der zerstreut umherliegenden Bauglieder gestatten dem Architekten sich den Tempel, wie er dereinst gewesen, vollkommen klar im Geiste und in der Zeichnung wiederherzustellen, wie dies auf Grundlage der von Cockerell im Jahre 1811, und von den Gelehrten der französischen Expedition im Jahre 1829 geschehenen Aufnahmen wiederholt versucht worden ist. Wie — ein Beispiel abgerechnet — alle griechischen Tempel steht er mit seiner Eingangsfront dem Osten zugewandt, weicht aber von der genauen Orientirung um beinahe achtzehn Grad ab. Wie man annimmt, bald nach den Perserkriegen, in denen die aiginetische Flotte einen hervorragenden Antheil an dem glänzenden Erfolge bei Salamis nahm, und wohl in Folge gerade dieses Sieges als Zeichen des Dankes geweiht, weisen seine Formen noch die strengere, herbere Richtung der attisch-

dorischen Kunst auf, die erst mit dem Zeitalter des Perikles sich zu ihrer höchsten und freiesten Blüthe entfalten sollte. Es sind aber nicht die Formen seiner Architektur noch eine besonders ausgezeichnete Anlage des in seinen Maßen bescheidenen Bauwerkes, welche ihm eine so allgemeine Bekanntheit und Berühmtheit verschafft haben und die seine Stätte zu einem beliebten Wallfahrtspuncte der Griechenlandspilger machen, sondern vielmehr der im Jahre 1811 bei seiner Durchforschung gemachte glückliche Fund einer ansehnlichen Reihe marmorner, fast lebensgroßer Figuren, welche einst seine beiden Giebelfelder schmückten und heute den vorzüglichsten Schatz der Münchener Glyptothek bilden, während Abgüsse derselben wohl in keiner bedeutenderen Sammlung antiker Bildwerke fehlen.

In dem genannten Jahre segelten die Forscher, welche bald darauf mit eben so großem Eifer wie Erfolge den Apollontempel, den die Phigaleer bei dem arkadischen Bassai errichtet hatten, vermaßen und zeichneten und die seinen herrlichen Cellafries gerettet haben, nach Aigina, um das vermeintliche Panhellenion zu durchforschen. Es waren zwei englische Künstler, Cockerell und Foster, der Nürnbergische Architekt Haller und der Stuttgarter Linkh. Da die Absicht eines gründlichen Studium des merkwürdigen Gebäudes vorlag, so errichtete man ein Zelt unter den Felsen und benutzte eine unmittelbar dabei gelegene Höhle als Wohnung für die mitgenommenen Diener und Janitscharen. Mit drei Arbeitern begann man Stein für Stein und Block für Block umzuwälzen, um die für die Messung wichtigen Theile freizulegen. Am zweiten Morgen schon, als man mit dem Aufräumen im Pronaos beschäftigt war, wurden zwei Köpfe von parischem Marmor entdeckt, darauf kam ein schön geformtes Bein zu Tage und so folgten die Funde vor den beiden Tempelfronten Schlag auf Schlag bis zu einer Anzahl von nicht weniger als sechzehn Figuren und einer großen Menge von dazu gehörigen Bruchstücken. Unter einer deckenden Erd- und Schutthülle von nur drei Fuß hatten sich diese Sculpturen auf das Schönste in ihren Außenseiten erhalten, wenn sie auch bei dem augenscheinlich durch einen Erdstoß verursachten Falle vielfach in Stücke gesprungen waren. Die Freude der glücklichen Finder war eine außerordentliche, aber sie sollte nicht lange ungetrübt bleiben. Mitten während der besten Arbeit des Grabens und Findens erschienen die Primaten der Insel, d. h. die griechischen Gemeindevorstände, welche von dem Capudan-Pascha gegen eine feste Summe die Steuer- und Regierungsrechte gepachtet hatten, und wiesen einen schriftlichen Protest der Inselbewohner vor, nach welchem unter völlig nichtigem Vorwande den Forschern die Weiterarbeit untersagt werden sollte. Es war klar, daß man diesen Schritt nur that, um Geld zu erlangen, und so sandten die Engländer denn ihren Dragoman mit der erschienenen Deputation zur Stadt, um über den Preis zu verhandeln.

In der sicheren Voraussicht aber, daß Aehnliches sich ereignen würde, hatte man bereits ein Boot beordert, welches in aller Stille die bereits gehobenen Schätze nach Athen bringen sollte, und kaum waren die Primaten außer Sicht, als dasselbe in der versteckten Bucht Anker warf, welche einst den Hafen der kleinen aiginetischen Stadt Oia gebildet hatte, dessen alte Molenbauten noch heute bei dem bescheidenen Kirchlein der heiligen Marina unter dem krystallklaren Seespiegel hervorschimmern. Ein Wasseräderchen hat hier hinab vom Tempel aus eine tiefe Runse in den Berg gerissen; darin wurden die kostbaren Beutestücke in der Dunkelheit hinabgeschafft, und in tiefer Nacht mit dem glücklichen Winde der Etäsien ging das Boot von Foster und Linkh geführt unter Segel, während Cockerell und Haller zurückblieben, um mit aller Macht die Weiterarbeit zu betreiben. Nachdem die Funde in Sicherheit waren, kehrten die Freunde aus Athen zurück und es wurde nun zwischen den vier Forschern und den Primaten ein Vertrag geschlossen, nach welchem für die Summe von achthundert Piastern jenen der rechtmäßige Besitz aller schon gefundenen und noch zu findenden Statuen jener Tempelstätte zuerkannt ward. Sechzehn Tage lang arbeiteten die vier Freunde dort oben, bis die Ausräumung neue Funde nicht mehr hoffen ließ und alle Messungen und Zeichnungen des Baues vollendet waren. Während dieser Zeit schlief man Nachts in dem Zelte, während draußen ein mächtiges Feuer brannte, an dem die von den Hirten gekauften Schafe am Spieße gebraten wurden. In ihrem Eifer und der Besorgniß, daß die Arbeiter Werthvolles zerbrechen könnten, arbeiteten die Künstler und Gelehrten selbst mit und ließen sich namentlich nicht nehmen, die werthvolleren und leichter zu beschädigenden Glieder, namentlich die Köpfe und die Extremitäten, mit eigner Hand aus der Erde zu wühlen. Dann ging es in Athen an ein Zusammensetzen der einzelnen Bruchstücke, wozu ein besonderes, geräumiges Haus gemiethet wurde. Nun erst wurde man recht inne, was für ein Schatz hier gehoben war; wenn auch die Bestimmung der dargestellten Scene noch nicht erfolgte, so sah man doch klar, daß man es mit einer Gruppe mächtig bewegter, kämpfender Helden zu thun hatte, bei denen sogleich die Rüstung sehr auffiel. Um die Wirkung des edel-menschlichen Körpers nicht zu schwächen, waren die Krieger fast gänzlich unbekleidet dargestellt, alterthümliche Helme, breite Rundschilde bildeten die Schutzwaffen. Man einigte sich darüber, daß diese Schätze nicht vereinzelt und zerstreut werden dürften, und schloß darüber einen förmlichen Vertrag ab. Dann berichtete Jeder an seinen bezüglichen Minister über den gefundenen Schatz, der für sich allein einen großen Theil eines Museums bilden könne und eines Fürsten werth sei.

Der damalige Kronprinz, spätere König Ludwig I., von Baiern war der Glückliche, welcher die gesammten Funde für die Summe von 20,000 Scudi,

Digitized by Google

gleich etwa 70,000 süddeutsche Gulden an sich brachte und mit mehr Glück als Lord Elgin mit seinen nach England ausgeführten Schätzen besaß, auch unversehrt und vollzählig vom Strande des ägeischen Meeres nach dem der Isar überführen ließ.

Die hohe künstlerische Vollendung, die alterthümliche Stilrichtung der aiginetischen Giebelgruppen erwarb ihnen bald eine europäische Berühmtheit und eine eigene Literatur, in der es an mannichfachen Versuchen nicht fehlt, den Gegenstand der Darstellungen zu erklären. In beiden Giebelfeldern handelte es sich augenscheinlich um den Kampf griechischer Helden um einen gefallenen Kampfgenossen, den die feindlichen Krieger zu sich hinüberzuziehen bestrebt sind. Zwischen beiden Parteien steht in göttlicher Ruhe Athena, den Helden ihres erwählten Volkes die Gewähr des Sieges schon durch ihre Gegenwart verbürgend, ohne selbstthätig in die Handlung einzugreifen. Außer dieser Göttin ist mit Bestimmtheit zu bezeichnen die kniende Gestalt des Herakles, der im Begriffe steht, den Pfeil vom Bogen zu schnellen, eine Figur des minder vollzählig erhaltenen, aber künstlerisch bedeutenderen Ostgiebels. Daß ferner die Feinde Asiaten sind, beweisen Einzelheiten ihrer Tracht und Bewaffnung, daß die Thaten einheimischer, aiginetischer Helden dargestellt sein werden, ist nach dem Fundorte der Gruppen sehr wahrscheinlich. Nun nennen die Schriftquellen uns Telamon und Aias, die Aakiden, und den Achilleus als aiginetische Helden, wenn auch der Erstere schon frühe nach Salamis übersiedelte, wo der Zweite seine hyakinthosgeschmückte Grabstätte fand, und sie berichten von einem Kriegszuge, den Telamon unter dem Beistande des Herakles gegen den trojanischen König Laomedon unternahm. Man nimmt an, daß eine Scene aus diesem Kriegszuge in dem vorderen Giebelfelde dargestellt sein soll; und ist diese Annahme richtig, so gewinnt die Deutung der im westlichen Giebel befindlich gewesenen Gruppe als ein Kampf des Telamoniers Aias gegen die Troer, sei es nun um den Leichnam des Patroklos, wie die Einen, oder um den des Achilleus, wie die Andern wollen, oder, wie wohl am richtigsten ist, um einen gefallenen Griechen überhaupt, sehr an Wahrscheinlichkeit. Wie der Tempel als ein Siegeszeichen nach den Perserkriegen errichtet ward, an denen die Aigineten sich bei Salamis mit höchster Auszeichnung betheiligt hatten, so waren die siegreichen Kämpfe jener aiginetischen Helden, welche zugleich eine so enge Beziehung zu Salamis besitzen, ganz vorzugsweise geeignet, symbolisch das Andenken an die neuen Erfolge der Nachwelt zu erhalten. Der Bau dieses Tempels mit seinem reichen Giebelschmuck bezeichnet die höchste Blüthezeit der Insel, die damals an eine halbe Million Einwohner zählte. Tüchtigkeit zur See und ritterliche Tugend zeichneten ihre Männer aus. Wie es ein Aiginete war, Peleus, der in vergangenen Tagen den fünffachen Kampf, Pentathlon, zu Olympia erfunden

hatte, so finden wir in der Blüthezeit der Insel in jedem der olympischen Wettspiele einen Aigineten als Sieger.

Aber der Blüthe folgte ein schneller Verfall: schon mit dem Jahre 457 verliert die Insel ihre Selbständigkeit an Athen, ihre Mauern werden geschleift, ihre Flotte ausgeliefert. Kaum dreißig Jahre später werden auch die Einwohner vertrieben und wandern nach dem argolischen Thyrea aus, um erst unter Lysander wieder in ihre Heimath zurückzukehren und nun in einem verheerenden Raubzuge furchtbare Rache an den Athenern zu nehmen. Dann hört die politische Geschichte der Insel auf. In wechselndem Besitze der Aitoler, des pergamenischen Königs Attalos und endlich wieder der Athener, erlangt sie erst unter den römischen Kaisern die Autonomie zurück, ohne sich doch einer rechten Blüthe wieder erfreuen zu können. In byzantinischer Zeit unter den isaurischen Kaisern gehört sie zu dem von Theben aus verwalteten Thema Hellas, um dann an all den wechselvollen und beklagenswerthen Schicksalen theilzunehmen, welche über das unglückliche Griechenland hereinbrechen. Der furchtbarste Schlag aber traf das wieder zu einiger Blüthe gelangte Eiland im September des Jahres 1537. Nachdem die Türken im Kampfe gegen die venetianische Flotte unter Andreas Doria eine empfindliche Schlappe erlitten und vergebens die unüberwindlichen Werke von Corfu zu nehmen versucht hatten, wandte sich ihr Zorn gegen die schutzlosen Besitzungen der Republik an der albanesischen Küste, auf den ionischen Inseln, an der Ostküste der Peloponnes und endlich gegen die venetianischen Inseln des aigeïschen Meeres. Der gefürchtete griechische Renegat Khaireddin Barbarossa, aus tunesischen Diensten in die des Sultans übergetreten, war der grausame Vollstrecker dieses Racheactes. Die Veste von Aigina wurde nach verzweifelter Gegenwehr genommen, die Stadt völlig zerstört, die Männer ermordet und an sechstausend Weiber und Kinder in die Sclaverei geschleppt. Der Chronist berichtet, daß die Insel wieder wurde — wie sie zur Zeit des Aiakos gewesen — vollkommen menschenleer. Es war etwa um dieselbe Zeit, als durch dieselbe Hand auf dem blühenden Capri die Veste zerstört ward, die im Volksmunde noch heute den Namen castello di Barbarossa trägt. Etwas mehr als hundert Jahre später, 1654, fällt die wieder erbaute Veste von Aigina aufs neue und für immer; doch blieb die Insel noch bis 1718 in venetianischem Besitze, um dann bis zu dem letzten Freiheitskampfe zwar unter türkischer Herrschaft, aber stets von griechischen Behörden verwaltet zu bleiben. Die neugriechischen Geschichtsschreiber sind gern bemüht, alle Schuld an den mannichfach im Argen liegenden Zuständen des Landes der langen Türkenherrschaft zuzuschreiben. Wenn auch gewiß ein großer Theil der Schuld auf diese Herrschaft zurückzuführen ist, so wird der wahrheitsliebende und ruhige Beobachter den Ausführungen jener Herren doch keineswegs überall

beipflichten dürfen. Wie dem griechischen Volke ein religiöser Zwang nie angethan worden, so hat es unter der türkischen Regierung das Recht der Selbstverwaltung, namentlich in Morea und ganz besonders auf den Inseln, in einem Umfange besessen, wie später nach erlangter Freiheit nie wieder. Mit der provisorischen Regierung des Präsidenten Kapodistrias, die auch in Aigina zeitweise ihren Sitz hatte, geht dieses Recht der Selbstverwaltung der Provinzen und Gemeinden thatsächlich zu Grunde; das System der freien Selbstbesteuerung nach dem Ermessen der Gemeinden weicht dem unheilvollen System der allgemeinen Bruttobesteuerung der Producte, welches, heutzutage noch in Kraft, die fleißige und strebsame Landbevölkerung niemals zu einer gedeihlichen Entwickelung ihres Ackerbaues und ihrer Heerdenzucht kommen läßt.

Die an zweihundert Meter hoch belegene Stätte des Athenatempels ist vorzugsweise geeignet, die Gedanken auf die Schicksale der Insel hinzulenken, weil sie, rings von Fels und Baumwerk umgrenzt, nur den einen Ausblick nach der attischen Küste freiläßt, von der aus ihr diese Geschicke kamen, freilich einen wunderschönen Blick über die blaue Fluth hinüber, den wir, im Schatten eines Mastixstrauches gelagert, lang und voll genossen. Aber der Stand der Sonne mahnte zum Aufbruch: noch einen Gang durch die Trümmerstätte, dann sollte es fortgehen. Doch die gütige Gottheit des Heiligthums hatte uns noch eine überraschende Freude vorbehalten. Wir waren im Hintergrunde der Tempelcella, da, wo das Cultusbild der Göttin gestanden haben muß. Aus dem Schutte unter den gestürzten Blöcken und grau wie dieser lugte ein kleines Schlänglein hervor. Als ich es mit dem Reitstocke hervorstöberte, sah ich, daß es todt und nur die vordere Hälfte einer Schlange war; auffallender Weise hatte aber dieses anscheinend todte Thierchen die lebensvolle, straffe Rundung des Leibes und den lebendigen Ausdruck muskulöser Bewegung vollkommen bewahrt. Ich bückte mich und hob das kleine Ding auf. Hart und schwer lag es in der Hand, und nun erst vermochte ich zu unterscheiden, daß dies kein natürliches Gebilde war, sondern daß vor mehr denn zweitausend Jahren eine griechische Künstlerhand dies Schlänglein mit vieler Sorgfalt und in überraschender Naturwahrheit in Blei geformt und mit dem Stichel nachgearbeitet hatte. Zu klein, um zu jenen Schlangen zu gehören, welche die Aegis der Göttin, die hier aufgestellt war, als Franzen säumten, mag es eher eines der Schlänglein des Meduſenhauptes gewesen sein, das die Aegis schmückte. Rücksichten besonderer Natur haben mir verboten, während meines langen Aufenthaltes in Griechenland die häufige Gelegenheit zu benutzen, antike Kunstgegenstände für ein Billiges für mich zu erwerben. Dies Schlänglein ist das Einzige, was ich aus Griechenland entführt habe, weil es mir schien, als gehöre es zu seinen an der Isar weilenden Stammesgenossen; und da ruht es nun neben dem

großen Elfenbeinauge, welches ebenfalls im Tempel von Aigina gefunden wurde. Daß dieses Auge nicht, wie man gemeint hat, von dem Bilde der Göttin stammt, beweisen seine Abmessungen. Eine Bildsäule, zu welcher dieses Auge paßt, fände in der beschränkten Cella des kleinen Tempels gar nicht Raum.

Das war nun ein bescheidener Fund gegenüber jenen großartigen, die fünfundsechzig Jahre früher an derselben Stelle gemacht waren, und doch versetzte er uns alle drei in eine so frohe Stimmung, daß diese ihren Ausdruck genau in denselben Worten finden könnte, die Cockerell nach seiner Entdeckung schrieb: „You may easily imagine that during the progress of this extraordinary discovery we were not a little surprised at our good fortune, and that among so many centuries we should be the first . . . .“ Ja! es ist ein eigenthümlich reizvoller Sport, das Suchen und Finden von Schätzen der alten Welt, den kaum Jemand nachempfinden kann, der ihn nicht selbst geübt, ein echter Sport und eine Quelle edelster Erregung!

Der Heimritt vom Tempel nach der Stadt in der kühleren Abendzeit ging schnell von statten. Nach der Mahlzeit zog die laue, wundervolle Luft uns wieder ins Freie hinaus. Von dem Mittelzimmer aus führte eine Thür auf einen einfachen Altan; da standen wir und blickten in den unsagbaren Zauber einer südlichen Mondnacht hinaus. Zwischen leichten Federwölkchen — der Taubenschaar aus Paphos, wie sie Goethe bezeichnet — schwebte die goldene Sichel und goß ihren magischen Schein auf die Häuser und Gärten zu unseren Füßen. Die ärmlichen Hütten, deren Dürftigkeit das grelle Licht des Tages enthüllt hatte, die ungepflegten Hecken und Bäume der Gärten, die altersfahlen Cypressen im Hintergrunde — das Alles schmolz nun in dem gedämpften Lichte in große, herrliche Massen zusammen; dahinter flimmerte, ein unermeßlicher silberner Spiegel, das schlummernde Meer. Neben uns im Nachbargarten wiegten sich leise die Zweige einer wundervollen Fächerpalme. „Füllest wieder Busch und Thal still mit Nebelglanz“, sprach leise eine Stimme, und dann klang halblaut eine deutsche Volksweise in die griechische Sommernacht hinaus, eine zweite und eine dritte Stimme fiel ein, daß bald sich in den Nachbarhäusern ein Fensterladen und noch einer öffnete und schwarzlockige neugierige Köpfchen den Weisen lauschten, bis sie wieder verstummten. Dann zog eine Wolke über den Mond; ein kühlerer Nachtwind rauschte durch die Wipfel. Waren das nicht deutlich vernehmbare Worte, die aus den Zweigen flüsterten, Worte, die vor mehr denn zweitausend Jahren ein unsterblicher Sänger zum Preise dieser Insel gesungen, die ein Geschlecht immergrünender Bäume dem anderen zugeraunt hatte?

„Eintagsgeschöpfe! was ist „Jemand"? was „Niemand"?
Eines Schatten Traum sind Menschen. Doch wo ein Strahl
Gottgesendet herabfällt,
Leuchtet heiteres Licht dem Mann und anmuthiges Leben!
Aigina! liebende Mutter, leite zu freier Bahn
Diese Stadt im Schutze des Zeus und des, der mit Aiakos
Herrscher ihr war, des Peleus, und mit dem wackeren
Telamon und Achilleus!"

Von dieser Stadt, vom Markte drunten am Strande, klang noch immer Leben zu uns herauf. War doch morgen ein Hauptfeiertag der Insel, das Fest des Propheten Elias auf dem Gipfel des Panhellenion. Da mußte jedes Haus noch rüsten und Jedermann noch seine Einkäufe auf dem Markte machen zum Backen und Braten. So schlenderten wir noch einmal hinab an das Meer. In dem ungewissen Scheine der Laternen sahen die Marktzelte mit ihrem goldigen und schimmernden Inhalte, den rothen Tomatos und riesigen Melonen noch bunter und malerischer aus, als am Vormittage. Mitten hinein setzten wir uns an eines der zahlreichen Tischchen am Strande, noch eine Tasse herrlichen Kaffees und den milden Rauch der Wasserpfeife zu schlürfen. Dann suchten wir unser zwar hartes, aber doch ziemlich reinliches Lager auf, um einer süßen Nachtruhe zu genießen. Der uns als Zimmernachbar angekündigte griechische Theologe, der sich am Tage schon einmal flüchtig und bescheiden gezeigt hatte, war nicht erschienen. Ob ihm die Nachbarschaft der drei fremden Häretiker mißfiel? Nur ein bescheidenes Reisepäckchen und eine Geige hatte er in einer Stubenecke abgelegt; und als die ersten Strahlen der rosenfingrigen Eos in unser Zimmer gedrungen waren, bemächtigte sich unser schwedischer Professor des kläglichen Instrumentes, um in dem denkbar einfachsten Kostüme durch die drei Zimmer promenirend fremde nordische Weisen erklingen zu lassen, die auch die beiden Anderen schnell vom Lager scheuchten.

Heute galt es, bevor der Dampfer zurückkam, die Reste der alten Stadt in Augenschein zu nehmen. Nur sehr Weniges ist erhalten, aber man erkennt doch noch die scherbenübersäete Hochfläche, wo die Burg gestanden, und die Lage der Unterstadt mit den Resten eines Aphroditetempels, einem geringen Theile seines Unterbaues und einer einzigen, in die Luft ragenden dorischen Säule.

Auffallend groß war die Menge von Thon- und Glasscherben, mit der wir die Fläche der Oberstadt besäet fanden. Die ersteren erinnern an die berühmte Kunstfertigkeit der Aigineten auf dem Gebiete der Keramik. Der Thon der Insel ist außerordentlich geeignet zu feineren plastischen Arbeiten, und so gehören die zahlreichen aiginetischen Vasen, die sich meistens in den Felsgräbern längs des Strandes erhalten haben, zu den feinsten Griechen-

lands. Auf diese Kunstthätigkeit deutet denn auch wohl der Mythus, daß Zeus dem Aiakos Menschen aus der Erde des Landes geformt habe. Die Thonwaarenindustrie blüht noch heute in Aigina, und wenn auch das neuere Geschlecht darauf verzichtet, die edleren Kunstgebilde der Vorfahren nachzuahmen, so liefert es doch eine Menge schätzbaren Hausgeräthes, besonders jene leberfarbenen porösen Krüge, welche die für ein südliches Land unschätzbare Eigenschaft besitzen, das Wasser auch in der größesten Hitze vollkommen kühl zu erhalten. Durch die poröse Wandung sickert soviel von dem Inhalte hindurch, daß der Krug außen beständig naß ist, und daher in einem Untersatze stehen muß. Die beständige Verdunstung auf einer großen Außenfläche erzeugt eine ausreichende Kühlung, um das Wasser frisch zu halten, ja ich konnte mit dem Thermometer feststellen, daß die Temperatur des Wassers, welches eben aus der Quelle kam, in solchem Kruge noch herabging. Nach demselben Princip bindet der australische Schafhirt an den Sattelknopf seines Pferdes einen Beutel von dichtem Segeltuche, in welchem ihm beim scharfen Ritte auch bei der glühendsten Sonne ein kühler Trunk bewahrt bleibt.

Ob auch die Masse der Glasscherben auf eine heimische Industrie hinweist, ist wohl mindestens zweifelhaft, denn die hierzu nöthigen Bedingungen, ein reiner Quarzsand und ein reichlicher Holzbestand fehlten auch im Alterthume der baumkahlen Kalkinsel. Eher deuten diese Glasreste wohl auf einen lebhaften Handel mit asiatischen oder nordafrikanischen Fabrikstätten. Das Glas ist in den verschiedensten Tönen und durch und durch gleichmäßig gefärbt, von besonderer Schönheit sind kornblumenblaue, amethystfarbige und meergrüne Sorten, von denen wir ausreichende Proben sammeln konnten.

Im Uebrigen ist das Innere der Insel arm an Producten: der schöne feste Kalkmergel, ein trefflicher Baustein, aus welchem die Alten den unteren Theil der nordwestlichen Befestigungsmauer der athenischen Burg hergestellt haben, scheint heute nur noch auf der Insel selbst Verwendung zu finden. Desto mehr betrachtet das heutige Inselvölkchen das Meer mit seinen Schätzen als sein Arbeitsfeld. Die Aigineten sind tüchtige Schiffer, Fischer und Taucher. Nicht der edlen Perle gilt hier die Jagd, sondern der eßbaren Tritonsmuschel, mit deren Gehäusen unsere Eltern die Kamine zu zieren liebten, und ganz besonders dem Badeschwamm. Die griechischen Schwämme zählen zu den besten ihrer Art; sie zeichnen sich durch schöne Farbe, Regelmäßigkeit ihrer Form und besonders durch die Feinheit und Zähigkeit ihres Gewebes aus, so daß einzelne Exemplare einen fast unglaublich hohen Preis erzielen: wurde doch auf der pariser Weltausstellung von 1867 ein einziger griechischer Schwamm von der Jury auf 5000 Francs abgeschätzt. Leider geschieht der Betrieb dieser Schwammfischerei ohne jede einsichtige Leitung und ohne wirthschaftliche Grundsätze, und der fortgesetzte Raubbau muß dazu

führen, die unterseeischen Felder arm zu machen und zu verwüsten. Nauplia, Aigina, Hydra, Spezzia und Salamis sind die Vororte für die Gewinnung der Schwämme und deren Handelsvertrieb, dessen jährlicher Ertrag ein sehr wechselnder ist. Während zum Beispiel im Jahre 1870 die Ausfuhrsumme sich auf etwa 200,000 Drachmen = 140,000 Reichsmark belief, stieg sie im folgenden Jahre auf das Dreifache, um 1872 wieder auf nur 160,000 Drachmen = 110,000 Mark herabzusinken. Selbstverständlich fällt von diesem Gewinne nur ein äußerst geringer Theil für die Taucher selbst ab. Häufig sieht man diese braungebrannten armen Teufel zu Zweien in einem kleinen Nachen sitzend ihr mühseliges und gefährliches Handwerk betreiben. Nur bei ruhiger See und nur an Stellen von nicht über zehn Meter Tiefe ist die Gewinnung der Schwämme möglich, denn der Taucher muß seine Beute von oben erspähen können. Dann schießt er plötzlich kopfüber hinab auf den Grund, faßt mit der Linken den Schwamm und schneidet ihn mit einem in seinem breiten Gürtel steckenden Messer ab. Es ist ein sehr anstrengendes und keineswegs gefahrloses Gewerbe, denn wenn auch der Hai an diesen Küsten fast nie erscheint, so hausen in den unterseeischen Höhlen, welche den Hauptfundort für die Tritonmuschel und die Schwämme bilden, dafür zahlreiche große Klappmuscheln, welche bei zufälliger Berührung ihre Schaalen mit großer Kraft schließen und nicht allzu selten die schwimmenden Haare des Tauchers erfassen, so daß nur ein rascher Schnitt mit dem Messer den Gefangenen befreien kann. Auch der Leckerbissen der Griechen, der Tintenfisch, der in griechischen Gewässern freilich selten über ein Meter Durchmesser erreicht, wird dem Taucher oft gefährlich, indem er ihn mit seinen Fangarmen umschließt und seine Bewegung hindert. Die Umarmung der Sepia soll ungemein schmerzhaft sein, weil die acht Fangarme dieses Polypen in Saugnäpfe auslaufen, die sich Schröpfköpfen gleich an das Fleisch setzen, und weil das Thier überdies mit einem harten Papageienschnabel versehen ist, mit dem es kleinere Muscheln und Krabben aufzubeißen im Stande sein soll.

Diese etwaige Gefahr hinderte eine große Schaar aiginetischer Knaben und Jünglinge nicht, an dem heißen Morgen des Eliasfestes sich wacker im Meere zwischen den zahlreichen Klippen umherzutummeln, die der alten Sage nach Aiakos selbst um den Hafen gestreut hat, um die Annäherung feindlicher Fahrzeuge zu erschweren. In einer abgelegeneren Bucht unter überhängenden Felsen verband auch eine Schaar von Aiginetinnen das Nützliche mit dem Angenehmen, indem sie beim Reinigen ihrer Festtagswäsche zugleich des erquickenden Wellenbades genoß und dabei einen Lärm und ein Geschrei verführte, wie weiland die dienenden Genossinnen der Nausikaa am Strande von Scheria. Uns, denen die bald zu erwartende Rückkehr des Dampfers eine gleiche Wohlthat versagte, zwang die glühende Vormittagssonne, unsere Wan-

derung zu beenden. Aber wir bereuten es später, denn mit echt griechischer Unpünctlichkeit traf der erwartete gegen die bestimmte Zeit erst mehrere Stunden später ein, die wir im Schatten einer Strandschenke mit dem Skizziren des prachtvollen Bildes verbrachten, das sich vor uns aufrollte drüben die gezackten Linien der kahlen Berge von Argos, davor das von keinem Hauche bewegte, spiegelglatte Meer, im Mittelgrunde aus ihm auftauchend die vorgeschobenen Posten der Insel, kleine klippenartige Eilande, auf deren fernstem die beiden schneeweißen Kuppeln eines Klösterchens herüberleuchteten, während dem Strande näher die malerischen Reste eines viereckigen Castellbaues aus dem Mittelalter unmittelbar in die Wogen gebaut erschienen, zwischen beiden das kleine moderne Thürmchen mit dem Leuchtfeuer von Aigina. Im Vordergrunde träumte mit gerefften Segeln und schlaffen Wimpeln unbeweglich auf dem lauen Wasser der Schwarm der Fischerboote, deren sonst so fleißige Insassen heut am Festtage behaglich am Strande ihre Wasserpfeife rauchten und blanken Weißwein tranken.

Endlich erschien der Dampfer und nahm die Harrenden auf, um sie nach heißer Fahrt im Peiraieus glücklich abzusetzen. Ein gutes Mahl in dem kühlen Speisesaale des mit den Bequemlichkeiten eines europäischen Hotels zweiten Ranges ausgestatteten Hafengasthauses stärkte die Reisenden zu der noch viel heißeren Fahrt mit der Eisenbahn nach Athen. Die Stadt sah wie ausgestorben aus, denn um diese Jahreszeit wagt sich kaum ein Eingeborener durch die mittäglich glühenden Straßen; die Läden sind geschlossen, Alles schläft mit möglichst einfacher Bekleidung in dem dunklen, luftigen Zimmer. Auch uns umfing bald wohlthätiger Schlummer. Am kühleren Abende findet sich dann Alles, was von der Liebe zum Alterthume nach Athen gezogen ward, auf dem heiligen Mittelpuncte der Stadt zusammen, um von der Zinne des Parthenon des unvergleichlichen Schauspieles zu genießen, wenn sich die Sonne hinter den geranischen Bergen hinabsenkt und über den Hymettos sich die fliederfarbigen Schatten lagern. Weit im Süden stieg aus dem Dufte des Meeres Aigina, das Panhellenion. Und von dem riesigen Platze am hadrianischen Zeustempel, über den die langen Schatten der Akropolis sich breiteten, klang die Musik der Militärbande zu uns herauf — ein Walzer aus „Pariser Leben".

Σκιᾶς ὄναρ ἄνθρωπος!

Königin Luiſe in Stettin.

Von C. Blaſendorff.

Als vor zwei Jahren der Geburtstag der unvergeßlichen Königin Luiſe gefeiert ward und die Blicke unſeres Volkes ſich zu den Stätten wandten, an denen ſie geweilt und die Huldigungen ihrer treuen Unterthanen entgegen genommen hatte, da konnte es nach den Berichten der Feſtſchriften ſcheinen, als ſei gerade Pommern nur ſelten und ganz vorübergehend die Ehre ihrer Anweſenheit zu Theil geworden. Selbſt in der ausführlichen Lebensbeſchreibung von Adami las man wenig von Beziehungen der hohen Frau zu dieſem Lande; nahm man die Mittheilungen über die Reiſe durch die Provinz im Jahre 1798 aus, ſowie die aus dem Leben Nettelbecks entlehnten Nachrichten über die 1809 bei der Rückkehr aus Königsberg zu Stargard veranſtalteten Feſtlichkeiten, ſo blieb wenig übrig, was man als werthvoll bezeichnen möchte. Selbſt der längſte Beſuch der Provinz, ich meine den Aufenthalt zu Stettin im März 1806, iſt dem Biographen völlig entgangen, obſchon nicht nur die Veranlaſſung, ſondern namentlich auch der Zeitpunct allgemeinere Beachtung verdient.

Hier in dieſer Stadt beging nämlich die Königin Luiſe vor zweiundſiebenzig Jahren das letzte große Feſt vor dem Ausbruche des unglücklichen Krieges und, was weit wichtiger iſt, die letzte fröhliche Feier ihres Geburtstages. Ich will verſuchen, auf Grund der mir zugänglichen Quellen, unter denen die Stettiner Zeitung die ergiebigſte iſt, eine Schilderung der ſchönen Tage zu geben.

Veranlaſſung zu dem Entſchluſſe des Königspaares, ſich nach Pommern zu begeben, waren die politiſchen Verhältniſſe jener Zeit. Der Preßburger Friede nöthigte bekanntlich den Kaiſer Alexander von Rußland, ſeine Truppen ſchleunig aus Deutſchland zurückzuziehen. Ein Corps unter dem General Grafen Tolſtoy, das zu einer Expedition in Niederdeutſchland beſtimmt geweſen war und Hannover beſetzt hatte, trat demzufolge ſeinen Rückmarſch durch Mecklenburg und Pommern an*); eine kleinere Abtheilung deſſelben ſollte bei Schwedt am 7. März, die Hauptmacht in den Tagen vom 8. bis 11. März bei Stettin die Oder überſchreiten. Es war gewiß ein in die Augen fallender Beweis aufrichtiger Freundſchaft, daß Friedrich Wilhelm III. ſich entſchloß, im Vereine mit ſeiner Gemahlin die Truppen zu begrüßen und ſo ſeinen Kindern die Feier eines traulichen Familienfeſtes zu entziehen. Das

*) Die Bemerkung bei Häuſſer: „Das brittiſch-ruſſiſch-ſchwediſche Corps in Hannover . . . ſchiffte ſich wieder ein", iſt demnach ungenau.

Fürstenpaar wollte am 6. März von Berlin nach Schwedt fahren, am 7. dort verweilen und am 8. nach Stettin weiterreisen, um hier inmitten der treuen Pommern die Sorgen des Augenblicks für einige Tage zu vergessen.

In der freundlichen Gesinnung gegen den russischen Kaiser begegneten sich die Anschauungen des Königs auf das glücklichste mit denen der Stettiner Bürgerschaft. Eine Art Familienband verknüpfte nämlich seit längerer Zeit die Bewohner der pommerschen Hauptstadt mit dem Petersburger Hofe. Die Stadt Stettin war stolz darauf, der Geburtsort zweier russischen Kaiserinnen, der berühmten Katharina und der noch lebenden verwittweten Maria, der Gemahlin des Kaisers Paul, gewesen zu sein, und durfte sich rühmen, daß ihre Töchter sich gern ihrer Heimath erinnert hatten. Manche Beweise kaiserlicher Huld waren des Zeuge. So hatte seit 1762 Katharina der Stadt je ein Stück sämmtlicher goldenen Medaillen übersandt, welche sie während ihrer Regierung hatte prägen lassen, und 1763 der Schützencompagnie der Kaufmannschaft ein Geschenk von tausend Dukaten gemacht. Kaiserin Maria, deren eine Pathe, die Generalin von Podewils, geb. Gräfin von Lehndorf, noch in Stettin wohnte, hatte sodann vor zwei Jahren dem Lyceum zum Jubiläum hundert Dukaten zugewandt. Aber auch Kaiser Alexander hatte die so fest gewurzelte Verbindung gepflegt und nicht nur der Stadt die goldene Krönungsmedaille, sondern auch der Schützencompagnie tausend Dukaten und dem Lyceum tausend Rubel gespendet. Mit Rücksicht auf diese Beweise der Huld hielt der Magistrat sich für verpflichtet, durch eine gastliche Aufnahme der durchziehenden russischen Truppen den Gefühlen der Dankbarkeit und Ehrfurcht gegen das kaiserliche Haus Ausdruck zu geben. Als nun gleichzeitig verlautete, daß das königliche Paar zu derselben Zeit in Stettin anwesend sein und die Königin hier ihren Geburtstag feiern würde, so galt es nun, die Pflichten der Treue und Ehrerbietung mit denen gastlicher Gesinnung zu vereinen. Es trat also der Magistrat mit den Altermännern der Kaufmannschaft und der Schützencompagnie in Verbindung, und es ward einhaltig beschlossen, für das gesammte russische Offiziercorps einen Ball und ein Souper im Börsensaale am Bollwerk zu veranstalten, den Truppen aber ein Frühstück, bestehend in Semmel und Franzbranntwein, theils in ihren Quartieren vor der Stadt, theils auf dem eine halbe Meile jenseits der Stadt gelegenen Zollhause nach ihrem Durchmarsche zu geben. Die königlichen Herrschaften aber sollten feierlich empfangen, am Geburtstage der Königin die Stadt erleuchtet und jede mögliche Freude und Ehrfurchtbezeugung an den Tag gelegt werden. Seit 36 Jahren nämlich war der Stadt nicht die Ehre zu Theil geworden, ihren Landesherrn bei sich zu haben, und noch nie hatte sie das Glück gehabt, ihre Königin innerhalb ihrer Mauern zu sehen. Leider war man genöthigt, gerade auf den Theil der in Aussicht ge-

nommenen Festlichkeiten zu verzichten, welcher die größte Betheiligung ermöglicht hätte. Der König ließ nämlich durch den Minister von Voß den dringenden Wunsch aussprechen, der Magistrat möchte alle öffentlichen Ehrenbezeugungen unterlassen und von einer feierlichen Einholung absehen. Man mußte also die Vorbereitungen zu den Empfangsfeierlichkeiten, welche bereits eingeleitet waren, einstellen und sich auf die Ausschmückung der Häuser beschränken. Aber der Bevölkerung Gelegenheit zu bieten, auf eine der Denkungsweise des Königspaares entsprechende Art ihrer Freude Ausdruck zu geben, veranstalteten angesehene Männer eine Sammlung, deren Ertrag am Geburtstage der Königin an die Armen vertheilt werden sollte.

So kam der März heran, die Spannung wuchs. Die Stettiner Zeitung vom 7. März legte in einer Ode, welche die Ueberschrift trug: „Freudiger Zuruf an die Einwohner von Pommern bei der Gegenwart unseres allgemein verehrten Königs" davon Zeugniß ab. Das Gedicht pries das Glück, welches der Provinz zu Theil werde, und feierte in schwungvollen Worten Friedrich Wilhelm als den Schutzgott Norddeutschlands. Die damaligen Leser übersahen sicher in ihrer Freude, daß an der Ode mehr die gute Absicht, als die Ausführung zu loben war.

Von nah und fern trafen zahlreiche Fremde ein, um das königliche Paar zu begrüßen oder wenigstens zu sehen. Ich nenne den Prinzen von Braunschweig-Oels, der als General in Prenzlau stand, den Generallieutenant von Pirch, der in Stargard commandirte, den General Tolstoy mit seinem Stabe.

Trotz der schweren Sorgen, welche der Februar gebracht hatte — ich erinnere an die Besetzung Hannovers und den traurigen Cessionsvertrag von Paris vom 15. Februar — hielt der König doch an der beabsichtigten Reise fest. Der Vertrag war am 3. März unterzeichnet, am 5. reiste der preußische Gesandte Lucchesini mit demselben nach Paris zurück, auch der Minister von Schulenburg-Kehnert, der die Verwaltung von Hannover besorgte und nach Berlin gekommen war, um sich neue Instructionen zu holen, war abgefertigt. Dringende Geschäfte von Wichtigkeit waren für den Augenblick nicht zu erwarten, die politische Stille gestattete also eine kurze Erholung.

Am 6. März früh fuhr das königliche Paar in Begleitung der königlichen Prinzen Heinrich, Wilhelm und August (Ferdinand), sowie des Prinzen Radzivil aus Berlin ab. Im Gefolge befand sich das Personal der Generaladjutantur, der Oberstlieutenant und Generaladjutant von Kleist, die Kriegsräthe Scheel und Richter, sodann der geheime Cabinetsrath Beyme und der Cabinetssecretär Büttner; denselben hatte sich außerdem eine große Anzahl Offiziere vom Generalstabe, desgleichen von der Berliner und Potsdamer Garnison angeschlossen. Die königlichen Herrschaften kamen Nachmittags wohl-

behalten in Schwedt an und übernachteten auf dem Schlosse. Am folgenden Tage nahmen dieselben vor der Stadt das fünftausend Mann starke russische Corps, das aus je einem Regiment Husaren, Jäger und Infanterie, einer Batterie schweren Geschützes und einem Pulk Kosaken bestand, in Augenschein und begleiteten es durch die Stadt bis über die Oderbrücke. Nach der Rückkehr wohnten sie der Taufe der Tochter des Generalmajors von Pelet, des Chefs des Schwedter Dragonerregiments, bei. Die Majestäten und die königlichen Prinzen geruhten, die Pathenstelle zu übernehmen, und die Königin das Kind über der Taufe zu halten. Mittags fand auf dem Schlosse große Tafel statt, zu der die Generalität und die Stabsoffiziere eingeladen waren.

Am 8. Morgens traten die königlichen Herrschaften mit ihrem Gefolge die Weiterreise nach Stettin an. Eine Meile vor der Stadt bei dem Dorfe Pritzlow empfingen sie die erste Bewillkommnung, hier harrten der hohen Gäste trotz des Verbots Abtheilungen von jungen Kaufleuten, von Handlungsdienern und die Innung des Schlächtergewerks.

Ein Bericht der Spenerschen Zeitung setzt mich in den Stand, den Aufzug dieser Ehrengarde näher zu schildern.

Die Herren der Kaufmannschaft trugen blaue Röcke mit hellblau sammtnen Kragen und Aufschlägen, letzteres beides mit einer von Gold gestickten Einfassung, auf der rechten Schulter eine goldene Epaulette, weiße Unterkleider und Säbel mit goldenem Porte-épée an einer goldenen Koppel. Die Handlungsdiener trugen dunkelblaue Röcke mit rothen Kragen und Aufschlägen, letzteres beides mit Gold gestickt, blaue, lange Tuchbeinkleider, den Säbel an einem schwarz lackirten ledernen Bandelier, das über der Schulter hing. Beide Abtheilungen hatten dreieckige Federbüsche auf den Hüten. Die Schlächter aber hatten braune Röcke mit hellrothen Atlaswesten angelegt. Die letzteren ritten neben dem Wagen Ihrer Majestäten, während die Kaufmannschaft demselben folgte.

Eine dreimalige Salve aus den auf dem Hauptwalle aufgefahrenen Kanonen verkündigte um elf Uhr die Ankunft des königlichen Paares. Unter dem lebhaften Jubelrufe einer zahllosen Menge, welche die Straßen von dem Berlinerthore an füllte, fuhr dasselbe zu dem Landständehause, das zum Absteigequartier bestimmt war. Vor demselben stand die Schützengilde in zwei Reihen aufmarschirt und bewillkommnete die hohen Reisenden mit klingendem Spiele. Beim Aussteigen aus dem Reisewagen wurden die Majestäten von der in Stettin residirenden Prinzessin Elisabeth von Braunschweig herzlich begrüßt, außerdem waren das Offiziercorps, die Landescollegien, sowie Deputirte der Landstände, des Magistrats und der Kaufmannschaft zum Empfange erschienen. Nach einem kurzen Aufenthalte, während dessen die Königin sich der versammelten Menge am Fenster zeigte, setzte sich der König

zu Pferde und sprengte an der Spitze der Generalität vor das Berliner Thor, wo die russische Brigade des Generalmajors von Kogin, bestehend aus fünf Schwadronen Küraſſieren Kogin (achthundertsechsunddreißig Mann), einer Abtheilung reitender Artillerie mit vier Geschützen und hundertsechsunddreißig Mann uralscher Kosaken, in Parade aufgestellt war. Die Königin folgte in einem offenen, von Berlin gesandten königlichen Wagen. Nachdem die königlichen Herrschaften die Parade über die Truppen abgenommen und ihren Uebungen unter Beifallsbezeugungen zugeschaut hatten, geleiteten sie dieselben zur Stadt und ließen sie hier noch einmal an sich vorbeimarschiren.

Mittags war im Ständehause bei den Majestäten große Tafel, zu der unter Anderen die Prinzessin Elisabeth, die russischen Generale und Stabsoffiziere geladen waren. Nach derselben beehrten sie auf einige Stunden den von dem russischen Consul Hübner zu Ehren des russischen Offiziercorps veranstalteten Ball mit ihrer Gegenwart. Die Königin, welche den Tanz liebte, nahm auch hier an demselben Theil. Um neun Uhr verfügten sich sämmtliche hohe Herrschaften zu einem Souper bei der Prinzessin Elisabeth.

Am folgenden Morgen empfing der König eine Deputation der Kaufmannschaft und gab derselben die tröstliche Versicherung, daß vorläufig eine feindliche Behandlung der Schifffahrt und des Eigenthums der preußischen Unterthanen von Seiten der englischen Regierung nicht zu besorgen sei, dann begab sich das königliche Paar wieder vor das Berliner Thor, um die russische Brigade von Wederofski, welche aus je drei Bataillonen des Kexholmschen Musketier- und des Petersburger Grenadierregiments nebst zwei Compagnien Artillerie mit zwölf Geschützen bestand, manövriren zu sehen. Nach dem Abmarsch in Parade sah die Königin aus der Wohnung des Landschaftsdirectors von Bonin in der breiten Straße dieselben nochmals vorüberziehen. Das militärische Schauspiel wiederholte sich, wie ich gleich an dieser Stelle erwähne, auch an den beiden folgenden Vormittagen. Am 10. erfolgte die Parade und der Abmarsch der Brigade Mosawsky, bestehend aus dem zwanzigsten Jägerregiment und dem Grenadierregiment Powlavsky, und am 11. der der Brigade Alexien, bestehend aus drei Bataillonen Belosofsky, drei Bataillonen Resan, einer Compagnie Artillerie und hundertundeinundfünfzig donschen Kosaken. Sämmtliche Truppen wurden in dem jenseit Stettin gelegenen Dörfern einquartiert und erhielten vom Könige ein Geschenk von siebentausend Thalern. Diejenigen, welche bei dem Wagen der Majestäten gesungen hatten, bekamen außerdem zwanzig Friedrichsd'or.

Am 9. Mittags war wiederum große Tafel bei den Majestäten. Am Abende fand dann der von dem Magistrat und der Kaufmannschaft zu Ehren des russischen Offiziercorps veranstaltete Ball im Börsensaal statt. Dieser war im plantikowschen Hause (an der Ecke des Bollwerks und der Mittwoch-

straße) gelegen und ward als Vergnügungslocal von der unterstädtischen Ressource benutzt, welche hauptsächlich aus Kaufleuten bestand. Zu dem Balle waren außer den königlichen Herrschaften und deren Begleitung eingeladen die Prinzessin Elisabeth, die anwesenden preußischen Generäle und Stabsoffiziere, die Chefs der königlichen Landescollegien und die Stettiner Departementsräthe. Der beschränkte Raum gestattete leider nicht, die Einladung auch auf die Subalternoffiziere und sonstige Standespersonen auszudehnen. Das Gebäude strahlte im Lichterglanz. Es war mit sechstausend farbigen Lampen bis zum Dache durch alle drei Stockwerke glänzend erleuchtet; von dem Balkon reichte bis zur Erde ein Tempel, mit Rußlands und Preußens Genius nebst Attributen geschmückt, herab. Er trug die Inschrift: „Mögten Rußlands und Preußens Fürsten einen unauflösbaren Freundschaftsbund mit einander knüpfen, wie glücklich würden dann nicht Ihre Unterthanen sein!"

Auf beiden Seiten des Hauses bis zum Wasser waren zwei Triumphbogen gebaut und durch Lampen erleuchtet. Auf jedem derselben prangte der russische und preußische Adler mit der Unterschrift:

Gesegnet sei der Bund der edlen Fürsten!
Heilig sei den Völkern die Eintracht ihrer Herrscher!

Auf der entgegengesetzten Seite der Oder aber war eine Sonne aus achthundert Stück brennenden Lampen gebildet, darunter war ein Gebüsch von Tannenzweigen angebracht, aus der sie heraufzusteigen schien. Schaulustige in Menge umstanden das Festhaus oder schauten vom jenseitigen Oderufer auf das Gewühl und die von der langen Brücke heranfahrenden Wagenreihen.

Begleitet von den Prinzen Heinrich, Wilhelm und August Ferdinand, dem Prinzen Radziwil und dem Prinzen von Braunschweig-Oels erschienen der König und die Königin. Sie wurden vor dem Hause von den Deputirten des Magistrats und der Kaufmannschaft empfangen und in den gefüllten Saal geführt. Die Stille, welche die Anwesenheit der Majestäten hervorrief, wurde erst unterbrochen, als die Königin die Gnade hatte, das Zeichen zum Beginn des Balles zu geben. Sie selbst eröffnete denselben mit dem Prinzen Wilhelm. Bald war allgemeine Fröhlichkeit an Stelle des steifen Ceremoniells getreten, denn einmal betheiligte sich die Königin lebhaft am Tanze und andererseits unterhielten sich die Majestäten mit einer großen Anzahl von Personen ohne Rücksicht auf Stand in leutseliger und gewinnender Weise und sprachen ihren Beifall über die getroffenen Anordnungen aus.

Drei Stunden schenkten die königlichen Herrschaften der Gesellschaft die Ehre ihrer Gegenwart, sie würden gewiß noch länger verweilt und das für

sie bereit gehaltene Mahl eingenommen haben, hätte sie nicht das vom Gouverneur von Romberg gegebene Fest genöthigt, bald nach zehn Uhr aufzubrechen. Der Ball selbst endigte zur größten Zufriedenheit Aller erst um fünf Uhr Morgens. Das Andenken an denselben erlosch aber für Jahrzehnte nicht. Glücklich der, welcher die schöne Königin auch nur zu sehen Gelegenheit gehabt hatte! Manche Anekdote trug sich von Mund zu Mund. Ich erwähne zwei, die sich erhalten haben.

Die Königin sprach zu ihrem Gemahle über die glänzenden Toiletten der anwesenden Damen, dieser aber erwiderte: „Ja, mein Kind, das sind auch die Stettiner Kaufmannfrauen, du bist aber nur eine einfache Soldatenfrau." Beglaubigt ist folgender Zug: Die Hitze war groß. Nach einem angreifenden Walzer wandte sich die Königin an einen hinter ihr stehenden dicken Weinhändler (nach einer Mittheilung Kyburg, nach anderer Kollhoff) mit dem Ausrufe: „Es ist hier schrecklich heiß!" Da sprach der durch die königliche Huld geehrte Mann die geflügelten Worte: „Majestät, das macht die Vielheit der Menschheit."

So war denn der 10. März, der Geburtstag der gefeierten Königin, angebrochen. Die an diesem Tage erscheinende „Stettiner Zeitung" gab in einer Ode voll schwunghafter Wendungen dem Entzücken über die Anwesenheit der Königin Ausdruck. Das Gedicht nennt sie die edle, die sanfte, feiert sie als die beste Monarchin Europas und läßt sogar die Säuglinge das Lob derselben stammeln. Der Magistrat hielt es aber für seine Pflicht, nicht nur dem Königspaare seinen Dank für die Gnade des Ballbesuchs, sondern auch Namens der Stadt der Königin seinen Glückwunsch auszusprechen und zugleich zu bitten, zum Andenken an dies frohe Ereigniß die Mühlenstraße, in der das Ständehaus lag, künftig Luisenstraße, und den daran stoßenden weiten Paradeplatz, auf dem die Statue Friedrichs des Großen stand, Königsplatz nennen zu dürfen. Die Königin nahm die treu gemeinten Glückwünsche gnädig auf, und beide Majestäten gewährten unter Zusicherung der Fortdauer ihrer Gnade die vorgetragene Bitte. Sodann überreichte die Schützengilde ein Glückwunschgedicht. Nach der Rückkehr von der Parade ward der Königin der Glückwunsch der Kaufmannschaft durch zwölf weiß gekleidete Töchter derselben überbracht, wobei Fräulein Wißmann eine kurze Ansprache hielt. Darauf war Gratulationscour und große Mittagstafel. Bei Beendigung derselben ward die Königin dadurch überrascht, daß vierzehn junge Soldatensöhne des Regiments von Borcke in der Grenadieruniform dieses Regiments, wie sie zur Zeit Friedrichs des Großen getragen ward, mit einem Unterofficier und einem Tambour an der Spitze in den Speisesaal eintraten, um die Tafel herummarschirten und als Abgesandte des großen Königs aus dem Elysium der Königin ein Gedicht überreichten. Die stramme

militärische Haltung und die Fertigkeit im Exerciren gefielen derartig, daß der König die jungen Krieger öffentlich lobte und befahl, daß sie nicht nur gespeist und getränkt, sondern von diesem Tage an die Löhnung der diensthuenden Soldaten erhalten sollten. Auch ihre Vorgesetzten wurden nicht vergessen. Der Commandeur des Regiments, Oberst von Frankenberg, erhielt ein ansehnliches Geschenk an Geld und der Feldprediger Gaß eine schöne goldene Tabatière.

Die „Vossische Zeitung" hat das erwähnte Gedicht, das vermuthlich den Feldprediger zum Verfasser hat, in der Nummer vom 22. März veröffentlicht. Es trägt die Aufschrift: Friedrich II. aus Elysium an die allverehrte Königin Luise von Preußen durch die Enkel seiner Krieger am 10. März 1806 und lautet also:

Was da lebt im Licht der Sonnen
Ruhig, heiter, engelrein,
Schließt schon dort der Sel'gen Wonnen
In des Lebens Dunkel ein
Geister aus verklärten Höhen
Schweben zu der Erde Rund,
Leise wie der Lüfte Wehen
Knüpfen sie der Liebe Bund.

Königin, auch Dich umschweben
Frohe Schatten wunderbar
Und mit Aetherglanz umweben
Sie Dir Lippe, Wang' und Haar.
Mir ertönt in weiter Ferne
Deiner Rede holder Laut,
Und am äußersten der Sterne
Bin ich Deinem Sinn vertraut.

Heut' auch nimm der Liebe Zeichen
Schöne Tochter von mir an,
Dieses Blatt. — Doch die es reichen,
Sind mir nicht mehr unterthan.
Enkel sind sie meiner alten
Helden, die in dichten Reih'n
Junge, blühende Gestalten
Ehrfurcht Dir und Treue weih'n.

Höre! Meines Geistes Töne
Flüstern ein prophetisch Wort:
Lange noch in holder Schöne
Windet sich Dein Leben fort.
Es umblüht in reicher Fülle
Dich der Kinder froher Kranz,
Leicht geschürzt in heitrer Stille
Gleitet Dir der Horen Tanz.

Immerdar in meinen Händen
Ruhet Deines Hauses Ruhm
Und die Kraft, das Glück zu wenden,
Ist auch hier mein Eigenthum.
Fürchte nie des Schicksals Tücke,
Deines Preußens feste Macht
Läßt dem Unglück keine Lücke
Und mein treues Auge wacht.

Ob noch sonst eine militärische Festlichkeit an diesem Tage stattfand, darüber geben die Berichte keine Kunde, dagegen verzeichnen sie genau die Zuwendungen, welche den Armen gemacht wurden. Es war gewiß ein glücklicher Gedanke, am Geburtstage der Landesmutter den armen Landeskindern eine Freude im Sinne jener zu bereiten. Patriotische Männer hatten die

Sammlung vorgenommen und zwar im Stillen. Weder die Namen der Geber noch die gezeichneten Summen wurden veröffentlicht, die Beitragenden suchten, so heißt es in einem Berichte, ihren Lohn in dem Bewußtsein einer guten Handlung. Der Ertrag wurde theils zur Speisung der Stadtarmen, theils zu Geschenken an die verschämten Armen und die rumfordsche Speiseanstalt verwendet. Und so reichlich waren die Spenden geflossen, daß z. B. die Stadtarmen Brot, 24 Scheffel Erbsen und 1700 Pfund Fleisch erhalten und 24 Waisenkinder mit Braten und Wein erquickt werden konnten. Auch die Kranken der vor acht Tagen wieder eingerückten preußischen Truppen, des Regiments von Borcke und des Grenadierbataillons Schlieffen vom Regiment Owstien wurden nicht vergessen, es wurden ihnen 15 Thaler 8 Groschen ins Lazareth geschickt. Für die Stadtarmenkasse waren trotzdem noch 300 Thaler übrig geblieben. Genug, man sieht, das Geben kam diesmal wirklich von Herzen.

Als der Abend anbrach, begann die allgemeine Erleuchtung der Stadt. Besonders glänzend war sie an der Oder, wo der Lichtglanz des Börsenhauses und dreier Gartenhäuser sich in den Fluthen spiegelte und mit dem vereinigte, welchen ein mit vierhundert Laternen behängter Dreimaster an der langen Brücke auszustrahlen schien. In der Stadt zogen besonders die Oder- und die Schulzenstraße, sowie der Roßmarkt die Aufmerksamkeit auf sich und von einzelnen Gebäuden zeichneten sich namentlich die Landschaftscasse, die Bank, die neue Ressource und das Seglerhaus durch ihren Lichterglanz aus.

An vielen Häusern waren Transparents angebracht, deren Inschriften der Treue gegen das königliche Paar Ausdruck gaben; einzelne nahmen auch Bezug auf die damaligen politischen Verhältnisse und die Freundschaft mit dem russischen Kaiser. Es liegt mir eine bald nachher bei Leich erschienene genaue Beschreibung der Illumination*) vor, der ich das Wichtigste entnehme. Vorweg bemerke ich, daß die Inschriften meist wenig poetisches Geschick bekunden, ob der Pinsel des Malers glücklicher gewesen, wage ich nicht zu entscheiden.

Beliebt war die Darstellung eines brennenden Herzens oder eines Altars mit heller Opferflamme unter Hinweis auf die Königin und ihren Geburtstag. So standen an einem solchen Transparente die naiven Worte:

Verschmähe nicht, Louise, Bürgerpflicht,
Wir segnen Dich, vergiß uns nicht.

An einer andern Stelle reichte ein Genius der Königin einen Kranz und darunter war zu lesen:

*) Ich verdanke sie den Bemühungen des Herrn Professor Hering in Stettin, dem ich auch an dieser Stelle dafür meinen Dank aussprechen möchte.

Der Königin die Kron' und hohen Glanz,
Der guten Landesmutter dieſen Kranz.

Auch der häuslichen Tugenden der hohen Frau war gedacht. An einem Fenſter ſah man die Liebesgöttin gemalt und darunter die Worte geſchrieben:

Liebe, die Göttin der Mutter — ſie lebt ſchön in Louiſen,
Liebe, die herrlich entkeimt nur dem hohen Gemüth;

an dem andern Fenſter waren der Treue folgende Bemerkungen beigefügt:

Treue in Liebe — ſie wohnt in der Frauen erhabenem Vorbild,
Denn, wo die Mutter erſcheint, iſt auch die Tochter nicht fern. —

Auch der Friede und ſeine Segnungen waren in Schrift und Bild vielfach verherrlicht. Man ſah Schiffe unter preußiſcher und ruſſiſcher Flagge auf offener See, am Ufer Magazine, wo Waaren aus und eingeladen wurden und in der Ferne eine Seeſtadt mit bekannten Thürmen. Der preußiſche Adler breitete darüber ſchützend ſeine Flügel. Man las unter Anderm:

Stärke mit feſtem Muth — ſie lebt in Friedrich Wilhelm,
Stärke, die ſchützt und erhält; Stärke, die wehret den Krieg.

oder:

Wenn ſeinen Souverän Frankreich mit Lorbeeren ſchmückt,
Fühlt Preußens Unterthan, wie Fried' und Ruh beglückt.

Natürlich fehlten auch die Bilder des Königs und des ruſſiſchen Kaiſers nicht; auf einem Transparente reichten ſie ſich freundſchaftlich die Hände und darunter ſtand:

Wohl den Fürſten, die Tugend, Freundſchaft und
Häusliches Glück verbindet und die der Stolz ihres
Volkes ſind!

Der Haupteingang des Gymnaſiums war mit einem großen Gemälde geziert, auf dem Minerva den Zögling der Muſen von den Stufen ihres Tempels zum Altare der Dankbarkeit führte und ihn von dieſer Göttin am lodernden Altare zum Dienſte des Vaterlandes einweihen ließ. Die Seitengänge enthielten allegoriſche Gemälde, die auf den Werth der Wiſſenſchaften und auf den geliebten Vater des Vaterlandes als den Erhalter des Friedens hinwieſen. Die Inſchrift Omne immensum peragravit mente animoque erklärte den Sinn des einen Gemäldes, auf dem der Genius der Wiſſenſchaft mit einem Sehrohr zum Himmel emporſchaute. Auf dem Gemälde am zweiten Seiteneingange befand ſich im Hintergrunde der verſchloſſene Janustempel, im Vordergrunde der geöffnete Tempel der Weisheit mit der Unterſchrift:

Jani templum clausit, reclusit Musarum templa.

Schließlich ſei erwähnt, daß auch der Humor ſich hervorgewagt hatte. Ein Friſeur hatte ſeinem Unmuthe über die herrſchende Mode dadurch Luft

gemacht, daß er einen Tituskopf an seinem Fenster aufgestellt und folgende Unterschrift beigefügt hatte:

Die Mode raubt auch mir das Brot.
Es läßt sich niemand mehr frisiren,
Der Tituskopf vermehrt die Noth:
Wie kann ich viel illuminiren?

Zum Beweise dafür aber, wie allgemein die Illumination gewesen, will ich endlich noch hinzufügen, daß selbst die Baugefangenen in den Kasematten ihre vergitterten kleinen Fenster mit Lichtstümpfchen erleuchtet und einer auf einem Blättchen Papier die Inschrift angeheftet hatte:

Sitz ich gleich im finstern Loch,
Ehr' ich meinen König doch.

Während die Menge die Straßen erfüllte und sich an der Illumination ergötzte, versammelte sich eine zahlreiche Gesellschaft in den im Hause des Rendanten der Kriegscasse Wißmann (große Domstraße jetzt Nr. 22 und im Besitze des Kaufmann Schön) gelegenen Räumen der oberstädtischen Casinogesellschaft. Diese, welche aus Mitgliedern des Adels, der Beamten und Kaufleute bestand, gab nämlich einen Fremdenball. Da das Lokal groß war und den Wünschen der Mitglieder eine größere Ausdehnung gestattete, so hatte man nicht nur das russische, sondern auch das gesammte preußische Officiercorps eingeladen und jedem Mitgliede erlaubt, seine fremden Freunde einzuführen, so daß die Gesellschaft gegen tausend Personen zählte. Das größte Glück aber, das der Gesellschaft zu Theil ward, war, daß die königlichen Herrschaften, nachdem sie die Illumination in Augenschein genommen hatten, erschienen und dem Feste von Anfang an bis in die Nacht hinein ihre Gegenwart schenkten. Den Eindruck des Festes schildert ein Berichterstatter so: „An die Stelle des steifen Ceremoniösen der älteren Zeiten trat hier eine anständige Aufmerksamkeit und Politesse gegen die Fremden ein, und so war der Beherrscher für die Zeit des Vergnügens der liebevolle Landesvater unter seinen Kindern, und der unaussprechlich leutseligen Königin flogen alle Herzen entgegen. Andere Schwierigkeiten, die bei einer so zahlreichen Anwesenheit unvermeidlich sind, ließen sich noch bekämpfen, nur nicht die Neubegierde, die angebetete Königin zu sehen und sie tanzen zu sehen, mit dem Wohlbehagen, sich an ihrer theilnehmenden Freundlichkeit zu weiden. Diese schienen nicht gesättigt werden zu können, und man mußte nur nachgeben. Die höchsten Herrschaften bezeigten ihre besondere Zufriedenheit und man schmeichelt sich, daß auch das kaiserlich russische Militär in der künftigen Entfernung dieser Stadt sich mit Geneigtheit erinnern werden."

Digitized by Google

Von Einzelheiten erwähne ich folgende*): Die Königin tanzte mit den russischen Generälen; um aber auch ihren Unterthanen eine Ehre zu erweisen, führte sie eine Polonaise auf, ließ aus der Gesellschaft eine Anzahl Paare gleich hinter sich antreten und klaschte dann mit einigen Umgängen ab, so daß zwölf Paare das Glück hatten, mit ihr wenigstens einige Schritte zu tanzen. Ihrer Herablassung gleich kam die Milde des Königs; die jungen Leute der Gesellschaft hatten, um auch ungestört die Freude des Tanzes genießen zu können, sich in die obere Etage des Hauses in einen besonderen Saal zurückgezogen und die Hauptsäle den Gästen überlassen. Unerwartet trat der König mit den Worten unter sie: „hier ist es, wo die wahre Freude wohnt." Der Tanz ward aus schuldiger Ehrfurcht unterbrochen, aber der König bat zuerst fortzufahren, dann als man nicht gehorchte, befahl er die Fortsetzung des Tanzes in mildem Ton. Hier ward ihm der Oberempfänger Wißmann, Besitzer des Hauses, von dem Generallieutenant von Pirch mit dem Beisatze: „ein braver Mann und Vormund meiner Kinder" vorgestellt; der König entgegnete: „ein braver Mann? — wohlan, der brave Mann soll Kriegsrath sein".

Auch der 11. März ging nicht ohne Festlichkeit vorüber. Am Abende gaben die Majestäten in dem Landständehause der russischen Generalität einen Ball.

Der 12. war der Tag des Scheidens. Am Vormittage ließ der König noch die Garnison vor der russischen Generalität manövriren, Mittags 1 Uhr trat er dann mit seiner Gemahlin unter dem Donner der Kanonen und den Segenswünschen einer zahllosen Menge über Schwedt die Rückreise nach Berlin an. Bis zum Dorfe Pritzlow, dem ersten Haltepuncte, gaben wiederum die Schlächterinnung und die Corps der Kaufleute und Handlungsdiener den Majestäten das Geleit. Trotz des kurzen Aufenthaltes versäumten dieselben nicht, den Vorstehern ihre lebhafte Freude über den Aufenthalt in der Stadt auszudrücken und „ihren braven Stettinern" Gruß und Dank sagen zu lassen. Bald darauf erfolgten auch zahlreiche Beweise der königlichen Gnade. So erhielt der Rendant der Kriegskasse Wißmann, wie schon erwähnt, den Titel Kriegsrath, der Kaufmann Tilebein den Charakter als Geheimer Commerzienrath und die Kaufleute Altermann, Dilschmann, Senator Degler und Daniel Schultz den Charakter als Commerzienrath. Auch ward den in Stettin garnisonirenden Infanterieregimentern Owstier und Borcke ein bedeutendes Avancement zu theil, und der Chef des ersteren, Generallieutenant von Owstien, durch den schwarzen Adlerorden ausgezeichnet. Daß auch mehrere von den russischen Generalen mit Orden decorirt worden waren, versteht sich von selbst.

*) Sie werden von Kretzschmer (Friedrich Wilhelm III. S. 301 ff.) mitgetheilt.

Es erhielt der General en chef Graf Tolstoy den schwarzen Adlerorden, die Divisionsgenerale Sedmoratzky und Ostermann, sowie der Brigadegeneral Kogin den rothen Adlerorden. Schließlich gedenke ich noch einer Auszeichnung, welche gerade uns hier besonders interessant sein muß. Der König hatte nämlich dem Consistorialrath Brüggemann eine goldene Medaille im Werthe von fünfzig Dukaten mit folgendem Cabinetsschreiben einhändigen lassen:

Wohlgelahrter Rath, lieber Getreuer!

Die Beschreibung, welche Ihr Mir mittelst Vorstellung vom 26sten v. M. von den Besitzungen des Pommerschen Adels, ingleichen von den Pommerschen Armenanstalten und milden Stiftungen für Schulen überreicht habt, hat auch in Meinen Augen einen vorzüglichen Werth. Ich erkenne denselben, so wie überhaupt Eure Mir längst bewährten Verdienste mit Vergnügen, und zum Beweise davon mag Euch beykommende goldene Akademie-Medaille das Wohlwollen bezeichnen, womit Ich bin

Euer gnädiger König

Friedrich Wilhelm.

Unmittelbar nach der Abreise des königlichen Paares machte übrigens der Verfasser des oben erwähnten „freudigen Zurufes" (L . . . . n) bekannt, daß er eine im Manuscript bereit liegende Schrift unter dem Titel: „Kurze Anweisung für alle nicht Studierende aus den gebildeten Ständen, um sie mit leichter Mühe auf den Weg des vernünftigen Denkens zu bringen", auf Pränumeration herauszugeben beabsichtige. Der Erlös war zu einem Fond bestimmt, aus dem „zum Andenken der von den preußischen Unterthanen verehrten regierenden Königin Luise Auguste, welche an Ihrem 31. Geburtstage den 10. März 1806 die Einwohner von Pommern mit Ihrer Allerhöchsten Gegenwart in Stettin beglückte, jährlich an diesem Tage zu Stettin ein vater- und mutterloses armes Dienstmädchen, die gute Zeugnisse ihrer Aufführung aufzuweisen haben wird, ausgestattet werden sollte." Ob der Plan zur Ausführung gekommen, weiß ich nicht, vielleicht haben die kriegerischen Ereignisse dieselbe verhindert. Aber der Gedanke war löblich und ist später, wie bekannt, vom Hofprediger Eylert wieder aufgenommen worden.

So waren die schönen Tage vorüber. Auch die Russen verließen bald Stettin und Umgegend. In der Provinz, wo man den Durchmarsch derselben als eine Last fühlte, wollte man es nicht recht erklärlich finden, daß man den Söhnen des Ostens in Stettin eine so große Aufmerksamkeit erwiesen hatte, und so nahm denn der dortige Magistrat Veranlassung, „um jeder Mißdeutung und jedem irrigen Gerücht vorzubeugen", in einer amt-

lichen Kundgebung die innigen Beziehungen zwiſchen der Stadt und dem ruſſiſchen Kaiſerhauſe darzulegen und damit eine kurze Schilderung der veranſtalteten Feſtlichkeiten zu verbinden.

Noch einmal betrat in ihrem Leben die Königin Luiſe die Stadt Stettin. Aber wie anders war das Wiederſehn! Noch war wenig mehr als ein halbes Jahr vorüber, und wie ungeheuer war die Wandelung! Fliehend, von wenigen Perſonen begleitet, kam die Königin am 19. October im Landhauſe an, kein Zeitungsblatt hatte ihren Beſuch verkündet; wohin ſie ſchaute, überall ſah ſie ernſte Geſichter. Bald rief ein Befehl des Gemahls ſie nach Küſtrin, und acht Tage ſpäter fiel Stettin. War es wirklich weiter nichts, als eine wohlklingende Phraſe geweſen, wenn in dem eben erwähnten Berichte der Magiſtrat im Hinblick auf das ſchöne Ballfeſt vom 9. März geſagt hatte: „Ein allgemeiner Enthuſiasmus ergriff aller Herzen und jeder empfand, daß eine ſolche Behandlung der Unterthanen, mit Gerechtigkeit verknüpft, gerade das ſicherſte und einzigſte Mittel iſt, ſie mit den feſteſten Banden an den Thron zu feſſeln, wenn es möglich wäre, den Geſinnungen der Bürger von Stettin noch in der Treue und Anhänglichkeit gegen ihren Landesherrn einen Zuwachs zu geben.“ Sicherlich nicht. Trat auch kein Nettelbeck auf, um den ſchwachen Gouverneur und den feigen Commandanten zur Pflicht zu mahnen, der Unwille der Bürgerſchaft über die ſchmachvolle Capitulation machte ſich in Zornesausbrüchen vielfach Luft, und wüthend riß das Volk den Commandanten vom Pferde. Es lebte gewiß in den Stettiner Bürgern jene pommerſche Treue, die die Hohenzollern ſo ſehr zu ſchätzen gewohnt waren. Gerade aus Stettin und ſicherlich im Hinblick auf die dort gefundene Geſinnung ſchrieb Niebuhr am 22. October 1806: „Mit großem Sinn geleitet wäre dies Volk immer der ganzen Welt unbezwingbar, und wie ſturmſchnell auch die Fluth unſer Land überſchwemmt, noch jetzt drängte ein ſolcher Geiſt ſie wieder zurück. Aber — ſo fügt er treffend hinzu — wo iſt er, der große Geiſt, der es vermöchte?“

Die Wahlbewegung in Württemberg.

Unſere Wahlbewegung beginnt nicht unter angenehmen Vorzeichen. Zu der Zerriſſenheit des Parteiweſens, die jetzt allerorten im Vaterlande blüht, kommt bei uns noch ein anderer Gegenſatz, der anderwärts nicht mehr vorhanden oder doch ſchwerlich mehr in dieſer Schärfe vorhanden iſt, nämlich die alte Abneigung gegen Preußen und das Reich. Man konnte, wenn man die Gefühlsaufwallungen nach dem zweiten Attentat mit erlebte, dieſe tief-

empfundenen Kundgebungen des Schmerzes und der Empörung, sich dem verzeihlichen Glauben hingeben, daß diese Bewegung eine gesunde und nachhaltige Wirkung zu Gunsten des Reichsgedankens in unserem Lande haben müsse: in jenen ernsten Augenblicken hat ja so recht greifbar wieder ins Bewußtsein treten müssen, was der Kaiser für das Reich und das Reich für uns Alle bedeutet. Was nicht die politische Einsicht vermochte, das mußte das erregte Gefühl und die aufgeschreckte Theilnahme an der Person des allverehrten Kaisers thun. Allein diese Wirkung ist ausgeblieben. Bis jetzt scheint sich der Wahlkampf ganz als die Fortsetzung der Wahlen vom Januar 1877 anzulassen. Damals gelang es den vereinigten particularistischen Elementen, den Nationalliberalen alle Sitze bis auf drei, oder genauer bis auf zwei zu entreißen; was damals noch an Arbeit übrig blieb, soll jetzt vollends zu Ende geführt werden. Während die Liberalen es bis dahin allein gewesen sind, die den Kampf mit der Socialdemokratie aufgenommen haben, sind plötzlich sie es, die für allen Jammer der Zeit verantwortlich gemacht werden. Sie haben die Religion ausgerottet, predigen die Deutschconservativen; sie haben uns die Freizügigkeit und die Concurrenz und das zuströmende Proletariat gebracht, klagen die Kleinbürger in den Städten; sie ruiniren mit ihren freihändlerischen Gesetzen den vaterländischen Gewerbfleiß, seufzen die Crösusse der Industrie. Sie haben das Vaterland an Bismarck ausgeliefert, knirschen die Demokraten, während gleichzeitig wieder die Deutschconservativen jammern, daß sie Bismarck die Mittel zur Bekämpfung der Socialdemokratie verweigern. Eben dieses Kreuzfeuer nimmt sie scharf in die Mitte: sie haben sich gegen den Vorwurf, daß sie Bismarck das Regieren unmöglich machen, und gegen die Anklage, daß sie ihm alle Freiheiten preisgeben, in demselben Athem zu wehren. Im Grunde wehren sie sich hierzulande mäßig. Ihre Parteiorganisation ist in den letzten Zügen. Sie kämpfen auf einem verlorenen Posten: die deutsche Partei in Württemberg hat sich verblutet, indem sie seit dem Jahre 1870 für die Regierung einstand, von der sie systematisch bekämpft wurde. Diese hat jetzt ihren Willen, sie kann über die Reichstagsitze ebenso verfügen, wie sie über die große Mehrzahl der Landtagsitze verfügt. Daß aber die heutige Constellation der Umstände nicht der Grund, sondern ein bloßer Vorwand ist, mit dem man gegen die Liberalen ins Feld rückt, geht schon daraus hervor, daß die letzteren weit mehr von der Ungunst der öffentlichen Meinung getroffen werden, als die Volkspartei, welche doch stets versichert hat, wenigstens den „halben Weg" mit der Socialdemokratie zusammen zu haben und oft genug mit ihr geradezu gemeinsame Sache gemacht hat. Ist doch die grundsätzliche Untergrabung aller vaterländischen Gesinnung und die Verbreitung einer nihilistisch frivolen Denkart den beiden Spielarten der Demokraten gemein, unserer Volkspartei und den Social-

demokraten. Jetzt ist freilich die Socialdemokratie auch bei uns verfehmt, aber das ist von neuestem Datum. Der Zeitungsangabe ist nicht widersprochen worden, daß in Stuttgart bei den vorigen Landtagswahlen hohe Staatsbeamte dem socialdemokratischen Agitator Dulk ihre Stimmen gegeben haben, um sie nicht dem nationalliberalen Bewerber geben zu müssen. Nach Nobilings Frevelthat noch spendeten die Organe der Volkspartei sowohl als der Socialdemokratie unserer Regierung Lobsprüche für ihre duldsame, „freiheitliche" Haltung, die so vortheilhaft von der Verfolgungspolitik anderer Regierungen absteche. Die Deutschconservativen waren ganz im Recht, wenn sie in ihrer Eingabe an den König die Regierung einer zu weit gehenden Duldung gegenüber der socialdemokratischen Agitation anklagten und Abhilfe verlangten. Die Abhilfe ist jetzt erfolgt, doch schwerlich blos auf die Beschwerde der lästig sich vordrängenden Deutschconservativen. Strenge Weisungen sind an die Behörden ergangen, sofort einige Hauptagitatoren in Haft genommen worden.

Allein die Wirkung des bisherigen Zustandes wird schwerlich so bald verschwinden. Die Volkspartei hat es immer verstanden, sich auf einem guten Fuß mit den Ministern zu halten. So gehässig gegen die Reichsregierung, ebenso nachsichtig ist sie immer mit der Landesregierung gewesen. So hat sie es sich auch wenig zu Herzen genommen, daß der König in der Antwort auf jene Eingabe der Deutschconservativen dem Bürgerthum festes Zusammenstehen „gegen die Demokraten" empfahl. Dieses Wort zielte ersichtlich über die Socialdemokraten hinaus, es war auch ohne Frage wohlbegründet, hier zu Lande gilt es in der That, mit der Socialdemokratie die Volkspartei, die sich der gleichen Waffen bedient, zu bekämpfen. Allein es kann ja nicht von heute auf morgen vergessen werden, daß Jahre lang die Regierung und die Volkspartei einander benützten und unterstützten, um die Nationalpartei zu bekriegen. Diese Freundschaft ist durch gemeinsamen Haß befestigt, in vielen Kämpfen bewährt, sollte sie jetzt in der Erregung des Moments ganz in die Brüche gehen? Schon heute kann der „Beobachter", das Organ der Volkspartei, triumphirend ausrufen, daß das Schlimmste vorüber sei, die Betäubung und Hitze des ersten Momentes kühlerer Besinnung weiche, schon findet er sich sogar mit den Deutschconservativen verständnißinnig in der menschenfreundlichen Erwägung zusammen, daß es eine Grausamkeit wäre, die armen, verirrten Socialdemokraten von den Werkstätten auszutreiben. Es ist gar nicht undenkbar, daß wir hier und da selbst die Allianz der Volkspartei mit den Pietisten erleben, so gut sie die Allianz „mit den Schwarzen und mit dem Schwarzen wider die Hohenzollern" nach ihrer bekannten Devise niemals gescheut haben. Ohne Zweifel stände es in Württemberg anders, wenn die Socialdemokratie schon eine solche Verbreitung ge-

wonnen hätte, daß ihre Candidaturen bei der Wahl ernstlich zu fürchten wären. So weit ist sie trotz ihrer raschen Erfolge noch nicht, die anderen Parteien haben also immer noch eine Frist, in der sie, noch nicht von der Noth gedrängt, ihren Neigungen und Liebhabereien nachgehen können. Die ernsthafte vaterländische Gesinnung vermag nicht durchzudringen. Dieser mangelnde Ernst, dieses Spielen mit Nebeninteressen und Privatgelüsten charakterisirt bisher unseren Wahlkampf durchaus. Hinter dem Allem aber birgt sich, uneingestanden, das behagliche Gefühl, daß man sich diesen Luxus erlauben könne, da ja zuletzt das Reich doch für alle Schäden verantwortlich, übrigens stark genug sei, die gesellschaftliche Ordnung aufrecht zu halten. Damit stimmt denn auch das verwunderliche Resultat, das der jetzige Wahlkampf ebenso haben wird, wie es der vorige gehabt hat. Den Vortheil daraus ziehen nämlich nicht die offenen Particularisten, nicht die Demokraten, nicht die Deutschconservativen, sondern die deutsche Reichspartei, also dieselbe Partei, die, ursprünglich der unbedingteste Anhang der bismarckschen Politik, hier zu Lande zugleich als die Sammlung aller mißvergnügten, zweideutigen, schwankenden und schillernden Elemente gilt. Wer keine bestimmte Farbe bekennen will, wie dies leicht bei Candidaten der Fall sein wird, die aus unnatürlichen Coalitionen hervorgehen, wirft sein Auge auf das Conglomerat der deutschen Reichspartei. Aus Württemberg gehören ihr ehrenwerthe nationale Elemente an, aber auch solche, die als entschiedene Gegner der nationalen Sache gewählt, dort ihre Unterkunft gefunden haben. Es liegt eine eigenthümliche Ironie darin, daß die schwäbische Demokratie zur Wahl von Abgeordneten mithilft, welche diese conservative Regierungspartei ausfüllen, und es wäre der Gipfel des Carnevals der gegenwärtigen Wahlbewegung, wenn diese Partei, während sie weiteren Zuzugs aus dem schwäbischen Particularismus gewärtig ist, zugleich das Asyl für abgesprengte Glieder vom rechten Flügel der Nationalliberalen würde.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Baden. Der Vatikan und die Entwickelung. — Wie jedes Herrscherleben, also auch das der hagestolzigen Päpste, Flitterwochen hat, ist diese nimmer wiederkehrende Zeit für Leo XIII. vorüber. Die Bedeutung der vergangenen Monate wird die Geschichte zu würdigen haben. Brachten sie keine Lösung der schwebenden Fragen, so brachten sie auch nichts, was derselben hinderlich erscheint. So dürfte der bisherige Verlauf des neuen Pontifikats sich kennzeichnen lassen. Von einem wirklichen Vorschritte, einem Gewinn, ist nicht zu sprechen. Versetzt man sich aber in die Tage von Pius zurück, so ist eine Umkehr, eine Wendung trotz der oder gerade unter den widerstreitenden Erscheinungen nicht zu verkennen. Selbstverständlich konnte Leo XIII. nicht einfach die Rolle Pius IX. weiterspielen. Leo setzt die freiwillige Gefangenschaft fort, doch augenscheinlich unter ganz veränderten Verhältnissen. Es wird nicht befremden, wenn eines Tages die Nachricht kommt, daß Leo den Vatikan verlassen und seinen Aufenthalt vorübergehend

nach einem anderen Orte verlegt habe. Befremden würde nur die dauernde Verlassung der ewigen Stadt, wenn von derselben überhaupt die Rede sein könnte.

Leo XIII. ist der Ruf eines freien Kopfes, eines staatsmännisch beanlagten Mannes vorausgegangen. Und in der That bekundet sich diese Art in dem Thun und Lassen des gegenwärtigen Statthalters Christi. Trat Leo XIII. nicht auch vielleicht die erste Zeit Pius IX. warnend vor die Seele? Was Pius damals durch Italien rief, das ist nun Leben und Wahrheit geworden, aber nicht durch, sondern gegen das Papstthum oder doch gegen seine vermeintlichen Bedürfnisse und Interessen. Jener Umschlag und Rückschlag im Leben von Pius hat für ihn und seine Beurtheilung verhängnißvolle Bedeutung gewonnen. Der Nachfolger, der von den Fehlern seines Vorgängers lernen will, kann das Urtheil der Geschichte über Pius' IX. Anfangsbestrebungen nicht unbeachtet lassen.

Zu den Künsten der römischen Curie hat immer gehört, den Verhältnissen sich anzupassen und dabei den Anschein zu bewahren oder den Eindruck hervorzubringen, als sei das Gegentheil der Fall. Die Wahl Leo's XIII. wurde streng innerhalb der durch die Thatsachen geschaffenen Verhältnisse vollzogen, sie war die erste große Anwendung des Garantiengesetzes, das bei dieser Gelegenheit sich bewährte. Die Curie nahm mannigfach die guten Dienste der italienischen Regierung in Anspruch, die sie ihrerseits bereitwillig gewährte. Ein wirkliches Einvernehmen bildete sich noch nicht heraus, allein es entstanden wenigstens auch keine neuen Gegensätze. Die feindlichen Gewalten, auf sich angewiesen, lernten zum ersten Male neben einander bestehen und erkannten, daß dies ohne wesentliche Beeinträchtigung geschehen könne. Der Tod Pius' IX. rief nicht den mächtigen Eindruck hervor, wie der Victor Emanuels. Innerhalb weniger Wochen sah aber dieselbe Stadt zwei Schauspiele von durchaus verschiedener Art, die deutlich zeigten, daß diese Stadt den Beruf und die Bestimmung habe, zwei Oberhäupter und zwei Regierungen in sich zu bergen.

Die Schrift des Paters Curci soll namentlich dadurch Anstoß erregt haben, daß sie die frühere Bedeutung der weltlichen Macht für die römische Curie besprach. Natürlich verlieren diese Aeußerungen nicht an Beachtung und Werth, mag ihr Urheber sie noch so unumwunden widerrufen haben. Die Auslassungen über jene bewegende Frage nahmen wohl im Allgemeinen zu sehr die Vergangenheit zum Ausgangspuncte, während es eine völlig neue, noch nicht dagewesene Sache ist, daß dem Papstthum das geeinigte Italien sich gegenüber sieht. So lange Italien getheilt war, so lange war der Kirchenstaat keine Beeinträchtigung der italienischen Nation. Es ist bezeichnend, daß der Kirchenstaat nicht früher verschwand, als bis die Einigung des übrigen Italiens erfolgt war, daß von diesem Augenblicke an das Eintreten des Ereignisses aber auch nur als Frage der Zeit betrachtet wurde.

Das Aufhören der weltlichen Macht hat jene tausendfältigen Beziehungen nicht zerrissen, aber umgestaltet und umgemodelt, welche durch die Päpste im Laufe der Jahrhunderte zwischen ihnen und der Bevölkerung des Kirchenstaates geknüpft worden waren. Der römische Adel, eine Schöpfung der Päpste, mit Rom untrennbar verwachsen, hat seit 1870 eine neue Stellung gewonnen, die nur allmählich heraustreten kann. Bisher vom Vatikan abhängig oder ihm sich unterordnend, wird der römische Adel künftig zwie-

fältige Pflichten zu üben haben und, wenn die Anzeichen nicht trügen, zu üben wissen. Freilich bedarf es Zeit, um diesen Umschwung sich vollziehen zu lassen. Die Volksnatur kommt der Entwickelung jedoch zu Statten, wie sie bei allen Fragen über das Verhältniß von Quirinal und Vatikan vor Augen zu halten ist. Der römische Adel fand zu Zeiten des Kirchenstaates eine doppelte Vertretung, am päpstlichen Hofe und im Cardinalscollegium. Es ist nicht zu ersehen, warum dies künftig nicht so sein solle, warum dieselbe Familie nicht an den beiden Höfen der Tiberstadt Stellungen einnehmen könnte. Der Stolz der ersten Familien Roms war früher einen Papst geliefert zu haben. Weshalb sollte dies anders werden? Weshalb sollte der weitere Ehrgeiz aber nicht sich zugesellen, dem nationalen Staate glänzende Staatsmänner zu liefern?

Es ist kein Wunder, daß im Vatikan bisher der Geist des Widerstandes herrscht. Die Cardinäle, die vorwiegend dem höheren Lebensalter angehören und damit von selbst dem Neuen unzugänglicher sind, stehen mit ihren gesammten Erfahrungen und Anschauungen in der Vergangenheit, sie sind voritalienischen Ursprungs. Wie lange kann es dauern, daß das sich ändert? Das Königreich Italien hat bald zwei Jahrzehnte erfüllt. Die heranwachsende Jugend bringt neue Ansichten und Empfindungen mit, diese beherrschen schon einen Theil der an der öffentlichen Arbeit befindlichen Kreise. Der Leiter des Abgeordnetenhauses ist der Sohn des Mannes, der mit der Geschichte der italienischen Einheit auf immer verbunden, er heißt nicht nur Italiener, er ist es von Kindheit auf. Jedes Jahr läßt diesen und jenen verschwinden, der unter den früheren Verhältnissen in der einen oder anderen Weise thätig war, mochte er den neuen Zuständen sich angeschlossen haben oder nicht. Italien sieht mehr und mehr Italiener heraufkommen, die Piemontesen, Toskaner, Neapolitaner nehmen ab. Wie vermöchte diese Entwickelung, die im Staate immer fühlbarer wird, in der Kirche ohne Wirkung zu bleiben? Selbst wenn die römische Curie es darauf anlegen wollte, möglichst lange keine Neuitaliener zu den höchsten Würden der Kirche aufsteigen zu lassen, wie lange wäre dies durchzuführen? Die Zahl Jahre ist nicht zu nennen, weil sie gegenüber der gesammten Entwickelung eine verschwindend kurze sein muß. Die feine Berücksichtigung der Wirklichkeit wird die Curie von einem bestimmten Zeitpuncte an aber umgekehrt darauf führen, ihren obersten kirchlichen Körper mit neuitalienischen Kräften zu bevölkern. Die Selbstentsagung, welche dabei zu üben ist, erscheint im Augenblicke groß, die Anschauungen werden zu jenem Zeitpuncte aber bereits so weit umgebildet sein, daß die Gegensätze von heute keine Wirkung äußern. Das Eintreten dieses Zeitpunctes läßt sich nicht vorher sagen, dasselbe ist wahrscheinlich nicht so fern, wie nach dem gegenwärtigen Stande der Dinge scheinen kann. Der rein ablehnende Standpunct Pius' IX. ist es, der die Anschauungen für jetzt noch zu sehr bestimmt und beherrscht. Je mehr diese Eindrücke sich verlieren, je mehr müssen auch die Einflüsse zur Geltung kommen, denen niemand auf die Dauer sich zu entziehen vermag, die Einflüsse des täglichen Lebens. Wenn alles italienisch erscheint, wie sollte die Curie, die bei der Wahl Leo's XIII. wieder bekundete, daß das Papstthum vor allem eine italienische Einrichtung ist, jener Einwirkung widerstreben? Daß die Mitglieder der Curie Menschen sind, haben wir in anderer Weise vielfach erfahren: warum sollten sie es in der einen Beziehung nicht sein, im täglichen Gehaben, in der Gewöhnung des Tages?

Es sind italienische Dinge, die hier erörtert werden, und vielleicht tritt die Frage auf, was diese uns Deutsche angehen und berühren. Es ist nicht zu leugnen, daß die Dinge Italien zunächst und zumeist betreffen. In dem Maaße jedoch, in welchem die römische Curie ihre Stellung zu dem Heimathsstaate und dem Heimathslande regelt, in dem Maaße werden ihre Beziehungen zu den anderen Staaten und Völkern sich natürlicher gestalten. Nur eine Kirchenleitung wie die Pius' IX., die den Anschein annahm, die staatlichen Bezüge in Frage zu stellen, konnte über alle Rücksichten und Gebote sich hinwegsetzen wollen. Sobald die römische Kirchenleitung die feste Grundlage im italienischen Staate gefunden und erkannt hat, wird sie die Grundlage der anderen Staaten nicht länger leichtmüthig anzutasten suchen. Rom wird durch Rom belehrt und, so Gott will, bekehrt werden, so viel dies überall beim Fortbestehen der gegenwärtigen Anschauungen der römischen Kirche möglich ist.

Der Tod Pius IX. und die Wahl Leos XIII. haben die allgemeine Aufmerksamkeit nur vorübergehend beschäftigen können. Ganz andere Dinge stehen auf der Tagesordnung und werden voraussichtlich nicht so bald von ihr verschwinden. Dem Christenthume sollen gegenüber dem alten muselmännischen Gegner neue Sicherungen und Gewähren gewonnen werden. Die Macht, die diese Bestrebungen auf ihre Fahne geschrieben, ist aber gerade in fast unausgesetzter Fehde mit der römischen Curie. Wenn etwas darthun kann, daß der Papst sich wohl das Oberhaupt der Christenheit nennt, es aber weit entfernt ist wirklich zu sein, so zeigen das die Vorgänge im europäischen Südosten. Leo XIII. nahm die Abgesandten Abdul Hamids mit besonderer Auszeichnung an. Es ist ein Widerspiel der Dinge, das oft wahrzunehmen ist, wo kirchliche und Glaubensfragen nicht allein um ihrer selbst willen behandelt und betrieben werden. Daß diese Gestaltung der allgemeinen Lage der endlichen Ordnung der Beziehungen zwischen Staat und Kirche nicht zu besonderem Vortheile gereiche, liegt auf der Hand. Wohl kann der gegenwärtige Zustand dazu dienen, die Ereignisse der jüngsten Vergangenheit in Vergessenheit zu bringen und neuen Anschauungen Raum zu schaffen. Wenn es ihr ernstlich darauf ankam, hat die römische Kirchenleitung solche Zeiten zu benutzen verstanden, um den Boden für veränderte Entschließungen zu ebnen. Es muß sich ergeben, ob man in Rom die Lage in diesem Sinne erfassen und verwerthen wird. Jedes thatsächliche Entgegenkommen von Seiten der römischen Curie wird in Deutschland unbefangener Würdigung begegnen, vorausgesetzt, daß es nicht blos der römischen Kirche außerordentliche Vergünstigungen vermitteln soll. Wie ernst der Augenblick, für Rettungen ist keine Zeit. Gewisse Kreise innerhalb der römischen Kirche sollten jedoch an ihre Brust schlagen und erwägen, ob nicht auch sie zur Großziehung der Uebel beitrugen, die nur das Zusammenwirken aller geordneten Kräfte wird beseitigen können. Der Vatikan, wenn er einmal an den Vorgängen dieser Art theilnehmen zu müssen glaubte, sieht sich die Mitwirkung bei einer Entwickelung eröffnet, die den Kirchen mittelbar wenigstens förderlich sein muß. Gewöhnt man sich auch im Vatikan dem Staate zur Seite für die Zwecke des Staates, die die Zwecke allgemeiner Gesittung, zu arbeiten, zu kämpfen, so werden die Vorstellungen am ersten sich verlieren, als ob der Staat und Kirche unüberwindliche Gegensätze, feindliche Mächte seien. Nicht die Frage der Uebermacht steht zur Entscheidung. Erkennen die Kirchen dem Staate den nothwendigen Machtbereich zu, so dürfen sie einer Freiheit gewiß sein,

wie keine frühere Zeit sie ihnen gewährte. Gerade dieses Bewußtsein ist es, das den Culturkampf so peinlich, man könnte sagen, so widernatürlich machte. Bricht die rechte Einsicht indeß nur durch, so wird der Staat den Culturkampf, so bedauerlich er war und ist, nicht zu beklagen haben, weder um seiner selbst, noch um der römischen Kirche willen. Wenn der Culturkampf geführt werden mußte, so gehört er zu der Entwickelung, der der Vatikan wie alles Menschliche unterliegt. Halten wir daran fest, so wird die Zukunft bringen, was der Vatikan vielleicht im Augenblicke noch versagen will. Je wichtiger die Gegenwart für die römische Curie, je mehr muß abgewartet werden, sie ihrerseits die Folgerungen ziehen zu sehen, die dem allseitigen wahren Interesse entsprechen.

Aus Berlin. Das erste Resultat des Congresses. — Schon über eine Woche hat der Congreß nunmehr in unserer Stadt getagt, vier Sitzungen hat er bereits gehalten, eine große Zahl vertraulicher Besprechungen der Congreßdelegirten hat stattgefunden. Welches ist nun das Ergebniß aller dieser Bemühungen gewesen? Das ist die Frage, die alle Welt beschäftigt. Seit einigen Stunden sind wir in der Lage, sie wenigstens einigermaßen beantworten zu können, denn kaum hatte der Congreß einen Erfolg seiner Thätigkeit zu verzeichnen, als auch schon, trotz des bisher so consequent und erfolgreich bewahrten Geheimnisses seiner Verhandlungen, der Schleier sich ein wenig lüftete und die ängstlich harrende Welt eines Theiles der Dinge gewahr wurde, die sich im Palais des Reichskanzlers begeben hatten. Bisher war, wie gesagt, absolut nichts Authentisches über den Verlauf der Congreßverhandlungen in das Publicum gedrungen. Die Verzweiflung der Journalisten über diese Verschlossenheit der Diplomaten war keine geringe. Viele fügten sich mit stiller Resignation in das Unvermeidliche und erklärten offen und ehrlich, nichts über den Gang der Congreßverhandlungen in Erfahrung bringen zu können. Andere aber hoben sich mit kühnem Schwunge über die Mißgunst der Verhältnisse fort und ersetzten in ihren Berichten den Mangel der Information durch lebhafte farbenreiche Phantasiegebilde. Am weitesten ging hierin ein hiesiges Localblatt, das es angemessen fand, über die Congreßsitzungen ganz detaillirte Sitzungsberichte anzufertigen, die sich über die Reden und sonstigen Vorgänge im Congresse mit einer Sicherheit verbreiteten, als handelte es sich um den Bericht über eine Landtagssitzung oder über eine Stadtverordnetenversammlung. Das war natürlich Alles eitel Schwindel und wurde auch vom Publicum mit leidlichem Humor als solcher aufgenommen.

Jetzt aber sind wir im Besitze einiger wirklicher Kenntnisse über die Ergebnisse der Verhandlungen. Wir wissen, daß man sich zuerst in privaten Pourparlers und dann in der Sitzung des Congresses am letzten Sonnabend über die Grenzen des neu zu schaffenden Fürstenthums Bulgarien in der Hauptsache geeinigt hat. Diese Einigung erfolgte unter den zunächst an dieser Frage betheiligten Mächten Rußland, England und Oesterreich. Die anderen Mächte behielten sich die Aeußerung ihrer Meinungen vor. Jene drei Mächte aber haben ein für die Erhaltung des Friedens außerordentlich werthvolles Einverständniß unter sich hergestellt. Bekanntlich war nach dem Ergebnisse der bisherigen englischrussischen Vorverhandlungen, welche Graf Schuwaloff am 30. Mai in London zum Abschlusse brachte, die Herstellung zweier bulgarischer Staatengebilde in Aussicht genommen. Das erste, das sogenannte

Fürstenthum Bulgarien, sollte ungefähr bis zum Balkan reichen; das zweite, unter einem christlichen Gouverneuer stehende Bulgarien sollte südlich des Balkans errichtet werden. Die zwischen beiden herzustellende Grenze war eine Frage der höchsten Wichtigkeit, da die Grenze des Fürstenthums Bulgarien zugleich auch die Grenze der türkischen Herrschaft auf der Balkanhalbinsel bedeutet, denn das autonome, von dem christlichen Gouverneur regierte Bulgarien wird doch immer als Theil des türkischen Reiches angesehen werden müssen. Sollte nun aber der Balkan die Grenze zwischen beiden Bulgarien bilden, so entstand sofort die sehr schwierige Frage, in wessen Händen die kleinen aber wichtigen Forts im Balkan verbleiben sollten, welche den Zugang zu den Pässen und diese selbst beherrschen. Um diesen allerdings hochwichtigen Punct entbrannte in den Vorbesprechungen der russischen, englischen, und österreichischen Delegirten eine sehr erregte Discussion. Lord Beaconsfield verlangte die Pässe und die sie dominirenden Forts für die Türken, damit sie den ihnen verbleibenden Theil der Balkanhalbinsel genügend gegen einen etwaigen russischen Ueberfall schützen könnten. Fürst Gortschakoff und Graf Schuwaloff widersprachen dem Ansinnen Englands auf das entschiedenste. Graf Andraffy hat sich in dieser Frage an der Seite Englands gehalten. Die Russen konnten sich bei ihrem Widerstande mit Recht auf die Thatsache berufen, daß gerade im Kampfe um diese Pässe im vorigen Sommer unendlich viel russisches Blut geflossen sei, und daß es den übelsten Eindruck in Rußland machen würde, wenn man dieselben jetzt wieder den Türken überliefere. Aber diese Argumentation machte auf Lord Beaconsfield natürlich nur einen geringen, oder vielmehr gar keinen Eindruck. Man sagt, er habe seine Forderung unter der Androhung wiederholt, daß er im Falle ihrer Ablehnung die Verhandlungen sofort abbrechen und Berlin verlassen werde.

So sahen sich die russischen Delegirten denn in der peinlichen Lage, die Entschließung des Kaisers Alexander in dieser Cardinalfrage einholen zu müssen. Ein russischer Oberst wurde nach Petersburg entsandt und am Freitag gegen Abend lief bereits die telegraphische Antwort ein, daß die russischen Delegirten das von England geforderte Zugeständniß machen könnten. Freilich nicht, ohne daß sie ihrerseits noch einige Bedingungen zu stellen hätten. Aber in der Hauptsache gab Rußland doch nach, die Pässe sollten den Türken überwiesen werden. Diese Concession ist den Russen gewiß nicht leicht geworden, zumal sie in militärischer wie in politischer Beziehung für sie sehr mißlich ist. Um so wichtiger ist die Thatsache, daß diese Concession trotzdem gemacht worden ist, für die Erhaltung des europäischen Friedens. Wenn Rußland in diesem kritischen Puncte nachgegeben hat, so läßt sich nicht annehmen, daß seine Haltung in den übrigen minder wichtigen Fragen allzu schwierig sein wird, es sei denn, daß England übertriebene Anforderungen stellte, die geradezu auf eine Demüthigung Rußlands abzielten. Aber zu einer solchen Annahme liegt gar keine Veranlassung vor, auch würden wohl die an der orientalischen Frage minder interessirten Mächte einer solchen Eventualität im Interesse der Erhaltung des Friedens nach Kräften vorbeugen. Rußland ist offenbar dem englischen Drucke gewichen, weil es Oesterreich in dieser bulgarischen Grenzfrage an der Seite Englands fand und weil es überhaupt allem Anscheine nach einer kriegerischen Verwickelung mit einer dieser Mächte oder gar mit beiden, wenn irgend möglich, auszuweichen wünscht. Nun ist also die Grenze des Fürstenthums Bulgarien abgesteckt. Natürlich sollen ihm auch die Festungen Varna

und Schumla einverleibt werden, obgleich kein Mensch jetzt zu sagen weiß, auf welchem Wege die Türken veranlaßt werden sollen, diese Festungen zu räumen.

In der heute, Montag, stattfindenden fünften Congreßsitzung dürfte nun die Frage der Gestaltung und Ordnung Südbulgariens verhandelt werden. Auch diese Angelegenheit enthält manche heikle Puncte. So verlangen die Russen, daß die Türken in Südbulgarien keine Truppen halten sollen. Ferner gehen die Meinungen der Mächte in der Frage, wie die sogenannte Autonomie Südbulgariens herzustellen sei, erheblich auseinander. Die Russen wünschen sich bei der Gestaltung der localen Verwaltung ihren Einfluß möglichst zu wahren, während England und wie es scheint auch Frankreich fordern, daß diese Verwaltung lediglich in den Händen der eingesessenen Bulgaren, Griechen und Muselmänner bleibe und daß der Gouverneur des Landes von den europäischen Mächten gemeinsam bestellt werde. Die oben schon berührte Frage der Räumung der bulgarischen Festungen ist eine überaus schwierige. Sie ist vom Congreß noch gar nicht erörtert worden, ihre Discussion wird aber nicht umgangen werden können, schon weil der Rückzug der russischen Truppen von Constantinopel von den Russen von der Räumung der Festungen durch die Türken abhängig gemacht wird. Dies folge aus den Bestimmungen des Friedensvertrages von San Stefano, sagen die Russen. Die Türken deduciren beiläufig umgekehrt und behaupten, weil die Russen nicht Rumelien räumten, wie in dem Friedensvertrage bestimmt sei, brauchten sie, die Türken, auch nicht jene Festungen zu verlassen. Die bessarabische, armenische und die Dardanellenfrage sind im Congresse noch mit keinem Worte erwähnt worden. Dagegen hat die Frage der Zulassung Griechenlands zum Congresse diesen bereits mehrfach beschäftigt.

England war es, das sich in erster Linie der Griechen angenommen hat. Gleich in der zweiten Sitzung ergriff Lord Beaconsfield das Wort, um die Zulassung Griechenlands zum Congresse zu empfehlen, und zwar sollte Griechenland in der Weise zugelassen werden, daß es zu allen Sitzungen, in denen Fragen verhandelt würden, die das griechische Interesse berührten, eingeladen würde. In diesen Sitzungen sollten dann die Vertreter Griechenlands eine lediglich consultative Stellung einnehmen. Die Vertreter Frankreichs befürworteten diesen Antrag Lord Beaconsfields, die übrigen Mächte waren ihm wenigstens nicht entgegen. Nur die Vertreter der Türkei beobachteten ihm gegenüber ein ablehnendes Schweigen. Gleichwohl einigte man sich über die Zulassung Griechenlands. Bis jetzt haben indeß die griechischen Vertreter noch keiner Sitzung des Congresses beigewohnt, wahrscheinlich deswegen, weil man sich noch nicht darüber entschieden hat, auf welche Art die Berathungsgegenstände festzustellen sind, an deren Discussion Griechenland theilzunehmen hat. Nach der Meinung der Einen würde diese Festsetzung durch das Präsidium, nach der Ansicht Anderer durch den Congreß zu erfolgen haben. Uebrigens sind die Griechen auch an der bulgarischen Frage lebhaft interessirt, die ohne ihre Theilnahme berathen worden ist. Doch wird ihr Interesse wohl von den Engländern und Franzosen genügend wahrgenommen. Namentlich wünscht Griechenland einen möglichst kräftigen Schutz für die in Südbulgarien ansässigen zahlreichen Griechen. Aus diesem Grunde plaidirt es auch eifrig dafür, daß als officielle Bezeichnung dieses Landes in Zukunft nicht „Bulgarien" gewählt werde, sondern daß man sich für eine neutrale Benennung, etwa für „Rumelien" entscheide.

Inzwischen ist auch dafür Sorge getragen worden, daß die Mitglieder des Congresses sich von ihren Arbeiten durch Festlichkeiten und gesellige Vereinigungen einigermaßen erholen können. Der kronprinzliche Hof zieht die Delegirten sehr häufig zur Tafel, bei dem Fürsten Bismarck, dem Staatssecretär von Bülow und bei den Botschaftern fanden Diners und Empfänge statt. Besonders glanzvoll waren die Soiréen bei dem Grafen Karolyi und bei dem Grafen St. Vallier. Die Stadt Berlin hat bis jetzt ihre Absicht, die Herren vom Congresse gastlich aufzunehmen, noch nicht ausgeführt, dagegen hatte die Direction des zoologischen Gartens den sehr guten Einfall, den Congreß zum Besuche des Concertes am Sonnabend einzuladen. Die meisten der Herren entsprachen auch dieser Aufforderung und in Folge dessen versammelten sich viele Tausende im Garten. Der Zudrang war vielleicht so groß wie ihn dieses stets so zahlreich besuchte Etablissement noch nie gesehen hat. Die fremden Diplomaten waren Gegenstand der sorgfältigsten und allgemeinsten Aufmerksamkeit. Die Musik spielte ihnen zu Ehren die Nationalhymne sämmtlicher Länder, wobei bemerkt zu werden verdient, daß die Türken durch den türkischen Marsch von Beethoven geehrt wurden, und daß den Franzosen zugemuthet wurde, die bekannte Gavotte de Louis XIII. als Nationalhymnus anzuerkennen. Man hatte sich die Hymne von Gounod, die jetzt in Frankreich als Nationalmelodie gilt, nicht verschaffen können. Abends war der Garten prächtig illuminirt, und überall herrschte die heiterste angeregteste Stimmung.

24. Juni. J.

Literatur.

Vom Büchertisch. Ernst Moritz Arndts Briefe an eine Freundin. Herausgegeben von Eduard Langenberg. Mit einem Porträt. Berlin, Schleiermacher. — Die Briefe des alten Arndt an Frau Charlotte von Kathen, zumeist vom Rhein nach der alten Heimathsinsel Rügen gerichtet, bieten zur Charakteristik der Zeit und des Mannes nichts wesentlich Neues. Sie umgehen fast geflissentlich die großen Zeitfragen und behandeln auch die Lebensumstände des Schreibers, wo sie sich mit jenen berühren, meist nur andeutend. Auch über sein Verhältniß zu denkwürdigen Zeitgenossen erfahren wir wenig. Alle diejenigen, welche charakteristische Anekdoten, kleine Züge und dergleichen erwarten, mögen diesen Briefwechsel, der beinahe ein halbes Jahrhundert umfaßt, gar nicht zur Hand nehmen. Wer sich aber an der kindlichen und dabei kernhaften Natur des ganzen Mannes wieder einmal erfreuen will, der wird eine wahrhaft erbauliche Lectüre finden. Nichts angenehmer, als die köstliche Frische zu genießen, welche der vortreffliche Mann sich bis in die höchsten Altersjahre zu bewahren gewußt hatte, jene heitere Frömmigkeit, jene Liebe zur Jugend und zur Heimath, von denen jede Seite Kunde giebt. Freilich auch der, welcher nichts anderes in dem Buche sucht, wird sich nicht verhehlen können, daß bei dem verhältnißmäßig geringen geistigen Gehalt der Briefe ihre erfreuliche Wirkung durch eine verständige Auswahl nur hätte gewinnen können. Auch hätten vielerlei Zuthaten, die schon bekannt waren, einfach wegbleiben können.

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.
Ausgegeben: 27. Juni 1878. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Wie es der experimentalen Aeſthetik ſeither ergangen iſt.

Von G. Th. Fechner.

Sollte die experimentale Aeſthetik einmal eine Geſchichte haben — obwohl man das Mögliche thut, daß es nicht dazu komme — ſo könnten die folgenden zwei Artikel einen kleinen Beitrag dazu geben, zugleich einen ſolchen zur Geſchichte der heutigen äſthetiſchen Kritik.

I.

In der Beſprechung der experimentalen Aeſthetik ſeiten Windelbands (Im neuen Reich 1878 I. 602) ſtieß ich nach mancherlei Bemerkungen, worüber ſich im zweiten Artikel wird ſprechen laſſen, zu guter letzt noch auf folgenden, ſich ziemlich harmlos ausnehmenden Satz, der mich aber doch gehärmt hat, als könnte ich einem, ſich an meine Ferſen unerbittlich heftenden, Kobold nicht entrinnen: „Es iſt doch wohl nur ein Scherz von Fechner, wenn er vorſchlägt, man ſolle neben der ſixtiniſchen Madonna ein Buch auflegen, worin ein Jeder den Eindruck, welchen er von dieſem Bilde habe, niederſchreiben könne, um auf dieſem Wege zu einem Durchſchnittsurtheile darüber zu kommen.“ Wo habe ich denn dieſen Scherz gemacht? Natürlich aber fiel mir alsbald ein, welche gar nicht ſcherzhaft von mir gemeinte Sache Windelband mit ſolchem Scherz verwechſelt haben mochte. Es iſt das Ende — und wenn es nur noch das Ende iſt — einer ganzen Geſchichte, die ich erzählen will, um nachher noch eine andere daran zu knüpfen. Vielleicht erweckt es doch einige Theilnahme beim Publicum, zu ſehen, wie es meiner armen experimentalen Aeſthetik von Anfange herein bis heute ergangen iſt; und nachdem ſich niemand ihr zum Schutz hat finden wollen, muß ſie ſich endlich mit eignem Trutz zu helfen ſuchen. Was iſt zuletzt ihr Verbrechen? Erklärtermaßen beanſprucht ſie nicht, die Aeſthetik überhaupt zu begründen — in meiner „Vorſchule der Aeſthetik“ handelt unter vierundvierzig Kapiteln

ein einziges davon — ſondern gewiſſe äſthetiſche Fragen, die ſich nun eben nicht beſſer als mit Experimenten entſcheiden laſſen, oder zu deren Entſcheidung Experimente doch etwas beitragen können, ſolchen zu unterwerfen, dazu die geeignetſten Methoden aufzuſtellen und dieſe an Beiſpielen von Intereſſe durchzuführen; auch wüßte ich von dem, was ich in dieſer Hinſicht vorgebracht, nichts zurückzunehmen. Inzwiſchen mag der philoſophiſche Studirtiſch den Experimentirtiſch nicht gern zum Collegen haben noch ſich von ihm dreinreden laſſen, er thut es nur umgekehrt, über welches Verhältniß ſich noch manches reden ließe; aber ich komme lieber zur Geſchichte.

Im Grunde freilich iſt es nur die Wiederauffriſchung — oder, will man lieber ſo, Wiederaufwärmung — einer Geſchichte, die ich in dem unten bezeichneten kleinen Schriftchen*) vorlängſt ausführlicher beſprochen habe. Aber wer hat das ſo gründlich todtgeſchwiegene Schriftchen, außer ſolchen, denen ich es ſelbſt geſchickt, geleſen, Windelband jedenfalls nicht, und die meiſten Leſer dieſer Zeitſchrift wohl auch nicht; alſo rechne ich noch auf ſo viel Intereſſe daran, um ſelbſt im Intereſſe meines Thema darauf zurückkommen zu dürfen.

In den Sechziger Jahren war eine Art Aufregung unter die Kunſtkenner und das kunſtliebende Publicum durch gewiſſe, die ſogenannte holbeinſche Madonna betreffende Streitfragen gekommen, ein Bild, das bekanntlich in zwei Exemplaren, als Dresdner und Darmſtädter, exiſtirt. Man ſtritt zuvörderſt über die Deutung des Bildes, welche beide Exemplare zugleich angeht, uns aber hier nichts angeht, dann aber auch über den Vorzug der Aechtheit und den der Schönheit des einen vor dem andern, wozu die Verſchiedenheit beider hinreichenden Anlaß gab; und dieſer Streit gedieh nach allen drei Richtungen zu großer Lebhaftigkeit und ſelbſt Leidenſchaftlichkeit. Um nun einen beſtimmten Anhalt zum Vergleich zu gewinnen, ward im Sommer und Herbſt 1871 in Dresden eine Zuſammenſtellung beider Exemplare zugleich mit ſo viel andern holbeinſchen Bildern, als ſich zuſammentreiben ließen, zu Stande gebracht.

In demſelben Jahre war meine Abhandlung „Zur experimentalen Aeſthetik" (Leipzig, Hirzel) erſchienen, und ich meinte in dem über den äſthetiſchen Vorzug beider Exemplare geführten Streit gleich eine intereſſante Gelegenheit zu finden, das in der Abhandlung beſprochene Experimentalprincip in Anwendung zu bringen, um damit ſtatt einzelnen Hin- und Widerredens das Geſchmacksurtheil des Publicums in möglichſter Vollſtändigkeit zu erforſchen und

*) „Bericht über das auf der Dresdner Holbeinausſtellung ausgelegte Album". Leipzig, Breitkopf und Härtel, 1872. Nicht hundert Exemplare ſind davon ins Publicum gekommen. Das Obige iſt nur ein kurzer Auszug daraus.

so zu einer Art Statistik desselben zu gelangen, welche jedem noch die Möglichkeit ließ, die Vorzugsstimmen nach seinem Gefallen zu wägen wie zu zählen. Erfuhr man auch so nur das Urtheil einer Zeit über das Bild — in hundert Jahren mag man ja vielleicht anders urtheilen — so war es jedenfalls ein Beitrag zur Geschichte des Geschmacks bezüglich eines der bedeutendsten Werke der Kunst und hiermit zur Geschichte des Geschmackes überhaupt. Auch meinte ich, es müßte das Publicum, was zur Zeit so großes Interesse an der ästhetischen Streitfrage über das Bild bewies, auch interessiren, sich so zu sagen über sein eigenes Urtheil, seinen eigenen Geschmack bezüglich desselben orientirt zu finden. Also verfuhr ich wie folgt.

Unter Gestattung — wenn schon keineswegs Beitritts- oder Beifallserklärung — des Ausstellungscomités legte ich im Ausstellungslocale auf einem Tische mit Schreibzeug ein Album aus, und forderte durch einen offenen, groß gedruckten Anschlag über dem Tische das Publicum zur Einzeichnung in dasselbe auf, mit Hinweis auf den, dem Album vorgehefteten, ebenfalls gedruckten Eingang, welcher sich über Plan und Absicht des kleinen Unternehmens erklärte. Ich kann nicht umhin, diesen Eingang als Ausgangspunct des ganzen Experiments und Unterlage für dessen Beurtheilung sowohl als die seiner Kritiken hier ganz und wörtlich wiederzugeben. Er lautet:

Während die Aechtheitsfrage, Deutungsfrage und Frage nach der künstlerischen Technik der beiden zu vergleichenden Hauptbilder dieser Ausstellung eine gründliche, sachkundige Untersuchung in Anspruch nimmt, läßt sich die Frage nach der vergleichungsweisen Wirkung, welche dieselben auf die Beschauer machen, einfach durch unbefangene vergleichende Betrachtung beider, Seitens der Einzelnen zwar nur subjectiv, durch Sammlung, Discutirung und Resumirung ihrer Urtheile aber in gewisser Weise objectiv beantworten; und da diese Ausstellung eine, wahrscheinlich nicht wiederkehrende, Gelegenheit bietet, eine solche Beantwortung und hiermit ein wichtiges Datum für die Erkenntniß des Verhältnisses beider Bilder zu erlangen, so erscheint erwünscht, sie nicht unbenutzt vorübergehen zu lassen. Sofern aber der Anspruch an ein detaillirtes Vergleichsurtheil nach allen Seiten und aus allen Gesichtspuncten, welche zur Bestimmung des Eindruckes beitragen (als Colorit, Stil, Anordnung, Proportionen, Ausdruck der Figuren, Conception des Ganzen u. s. w.) Seitens einer größern Anzahl der Beschauer nicht durchführbar sein und selbst die Fragestellung in Bezug darauf großer Schwierigkeit unterliegen würde, beschränkt sich der Wunsch im Wesentlichen auf die Beantwortung folgender zwei auf möglichst einfachen, unzweideutigen Gesichtspunct gebrachten, Fragen Seitens der Beschauer dieser Ausstellung: 1) Welches von beiden Bildern rücksichtslos auf ihr kunsthistorisches Verhältniß im Ganzen, Eins ins Andere gerechnet, 2) welcher von beiden Madonnenköpfen insbesondere einen derartig vortheilhaftern, ansprechendern, werthvollern Eindruck auf den Beschauer macht, daß er lieber dem einen oder andern einen Platz in seinen Räumen zu dauernder oder wiederholter Betrachtung gönnen möchte; — wobei jedoch so viel als möglich eben so von dem ungünstigen Einflusse des alten verdunkelnden Firnisses auf das Colorit des Darmstädter, als dem Einflusse der, hauptsächlich wohl auf partielles Nachdunkeln zu schiebenden, etwas grellen Contraste auf das Colorit des Dresd-

ner Bildes zu abstrahiren sein würde. Einfachstes Schema der Einzeichnung. Für das N. N. (Dresdner oder Darmstädter) Exemplar. Für die N. N. (Dresdner oder Darmstädter) Madonna (wobei hinzugedacht wird: entscheidet sich). N. N. (Name, Titel, Stand, Wohnort, Datum).

Obwohl in keiner Weise beansprucht, würde doch die Hinzufügung einer Ausführung, Specialisirung, Motivirung des Urtheiles (oder Ersatz des obigen Schema dadurch) nur erwünscht sein können; auch der Ausdruck der Unentschiedenheit zwischen beiden Exemplaren oder Gleichschätzung derselben gern acceptirt werden. Zugleich bietet sich der Raum dieses Albums zu irgend welchen andern, sei es Vergleichsbemerkungen oder Einzelbemerkungen über die betreffenden Bilder dar. Der Hauptwunsch geht dahin, einmal, daß Künstler und Kenner vom Fach sich von der Einzeichnung ihres Urtheils nicht ausschließen, zweitens aber, daß auch ein allgemeineres gebildetes Publicum (mit Einschluß der Damen) sich möglichst zahlreich im Interesse der Sache an der Einzeichnung betheiligen möchte; denn kann schon die Mehrheit der Laienurtheile über das Werthverhältniß zweier rivalisirender Kunstwerke nicht endgültig entscheiden, so ist sie doch ein wichtiges Element der Werthschätzung.

Ich dachte, ich hätte es recht gut gemacht. Dazu noch folgende Bemerkung. Von vorn herein war es nicht darauf abgesehen, sich bei der Zusammenzählung aller, im Album nach einer und der andern Seite abgegebener Vorzugsstimmen zu begnügen, um damit ein „Durchschnittsurtheil" in Bausch und Bogen zu gewinnen; und die mir von verschiedener Seite deshalb gemachten Vorwürfe sind ganz müßig, indem sie sich von selbst durch die Anstalten erledigen, die ich im Eingange getroffen, die Stimmen so viel als möglich sortiren, aus diesen und jenen Gesichtspuncten zusammenstellen und discutiren zu können, wovon ich mir viel Interesse versprach. Allerdings aber hatte ich die Absicht, die Stimmen außer der Unterscheidung ihres Ursprungs und des von selbst daran hängenden Gewichtes auch in Bausch und Bogen nach jeder Vorzugsseite zusammenzuzählen, wofür ich den Gesichtspunct, der keineswegs darauf hinausläuft, einen absoluten Schönheitsvorzug damit feststellen zu wollen, in meinem „Bericht" über das Experiment (S. 89) besprochen habe; hier kann ich nicht auf Alles zurückkommen.

Und der Erfolg des Unternehmens? Erst von dem, den es beim Publicum, und dann von dem, den es bei den Kritikern gehabt hat. Man dürfte in der That den Bericht darüber nach beiden Seiten nicht uninteressant finden.

Das Album lag zuerst volle acht Tage aus, ohne daß eine einzige Einzeichnung erfolgt wäre. Bei öfterem Besuche der Ausstellung sah ich wohl den und jenen in das Buch gucken, aber da er es leer fand, ließ er es auch leer, und wenn ich selber Jemand zur Einzeichnung ermunterte, erhielt ich regelmäßig eine von folgenden drei Antworten: „Nein, nicht zuerst", oder „nein, nicht öffentlich", oder „auf mein Urtheil kommt nichts an". Das würde anders gewesen sein, wenn die Mitglieder des Ausstellungscomités oder sonst

geltende Kunstautoritäten dem Unternehmen zu Hülfe gekommen wären, es empfohlen, mit der Einzeichnung selbst vorangegangen wären u. s. w.; statt dessen blieb ich mit dem von ihnen mißliebig angesehenen Unternehmen, wie eine schwarze Krähe unter weißen Tauben, völlig isolirt, und wo auf das Unternehmen die Rede kam, begegnete es dem Spotte, dem Nasenrümpfen, der Verunglimpfung, am meisten in den maßgebendsten Kunst- und Kennerkreisen. Als endlich doch ein Herr und eine Dame auf mein Zureden — ohne das wäre das Album wahrscheinlich heute noch leer — schüchtern den ersten Schritt gethan, und deshalb von der Erde nicht verschlungen wurden, folgten, doch immer nur langsam, andere, und nach Schluß der mehrmonatlichen Ausstellung waren auf die 11,842 Besucher, welche dieselbe zählte, im Ganzen nur 113 Einzeichnungen, also etwa 1 auf 100, erfolgt. Und wie waren diese Einzeichnungen ausgefallen!

Das Publicum hatte sich dabei um die in dem Eingange vorgeschriebenen Bestimmungen fast gar nicht gekümmert, ihn unstreitig meist gar nicht gelesen. Es liefen so viel ausdrückliche Aechtheitsurtheile unter — indeß ich doch die Aechtheits- mit der Deutungsfrage ausdrücklich ausgeschlossen hatte — daß hiernach und bei dem großen Interesse, mit welchem die Aechtheitsfrage überhaupt außer der Schönheitsfrage im Publicum discutirt wurde, auch bei einfacher Einzeichnung „für das Dresdner Exemplar" oder „für das Darmstädter Exemplar" zweifelhaft blieb, ob nicht das Urtheil vielmehr auf Aechtheit als Schönheit ging. Ob das Bild im Ganzen oder der Madonnenkopf im Besonderen gemeint war, ließ sich auch meist nicht entscheiden, da man sich überhaupt wenig an die vorgeschriebene Form der Einzeichnung hielt. Viele Einzeichnungen oder deren Unterschriften sind nicht zu lesen, die Vorschrift, Geschlecht, Titel, Stand, Wohnort anzugeben, vielfach nicht berücksichtigt. Künstler und Kunstkenner hatten sich überhaupt meist vornehm von der Einzeichnung ausgeschlossen, und die, welche sich doch einzeichneten, thaten es meist nur, um sich mit einander im Album selbst zu zanken; es gab auch gute Lehren für mich darin wegen der Thorheit meines Unternehmens selbst. Außerdem zeigte sich im Verfolg der Ausstellung, was sich schon vorher in kunsthistorischer Besprechung beider Bilder gezeigt hatte, daß das Urtheil des Publicums wie der Kenner, auch wo es sich nicht direct auf den Aechtheitsvorzug bezog, doch im Schönheitsurtheil ausnehmend von der Ansicht über die Aechtheit mit beeinflußt wurde, und man das Darmstädter fast genau um eben so viel schöner zu halten anfing, als man es für ächter zu halten anfing, also die abgegebenen ästhetischen Urtheile nicht rein waren. Von einer Sortirung und Discutirung der Stimmen, wie ich solche beabsichtigt hatte, konnte hiernach überhaupt nicht die Rede sein, und nachdem ich in dem „Be-

richte" doch noch das Mögliche in dieser Hinsicht zu leisten versucht, habe ich das Unternehmen im Ganzen für verunglückt erklären müssen.*)

Natürlich werden hiernach die Gegner der experimentalen Aesthetik so zu sagen einen Selbstmord derselben in vorigem Experimente finden, zu dessen Fehlschlag sie doch selbst hauptsächlich beigetragen haben, d. h. den experimentalen Beweis, daß es mit der experimentalen Aesthetik nichts ist. Wogegen ich vielmehr meine, daß man durch das vorige Experiment nur hat lernen können, wie es ein andermal besser zu machen sei, nämlich so:

1. Das Unternehmen müßte von einer namhaften Kunstautorität ausgehen, und das Ausstellungscomité dasselbe nicht blos gestatten, sondern auch durch thätigen Einfluß, insbesondere Vorangehen mit eigener Einzeichnung und Ermunterung der Besucher der Ausstellung dazu, unterstützen.

2) Dem Unternehmen wäre eine Empfehlung desselben aus sachkundiger Feder mit Auseinandersetzung seines Planes und seiner Motive in öffentlichen Blättern vorauszuschicken, und das Publicum auch auf diesem Wege zur Betheiligung anzuregen.

3. Die wesentlichen Bestimmungen, welche vom Publicum bei der Einzeichnung zu befolgen sind, müßten, statt dem Album vorgeheftet zu werden, vielmehr mit hervorgehobenem Druck in den öffentlichen Anschlag selbst aufgenommen werden, so daß sie dem Publicum ins Auge fallen müßten, und im Album selbst mit der richtigen Form der Einzeichnung Seitens einiger dazu veranlaßter Stimmgeber vorangegangen werden.

4. Die Fragestellung müßte entweder noch mehr vereinfacht oder die Möglichkeit einer zweideutigen Antwort durch die vorgeschriebene Form der Einzeichnung noch sichrer ausgeschlossen werden als geschehen ist.

5. Eine ähnliche Frage, als das Album gestellt, würde überhaupt nur bei Ausschluß einer ähnlichen Complication mit der Aechtheitsfrage und localen Parteifrage zu stellen sein.

Unter Einhaltung vorstehender Bedingungen wüßte ich nicht, warum das Experiment nicht künftig in sonst ähnlichen Fällen gelingen sollte, und halte das vorige trotz seines negativen Erfolges eben deshalb nicht für fruchtlos, weil es schlagend auf diese Bedingungen hinweist. Selten glückt ja überhaupt ein Experiment das erstemal, nun gar auf einem für das Experiment so neuen Felde.

Dazu will ich auf einige Fälle praktischer Anwendbarkeit desselben weisen.

Auf den von Kunstvereinen veranstalteten Bilderausstellungen pflegen

*) Sollte es hiernach jemand noch interessiren, das Album selbst einzusehen, so findet er es als Curiosum in der Bibliothek des Leipziger Kunstvereins, der ich es übergeben habe, aufgehoben.

Bilder zur Verloosung an die Mitglieder oder zur Bereicherung einer öffentlichen Sammlung angekauft zu werden. Das Publicum giebt sein Geld dazu, wird aber nicht dabei gefragt. Man sagt etwa: es hat sich der Stimme an ein von ihm selbst gewähltes (nicht auch zum Theil sich aus sich selbst ergänzendes?) Comité (mit etwaigem Ausschuß) entäußert. Ganz gut; aber das legt dem Comité die gegentheilige Verpflichtung auf, sich auf dem Laufenden mit der Stimme des Publicums zu erhalten, zumal in Fällen, wo das Interesse des Publicums so direct wie diesen Falls betheiligt ist. Warum nicht also ein Album für Vorschläge des Ankaufs auslegen, unter Gestattung, es mit oder ohne Motivirung zu thun. Die Entscheidung müßte freilich immer dem Comité nach Abwägung von Zahl und Gewicht der Stimmen, und nach eigenem Urtheile mit Rücksicht auf die verfügbaren Mittel und etwa in der Sammlung auszufüllende Lücken, worüber das Publicum kein hinreichendes Urtheil haben kann, überlassen bleiben; aber es sollte dem Comité wichtig sein, die Wünsche des Publicums zu kennen, diese sollten jedenfalls mit berücksichtigt werden, und das Kunstinteresse des Publicums selbst, was zu wecken ja eine Hauptaufgabe von Kunstvereinen ist, würde in hohem Grade dadurch angefacht werden, daß man ihm eine nicht ganz einflußlos bleibende Stimme gönnte und die Conflicte seines eigenen Geschmackes sich aussprechen ließe. Entsprechend bei zu errichtenden Denkmalen und andern Gegenständen artistischer Concurrenz. Jedenfalls ließe sich ein Versuch in dieser Hinsicht machen. Ob sich nicht auch praktische Schwierigkeiten oder Nachtheile namentlich bei einem ersten Versuche ergeben würden, ist freilich nicht vorauszusagen; oder möchten sich selbst einige, fraglich ob durchschlagende, voraussagen lassen, so könnte das Risico doch nicht gar so schrecklich sein. Inzwischen, so gut keiner aus dem Publicum sich in mein Album zuerst einschreiben wollte, wird kein Comité ein solches zuerst auslegen wollen und für die Antwort aus dem Publicum: auf mein Urtheil kommt nichts an, wird die Antwort aus dem Comité lauten: auf das Urtheil des Publicums kommt nichts an.

Hierzu den Vorschlag einer Art ästhetischen Gesellschaftsspiels. Eine Gesellschaft von Bekannten nehme eine Gedichtsammlung beliebig von Goethe, Schiller, Rückert, Heine, Eichendorff, Geibel oder sonst her, und stelle jedem Mitgliede die Aufgabe, die sechs oder zwölf Gedichte, die ihm darin am besten gefallen, darunter auch wohl das allerschönste noch besonders, zu bezeichnen. Aus dem Vergleich und der Discussion der getroffenen Wahl könnte Leben in eine sonst schläfrige Gesellschaft oder einen schläfrigen Abend kommen, und die halbe Charakteristik jedes Mitgliedes oder mindestens seines Geschmackes allein darin gefunden werden. Und so könnte sie auch für ganze Zeiten durch Versuche nach gleichem Princip nur in größerem Stil und Maßstabe gefunden werden.

Und noch eine praktische Anwendung. Ein Fabrikant oder Kaufmann kann in Zweifel sein, welche Façon, welches Muster er für einen Gegenstand vorziehen soll, um ihn dem Publicum möglich gefällig erscheinen zu lassen. Statt blos nach seinem eignen Geschmacke zu gehen, frage er das Publicum selbst darum. Um Versuchssubjecte braucht er nicht verlegen zu sein. Jeder seiner Kunden wird sich gern um sein Geschmacksurtheil über die ihm vorgelegten Modelle oder Muster, zwischen welchen zu wählen ist, befragt finden.

Zu der statistischen, historischen und praktischen Aufgabe der experimentalen Aesthetik, wovon bisher die Rede war, tritt nun aber noch eine wesentlich andere, welche die Wissenschaft der Aesthetik angeht. Darauf wird bei der Geschichte im zweiten Artikel zu kommen sein; aber ich bin mit der ersten Geschichte noch nicht fertig. Was sagten denn die Kritiker zu meinem Unternehmen?

Um das, was sie gesagt, zu beurtheilen, erinnere man sich, daß Plan und Absicht des Unternehmens im Eingange desselben genau bezeichnet, und im öffentlichen Anschlage auf diesen Eingang hingewiesen war, daß hiernach nur ein statistisches Material über den vergleichsweisen ästhetischen Eindruck beider Bilder mit ausdrücklichem Ausschluß der Aechtheitsfrage und ohne Prätension, einen absoluten Schönheitsvorzug feststellen zu wollen, beschafft werden sollte. Lassen wir nun zuvörderst die hauptsächlichsten Vertreter der Kunstkritik, die sich überhaupt über das Unternehmen geäußert haben, mit Wiedergabe ihrer eignen Worte sprechen.

Herr v. L., Redakteur der angesehensten Kunstzeitschrift, erklärt (Zeitschr. f. b. K. 1871, Heft 12. S. 249), „man müsse gegen eine solche officielle Appellation an Kieselack und Comp. alles Ernstes Protest einlegen. Was würde Herr Professor Fechner dazu sagen, wenn jemand zur Erörterung der Aechtheitsfrage der Königshofer Handschrift etwa in der Prager Bibliothek ein derartiges Album auslegen wollte.

Professor Z., Verfasser einer Geschichte und eines Lehrbuchs der Aesthetik, Hauptvertreter einer ganzen Richtung der Aesthetik, erklärt es („Lit. Centralbl." 1872. Nr. 8) für eine Verirrung, durch „Suffrage universel der zufälligen Besucher der Dresdner Holbeinausstellung ein Majoritätsvotum über Aechtheit oder Unächtheit des Dresdner Bildes zu Stande bringen zu wollen." Aehnlich die „Weserzeitung" 1871. Nr. 8886.

Professor W., Verfasser einer berühmten Holbeinmonographie, mit dem ich, so lange ich mich mit Holbeinianis beschäftigt habe, in einem, übrigens artig geführten, Streit begriffen war, sagt mit Folgendem wenigstens nichts Falsches, nur auch nichts, was den wesentlichen Gesichtspunct des Unternehmens triftig bezeichnete: „Herr Professor Fechner in Leipzig hat die Absicht, zwischen beiden Bildern durch Suffrage universel entscheiden zu lassen. Er

fordert die Beſucher auf, ſich ſchriftlich für eines der beiden Exemplare zu erklären, entweder unter Beifügung einer Motivirung oder auch ohne ſolche, und womöglich mit dem Zuſatz, welcher Madonnenkopf ſchöner erſcheine."

Am ſchlimmſten überhaupt hat mir Herr B. M., einer der rüſtigſten Vorfechter der Kunſtkritik, mitgeſpielt, bei Erinnerung an deſſen zermalmende Kritik eines Holbeinſchriftchens von mir*) („Augsb. allg. Ztg." 1871. Beil. Nr. 258. S. 155) ſich mir noch das Haar ſträubt, wozu er mir freilich kein gutes gelaſſen, indem er das, was ich den Leſern in dem Schriftchen „vorreite" für das „non plus ultra des Dilettantismus und der Planloſigkeit" erklärt, und dabei auch meines Album wie folgt gedenkt: „Wie wenig Herr Fechner einen Begriff davon hat, daß die vorliegende Frage eine wiſſenſchaftliche iſt, wie ſehr vielmehr gerade er ſich darin gefällt, die ganze Sache als allerſubjectivſte Geſchmacksſache dem ſubjectiven Belieben der Menge zu überantworten und die Unſicherheit auf dieſem Wege zum Princip zu erheben, hat er bewieſen, indem er in der Ausſtellung ein Album auslegte und das Publicum zur Niederlegung ſeiner Anſicht in demſelben aufforderte."

Abgeſehen von vorigen fachmäßigen Beurtheilungen wurde in den zur Zeit der Holbeinausſtellung allerwärts vorkommenden öffentlichen Beſprechungen derſelben immer, mindeſtens beiläufig, auch des ausgelegten Albums gedacht, nirgends aber (außer einer Erwähnung ſeiten Roßmanns) habe ich auch nur in ein paar Worten eine treffende Bezeichnung der Abſicht und des Charakters des Unternehmens, Witzeleien darüber aber genug gefunden. Kurz, Publicum und Kritiker haben ſich dahin vereinigt, das Publicum, daß der Erfolg des Unternehmens, die Kritik, daß das Unternehmen vor dem Publicum zu Schanden wurde.

Nun läßt ſich allerdings Einiges, wenn auch nicht zur Rechtfertigung, doch zur Entſchuldigung obiger Charakteriſtiken des Unternehmens ſagen. Theils ſahen meine Kritiker trotz des Hinweiſes im Anſchlage eben ſo wenig

*) „Ueber die Aechtheitsfrage der holbeinſchen Madonna. Discuſſion und Akten." Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1871. Das Schriftchen fußt auf, ich darf wohl ſagen, ſehr eingehenden und fleißigen Studien, die mich aus einer nebenſächlichen Liebhaberei mehrere Jahre lang beſchäftigt haben, hat aber den Unwillen von B. M. und noch einem oder mehreren anderen Kennern dadurch erweckt, daß ich darin von vorn herein in einem beſondern Artikel die grellen, und ſelbſt ans Lächerliche ſtreifenden Widerſprüche in den vorgekommenen Kennerurtheilen über das holbeinſche Bild eben ſo grell und ohne Einmiſchung von Kritik einfach neben einander geſtellt habe; wonach ſie die darauf folgende ſorgfältige kritiſche Abwägung der ganzen Frage nnd dabei derjenigen Urtheile, die überhaupt auf Beachtung Anſpruch machen konnten, entweder nicht geleſen oder nicht berückſichtigt haben. Doch glaube ich, mit jenem Schriftchen etwas Nützliches zur vorläufigen Orientirung über die mittelſt der Ausſtellung zu entſcheidende Frage geleiſtet zu haben. Aber es gab damals ſtatt Kritik faſt nur Parteihader in Sachen des Bildes.

als das Publicum den Eingang des Albums ein, und ſchloſſen nur aus den vielen Aechtheitsurtheilen, denen ſie beim Aufſchlagen deſſelben begegneten, auf die Abſicht deſſelben, theils ſchrieben ſie einander (wie Z. dem Herrn v. L.) nach; B. M. iſt oder war doch damals noch ein junger Mann, der ſeinen Weg zu machen hatte; junge Löwen aber wollen ihre Zähne probiren, und die Dresdner Madonna ſelber hat daran glauben müſſen; die Zeitungen endlich hatten ihre Leſer zu amüſiren. Bei all dem kam nur ich mit meinem gut und ernſthaft gemeinten Unternehmen zu kurz. Man wird aber wohl zugeben, daß, wenn daſſelbe zu verwerfen war, die vorſtehende Behandlung desſelben noch verwerflicher war.

Und Windelband?

Nun, dieſer hat die Geſchichte eben damit abgeſchloſſen, daß er aus der holbeinſchen Madonna die ſixtiniſche gemacht hat, und aus meinem Verſuch, ein ſpecialiſirtes Vergleichsurtheil des Publicums zwiſchen zwei Bildern zu gewinnen, was zu gewinnen ſein beſonderes Zeitintereſſe hatte, den Verſuch gemacht hat, ein Durchſchnittsurtheil über ein Bild zu gewinnen, worüber alle Welt ſeit lange weiß, woran ſie iſt.

Gott weiß, was für eine undeutliche Erinnerung oder welches Hörenſagen oder welche apokryphe Quelle ſonſt Windelband dies eingegeben hat. Inzwiſchen würde ich mich blos etwas darüber geärgert, doch kein Weſens davon gemacht haben — Windelbands weſentliche Kritik fußt ja nicht auf jener nur beiläufigen Verwechſelung — wenn nicht eben jene ganze Geſchichte damit ſchlöſſe, und mir nicht doch etwas daran gelegen hätte, ſie bei dieſer Gelegenheit etwas mehr an den Mann zu bringen, als durch meinen ziemlich ungeleſen gebliebenen Bericht geſchehen, indeß Urtheile über das Unternehmen wie die obigen ſeiner Zeit durch alle Blätter liefen; damit es endlich ſein Bewenden dabei habe, und nicht gar noch jemand komme, der wieder Windelband nachſchreibt oder ſonſt einen Mythus daraus macht. Erwünſcht wäre es freilich, wenn die Kritiker der experimentalen Aeſthetik die Genauigkeit, welche ſich dieſelbe ſelbſt zur Aufgabe macht, mit gleicher Genauigkeit bei ihren Berichten darüber erwiderten.

Abgeſehen vom obigen Paſſus habe ich natürlich gegen den ganzen erſten Theil von Windelbands Abhandlung nichts, da ſie in der Hauptſache einen Auszug aus meiner eigenen hiſtoriſchen Darſtellung des Gegenſtandes, um den ſichs handelt, giebt. Um aber auf die danach folgende weſentliche Kritik der experimentalen Aeſthetik ſeiten Windelbands einzugehen und dabei zugleich die eines andern Kritikers, eines achtbaren Autors im Fache der Architektur, Redtenbacher (im „Kosmos" 1877. S. 341), zu berückſichtigen, muß ich auf die andere Geſchichte kommen, was im folgenden Artikel geſchehen

wird. Zwar ist schon von meinen Kritikern darüber berichtet worden, aber eben das veranlaßt mich, es auch noch einmal selbst zu thun.

Zuletzt noch eine persönliche Bemerkung. Ich habe Windelbands scharfsinnige Abhandlung über den Zufall mit Vergnügen gelesen, und habe also keinen Grund zu zweifeln, daß es nicht auch mit andern Schriften desselben, die ich nicht gelesen, mehr der Fall sein würde, als mit seiner Kritik meiner Experimente, die mir freilich keins machen konnte. Redtenbacher aber ist sonst mein guter Freund, was ihn nicht abgehalten hat, mir so viel als möglich am Zeuge zu flicken. Thun wir es also gegenseitig, da in diesen Dingen nun einmal die Gemüthlichkeit aufhört, und bleiben außerhalb derselben gute Freunde.

Aus dem Leben einer deutschen Reichsstadt.

Von Christian Meyer.

Es ist eine weitverbreitete und beliebte Annahme, daß die für Kirche, Staat und Gesellschaft gleich tief einschneidenden Tendenzen des Reformationszeitalters ihren vornehmsten Träger in dem Bürgerthum der alten freien Reichsstädte deshalb gefunden hätten, weil dieses, wie kein anderer gesellschaftlicher Stand, denjenigen Grad physischer und geistiger Frische sich bewahrt habe, der nothwendig ist, um im Ankampf gegen die althergebrachten Mächte des Beharrens den Sieg davonzutragen. Nun ist der erste Theil dieser Behauptung unzweifelhaft richtig: der Bürgerstand unserer Städte war es, der in erster Linie die Reformation in seinen Schutz nahm und ihr die Bahn zum weiteren Fortschreiten ebnete. Daneben aber bleibt es räthselhaft, wie dieselbe Zeitperiode, die man als die eigentliche Blüthezeit der kirchlichen Hierarchie mit ihrer Bezwingung des freien Geistes und Gewissens zu bezeichnen gewöhnt ist, zugleich die Blüthezeit des deutschen Städtebürgerthums gewesen ist. Wenn der Begriff des römisch-katholischen Kirchenthums ausschließlich nur die geistige und sittliche Unfreiheit der Massen im Gefolge hat, wie kommt es, daß die deutschen Städte des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts rasch zu einem Höhepunct materieller Blüthe und politischer Freiheit gelangen konnten, ohne daß dabei irgendwie von ihrer Seite an dem Bestand des damaligen Kirchenthums gerüttelt worden wäre? Allerdings sehen wir, namentlich um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, fast allerwärts in Deutschland die Städte im erbitterten Streite mit der Kirche, der sich da und dort sogar bis zum offenen Krieg fortbildete und dann meist mit der Niederlage der kirchlichen Gewalt endigte: aber dieser Kampf war nicht

gegen den Bestand der Kirche an und für sich, wie drei Jahrhunderte später, gerichtet, sondern lediglich gegen den Mißbrauch, den die Kirche mit der ihr früher einmal verliehenen weltlichen Gewalt trieb. Keinem jener kühnen Krieger für die politische Emancipation unseres Bürgerthums, deren Namen auffallender Weise keine Chronik zu nennen weiß, ist es jemals in den Sinn gekommen, gegen das Dogma der Kirche oder gegen irgend eine ihrer das Leben und Treiben des Einzelnen so bewunderungswürdig beherrschenden Anordnungen Protest zu erheben. Erst als die materielle und geistige Macht des Bürgerthums sich zum Niedergang neigte, begann allmählich in den Städten sich eine Opposition auch gegen das eigentliche Kirchenthum, ein Zweifeln und Prüfen geltend zu machen, wo man bisher lediglich naiv hingenommen hatte. Und zwar steigert sich diese religiöse Bewegung genau in dem Maße, als der materielle Wohlstand und die politische Freiheit in den Städten mehr und mehr sinkt, bis zuletzt sich uns das überraschende Bild aufthut, daß wir als hauptsächlichsten Träger der religiösen Volksbewegung in den ersten Jahrzehnten des sechzehnten Jahrhunderts einen Stand erblicken, der in den allermeisten Beziehungen nur noch der Schatten des mittelalterlichen Bürgerstandes ist.

Zur Erklärung dieser Thatsache bieten sich uns nur zwei Wege dar. Der eine ist der vorzugsweise von katholischen Historikern unserer Tage betretene, die in der Reformation lediglich einen letzten Schritt auf der abschüssigen Bahn der Abkehr vom mittelalterlichen Kirchenthum erblicken, als den Grundzug derselben eitel Menschenfürwitz und Fleischeslust hinstellen und als nothwendigen Ausgang den Zusammensturz unseres ganzen Gesellschaftsgebäudes prophezeihen. Es läßt sich nicht leugnen: System liegt in dieser Annahme, aber es ist nur ein künstlich hereingetragenes, von berechnender Sophistik erzeugtes System. Wir werden weiter unten den Beweis für diese Behauptung nicht schuldig bleiben und fügen hier nur bei, daß, wenn wir auch der Kirchenreformation des sechzehnten Jahrhunderts die Bedeutung für die Emancipation des Geistes nicht zuerkennen können, die ihr von kirchlich orthodoxer Seite zugesprochen zu werden pflegt, wir andererseits doch weit davon entfernt sind, den Einfluß, den schon die Losringung von den hergebrachten kirchlichen Anschauungen für die Geistesfreiheit der großen Masse mit sich bringen mußte, zu unterschätzen — ein Einfluß, der sogar dann noch nicht gering angeschlagen werden darf, wenn die gewonnene Freiheit nur eine kurzlebige oder scheinbare gewesen wäre, um alsbald wieder in das alte Joch — mag dieses Namen haben welche es will — gezwängt zu werden. Dies führt uns zu der Erklärung hinüber, die wir als die einzig richtige zur Lösung des an die Spitze unseres Aufsatzes gestellten Räthsels bezeichnen müssen.

Die Lehren der Reformation haben bei dem Bürgerstand unserer alten Städte einen so raschen Eingang gefunden, nicht weil dieser ihnen einen besonders hohen Grad geistiger und moralischer Unverdorbenheit entgegengebracht, sondern weil in keinem anderen Stande so viele unzufriedene, neuerungssüchtige Elemente vorhanden waren wie gerade in dem Bürgerstande am Beginn des sechzehnten Jahrhunderts. Dadurch soll selbstverständlich der Werth der Kirchenreformation in keiner Weise verkümmert werden, wenn auch ein vorurtheilsfreier Einblick in den inneren Gang ihrer Entwickelung nicht verkennen wird, daß auch ihr unreine Elemente und Motive keineswegs fern geblieben sind, ja, von einem gewissen Standpunct aus betrachtet, ein unheilvoller, auch heute noch nicht völlig ausgeglichener Riß in die Entwickelung unseres Volkes durch sie geschehen ist. Es ist eben das Schicksal jeder, auch der segensvollsten Neuerung, daß sie am frühesten und ausgiebigsten von den niederen, gedrückten und unzufriedenen Elementen der Gesellschaft aufgegriffen und angewandt wird. Nicht weil die reformatorische Lehre die Freiheit des geknechteten Gewissens verhieß, hat sie einen so unglaublich raschen Eingang bei der großen Menge gefunden, sondern weil in ihrem Gefolge die Aufhebung drückender äußerer Lasten, eine Ungebundenheit des Besitzes und des ganzen täglichen Lebens zu erwarten stand. Kein Zweifel, daß der einzelne die neue Lehre ganz in dem Sinne aufnahm und auf sich wirken ließ, in dem sie entstanden und großgewachsen ist; es wird dies namentlich von den gebildeten Kreisen der Gesellschaft zu gelten haben, welche vermöge dieser ihrer gereiften Erfahrung tiefer in das Wesen der Dinge einzudringen befähigt sind, wenn auch hier vielfach — ich erinnere beispielsweise an den merkwürdigen Zusammenhang zwischen Reformation und Humanismus — mehr äußerliche und nebensächliche Motive mitgespielt haben. Aber der gemeine Mann, der große Haufe ist bei seiner Annahme der neuen Lehre sicherlich nicht in erster Linie von innerlichen Bewegungen geleitet worden, dazu fehlte ihm der freie Blick in den Zusammenhang der Dinge, die Unbefangenheit des Willens, vor allem aber die Unabhängigkeit der äußeren Existenz. Wäre die reformatorische Volksbewegung eine rein innerliche Angelegenheit gewesen, so wäre es unbegreiflich, wie Hunderttausende, die wir kurz vorher noch treuergeben dem Glauben ihrer Väter und ihrer Jugend sehen, man möchte sagen über Nacht denselben verlassen und sich einem völlig andern in die Arme werfen konnten. Diese Thatsache wird erst dann erklärlich, wenn wir einen Blick auf die sociale Lage derjenigen Stände werfen, die am Ausgang des Mittelalters die eigentliche Arbeit repräsentirten: des Bürger- und des Bauernstandes. Wir werden dann finden, daß die Lehren der Reformation mit Nothwendigkeit hier wie der Blitz in ein morsches Gebäude einschlagen mußten, nicht weil jene die Freiheit durch Christum predigten, sondern weil sie eine totale Umände-

rung der alten Besitzverhältnisse verhießen oder besser gesagt zu verheißen schienen.

Es scheint mir nicht uninteressant, diesen Satz an einem einzelnen prägnanten Beispiel auf seine Wichtigkeit hin näher zu untersuchen. Ich wähle hierfür eine Stadt, deren Geschichte für diesen Zweck eine solche Menge von Vortheilen in sich vereinigt, wie es in gleichem Grade kaum ein zweites Mal vorkommen dürfte. Die Reichsstadt Memmingen, an der Grenze zwischen Schwaben und Baiern gelegen, jedoch dem Charakter ihrer Bewohner nach noch ganz zu jener ersteren Landschaft gehörig, von der schon die Geschichtsschreiber des Mittelalters mit Recht behauptet haben, daß in ihrer speciellen Geschichte das beste Stück der großen deutschen Geschichte sich abspiele, bietet außer diesem allgemeinen Vorzug noch den besonderen dar, daß ihr Gesellschaftszustand um die Wende vom Mittelalter zur Neuzeit jenes Bild bunter Mischung und regen Lebens zeigt, wie es der Geschichtsschreiber nöthig hat, wenn er tief eingreifende Processe darstellen will. Dazu kommt noch, daß die Reformation hier mit am frühesten eingedrungen ist, und diesem ihren Eindringen sich kein äußerliches Hemmniß in den Weg gestellt hat. Was uns aber zumeist zur Wahl dieser Stadt bestimmt hat, ist der Umstand, daß Memmingen auch ein Mittelpunct des Bauernkrieges gewesen ist, jenes mit der evangelischen Volksbewegung in den Städten so völlig gleichartigen Vorgangs, daß wir uns den einen ohne den andern gar nicht zu denken vermögen. Endlich fällt für unsere Wahl auch noch ins Gewicht, daß gerade die Periode der Stadtgeschichte, über die wir unten handeln wollen, in alter, neuer und neuester Zeit mit besonderem Eifer von ihren Bürgern beschrieben worden ist. Von Johann Kimpel an, der neben seiner ebenso anstrengenden als verdienstlichen Thätigkeit eines Thurmbläsers noch Muße fand, seinen Mitbürgern die Schicksale ihrer Vaterstadt zwischen den Jahren 1471 bis 1622 in dem naiv-treuherzigen Volkston der Zeit vor dem großen Kriege zu erzählen, bis herab zu dem neuesten Bearbeiter der Memminger Geschichte hat der Abschnitt, der von der Einführung der Reformation handelt, weitaus die sorgfältigste und eingehendste Bearbeitung gefunden. Am vollständigsten und gründlichsten verbreitet sich die schorersche Chronik über die Reformationsgeschichte der Stadt. Da sie die älteren Chroniken in sich aufgenommen hat, so macht sie dieselben zum größten Theil entbehrlich. Neben Schorer kommen dann die beiden Schelhorn, Vater und Sohn, in Betracht, welche mit der vollen Gelehrsamkeit ihrer Zeit den redlichsten Fleiß und Sammeleifer verbanden. Die Schätze des städtischen Archivs und der Bibliothek standen ihnen zu Gebote und in der historischen Literatur waren sie gründlich bewandert. Sie begnügten sich jedoch nicht, wie die älteren Chronisten, mit einer bloßen Anhäufung des Stoffes, sondern strebten — ganz im Geiste ihrer Zeit —

dahin, denselben wissenschaftlich zu verarbeiten. Namentlich sind die beiden Abhandlungen des älteren Schelhorn über die Reformationsgeschichte Memmingens, die eine in den Amoenitates literariae (1727), die zweite in einer besonderen Schrift gedruckt, von bleibendem Werth für die deutsche Reformationsgeschichte überhaupt. Was später über diesen Gegenstand geschrieben worden ist, kann sich in keiner Weise mit den genannten Arbeiten messen. Erst in der allerneuesten Zeit hat sich die Forschung wieder mit größerem Glück dem Gegenstand zugewandt. Hierher rechne ich vor allem die kleine, aber vortreffliche Schrift von Rohling: „Die Reichsstadt Memmingen in der Zeit der evangelischen Volksbewegung" (1864), eine Arbeit, die jede spätere über denselben Gegenstand überflüssig gemacht haben würde, wenn dem Verfasser das gesammte Quellenmaterial des städtischen Archivs zu Gebote gestanden hätte. Ich bin nicht in der Lage zu entscheiden, ob die Vorenthaltung der älteren Rathsprotocolle (vor 1524) gegen Rohling eine beabsichtigte oder eine zufällige gewesen ist. Jedenfalls ist es auffallend, daß diese höchst wichtigen Quellen, wie sie bereits von Schelhorn gekannt und benutzt worden sind, auch wieder dem neuesten Bearbeiter der Memminger Reformationsgeschichte vorgelegen und seine Arbeit zu einer höchst schätzenswerthen Ergänzung des rohlingschen Buches gemacht haben. Die Möglichkeit eines Zufalls dürfte insbesondere auch im Hinblick auf die Wichtigkeit dieses Materials ausgeschlossen sein, namentlich bei einem Archive wie das Memminger, das unseres Wissens immer und ganz besonders in den letzten Jahren sich einer sorgfältigen Behandlung seitens der städtischen Behörden erfreut hat. Die geflissentliche Vorenthaltung werthvollen archivalischen Materials, wenn sie auch nur von der Absicht ausgeht, selbst später einmal dieses Material wissenschaftlich zu verwerthen, bleibt aber stets eine tadelnswerthe Illoyalität nicht nur dem betreffenden Forscher, sondern auch der ganzen wissenschaftlichen Welt gegenüber: gegen den ersten, weil seine Arbeit ohne seine Schuld an objectivem Werth verliert, der letzteren gegenüber, weil die wirkliche Ausnutzung auf eine ungewisse Zukunft verschoben wird.

Die neueste Arbeit über die Reformationsgeschichte Memmingens ist das Buch des vormaligen Stadtbibliothekars und Archivars Dobel: „Memmingen im Reformationszeitalter". Wie ich bereits bemerkt habe, besteht der Werth desselben darin, daß dem Verfasser neue werthvolle Quellen zu Gebote gestanden haben. Dagegen kann sich die Darstellung in keiner Weise mit der Rohlings messen. Wenn der Verfasser in der Einleitung schreibt, er sei bemüht gewesen, sein eigenes Urtheil so wenig als möglich hervortreten, vielmehr die Urkunden und Acten aus jener Zeit durch wörtliche oder auszugsweise Mittheilung selbst reden zu lassen, so klingt dies zwar recht hübsch, erweist sich aber bei näherem Zusehen als eine Selbsttäuschung des Verfassers.

Denn die Aufgabe der Geschichtsschreibung kann es unmöglich sein, rohes Quellenmaterial sprechen zu lassen — dies ist Sache der Editoren — sondern aus dem kritisch behandelten Material heraus sich selbst eine Anschauung zu gewinnen und diese — selbstverständlich immer mit Hinweis auf die Quellen — in einer geschmackvollen Form dem Leser vorzutragen. So, um nur eins hervorzuheben, beginnt das Buch mit dem Stiftungsbrief der sogenannten vöhlinschen Prädikatur, die für den Gegenstand nur dadurch einige Bedeutung hat, daß später Schappeler, der erste Reformator der Stadt, dieselbe inne hatte. Doch sollen uns diese und ähnliche Ausstellungen die Freude an dem Werke nicht verderben, das namentlich durch die Benutzung der äußerst werthvollen älteren Rathsprotocolle eine dankenswerthe Ergänzung zu der rohlingschen Arbeit bildet.

Betrachten wir, ehe wir an unsere eigentliche Aufgabe gehen, vorerst mit flüchtigem Blicke den Boden, auf dem sich unsere Geschichte abspielen sollte. Eine schöne und feste Stadt nennt Münster in seiner Kosmographie Memmingen. Und in der That mochte es mit seinen hochragenden Kirchen und stattlichen Klostergebäuden, seinen starken Mauern und Wachthürmen einen prächtigen Anblick gewähren. Seine geographische Lage war für die Zeit, in welcher der ganze levantische Handel noch auf dem Landwege über den großen Stapelplatz Venedig und die Alpen ging, eine äußerst vortheilhafte. Zwei Hauptstraßen kreuzten sich hier: die eine führte über Innsbruck und Trient nach Italien, die andere über Ulm nach Schaffhausen an den Rhein. Neben den Nürnberger, Augsburger und Ulmer Kaufleuten treffen wir schon im frühen Mittelalter Memminger auf dem Venediger Markte; ebenso ist ihr Verkehr mit Lyon, wo überhaupt ein bedeutender Umsatz süddeutscher Waaren stattfand, urkundlich beglaubigt. In Deutschland bildeten Nördlingen, Frankfurt und Leipzig die üblichen Umsatzplätze für die Erzeugnisse der Leinenindustrie, und gerade diese drei Märkte wurden von Memminger Kaufleuten besucht, am häufigsten die Frankfurter Messe. Der Handel war theils Transit- und Speditionshandel, theils Handel mit eigenen Erzeugnissen. In ersterer Beziehung werden als die wichtigsten Artikel erwähnt Fische, insbesondere Häringe, Baumwolle, Eisen und Stahl, dann Salz, welches bei dem Verkehr mit Tyrol als Rückfracht dienen mochte. Später fand der Handel mit fremdländischen Gewürzen immer größere Bedeutung; da traten auch in Memmingen die reicheren Kaufleute zu Gesellschaften zusammen, um die aufzuwendenden Kosten bestreiten, die etwaigen Verluste leichter verschmerzen zu können. Wir sehen, daß Konrad Vöhlin, ein Memminger Bürger, mit den Welsern in Augsburg zu gemeinsamen Handelsbetrieb verbunden war. Um das Jahr 1509 betheiligte sich dieses Haus — damals unter der Firma „Antonio Welser, Konrad Vöhlin und

Geſellſchaft" — an einem großen Unternehmen, welches die Ausrüſtung etlicher Schiffe zu einer Fahrt nach Oſtindien erforderte; das Geſchäft brachte einen reinen Gewinn von 175 Prozent, der Antheil des genannten Hauſes belief ſich auf 35,000 Dukaten. Aber auch der Handel mit den eigenen Producten war ein nicht unbeträchtlicher. Im weiten Umkreiſe um die Stadt war fruchtbares Ackerland; ein ſtädtiſches Kornhaus und Haferhaus erleichterten Aufbewahrung und Verkauf. Memminger Obſt wurde bis nach Lyon ausgeführt. Von Gewerbeerzeugniſſen, die den Ruf der Memminger Handwerker weit in das Land hinein verbreiteten, wird uns Corduan — eine Art feinen ſchwarzen Leders aus Bock- oder Ziegenfellen — und feines Pelzwerk genannt. Der bedeutendſte Induſtriezweig war indeſſen Weberei. Der blühende Handels- und Gewerbebetrieb hatte frühzeitig einen durchgängigen Wohlſtand und behäbige Gutlebigkeit erzeugt. Als im Jahre 1347 der Wein ausgehen wollte und man Mangel befürchtete, ſo zogen die Bürger den ankommenden Weinwagen mit Trommeln und Pfeifen und brennenden Strohwiſchen entgegen, und begleiten ſie ſo in die Stadt, „alles zu einer Freud', denn man hat gar ausgetrunken, daß nit drei Fuder in der ganzen Stadt waren". Daneben waren auch rohe Auswüchſe keine Seltenheit. Am Gallustag 1449 wurden die Weiber in der Kirche wegen der Stühle uneinig und ſchlugen aufeinander los. Die Geiſtlichen meinten, man müſſe die Kirche wieder weihen, allein der Rath wollte es nicht, weil es nur Weiber waren.

In politiſcher Beziehung war Memmingen eine freie Stadt des Reichs. Dieſe in den unruhvollen Zeiten des Interregnums faktiſch occupirte Reichsfreiheit hatte nachmals Rudolf von Habsburg de jure beſtätigt. Von der Gründung des ſchwäbiſchen Städtebundes an war Memmingen eines der einflußreichſten Mitglieder deſſelben. Das ſtädtiſche Gebiet war faſt nach allen Seiten hin ein weit ausgedehntes. Die innere Verfaſſung war im Ganzen eine demokratiſche, auf dem Begriffe des Zunftweſens aufgebaute. Bis zur Mitte des vierzehnten Jahrhunderts waren, wie überall, auch in Memmingen alle obrigkeitlichen Befugniſſe in dem ausſchließlichen Beſitze bevorzugter, ſei es landſäſſig-ritterlicher, ſei es altbürgerlicher Geſchlechter. Dann kamen durch eine Conſtellation der verſchiedenartigſten Urſachen, über die wir uns heutzutage kein genügend klares Bild mehr zu machen im Stande ſind, vermuthlich ohne ernſtere Kämpfe die Handwerker im Stadtregiment obenauf, ſo daß von da an jeder, der nicht Mitglied einer Zunft war, von den bürgerlichen Rechten ausgeſchloſſen war. Da es nun aber doch eine Menge Leute gab, die kein Gewerbe betrieben — und zwar waren dies namentlich die durch größeren Grund- und Geldbeſitz hervorragenden — ſo wurden dieſe alle in eine ſogenannte große Zunft zuſammengefaßt — eine faktiſche und

wie wir sehen werden, verhängnißvoll gewordene Durchlöcherung des Zunftprincips.

Ein mit der staatlichen Ordnung gleich wichtiges Moment in der städtischen Gesammtentwicklung ist das kirchliche Leben. Memmingen war mit sechs bedeutenderen Kirchen versehen. Zunächst die beiden Pfarrkirchen zu St. Martin und zu „Unsrer Frauen", jene angeblich schon um das Jahr 926 gebaut und auf die Dauer im Range die erste, beide übrigens von geistlichen Orden besetzt und verwaltet, sodann die Klosterkirchen der Augustiner und Elisabetherinnen, die Spitalkirche und andere. Ebenso reichlich war für die Errichtung von Klöstern gesorgt worden. Außer den beiden Stiftern regulirter Chorherrn Augustiner Ordens, des Heiligengeistspitals und des Antonierhauses, bestand noch das Bettelkloster der Augustiner Eremiten, das Elsbethen-Frauenkloster und das Franziskanerinnenfrauenkloster: die Schwestern des ersteren wurden „schwarze", die des letzteren „graue Schwestern" genannt. Die Gesammtzahl der geistlichen Personen innerhalb der Stadt belief sich kurz vor der Reformation auf 123, davon an der Martinskirche allein 31 Geistliche. Der kirchliche Sinn der Bewohner wird als ein reger, in zahlreichen Schenkungen an Kirchen, Klöstern und Wohlthätigkeitsanstalten sich bethätigender geschildert.

Dies sind die Grundzüge der staatlichen und kirchlichen Ordnung, wie sie sich im Laufe des Mittelalters herausgebildet haben. Gehen wir nun näher auf die socialen Verhältnisse der Stadt beim Beginne des sechzehnten Jahrhunderts ein, so werden wir vor allem fragen müssen, aus welchen Bestandtheilen sich die Einwohnerschaft Memmingens und der übrigen Städte damals zusammensetzte. In vorderster Linie finden wir vertreten den großen Grund- und Capitalbesitz. Zwar von einem ausschließenden oder auch nur überwiegenden Einflusse desselben auf das eigentliche Stadtregiment konnte seit dem Aufkommen der Zunftverfassung keine Rede mehr sein. Die Geschlechter, d. h. die Grundbesitzer und Großhändler — als solcher galt, wer nicht unter einem rheinischen Gulden Spezerei im Detail verkaufte; wer auch unter diesem Preise feilbot, war zum Eintritt in die Kramerzunft verbunden — mußten zu einer eigenen, d. h. der sogenannten großen Zunft zusammentreten. Damit war allerdings die Abgeschlossenheit der alten Patrizier völlig durchbrochen, indem jetzt — um es kurz zu sagen — nicht mehr der Besitz, sondern die Arbeit das ständebildende Element war. Aber trotz alledem wird sich auch hier die Macht der geschichtlich gewordenen Verhältnisse stärker erwiesen haben als eine zufällige gekünstelte Satzung. Man konnte den Jedermann sichtbaren Einfluß des einzelnen Großbegüterten in politischen Dingen einschränken, aber man konnte nicht den Einfluß, den Besitz und Kapital, Bildung und äußere Ehre zu allen Zeiten gegenüber den benachtheiligten

Schichten der Gesellschaft ausgeübt haben, wegwischen oder auch nur verkürzen. Die Kluft zwischen Reich und Arm war auch nach dem Siege der Zünfte geblieben, ja hatte sich im Laufe des fünfzehnten Jahrhunderts noch bedeutend erweitert. Eine der hauptsächlichsten Ursachen hiervon war das Aufkommen der Kapitalwirthschaft in den Städten. Früherhin war es lediglich die eigene Arbeit gewesen, die Güter schaffte und Ansehen gab. Die Grundlage des Besitzstandes bildete das von den Vorfahren überkommene Erbgut, das zu erhalten und womöglich zu vergrößern der Sohn und Enkel sich gelegen sein ließ. Die Bedürfnisse waren einfach und leicht zu befriedigen, Luxus war unbekannt. Nicht blos auf dem Lande herrschte Naturalwirthschaft vor, noch weit in das vierzehnte, da und dort sogar noch in das fünfzehnte Jahrhundert hinein zeigen sich auch in den Städten Anklänge an die alte Agrarwirthschaft. Auf Zustände solcher Art mußte das Eindringen der Geldwirthschaft wahrhaft revolutionär wirken. Wir können uns hier nicht näher auf die Entwicklung dieses Prozesses einlassen und bemerken nur das eine, daß von jetzt an neben Grundbesitz und Arbeit noch eine dritte Macht, das Kapital, als wirthschaftlicher Faktor trat, mit dem man rechnen mußte, wenn man obenauf bleiben wollte. Ich habe bereits oben, gelegentlich der Erwähnung der alten Handelsverhältnisse Memmingens, ein Beispiel von dem steigenden Einflusse des Geldkapitals angeführt.

Der Gedanke, daß mehrere Kaufleute zu einem gemeinsamen Handelsbetriebe sich zusammenthaten, hierzu Kapitaleinzahlungen — oft nur für einen einmaligen bestimmten Zweck — leisteten und dann Gewinn und Verlust gleichheitlich, d. h. pro rata ihrer Einlage, vertheilten, war ein dem Mittelalter völlig fremder Begriff. Die Handelsgesellschaften konnten erst dann aufkommen, als die Vertheilung des gesammten Volksvermögens eine unnatürliche geworden war, d. h. eine solche, wo nicht mehr Jeder das Maß von Gütern hatte, dessen er bedurfte, sondern neben Mittelbegüterten, die früher bei weitem den größten Procentsatz ausgemacht hatten, nunmehr Reiche und Arme, d. h. solche, die mehr, und solche die weniger besaßen als sie bedurften, und zwar in dem erschreckenden Verhältniß auftraten, daß beide Classen zusammengerechnet etwa denselben Procentsatz der Gesammtbevölkerung ausmachten, den früher die Mittelbegüterten gebildet hatten. Man vergleiche nur einmal zwei Steuerregister irgend einer alten Reichsstadt, etwa eins aus dem Jahre 1350, das andere aus der zweiten Hälfte des folgenden Jahrhunderts, und man wird ungefähr zu dem obigen Resultate gelangen. Die nächste Folge dieses wirthschaftlichen Umschwunges bestand darin, daß jetzt eine Classe von Besitzenden aufkommt, die erwerben, rasch und viel erwerben, ohne — so faßte es wenigstens die große Menge auf — ihrerseits etwas dazu zu thun. Hand in Hand mit diesem mühelos gewonnenen und dem

Verlust ausgesetzten Reichthum, ging dann ein rasches Steigen der materiellen und geistigen Bedürfnisse, was wiederum eine weitere Entfernung der einzelnen Volksclassen von einander zur Folge haben mußte. War vormals eine gewisse Durchschnittsbildung Gemeingut so ziemlich aller Bürger einer Stadt, so stand jetzt ein kleiner Bruchtheil derselben nicht nur an Besitz, sondern auch an Bildung und feiner Lebensart so hoch über den bei weitem größten Theil seiner Mitbürger, daß ein gegenseitiges Sichverstehen nahezu zur Unmöglichkeit wurde.

Zu diesen allgemeinen Ursachen traten dann um die Wende des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts eine Reihe spezieller Umstände hinzu, die jene Gegensätze noch mehr schärfen sollten. Gerade damals brach eine allgemeine Preisrevolution herein, hervorgerufen durch die stärkere Ausbeutung der inländischen Silberbergwerke und den rascheren Umlauf des Geldes; der neuentwickelte überseeische Handel überfluthete den Markt mit bisher ungekannten Artikeln und entwerthete die heimischen Erzeugnisse. Gerade wie in unseren Tagen die Socialdemokratie den Staat für ihre Sonderinteressen in Anspruch nehmen will, so schrie auch damals der Handwerksmann nach Staatshilfe gegen die gefährliche Concurrenz. Hierher gehört namentlich der erbitterte Kampf der städtischen Handwerker gegen das platte Land um das ausschließliche Recht des Gewerbebetriebes. In Memmingen wurde er von den Webern eröffnet. Ihr bisheriger Tagelohn mochte unter den veränderten Preisverhältnissen nicht mehr ausreichen, die Kosten für die gewohnten Bedürfnisse zu bestreiten; sie zeigten sich höchst unzufrieden mit ihrer gedrückten Lage, viele gingen zu Grunde. Die einzige Ursache des abnehmenden Verdienstes aber glaubten sie in der Concurrenz der umwohnenden Dorfweber zu finden und verlangten stürmisch, daß diesen der Memminger Markt verschlossen bleiben solle. Der Rath gab ihrem Drängen für wenige Jahre versuchsweise nach, bald aber sah er ein, daß eine solche Maßregel den Dorfwebern allen Verdienst verkümmere, ohne doch andererseits dem städtischen Handwerke erhöhten Aufschwung verleihen zu können, und er gestattete daher auch den ersteren, wieder ihre Waaren auf den Markt zu bringen. Da regte sich bei den Webern Unwille und offene Widersetzlichkeit; ein böses Zeichen war es, daß die Mehrzahl der Zünfte sich auf ihre Seite schlug. Im Jahre 1518 mußte endlich mit Gewalt eingeschritten werden, ohne daß jedoch dadurch die Unzufriedenheit gehoben worden wäre.

Wir werden im Verlauf unserer Darstellung sehen, eine wie gewichtige Rolle die sociale Gedrücktheit der Menge bei der Einführung der neuen Kirchenlehre in Memmingen gespielt hat. Der Hunger hat bei allen Revolutionen — und die Reformation ist eben auch eine solche gewesen — ein wichtiges Glied in der Kette der Ursachen abgegeben. Das Gefühl des In-

grimms mußte sich hierbei in erster Linie gegen die Besitzenden richten, die man im Vollgenuß schwelgen sah, während man selbst kaum mehr durch die fleißigste Arbeit im Stande war, die einfachsten Lebensbedürfnisse befriedigen zu können. Ebenso aufreizend war das Beispiel, das die Geistlichen der Stadt durch ihr öffentliches wie privates Leben dem Volke gaben. Obgleich im Besitz bedeutender Privilegien, insbesondere von allen Zehnten und städtischen Steuern befreit, erhoben sie dennoch immer weitergehende Forderungen und suchten dieselben als begründetes Recht geltend zu machen. Alle Vortheile wollten sie mit den Bürgern gemein haben; wo aber die Lasten und Pflichten des Bürgers zur Sprache kamen, schützten sie ihre bevorzugte Stellung vor und wollten sich als abgeschlossene Körperschaft betrachtet wissen. Ja, man scheute sich nicht, den Rathsmitgliedern, wenn sie sich derartigen Forderungen widersetzten, die Absolution und das Altarsacrament zu verweigern.

Den Ansprüchen aber, welche der Klerus machte, entsprach der Lebenswandel so Mancher aus diesem Stande keineswegs. Vor allem stoßen wir auf einen Unfug, der, wie in anderen Städten, so auch in Memmingen wieder und wieder zu bitteren Klagen Veranlassung bot. Es pflegten nämlich die Geistlichen, nachdem sie in den Wirthshäusern bis zur gebotenen Feierstunde ausgeharrt, bei Nacht sich auf den Straßen herumzutreiben. Statt des einfachen priesterlichen Talars hatten sie dann bunte, mit Fransen besetzte Kleider angelegt, ja sie trugen Waffen bei sich und wagten es, die Bürger zu necken und zu schlagen. Dies mußte den gemeinen Mann zu Zorn, Haß und Rachgier entflammen, und es darf uns daher nicht Wunder nehmen, daß hier und da auch Geistliche wieder überfallen wurden und sogar ihren Uebermuth mit dem Tode büßen mußten. Noch im Beginn des sechzehnten Jahrhunderts wurde die Stadt wegen solcher Vorfälle mit dem Interdict belegt. Die benachbarten Prälaten besaßen in Memmingen ihre eigenen Kornhäuser, in denen sie das Getreide aufstapelten, um es dann auf den Wochenmärkten zum Verkauf zu bringen. Dabei lesen wir, daß in einem Jahre sechs Geistliche Wuchers halber mit der Strafe belegt wurden, daß sie wiederholt während der sonntäglichen Messe, dem versammelten Volke zum Spott, unter die Kanzel wie an den Pranger gestellt wurden. Der Rath sah sich wohl veranlaßt, geradezu vor der Habgier der Geistlichkeit zu warnen und die Zünftigen aufzufordern, sie möchten sich in ihrer Freigebigkeit mäßigen.

In den Klöstern scheinen Zwistigkeiten und Processe an der Tagesordnung gewesen zu sein. Gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts hatte das Antonierhaus einmal nicht weniger als drei Vorsteher, von denen der eine sich auf den Großmeister des Ordens, der andere auf den Papst, der

dritte gar auf Verwandtſchaft mit dem Vorgänger berief. Zu einer anderen Zeit finden wir die Antonier in Streitigkeiten mit dem Rath verwickelt; einmal erreichte dabei die Erbitterung einen ſolchen Grad, daß der Hochmeiſter dem Ludwig Steudlin das Opfer auf dem Altar in der Kirche öffentlich nachwarf. Im Auguſtinerkloſter bekämpften ſich zwei Fractionen und zwei Priore ſo grimmig, daß die eine, nachdem ſie verdrängt war, durch einen förmlichen Gewaltſtreich das Kloſter wieder in ihren Beſitz brachte. Ueber das Elsbethenkloſter mußte wegen des ausgelaſſenen Lebenswandels der Nonnen ſtrenge Clauſur verhängt werden.

Zu ſtärkerem Maße als dieſe Uebelſtände mochten aber den Unmuth der Bürger ſolche Einrichtungen und Gebräuche erregen, von denen ſie auch in materieller Beziehung empfindlich betroffen wurden. Dahin gehörte das Terminiren der Mönche, in Memmingen vor allem der Antonier, denen die allgemeine Annahme, daß ihr Ordensheiliger jener gefürchteten Krankheit gebiete, ein ſtets wirkſames Mittel an die Hand gab, den freigebigen Sinn des abergläubigen Volkes anzuſpornen und wach zu erhalten. Wie verhaßt die Antonier in der Zeit der Reformation gerade dieſes Terminirens wegen waren, geht aus folgenden, von Schelhorn mitgetheilten Reimen hervor:

Anthoni-Herrn man dieſe nennt —
in allen Landen man ſie wohl kennt,
Das macht ihr ſtetes Termininen,
das arm Volk ſie ſchentlich verfüren
Mit Trauung St. Anthoni Pein;
betteln ſehr, auch lerns ire Schwein.

Dahin gehörte ferner das mißbräuchliche Ueberhandnehmen der Abläſſe und die Art und Weiſe ihrer Verkündigung, durch welche ſie meiſt zu reinen Geldgeſchäften herabſanken. In Memmingen wiederholten ſich außerordentliche Ablaßverkündigungen in den Jahren 1479, 1480 und 1488. Wenn Schorer uns bei der Gelegenheit erzählt, man habe damals „Schuld und Peen vergeben um Gold", oder „nach Schwere und Viele der Sünden und nach Rath des Beichtvaters" ſei die Höhe der Summe bemeſſen worden, welche das Beichtkind habe zahlen müſſen, ſo ſpiegelt ſich darin nur die Auffaſſung jener Tage wieder, und es iſt auch dem Ausdrucke nach kaum als eine Zuthat des ſpäteren Chroniſten zu betrachten. Im Jahre 1488 beliefen ſich die Bußgelder auf 1140 Gulden, dazu kam noch der Erlös aus den Ablaßbriefen, deren 3000 verkauft wurden zu je 20 Kreuzer. „Doch hielt man eine Ehe vor eine Perſon und lautete ein Brief auf Mann und Weib" fügt Schorer hinzu. Der Adventsablaß des Jahres 1501 endlich brachte in Memmingen 982 Gulden auf. Die Erpreſſungen und Betrügereien, welche dabei vorkamen, die Schamloſigkeit, mit der ſolches öffentlich betrieben wurde, mußte auch bei frommen Katholiken heftigen Unwillen erregen, ſo daß ſelbſt

Kaiser Maximilian im Jahre 1515 sich bewogen fand, dem Rathe ausdrücklich zu gebieten, daß er den Augsburger Dominikanern, welche damals gerade einen Ablaß predigten, in Memmingen den Zutritt verweigere und die für jenen Zweck etwa schon zusammengebrachten Gelder mit Beschlag belegen solle. Das Mißbräuchliche des Verfahrens entging dem gemeinen Manne nicht.

Der gleichzeitige Memminger Chronist Heinrich Löhlin bemerkte wohl, daß das erlöste Geld nicht einmal immer zu dem öffentlich angegebenen Zwecke verwandt werde. Der Ablaß habe eine große Summe getragen, aber den Dürftigen — meint er — wurde nichts darvon, um deren willen es doch angestellt und auf sie ausgebracht war. Ein anderer Bürger, Bernhard Bide, wagte es gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts die Habgier des römischen Stuhles überhaupt in einem Gedicht zu geißeln. Wenn ihm nur — bemerkt er mit bitterem Spott — Silber und Gold in genügender Menge zu Gebote stehe, so wolle er in Rom sicherlich die feierliche Erklärung zu Wege bringen, daß, seitdem Christus die Pforten der Hölle zerstört habe, eine solche überhaupt nicht mehr bestehe.

Die großen Ereignisse der Geschichte sind stets nur der Schlußstein in einer Kette voraufgegangener Ursachen. In den von lange her aufgehäuften Brennstoff schlägt endlich der zündende Funke, daher ist ein oberflächliches Urtheil geneigt, diesen letzten, allerdings besonders augenfälligen Motor für die Ursache überhaupt zu nehmen, während der tiefer dringende Blick die Fäden der Entwickelung weit zurück zu verfolgen weiß und häufig da bereits die Keime späteren Verderbens entdeckt, wo der andere nur lachende Blüthe erblickt. In diesem Sinne ist es insbesondere auch grundfalsch, von Reformatoren in dem Sinne zu sprechen, als hätten dieselben die Reformation ausschließlich oder auch nur hauptsächlich zu Wege gebracht. Die Reformation ist vielmehr, wie jedes weltumstürzende Ereigniß der Geschichte, im eigentlichsten Wortsinne eine Volksthat, und nur soviel kann jenen Geschichtsschreibern, welche überall nur den Einfluß und die That einzelner hervorragenden Persönlichkeiten anerkennen wollen, zugestanden werden, daß die Fortentwickelung eines geschichtlichen Ereignisses von einer sichtbaren Stufe zu einer anderen zumeist anknüpft an das Auftreten einzelner Männer, welche mit Klugheit und Energie das Wesen eines Processes zu erkennen und der allgemeinen Anschauung Ausdruck zu geben vermögen.

Ein solcher Mann war für die damalige Volksbewegung in Memmingen der Prediger Christof Schappeler. Von Geburt Schweizer und daher schon dadurch, sowie durch spätere enge Verbindung mit der Heimath geneigt, die eigenartige Entwickelung, welche dort die Reformation genommen hatte, auch anderen, seinem Einfluß unterstehenden Kreisen mitzutheilen, besaß er in seltenem Grade die Gabe, durch eine ebenso kühne als populäre Beredt-

samkeit die Gemüther der Menge mit sich fortzureißen. Er war schon 1513 für die vöhlinsche Prädicatur in der Martinskirche nach Memmingen berufen worden, was insofern für seine spätere Wirksamkeit wichtig werden sollte, als er in dieser Stellung von dem Präceptor des Antonierhauses, das im übrigen das Präsentationsrecht für die Martinskirche besaß, unabhängig war. In der hergebrachten Form für seinen Beruf erzogen, suchte er sich doch später durch selbständiges Studium aus diesen Fesseln loszumachen. Spottweise erwähnt er einmal in einem Briefe, wie er „im Papstthum zum Dr. theologiae ernannt und für einen Meisterhämmerling angesehen worden, da er doch auf den hohen Schulen nichts als den Narristotelem und Meister von hohen Unsinnen, Petrum Lombardum, gelernt und die heilige Schrift niemalen gelesen habe". Interessant ist es zu beobachten, wie er schon Jahre vor dem Auftreten Luthers in seinen Predigten jenen, den ersten Reformatoren so charakteristischen, populären, volksfreundlichen Ton anzuschlagen wußte. Die Thätigkeit Schappelers ist ein sprechender Beweis für den von uns zu Eingang behaupteten engen Zusammenhang der socialen und religiösen Volksbewegung jener Jahre. Er warf sich zum Anwalt der Armen und Unterdrückten gegen die Reichen und Mächtigen auf und mußte damit bei einem großen Theile seiner Zuhörer geneigtes Gehör finden. Einmal, im Jahre 1516, hatte er dem Rathe den Vorwurf gemacht, als treibe er die Armen aus der Stadt: da heißt es denn im Rathsprotocoll, daß Schappeler vom Bürgermeister und vier Obersten über diese Aeußerung zur Rede gestellt und ihm gesagt werden solle, „daß er dies unbillig thue und wo er nicht davon ließe, ein Auflauf entstehen möchte, denn der Rath thue den armen Leuten viel Liebs und Trosts, gebe jährlich 500 ℔-Heller von der Spende, 40 Malter Roggen, kaufe Holz und Schmalz, gebe Korn aus und treibe Niemand hinaus dann die das Recht hinaus treibe." Aus solchen und ähnlichen Andeutungen erklärt sich die Anhänglichkeit, welche das Volk der Person Schappelers bewies, und die in späteren Jahren in einem solchen Maße wuchs, daß der Rath sich beispielsweise im Jahre 1521 gezwungen sah, ruhig zuzusehen, als Schappeler auf offener Kanzel die bedenkliche Aeußerung fallen ließ, man strafe die Reichen aus der Bürgerschaft nicht wie die Armen, die Gemeinde solle das beherzigen. Im folgenden Jahre sehen wir ihn dann bereits im vollen Widerstand gegen die Lehren und Einrichtungen der alten Kirche. Unter tausend Messen, meint er, sei kaum eine gut, die meisten würden nur um des Gewinnstes willen gelesen; die Priester seien meistens ungeschickte und untaugliche Leute, ihr öffentliches Gebet geschehe ohne Andacht. Die Gebote der Kirche nannte er das falsche päpstliche Gebot und das verbrannte geistliche Recht, die Gewalt des Papstes ein fleischliches Recht.

Wir wollen uns hier nicht in die Einzelheiten der Reformationsgeschichte

Memmingens verlieren, sondern uns lediglich darauf beschränken, bei ihr den Zusammenhang zwischen der religiösen und socialen Frage nachzuweisen. Freilich nicht in dem Sinne, daß die besitzenden Classen überall an der alten Lehre festgehalten, die kleinen und armen Leute sich der neuen zugewandt hätten, sondern nur insoweit, daß für Annahme oder Nichtannahme derselben sociale Motive im höheren oder geringeren Grade den Ausschlag gegeben haben. Daß z. B. die Reichsritterschaft fast durchweg auf die Seite der Neuerer getreten ist, hat ohne Zweifel neben der politischen auch eine sociale Ursache. Und zwar ist diese letztere in nichts Anderem zu suchen, als in der althergebrachten Opposition der freien Ritterschaft gegen die fürstlichen Prälaten des Reichs. Wie nichts die einzelnen Menschen so enge zusammenschließt als gemeinsame Anschauungen und Lebensgewohnheiten, so wird auch bei ganzen Gesellschaftsclassen die wechselseitige Anziehung oder Abstoßung nach dem Grade verschieden sein, in welchem die äußere Stellung derselben eine Verwandtschaft aufweist. In den Städten waren die Standesunterschiede lediglich deshalb weniger erkennbar als auf dem Lande, weil dort der gleiche Beruf und die gemeinsame Gefahr gegen äußere Feinde schon früher ein Gefühl der Zusammengehörigkeit unter den von derselben Mauer Umschlossenen ausgebildet hatte, das den übrigen Ständen unbekannt bleiben mußte. Daher die bezeichnende Thatsache, daß in den Kreisen des städtischen Patriziats nirgends in so bestimmt ausgesprochener Weise eine Hinneigung oder Abneigung zu der reformatorischen Lehre sich nachweisen läßt. Während wir die weltlichen Fürsten und die freie Ritterschaft von Anfang an auf Seiten der Opposition erblicken, macht sich in den Städten bei den Geschlechtern vielfach ein schwankendes Verhalten geltend, das in letzter Linie wieder nur auf die unklare gesellschaftliche Stellung derselben zurückzuführen ist. Ohne Zweifel war das Grundprincip der patrizischen Gesellschaft auch noch zur Zeit der Reformation ein conservatives, und insofern erklärt sich die ablehnende Haltung, welche sie der evangelischen Volksbewegung gegenüber einnahm.

Aus ihren Reihen ergänzte sich vielfach die hohe Geistlichkeit, daneben schuf die Belehnung mit Kirchengut, die reich geübte Stiftung und Dotirung geistlicher Anstalten ein engeres Band mit der Kirche. Andererseits aber neigten die alten Geschlechter doch wieder vielfach zu dem Kreise der zünftischen Handwerker, mit dem sie der gleiche Beruf, häufig auch die gleiche Abstammung verknüpfte. Je nachdem nun die Scheidung der beiden socialen Classen eine schärfere oder mildere gewesen ist, hat auch die Einführung der Reformation heftigere Kämpfe hervorgerufen, oder sie ist geräuschlos, ohne Zerstörung der rechtsgültigen Verfassung vor sich gegangen. In Städten mit ausgebildeter Zunftherrschaft hat die neue Lehre einen raschen und leichten

Sieg davon getragen, in solchen mit gemischter Verfassung, wie Memmingen eine war, erfolgte die Umgestaltung langsamer, unvollkommener, dabei leicht Rückschlägen ausgesetzt; am schwierigsten ist sie da gewesen, wo, wie in Regensburg, Rothenburg, Stralsund, unzufriedene Zünftler ihrem aristokratischen Rathe grollten. Im Allgemeinen wird man daher an dem Satze festhalten müssen, daß die Reformation die That des demokratischen Bürgerthums gewesen ist, der gegenüber die Stadtaristokratie eine feindliche, abwartende oder laue Haltung in dem Verhältniß einnahm, als ihre Verbindung mit dem dritten Stande eine losere oder innigere war.

Die Geschichte Memmingens bietet für diese unsere Behauptung eine sprechende Illustration. Die reformatorische Bewegung geht hier, wie überall, von der Menge aus; in überstürzender Eile wird das Stadtregiment bestürmt, eine entschiedene Politik zu ergreifen. Aber der Rath nimmt vorerst hiegegen eine zuwartende, neutrale Haltung ein und sucht zwischen beiden Parteien zu laviren. Weder billigt er die Angriffe und Lehren der lutherisch Gesinnten, noch unterstützt er die katholische Geistlichkeit in ihren Gegenbemühungen. Jeden auf eigene Verantwortung handeln lassen, das ist sein Grundsatz, wenn nur der Friede und die Ruhe der Stadt nicht gestört wird. Den Neuerern, an ihrer Spitze der Schullehrer Paulus Söppen, der Kürschner Sebastian Lotzer und der Bäcker Hans Helzlin, war dies nur eine Aufmunterung, auf der beschrittenen Bahn weiter vorwärts zu schreiten. Bezeichnend genug waren es auch hier materielle Erwägungen, welche die Bewegung steigerten und schließlich zum Umsturz trieben. Vor allem die Zehntfrage. Bekanntlich hatte Zwingli, als er sich genöthigt sah, den ersten Anfängen jener schwärmerisch-radicalen Richtung, die später zu dem Wiedertäuferthum sich fortbildete, entgegenzutreten, wiederholt auch über die Zehntenfrage gehandelt und die Entrichtung desselben als ein Gebot, wenn auch nicht des göttlichen, so doch des menschlichen Rechts deducirt. Dies scheint Schappeler aufgegriffen und einseitig so hingestellt zu haben, daß man nach göttlichem Rechte den Zehnten nicht fordern könne. Bei dem Landvolke fand dies willkommene Aufnahme. Im Juni 1523 verweigerten die Bauern zu Steinheim den dem Spital gebührenden Korn- und Gerstenzehnten, ebenso mehrere Bürger die Entrichtung des städtischen Zehnten. Gütliche Verhandlungen des Raths mit den letzteren erwiesen sich als fruchtlos. Als nun aber der erstere zur Verhaftung des Hauptführers, eben des oben genannten Bäckers Helzlin, schritt, brach ein Aufstand der Bürgerschaft los, der den Rath zwang, nicht nur den Gefangenen sofort wieder frei zu geben, sondern auch eine Reihe von Concessionen kirchlich-religiöser Natur zu machen. Trotzdem würde vielleicht der eigentliche Umsturz noch länger verzögert worden sein, wäre nicht gerade jetzt ein weiteres Moment hinzugetreten, das der Volkspartei einen

raschen und unverhofften Sieg verschaffen sollte: ich meine die unter dem Namen des Bauernkrieges bekannte social-religiöse Bewegung des ländlichen Arbeiterstandes.

Nicht früher als zu Anfang des Jahres 1525 stoßen wir auf die ersten Anfänge der Bauernunruhen im Memminger Gebiet. Wir hören von den Agitationen eines verlaufenen Priesters, Nicolaus Schweikhart: in kurzem Bauernkittel und in Bauernschuhen, den Hut mit Tannenzweigen geziert, das Messer im Gürtel, kam er an den Wochenmarkttagen, zu welchen die Bauern der Umgegend zahlreich herbeiströmten, in die Stadt geritten. Im Wirthshause entwickelte er den staunenden Zuhörern seine Gedanken. „Es sei noch lange nicht genug an den vergangenen Läufen, der Aufruhr habe noch nicht einmal recht angefangen; man müsse den Pfaffen gar keinen Zehnten mehr geben, man solle ihnen eher weiß nicht was geben. Denn wenn er und andere Bauern in den Wald und auf das Feld ihrer harten Arbeit nachgingen, machten sich daheim die Pfaffen mit der Bauern Weibern lustig." Der Rath ließ den Schreier festnehmen und ins Gefängniß legen. Aber schon war der Sache der Bauern ein beredterer Anwalt erstanden: Schappeler verkündete laut und öffentlich das Evangelium auch der socialen Freiheit. Bereits im November des vergangenen Jahres hatte der Rath, erschreckt durch den gewaltigen Zustrom der Bauern zu den Predigten Schappelers, verordnet, daß jeden Sonntag, an welchem derselbe predige, zwei Bürger bei jedem Thore Wache halten sollten. Das neue Testament — so predigte Schappeler, — habe das Zehntgeben abgeschafft, Zinsen und Abgaben von den Gläubigen zu fordern oder sie zu entrichten widerstreite dem Christenthum, der Himmel sei den Bauern offen, dem Adel und den Geistlichen aber verschlossen. Höchst wahrscheinlich ist Schappeler auch der Verfasser der bekannten „zwölf Artikel christlicher Freiheit".

Wir können uns hier nicht bei den Einzelheiten des Memminger Bauernaufstandes aufhalten: für unsern Zweck genügt es, die Thatsache zu constatiren, daß unter seinem Drucke die evangelisch-demokratische Volkspartei in Memmingen völlig das Uebergewicht erlangte und die — allerdings nur kurze — Zeit ihrer Herrschaft dazu benutzte, um gründlich mit den Einrichtungen der alten Kirche aufzuräumen. Daß dieselbe nachmals durch die schwäbischen Bundestruppen wiederum in ihren früheren Bestand eingesetzt worden ist, vermag selbstverständlich an der Wahrheit unserer Behauptung, die Reformation sei in erster Linie eine sociale Bewegung der niederen Volksclassen gewesen, nichts zu ändern. Auch hat diese Reformbewegung in Memmingen, sobald nur der äußere Zwang beseitigt war, sofort die gebundenen Schwingen wieder entfaltet und ist dann, wenn auch nach mannichfachen Schwankungen und unter merkwürdiger Abirrung von ihrem ursprünglichen

Wege, doch schließlich zu einem festen und dauernden Abschluß gelangt. Vielleicht bietet sich später eine Gelegenheit, diese Fortentwickelung der Reformation in Memmingen zu schildern.

Englische Privatschulen.

Wer deutsches Schulleben als Schüler und Lehrer durchgemacht hat, der wird vor dem unserer englischen Nachbarn das erste Mal, wo er damit bekannt wird, wie vor einem Räthsel stehen.

Gilt bei uns in Deutschland als Hauptstütze und unmittelbar activer Factor der Erziehung das Familienleben, mit dem die Schule Hand in Hand geht, so ist dies in England völlig vernachlässigt und in Folge von altem Herkommen und persönlicher Trägheit, die gern die schwere Sorge und Verantwortlichkeit der Erziehung von sich ab auf fremde Schultern ladet, still bei Seite gelegt. Die Familie vermag in England der Schule in der Erziehung der Kinder nicht zu helfen, weil die Knaben von klein auf daraus entfernt werden und nur die Ferienzeit in der Heimath zubringen. Ob dies auf Grund der besondern Anlage der englischen Schulen als Pensionatschulen (boarding schools) geschieht, oder diese erst den Neigungen der Eltern angepaßt sind, mag dahingestellt bleiben. Ich glaube, eins geht mit dem andern Hand in Hand. Während nämlich in Deutschland fast sämmtliche Schulen vom Staate oder einer Stadt eingerichtet sind, von ihnen gepflegt, erhalten und zu wahren Stätten der Erziehung und Wissenschaft herangebildet werden, zugänglich wegen der geringen Beisteuer an Schulgeld auch dem Aermsten, so verdanken fast sämmtliche Schulen in England ihre Entstehung Privathänden, sind vom Staate oder irgend einer Behörde völlig unabhängig und der Ueberwachung und Beurtheilung wissenschaftlich gebildeter Männer mehr oder weniger entzogen.

Sehen wir uns die Leute, welche diesen Schulen vorstehen, oder besser, die sie halten, wie etwa ein Kaufmann einen Laden mit Waaren offen hält, etwas näher an. Es sind dies in erster Reihe Geistliche (clergyman, Reverend), theologisch-philologisch gebildete Herrn, M. A. (master of arts) einer Universität, vielleicht ein Oxford oder Cambridge man. Sie sind oft schon viele Jahre als Prediger thätig gewesen, bis sie zu der Ueberzeugung kommen, daß man doch bessere Geschäfte macht, wenn man eine Schule gründet. Man findet unter dieser Classe der Schulvorsteher (principals, governors, headmasters genannt) wenig gute Lehrer, da sie pädagogisch nicht genug gebildet sind, wenngleich sehr fein unterrichtete, wie

man überhaupt dem englischen Predigerstande rühmend nachsagen muß, daß er sich in ausgedehnter Weise wissenschaftlich weiter bildet und thätig ist. Letzteres hindert ihn aber doch nicht, daß er mit der Schule speculirt und geistig in den engen Formen der englischen Hofkirche, oft freilich nothgedrungen, steckt, am Karren des kirchlichen Formalismus und äußeren Ceremoniells auf Unkosten des Gemüths mit zieht und in Beziehung zur Schule Scheinheiligkeit mit Vernichtung der wahren, inneren Frömmigkeit unter seinen Knaben fördert.

Streben wir jetzt darnach, die Schule von der Kirche und ihren den freien Geist lähmenden Fesseln vollständig zu befreien, so ist im freien England das gerade Gegentheil der Fall. Wie da fast kein öffentlicher Vortrag, Concert ꝛc. gehalten wird, ohne daß ein Geistlicher präsidirt und einige einleitende Worte sagt, so stehen auch die Schulen mehr oder weniger unbewußt unter seiner Aegide. Und das Volk? Es ist zum größten Theile noch nicht reif, noch nicht frei genug gebildet, gefällt sich in den herkömmlichen, altväterischen Schul- und Kirchenformen und — wartet noch auf eine Reform beider.

Eine andere Classe der Schulvorsteher besteht aus Leuten, die in ihrer Jugend vielleicht einige Jahre lang in einem College oder auch in einer Universität gelebt, thatsächlich aber dort nichts weiter studirt haben als wie man Football und Cricket spielt, die berühmten englischen Nationalspiele, oder wie man rudert und bei all den zahlreichen races kräftig mitwettet. Da ihnen die Fähigkeiten und Kenntnisse zu irgend einem andern Berufe fehlten oder schwerer zu erwerben schienen, so wurden sie Lehrer, wozu sie kein Examen abzulegen brauchten. Nachdem sie sich dann ein Dutzend Jahre in den verschiedensten Schulen herumgetrieben hatten, heiratheten sie vielleicht eine ältere, aber vermögende Dame und — gründeten eine Schule. Ich kenne einige dieser Herren, die es im Laufe der Jahre so weit gebracht haben, daß sie sich im Zeichnen, Geschichte und Geographie, sogar in der Bibellehre zu unterrichten getrauten. Höher hinauf versteigen sie sich jedoch nie, lieben es aber, dann und wann durch ein „Bon jour, Monsieur“ anzudeuten, daß sie auch etwas Französisch verstehen. Sie zeichnen sich besonders dadurch aus, daß sie ihre Hülfslehrer (assistant masters) gewöhnlich mit solch übertriebener Freiheit und Ungezwungenheit behandeln, daß sie alle drei Monate sich nach einem andern umsehen müssen, ein Umstand, der ihnen sehr viel Uebung und Erfahrung bietet, sie jedoch wenig zu besserer Behandlung ihrer Lehrer bekehrt. Dies ist die schlimmste Art der Schulvorsteher. Ein verhältnißmäßig kleiner Theil besteht dann aus wirklich pädagogisch gebildeten, wissenschaftlich tüchtigen Männern, welche eine Universität durchgemacht und dann als Lehrer sich fortgebildet haben. Ernst und Charakterfestigkeit drückt ihrem Thun den Stempel

des Gediegenen auf, sie vernachlässigen sogar die materiellen Vortheile zu Gunsten ihrer Schüler — sind aber nicht selten verkannt in ihrem Streben. Wie hoch man diese letzte Classe der Principale stellen muß, wird jedem klar sein, der sich erinnert, daß die englischen Schulen zum größten Theile der Speculation der betreffenden Leiter ihr Entstehen verdanken. In Deutschland gründet der Staat Schulen, damit die Knaben den ausreichendsten Unterricht genießen sollen unter dem wenigstmöglichen Aufwande von Kosten, in England Privatleute, um ein gutes Geschäft machen zu können, um so schnell als möglich reich zu werden, wenn es glückt. Dies ist der himmelweite Unterschied zwischen englischen und deutschen Schulen.

Wir haben oben schon erwähnt, daß die meisten Schulen sogenannte „boarding schools" sind, Internate, wo die Knaben Unterricht, Wohnung und volle Beköstigung erhalten. Die Eltern sind so eine große Sorge, die Erziehung ihrer Kinder selbst beaufsichtigen oder leiten zu müssen, los. Zum Vortheile der Knaben, die der elterlichen Nähe, der warmen Ermahnung der der ernsten Strafe des Vaters von klein auf schon entrückt sind, wird es aber wohl kaum ausschlagen.

Um nun eine möglichst große Anzahl Schüler zu bekommen, treiben die Principale den größten Humbug. Ein Geschäft, wenn es noch nicht in sich selbst stark und mächtig dasteht, fordert Reclame. Mit diesen Schulen, die meist zu demselben Zwecke gegründet sind wie jenes, ist dasselbe der Fall. Und in erstaunenswerther Weise verstehen dies jene Herren. Außer den unzähligen Zeitungsanzeigen und Broschüren läßt man Prospecte drucken mit Ansichten der Schulgebäude und inneren Räumlichkeiten, werden kleine Bücher im feinsten, geschmackvollsten Einbande verbreitet mit einer Sammlung von Briefen, die der geehrte Herr Principal von den Eltern seiner Knaben erhalten haben will. Natürlich sind sie voll Lobes über die gute Behandlung und Erziehung seiner Knaben und stellen seine Schule unter den größten Dankesäußerungen als eine Musteranstalt aller Welt vor Augen. Da nun aber discreter Weise die Namen der Eltern weggelassen sind, so ist solch ein Büchelchen ganz werthlos und erscheint dem kundigen Beobachter solcher Reclamen nur als eine stilistische Uebung des betreffenden Herrn im Briefschreiben. Sagte mir doch einer derselben zu wiederholten Malen: „Glauben Sie mir auf mein Wort, wir müssen unserem Volke mit dergleichen Anpreisungen Sand in die Augen streuen, sonst kommt man nicht vorwärts. Sehen Sie hier in meiner Nachbarschaft Herrn B., er ist unterrichtet und gebildet wie kaum ein Anderer; dabei laborirt er jedoch mit seiner Schule trotz ihrer vortrefflichen Einrichtung und kommt auf keinen grünen Zweig. Weshalb? Nun einfach, weil er nicht versteht, seine Schule in den Augen des Volkes durch Reclame und — Humbug ergänzte ich — meinetwegen Humbug zu

erheben und wie eine Waare anzupreiſen." Mundus vult decipi, ergo decipiatur, iſt deshalb geradezu die Deviſe jener Herrn geworden.

Eine eigenthümliche Abweichung der engliſchen Schulen von den unſrigen beſteht in den Schulräumlichkeiten. Da nämlich die meiſten engliſchen Schulen private ſind, ſo iſt es erklärlich, daß man nicht ſo viele Koſten auf Einrichtung der Schulzimmer verwandt hat wie bei uns. Die oft geringe Anzahl Schüler läßt dies auch zum Theil gerechtfertigt erſcheinen. Es iſt deshalb Sitte geworden, nur gewöhnlich einen großen Saal und je nach der Zahl der Knaben noch einige Nebenzimmer zum Unterricht zu benutzen, ſo daß dicht bei einander, durch keine Wand geſchieden, die allerverſchiedenſten Lehrgegenſtände vorgetragen werden. An Stelle der Tafeln und Bänke pflegt man oft auch Tiſche zu gebrauchen, um die herum die Knaben während des ganzen Unterrichts ſtehen müſſen. So ſitzt denn vor dieſem Tiſche ein Lehrer, umgeben von einem Dutzend Knaben und unterrichtet im Franzöſiſchen, ein zweiter am nächſten Tiſche Lateiniſch, zwei Schritte von ihm ein anderer in Mathematik u. ſ. w. Welch babyloniſche Sprachverwirrung, welch Summen und Brummen Einem da ans Ohr ſchlägt, iſt geradezu unbeſchreiblich und wirkt ſehr abſtoßend auf denjenigen, welcher zum erſten Male dieſe geweihten Räume betritt. Man muß ſich wieder die erſte Stunde vergegenwärtigen, wo man dort eingeführt wurde vielleicht kurze Zeit nachdem man eine deutſche Schule und ihre muſterhafte Einrichtung in Klaſſenzimmer für jeden einzelnen Unterrichtsgegenſtand verlaſſen hat, um ſich den Eindruck, den man empfing, wieder voll vorſtellen zu können. Und zwiſchen all dieſem Geräuſche in den verſchiedenſten Sprachen dringt dann wohl der markirte Schrei eines armen Delinquenten hindurch, der für unziemende Bemerkungen einige Ohrfeigen erhielt — es iſt in der That ein draſtiſches Bild!

Das ganze Lehren beſteht meiſt in mechaniſchem Einpauken und gedankenloſem Auswendiglernen. Bis jetzt hat man ſich in England ſelbſt ſo wenig von mittelalterlichen Formen im Schulweſen losſagen können, daß in den meiſten Schulen, Eton an der Spitze, ſelbſt in der Univerſität Cambridge, die griechiſche und lateiniſche Grammatik, noch in lateiniſcher Sprache geſchrieben, gebraucht werden. Es erſchwert dieſer Umſtand den Knaben das wahre Verſtändniß der Regeln, die ſie wol auswendig herleiern, aber nicht klar und richtig anwenden können. Um ein ſchlagendes Beiſpiel für die mechaniſche Lehrmethode in England zu haben, bedenke man nur, daß ſtets ein halbes Jahr vor jedem Examen die Prüfungsgegenſtände bis in die Einzelnheiten durch den Druck bekannt gemacht werden. So heißt es dann: „Zu dem dann und dann ſtattfindenden Immatriculationsexamen — das Abiturientenexamen, das aber von der Univerſität, nicht von einer Schule aus abgehalten wird — muß der Candidat vorbereitet ſein und wird geprüft in

Lateinisch — über Ciceros de Senectute, in Griechisch — Xenophons Hellenika, Buch I bis III, Mathematik — Euclid, Cap. 1 bis 9 u. s. w. Diese ein Halbjahr vor jedem Examen bekannt gemachten Abschnitte muß der Lehrer nun mit dem Examinanden durchnehmen und ihm einpauken. Selbstverständlich kann bei so mechanischem Vorgehen keine lange anhaltende, tiefe Bildung erzielt werden. Das ganze Examen erstreckt sich dann nur auf schriftliche Uebersetzung und Fragen aus oben bezeichneten Abschnitten. Eine mündliche Prüfung existirt nicht.

Unser Abiturientenexamen würde äußerlich dieser Prüfung entsprechen, dem wahren Gehalte nach steht es bedeutend höher, und würde ein ziemlich guter Abiturient eines preußischen Gymnasiums auf Grund seiner Kenntnisse sofort in das Examen für Bachelor of arts (Baccalaureus artium) oder gar für Master of arts (magister artium) gehen können, Titel, die ungefähr den Werth unseres philosophischen Doctors haben. Die einzigen Fächer, worin wir wohl nicht bestehen könnten, ist das Mathematische und Chemische, auf unseren Gymnasien wenig, in England sehr stark getrieben. Am mangelhaftesten auf englischen Schulen ist mir stets der Unterricht im Englischen selbst erschienen. Nichts von Poesie, nichts von Prosa ist da zu finden; der ganze Unterricht dreht sich ums Buchstabiren, Dictiren von schweren Fremdwörtern der englischen Sprache und wöchentlich einem Briefe über ein gegebenes Thema. Die Jugend eines Volkes, das einen Shakespeare, Milton sein eigen nennt, wird auferzogen, ohne die geringste poetische Anregung zu empfangen. Kein Gedicht wird vorgetragen und erklärt, kein Drama gelesen, um Gefühl und Gemüth zu erwärmen und zu begeistern, kein schriftlicher Aufsatz, systematisch weitergeführt und tiefer angelegt, wird zur Bearbeitung gegeben, um Gedanken zu erwecken und zum Selbstproduciren zu leiten — alles, was Geist und Gemüth gleichzeitig aufwecken kann, findet sich nicht im englischen Unterricht.

Wenn so ein großes Volk in der Jugend von aller Poesie fern gehalten wird, nimmt es kein Wunder, daß Shakespeare immer mehr im englischen Volke vergessen wird in Beziehung auf das, was er geschaffen, wenn auch nicht dem Namen nach, da der Engländer es liebt, mit letzterem der Welt gegenüber zu renommiren.

Nachdem dann so die Woche hindurch in englischen Schulen für Geist wenig, für das Gemüth nichts gethan ist, kommt noch der Sonntag als würdiger Abschluß! Morgens und Abends, vor Schulbeginn und nach Abschluß der Schulstunden werden erst einige Capitel aus dem alten Testamente laut gelesen, dann folgt ein sehr langes Gebet des Principals, welches er Jahr aus, Jahr ein aus einem Gebetbuche vorliest, Jedermann fällt dann auf die Kniee und betet das Vaterunser gemeinschaftlich laut und empfängt dann noch

einige Schlußworte des Principals, womit er die Andacht ſchließt. Dieſer Gang iſt Sitte in faſt ſämmtlichen Schulen Englands. Demgemäß iſt auch die Sonntagsfeier, welcher die Schüler nebſt dem Lehrer du jour Morgens und Abends beiwohnen.

Fünf Viertelſtunden lang betet die ganze Gemeinde theils knieend, theils ſtehend das ganze Glaubensbekenntniß durch, Worte ohne Ende und Ueberlegung, dann folgt die Predigt und zum Schluß noch ein Gebet. Zum Glück fühlt ein Theil der Bevölkerung dieſen ſtarren Phariſäismus in der herrſchenden kirchlichen Strömung. Schon oft iſt die Frage aufgetreten, ob die rein evangeliſch geſinnte Partei in der engliſchen Kirche nichts gegen den ſtarren Formalismus und die damit Hand in Hand gehende Katholiſirung der engliſchen Hochkirche thun können. Als Antwort bilden ſich dann in allen Theilen Englands kleine Gemeinden, die ſich von der ceremoniellen, nur auf äußerlichen Prunk gerichteten Hochkirche losſagen und ihren Gottesdienſt in kleinen Kirchen und Sälen einfacher einrichten, beſonders das geiſttödtende Herplappern unendlich langer Pſalmen und Gebete bei Seite werfen.

Wie ſtreng der Sonntag in den Schulen gefeiert wird, erſieht man daraus, daß die Knaben nicht ſchreiben, nur die Bibel und derartige Bücher leſen, nicht laufen, nicht ſpielen — mit einem Worte nichts thun dürfen, was Knaben gern thun. Bekam doch ein Knabe jämmerliche Stockſchläge, daß er den Sonntag entheiligt habe — weil er eine ſchöne Schleiereule aus ihrem Käfige genommen und ein wenig auf der Hand flattern ließ.

Gegen ſolche Zuſtände muß ſich das ganze Volk erheben, oder ſie ſind nicht auszurotten. Fürs Erſte ſcheint es jedoch noch auf dem alten Wege fortgehen zu wollen.

Beſondere Beachtung verdienen noch die Lehrer der engliſchen Schulen. Sie beſtehen aus heimiſchen (english Masters) und ausländiſchen (foreign Masters, French oder German Masters).

Die Zuſammenſetzung der erſteren iſt in der That unſeren preußiſchen Schulbegriffen ſehr entgegengeſetzt. Wie ich ſchon erwähnte, kann Jedermann in England Lehrer werden, ohne eine Univerſität beſucht, ohne irgend ein Examen gemacht zu haben. Da kein Zeugniß einer beſtandenen Prüfung über den Werth eines Lehrers entſcheidet, wie ſollen die Principale ſich darüber vergewiſſern, ehe ſie einen engagiren? Das einzige Mittel iſt da, ſich an Zeugniſſe früherer Directoren, an deren Schulen jene gearbeitet, oder anderer angeſehener, bekannter Perſonen zu halten. Hierbei iſt jedoch das Mißliche, daß es mit ſolchen Zeugniſſen über Fähigkeit, Charakter u. ſ. w. durchaus nicht genau genommen wird von Seiten des Ausſtellers. Selbſt ihnen nur oberflächlich bekannten Perſönlichkeiten ſtellen ſie auf deren Wunſch ſolche aus, die natürlich keinen Werth in ihren eigenen Augen haben, wohl

aber vielleicht in denen des Principals, der ja nicht wissen kann, ob alles sich so schön mit dem Lehrer verhält, wie es in seinen glänzenden Zeugnissen steht. Es ist das ein fühlbarer Mangel, dem sich nur abhelfen läßt, wenn man (öffentliche) Examina, wie bei uns für Lehrer des höheren Schulamtes einführt. In einem kürzlich erschienenen Artikel der „Globe" hieß es deshalb hierauf bezüglich: „Leute bieten sich fortwährend an mit ausgezeichneten Zeugnissen, dies und das zu unterrichten, die vollständig unfähig sind, irgend etwas zu unterrichten — who are absolutely incapable of teaching anything whatever. Wo kommen die Zeugnisse her? Werden sie gegeben als ein Zeichen ihrer Entlassung, und ist ein eiligerer Abschied eine Bedingung nur ihrer größeren Vorzüglichkeit?"

Welcher Art dann die einzelnen lehrenden Individuen oft sind, welch verschiedenen Standesclassen sie angehören, das ist geradezu komisch, wenn nicht traurig. Hier sind einige, welche die Universität besucht haben, diplomirt sind und aus sehr guten Familien stammen, da einige, die nur kurze Zeit sich auf einer Universität herumgetrieben haben, dort lehren Secretäre, dann Leute, die Geistliche werden wollen, aber gerade kein Geld zum Studium mehr haben und sich auf diese Weise erst wieder etwas erwerben, gewesene Kaufleute, Oekonomen, frühere Matrosen und Gott weiß wer alles. Wenn Jemand ein wenig Fähigkeit hat, entweder die classischen Sprachen oder Mathematik zu unterrichten, geht er für kürzere oder längere Zeit an eine Schule, paßt ihm sein früherer Beruf nicht mehr. Und sie alle finden Stellung. Ich kenne persönlich Leute, die nur nothdürftigen Schulunterricht genossen hatten, Oeconomen wurden, aus Vorliebe ein wenig Mathematik noch nebenbei trieben und dann nach einigen Jahren, als ihnen ihr alter Beruf zu langweilig ward, an eine Schule gingen. Leute, die Matrosen gewesen waren, in allen Weltgegenden herumgeabenteuert hatten, wurden endlich Lehrer. Wie sich solche Personen schließlich betragen können, dafür folgendes Beispiel. Voriges Jahr passirte es, daß ein Schweizer, der mit zwei englischen Lehrern an einer Schule thätig war, von letzteren auf alle mögliche Weise geplagt, ja gemißhandelt wurde. Und weshalb? Weil jenen sauberen Patronen Unterricht zu ertheilen, Disciplin zu halten, ganz fern lag und sie zu dem systematischen Ruin der Schule auch jenen Schweizer verleiten wollten. Er war jedoch pflichtgetreu, und daher jene Plagereien von ihrer Seite. Endlich gingen sie so weit, daß sie ihm das Tintenfaß, die Abtretedecke und andere Sachen über den Kopf warfen und ihn thätlich so arg mißhandelten, daß der körperlich schwächliche Mensch vor Gericht Genugthuung verlangte und auch bekam. Jene nun als frühere Matrosen entpuppten Bursche wurden mit einigen hundert Mark bestraft und aus der Schule fortgejagt. Das ist ein Fall, den ich von jenem Herrn, einem Schweizer, wie erwähnt, erfuhr

und von dessen Glaubwürdigkeit ich mich persönlich aus der gedruckten Gerichtsverhandlnng überzeugt habe. Daß aber solch ein Vorfall in englischen Schulen überhaupt noch vorkommen kann, das wirft einen tiefen Schatten auf sie. Solche Geschichten passiren übrigens auch mit ausländischen Lehrern. So theilte mir ein Principal, der vier Jahre in Deutschland studirt hatte und unsere Sprache fließend sprach, mit, daß mitunter Leute zu ihm gekommen sind, um sich für den deutschen Unterricht an seiner Schule zu melden, bei denen er auf den ersten Blick wie auch aus ihrer Sprache merkte, daß sie dem Handwerkerstande angehörten. Sie sprachen jedoch deutsch und hielten sich für fähig, die englische Jugend trotzdem in ihrer Muttersprache zu beglücken. Wenn jener Herr sie dann ausforschte, über die Universitäten sprach, die sie wohl besucht, und was sie studirt hätten, und zwar in fließendem Deutsch, so sahen sie sich entlarvt und suchten schleunigst die Thür mit den schon halb rückwärts gemurmelten Entschuldigungsworten: „Verzeihen's, Sie sprechen ja so gut deutsch, wie wir selbst; da werden Sie wohl am besten selbst deutsch unterrichten." Und zur Thüre waren sie hinaus, um wo anders vielleicht ihr Glück zu probiren.

Von einem Lehrerstande, wie bei uns, der sich durch akademisches Studium und staatliche Berechtigung gebildet hat, wie jeder andere Stand, und der einen Stamm älterer Lehrer hat, an den sich die Jüngeren reihen, davon kann in England noch keine Rede sein. Die Lehrer bestehen meist aus jüngeren Leuten. Aelter geworden, übernehmen sie selbst Schulen, werden Geistliche oder gehen zu irgend einem anderen Berufe über. Die großen öffentlichen Schulen machen jedoch hiervon eine Ausnahme, als sie zum Theil sehr tüchtige, ältere und erfahrene Herren als Lehrer besitzen. Der Bürger sieht im Allgemeinen mit stolzer Herablassung auf den Lehrer, er hält ihn nicht für ebenbürtig und hat theilweise auch nicht so ganz Unrecht, wie aus obigen Thatsachen erhellt. Den meisten fehlt die allgemeine tiefere Bildung und der Wille, sich als Lehrer später noch wissenschaftlich weiterzubilden.

Kommen wir nun zu den ausländischen Lehrern, die in England unterrichten. Es sind dies hauptsächlich Franzosen und Deutsche. Sie gehen meist nach England und unterrichten dort, um auf billige Weise die englische Sprache zu erlernen, wie mir einst ein Engländer sagte mit den Worten: „A foreign Master, a young man would come cheap to learn the englisch language." Und so ist es auch! Es sind meist Studenten und Elementarlehrer, die, wenn sie nach England kommen, die englische Sprache noch sehr wenig oder gar nicht verstehen. Ihr Wirken an einer Schule ist daher im Anfange ein sehr zweifelhaftes. Die Knaben werden von ihnen so wenig verstanden, wie sie von den Knaben. Dann ist ein anderer Punct. Wenn ein Ausländer auch andere Gegenstände ziemlich gut unterrichten kann, mit

der eigenen Sprache ist es oft nicht so. Besondere Klagen hört man darum auch über die französischen Lehrer, die wohl meist auch den deutschen an allgemeiner Schulbildung nachstehen. In einem hierauf bezüglichen Artikel einer Londoner Zeitung las ich kürzlich: „Während schon die Schwierigkeit groß ist, einen französischen Lehrer zu finden, der irgend einen Gegenstand so ziemlich lehren kann, so ist sie noch weit größer, einen zu finden, der eine zum Unterricht nöthige Kenntniß seiner eigenen Sprache besitzt. Es giebt bald keine Sprache, mit der er so wenig bekannt ist, wie mit seiner Muttersprache. Will Jemand sie Fremden lehren, so muß er nicht nur deren Sprache wie seine eigene sprechen können, sondern muß auch seine eigene Sprache wie eine fremde studirt haben." Letzteres ist mit den Ausländern meist nicht der Fall. Ihre Wirksamkeit muß daher für die Schule in der ersten Zeit nicht nur nicht erfolgreich, sondern geradezu schädlich sein; die Knaben, die einem Lehrer überwiesen sind, der ihnen anfangs keine oder nur mangelhafte Hülfe gewähren kann, verlachen ihn nur zu oft. Die beste Abhülfe, daß nämlich Engländer selbst die fremden Sprachen studirten und dann lehrten, giebt es nicht oder nur in sehr seltenen Fällen, denn der Gehalt dafür ist geringer, als derjenige der classischen Sprachen und Mathematik, und die späteren Aussichten nicht so günstig wie bei diesen.

Was nun die Stellung der Lehrer den Principalen gegenüber anbelangt, so ist sie meist eine zweideutige, auf dem Kriegsfuße stehende. Der Letztere sucht eben gewöhnlich seine Lehrer auszubeuten, wo und wie er nur kann. Wenn der Lehrer nur eine Aeußerung fallen läßt, daß er auch das und das zu unterrichten verstehe, so kann er sicher sein, der Principal sucht es ihm bei der ersten Gelegenheit unter den liebenswürdigsten Ausdrücken aufzubürden. Ein Engländer ist nun schlau und erfahren genug und fordert in dem Falle auch mehr Gehalt, der Deutsche, meist wissenschaftlich gebildet, aber gutmüthigerer Natur, wagt dies nicht zu thun und bekommt so alle möglichen Unterrichtsgegenstände übertragen. So kenne ich viele Deutsche an englischen Schulen, die erst für Deutsch, Französisch und Klavier engagirt waren, bald aber noch die classischen Sprachen, Singen, ja Zeichnen zum Unterricht bekamen, — sie verstanden es vom Gymnasium her noch besser als die eigentlich dafür engagirten englischen Lehrer.

In Folge der ganzen Behandlung halten es die Lehrer an einer Schule auch nie lange aus und wechseln ihre Stelle oft das Jahr zwei, drei Mal. Zum Theil sind sie auch so unbrauchbar, daß sie der Principal möglichst bald wieder entläßt. Es ist deshalb ein stetes Wandern und Wechseln der Lehrer an jeder Schule. Ich kenne einige aus Erfahrung, wo während der letzten drei Jahre nicht weniger als siebenzehn verschiedene Lehrer unterrichtet hatten. Und man bedenke, daß gewöhnlich nur drei an den meisten Schulen thätig sind. Wie sollen da die Knaben etwas lernen! Wenn ein Lehrer eben anfängt, seine Knaben kennen zu lernen, geht er weg, und ein anderer tritt seine Stelle an, um bald darauf dasselbe zu thun. Diese Mißverhältnisse sind fast an allen Schulen die gleichen. Der Principal klagt über die Unkenntniß und Unbrauchbarkeit der Lehrer und diese wieder über die ihnen von Jenen zu Theil werdende Behandlung, über ihre Stellung, die sich oft kaum von der höherer Dienstboten unterscheidet. Daß der Principal seine Lehrer an sich zöge und sie durch Einführung in seine eigene Familie und ihm bekannte andere zu bilden suchte, das fällt ihm gar nicht ein. Er hält sich und seine Familie

ziemlich abgeschlossen ihnen gegenüber und zieht sie nur ausnahmsweise zu seinen Gesellschaften heran.

Zum Schluß sei noch erwähnt, daß die Besetzung der Lehrerstellen in England hauptsächlich durch drei Agenturen erfolgt, die sogenannten Schulagenturen (Scholastic agencies), die vom ersten Jahrgehalte des Lehrers, dem sie eine Stelle verschafft, 5 Procent abziehen, befand er sich in England, 10 Procent, war er auf dem Festlande. Es ist dies eine für den Lehrer höchst ungünstige Sitte, die mit dem englischen Schulleben aufs engste verknüpft ist. Hat ein Principal eine Lehrervacanz an seiner Schule, so meldet er dies dem Agenten, der dann wieder an alle möglichen Candidaten schreibt, und sie zur Bewerbung auffordert. Sehr selten erhält ein Lehrer auf anderem Wege, etwa durch die Zeitung, eine Stelle. Jedes Land hat seine besonderen Sitten, die einem Fremden oft genug seltsam vorkommen, und England nicht am wenigsten.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Berlin. Die zweite und dritte Congreßwoche. — Bald werden drei Wochen vergangen sein, seitdem der Congreß zusammentrat. Seine Arbeiten haben einen so erfreulichen und so unerwartet schnellen Verlauf genommen, daß man bereits ziemlich sichere Berechnungen über sein muthmaßliches Ende anstellen kann. Zwar sind die Mittheilungen durchaus unrichtig, in welchen erzählt wird, daß Lord Beaconsfield oder Fürst Gortschakoff oder sonst ein hervorragendes Mitglied des Congresses bereits in den nächsten Tagen Berlin zu verlassen gedenke, wohl aber ist es richtig, daß die Herren vom Congresse in ziemlicher Uebereinstimmung angaben, daß das Ende ihrer Thätigkeit in Berlin ungefähr zwischen den 10. und 15. Juli fallen werde. Bis zu dieser Zeit soll also das große Werk der Friedensstiftung vollendet sein, denn daß es bis zur Vollendung gedeihen wird, bezweifelt heute im Grunde Niemand mehr. Die Einigkeit der Mächte wird in den Hauptfragen nicht mehr erschüttert werden. Höchstens könnte die Pforte dem Congresse durch unliebsam hartnäckigen Widerstand eine unangenehme Ueberraschung bereiten. Augenblicklich scheint die Pforte sogar eine gewisse Neigung zu solchen Experimenten zu verrathen, denn sie zeigt wenigstens den lebhaftesten Widerwillen gegen die von Oesterreich beabsichtigte Occupation Bosniens und der Herzegowina. Indeß ist von dieser diplomatischen Opposition bis zu einem militärischen Widerstande doch noch ein weiter Weg, den die Türkei wahrscheinlich überhaupt nicht betreten wird, zumal wenn sie die gegenwärtige Stellung der Mächte zu einander, wie sie sich durch den bisherigen Verlauf der Congreßverhandlungen ergeben hat, in Erwägung zieht.

Diese Stellung der Mächte ist, um es mit einem Worte zu sagen, während des mehrwöchentlichen persönlichen Verkehres der leitenden Staatsmänner Europas eine relativ sehr angenehme und conciliante geworden. Man hat sich über alle schwebenden Fragen in zwanglosen vielfältigen Unterhaltungen ausgesprochen, man hat viele hier und dort festgewurzelte ungünstige Voreingenommenheiten durch persönliche Rücksprache beseitigt, man hat sich überzeugt, daß man den Frieden herstellen kann und man hat den guten Willen, ihn herbeizuführen. Inzwischen haben diese guten Dispositionen des leitenden Diplomaten bereits gute Früchte getragen, indem sie zu der fried-

lichen und definitiven Lösung der schwierigsten von allen dem Congresse vorliegenden Fragen, der bulgarischen, geführt haben. Die bloße Thatsache der friedlichen und glücklichen Erledigung dieser Frage ist schon eine sehr große Bürgschaft für das Gelingen des ganzen Werkes des Congresses und ein recht sicheres Anzeichen, daß ernsthafte Spaltungen und Entzweiungen unter den Mächten auch fernerhin nicht wohl zu erwarten sind. Nachdem die Frage des Fürstenthums Bulgariens, das heißt des nördlich des Balkans liegenden Theiles Bulgariens durch das von uns schon letzthin dargelegte große Entgegenkommen Rußlands in der Angelegenheit der Balkanpässe ihrer friedlichen Lösung schon sehr nahe gerückt war, wurde diese vollends erreicht durch eine Concession Englands und Oesterreichs an Rußland, vermöge welcher der südlich des Balkans belegene Sandschak von Sophia dem Fürstenthum Bulgarien einverleibt wurde. Die Bedeutung dieses Zugeständnisses liegt auf der Hand. Rußland hat durch dasselbe einen großen Theil der Vortheile, die es durch die Ueberlassung der östlichen Balkanpässe an die Türken aus der Hand gab, wiedergewonnen, indem es nun doch mit einem Fuße in und auf dem Balkan steht. Es scheint, daß Fürst Gortschakoff unter dem angenehmen Eindrucke dieser Errungenschaft in der Mittwochssitzung des Congresses jene feierliche Rede über die Friedensliebe Rußlands hielt, die aus dem Munde des greisen, eben vom Krankenlager erstandenen Staatsmannes ihres Eindruckes auf die hohe Versammlung nicht verfehlt haben und von Lord Beaconsfield in herzlicher und warmer Weise beantwortet worden sein soll. Man wandte sich nun der Frage der Organisation des südlich des Balkans belegenen Theiles von Bulgarien zu. Man hat dasselbe auf den Vorschlag des Ministers Waddington als „Ostrumelien" in die politische Geographie eingeführt. Die Organisation dieses Landes scheint dann vom Congresse nach einem Manne festgestellt worden zu sein, mit dessen Entwerfung und Vorlegung der Congreß Herrn Waddington betraut hatte. Man hat diesem Plane gemäß beschlossen, das Land einem christlichen Gouverneur zu unterstellen; die Türken dürfen in den Befestigungen an den Grenzen Garnisonen halten, im übrigen sollen im Lande nur aus Einheimischen gebildete Milizen stehen mit einheimischen Offizieren, welche die Pforte allerdings ernennt. Die Grenzen von Ostrumelien sind wie alle bisher vom Congresse festgesetzten Grenzen nur in allgemeinen großen Zügen fixirt worden, ihre detaillirte Bestimmung soll durch besondere Commissionen erfolgen.

Diese Commissionen oder Ausschüsse spielen überhaupt schon jetzt eine sehr bedeutende Rolle bei den Verhandlungen und fördern den schnellen Verlauf derselben nicht wenig. Während man nämlich vor ihrer Einsetzung die einzelnen Materien in Pourparlers für die Plenarberathung vorbereitete und wenn dieselben in letzterer nicht erledigt wurden, wieder Pourparlers eintreten ließ, die Plenarberathungen aber aussetzte, so setzt man jetzt einen Gegenstand auf die Tagesordnung der Plenarberathung und verweist ihn, wenn man über ihn nicht zur Einigung gelangen kann, an die Commission, während das Plenum sich sofort einem neuen Berathungsgegenstande zuwendet und den ersten erst wieder vornimmt, wenn die Commissionsberathung ihn soweit gefördert hat, daß seine Erledigung im Plenum vorausgesetzt werden kann. Diese Commissionen werden auch nach dem Schlusse des Congresses weitertagen, um die von dem Congresse im Großen und Ganzen gefaßten Beschlüsse und festgesetzten Bestimmungen im Einzelnen zu fixiren und durchzuarbeiten. Außer diesen Fachcommissionen, wie man sie vielleicht

nennen darf, ist nun noch eine sogenannte Redactionscommission in voller Thätigkeit, welche die Beschlüsse des Congresses in die officielle Fassung und Form bringt, die ihr politischer Rang und ihre Wichtigkeit erheischt und die bei ihrer Formulirung alle diejenigen redactionellen Momente berücksichtigt, welche sowohl bei der Abänderung wie bei der Bestätigung früherer internationaler Festsetzungen erwogen werden müssen.

Der Berathung der bulgarischen Frage ist im Plenum des Congresses die der serbischen, montenegrinischen und bosnischen Frage gefolgt. Nachdem man eine Sitzung auf dieselbe verwandt hatte, verwies man sie an die betreffenden Commissionen und wandte sich im Plenum der Erörterung der griechischen, oder, wie sie neuerdings auch heißt, der westrumelischen Frage zu. Auch sie wanderte in die Commission, und das Plenum schritt sofort zu der Berathung der Angelegenheiten Rumäniens und der bessarabischen Frage. Bei der letzteren ist man augenblicklich stehen geblieben. Die Serben und Montenegriner sind behufs Geltendmachung ihrer Ansprüche zunächst an Oesterreich gewiesen worden, eine Maßnahme, welche ein großes Entgegenkommen Rußlands gegen Oesterreich bezeugen soll und auch wirklich bezeugt, denn Rußland erkennt dadurch in der unumwundesten Weise an, daß diese Staaten in die österreichische Machtsphäre fallen, und daß Oesterreich in erster Linie über die Zulässigkeit ihrer Wünsche zu entscheiden hat. Oesterreich ist bekanntlich für die Erfüllung dieser Wünsche nicht übermäßig begeistert, und wenn es eine Richtschnur in der österreichischen Orientpolitik giebt, so ist es sicherlich die, daß man keine größeren Staaten slavischen Gepräges an der Südgrenze der Monarchie aufkommen lassen will. Dagegen scheint es in den Absichten der Wiener Regierung zu liegen, mit den Serben und Montenegrinern in eine Art von Bundesverhältniß zu treten, dem sich nach österreichischem Wunsche auch diejenigen Theile des türkischen Reiches anzuschließen hätten, welche Oesterreich, um seine Machtsphäre im Orient zu wahren und auszudehnen, zu occupiren gedenkt. Natürlich handelt es sich hierbei um Bosnien und die Herzegowina. Die Occupation dieser Territorien durch österreichische Truppen ist denn auch im Congresse officiell angeregt worden, und zwar nicht durch Oesterreich, sondern durch England, ein Vorgehen, das natürlich eine besondere Freundlichkeit gegen das Wiener Cabinet darstellen sollte. Die anderen Mächte sind dem englischen Beispiele gefolgt und haben ihrerseits der österreichischen Occupation das Wort geredet. Daß der österreichischen Regierung ein förmliches Mandat zu derselben von dem Congresse ertheilt worden sei, ist unwahrscheinlich, jedenfalls aber ist Oesterreich der Zustimmung der Mächte zu diesem Schritte versichert worden.

Nur die Pforte hat dieser Eventualität gegenüber eine streng ablehnende Haltung eingenommen. Am 27. Juni verständigte der österreichische Botschafter in Constantinopel, Graf Zichy, die hohe Pforte von der Absicht Oesterreichs, in Bosnien und in die Herzegowina einzurücken. Der große Rath, unter dem Vorsitze des Sultans, trat sofort zusammen und beschloß nach langer Berathung, dem österreichischen Project seine Zustimmung zu versagen. In der Sitzung des Congresses vom 28. Juni brachten die türkischen Vertreter diesen Beschluß des großen Rathes zur Kenntniß der Versammlung. Der Congreß gab darauf den türkischen Delegirten anheim, sich aus Constantinopel andere Instructionen zu erbitten. Die Pforte ist aber bisher bei ihrer ablehnenden Haltung verblieben, trotzdem daß die Pression der Congreßmächte auf die Türkei keine unbedeutende ist. Indeß mißt man

der Weigerung der Pforte keine allzu große Wichtigkeit bei. Man meint, daß die Türkei entweder ihren Widerspruch doch noch fallen lassen wird, oder daß sie wenigstens dem Einmarsche der Oesterreicher keinen thatsächlichen Widerstand entgegenstellen wird.

Die Ansprüche der Griechen werden den Türken vermuthlich auch noch einige Einbußen verursachen, obwohl nicht daran zu denken ist, daß die Wünsche Griechenlands durch den Congreß in ihrem ganzen Umfange befriedigt werden könnten. Griechenland wünscht nichts Geringeres, als die Erwerbung von Kreta, Epirus, Thessalien und Macedonien. Man glaubt, daß Kreta, wo der Aufstand in vollem Zuge ist, ihm vielleicht zugesprochen werden wird, auf den Besitz der anderen begehrten Gebietstheile wird es wohl vorerst verzichten müssen. Vielleicht wird man dort irgend welche sogenannte Autonomien zur Sicherstellung des griechischen Elementes einführen. Das wäre aber wohl das Höchste. Noch schlechter wird es wohl den Rumänen gehen, welche Bessarabien bis zur Kiliamündung verlieren werden und in der Erkenntniß der Unvermeidlichkeit dieses Verlustes jetzt sich schon mit dem früher von ihnen so lebhaft perhorrescirten Gedanken des Eintausches der Dobrudscha zu befreunden beginnen. Wenn man die Dispositionen im Ganzen überschaut, die der Congreß zur Herstellung des Friedens über die türkischen Ländergebiete trifft, so sieht man ohne Weiteres, daß er den Weg betreten hat, auf den wir von jeher als auf den einzigen hingewiesen haben, der zum Frieden führen könne, daß er nämlich die Liquidation der Türkei begonnen hat. Die feindliche Rivalität der Mächte gleicht sich aus durch die Befriedigung ihres Ausdehnungsbedürfnisses auf Kosten der Pforte. Die nächsten Tage werden uns noch weitere Phasen dieses Processes bringen.

1. Juli. J.

Literatur.

Treitschkes Aufsatz im Juniheste der „Preußischen Jahrbücher": der Socialismus und der Meuchelmord ist soeben auch im Separatabdrucke ausgegeben worden. Wir können uns nur freuen, daß die so beredte und eindringliche Mahnung des gefeierten Patrioten an das Gewissen aller Deutschen auf diese Weise auch weiteren Kreisen, hoffentlich den weitesten, zugänglich gemacht wird. Daß es Noth thut, jeden Tag auf das Brandmal den Finger zu legen, und immer und immer wieder den Entschluß zu schärfen, mit einer Richtung streng zu Gerichte zu gehen, deren Sieg uns zum verworfensten Volk auf Erden machen würde, sagen uns die jüngsten Erfahrungen. Mußten wir es doch erleben, daß in Köln in einer liberalen (!) Wählerversammlung von dem Paroxysmus gesprochen wurde, der uns nach der Schandthat des 2. Juni ergriffen hätte. Wir empfehlen daher gerade unserer Partei, Treitschkes Worte zu wägen und sich nicht durch die verletzte Rechthaberei und den blinden Doctrinarismus einzelner Männer von der sittlichen Pflicht abbringen zu lassen, zunächst unsere Ehre wieder herzustellen und unsern Staat zu retten und dann erst das Weitere zu besorgen. Der Glaube, nachdem man die Entrüstung ausgesprochen, könne man wieder die Hände ruhig in den Schooß legen, thut es nicht. —r.

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.
Ausgegeben: 4. Juli 1878. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Wie es der experimentalen Aesthetik seither ergangen ist.

Von G. Th. Fechner.

II.

Windelband bemerkt zum Schlusse seiner Abhandlung, „daß der gute Geschmack nicht etwas ein- für allemal objectiv Bestehendes, sondern vielmehr ein Product der menschlichen Entwickelung und der im Laufe der Geschichte immer mehr, wenn auch nicht stetig, gesteigerten Empfindlichkeit sei. Dies scheine ihm der Punct zu sein, auf welchen die moderne Aesthetik ihre Arbeit zu concentriren habe." Diese Ansicht vermöchte ich nur halb zu theilen. Bei allen Wandlungen des Geschmackes zwischen Zeiten und Völkern giebt es nicht eben so wandelbare, sondern in der Natur der Menschen und ihrem Verhältnisse zu den Außendingen begründete Gesichtspuncte und Gesetze des Gefallens, Gefallensollens und der Aenderungen des Geschmackes selbst, die es meines Erachtens zu ermitteln und in der Aesthetik klar darzustellen gilt, um sie dann in der Kunstlehre und Geschichte des Geschmackes zu verwerthen. Es haben aber die bisherigen speculativen Behandlungsweisen dieser, eigentlich fundamentalen, Aufgabe so wenig zu einer befriedigenden Gestaltung der Aesthetik geführt, daß Windelband selbst nicht einmal mehr eine Aufgabe derselben darin sieht; und so suche ich meinerseits die Aufgabe der modernen Aesthetik, oder sage ich lieber Aesthetik der Zukunft, vielmehr darin, endlich einmal einen wesentlich neuen Weg einzuschlagen, das heißt zwar nicht die Speculation durch Erfahrung zu ersetzen — denn zur begrifflichen Läuterung wird man immer speculiren, das heißt ernsthaft nachdenken müssen — aber in sachlicher Beziehung durch Erfahrung zu ergänzen, statt umgekehrt die Erfahrung durch Speculation aus Begriffen ersetzen zu wollen. Auch habe ich diesen, wenn schon nicht ganz neuen, doch bisher nicht weit noch consequent verfolgten Weg selbst in meiner „Vorschule" eingehalten. Es sind aber die

allgemeinsten Erfahrungen in dieser Hinsicht nur Sache der innern und äußern Beobachtung, nicht des Experiments; dieses reicht nicht weit, findet unmittelbar nur Anwendung auf sehr specielle Gegenstände und Verhältnisse — und darüber hinaus habe ich es auch nicht angewandt — kann sich aber damit nicht nur nach historischer und praktischer Seite nützlich erweisen, wie im vorigen Artikel besprochen ist, sondern auch zur Entscheidung mancher ästhetisch wichtigen oder interessirenden Fragen, welche sich an specielle Verhältnisse knüpfen, führen, worauf sich bemerktermaßen der jetzige Artikel beziehen wird. So wenig nun die Kritiker die experimentale Aesthetik in erster Beziehung haben gelten lassen wollen, so wenig nach zweiter, finden vielmehr weder an der Aufgabe, noch den Methoden noch Resultaten meiner hierher gehörigen Experimente etwas zu loben.

Noch artig genug sagt Windelband, daß „Alles in Allem genommen nicht der bisherige nicht nur, sondern auch der für die Zukunft mögliche Ertrag der experimentalen Aesthetik sehr gering erscheine", da vielmehr seine Kritik so gut als gar nichts davon anerkennt, oder was denn? und Redtenbacher erklärt gar, es lasse sich aus meiner Versuchstabelle das Gegentheil von dem, was ich daraus folgere, folgern. Um mich nun mit meinen Kritikern darüber zu vernehmen, habe ich mit einigen Worten auf Geschichte, Motiv und Sachlage der Experimente, auf die sich ihre Kritik bezieht, zurückzukommen; denn blos bei dem, was sie selbst darüber sagen, kann ich mich doch nicht beruhigen.

Zeising hat bekanntlich das goldene Schnittverhältniß, wonach der kleinere Theil eines abgetheilten Ganzen sich zum größeren wie der größere zum Ganzen oder die kleinere Seite eines Rechtecks zur größeren wie die größere zur Summe beider verhält (was dem Verhältniß 1 : 1,62 nahe genau entspricht) als das wichtigste ästhetische Verhältniß aufgestellt, und dies theils philosophisch, theils durch Messungen am menschlichen Körper, schönen Bild- und Architekturwerken zu begründen gesucht. Andere haben die, den musikalischen Consonanzverhältnissen entsprechenden Verhältnisse 1 : 1; 1 : 2; 2 : 3 als die wohlgefälligsten aufgestellt, und darunter insbesondere Wolff in seinen „Beiträgen zur Aesthetik der Baukunst" das Gleichheitsverhältniß 1 : 1, was unter den Rechtecken dem Quadrat entspricht, vor allen andern Verhältnissen bevorzugt. Mir selbst schien Zeisings philosophische Begründung nichts weniger als überzeugend, und andern ist es eben so gegangen; die Bedeutung, die er dem goldenen Schnitt nicht nur in der Aesthetik, sondern weit darüber hinaus zuschreibt, machte von vorn herein den Eindruck der Uebertreibung; er brachte nur die dem goldenen Schnitt günstigen Fälle ohne Abwägung gegen die ungünstigen in Rechnung; die Gegenstände, an denen er es that, waren der Art, daß die Form nicht allein durch Wohlgefälligkeit, sondern noch mehr

durch Zweck als bestimmt anzusehen war; und dazu kam noch eine gewisse, zu Gunsten des goldenen Schnittes benutzte, Unsicherheit in der Anlegungsweise der Maße. Also ließ seine ästhetische Bevorzugung des goldenen Schnittes bei Manchem, was dafür sprach, viel Zweifel übrig. Noch mehr die Bevorzugung der musikalischen Consonanzverhältnisse seitens Anderer, die sich dabei meist auf die, für den ersten Anblick ganz ansprechende, Voraussetzung stützten, das ästhetische Formprincip müsse für alle Künste ein gemeinsames sein, in ihrer empirischen Beweisführung aber die Mängel der zeisingschen theilten oder überboten. Es gab viel Hin- und Herreden in ästhetischen Lehrbüchern und Abhandlungen über die Frage; entschieden wurde nichts dadurch; und so dachte ich mir, das wäre ja wieder ein Fall, wo das ästhetische Experiment unter möglichster Vermeidung und Beseitigung aller Umstände, wodurch die bisherigen Zweifel entstanden, Platz finden könnte; oder vielmehr der Gedanke einer experimentalen Aesthetik knüpfte sich bei mir zuerst an diesen Fall.

Eingehend nun habe ich von den auf diesen Fall angewandten Methoden und erhaltenen Resultaten, so weit sie sich auf Rechtecksverhältnisse bezogen, im vierzehnten Kapitel meiner „Vorschule der Aesthetik" gesprochen, und komme hier nicht weiter darauf zurück, als es zum Verständniß und zur Beleuchtung der dagegen gemachten Einwände nöthig sein wird. Ueber meine Versuche mit Kreuzen ist bisher erst ein kurzes Resultat von mir veröffentlicht.

Kurz gesagt: ich legte einer großen Anzahl von Personen aus gebildeten Ständen (wozu vergleichshalber nur minder ausgedehnte Versuche an verschiedenen Handwerkern traten), zehn Rechtecke aus weißem Carton von gleichem Flächeninhalt in zufällig wechselnden Lagen vor, fragte die Versuchssubjecte, welches davon ihnen nach seinem unmittelbaren Eindruck rücksichtslos auf Verwendung als das wohlgefälligste und welches als das ungefälligste erschiene (Methode der Wahl). Darunter befand sich das goldene Schnittrechteck und das Quadrat, die ich künftig kurz beziehentlich mit ⊙ und □ bezeichnen werde, ferner Rechtecke nach den andern musikalischen Consonanzverhältnissen so wie den zwischenfallenden Dissonanzverhältnissen. Die Vorzugs- wie Verwerfungsurtheile wurden registrirt. Mit diesen Experimenten wurden Messungen der verschiedensten rechteckigen Gegenstände, welche im Gebrauch vorkommen, verbunden, vorzugsweise solcher, bei welchen das Seitenverhältniß nicht durch den Zweck bestimmt sein konnte (Methode der Verwendung), und bei Kreuzen fügte ich zu letzter Methode noch die Methode, das wohlgefälligste Kreuz durch die Versuchssubjecte selbst herstellen zu lassen (Methode der Herstellung).

Die Resultate ins Kürzeste gefaßt und auf das Wichtigste reducirt, waren diese:

1. Daß der ästhetische Werth des ⊙ wirklich von Zeising weit übertrieben und zu sehr verallgemeinert worden, immerhin aber unter den im Folgenden enthaltenen Beschränkungen anzuerkennen ist.

2. Daß der ⊙ als Seiten- oder Dimensionsverhältniß von Rechtecken einen unzweifelhaften Vorzug vor allen andern Verhältnissen hat, doch keinen entfernt so entschiedenen vor den ihm benachbarten Verhältnissen, als symmetrische Formen vor den der Symmetrie nahe kommenden Formen.

3. Daß der ⊙ als Abtheilungsverhältniß horizontal gestreckter Gegenstände in entschiedenem Nachtheile gegen die Gleichtheilung und bei stehend vorgestellten Kreuzen gegen das Verhältniß 1 : 2 (des oberen gegen den unteren Theil) steht, mithin Zeisings unbeschränkte Bevorzugung des ⊙ als Abtheilungsverhältniß nicht stichhaltig, ja ein Vorzug desselben in dieser Hinsicht mindestens noch sehr zweifelhaft ist.

4. Daß die musikalischen Consonanzverhältnisse als Seitenverhältnisse gar keinen ästhetischen Vorzug vor den musikalisch dissonirenden haben.

5. Daß insbesondere das Verhältniß 1 : 1 für den Geschmack Gebildeter eins der allerungefälligsten, wenn nicht wirklich das ungefälligste Seiten- oder Dimensionsverhältniß ist, indeß es als Abtheilungsverhältniß, insoweit nicht eine Associationsvorstellung überwiegend ins Spiel kommt (wie bei aufrechten Gegenständen) das wohlgefälligste ist; auch erreicht es als Seitenverhältniß bei niederen Bildungsgraden zwar nicht die Wohlgefälligkeit des ⊙, wird aber doch günstiger als von höheren Bildungsgraden aufgefaßt.

Hiermit schien mir nun sowohl nach positiver als negativer Seite in Feststellung der streitigen Puncte etwas gewonnen; denn ohne diese Experimente könnte man sich noch heute darum streiten.

Nun aber bestreitet zuvörderst Windelband den Gewinn selbst aus folgenden zwei Gesichtspuncten: theils beweisen meine Versuche nur etwas ohnehin Selbstverständliches, theils sind ihre Resultate unrein, denn was ich nach meinen Versuchen auf einen directen Einfluß der Wohlgefälligkeit von Formverhältnissen schreibe, ist so von Associationsvorstellungen inficirt, daß kein sichrer Schluß daraus zu ziehen ist. Sehen wir seine Gründe näher an.

In erster Hinsicht meint Windelband, „der wahre Grund unserer ästhetischen Bevorzugung des ⊙ beruhe nicht sowohl in seiner mathematischen Eigenthümlichkeit, als vielmehr darin, daß er, wie annähernd auch die dicht neben ihm liegenden Verhältnisse, eben die goldene Mitte hält zwischen den Extremen: nicht zu gleich und nicht zu verschieden, nicht zu kurz und nicht zu lang, nicht zu plump und nicht zu schlank; das, meine er, sei das Geheimniß der Sache". Also sei es nur „eine ästhetische Binsenwahrheit, welche auch

ohne den Apparat großer Zahlen einleuchtend geweſen wäre", die ſich aus meinen Experimenten damit herausgeſtellt, daß der ⊙ die meiſten Vorzugsurtheile auf ſich vereinigt habe und die beiden nächſtſtehenden Verhältniſſe die nächſtmeiſten.

Ja, aber zwiſchen dem Quadrat, das iſt 1 : 1, und einem unendlich geſtreckten oder linearen Rechteck, giebt es unendlich viel Verhältniſſe, wie findet denn Windelband a priori heraus, oder was macht es ſelbſtverſtändlich, daß gerade der ⊙ die goldene Mitte dazwiſchen bildet. Ich dachte, eben dazu ſei mein Experiment gut geweſen, das in dieſer Hinſicht nicht nur nicht Selbſtverſtändliche, ſondern mehrfach (wie z. B. von Redtenbacher) gar nicht Zugeſtandene zu beweiſen, und muß mir nun ſagen laſſen, mein Experiment ſei überflüſſig geweſen. Warum konnte nicht vielmehr eins von den glatten muſikaliſchen Conſonanzverhältniſſen ſtatt des irrationalen ⊙ = 1 : 1,616..... die goldene Mitte ſein. Wenn überhaupt von einer Mitte zwiſchen $\frac{1}{1}$ und $\frac{\infty}{1}$ die Rede ſein könnte, ſo lag jedenfalls das conſonirende Octavenverhältniß $\frac{2}{1}$ dieſer Mitte noch näher als der ⊙ und entſprach zugleich beſſer dem anderwärts vertretenen, zwar falſchen, aber auch erſt durch meine Verſuche widerlegten, Princip gemeinſamer Wohlgefälligkeitsverhältniſſe für Schwingungszahlen, die das Gehör, und Dimenſionsverhältniſſe, die das Geſicht angehen.

Es iſt mir immer merkwürdig erſchienen, daß alle Windmühlen ungefähr dieſelbe Größe haben. Unſtreitig hat es einen, von gewiſſer Seite mechaniſchen, von anderer Seite teleologiſchen, Grund, den ich aber nicht kenne. Sollte Windelband darum befragt werden, ſo würde nach Analogie des Vorigen die Antwort von ihm zu erwarten ſein, das Geheimniß ſcheine ihm darin zu liegen, daß eben dieſe Größe für Windmühlen gerade die rechte Mitte zwiſchen zu groß und zu klein bilde. Wenigſtens geſtehe ich, den weſentlichen Unterſchied nicht finden zu können.

Windelband verlangt außerdem zur Zulänglichkeit meiner Verſuche, daß ich den ⊙ noch beſonders mit den ihm dicht nächſtſtehenden Rechtecken ohne Zuziehung anderer Rechtecke hätte vergleichen ſollen, und vermuthet, daß der Verſuch dann nicht zu Zeiſings Gunſten ausgefallen ſein würde. Nun verſtehe ich zwar den von Windelband angegebenen Grund jener Vermuthung und dieſer Forderung oder doch ſeine Beweiskraft nicht recht; um aber nicht ſelbſt an einem mir mäkelnd ſcheinenden Einwande lange herumzumäkeln, bemerke ich einfach, daß in den in meiner „Vorſchule" I, 103 (Anmerkung) vorgreiflich erwähnten, ſeitdem etwas weiter fortgeführten, übrigens aus ganz andern Rückſichten angeſtellten Verſuchen ſolche, wie ſie Windelband verlangt, wirklich mit enthalten ſind, ohne zu Zeiſings Ungunſten ausgefallen zu ſein.

So viel bleibt richtig, daß es überhaupt nicht möglich iſt, durch irgend welche noch ſo ſorgfältige und weit getriebene Experimente nach der Methode der Wahl mit einer abſoluten Gewißheit, wie ſie der Philoſoph fordern mag — ohne es bisher zu etwas Anderem als zum Streit über die Principien derſelben gebracht zu haben — zu beweiſen, daß nicht zwiſchen dem ⊙ und den ihm zunächſt geprüften Rechtecken eins liege, welches, wenn es zugezogen wäre, noch mehr Vorzugsurtheile als der ⊙ auf ſich vereinigen würde; man kann ja nicht mit den geprüften Verhältniſſen ins Unendliche und unendlich Nahe gehen. Ja, ich bin überzeugt, daß, wenn man aus dem Gange der, mit einer beſchränkten Anzahl von Rechtecken erhaltenen Reſultate das dazwiſchen liegende wahrſcheinlichſt vortheilhafteſte durch Interpolation beſtimmen wollte, was an ſich wohl möglich, aber eine andere als die bisherige Dispoſition der Verſuche erfordern und doch immer nur ein Wahrſcheinlichkeitsreſultat geben würde, man ein vom ⊙ etwas abweichendes Reſultat finden würde. Nun bleiben aber ſelbſt die Reſultate genaueſter aſtronomiſcher Beobachtung in jedem Falle noch mit einem von Zufälligkeiten abhängigen Beobachtungsfehler behaftet und ſind nicht leicht ganz frei von einem conſtanten Fehler zu halten; und ſollte deshalb nichts darauf gegeben werden, ſo würde nicht einmal das, auf aſtronomiſche Beobachtungen geſtützte, Gravitationsgeſetz als erfahrungsmäßig erwieſen angeſehen werden können; abſolut genau hat es durch keine Beobachtungen erwieſen werden können. Entſprechend mit dem Maximumvortheil des ⊙. Inzwiſchen kann man durch das Experiment beweiſen, daß das äſthetiſch vortheilhafteſte Verhältniß zwiſchen zwei nicht ſehr weit von einander abweichenden Grenzen, die den ⊙ mit einſchließen, liegt, und wenn man hiermit nicht zugleich direct beweiſen kann, daß nicht ein ihm nachbarliches Verhältniß innerhalb deſſelben Intervalls noch vortheilhafter ſei, ſo treten folgende Beobachtungen hinzu, eine Wahrſcheinlichkeit zu begründen, gegen die es müßig wäre, etwa dagegen geltend zu machende Unwahrſcheinlichkeiten noch beſonders abzuwägen. Das Verhältniß ⊙ iſt nicht nur ein in mehr als einer Beziehung ſehr ausgezeichnetes mathematiſches Verhältniß (vergleiche „Zur experimentalen Aeſthetik" S. 586), von dem man es von vorn herein möglich finden kann, daß ihm auch nach anderen Beziehungen ausgezeichnete Eigenſchaften zukommen, ſondern es ordnet ſich auch direct dem allgemeinen äſthetiſchen Erfahrungsprincip der einheitlichen Verknüpfung des Mannichfaltigen als ein beſonders ausgezeichneter Fall unter, indeß die andern Verhältniſſe innerhalb jenes Intervalls weder in einer noch der andern Hinſicht etwas Ausgezeichnetes haben. Alſo hält man ſich an den ⊙ als das mit größter Wahrſcheinlichkeit vortheilhafteſte Verhältniß innerhalb jenes Intervalls, wie man ſich beim Gravitationsgeſetz an das quadratiſche Verhältniß als das durch ſeine Einfachheit ausgezeichnetſte

innerhalb der Grenzen hält, zwischen denen das genaueste Verhältniß jedenfalls zu suchen ist, sonst könnte man eben so gut oder noch besser statt der Potenz 2 die Potenz 2,001 oder 1,999 und dergleichen dafür annehmen.

Nun aber sind jene Hülfsbetrachtungen für sich eben so wenig entscheidend, als das Experiment ohne Mitzuziehung derselben entscheidend sein würde; beide haben sich zu ergänzen. Daß mit der mathematischen Auszeichnung sich eine ästhetische verbinde, ist doch keine aprioristische Nothwendigkeit, und das ästhetische Princip der einheitlichen Verknüpfung des Mannichfaltigen ist zwar ein höchst wichtiges, aber in seiner Allgemeinheit und den Conflicten, die es einschließt, viel zu unbestimmtes Princip, um bestimmte Fälle in bestimmter Weise unter sich zu fassen. In der Einfachheit und hiermit leichten Faßlichkeit des Einheitsbezuges steht der ⊙ dem □ weit nach, und hiernach könnte man einen Vorzug des □ erwarten; aber die faßlichsten Verhältnisse erscheinen auch am leichtesten monoton und langweilig, das ist zum Nachtheil des □. Bei Abtheilungsverhältnissen wiederholt sich dieselbe Frage, ob $\frac{1}{1}$ oder ⊙ vortheilhafter sei. Keine Theorie kann lehren, wo das Uebergewicht liegt; das Experiment aber kann es, und hat die Frage so entschieden, wie in den obigen Resultaten ausgesprochen ist, wonach es sich bei Seiten- oder Dimensionsverhältnissen in dieser Hinsicht gewissermaßen entgegengesetzt als bei Abtheilungsverhältnissen verhält. Mit den Resultaten nach der Methode der Wahl aber stimmen in dieser Hinsicht die nach der Methode der Verwendung ganz zusammen.

Aber wenden wir uns nun zum zweiten Vorwurf, den Windelband gegen meine Resultate erhebt: es seien keine reinen Resultate. Meine Absicht sei doch dahin gegangen, zu prüfen, ob der ⊙ einen von associativen Mitbestimmungen unabhängigen Wohlgefälligkeitsvorzug vor andern Verhältnissen habe. Nicht nur aber seien meine Methoden von vorn herein dazu ungeeignet, sondern die erhaltenen Resultate selbst sprechen für das wesentliche Mitspiel der Association.

In erster Beziehung macht Windelband auf Grund einiger, unten noch besonders zu besprechender Beispiele geltend: „daß es auch bei der ganz abstracten Darstellung der Formverhältnisse (welche bei meinen Wahlversuchen stattfand) nicht gelinge, den directen Factor des Sinneseindruckes, wie es die Absicht war, rein darzustellen und die associativen Nebenwirkungen ganz auszuschließen." Nun, wenn irgend jemand, so war ich es selbst, der das unwillkürliche Mitspiel von Associationen sogar bei den einfachsten und abstractesten Formen hervorgehoben hat; und wohl noch schlagendere Beispiele in dieser Hinsicht, als er selbst geltend macht, kann man in meiner „Vorschule" I, 104 ff. eingehend besprochen finden. Aber wenn sich etwas nicht absolut rein darstellen läßt, so kann man doch die Versuche in der Weise

anstellen und combiniren, daß der Einfluß der Unreinheit sich so weit theils reducirt, theils durch Entgegensetzung compensirt und dadurch eliminirt, um keinen vernünftigen Grund mehr zu haben, das Resultat dadurch noch wesentlich gestört zu halten. In dieser Hinsicht glaube ich sowohl in Einrichtung der Wahlversuche als ihrer Combination mit Versuchen nach den andern Methoden Alles gethan zu haben, was sich thun ließ, und hiermit auch den Zweck erreicht zu haben, indeß Windelband sozusagen Alles gethan hat, daß das nicht zum Vorschein und zur Geltung kommt.

So unwillkürlich der Einfluß associativer Mitbestimmung überall ist, wenn man sich passiv demselben überläßt, oder zufälligen Anlässen dazu nach dieser oder jener Seite, wie sie das Leben im Wechsel mitführt, folgt, kann man doch willkührlich denselben, wenn vielleicht nicht absolut, beseitigen — denn eine „dunkle" Mitbestimmung steht jedem frei noch anzunehmen — doch so weit reduciren, daß der reine directe Formeindruck entschieden überwiegend und für den Ausspruch des Resultates bestimmend bleibt. Die Aufmerksamkeit ist ja überhaupt im Stande, sich auf diese oder jene Seite eines Eindruckes zu concentriren und von den andern zu abstrahiren. Kann man doch selbst von einem Gemälde, dessen Haupteindruck im Ganzen überwiegend durch associative Bedeutung bestimmt ist, unter Abstraction hiervon wie von andern Elementen des Eindruckes sich darauf beschränken, die allgemeine Farbenstimmung oder die Reinheit der Contoure, oder die mehr oder weniger symmetrische Anordnung, oder bei einem Gedichte den mehr weichen oder rauhen Klang, den Silbenfall, den Reim nach ihrem Eindruck in Betracht zu ziehen, wobei man oft ein entgegengesetztes Resultat betreffs der Wohlgefälligkeit des besondern Elementes erhalten wird, als wenn man sich dem Eindruck aller Elemente einschließlich der associativen, im Zusammenhange hingiebt. Warum soll nicht etwas Entsprechendes bei meinen Versuchen gelten. Ich selbst stellte vor Allem solche in dieser Hinsicht mit mir selber an, indem ich ein abstractes Cartonrechteck ⊙ mit zwei andern Rechtecken von den Seitenverhältnissen 2 : 3 und 13 : 23, wenn ich mich recht erinnere, verglich und die Aufmerksamkeit ausdrücklich auf den reinen Formeindruck bezog. Ich hatte das Gefühl, daß ich es wirklich könne, und fand dabei zu meiner Ueberraschung, denn ich war mit dem größten Mißtrauen gegen den ⊙ an den Versuch gegangen, daß er mir doch wirklich ein, zwar nicht sehr starkes, aber unzweideutiges, Uebergewicht der Wohlgefälligkeit zu haben schien; aber da ich mir allein natürlich nicht traute, so knüpfte ich dann daran die ausgedehnten Versuche mit andern Personen, und Windelband hätte wohlgethan, wenn er, bevor er seiner Kritik meiner Versuche traute, wenigstens die allereinfachsten Versuche in dieser Beziehung, die zur Begründung oder Unterstützung seiner Kritik dienen konnten, auch selbst angestellt hätte.

Windelband sieht einen Beweis, daß doch die Association bei dem Erfolge meiner Versuche im Spiele war, darin, daß nach meinem eigenen Berichte („Vorschule" I, 194) die meisten Personen, die ich zu den Wahlversuchen zuzog, von vorn herein erklärten, „je nach der Verwendung könne dieses oder jenes Rechteck das wohlgefälligste sein." Aber ich sehe nicht ein, warum sie nach meiner darauf gesetzten überhaupt ausnahmslos an jedes Versuchssubject gestellten Forderung, sie sollten aber von der Rücksicht auf jede Verwendung abstrahiren, es nicht eben so gut gekonnt hätten, als ich, und da doch hiernach die allermeisten sich auf den Versuch einließen, so schließe ich, daß wenigstens die meisten es wirklich eben so gekonnt haben als ich. Das ist Eins.

Zum Zweiten: ich will zugeben, theils, daß doch nicht alle Versuchssubjecte der gestellten Forderung gehorchten oder hinreichendes Abstractionsvermögen dazu besaßen, glaube vielmehr selbst, daß es nicht überall der Fall war, theils, daß es nicht möglich sei, einen Rest von associativer Mitbestimmung überhaupt ganz zu baunen; und von diesen Umständen wird es nun eben mit abgehangen haben, daß doch nicht alle Versuchssubjecte den ⊙ bevorzugten. Hier und da gewann doch die Association der Verwendung eines andern Verhältnisses die Oberhand. Aber die Associationen sind nach Zufälligkeiten der Individuen und Umstände mehr oder weniger wechselnd, und compensiren sich hiermit mehr oder weniger in der Mehrzahl der Versuche, indeß eine von den Formverhältnissen direct abhängige Wohlgefälligkeit einen constanten Einfluß behält, der ihr unter den zufälligen Einflüssen im Ganzen das Uebergewicht verleiht, es wäre denn, daß unter den associativen Einflüssen sich ein so mächtiger, seinerseits constanter, nachweisen ließe, daß der directe Einfluß dennoch überwogen würde. Hat nun wohl Windelband auch nur den Versuch gemacht, sei es eine Mehrzahl von Gegenständen oder einen einzigen nachzuweisen, dessen associative Erinnerung dem ⊙ das Uebergewicht verschaffen könnte, oder fällt ihm etwa jetzt noch ein solcher ein. Nun kann man aber doch nicht von einer associativen Wirkung sprechen, ohne eine Ursache dazu angeben zu können.

Am nächsten läge es, an die Gestalt des menschlichen Körpers als eine solche Ursache zu denken, aber jeder giebt zu, daß dieser im Ganzen genommen den Eindruck eines längeren Rechtecks als ⊙ macht; danach müßte also vielmehr dieses längere Rechteck als das wohlgefälligste erscheinen. Windelband legt besonderes Gewicht auf statische Associationsbedingungen, und mag vielleicht meinen, diese machen sich, wenn auch nur dunkel, so unverbrüchlich geltend, daß keine Aufmerksamkeit ihren Einfluß absondern könne; aber selbst wenn es der Fall wäre — es wird sich unten bei besonderer Besprechung der dafür angeführten Beispiele davon sprechen lassen — so wäre der ⊙ nicht

dazu angethan, diesen Einfluß ins Spiel zu setzen; oder Windelband mag selbst sagen wie. Jene statischen Bedingungen beziehen sich darauf, daß die verticale wie horizontale Lage eines längsgestreckten Gegenstandes gewisse Abtheilungsverhältnisse desselben vor andern zur Erhaltung eines sicheren Standes oder Gleichgewichts fordern, die darum auch associativ zur Wohlgefälligkeit gefordert werden. Aber wiefern der ⊙ bei irgend welcher Lage dazu gefordert werden soll, ist nicht abzusehen; zudem sind meine Versuche mit Rechtecken bei allen möglichen zufällig wechselnden Lagen derselben angestellt. Wonach ich nicht recht verstehe, wie Windelband doch von Beispielen, bei denen sich an einen associativen Einfluß statischer Verhältnisse denken läßt, ausgehen kann, um ihn auf einen Fall zu übertragen, wo sich nicht daran denken läßt, und ohne andere Einflüße dafür geltend zu machen. Man kann doch nicht Einwürfe aus einer Luft, worin sich nichts greifen läßt, erheben.

Allerdings giebt es viele im Gebrauch vorkommende rechteckige Gegenstände („Vorschule" I, 200), deren Durchschnittsform dem ⊙ entspricht oder wenig um denselben schwankt; aber das sind Gegenstände, die noch von einer anderen Seite für den ästhetischen Vortheil des ⊙ insofern sprechen, als man eben keinen anderen Grund als die Wohlgefälligkeit des ⊙ für die ihnen gegebene Gestalt finden kann. Der Zweck hätte eben so gut andere Verhältnisse zugelassen. Sollte also trotz des Gebotes bei den Wahlversuchen, überhaupt von Verwendungen zu abstrahiren, dennoch eine associative Erinnerung an solche Gegenstände mitspielen, so wäre es eben nur eine Uebersetzung des Resultates der Methode der Verwendung in ein solches der Wahl, was sachlich auf dasselbe führt. Windelband gedenkt meiner Methode der Verwendung und ihrer Resultate (S. 613) nur mit der Bemerkung, daß sie demselben Gesichtspuncte (und dann natürlich auch denselben Einwürfen) unterliegen, als die der Wahl, indeß ihr Hauptgesichtspunct vielmehr der einer Ergänzung mit der Methode der Wahl ist.

Und wie erklärt es Windelband, da die associative Wohlgefälligkeit seitens der Gegenstände, an die sich bei den Wahlversuchen denken ließ, unstreitig keinen ganz regelmäßigen Gang vom ⊙ ab nach beiden Seiten befolgt, daß sich doch ein continuirlicher Abfall der Vorzugsurtheile vom ⊙ ab nach beiden Seiten ohne Unregelmäßigkeiten zeigt. Die Wohlgefälligkeitscurve sollte danach vielmehr Höcker hier und da darbieten.

Aber, ruft Windelband aus, was sind es anders als associative Vorstellungen, wenn die Versuchssubjecte Motive ihres Urtheils wie folgende angegeben haben: das Quadrat sei trocken, langweilig, plump, der ⊙ sei das nobelste Verhältniß, die eine Form sei heuchlerisch, eine andere schön schlank und so weiter.

Nun, meint denn Windelband, daß, wenn ich von der Trockenheit einer Rede spreche, ich von einem Eindrucke spreche, der durch Erinnerung an die Trockenheit der Erde bedingt sei; wenn ich ein Musikstück langweilig finde, es die Erinnerung an ein langweiliges Gedicht ist, was die Musik langweilig erscheinen läßt; wenn ich den ⊙ nobel finde, dies von seiner äußeren Aehnlichkeit mit einem nobeln Menschen abhängt u. s. w. Die Sache ist doch wohl die, daß Eindrücke aus ganz verschiedenen Gebieten etwas Gemeinsames im Charakter haben können, was sich direct, nicht erst durch Erinnerung an das fremde Gebiet geltend macht, indeß ein Ausdruck dafür nur aus dem einen oder andern Gebiet entlehnt sein kann. Daß jemand, um eine charakteristische Bezeichnung für den directen Eindruck von Etwas zu finden, den Vergleich mit dem Eindruck von etwas Anderem wirklich zu Hülfe nimmt, oder vom directen Eindruck einer Sache erst darauf geführt wird, an den verwandten einer andern Sache zu denken, was eben so in umgekehrter Richtung hätte geschehen können, wird damit nicht ausgeschlossen.

Wenn Windelband die Versuche mit Kreuzen heranzieht, um zu beweisen, „es sei eben nicht möglich, die begriffliche Trennung des directen und des associativen Factors auch factisch herzustellen," und dazu bemerkt: „als ob uns das Kreuz blos eine räumliche Form wäre, als stände es nicht in bestimmter Gestaltung vor der Phantasie eines Jeden! Vielleicht würden die Versuche im östlichen Europa beträchtlich anders als im westlichen ausfallen"; so war das wohl das unglücklichste Beispiel, was er wählen konnte, weil sich gerade an Kreuzen das Gegentheil von dem beweist, was er gegen mich zu beweisen sucht. Unstreitig ist es das Crucifix, wovon das Grabkreuz und dann das Schmuckkreuz abstammt. Wenn nun die Erinnerung an das Crucifix das bestimmende für die auf möglichste Wohlgefälligkeit zielende Gestaltung des Schmuckkreuzes wäre, so würden auch die Verhältnisse des Crucifix dabei eingehalten sein und würden bei meinen Wahl- und Herstellungsversuchen mit Kreuzen, die ich an sehr vielen Personen angestellt habe, dieselben Verhältnisse als gefälligste wieder getroffen sein; wogegen in voller Uebereinstimmung meiner Messungen von Schmuckkreuzen bei Juwelieren und jener Versuche es nicht der Fall ist; der Querbalken steht bei Crucifixen viel zu hoch, um damit ein gefälliges Verhältniß zwischen dem oberen und unteren Theil des Längsbalkens zu geben; die Trennung des directen und associativen Factors hat sich also hier factisch vollzogen; indeß der Querbalken bei der Stellung nach dem ⊙, nach Aussage derselben Versuche, zu tief steht; das vortheilhafteste Verhältniß zwischen Oben und Unten bei zugleich günstigstem Verhältniß der Länge des Querbalkens zum Längsbalken zeigt sich nach den verschiedenen Methoden übereinstimmend als das von 1 : 2. Ja, die Kreuzmessungen und Kreuzversuche schienen mir eben dadurch besonders interessant

und instructiv, daß damit sozusagen zwei Fliegen mit einem Schlage todtgeschlagen wurden, erstens jener Verdacht, der ja schon vor dem Ausspruche durch Windelband zu berücksichtigen war, man könne überhaupt kein von Association unabhängiges Resultat der Wohlgefälligkeit finden, zweitens Zeisings Construction angeblich wohlgefälligster Kreuze nach Uebertragung der Wohlgefälligkeit des ⊙ von Dimensions- auf Abtheilungsverhältnisse *). Nicht einmal bei Grabkreuzen, deren ich viele auf Kirchhöfen gemessen habe, steht der Querbalken so hoch als bei Crucifixen, es nähme sich zu schlecht aus; doch nähern sie sich den Crucifixen durchschnittlich etwas mehr als die Schmuckkreuze. Schmuckkreuze und Grabkreuze giebt es ja überall, möge Windelband selbst nachsehen und nachmessen; es bedarf nicht vieler Mühe.

Hierzu eine allgemeinere Bemerkung. So viel Gewicht ich selbst in meiner „Vorschule" auf den associativen Factor der Wohlgefälligkeit gelegt habe, in welcher Hinsicht ich in der That nicht glaube, einer Belehrung seitens Anderer noch zu bedürfen, habe ich doch erstens darauf hingewiesen, daß die associative Wohlgefälligkeit nur auf Grund einer directen bestehen könne — soll etwas durch Erinnerung an Wohlgefälliges wohlgefällig erscheinen, so muß es doch auch für sich Wohlgefälliges geben — und daß es eine Aufgabe der Aesthetik sei, nach allgemeiner Klarstellung und sachlicher Auseinandersetzung beider Principe der Wohlgefälligkeit in jedem der ästhetischen Beurtheilung sich darbietenden Falle zu untersuchen, einmal, was auf den einen oder andern Factor zu rechnen, zweitens, wie sie sich theils unterstützen, theils in Conflict mit einander treten können („Vorschule" IX. XIII. XXXV). Windelband aber geht auf diese Aufgabe, insoweit er solche überhaupt bei den von ihm vorgeführten Beispielen vor Augen gehabt hat, meines Erachtens nicht in erforderlicher Weise ein; und zwar trifft das nicht blos das Beispiel mit den Kreuzen, sondern überhaupt die Beispiele, von denen er als fundamentalen ausgeht.

Einmal gesteht Windelband zu (S. 605), daß der Symmetrie eine directe Wohlgefälligkeit zukomme, dann schreibt er (S. 612), ohne Auseinandersetzung und Abwägung damit und selbst ohne Rückblick darauf, den Grund, daß uns die, der Symmetrie entsprechende, Gleichtheilung einer horizontalen Linie besser gefällt, als die ungleiche, auf Association, darauf, daß es uns bei ungleicher Theilung scheine „als müsse wegen der ungleichmäßigen Beschwerung das Ganze nach der einen Seite umkippen", da man ja bei verticalen Gegenständen offenbar wegen Association statischer Bedingungen

*) Wenn Windelband S. 612 sagt, je nach horizontaler oder verticaler Lage einer Linie werde „unbedingt" die Halbirung oder der ⊙ vorgezogen, so weiß ich nicht, worauf sich Windelband mit letzterer Angabe stützt, wenn nicht auf Zeising, dem er doch selbst sonst nicht traut.

vielmehr umgekehrt die unsymmetrische Theilung vorziehe, den kleinen Theil lieber oben als unten sehen wolle. Nun paßt das schon nicht recht zusammen, denn aufrechte Gegenstände stellt man sich in die Luft hineinragend vor und kann dabei allerdings an die Gefahr des Umfallens wie von anderer Seite an die des Zerdrückens und Zerknickens der unteren Theile durch die oberen denken; wogegen bei horizontalen Gegenständen der Gedanke des Aufliegens auf dem Boden oder sonst einer Unterlage näher liegt, wo die Gefahr des Umkippens nach einer Seite wie des Zerdrückens und Zermalmens wegfällt. Aber sei es, daß eine derartige Association etwa wegen Erinnerung an den Wagebalken oder sonst etwas dergleichen — es will mir aber in der That jetzt nichts weiter einfallen — sich geltend machen könne, so war doch in Betracht zu ziehen, daß der associative Einfluß solcher Erinnerungen an ganz particuläre äußere Gleichgewichtszustände gegen die directe gleichwiegende Wirkung beider Seiten einer gleichgetheilten horizontalen Linie auf das Sinnesorgan des Beschauers in keinen erheblichen Betracht kommen könne; und selbst bei verticalen Gegenständen, wo sich der associative Einfluß im Allgemeinen entschiedener zu Gunsten der unsymmetrischen Theilung geltend macht, kann man doch die directe Wohlgefälligkeit der Symmetrie noch dadurch constatirt finden, daß in Fällen, wo jeder Anlaß wegfällt, an Umfallen, Zerdrücken, Zerknicken zu denken, leicht auch das Bedürfniß der Symmetrie in verticaler Richtung wiederkehrt, so bei einem Ordensstern, einer in verticaler Ebene enthaltenen kaleidoskopischen Figur, sofern hier die Symmetrie zwischen den obern und untern Strahlen nicht minder als zwischen den rechten und linken zur Wohlgefälligkeit verlangt wird. Wo aber ein überwiegender statischer Anlaß da ist, eine Ungleichheit zwischen Oben und Unten zu bedingen und von hier aus dann auch die Association zu bestimmen, gilt keineswegs allgemein, was Windelband (S. 612) allgemein anzunehmen scheint, daß das Untere das Längere, das Obere das Kürzere sein müsse, um wohlgefällig zu erscheinen; wohl noch öfter gilt das Umgekehrte davon, und wenn es beim Kreuze doch zutrifft, hängt das unstreitig nicht an einer statischen Bedingung, sondern daran, daß der Bezug zum Crucifix in dieser Hinsicht noch maßgebend bleibt, ohne deshalb in Betreff des Abtheilungsverhältnisses maßgebend zu bleiben.

Sollte bei einem Kreuze der Querbalken nicht oberhalb der Mitte stehen, so würde es gar nicht mehr an das Cruzifix erinnern, es soll aber daran erinnern, oder man ist wenigstens von dieser Forderung ausgegangen. Nachdem sie aber erfüllt ist, bestimmt sich die Wahl, wie hoch er über der Mitte stehen soll, nicht mehr nach dem Cruzifix, sondern nach directer Wohlgefälligkeit, ohne daß sich ein anderer Grund dafür findet. Hingegen stehen lange Obelisken auf einem verhältnißmäßig kurzen Untersatz, und überhaupt ist ein

breites Postament immer kürzer in verticalem Sinne, als was darauf steht. Eine Säule wird durch den Punct der größten Schwellung in einen oberen längeren und kürzeren unteren Theil getheilt. Die dünne Länge wiegt sich so zu sagen mit der kurzen Breite ab. Auch an einer Zimmerwand ist die untere dunklere und hiermit gewissermaßen schwerer erscheinende Lamperie minder hoch, als die Wandfläche darüber; doch dies nur beiläufig.

Hiernach möchte ich noch fragen, wie es stimmt, daß Windelband erst den ästhetischen Vorzug des ⊙ vom Princip der Binsenwahrheit — welcher Ausdruck mir bisher ebenso fremd als die Anwendung des Princips war — abhängig macht, womit die Frage nach dem Grunde des Vorzugs abgemacht erschien, weiterhin aber ohne Rücksicht und Rückbezug darauf Belege dafür sucht und in den Aeußerungen der Versuchssubjecte auch findet, er könne bei meinen Versuchen vom Princip der Association abgehangen haben; beides sind doch ganz verschiedene Principe; — und daß er, nachdem er die Zulänglichkeit meiner Versuche widerlegt hat, danach selbst noch Vorschläge zur Ausdehnung derselben auf andere Fälle macht, ohne seine Einwürfe selbst zuvor widerlegt, oder limitirt oder gezeigt zu haben, was etwa noch Gutes an meinen Methoden bleibe, oder bessere an die Stelle gesetzt zu haben. Ueberhaupt geht kein positives Resultat aus Windelbands Kritik hervor: er sucht eben nur zu beweisen, daß ich nichts bewiesen habe, und giebt zwar zu, daß es directe Wohlgefälligkeit giebt; man erfährt aber nicht, wie sich eigentlich dahinter kommen läßt; die wenigstens dunkel überall mitspielende Association verdirbt Alles.

Nach alle dem muß ich gestehen, daß ich etwas schärfere und umsichtigere Einwürfe gegen die experimentale Aesthetik von Windelband erwartet hätte, wenn er sich doch einmal auf eine Kritik derselben einlassen wollte; bezweifle aber nicht, daß es ihm in der Kritik auf philosophischem Gebiete nicht an solchen fehlen wird, und verabschiede mich somit unter Bezeigung voller Achtung von dem philosophischen Gegner.

Indem ich mich hiernach noch zu Redtenbacher wende, werde ich, theils um diesen Aufsatz nicht zu sehr auszudehnen, theils weil sich diese Zeitschrift sonst leicht dagegen wehren könnte, ein Trockenplatz für fremde Wäsche zu sein, mich auf möglichst kurz gehaltene Besprechung folgender drei Puncte beschränken, worin jedenfalls das Wichtigste von Redtenbachers Einwänden enthalten ist.

1) Wie kommt Redtenbacher dazu, zu sagen: „ihm scheine es, als lasse sich aus meiner Versuchstabelle gerade das Entgegengesetzte von dem herauslesen, was ich gefunden haben will." Er findet nämlich daraus nur eine Bestätigung der eigens von ihm selbst vertretenen Ansicht, daß das Verhältniß ⊙ eben wie auch □, statt ein ästhetisch bevorzugtes, ein neutrales Ver-

hältniß sei, indeß die Tabelle direct das Gegentheil zu sagen scheint. Daher kommt es, daß Redtenbacher aus meinen Angaben das Entgegengesetzte von dem herausliest, was darin steht. Ausdrücklich sage ich („Vorschule", S. 196) bezüglich der Wahlversuche mit Rechtecken: „Nur in sehr wenigen Fällen wurde ein Urtheil ganz verweigert", und auf die sehr vielen Fälle, wo es nicht verweigert wurde, bezieht sich meine Tabelle. Redtenbacher aber übersetzt das aus einem nur durch Flüchtigkeit entschuldbaren Mißverständniß einer anderen Stelle darein: in den meisten Fällen wurde ein Urtheil verweigert, Beweis, daß gar kein entschiedener Vorzug zwischen den Rechtecken überhaupt sich geltend machte, und die Versuchstabelle bezieht sich nur auf die übrigen wenigen, gegen jene große Mehrzahl nicht in Betracht kommenden Fälle. Damit hat er nun freilich seiner ganzen Kritik von vornherein die Spitze abgebrochen.

2) Redtenbacher macht meinen Versuchen zu Gunsten des ⊙ gegenüber eigene Versuche gegen denselben geltend. Nun ist es sonst Regel, daß man, um die Versuche eines Anderen zu entkräften, sie selbst vervollkommt, erweitert, freier von Nebenbedingungen, unter mehr abgeänderten Umständen anstellt. Von all' dem aber findet bei Redtenbachers Versuchen das gerade Gegentheil statt. Während ich möglichst viele Personen zugezogen habe, hat er nur Versuche mit sich selbst angestellt, während ich die Association bestimmter Verwendungen bei der Methode der Wahl möglichst ausgeschlossen und meine Maßnahmen bei der Methode der Verwendung auf sehr vielerlei Verwendungen erstreckt habe, operirt Redtenbacher geradezu mit einer bestimmten und nur mit dieser einzigen Verwendung, nämlich Post- oder Briefkarten, und unterliegt dabei natürlich der einseitigen, durch Nichts compensirten, Mitbestimmung, welche von der Natur dieser Verwendung abhängt. Briefkarten gehören mit den Adreßkarten der Kaufleute und Fabrikanten zu der gemeinsamen Classe von Rechtecken, in welchen mehrere Zeilen unter einander anzubringen sind, indeß Visitenkarten eine einzige Zeile zu enthalten haben. Ich habe schon vorlängst sehr viele Exemplare beider Classen gemessen und dabei gefunden, daß die der ersten durchschnittlich kürzer sind, als ⊙ (wie auch Redtenbacher fand), die der andern länger. Die bestimmte Verwendung bestimmt also hier offenbar die Abweichung nach der einen und anderen Seite.

2) Die Forderung Redtenbachers, den Versuch so anzustellen, daß man sehr vielen Personen den ⊙ mit der ausdrücklichen Behauptung vorlege, es sei das wohlgefälligste Rechteck, um zu sehen, ob die Meisten es zugestehen oder nicht, halte ich für ganz gegen den Strich; man muß vielmehr jede Vorbestimmung des Urtheiles vermeiden.

Was würde bei jener Versuchsweise geschehen? Die einen und wohl

Meisten würden suchen, ob sich nichts gegen die Behauptung einwenden lasse, Andere würden sich durch das vorweggegebene Urtheil zur Beistimmung bestimmen lassen. Und damit sollte man reine Resultate erzielen können?

Jemand sieht ein bisher unbebautes Feld und meint, es könne etwas tragen. Er gräbt ein Stück davon mühsam um, sät guten Samen darein und bietet von dem Ertrage den Landsleuten ein Körbchen voll zur Probe dar. Der Eine, der dazu kommt, wirft den Inhalt aus dem Körbchen heraus und sagt: Seht, es ist nichts darin; ein Anderer kehrt das Körbchen gar um. Vorher hat man ihn schon wegen seiner Bemühungen ausgelacht und man beweist hiernach mit dieser Behandlung des Ertrages, daß man Recht hatte.

Das ist der Beitrag zur Geschichte der experimentalen Aesthetik, den ich geben wollte.

Im Laufe des Vorigen habe ich mehrfach der, im Jahre 1876 von mir herausgegebenen „Vorschule der Aesthetik" als einer Arbeit gedacht, welche zwar nur zum kleinsten und unwichtigeren Theile auf Experimenten, durchweg aber, abgesehen von begrifflichen Erläuterungen, auf Erfahrung fußt. Sie hat mancherlei kritische Besprechungen erfahren, wovon mir aber nur die von Carrière in der fichte-ulricischen Zeitschrift für Philosophie, von Walter in der jenaschen Literaturzeitung, von Zimmermann — denn gewiß ist es Zimmermann — im literarischen Centralblatt und von Valentin in der Zeitschrift für bildende Kunst zu Gesicht gekommen sind. Nun ist es eine alte Sache, daß ein Autor mit einer Kritik über sein Buch nur in so weit zufrieden ist, als die Kritik mit seinem Buche zufrieden ist, und ich kann mich dieser Gewohnheit nicht ganz entziehen. Hiernach bin ich am meisten mit der Kritik seitens der beiden Erstgenannten, obwohl sie doch nicht Alles in meinem Buche zu loben finden, zufrieden; indeß mir die der beiden Letztgenannten, obwohl sie doch nicht Alles in meinem Buche tadeln, nur das zu leisten scheint, daß man eine richtige Ansicht von dem Buche weder aus der Kritik, noch aus dem Buche selbst gewinnen kann; denn wer wird das Buch nach solchen Kritiken noch kaufen? Sollte es aber doch einer thun, nun so lasse ich es darauf ankommen, ob er die Recensionen oder das Buch besser finden wird.

Der General Graf Chasot.

Von W. Kentzler.

Zu Anfang des Jahres 1734 concentrirte sich der polnische Erbfolgekrieg um das damals sehr feste Philippsburg am Rhein, welches der Herzog von Berwick belagerte, während der greise Prinz Eugen die Vertheidigung

leitete. Im Lager des letzteren fand sich nach und nach eine große Zahl deutscher Reichsfürsten ein, unter ihnen der König Friedrich Wilhelm I. von Preußen, der dem Kaiser zehntausend Mann Hülfstruppen gestellt hatte. Auch der Prinz Friedrich erschien am 7. Juli, acht Tage vor dem Falle der Festung, und nahm mit dem lebhaftesten Interesse an dem Verlaufe des Krieges bis in den September Theil. Er machte dabei die Bekanntschaft des Grafen Franz Isaak Egmont von Chasot*), geboren zu Caën am 18. Februar 1716, eines bisherigen Lieutenants im französischen Regiment Bourbonnais, dessen Inhaber der Herzog von Boufflers war. In Folge eines Duells, in welchem Chasot einen Verwandten dieses Herzogs getödtet hatte, war er, mit einem Zeugniß des Officiercorps seines Regiments über seine Tapferkeit und Ritterlichkeit ausgerüstet, in das Lager des Prinzen Eugen geflüchtet, der ihn freundlich aufnahm und ihm in der Person eines Herrn von Bender einen Begleiter gab. Durch die Vermittelung dieses Herrn wurde Friedrich mit ihm bekannt. Er ließ ihn eines Tages zu sich bitten, empfing ihn in seinem Zelt und forderte ihn nicht nur auf, häufig bei ihm sich einzufinden, sondern lud ihn auch nach Berlin ein, wohin sich Chasot im November 1734 begab. Den Winter verlebte er dann vorzugsweise mit Friedrich in Neuruppin, der hier in Garnison stand, und der Prinz gewann ihn so lieb, daß er ihn auch in den weiteren Jahren nicht aus seiner Nähe ließ. Nach einer Inspectionsreise Friedrichs nach Preußen, die Chasot im Reisewagen seines hohen Gönners mitmachte, begaben sich beide 1735 wieder nach Ruppin und nach dem lieblichen Rheinsberg, jenem Sammelplatze der originellsten Geister der Zeit, die theils vorübergehend, theils als ständige Gäste um Friedrich sich aufhielten, und unter denen Chasot durch die Leichtigkeit seiner Umgangsformen, die Gewandtheit seines Geistes, seine sprudelnde Laune, seinen Witz und seine Satire ein allezeit belebendes und electrisirendes Element abgab, zu ernsten und heiteren Neigungen und Beschäftigungen gleich aufgelegt, zu jedem Unternehmen, zu jedem Abenteuer bereit. Friedrich nennt ihn in einem Briefe an seinen Freund Jordan: „den schlauen Normannen, der seinen Hauptgenuß im Jagen und im lärmenden Getriebe der Welt findet, und der heute der Diana, morgen der Venus seine Dienste widmet". Er gehörte zu den ständigen Gästen der kronprinzlichen Tafel. „Die Tage gehen hier hin," schreibt Baron Bielfeld, einer der Vertrauten Friedrichs in Rheinsberg, „in einer durch Genüsse aller Art gewürzten Behaglichkeit. Königliche Speisen, göttliche Weine, himmlische Musik, herrliche Spaziergänge in den Gärten und Waldungen, Wasserfahrten, Literatur, schöne Künste, geistvolle Unterhaltung, Alles kommt zusammen, um das Leben in diesem

*) Vergleiche Curd von Schlözer, General Graf Chasot. Berlin, Hertz.

zauberhaften Schlosse zu verschönern." Auch an den allerernstesten Beschäftigungen und Bestrebungen fehlte es nicht. Friedrich selbst lag auf dem Thurmzimmer des „Klingenberg", wo über seinem Schreibtische ein in Lebensgröße ausgeführtes Porträt Voltairs hing, seinen Studien ob, die neben seinen „Betrachtungen über den Zustand des Staatenkörpers von Europa" die „Widerlegung des Fürsten von Macchiavelli" zeitigten. Mit seinen vertrautesten Freunden studierte er zugleich die Kriegskunst, die Kriegsgeschichte alter und neuer Zeit und alle einschlagende Wissenschaften. Es kam zu diesem Zweck zu einem förmlichen Bund, dem Bayardorden, dessen Großmeister der Baron Fouqué war. Außerdem gehörten die Prinzen Wilhelm und Heinrich, der Herzog Ferdinand von Braunschweig, der Herzog Wilhelm von Braunschweig-Bevern, Kayserling, Chasot und andere dazu, deren jeder bei seinem Eintritt einen besonderen Namen erhielt: Friedrich hieß le Constant, Fouqué le Chaste u. s. w. Der Briefwechsel unter den zwölf Ordensbrüdern wurde in altfranzösischer Ritterspracbe geführt; das Erkennungszeichen war ein Ring mit der Inschrift: Vivent les sans-quartier, es lebe wer keinen Pardon giebt. Dabei wurden alle Bestrebungen dieser Verbrüderung in peinlichster Weise geheim gehalten. Selbst der Baron Bielfeld, der nicht zu den Eingeweihten gehörte, hatte keine Ahnung von der Existenz derselben. Nichtsdestoweniger war die Thätigkeit des Ordens von der größten Bedeutung; er bereitete gleichsam die gewaltigen Kriegsthaten vor, mit denen Friedrich nach seiner Thronbesteigung die Welt erfüllen sollte. Im Jahre 1740 gingen die sorglosen, die herrlichen Tage von Rheinsberg zu Ende. Am 31. Mai starb König Friedrich Wilhelm I., am 20. October desselben Jahres auch Kaiser Karl VI. Friedrich befand sich zur Zeit dieses letzten Ereignisses schon wieder in Rheinsberg. Er hoffte den Winter zu seiner Erholung in altgewohnter Weise unter seinen Freunden hinbringen zu können. Vorrichtungen für großartige theatralische Aufführungen, insbesondere von Voltairs „Cäsars Tod" wurden getroffen, da zerriß die Nachricht von dem Tode des Kaisers alle die friedfertigen Pläne von Rheinsberg, und Friedrich schrieb an Voltaire: ich möchte fast glauben, daß es sich im Monat Juni 1741, für den jene Aufführung in Aussicht genommen war, „mehr um Kanonen, Pulver, Soldaten und Laufgräben, als um Schauspielerinnen, Ballette und Theater handeln wird." Seit dem 2. December 1740 finden wir Friedrich in Berlin. Die Ausführung dessen, was längst vorhergesehen, lange schon vorbereitet war, die Eroberung Schlesiens, beschäftigte den Geist des Königs unausgesetzt. Nachdem sämmtliche Regimenter bereits im November marschfertig gemacht waren, begannen im December die Truppenmärsche in der Richtung auf Frankfurt an der Oder und Crossen. 28,000 Mann waren bei letzterem Orte versammelt, als um die Mitte des Monats auch der König sich zur Abreise vorbereitete. Schon

nach fünf Wochen war ganz Schlesien mit Ausnahme einiger fester Plätze in seinem Besitz. Er verdankte das außer seinem eigenen kriegerischen Talent der Mannszucht und strammen Ordnung, die alle Theile seines tapferen Heeres beherrschte. Am meisten Sorgfalt war in den Zeiten seines Vaters auf die Infanterie verwandt, die Reiterei dagegen vernachlässigt. „Sie bestand," wie Friedrich selber sich ausläßt, „aus sehr großen Leuten, die auf schwerfälligen Pferden saßen. Es waren Koloffe von Elephanten, die sich weder zu bewegen noch zu schlagen verstanden. Fast bei jeder Revue fiel einer dieser Reiter aus Mangel an Geschicklichkeit vom Pferde, sie waren nicht Herren ihrer Pferde, und ihre Officiere hatten keine Idee vom Cavalleriedienst, keine Idee vom Kriege, keine Terrainkenntniß und kannten weder theoretisch noch praktisch die Evolutionen, welche die Reiterei am Tage der Schlacht auszuführen hat." Friedrich hatte nun vor Ausbruch des Krieges, so weit es sich thun ließ, für geeignetere Reiter gesorgt. Dazu war eine leichte, bewegliche Truppe, zumeist aus gelernten Schützen und Försterssöhnen bestehend, zum Patrouillendienst hergestellt worden, und an der Spitze derselben stand bis zum Frühjahr 1741 Chasot, der sich bereits im ersten schlesischen Krieg durch kriegerische Tüchtigkeit, durch Entschlossenheit und Muth in glänzender Weise hervorthat. In der Schlacht bei Mollwitz rettete er dem König das Leben. Als nämlich zehn preußische Reiterschwadronen, von den österreichischen Reitern geworfen, auf die hinter ihnen stehenden Grenadierbataillone zurückwichen, da sprengte Friedrich unter sie und die verfolgenden Feinde und gerieth in das wildeste Schlachtgetümmel. In seiner Nähe war Chasot. Plötzlich sprengte ein feindlicher Officier von den Seinen begleitet an Chasot heran: „Wo ist der König?" Von allen Seiten wird Friedrichs tapfrer Freund umringt, der für den König sich ausgiebt. Ringsum blitzen ihm die feindlichen Schwerter entgegen. Schon sinkt er unter einem furchtbaren Hiebe zusammen; da sprengen preußische Reiter herbei, die Oesterreicher jagen davon. Mit Blut bedeckt wird Chasot hinweggeführt und von Friedrich mit Dank und Rührung empfangen. Auch in der Schlacht bei Czaslau that er sich hervor. Friedrich erhob ihn in Anerkennung seiner Verdienste zum Ritter des Ordens pour le mérite und ernannte ihn am 7. Juli 1743 zum Major beim fünften Dragonerregiment Baireuth — das heutige zweite Kürassierregiment Königin — bei welchem Chasot bereits im Frühjahr 1741 als Rittmeister eingetreten war. Es ist das jenes berühmte Regiment, welches im zweiten schlesischen Krieg Wunder der Tapferkeit verrichtete und unsterblichen Ruhm sich erwarb. Außer bei der Belagerung von Prag war es in einem Gefecht bei Kammerburg in Böhmen mit Auszeichnung thätig und nicht am wenigsten verdankte es hier und dort seine Erfolge dem tapferen Führer des zweiten Bataillons (das Regiment bestand damals aus zehn

Schwadronen, von denen je fünf ein Bataillon bildeten) Major von Chasot. Dieser erzählt selber in seinem Bericht an den König den muthigen Handstreich bei Kammerburg. Der General Nassau war mit neun Bataillonen Infanterie und dreißig Schwadronen gegen diesen Ort aufgebrochen (Ende October 1744), da man wußte, daß die Oesterreicher unter Ghilany in dieser Gegend sich befanden.

„Die Avantgarde von sechshundert thatenlustigen Dragonern," heißt es bei Chasot, „welche ich die Ehre hatte gegen den Feind zu führen, hat es zu Wege gebracht, daß die vielgerühmte österreichische Reiterei in die Flucht gejagt wurde. Ich habe in Kammerburg nichts weiter vorgefunden, als die für die vier österreichischen Generäle zubereitete Mittagstafel. Ich hätte gewünscht, mich wegen der Gefangennahme meines Chirurgen (österreichische Husaren hatten denselben gefangen) noch mehr zu rächen; ich hoffe aber, daß Ew. Majestät mir denselben bald wieder ausliefern lassen, wogegen ich verspreche, auch noch Ghilany und Philippi ihr Mittagessen zu entführen?" Die glänzendsten Thaten aber verrichteten die Baireuther Dragoner am 4. Juni 1745 bei Hohenfriedberg. Die österreichisch-sächsische Armee hatte in der Gegend von Striegau, zwischen Hohenfriedberg und Pilgramshayn, Stellung genommen, und Friedrich beschloß, sie hier anzugreifen. Nachdem er bereits beim ersten Dämmern des Tages seine Befehle ertheilt hatte, entspann sich zuerst gegen die Sachsen ein so verheerender Kampf, daß dieselben gänzlich aufs Haupt geschlagen wurden, und nach Verlauf von drei Stunden konnte sich das Centrum und der linke Flügel der Preußen bereits gegen die Hauptmacht der Oesterreicher wenden. Auch diese wurden von dem mörderischen Feuer ihrer Gegner so gewaltig in Unordnung gebracht, daß der Herzog von Braunschweig die Schlacht schon für entschieden hielt. Allein plötzlich führten die Oesterreicher eine große Zahl neuer Bataillone und zahlreiche Artillerie in den Kampf. Nunmehr geriethen die Preußen in einige Bedrängniß. Da brausten die Schwadronen der Baireuther Dragoner unter General Schwerin, Geßler und Major Chasot in die feindlichen Reihen. „Dies waren unsre endlichen Erlöser," sagt der Bericht des Regimentes Bevern, „sie jagten mit vollem Galopp zwischen uns durch, hielten das österreichische Feuer sowohl aus grobem als kleinem Geschütz geduldig aus und attaquirten die Oesterreicher mit größter Furie." Die tapfer fechtenden Regimenter des Feindes wurden über den Haufen geworfen, zusammengehauen, auseinandergesprengt. 2500 Gefangene und 66 Fahnen waren die Beute der verwegenen Reiter. Schon um neun Uhr Morgens war die Schlacht beendet, die Oesterreicher und Sachsen auf dem Rückwege nach Böhmen. Friedrich aber feierte in seinem Berichte die Heldenthaten seiner Dragoner: „Eine That, unerhört in der Geschichte! Eine so seltene und ruhmvolle That verdient mit goldenen Lettern in die preußi-

schen Geschichtsbücher eingetragen zu werden. Der General Schwerin, der Major Chasot und viele andere Officiere erwarben sich hier einen unsterblichen Namen." Chasot durfte in sein Familienwappen ein Schild mit dem preußischen Adler aufnehmen, sowie zwei Standarten mit den Buchstaben H. F. und die Zahl 66, in Erinnerung an die Fahnen, welche in der Schlacht erobert waren.

Nach dem Dresdener Frieden (25. Dezember 1745) rückten die ruhmbedeckten Dragoner in ihre verschiedenen Garnisonen, nach Pasewalk, Garz, Gollnow, Uckermünde, Wollin und Treptow an der Tollense zurück. Die Uniform des Regiments bestand zur Zeit des zweiten schlesischen Krieges noch in einem weißen Leibrock mit ponceaurothen Aufschlägen. Zum Schutz gegen die Kälte diente ein großer weißer Reitermantel, während den Kopf ein schwarzer dreieckiger Hut mit goldenen Tressen deckte. Erst in der Zeit kurz vor dem siebenjährigen Kriege traten Veränderungen ein. An Stelle der bisherigen weißen Uniformröcke traten die hellblauen mit carmoisinrothen Aufschlägen. Uebrigens wurden noch bis in die Tage Friedrichs des Großen die Reiter zugleich als Infanteristen verwendet. Dem entsprechend bestanden ihre Waffen in Pistolen, Dragonerflinten mit Bajonnets und sehr schweren und großen Degen. (Der Säbel existirt bei den Dragonerregimentern erst seit 1806.) Auch die Musik eines Cavallerieregiments führte außer den Trompetern etwa dreißig Trommler. Das Garnisonleben der Baireuther Dragoner floß in Friedenszeiten einförmig und einsam, auch für die Officiere, dahin. Nur die Frühjahrsvereinigungen des ganzen Regiments in der Nähe von Pasewalk und die sich anschließenden großen Uebungen und Revuen, welche der König selber bei Stettin oder Berlin abzuhalten pflegte, brachten Abwechselung in die Einförmigkeit. In der Regel trugen sie bei solcher Gelegenheit Lob und Auszeichnung davon. Bei den Revuen schon vor dem zweiten schlesischen Kriege sprach Friedrich wiederholt seine Anerkennung und Zufriedenheit mit den Baireuther Dragonern aus. Einmal ordnet er an, daß sich die Commandeure der in Preußen garnisonirenden Dragoner nach Pasewalk verfügen sollen, um daselbst drei Wochen hindurch ihre Norm nach den beim baireuthischen Regiment eingeführten Evolutionen und Manövers zu nehmen. Ein anderes Mal schreibt er dem General Grafen Rothenburg: „Ich bin mit Allem, was ich in Stettin gesehen habe, ganz außerordentlich zufrieden gewesen, besonders aber mit dem Regiment Baireuth, dessen ich mich als schwerer Cavallerie, als Dragoner, als Husaren und als Infanterie bedienen kann. Es ist unzweifelhaft das Modell eines Dragonerregiments und wird Wunder ausführen." Chef des Regiments war zur Zeit der schlesischen Kriege der General Schwerin. Neben dem lebensgroßen Porträt desselben hängen noch jetzt im Officierspeisesaale der Königinkürassiere zu

Pasewalk die Brustbilder von achtzehn hervorragenden Officieren der ehemaligen Baireuther, unter ihnen auch der tapfere Führer des zweiten Bataillons in der Schlacht von Hohenfriedberg: Franz Isaak Egmont von Chasot.

Auch im königlichen Schlosse zu Berlin finden wir das Bild dieses Freundes des großen Königs, von Antoine Pesne, aber nicht in dem goldgestickten Officiersrock der Baireuther Dragoner, sondern in einem rosafarbenen Domino, auf dem Kopfe einen weißen dreieckigen Hut. Es war das die Tracht des Adels bei den großen Redouten im Opernhause, an denen auch Officiere aus den kleineren Garnisonen des Staates theilnehmen durften. Der gefeierte Chasot fehlte bei solchen Gelegenheiten nie; und die Einsamkeit der Garnison zu Treptow an der Tollense war ihm um so weniger eine Last, da er ihr so oft als möglich zu entrinnen suchte. Nach Berlin aber wurde er nicht selten zu den großen Festlichkeiten bei Hofe geladen. Noch im Sommer 1750, zwei Jahre vor seinem Ausscheiden aus dem preußischen Heere, sehen wir ihn bei den Feierlichkeiten, die Friedrich zu Ehren seiner Schwester, der Markgräfin von Baireuth, und ihres Gemahls veranstalten ließ. Das großartigste Aufsehen machte damals ein mit ungeheurem Aufwand hergerichtetes Carousel, welches im Lustgarten vor dem königlichen Schlosse am 25. August stattfand. Viele Tausende von farbigen chinesischen Lampen verbreiteten eine solche Helligkeit über den ganzen Platz, „daß man durch die ganze Arena eine auf dem Boden liegende schwarze Nadel sehr wohl vom Pferde herab hätte erblicken können". „Eine Menge Fremder", berichtet Chasot, „strömte von allen Ländern zu diesem Carousel nach Berlin. Viel Geld kam bei der Gelegenheit nach der Residenz; zahlreiche Kaufleute und Handwerker machten sehr gute Geschäfte; die Einnahmen der Accise vermehrten sich um das Vierfache. Kaum vermochten Prag, Dresden, Leipzig, Nürnberg und Frankfurt alle die Perlen und Edelsteine zu beschaffen, welche für die Anzüge der Reiter und für die Geschirre der Pferde erforderlich waren. Für mein Costüm hatte man mir heimlich aus Dresden durch den Tänzer Pitro eine Menge sehr schöner nachgemachter Diamanten geschickt, welche dem König von Polen gehörten, und welche für die dortigen Theatervorstellungen bestimmt waren. Ich sparte auf diese Weise viel Geld. Dessenungeachtet kostete mich das Carousel wegen des langen Aufenthaltes in Potsdam und Berlin mit meinen Pferden etwa elftausendunddreihundert Thaler. Die Ausgaben, welche jeder der Führer der vier Reiterquadrillen hatte, besonders der Prinz von Preußen und Prinz Heinrich, kann man ohne Zweifel auf siebenunddreißig-, vielleicht auf vierzigtausend Thaler veranschlagen." Auch Voltaire war voll von Bewunderung über die Pracht und den Glanz. „Es war zugleich das Carousel Ludwigs XIV. und das Lampenfest der Chinesen.

Nicht die geringste Unordnung, kein Lärmen; jeder Zuschauer auf einem bequemen Sitze; Alles ruhig und aufmerksam wie in Paris bei ergreifenden Scenen jener Trauerspiele, die ich wohl nicht mehr sehen werde. Man kann sich keinen Begriff machen von der Schönheit und Eigenthümlichkeit dieses Festes. Wir befinden uns hier im Lande der Feen. Und das Alles schafft ein einziger Mann. Seine fünf Siege und der Friede von Dresden (1745) bilden ein schönes Ornament zu diesem Schauspiel."

Im Jahre 1752 schied Chasot als Oberstlieutenant aus der Armee Friedrich des Großen. Nach vorübergehenden Zerwürfnissen zwischen dem König und ihm war es im Mai 1751 auf einem Manöver bei Tempelhof zu einer ernsteren Scene gekommen, die Chasot bewog, für den Winter 1751 bis 52 Urlaub zu einer Reise nach Paris und dann seinen Abschied zu erbitten. Derselbe wurde ihm ohne jede Auszeichnung gewährt; er begab sich nach Lübeck, von wo er Beziehungen namentlich mit der kunstsinnigen Herzogin Sophie Dorothea von Strelitz unterhielt, welche seit dem Jahre 1753 vorzugsweise in Schöneberg bei Lübeck weilte. Chasot hatte das Glück, Commandant der freien Reichsstadt und Besitzer eines reizend gelegenen Gehöfts ganz in der Nähe derselben zu werden, und in dieser sorglosen äußeren Lebensstellung, geehrt und hochgeschätzt von seinen Mitbürgern und von den benachbarten Fürsten (König Friedrich V. von Dänemark verlieh ihm 1762 der Titel eines Generallieutenants, in welcher Würde er vom Lübecker Senate bestätigt wurde), lebte der ehemalige Kriegsheld ein ruhiges und friedfertiges Leben, das ihm noch verschönert wurde durch eine glückliche Ehe, welche er mit der schönen Camilla Torelli, der Tochter des Malers Stephano Torelli, im Jahre 1760 geschlossen hatte. Nur das Eine erfüllte seine Seele mit trüben Gedanken: sein Zerwürfniß mit Friedrich dem Großen. Eine Reihe von Jahren verging, ehe zwischen beiden Männern wieder eine Annäherung stattfand. Zuerst im Jahre 1760. In den Bedrängnissen des siebenjährigen Krieges bedurfte Friedrich immer neuer Soldaten, die ihm das eigne Land allein nicht mehr in ausreichender Menge liefern konnte. Er schickte deshalb seine Werbeoffiziere in aller Herren Länder, und auch Chasot begann aus alter Anhänglichkeit in einigen norddeutschen Staaten für den König zu werben. Dieser schrieb in solcher Angelegenheit mehrfach an ihn; unter anderem im November 1760: „Mir liegt daran, drei- bis viertausend Rekruten zu erhalten, welche Sie vielleicht in Ihrem Bezirke anzuwerben im Stande sind. Ich bin sehr gern bereit, für Jeden dieser Leute, sobald sie mir überliefert werden, zehn Thaler zu zahlen. Es würde den gegenwärtigen Verhältnissen wenig angemessen sein und ist auch ganz unnöthig, bei der Aushebung der Leute besonders wählerisch in Bezug auf deren äußere Haltung zu sein. Falls Sie mir diese Gefälligkeit erweisen wollen, ersuche ich Sie,

mir vorerst zu schreiben, damit ich Ihnen von demjenigen Truppentheile, welchen ich nach Mecklenburg zu senden beabsichtige, einen Offizier schicken kann, welcher die Rekruten in Empfang nimmt und das Geld auszahlt." Trotzdem Friedrich so Chasots Dienste in Anspruch nahm, herrschte dennoch auch ferner eine lange Reihe von Jahren hindurch zwischen beiden eine gewisse Entfremdung. Der König weigerte sich wiederholt, Chasots zwei Söhne (Friedrich Ulrich starb 1800 als pensionirter preußischer Rittmeister, Ludwig Friedrich Adolf, preußischer Major, dann Oberst in russischen Diensten, starb den 13. Januar 1813 am Peipussee) in sein Heer aufzunehmen. Erst im Anschluß an einen persönlichen Besuch Chasots in Berlin, Dezember 1779, erfolgte ihre Aufnahme. Es war damals zuerst wieder, daß die alten Freunde sich wiedersahen. Das frühere Einvernehmen wurde ganz wiederhergestellt. Chasot berichtet wiederholt von der freundlichen Aufnahme, die er gefunden, und von seinem Verkehr mit dem König an den Senator Krohn in Lübeck. Dabei vergaß er nicht, diese alte Reichsstadt, deren Commandant er nun seit mehr als zwanzig Jahren war, bei Friedrich in besonderes Ansehen zu bringen. „Vorgestern," schreibt er an Krohn, „hatte ich an der königlichen Tafel einen Streit mit dem Premierminister Grafen Finckenstein. Derselbe behauptete nämlich, daß die besten geräucherten Häringe in Holland zu finden seien; ich stellte dagegen die Ansicht auf, daß die in Lübeck geräucherten Häringe, besonders die kleinen, den Vorzug vor den holländischen verdienten. Es wurde nun beschlossen, beide Sorten mit einander zu vergleichen. Ich bitte daher den Senat inständigst, mich zu unterstützen, damit ich diese Angelegenheit ehrenvoll erledigen kann, und mir zu dem Ende zwei kleine Kisten mit Bücklingen zu schicken, die eine für den König, die andere für Graf Finckenstein." Bereits wenige Tage später trafen zwei Kisten mit Sprotten oder Breitlingen ein, und Chasot berichtet nach Lübeck: „Se. Majestät und Graf Finckenstein haben mich beauftragt, der guten Stadt Lübeck ihren Dank auszusprechen. Zugleich hat der König mir den Auftrag ertheilt, mich zu erkundigen, ob man jetzt trotz des Winters und Eises in Travemünde noch Krabben oder auch Taschenkrebse haben kann, welche letzteren Se. Majestät besonders gerne ißt." Statt Taschenkrebse kamen dann Dorsche; jene waren nicht zu beschaffen. Chasot aber meldet: „Ich komme soeben von der Königlichen Tafel, wo mir die Genugthuung geworden ist, daß Se. Majestät mit den Prinzen und Generälen auf das Wohl des Senats und auf das Gedeihen der Stadt Lübeck getrunken hat." Im März 1780 kehrte Chasot in die Reichsstadt zurück. Nach vier Jahren kam er noch einmal, zum letzten Mal, zu Friedrich nach Berlin. Derselbe wünschte ihm zum 1. Januar 1784 Glück und forderte ihn auf, möglichst bald zu ihm zu kommen. „Wenn wir uns nicht bald wiedersehen," schrieb der hochbetagte, von Gichtanfällen ge-

plagte König, „dann werden wir uns garnicht wiederſehen.“ Zum 24. Januar, dem Geburtstage Friedrichs, traf Chaſot ein. Er war trotz ſeiner achtundſechzig Jahre noch immer der alte Lebemann. „Chaſot iſt von Lübeck hier eingetroffen,“ ſchrieb Friedrich ſeinem Bruder, dem Prinzen Heinrich, „er ſpricht nur von Eſſen, von Champagner, von Rheinwein, Madeira, Ungar und vom Luxus der Herren Kaufleute der Lübecker Börſe, von dem großen Traveſtrom, vom Hafen der Stadt und von ſeinem Garten.“ Seit dieſem Beſuch von 1784 ſahen ſich die beiden Freunde nicht mehr. Noch zwei Jahre und der große Preußenkönig ſchloß am 16. Auguſt 1786 das gewaltige Auge, mit dem er die Geſchicke ſeines Volkes und ſeiner Zeit in Krieg und Frieden nach großen Zielen gelenkt hatte. Elf Jahre ſpäter, am 24. Auguſt 1797, ſtarb auch General Chaſot, betrauert von Senat und Bürgerſchaft der alten Traveſtadt, in deren Dome rechts vom Chore ſeine Leiche beigeſetzt iſt in einer großen Gruft, in welcher auch noch andere um Lübecks Wohlergehen verdiente Männer ruhen.

Johann Guſtav Droyſen.

Von A. Dove.

Der 6. Juli dieſes Jahres hat den ſiebzigſten Geburtstag Johann Guſtav Droyſens an uns vorbeigeführt. Von öffentlicher Feier, wie ſie Schüler und Verehrer in Berlin ihm zudachten, mußte man auf ſeinen Wunſch wieder abſehen; der Mann, der ein halbes Leben an die Verherrlichung der aufſteigenden Geſchichte Preußens geſetzt, vermochte es nicht über ſich, in Tagen vaterländiſcher Trauer eigene wohlverdiente Ehre zu pflücken. Dieſe Blätter aber möchten einer glücklicheren Nachwelt zu anderen frohen Pflichten doch nicht alle Dankſagung überlaſſen.

Das Pommernvolk empfahl einſt Friedrich der Große ſeinen Nachfolgern als zuverläſſigſte Stütze des Staates, ein Ruhm, den 1807, als ringsum Muth und Treue verſchwunden ſchienen, die Bürger von Colberg wacker zu bewähren wußten; ein paar Stunden davon, in Treptow an der Rega, ward ein Jahr darauf der Geſchichtsſchreiber geboren, der hingebend und ausdauernd wie kein anderer der Monarchie der Hohenzollern eine Stütze geiſtiger Art aus Werkſtücken hiſtoriſcher Forſchung und Kunſt zu errichten unternahm. An der erwachenden Seele des Knaben zogen die Freiheitskriege vorüber, deren erhabenes Andenken in der Stille deutſcher, vor allem preußiſcher Familien lange Zeit aufrecht blieb. Zur Beſtimmtheit und Feſtigkeit norddeutſcher Natur, zur lichten Wärme des poſitiven Proteſtantismus, wie ſie das

elterliche Pfarrhaus erfüllte, mochte ſich ſo alsbald Gefühl und Verſtändniß geſellen für Daſein und Bewegung geſchichtlicher Mächte, für das Feuer nationaler Triebe wie den Ernſt politiſcher Kämpfe. Inſofern dürfte man mit Recht, wie die ganze Schöpfung unſerer modernen deutſchen Geſchichtswiſſenſchaft, ſo auch Droyſens Beſtimmung zu einem ihrer tüchtigſten Meiſter unmittelbar ableiten von der Epoche der nationalen, in der Tiefe aus hiſtoriſchen Kräften entſpringenden Erhebung Europas gegen Napoleon. Wie wenig äußerlich jedoch dieſe Beziehung überhaupt zu denken iſt, wie ſehr es dem deutſchen Geiſte bei ſeiner damaligen Wendung um hiſtoriſche Weltanſchauung ganz im allgemeinen zu thun war, zeigt kaum etwas ſo deutlich als der Umſtand, daß der künftige Verfaſſer der Vorleſungen über die Freiheitskriege, der Biograph Yorks, der Geſchichtsſchreiber der preußiſchen Politik ohne jede Ahnung von den Aufgaben ſeiner reifen Jahre ſich frei und rückhaltslos dem Studium des griechiſchen Alterthums zuwandte.

Auch in dieſer ſpeciellen Wahl darf man freilich nicht etwa Zufall ſehen; poſitiv wie negativ ward ſie durch Zeit und Gelegenheit geleitet. Welcher Augenblick und welche Stätte waren minder geeignet, noch halb ſchlummernde Begabung für moderne politiſche Geſchichtsforſchung und -darſtellung völlig zu erwecken, als die Berliner Hochſchule in der zweiten Hälfte der Zwanziger Jahre? Die nationalpatriotiſche Erregung der Tage der Burſchenſchaft war gewaltſam geſtillt worden, noch hatte keine Julirevolution das Zeichen zu neuen Hoffnungen gegeben. Der einflußreichſte Lehrer des Zeitalters, Hegel, der gerade damals in der preußiſchen Hauptſtadt auf dem Gipfel ſeines Anſehens thronte, beſchwichtigte durch die philoſophiſche Verklärung des Beſtehenden Wollen und Denken zugleich. Dicht neben ihm begann ſoeben der jugendliche Ranke noch in beſcheidener Stellung ſeine für alle Zukunft unſerer hiſtoriſchen Wiſſenſchaft epochemachende Wirkſamkeit; vielleicht die denkwürdigſte ſeiner Neuerungen aber war, daß er aus innigſter Ueberzeugung die Geſchichte als reine Kunde vergangener Wirklichkeit von der Gegenwart und ihrer Politik energiſch losriß. Zugleich wies er, wiewohl ſelbſt vor allem der neueren Hiſtorie hingegeben, ſeine Schüler aus methodiſchen Gründen den langen und ſtillen Weg der Erforſchung des Mittelalters, auf dem nur wenige ſpät zur modernen Geſchichte, von den namhaften nur ein einziger zu politiſch betonter Geſchichtſchreibung vorgedrungen iſt. In rechten Zug ſind jedoch die Arbeiten der Schule Rankes erſt zu Anfang der Dreißiger Jahre gekommen, als Droyſen bereits ſeine Studien vollendet hatte; als er in ſie eintrat, ſtand ungleich ſtolzer neben der jungen Hiſtorie die ſtattliche Geſtalt der Philologie da, ſchon manches Jahr her die beſtgepflegte Disciplin der aufblühenden Univerſität. Und unter ihren Meiſtern ragte auf griechiſcher Seite Boeckh, der, die Ideen Wolfs und Niebuhrs in ſich verſammelnd, die Philologie zur

Alterthumswiſſenſchaft zu vertiefen befliſſen war; ein Geiſt von ächt hiſtoriſcher Haltung und doch bei aller Beſonnenheit den vorſtrebenden Gedanken der neuen Zeit und dem Weſen activer Politik überhaupt im Herzen zugethan. Nimmt man hinzu, was der junge Droyſen als angeborene Gabe mitbrachte, den feinen Blick für jegliche Form ſowie das Vermögen, die ſchöne Form insbeſondere genießend zu begreifen, ſo kann es nicht befremden, wenn er in dem einmal erkorenen Studium der claſſiſchen, vornehmlich der griechiſchen Philologie und Alterthumskunde volles Genüge fand.

Auch nachdem er die Univerſität verlaſſen, iſt er jedoch elf weitere Jahre ununterbrochen in Berlin thätig geweſen, als Gymnaſiallehrer, dann ſelbſt als Docent und außerordentlicher Profeſſor, und ſo hat er freilich noch lange Zeit bei wachſender eigener Productivität und in ſtiller Selbſtändigkeit nur mit deſto größerem Gewinn die Einflüſſe der umgebenden wiſſenſchaftlichen Atmoſphäre in ſich aufnehmen können. Dahin gehört nicht blos auf rein hiſtoriſchem Gebiete nun doch das unſchätzbare Beiſpiel Rankes in kritiſcher Methode ſowohl wie in univerſalhiſtoriſcher Weltanſicht, gegen das ſeit den Dreißiger Jahren niemand mehr ohne Schaden die Augen hätte verſchließen dürfen; man muß ſich auch erinnern, daß in der nämlichen Periode die Erdkunde durch Ritter jene geiſtvolle Ausbildung erfuhr, welche der beſonderen Richtung des Meiſters gemäß vor allen dem Hiſtoriker und namentlich dem Alterthumsforſcher zugute kam. Auf wie fruchtbaren Boden dieſe Lehre bei Droyſen fiel, beweiſt allerorten der geographiſche Hintergrund, den er ſeinem Alexander wie ſeinem Hellenismus gegeben; vorzüglich aber möchten wir dafür hindeuten auf die großartige Grundanſchauung von den Gegenſätzen der morgenländiſch continentalen und der abendländiſch mediterranen Hälfte des Schauplatzes der antiken Geſchichte. Vor allem indeß iſt hier der Philoſophie zu gedenken, zu der unter unſeren Hiſtorikern erſten Ranges Niemand in ſo nahem Verhältniß ſteht, wie gerade Droyſen; eifriger und eindringlicher als irgend einer ſeiner ausübenden Fachgenoſſen hat er ſich in ſpäteren Jahren mit der Theorie ſeiner Wiſſenſchaft beſchäftigt. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß eigenes ſpeculatives Talent und entſchiedenes Bedürfniß nach ſyſtematiſcher Ordnung der Gedanken den Hauptanſtoß zu dieſer Richtung gegeben haben; doch iſt die Gunſt der Zeitumſtände daneben keineswegs gering anzuſchlagen. Denn niemals hat in Berlin die Philoſophie in höherer Geltung und breiterer Wirkung geſtanden, als in Droyſens akademiſchen Lehrjahren, wo Hegel und Schleiermacher einander gegenüber walteten. Nach ihrem Tode ſodann ließ man zwar alsbald von der Fortbildung der modernen Philoſopheme ab, doch nur um deſto fleißiger das hiſtoriſche Studium der Philoſophie überhaupt zu betreiben; eben in den Dreißiger Jahren hielten die deutſchen, vornehmlich aber wieder die Berliner Gelehrten die Stunde für eine

kritische Renaissance des Aristoteles gekommen. Und gerade von diesem Denker nun, mit dem ihn seine Originalarbeiten über die Geschichte des alexandrinischen Weltalters in unmittelbare Berührung brachten, ist, wie fast alle seine Schriften zeigen, auf Droysens Weltanschauung der mächtigste und nachhaltigste Einfluß ausgegangen. Jene große durch Kant begonnene Bewegung der neueren Philosophie dagegen hätte zwar, wie Goethe wenigstens in seinem Winckelmann behauptet, einzig etwa der echte Alterthumsforscher ungestraft von sich abweisen, sich ihr widersetzen, sie verachten dürfen. Andererseits aber drohten einem solchen, wenn er sich ihr dennoch anschloß, wegen der unvergleichlich bestimmten Gestalt und inneren Gediegenheit seines wissenschaftlichen Objectes auch jedenfalls die geringsten Gefahren. Und so wird man in dem „Grundriß der Historik", in welchem Droysen die Hauptlinien seiner Theorie der Geschichte aufgezeichnet hat, zwar manchen Anklang an Denk- und Ausdrucksweise Hegels antreffen; doch handelt es sich dabei eigentlich nur um den bleibenden Gehalt der hegelschen Philosophie, ihren von Haus aus wesentlich historischen Charakter. Soviel aber ließ sich ohne Schwierigkeit mit der im Grunde doch antik idealistischen Lehre Wilhelm von Humboldts verknüpfen, die Droysen in seiner Historik mit dem realistischen Tact eines praktischen Geschichtsforschers gewissermaßen aus dem Platonischen ins Aristotelische übersetzt hat. In seiner Geschichtsschreibung selbst aber begegnet uns, abgesehen von einer mit den Jahren zunehmenden Vorliebe für abstracten Ausdruck im Einzelnen, keine Spur von Eingriffen der Speculation; wenn ein constructives Moment darin zu erkennen ist, so ist es politischer, nicht philosophischer Natur.

Mit der Vollendung solcher Ausrüstung ernstlich beschäftigt und zugleich jeder Art von Bildung offen, welche Tag und Glück durch Verbindungen des Geistes und Herzens ihm entgegen trugen, hat Droysen die erste Reihe seiner Leistungen vollbracht, seine Arbeiten im Dienste der alten Geschichte. Denn auf die historische, nicht auf die sprachwissenschaftliche Seite der Alterthumskunde concentrirte sich alsbald seine Neigung und Bemühung. Philolog in der besten Bedeutung des Namens ist er freilich auch gewesen und geblieben, im Stande, wenns gilt, das Wort beim Worte zu nehmen; allein von jeher war ihm das Wort nur ein Aufschluß des Lebens, ja vornehmlich — und das unterscheidet ihn als geborenen Historiker im engeren Sinne von den übrigen Realphilologen und Antiquaren — des politischen Lebens. Denn so gewiß ihn zu dem ersten Unternehmen, das ihm den Dank deutscher Leser erwarb, zu der nachdichtenden Uebersetzung des Aeschylos und Aristophanes, kunstsinnige Freude an den eigenthümlichsten Blüthen griechischer Poesie begeisterte, so lenkte er doch wahrlich nicht zufällig bei dieser Arbeit sein ästhetisches Vermögen auf die Gestalten gerade der beiden Dichter hin, die, hoch

Digitized by Google

erhaben über die Wirklichkeit der eine, der andere ſchrankenlos frei mit ihr ſchaltend, trotzdem mit hellſtem Bewußtſein und entſchiedenſtem Willen die Schöpfungen ihrer Phantaſie mit dem Boden des zeitgenöſſiſchen Staatslebens in Berührung gebracht haben. Weit deutlicher natürlich tritt dann der wahre Charakter der Alterthumsforſchung Droyſens in der Hauptarbeit hervor, die ihn über ein Jahrzehnt beſchäftigt hat, ja in der er damals beſcheiden das Tagewerk ſeines Lebens ſah, in der Geſchichte des Hellenismus, der die Geſchichte Alexanders des Großen zur Einleitung dient. Niemand wird leugnen, daß dieſe große Periode uns in erſter Linie durch ihre Bedeutung für die allgemeine Cultur wichtig iſt, und aufs ſchärfſte betont auch Droyſen dieſen ihren welthiſtoriſchen Gehalt; er ſtellt ſie dar als die Periode der Verſchmelzung des helleniſchen und des orientaliſchen Weſens, eine räumliche Verbindung, deren Product, eben die helleniſtiſche Bildung, dann wieder im Stande war, auch zeitlich zwiſchen antikem und modernem Geiſte mannichfach zu vermitteln. Nichtsdeſtoweniger ſteht in Droyſens Erzählung der Geſchichte Alexanders und ſeiner Diadochen und Epigonen die politiſche Thätigkeit jener Generationen durchaus im Vordergrunde; und doch dürfte man nicht ſagen, daß er dabei nur eben dem Antriebe ſeines perſönlichen Talentes gefolgt ſei, vielmehr hat er ohne Zweifel auch ſachlich ſo ſeiner Aufgabe am beſten entſprochen. Denn da die Culturleiſtung jenes Jahrhunderts nur in ſehr beſchränktem Maß in geiſtiger Schöpfung von innen her, deſto mehr jedoch in Ausgießung und Verbreitung des Geiſtes nach außen hin beſtand, ſo war es doch der Reichsgedanke des makedoniſchen Eroberers, es waren die Schlachten und Verhandlungen der Feldherren und Könige, worin die wahrhaft active Bewegung der Periode zur Erſcheinung kam und hiſtoriſch zur Anſchauung gebracht werden mußte. Es gehörte freilich eine geſchickte Hand dazu, das anſcheinend ſo verworrene Durcheinander von Unternehmungen blinden Ehrgeizes und eigenſüchtiger Willkür in ein verhältnißmäßig einfaches Syſtem von Linien aufzulöſen, von Bahnen politiſcher Kräfte, welche an ſich vielleicht nicht überall merkwürdig, dennoch bewußt oder unbewußt immer im Sinne der allgemeinen Entwickelung der Menſchheit gewirkt haben. Verhehlen wir nicht, daß gerade ſolche Schilderung ſolcher Zeit mit einer zwiefachen Gefahr zu kämpfen hat. Denn die Lückenhaftigkeit ſowohl wie die innere Dürftigkeit der Ueberlieferung, die Droyſen ſelbſt in ehrlichem Betriebe des wiſſenſchaftlichen Handwerks dem Leſer offen darlegt, ſie müſſen unvermeidlich, die erſtere den ſcharfſinnigen Forſcher zur Combination, die letztere den geiſtreichen Darſteller zur Ausdeutung der Begebenheiten und Handlungen anreizen. Wollte man aus Furcht, dabei im Einzelnen hie und da zu irren, einem derartigen Geſchäfte lieber ganz entſagen, ſo hieße das auf eine Geſchichte dieſer und anderer Perioden der alten wie der mittleren Zeiten über-

haupt verzichten. Statt dessen hat uns Droysen, mit Muth und Glück jenen Gefahren begegnend, aus vielseitiger Kunde der Quellen und Denkmäler jeder Art vielleicht die beste der möglichen Geschichten des Hellenismus gegeben, ein Werk jedenfalls vom großem Entwurf und tüchtiger Ausführung, in edlem und noch schlichtem Stil gehalten, in welchem sich Frische und Reife wohlthuend durchdringen.

Gedenkt man dazu der einzelnen Untersuchungen und Abhandlungen, die Droysen außerdem zu wiederholten malen, zuletzt noch jüngst bei Gelegenheit der neuen Ausgabe jener umfassenden Arbeiten verschiedenen Puncten des griechischen Alterthums gewidmet hat, verknüpft man ferner damit die Erinnerung an seine mündlichen Vorlesungen über die griechische Geschichte, das lehrreichste und anziehendste unter seinen zahlreichen Collegien nach unserer Meinung wie nach dem Urtheil einsichtigerer Studienfreunde, so drängt sich fast wehmüthig die Berechnung auf, wie viel wir trotz reichlicher Entschädigung doch andererseits wirklich verloren haben dadurch, daß Droysen von der antiken zur modernen Historie überging. Es ward uns so, um es möglichst prägnant zu sagen, der griechische Mommsen entzogen, d. h. der Mann, der von den unseren am besten im Stande gewesen wäre, das Ganze der hellenischen, nicht blos der hellenistischen Geschichte mit staatsmännischem Geiste zu behandeln, so daß wir nicht täglich genöthigt wären, zum fremden Grote zu greifen. Denn wer möchte wohl im Ernste glauben, daß es zur vollen Erfassung des griechischen Wesens lediglich ästhetischer Organisation bedürfe, daß sittliches Zartgefühl zum Maßstabe für die Schätzung etwa des atheniſchen Staatslebens ausreiche? Allerdings scheint es überhaupt noch immer an der Zeit, den absoluten Werth einer eminent politischen Betrachtung jeglicher Periode der allgemeinen Geschichte scharf hervorzuheben. Wenn es als ein unermeßlicher Fortschritt gelten muß, daß die moderne deutsche Historiographie im Gegensatze zu den engen Schulbegriffen, die im vorigen Jahrhundert bei uns herrschten, ihren Blick über die bloßen Staatsactionen hinaus rings auf die ganze Breite des nationalen Lebens in allen seinen materiellen und geistigen Formen erstreckte, so verdient es nicht minder streng als ein verderblicher Rückschritt bezeichnet zu werden, wenn man nun, in sogenannter Cultur- oder Civilisationsgeschichte schwelgend und prassend, gar häufig vergaß und vergißt, daß der Staat unter allen Umständen das wichtigste Product der menschlichen Culturarbeit ist, weil sie sich in ihm erst das wenn auch noch so plumpe und irdene Gefäß bereitet, welches alle übrigen Früchte der Civilisation und nicht zum letzten gerade die feinsten Säfte der Bildung einhegend oder immerhin einzwängend vor Verderbniß und Vernichtung bewahrt. Droysen nun, der unter den Historikern von Fach am frühesten und kräftigsten die formelle Selbständigkeit der Geschichtsforschung und ihrer Methode gegen die prahlerisch

anmaßenden Angriffe Buckles in Schutz genommen, er würde nicht minder den entſchloſſenſten und glücklichſten Vertheidiger auch des materiellen Gehalts der Staatengeſchichte abgeben wider den jüngſten Ueberfall von ſeiten einer naturwiſſenſchaftlichen Culturgeſchichte, welche mit vornehmer Geberde auf das niedere Treiben der gemeinen bürgerlichen Hiſtorie herabſieht. Noch unendlich wirkſamer jedoch als durch alle Theorie hätte vor anderen er praktiſch durch eine mit dem Verſtand und der Leidenſchaft des echten Politikers geſchriebene griechiſche Geſchichte das ernſteſte Geſchäft des Hiſtorikers an einem der größten Gegenſtände muſterhaft aufzeigen können.

Allein es iſt vielleicht thöricht und gewiß ſehr unhiſtoriſch, zu träumen, daß ein eigenthümlich begabter Mann eine ſeinem Talente freilich angemeſſene Bahn einer anderen, die der Summe ſeiner Kräfte noch viel freieren Spielraum ließ, hätte vorziehen ſollen. Auch kann von einer Wahl eigentlich kaum die Rede ſein; das wirkliche Staatsleben der Gegenwart, die politiſche Forderung des Tages, die als dringende Pflicht an ihn herantrat, zog Droyſen unaufhaltſam von der alten zur neuen Geſchichte herüber. Im Jahre 1840 nach Kiel berufen, ſchloß er ſich eifrig der ſchleswigholſteiniſchen Bewegung an. Wie hätte er ihrer nationalen Seite das wärmſte Mitgefühl verſagen können? Aber auch den conſtitutionellen Ideen, die ſich mit ihr verbanden, gehörte er, wie die meiſten und beſten der jüngeren Männer, ſeit der Julirevolution längſt mit innerer Ueberzeugung an. Daß er bald zu einer hervorragenden Rolle berufen ward, kann nicht Wunder nehmen. Der politiſche Proceß, den die Herzogthümer gegen die däniſche Krone führten, regte neben ſtaatsrechtlichen auch verwickelte hiſtoriſche Fragen in Menge auf; ein Hiſtoriker mit ſtarker politiſcher Ader war im Stande, die trefflichſten Dienſte dabei zu leiſten. Indem aber Droyſen als Autor von Adreſſen, Deductionen und Flugſchriften der örtlichen Sache publiciſtiſch zu Hülfe kam, errang er ſich zugleich durch eine bedeutende hiſtoriſchliterariſche Arbeit Ruf und Anſehen bei den Gebildeten ſeiner ganzen Nation und ein geiſtiges Anrecht auf Sitz und Stimme unter den politiſchen Berathern des geſammten Deutſchlands. Es waren die Tage der Profeſſorenpolitik überhaupt; denn aus den Regionen des Denkens und Wiſſens, in denen allein er ſich bisher hatte frei bewegen dürfen, ſchickte ſich der deutſche Geiſt an, in die des Wollens und Handelns hinüberzuſchreiten; die Führer von drüben boten ſich da von ſelbſt zu Bahnbrechern auch im Dieſſeits dar. Es ſpricht für den Ernſt und die Gründlichkeit des nationalen Strebens, daß man in Ermangelung der Preſſe auf die Belehrung vom Katheder her angewieſen, vorzugsweiſe von den Hiſtorikern politiſchen Unterricht erbat und empfing. Während nun Andere wohl Doctrin und Theorie boten, die ſie aus der Geſchichte für die Gegenwart und Zukunft abgezogen, trat Droyſen enthaltſam

mit der ungleich werthvolleren Gabe wirklicher Geſchichte hervor, ſolcher Geſchichte freilich, welche die erwünſchten Lehren unmittelbar bei ſich trug. Im Frühjahre 1846 veröffentlichte er ſeine im Winter 1842 auf 43 gehaltenen Vorleſungen über die Freiheitskriege, unter welchen Namen er indeß die ganze Fülle der Völkerbewegungen und Staatengeſchicke von der Erhebung Nordamerikas gegen England bis zur Stiftung der heiligen Allianz begriff. Auf dieſe Weiſe ward der doppelte Kern der damals jüngſtvergangenen welthiſtoriſchen Epoche einheitlich dahin zuſammengefaßt, daß der Kampf um äußere wie der um innere Freiheit die nationale wie die liberale Tendenz einander nothwendig zu ergänzen ſchienen. Das deutſche Programm der Zeit, welches das Verlangen nach Staatsmacht auf dem Grunde der Einheit mit der Forderung nach verfaſſungsmäßig verbürgter Volksfreiheit verband, erhielt ſo ſeine geſchichtliche Rechtfertigung. Wie der Gedanke zu den Vorleſungen ſelbſt und nicht minder der Entſchluß zu ihrer Herausgabe im Hinblick auf die Hoffnungen und Beſorgniſſe des Moments gefaßt worden, ſo ſprach Droyſen am Ende ſeines Buches offen und klar die Summe der populären Wünſche aus, für deren 1815 noch verſagte Befriedigung er das Volk nunmehr für reif anſah. Man kann denken, wie lebhaften Beifall ihm ein dahin zielendes Werk eintrug; es war deſſen jedoch werth, ganz abgeſehen von der politiſchen Stimmung des Augenblicks. Denn es iſt unzweifelhaft, wenn man ſo ſagen darf, die liebenswürdigſte von Droyſens Schriften; leicht geſchürzt und graziös bewegt ſich die durchweg aufs Ohr berechnete Rede; allerdings waltet eine ergreifende und feſſelnde Rhetorik durch das ganze, nicht jedoch eine Rhetorik des Ausdruckes: durch die geiſtigen Mittel vielmehr der lebendigen Gruppirung eines überreichen, höchſt concreten Inhalts — hierin wetteifernd mit der Kunſt Rankes — und der freien Verkündigung einer warmen ſittlichen Geſinnung — darin doch wieder ſehr abweichend von der Weiſe jenes Meiſters — verfolgt und erreicht dieſe Rhetorik ihren Zweck. Und zugleich wird der Leſer, der etwa heut von der Lectüre der ſpäteren Werke Droyſens zu dieſen Vorleſungen zurückkehrt, ſich angenehm berührt fühlen durch die Vielſeitigkeit der univerſalhiſtoriſchen Betrachtung, die für jedes Volk und ſeine Cultur, für jeden Staat und ſeine Politik faſt die gleiche Theilnahme, das gleiche freundliche Verſtändniß hat. Es wäre herzlich zu bedauern, wenn unſer Publicum um anderer ausführlicherer Bearbeitungen deſſelben Stoffs willen, in denen Dank den erſt ſeitdem erſchloſſenen archivaliſchen Quellen das Thatſächliche im einzelnen vielfach berichtigt worden, jenes ſchöne Buch als veraltet in Vergeſſenheit gerathen ließe, denn veralten kann es im Ton und Charakter niemals; freilich würde es ſich, ohne dieſen zu zerſtören, auch kaum umarbeiten laſſen, und am wenigſten vielleicht durch den Verfaſſer ſelbſt.

Es folgten die Tage der Revolution von 1848, die unter den Männern, auf welche die Nation ihre Hoffnung setzte, sogleich auch Droysen auf die große Bühne von Frankfurt riefen. Als Vertrauensmann der schleswig-holsteinischen Regierung im Siebzehnercollegium, als Abgeordneter zur Nationalversammlung, als Mitglied und Schriftführer ihres Verfassungsausschusses hat er an Thaten und Leiden jener vergeblich ringenden Generation vollen Antheil genommen. Von der Tribüne hat er, der auf dem Lehrstuhl selbst nicht frei redet, sich ferngehalten; aber für die feine Arbeit der Formulirung und der Redaction, für die scharfe Debatte im Club und das eindringliche Gespräch mit den Fractionsgenossen war er die rechte Persönlichkeit; mit der entschiedensten Klarheit in der Hauptfrage verband er die geräuschlose, aber rührige Energie eines die Partei zusammenhaltenden Mannes. Da er jedoch auch hierdurch so wenig wie die mächtigsten Individualitäten unter seinen politischen Freunden auf ihre Weise dem Schicksal zu wehren vermochte, so war das wichtigste für ihn wie für uns die Erfahrung, die er selber aus jenen Erlebnissen davontrug. Von Anfang an zu den unbedingten Anhängern des preußischen Erbkaiserthums gehörig, schied er von Frankfurt mit der Ueberzeugung, daß die deutsche Frage eine Frage der Macht sei, zu lösen einzig durch den Entschluß Preußens, sich die ihm bestimmte Stellung, nicht der zweiten Macht in Deutschland, sondern der deutschen Macht schlechthin, Europa und vor allem Oesterreich gegenüber natürlich eben durch Machtentfaltung zu erobern. Diese Ueberzeugung hat er in dem Gutachten eines Schleswig-Holsteiners vom 7. August 1849 kühn und sicher ausgesprochen, als es galt, nach der Gothaer Versammlung für die noch aussichtsvolle Unionspolitik Preußens Unterstützung zu werben. Der Tag von Olmütz konnte dann der Wahrheit, die Droysen in dieser musterhaften Flugschrift kundgab, für die Zukunft nichts abbrechen; und es wird Niemanden befremdet haben, seinerzeit in diesen Blättern zu lesen, daß Fürst Bismarck öfters den Wunsch geäußert, sie aufs neue abgedruckt zu sehen, weshalb sie Droysen in die vor zwei Jahren edirte Sammlung seiner Abhandlungen zur neueren Geschichte unverändert aufgenommen. In der That kommt ihr der bleibende Werth einer literarischen Handlung von politischer Bedeutung ungefähr in dem Maße zu, wie den wichtigsten Aufsätzen Treitschkes, der überhaupt keinem seiner Vorgänger in der historischen Grundauffassung so nahe steht wie Droysen. Was jenen von diesem, wenn man sie als Publicisten zusammenhält, dennoch merklich unterscheidet, ist die wuchtigere Gewalt der Seele, das großartigere Pathos des jüngeren, oder, um Worte Huttens über Sickingen zu gebrauchen, jene unerschrockene Muthsamkeit, das stolze heldische Gemüth, das, wie es scheint, noch heutzutage unter unseren Staatsmännern der That oder des Wortes die besten der Ritter vor den besten der Bürger voraushaben.

Jener Aufſatz von 1849 giebt nicht blos, wie Droyſen im Vorwort zu der erwähnten Sammlung von Abhandlungen ſagt, für dieſe ſelbſt, ſondern, wie man erweiternd hinzuſetzen darf, für das geſammte ſpätere Leben ſeines Autors, für deſſen wiſſenſchaftliches Dichten und Trachten überhaupt den Grundton an. Faſt ausnahmslos drehen ſich die Studien und Arbeiten, die er ſeit 1851 in Jena, ſeit 1859 wiederum in Berlin unternommen und ausgeführt, um den einen großen hiſtoriſchen Gedanken der deutſchen Politik Preußens, auf welche, wie ſie vom Erſcheinen des großen Kurfürſten an in Contraſt zu den Beſtrebungen anderer Territorien und bald in Gegenſatz zur Politik des Hauſes Habsburg trat, ſchon das Gutachten des Schleswigholſteiners zur Stütze ſeiner Rathſchläge hinwies. Epiſodiſch wenigſtens hängt mit dieſem Hauptthema doch auch das berühmteſte ſeiner Werke zuſammen, das er zuvörderſt in Angriff nahm, das Leben des Grafen York von Wartenburg; wiewohl ihm dieſe Aufgabe von außen zufiel als der ſchönſte Erfolg ſeiner früheren Schilderung der Zeit der Freiheitskriege. Wer wüßte nicht, daß es ihm gelang, den unvergleichlichen Gegenſtand in claſſiſcher Weiſe zu bewältigen! Voll und rund treten Perſönlichkeit und Handlung des Helden in den Mittelpunkt, und doch umringt ihn und uns beſtändig der weite Horizont der Zeitgeſchichte. Wir lernen York begreifen und verehren, ohne doch nur einen Augenblick mit ihm und ſeinetwegen die Stein und Blücher verkennen zu müſſen. Aber während ſo das Urtheil des Biographen mit ſeltener Unbefangenheit über ſeinem Auserwählten ſchwebt, bequemt ſich aufs wunderbarſte Geiſt und Form der Darſtellung dem Weſen des Dargeſtellten an. Die eigene Stimmung und Haltung Droyſens nach dem Schiffbruch der nationalen Hoffnungen, Reſignation und trübe, aber deſto ſtraffere Pflichterfüllung, mag ihn dabei unterſtützt haben; doch auch ſo bleibt es erſtaunlich, bis zu welchem Grade er den Ton des Ernſtes, der Stärke, der Härte, der Enge, kurz der ungemiſchten und deshalb auch ungemilderten Männlichkeit getroffen, der ſeinen Helden ſo einzig auszeichnet; es war nur möglich durch die größte Selbſtbeherrſchung vor allem im Stil, der in einfacher Knappheit ſeines Gleichen ſucht. Der Lohn andauernder Popularität iſt dafür nicht ausgeblieben, und man darf ſchon heute behaupten, daß Droyſen in dieſer Biographie, die als ſolche von keiner anderen in unſerer Literatur übertroffen und von nicht gar vielen in allen Literaturen erreicht wird, ſeine unvergänglichſte Leiſtung vollbracht habe.

Darauf nun wandte er ſich dem eigenthümlichſten, größten und gewichtigſten ſeiner Werke zu, der Rieſenarbeit ſeiner Spätjahre, an der alles, Plan und Durchführung, der Aufwand an Geiſt wie der Muth und die Beharrlichkeit des Fleißes, neben den Vorzügen aber, wie wir freimüthig geſtehen, nach unſerem Dafürhalten auch die Mängel einen ungemeinen Maßſtab zeigen. Fügen wir jedoch ſogleich hinzu, daß alles, was uns daran als Mangel erſcheint, aufs innigſte mit der ganzen Abſicht des Verfaſſers zuſammenhängt; ſo daß für den, der ſich auf Droyſens eigenen Standpunct

zu ſtellen vermag, jene Gebrechen ſich von ſelbſt in ebenſo viele Vollkommenheiten verwandeln müſſen. In den Jahren des Krimkrieges, zur Zeit des manteuffelſchen Regiments, als die preußiſche Politik der Gegenwart nach innen und außen gleich häßlich und jämmerlich daſtand, beſchloß Droyſen die Geſchichte der preußiſchen Politik zu ſchreiben in dem unerſchütterlichen Glauben an deren Beſtimmung für das Heil Deutſchlands, die ihr geworden ſei von Anbeginn an bis in die fernſte Zukunft. Denn in ſolchen, an die Redeweiſe der Dogmatik anklingenden Ausdrücken darf man wol ſprechen von der Kraft einer hiſtoriſch-politiſchen Ueberzeugung, die ſich anſchickte, gewiſſermaßen mit einem Credo quia absurdum der verzweifelnden oder ſchadenfrohen Meinung des Tages entgegenzukämpfen. Unter preußiſcher Politik verſteht denn auch Droyſen nicht ohne dogmatiſchen Anflug den unveränderlichen Charakter dieſes Staates, die Continuität ſeines hiſtoriſchen Lebens, ſeine Seele gleichſam, deren Weſen ihm, wie wir wiſſen in der Idee der Entwickelung zur deutſchen Macht beruht. Kein Menſch würde heute gegen eine ſolche Auffaſſung Einſpruch erheben, wäre ſie, wie Droyſen ſelbſt früher angedeutet, auf den Staat des großen Kurfürſten und ſeiner Nachfolger eingeſchränkt worden. Indem er jedoch den Begriff des politiſchen Charakters oder der charakteriſtiſchen Politik dieſes Staates bis ins Perſönliche ſteigerte, kam er zu der ſozuſagen biographiſchen Tendenz, auch die brandenburgiſche Geſchichte vor 1640 in dem Lichte eines jugendlichen Vorlebens etwa jener preußiſchen Staatsſeele zu erblicken und darzuſtellen. Ja er ging noch weiter: da er den Urſprung der jungen preußiſchen Politik nunmehr in den Augenblick der Berufung des Hauſes Hohenzollern in die Marken ſetzen zu müſſen meinte, ſo erwuchs ihm auch noch die weitere Aufgabe, in der hohenzolleriſchen und der brandenburgiſchen Einzelgeſchichte gewiſſermaßen die Eltern ſeiner Heldin, wie man in Biographien einleitend zu thun pflegt, abzuſchildern. Auf dieſe Weiſe ſchrieb uns Droyſen in den erſtern Bänden ſeines großen Werkes ein herrliches Stück theils deutſcher, theils brandenburgiſcher Hiſtorie vom 13. bis ins 17. Jahrhundert; ja man kann nicht leugnen, daß es zur geſammtdeutſchen Geſchichte des 15. Jahrhunderts bisher kein anderes auch nur halb ſo bedeutendes Buch giebt, wie die einſchlagenden Partien der Geſchichte der preußiſchen Politik. Auf der anderen Seite muß man deſto lebhafter bedauern, daß in einer ſo geiſtvollen hiſtoriſchen Schrift durch den einen mißlichen Umſtand der ſchrägen Beleuchtung von einer ſpäteren Zeit aus — wie man ſie ähnlich, aber noch unglücklicher einmal ſelbſt für unſere mittelalterliche Kaiſerzeit vorſchlug — das Ganze ein einſeitiges und das Einzelne bisweilen ein ſchiefes Anſehen erhalten hat. Im übrigen ſind gerade die älteſten Theile des Werkes durch den Reichthum an mannichfachem Inhalt, durch die Kunſt in der Verwendung eines oft ſpärlichen Materials und beſonders durch den hohen ſittlichen Ernſt einer feſten und männlichen Staatsgeſinnung, die denn freilich an jenen wirren und wilden Tagen unendlich viel mehr zu ſchelten als zu preiſen findet, ausgezeichnet.

Von dem Auftreten des großen Kurfürſten an iſt eine preußiſche Politik im Sinne Droyſens für jedermann, wenn man ſo ſagen darf, auch mit bloßem Auge erkennbar; hier kann alſo von keinem Einwand gegen das Vorhaben, ſie hiſtoriſch darzuſtellen, mehr die Rede ſein; hier bedarf es keiner künſtlichen, leis anachroniſtiſch gefärbten Beleuchtung mehr; die Dinge ſtehen von Haus aus da von ihrem natürlichen Licht umfloſſen und an-

geſtrahlt. Was uns daher Droyſen über die Zeit von 1640 an — bisher bis 1745 in acht anſehnlichen Bänden — geliefert hat, iſt in der That vollkommen das, was es ſein will, und zwar ſo durchaus, daß uns nichts zu wünſchen übrig bleibt, als daß es noch etwas anderes hätte ſein wollen. Wir erinnern uns, daß er die Natur des preußiſchen Staates definirte als die deutſche Macht; die preußiſche Politik iſt ihm daher nicht gleich dem geſammten deutſchen Daſein dieſes Staates, etwa auch nach innen und unten, er ſucht ſie vielmehr ganz conſequent lediglich in dem Machtleben deſſelben, d. h. faſt ausſchließlich in ſeiner auswärtigen Politik. Wie er 1849 ſo prophetiſch vor allen Dingen Machtentfaltung Preußens zur Löſung des deutſchen Problems verlangte, ſo intereſſirt ihn auch an dem früheren Emporkommen Preußens eben die Machtentfaltung, durch die es emporkam. Während gerade er, wie vornehmlich ſeine Vorleſungen über die Freiheitskriege glänzend darthun, die Fähigkeit beſaß, die uns noch fehlende preußiſche Geſchichte zu ſchreiben, eine Geſchichte im vollſten Sinne des Wortes, die vom Mittelpuncte des Staatsweſens aus alle Seiten deſſelben umfaßt hätte, ein Gemälde voller echt menſchlicher Geſtalten und individuell beſtimmter Charaktere, hat er der einmal ergriffenen Idee gemäß die ſtrenge Enthaltung ſo weit getrieben, daß er hinter der einen abſtracten Perſönlichkeit der hohen Machtpolitik Preußens, deren vielbewegtes Leben er unermüdlich begleitet, ſogar die concreten Perſonen, in denen ſie lebt und durch die ſie handelt, zurücktreten läßt. Einen Erſatz gewiſſermaßen hat er für ſich und uns in der Vollſtändigkeit der Darlegung jener Politik in allen ihren Momenten, Wendungen und Wandlungen geſucht. Und allerdings, wenn die ſelbſtändige Subſtanz der Politik eben in der Continuität beſteht, vermöge deren ſie die einander ablöſend an ihr arbeitenden Generationen ſammt ihren wechſelnden Beſtrebungen und Handlungen mit einander verbindet, ſo läßt ſich ſchwer entſcheiden, welche von ihren unzähligen Phaſen wichtiger wäre als die andere; der Proceß ſelbſt erſcheint hier als das wahrhaft Bedeutende, nicht dieſer oder jener Abſchluß, dem er heut oder morgen zudrängt, um dann doch nie bei ihm Halt zu machen. So rollt denn durch Droyſens coloſſales Geſchichtswerk die unſterbliche Begebenheit der preußiſchen Politik ruhelos dahin, eine unendliche Melodie diplomatiſchen Recitativs, wenn wir das Bild aus dem Muſikdrama Richard Wagners hervorholen dürfen; allein hier wie dort können wir nicht wünſchen, daß der impoſanten, aber ſo ſchwer genießbaren Form oder Unform, welche die Energie eines einzelnen Meiſters für die Bethätigung ſeines eigenſten Denkens und Willens geſchaffen, in allgemein vorbildlichem Sinne die Zukunft gehöre.

Von Reichen heiſcht man und an Großen wird gekritelt; wie aber ſollten wir den unermeßlichen poſitiven Werth der denkwürdigen Hauptarbeit Droyſens verkennen dürfen? Sie erinnert am meiſten, wie ſchon öfters bemerkt worden, an das Werk Pufendorffs über die Thaten Friedrich Wilhelms des Großen; nicht zufällig hat daher Droyſen ſelber den Ruhm des geiſtesverwandten Vorgängers durch eine eigene Abhandlung zuerſt unter uns erneuert. Und wenn unlängſt auch der Geſchichtsſchreiber der preußiſchen Politik mit dem alterthümlichen Titel eines brandenburgiſchen Hiſtoriographen geehrt worden, ſo paßt hier einmal der Kranz vortrefflich auf das Haupt, dem er zur Zierde beſtimmt ward; denn, alles anderen zu geſchweigen, nur mit der Zähigkeit des an ſeinem Vorſatz unabläſſig haftenden Fleißes, wie wir ihn an den Gelehrten des ſiebzehnten Jahrhunderts bewundern, konnte die Ge-

ſchichte der preußiſchen Politik geſchrieben werden. Sie wird von Hiſtorikern und Staatsmännern geleſen, oder vielmehr ſtudiert und benutzt werden, ſo lange ihr Gegenſtand theoretiſch oder praktiſch noch den Antheil deutſcher Forſchung oder Staatsbetrachtung erregen wird, d. h. ſo weit wir die künftige Exiſtenz unſeres nationalen Staates abzuſehen vermögen. Eine Zeit, in der ſie gleich den Schriften Rankes oder Macaulays, gleich der römiſchen Geſchichte Mommſens oder Droyſens eigenem York Gemeingut der Gebildeten werden könnte, fällt uns ſchwer uns vorzuſtellen; zur Popularität iſt ſie nicht angethan und hat ſie Droyſen ſelber nicht beſtimmt. Denn immer mehr hat dieſer ſeine Vorliebe mit zunehmenden Jahren dem Cultus des inneren Heiligthums auch der hiſtoriſchen Wiſſenſchaft, der eigentlichen Forſchung zugekehrt; von hiſtoriſcher Kunſt, deren er ſich ehedem ſo mächtig bewieſen, will er wenigſtens ſelbſt nichts wiſſen, die Darſtellung iſt ihm nur die freilich unentbehrliche Verkörperung der Forſchung ſelbſt. Wir verſagen uns, hier auszuführen, wie von dieſer theoretiſchen Anſicht aus neues Licht auf die für die Geſchichte der preußiſchen Politik gewählte Geſtalt fällt, zu deren Herſtellung in der That nur die Quinteſſenz der Actenforſchung ſelbſt mit möglichſt geringem Zuſatz künſtlicher Bindemittel verwandt worden zu ſein ſcheint; wir knüpfen lieber die den Kennern längſt geläufige Bemerkung an, daß Droyſens Virtuoſität ſich wirklich in ſeinen zahlreichen lediglich der Forſchung dienenden Abhandlungen und Unterſuchungen am hellſten offenbart; mögen ſie nun quellenkritiſcher Natur ſein oder einzelne materielle Puncte des geſchichtlichen Stoffes zu bemeiſtern trachten, überall wird man das Geſchick der Frageſtellung, die Gewandtheit der Discuſſion, die Strenge der Logik, die Umſicht des Urtheils, kurz die kluge Führung vom Gegebenen zum Geſuchten, vom Ausgangsorte zum Ziele mit geiſtigem Vergnügen und vor allem nicht ohne eigene wiſſenſchaftliche Förderung wahrnehmen und betrachten können. Es bedarf kaum der Erwähnung, wie wohl er immer verſtanden, auch der Forſchung anderer eine beſtimmte Richtung zu geben. Die großen Editionen der Urkunden und Actenſtücke zur Geſchichte des großen Kurfürſten, der preußiſchen Staatsſchriften aus der Zeit Friedrichs des Großen hat er angeregt, anderes verwandter Art iſt noch in der Vorbereitung begriffen; ſchon vor Jahren geſchah die Herausgabe unſerer hiſtoriſchen Volkslieder auf ſeinen Antrag bei der Münchener Commiſſion; auf die allerdings nur ſecundäre Bedeutung der Flugſchriften für die geſchichtliche Forſchung und auf wie vieles nicht ſonſt hat er ſeine Schüler oft und erfolgreich hingewieſen.

Und das führt uns endlich auf ſeine Lehrthätigkeit überhaupt. Ihr Schwerpunct liegt nicht in ſeinen Katheder vorträgen; ſo reich an Gedanken und Pointen, ſo voller Kunſt und Effect ſie erſcheinen mochten, den kalten Glanz des Fertigen und daher Bewußten vermochte keine Energie der Rede völlig zu durchwärmen; ſie werden ſämmtlich gleich jenen Vorleſungen über die Freiheitskriege durch den Druck eben ſo ſehr gewinnen, als Häuſſers Lectionen, bei denen vorzüglich die originelle Gemüthsbewegung des Moments den Hörer fortriß, im gleichen Falle verloren haben. Deſto entſchiedener kam Droyſens außerordentliche Lehrgabe — ähnlich wie er einſt politiſch im Klub gewirkt und nicht auf der Tribüne — im engeren Kreiſe ſeiner hiſtoriſchen Geſellſchaft zur Geltung, in welcher er Jahrzehnte lang ſo viele Jünger der hiſtoriſchen Muſe, vor allem ſo viele Lehrer unſerer höheren Schulanſtalten herangezogen. Wie er ſo daſaß während des Vortrags irgend einer Schülerarbeit, die ſtrenge Falte zwiſchen den Brauen, feſt geſchloſſen die feinen, un-

bärtigen Philologenlippen; wie er dann wohl die scharfen Gläser der Brille putzte oder mit sicherer Hand bis fast zum mathematischen, unkörperlichen Punct den Bleistift zuspitzte, mit dem er seine kritischen Bedenken anzumerken gedachte — so bot er auch sinnlich ein Bild dar der geistigen Kräfte, die er alsbald in Urtheil und Debatte zum Nutzen aller, die ihn umgaben, ins Spiel brachte: der Strenge, der Feinheit, der Schärfe, der Sicherheit, ja — wenn man sie in dem guten Sinne nehmen will, den sie durch pädagogischen Gebrauch verdient — der Spitzfindigkeit; jener weit überlegenen geistigen Kräfte, mit denen er das Richtige zu ordnen, das Falsche zu beseitigen, die Unklarheit aufzuhellen, das Uebermaß einzuschränken, die Eifrigen zu lenken, die Verzagten zu ermuthigen, die Prahler und Schwindler mit der geduldigsten Ironie in ihre eigene Hohlheit hineinzustürzen wußte.

So groß nun aber die Zahl derer ist, die sich im Andenken an solche unvergeßlichen Stunden mit dankbarem Stolz als seine Schüler bezeichnen, so darf man doch nicht von einer droysenschen Schule reden, wie es wohl bisweilen von unbesonnenen Anhängern oder Gegnern geschehen ist. Es giebt nur eine wissenschaftliche historische Schule in Deutschland, deren Wahrzeichen die gemeinsame Methode der Forschung ist, in welcher Droysen, obwohl er selbständig neben der breiten Bahn der directen Einwirkung des rankeschen Genius aufgestiegen ist, sich nirgend wesentlich von den vornehmsten seiner Fachgenossen unterscheidet. Differenzen im Einzelergebniß bei gleichen Grundsätzen der Untersuchung bedingen keine wissenschaftliche Trennung; Unabhängigkeit ist keine Kriegserklärung. Somit haben die Schüler Rankes oder seiner Schüler und die Zöglinge Droysens im Wesentlichen doch immer nur dasselbe lernen können, außer etwa Stil und Manier der Meister, deren bewußte Aneignung freilich hüben wie drüben zu widerrathen wäre. Der geistlose Nachahmer Rankes müßte trivial und ins Allgemeine verflüchtigt, der geistlose Nachahmer Droysens affectirt und karikirt erscheinen. Es braucht nicht gesagt zu werden, daß Droysen selbst von dem falschen Ehrgeiz einer besonderen Schulbildung allezeit frei gewesen ist.

Jetzt nun, wo wir ihn auf der mühen- und ehrenreichen Höhe der Siebzig erblicken, erfreuen wir uns doch am meisten an der Aussicht, daß er damit den Gipfel seines Daseins und Wirkens noch lange nicht erschritten habe. Wenn man ihn so täglich rüstig daherkommen sieht durch die Hauptstadt des von ihm so hoch gefeierten Staates, zum Brandenburger Thor herein, beim Friedrichsdenkmal und den Schlössern der Hohenzollern vorbei, um den Sperrsitz der Arbeit im fernen Archiv aufzusuchen, mit kühnem Blick, in gerader und strammer Haltung, den Rebstock an der Schulter, der ihn selbst aufs Katheder zu begleiten pflegt und dessen sich die nationalen Genossen sogar vom Frankfurter Fractionstreiben her noch deutlich entsinnen, so kann man sich getrost der Hoffnung hingeben, daß er in ungebrochenem Wetteifer dem greisen Vorbilde Rankes in gleicher Schaffenslust auch noch aus den Siebzigen in die Achtzig nachsteigen werde, so daß wir uns noch wieder und wieder an den lebendigen Gaben seines Geistes erquicken dürfen.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Berlin. Vom Congresse. — Schon steht das Ende des Congresses in naher und sicherer Aussicht. Nachdem die hohe Versammlung

abermals eine Woche lang emsig und andauernd gearbeitet hat, sind nunmehr fast alle Gegenstände, welche ihr unterbreitet waren, durchberathen und erledigt. Die noch folgenden Sitzungen gelten nur noch der Erörterung von Detailfragen, die allerdings noch in großer Fülle vorliegen. Die wichtigen Fragen aber, von deren Entscheidung die Erhaltung des Friedens abhing, sind gelöst, und wenn auch durchaus nicht alle Theilnehmer am Congresse mit dieser Lösung zufrieden sein werden, so werden doch alle Freunde des Friedens ihr aufrichtig Beifall zollen. Wahrlich unermeßlich groß ist die Wohlthat, die Europa durch diese Wendung der Dinge empfängt, und aufrichtiger herzlicher Dank gebührt vor allem dem deutschen Staatsmanne, der durch seine umsichtige, kluge und energische Leitung der Verhandlungen dieses gedeihliche Resultat der Berathungen heraufgeführt hat. Es hat an kritischen Augenblicken im Laufe der letzten Tage nicht gefehlt, aber immer wußte die Erfahrung, der Tact und die staatsmännische Ueberlegenheit des deutschen Reichskanzlers das rechte Mittel zu finden, um das Einvernehmen und die Eintracht wiederherzustellen.

Vor allem war es die Frage, welche den Congreß zuletzt beschäftigt hat, an der das Friedenswerk zu scheitern drohte, die Frage des Besitzes von Batum. Bekanntlich hatten sich Rußland und England in den Londoner Verhandlungen, welche dem Congresse voraufgingen, dahin geeinigt, daß Batum Rußland verbleiben sollte, wie es im Vertrage von San Stefano bestimmt ist. In den letzten Tagen aber glaubte Lord Beaconsfield den Augenblick gekommen, um dieses Zugeständniß zurückzuziehen oder wenigstens von der Abänderung einer bereits getroffenen Bestimmung des Congresses abhängig zu machen. Er verlangte, daß der Sandschak von Sofia, den man bei der Berathung der bulgarischen Frage zu Gunsten Rußlands zu dem Fürstenthum Bulgarien geschlagen hatte, von diesem wieder abgetrennt und Ost-Rumelien zugetheilt würde. In diesem Falle wollte er auch Rußland den Besitz von Batum gestatten. Hätte man dieses Compromiß geschlossen, so hätte man das ganze Werk des Congresses auf das äußerste gefährdet, denn dann hätte man auch in der Folge jede bereits abgeschlossene Frage wieder in den Bereich erneuter Discussion ziehen können. Lord Beaconsfields Haltung war um so gefährlicher, als ein großer Theil der öffentlichen Meinung und der Presse in England ihm eifrig secundirte. In diesem kritischen Augenblicke hat Fürst Bismarck ihn in ebenso einfacher wie gründlicher Weise entwaffnet. Er lud sich den hier weilenden Timescorrespondenten zu Tische ein und setzte diesem sehr eindringlich auseinander, wie große und schöne Triumphe England auf dem Congresse gefeiert hätte. Zugleich aber warnte er die Engländer sehr ernst, von Rußland nicht Dinge zu verlangen, deren Zugeständniß mit seiner Stellung als Großmacht unvereinbar sein würden und deren hartnäckige Forderung den Krieg heraufbeschwören müßte. Der Correspondent telegraphirte Alles dieses natürlich sofort nach London, und als am anderen Morgen England schwarz auf weiß las, wie Vieles und Gutes seine Staatsmänner nach dem Zeugnisse Bismarcks erreicht hätten, da wurde es auch inne, daß es Leichtsinn sein würde, um einer verhältnißmäßig geringfügigen Frage halber den Krieg heraufzubeschwören. Und Englands Meinung wandte sich zur Nachgiebigkeit und die des Lord Beaconsfield ebenfalls. Batum verbleibt den Russen, es soll ein Freihafen werden. Ob es den Russen gestattet sein soll, Batum zu befestigen, ist noch nicht entschieden.

Kaum hatte Lord Beaconsfield in diesem Puncte nachgegeben, als er auch schon der Welt und dem Congresse eine neue Ueberraschung bereitete. Er brachte zur Kenntniß des europäischen Areopages, daß England mit der Pforte eine Convention abgeschlossen hätte, der zufolge England die Garantie für die künftige Integrität des türkischen Reiches in Asien übernimmt und die Türkei dagegen die Insel Cypern an England abtritt. So ist denn abermals ein Glied des türkischen Reiches abgetrennt worden. Nachdem Rußland und Oesterreich sich ihren Antheil an der türkischen Beute gesichert haben, nachdem auch Griechenland neuerdings durch den Congreß auf Kosten der Türkei eine erhebliche Vergrößerung erfahren hat, hat nun auch England seinen Antheil reclamirt. Die Liquidation der Türkei wird bald vollendet sein. In Europa hört die Pforte auf, eine Macht zu sein, sie existirt ferner nur noch als asiatische Macht. Das ist das Resultat des Berliner Congresses, das ist der Preis, um den der Frieden gewonnen ward.

8. Juli. J.

Literatur.

Vom Büchertisch. Ausgewählte Novellen von Pedro Antonio de Alarcon. Aus dem Spanischen übersetzt von Lili Lauser. Mit einem biographischen Vorwort von Wilhelm Lauser. Stuttgart, Kröner. — Durch diese anmuthigen Uebersetzungen wird dem deutschen Publicum zum erstenmal ein ihm bis dahin unbekannter Erzähler vorgeführt, dem sein Talent in seinem Heimathlande längst Anerkennung und Auszeichnung eingebracht hat. In Andalusien geboren, hatte Alarcon zuerst in einigen Zeitschriften die demokratischen Grundsätze im Kampfe gegen die Bourbonen verfochten und sich dann der liberalen Union angeschlossen, als deren Endziel er schließlich die Wiederherstellung der legitimen Monarchie unter Alfonso XII. verfocht, eine Richtung, deren Consequenzen er nun auch weiter als Mitglied der Cortes und des Staatsrathes zu fördern beflissen ist. So hat denn auch seine Schriftstellerei selbstverständlich einen politischen Zug, wohl auch in seinen Erzählungen, die vielleicht nicht ohne Grund meist in der guten alten Zeit spielen. In der Lebendigkeit der Darstellung und in ihrer Thatsächlichkeit tragen sie den allgemeinen Charakter der romanischen Novellen an sich. Mit großem Vergnügen wird man besonders den „Dreispitz" lesen, ohne Zweifel die bedeutendste der gebotenen Erzählungen, das verunglückte Liebesabenteuer eines allgewaltigen Corregidors mit einer schönen Müllerin. Sie enthält eine Situationskomik, die, um mich kunstkritisch auszudrücken, an manchen Stellen rein cervantesk ist. Es ist ganz die Novelle des Cinquecento in den Anstand unserer Zeiten übersetzt und in der That ein humoristisches Meisterwerk, dem die moderne Literatur vielleicht wenig an die Seite zu setzen hat, wenn man den kleinen Fehler nicht in Anrechnung bringt, daß die spanische Weitschweifigkeit nicht ganz vermieden ist. Die Uebersetzung hat es verstanden, den leichten humoristischen Ton, den das uns unbekannte Original gewiß hat, festzuhalten und versetzt uns glücklich in die behagliche Stimmung des südlichen Siestalebens.

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.
Ausgegeben: 11. Juli 1878. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Eine Tragödie aus Roms Kaiserzeit.

Von Fritz Schöll.

Wenn man den Charakter der modernen Literaturentwickelung durch den goetheschen Ausdruck „Weltliteratur" bezeichnet hat, so berechtigt dazu vor Allem auch das unübersehliche Stoffgebiet, das in der That die Welt umfaßt: Griechenland und Rom und auch die Völker des Orients, heilige Bücher und Dichtungen der Juden und Christen, das gesammte Mittelalter, die Sage und Geschichte der Vergangenheit und Gegenwart — Alles findet eine dichterische Verwendung und Gestaltung. Man hat es oft ausgesprochen, daß in dieser unendlichen Fülle, darin, daß keines dieser Stoffgebiete ausschließlich oder vorzugsweise anzuziehen im Stande ist, zugleich eine Gefahr und ein Hemmniß für den modernen Dichter liege. So würde es auch nicht ohne vielseitiges literarhistorisches und ästhetisches Interesse sein, wenn man einmal unter diesem Gesichtspuncte, nach Ausdehnung und Ausbeutung der einzelnen Gebiete die Literaturerscheinungen kritisch betrachtete. Eine solche Betrachtung würde unter Anderem im Bereiche des Dramas eine gewisse Bevorzugung der römischen Welt feststellen können. Es tritt diese schon in einer Thatsache des Sprachgebrauchs hervor: so viele Dramen auch in Griechenland, Spanien, Frankreich u. s. w. spielen, Niemand nennt z. B. die „Iphigenia" ein Griechenschauspiel, oder den „Carlos" ein Spanierdrama, oder die „Jungfrau von Orleans" eine Franzosentragödie u. s. w.; dagegen der Begriff und Ausdruck eines Römerdramas, einer Römertragödie ist uns Allen geläufig. Und daß diesem Sprachgebrauch, wie jedem vernünftigen Sprachgebrauch, reale Verhältnisse zu Grunde liegen, dafür genügt es auf Erscheinungen der jüngsten Vergangenheit hinzuweisen. Der dramatische Preis, welchen zu Schillers hundertjährigem Geburtstag unser jetziger Kaiser gestiftet hat, ist dreimal zur Vertheilung gekommen: die beiden letzten

Male haben ihn Römertragödien — Albert Lindners „Brutus und Collatinus" und Emanuel Geibels „Sophonisbe" — davongetragen, während selbst das erste Mal neben den mit Recht gekrönten hebbelschen „Nibelungen" Gustav Freytags „Fabier" in Betracht kamen. Damit nicht genug, sind unterdessen auch noch Paul Heyses „Sabinerinnen" in München und in Wien Adolf Wilbrandts „Gracchus" gekrönt worden — gewiß sprechende Thatsachen in unserer an poetae laureati nicht eben reichen Zeit — und dazu kommt noch, daß des zuletzt genannten Wilbrandt „Arria und Messalina" die einzige Tragödie ist, welche in den verflossenen Jahren einen durchschlagenden Bühnenerfolg erzielte. In diesen und anderen Stücken sehen wir nur die letzten — d. h. für uns die letzten — Ausläufer einer Dramengattung, welche in der ganzen modernen Literatur der germanischen und romanischen Völker eine große Rolle spielt, und für welche Shakespeares Beispiel durch den mächtigen Wurf, der ihm in seinen drei Römertragödien gelungen, wohl wichtig und wirksam, keineswegs aber tonangebend und maßgebend gewesen ist.

So anziehend ein näheres und zusammenhängendes Eingehen auf die Entwickelung dieses modernen Römerdramas sein könnte, so müßte diese Aufgabe doch einem berufenen Vertreter der neueren Literatur zufallen, insonderheit der französischen, in welcher hier Ponsards Einfluß mächtig war; wohl aber wird es gestattet sein, von hier Anlaß zu nehmen für die Frage: wie es denn in Rom selbst, im römischen Alterthum mit solchen Römertragödien bestellt war? und das führt uns allerdings auf ein merkwürdiges Capitel der römischen Literaturgeschichte.

Die römische Literatur steht ja von Anfang an unter dem bestimmenden Einfluß der hellenischen, und gerade die lateinische Uebertragung des griechischen Dramas — Tragödie und Komödie — durch Livius Andronicus bildet die Eröffnung der eigentlichen Literatur in Rom.

Der griechischen Tragödie lagen nun historische Stücke im engeren Sinn, Stoffe aus der geschichtlich hellen Vergangenheit und aus der Gegenwart fern. Zwar hat der erste Tragiker, dessen Bild uns in lichteren Umrissen erscheint, Phrynichus, in zwei Dramen große Ereignisse der Zeitgeschichte dargestellt und Aeschylus ist ihm in seinen noch erhaltenen „Persern" gefolgt: aber wie diese großartigen Anläufe bei jenen Dichtern selbst unter den zahlreichen Stücken mythischen Inhalts vereinzelt sind, so haben weder Sophokles, noch Euripides, noch deren Zeitgenossen Aehnliches gewagt, und in der nachclassischen Zeit sind auch wieder nur drei ganz vereinzelte und wenig hervortretende Versuche dieser Art zu verzeichnen. In der überwiegenden, ja erdrückenden Mehrzahl von Hundert gegen Eins blieb der unerschöpflich reiche Stoff der mythischen Vorzeit der fortwährende, immer neu gestaltete und umgestaltete

Gegenstand der tragischen Bühne Griechenlands. Und als diese nun nach Rom verpflanzt wurde, bildeten dieselben Mythen den Grundstock in den lateinischen Nachbildungen von Livius Andronicus an bis in die späteren Zeiten.

Unter diesen Umständen muß man es als eines der hervorragendsten Ereignisse der römischen Literatur und als ein besonderes Zeichen selbständiger Kraft ansehen, daß gleich der erste, welcher mit freierem Schwung in der von Livius Andronicus eröffneten Bahn weiter schritt, Gnäus Nävius aus Campanien, neben den Göttern und Heroen Griechenlands auch national-römische Stoffe auf die Bühne brachte, daß er den königlichen Ahnherrn Romulus und in einem andern Stücke, Clastidium, den Sieg des Marcellus über die Kelten darzustellen unternahm. Derselbe Nävius war es ja auch, welcher in seinem Epos über den ersten punischen Krieg, in dem er selber mit gefochten, die gleichzeitige Geschichte mit alter Sage verwebt in schlichtem Erzählerton vorführte: hier, wie bei Aeschylus, haben wir das seltene Schauspiel, daß ein Dichter die Gegenwart, die er selbst durchlebt, die Schlachten, die er selbst geschlagen, durch den Gesang verherrlichte. Jene Nationalschauspiele des Nävius bedeuteten wenigstens nach einer Seite hin etwas ganz anderes, als die Uebertragungen und Nachbildungen griechischer Tragödien, und diese seine Schöpfung beweist ein ungewöhnliches Maß von Originalität, selbst wenn wir annehmen wollten, daß Nävius durch den ähnlichen Vorgang des ihm wohl bekannten Aeschylus die Anregung dazu empfangen hätte. Allein diese Annahme ist nicht einmal nothwendig, ja nicht einmal wahrscheinlich, eben weil Nävius neben dem Nationalschauspiel auch selbständig ein nationales Epos schuf. Zwar könnte man auch hier daran erinnern, daß bald nachdem Phrynichus und Aeschylus die Perserkriege auf die Bühne gebracht hatten, der Samier Chörilus dieselben in einem Epos besang: indessen diese „Perseis" wurde unter den Griechen selbst bald wenig geschätzt und verbreitet, von Niemandem wurde etwas Aehnliches dort weiter versucht, in Rom aber erscheint keine Spur der Bekanntschaft mit jenem Werk und es ist kaum glaublich, daß Nävius davon gewußt haben sollte.

Nichts aber ist geeigneter diese Verhältnisse zu illustriren, als ein Blick auf die verwandten englischen Historien, besonders Shakespeares Königsdramen. Daß diese englischen Historien, wenn auch nicht ihre erste Entstehung, so doch ihre Ausbildung in Shakespeares Zeit und durch Shakespeare der ungewöhnlichen Spannung und Erhebung eines großen und mächtigen Nationalgefühls verdanken, ist hinlänglich bekannt und anerkannt; auch hier ist es ja nicht in dramatischen Gedichten allein, daß sich die Begeisterung für die vaterländische Geschichte kund giebt: „Spensers lyrisch-episches Gedicht „The Fairy Queen" ist nichts anderes als der schwungvolle Preis der großen elisabethanischen Zeit

und ihrer Triumphe über scheinbar unüberwindliche Gefahren; und wenn Andere, wie Daniel und Drayton, es liebten sich bis in die ältesten Zeiten der englischen Geschichte zu vertiefen, so können wir darin dasselbe Bedürfniß nach poetischer Aeußerung des Nationalgefühls erkennen" (H. v. Friesen). Und dasselbe Bedürfniß erkennen wir als wirksam in den gleichen Versuchen für seine Zeit und Vorzeit bei dem römischen Dichter Näbius, dasselbe in den erwähnten griechischen Dichtungen; wir erkennen, wie in Griechenland, Rom und England die gleichen Erscheinungen gleiche Folgen hatten: überall begründet eine große nationale und politische Erhebung den Drang, die Erlebnisse der Vergangenheit in lebendiger Darstellung vergegenwärtigt und verewigt zu sehen.

Die in solcher Zeit entstandene neue Dichtungsgattung, das römische Nationalschauspiel, fand nun auch fernerhin eine, wenngleich beschränkte, Pflege. Man nannte solche Stücke „fabulae praetextae" oder „praetextatae", Dramen in der toga praetexta, im römischen Staatskleide. Diese Bezeichnung von der nationalen Tracht, welche in entsprechender Weise bei den verschiedenen Gattungen des Dramas von den Römern durchgeführt ist, kann uns höchstens im ersten Augenblick absonderlich vorkommen. Es ist nicht nur eine ähnliche Uebertragung — von der Dekoration, wie hier vom Kostüm — wenn wir von Salonstücken reden, sondern es liegt ganz dieselbe vor in der spanischen „Degen- und Mantelkomödie" und auch ein bei uns ganz gewöhnlicher Ausdruck gehört hierher, wenn wir von einem Schauspieler urtheilen „er spielt nur im Frack gut": damit meinen wir gar nicht, daß er gerade dies unglückselige Kleidungsstück anhaben müsse, um in seinem Elemente zu sein, sondern wir bezeichnen Stücke, welche sich innerhalb der modernen Cultur bewegen — von welcher der Frack zeugt!

Solche Stücke im „Frack" der Römer, in der toga praetexta, schrieb dann zunächst Quintus Ennius, der mit größerer Sprach- und Formgewandtheit, aber geringerer Kraft und Eigenart die Bestrebungen des Näbius auf diesem wie auf anderen Gebieten aufnahm. Wie Näbius schrieb er zwei Prätexten, und wie dieser behandelte er in der einen einen Stoff aus der römischen Sagengeschichte, den neuerdings wieder von Heyse dramatisirten „Raub der Sabinerinnen", während er in dem zweiten eine Episode der jüngsten Vergangenheit, die Belagerung von Ambracia, der er selbst beigewohnt, zum Mittelpunct machte. Aber gegenüber diesen zwei Nationalschauspielen schrieb Ennius über zwanzig Stücke nach griechischem Muster und aus der griechischen Mythologie, und es ist ungefähr das gleiche Verhältniß, wenn sein Schwestersohn und Schüler Marcus Pacuvius neben einem Dutzend griechischer Stücke nur eine Prätexta abfaßte, nach Paulus dem Bezwinger Macedoniens betitelt. Noch greller ist dies Verhältniß bei dem größten und

thätigsten der römischen Tragiker, Lucius Accius; gegenüber von über vierzig Bearbeitungen aus der griechischen Mythologie lieferte auch er nur zwei Prätexten, deren eine „Decius", den Opfertod des Publius Decius Mus in der Schlacht bei Sentinum feierte, während die andere, „Brutus", im Inhalt sich mit der — durch die erwähnte Preisertheilung wohl etwas überschätzten — Tragödie Albert Lindners deckte. Nach der Ermordung Cäsars hätte der Tyrannenmörder Brutus es gar gerne gesehen, wenn an den apollinarischen Spielen dieses Stück wieder aufgeführt worden wäre und einen rechten Enthusiasmus für den angeblichen Nachkommen und Nachfolger jenes alten Befreiers erregt hätte; Marcus Antonius aber ging einer so offenkundigen Demonstration aus dem Wege und ließ ein mythologisches Stück desselben Accius geben.

Außer von den genannten Prätexten wissen wir noch von einem derartigen Werke, einem rechten Gelegenheitsstück: der Cäsarianer Lucius Cornelius Balbus hatte sich bei Ausbruch des Bürgerkriegs in das feindliche Lager zu Dyrrhachium eingeschlichen, um dort heimliche Unterhandlungen zu führen; aus diesem Abenteuer machte er sechs Jahre später eine Prätexta und ließ sie bei Spielen in seiner Vaterstadt Gades zur Aufführung bringen. Von der Wirkung erfahren wir nur, daß der Dichter selbst zu Thränen gerührt wurde.

Mehr als diese acht Prätexten hat unseres Wissens die republikanische Zeit nicht hervorgebracht. Als aber das augusteische Zeitalter sein Princip der reinen Form auch auf dramatischem Gebiet zur Durchführung gebracht hatte, da kamen auch noch wieder einige Versuche im Nationalschauspiel zum Vorschein. Zwar daß der große Beschützer der Kunst und Künstler in jener Zeit, dessen Name für seinesgleichen typisch geworden ist, das Gajus Cilnius Mäcenas in einer Prätexta die Octavia dargestellt habe, die edle und unglückliche Schwester des Augustus, welche aus politischem Interesse dem wüsten Marcus Antonius verbunden wurde, das hat man nur aus einem mißverstandenen Citat geschlossen. Aber in der dann folgenden Zeit hat nicht allein der Satiriker Persius als Knabe eine Prätexta von unbekanntem Inhalt geschrieben, sondern vor Allem zeichnete sich unter Vespasian Curiatius Maternus aus, dem Tacitus in seiner Jugendschrift ein schönes Denkmal gesetzt hat. Maternus machte Aufsehen, indem er neben mythischen Stücken eine freisinnige Tragödie, „Cato", schrieb und den letzten Republikaner verherrlichte, mit dessen Gestalt bei uns einst Gottsched seine neue deutsche Schaubühne inaugurirte. In einer zweiten Prätexta, „Domitius", behandelte er den (Lucius Domitius) Ahenobarbus, dessen derbe Soldatenfigur eine so wirksam durchgeführte Episode in Shakespeares „Antonius und Kleopatra" bildet.

Wie wir aber diese Schauspiele des Maternus nur nach dem Titel und nach dem geschichtlichen Stoff kennen, so ist uns auch aus den vorher auf-

gezählten Prätexten der republikanischen Zeit außer den Titeln wenig mehr erhalten als einzelne Worte nnd Verse: aus den hier besonders spärlichen Bruchstücken gelingt es meist nicht einmal in der Weise über den Gang und die Durchführung ein Urtheil zu gewinnen, wie dies bei den Trümmern von einer ganzen Reihe griechischer und römischgriechischer Tragödien möglich ist.

Unter diesen Umständen gewinnt ein besonderes Interesse ein Stück, das unter den Tragödien des Seneca und unter seinem Namen überliefert ist, die einzige erhaltene Prätexta aus dem Alterthum: „Octavia". Sie behandelt das Schicksal der Tochter des Kaisers Claudius und der Messalina, welche durch ihre, aus rein dynastischem Interesse, in Folge einer Intrigue ihrer Stiefmutter Agrippina geschlossenen Ehe mit deren Sohn und ihrem Adoptivbruder Nero noch weit unglücklicher ward, als ihre vorhin erwähnte Namens- und Leidensschwester, von ihrem tyrannischen Gatten zuerst mißachtet, dann verstoßen und zuletzt getödtet.

Wenn dies Stück soeben die einzige erhaltene Prätexta „aus dem Alterthum" genannt wurde, so stellt sich dies einer Meinung entgegen, welche in den Sechziger Jahren wiederholt von einem Gelehrten mit ziemlicher Energie verfochten wurde: es sei diese „Octavia" gar keine antike Dichtung, sie sei ein Machwerk aus dem zwölften bis vierzehnten, wahrscheinlich aus dem vierzehnten Jahrhundert. Diese Meinung ist allerdings entschieden zu verwerfen. Zunächst kann vom vierzehnten Jahrhundert schon der Ueberlieferung nach nicht die Rede sein, da wir aus demselben mehrere Abschriften von dem Stück besitzen, welche durch ihre gemeinsame Verderbtheit auf eine weiter, ja ziemlich weit zurückliegende gemeinsame Urhandschrift führen; noch mehr aber: durch ein ans Licht gezogenes Citat aus dem dreizehnten Jahrhundert, aus dem hervorragendsten Werk der damaligen Gelehrsamkeit, dem sogenannten „größeren Spiegel" (speculum maius) des Vincenz von Beauvais (Vincentius Bellovacensis) können wir das Vorhandensein der „Octavia" schon damals feststellen. Mit diesen Thatsachen werden wir aber nicht nur aus dem vierzehnten Jahrhundert, sondern aus dem Mittelalter überhaupt hinausgewiesen. Denn der erste dramatische Dichter der Italiener, zugleich der erste, welcher die Tragödien des Seneca sich zum Vorbild nahm, ist Albertinus Mussatus, um die Wende erst des dreizehnten Jahrhunderts; und trotz großer Fertigkeit in Handhabung der classischen Form steht Mussatus und stehen seine Zeitgenossen in Reinheit der Sprache und Verskunst weit zurück gegen den Verfasser der „Octavia".

Verfasser dieses Stücks kann aber freilich auch nicht der Tragiker und Philosoph Lucius Annäus Seneca sein, des Nero Erzieher, der im Jahre 65 nach Christus wegen angeblicher Theilnahme an der pisonischen Verschwörung in den Tod ging. Die Autorschaft des Seneca ist zwar nicht bloße

Meinung, sondern ausdrückliche Ueberlieferung, und diese hat bei der Zähigkeit im Haften am Ueberlieferten früher und bis in unser Jahrhundert hinein einzelne Vertheidiger gefunden: aber haltbar ist sie nicht.

Zunächst: daß überhaupt eine solche Verschiedenheit der Ansichten möglich ist, wonach dasselbe Schriftwerk vom Einen in das Mittelalter geworfen, vom Andern einem Seneca zugeschrieben wird, das kann mit nichten als ein Beleg für die eben so verbreitete als irrige Meinung gelten, als sei unsere Philologie keine recht „exacte" Wissenschaft und habe es vielfach mehr mit Annahmen als mit Beweisen zu thun. Denn daß unbeweisbare oder sogar widerlegliche Thesen und Hypothesen aufgestellt werden, das kommt in jeder Wissenschaft vor, nicht zum wenigsten in den sogenannten exacten Wissenschaften: wie wir aber bei dem uns beschäftigenden Werke die Vermuthung eines mittelalterlichen Ursprungs aus der inneren Beschaffenheit wie vor allem aus der Ueberlieferung strict zurückweisen konnten, so können wir andererseits die Ueberlieferung, nach welcher Seneca die „Octavia" gedichtet, als unberechtigt und unrichtig auf das Exacteste beweisen, mit Zahlen — wenn auch nicht mathematisch, so doch chronologisch.

In unserem Stück tröstet die treue Amme ihre unglückliche Herrin mit den Worten: „vielleicht wird ein Gott gegen Nero als vindex, d. h. als Rächer auftreten", und später spricht der aufsteigende Schatten der Agrippina prophetisch von „Flammen, welche eine vindex manus, d. h. eine Rächerhand, und Mutterschmerz auf traurige Scheiterhaufen wenden werde", will sagen: ihr Rachegeist und die Hand eines vindex, eines Rächers, werde ihrem Sohne den Tod bringen.

Daß damit Anspielungen auf die Empörung des Gajus Julius Vindex im Jahre 68 gegeben sind, durch welche das Ende des Nero herbeigeführt wurde, liegt auf der Hand; wie ja das so nahe liegende Spiel mit diesem bedeutungsvollen Namen auch sonst damals ausgebeutet wurde, z. B. in der nachträglichen Deutung eines Weihgeschenkes, welches Nero nach der Unterdrückung jener pisonischen Verschwörung im Jahre 65 dem Juppiter Vindex gemacht hatte. Daß dieses Namensspiel in der „Octavia" nicht etwa ein bloßer Zufall ist, beweist, daß weiterhin dort auch das Ende Neros mit allem Detail der wirklichen Begebenheit nebst anderen Ereignissen seiner letzten Jahre vorhergesagt wird. Wenn man also nun nicht annehmen will, daß Seneca, der, wie gesagt, im Jahre 65 sich den Tod geben mußte, die erwähnten Thatsachen des Jahres 68 in göttlicher Prophetengabe vorher gewußt habe — und leider hat Seneca überhaupt, wie besonders als Tragiker, nur allzuviel Menschliches an sich — so muß man nothwendig zugeben, daß jene „Vorhersagungen" nach der That gemacht, also nicht von einem gemacht sind, der schon mindestens drei Jahre bei den Todten lag.

Nachdem durch eine solche Beweisführung die Verfasserschaft des Seneca unmöglich erschienen war, und schon vorher, als man auf subjectivere Gründe hin demselben das Stück absprach, sind verschiedene Muthmaßungen über anzunehmende Verfasser der „Octavia" laut geworden — z. B. daß sie von dem früher besprochenen Curiatius Maternus herrühre — Muthmaßungen, von denen sich keine beweisen, manche sogar widerlegen läßt. Bei einem Dichterwerk, das einen objectiven Stoff in einer hergebrachten Technik bearbeitet, ist es unmöglich ohne Spur einer Ueberlieferung einen bestimmten Verfasser zu erschließen, und es sollte auch bei solchen literarischen Findelkindern die recherche de la paternité untersagt sein.

Wohl aber giebt es Handhaben, wenigstens die Zeit der Entstehung einigermaßen festzustellen. Man hat dazu die Behandlung des geschichtlichen Stoffes verwerthen wollen — und ist zu schnurstracks entgegengesetzten Ansichten gekommen. Die Einen haben aus dem Vorkommen einiger dunkleren Details geschlossen, daß der Verfasser der Zeit der geschilderten Ereignisse sehr nahe gestanden habe, die Anderen haben aus Abweichungen von historischen Thatsachen das Gegentheil gefolgert. Auf diesem Wege gelangen wir zu nichts: denn es kommt nichts historisch Richtiges in dem Werk vor, was dem antiken Verfasser nicht durch schriftliche Ueberlieferung hätte zukommen können, und es ist nichts Ungeschichtliches oder Widergeschichtliches darin, was sich nicht einfach daraus erklären ließe, daß der Verfasser ein Drama, kein Geschichtsbuch schrieb.

Weit triftiger hat man sich an die sprachliche Form und die Verskunst der Dichtung gehalten. Diese stellen sich in ihrer Reinheit und Sauberkeit nicht nur jener Hypothese von einem mittelalterlichen Ursprung entgegen, sondern sie setzen im Alterthum selbst eine Grenze, da in den letzten Jahrhunderten der Kaiserzeit, wo mit Allem auch die formelle Sicherheit und Gewandtheit sank und schwand, so gut gebaute Verse, wie durchweg in der „Octavia", den Dichtern nicht mehr gelangen.

Diese immer noch sehr vage Grenze erhält eine weit größere Bestimmtheit, sobald wir mit der sprachlich-metrischen die literarhistorische Betrachtung verbinden. Es ist uns nämlich nach der Zeit des Domitian und Trajan überhaupt nichts von Tragödien bei den Römern bekannt, während wir bis zu diesen und unter diesen Kaisern eine ziemlich lebhafte Production nachweisen können. Danach wird die Frage in Bezug auf unsere Tragödie vielmehr so zu stellen sein: ist in derselben nach Form und Inhalt etwas, das uns hinderte, sie in die nächsten Jahrzehnte nach Neros Tod zu setzen? und da diese Frage entschieden verneint werden muß, so wäre es ganz willkürlich, dieselbe, wie oft geschehen, in eine Zeit herabzudrücken, wo sie außerhalb jedes literarischen Zusammenhanges stehen würde. Ja es ist an und für sich weit

wahrscheinlicher, daß die unmittelbare und lebendige Theilnahme für das traurige Schicksal und Ende der Octavia, nicht erst eine späte aus Geschichtsbüchern geschöpfte Anregung diese poetische Darstellung hervorgerufen habe.

Und es gewinnt von dieser Seite her das Stück noch eine neue Bedeutung. Den vorhin, anläßlich einiger Anspielungen in der „Octavia" berührten Aufstand des Gajus Julius Vindex und seiner Genossen haben wir neuerdings würdigen gelernt als „den letzten Kampf der alten, seit einem halben Jahrhundert zu den Todten geworfenen Republik, welche, der Gruft wieder entsteigend, dem Principat den Krieg erklärt, und, wenn nicht diesem selbst, doch der Dynastie seines Begründers ein Ende gemacht hat" (Mommsen). Es ist nun bemerkenswerth, daß in der „Octavia" nicht allein das wirklich historische Moment verwerthet ist, daß sich das römische Volk zu Gunsten der verstoßenen Fürstin erhob, sondern daß sich ausdrückliche Aeußerungen einer republikanischen Gesinnung in den Chorgesängen des Volkes finden, z. B.:

Einstmals war echt bei den Vorderen Roms
Die Tugend des Manns
Und echt das Geschlecht des Mars und das Blut
Bei den Männern der Zeit:
Sie trieben die stolzen Könige fort
Aus unserer Stadt,
Und wohl sind Deine Manen gerächt,
Die mitleidswerth Du von eigener Hand,
Lucretia, fielst,
Da vom wilden Tyrannen Du Schande erlittst!

Unsäglichen Frevels Strafen erfuhr
Die Gemahlin Tullia sammt Tarquin,
Die ob des gemetzelten Vaters Leib
Herzlos den wilden Wagen geführt,
Und versagte das Grab dem verstümmelten Greis —
Ein freveles Kind!
Auch unsere Zeit sah mächtigen Gräul
Des fürstlichen Sohns.

Es folgt nun die Erzählung von dem Muttermorde Neros, welcher die Agrippina erst zu Schiffe ins tyrrhenische Meer hatte fahren lassen, und der dann, als der Plan, sie in den Wellen den Tod finden zu lassen, vereitelt wurde, durch einen Schergen sie umbringen ließ.

In einem späteren Chorgesange heißt es:

Wo ist des römischen Volkes Kraft,
Die Feldherrnruhm zermalmte so oft,
Unbezwinglicher Heimath Gesetze verlieh
Und den würdigen Bürgern des Amtes Gewalt?
Die Krieg und Frieden beschloß, den Trotz
Der Völker brach,
In Ketten gefangene Könige schloß?!

So wenig solche Aeußerungen eines republikanischen Geistes allein zu einer chronologischen Feststellung unserer Dichtung ausreichen würden, so sehr sind sie geeignet die von anderer Seite schon gewonnenen Anhaltepuncte zu stützen und zu erweitern, geeignet aber zugleich der Dichtung ein weiteres, historisches Interesse zu verleihen; wir dürfen in derselben, wie auch in jenen freimüthigen Prätexten des Curiatius Maternus erkennen: ein Nachwehen und Nachklingen des von dem hochherzigen Vindex und seinen Genossen gefaßten Gedankens einer Wiederherstellung der Republik. Wie einst die erste vollkräftige Bethätigung des republikanischen Rom die Schöpfung solcher nationalen Schauspiele durch Nävius im Gefolge gehabt hatte, so bewirkte jener letzte Aufschwung des altrömischen Volksbewußtseins eine kurze Nachblüthe dieser Dichtungsart, so kurz freilich, wie jener Aufschwung selbst: denn, wie vorauszusehen und vorausgesagt war, erzielte derselbe nichts anderes, als daß nun statt eines Claudiers der Sproß eines anderen vornehmen Geschlechts über der römischen Welt thronte. Und so folgt auch in unserer Dichtung auf die erwähnte, fruchtlose Erhebung des Volkes wider den gewaltigen Herren und zu Gunsten der von ihm Verstoßenen die Klage:

O Volksgunst, verderbliche Du
Und Vielen ein Graus,
Die die Segel des Schiffs mit günstigem Wind
Aufblähet und weit es treibet dahin —
Dann wieder so matt
Es verläßt auf hohem und stürmischem Meer!

Wenn nun nach dem früher und zuletzt Ausgeführten diesem römischen Drama ein nicht gewöhnliches historisches und literarhistorisches Interesse zugesprochen werden darf, so wird das Urtheil über den eigentlich poetischen Werth desselben weit minder günstig ausfallen müssen. Bevor wir aber darüber einige Worte sagen, wird es nöthig sein die Dichtung selbst in ihren Hauptzügen vorzuführen.

Der langgedehnte erste Act macht uns in lyrischen Ergüssen und Wechselgesängen, wie in Reden und Gegenreden der Octavia und ihrer alten Amme und Dienerin mit den Schicksalen und Personen bekannt. Die Fürstin tritt in der Morgenfrühe aus ihrem Gemach ihre Klagen anzustimmen und die Alte sucht sie vergebens zu trösten. Octavias Abscheu vor dem, welchem sie in frühester Jugend gezwungen folgen mußte, und der sie selber haßt, ihr erst die Freigelassene Acte vorzog, nun die stolze und üppige Poppäa Sabina, die schon so gut wie seine Gemahlin ist, die Blutgräuel des Tyrannen gegen ihre und seine nächsten Angehörigen, vor Allem ihren Bruder Britannicus, kurz der ganze Jammer des Kaiserhauses wird in immer neuen Wendungen und Ausbrüchen vorgeführt. In längerer Rede sagt Octavia:

Was nur erträglich, laß mich dulden — nimmerdar
Kann enden, denn im trüben Tode, all mein Leid!
Erschlagen mir die Mutter! Vater-, Bruderlos
Durch schnöde That — in Elend, Trauer tief versenkt —
Von Gram gedrückt — verhaßt dem Gatten, und der Magd,
Der eignen, nachgesetzt athm' ich ein freudlos Licht,
Dieweil mein Herz stets zittert — nicht in Furcht des Tods,
Des Frevels nur! Schuld bleibe meinem Schicksal fern —
Tod wird mich freun! Denn größre Pein als Sterben ist's
Mir Elenden den üpp'gen, trotz'gen Blick zu schaun
Des Herren, Küsse tauschen mit dem Feindlichen,
Deß Wink zu fürchten, dem hingebungsvoll zu sein
Nach meines Bruders Schicksal nicht vermag mein Schmerz.
Des ruchlos Umgebrachten Reich besitzt er nun,
Im Glücke schwelgt, der unsäglichen Mord verübt.
Wie oft stellt meinem Blick der trübe Schatten sich
Des theuren Bruders dar, wenn Ruh die Glieder löst
Und die vom Weinen kranken Augen Schlaf bedeckt:
Bald rüstet er mit düsterm Brand die schwache Hand
Und zielt im Zorn nach seines Bruders Angesicht,
Bald wieder zitternd flüchtet er in mein Gemach,
Der Feind verfolgt ihn und, da er sich hängt an mich,
Stößt durch die Seite uns sein Schwert der Wütherich.
Dann schüttelt Frost und arge Angst den Schlaf mir ab
Und neu wird Trübsal dann und Furcht mir Elenden!

Im weiteren Verlauf des Gespräches bricht Octavia mit dem Ausruf los:

Auch mich vertilg' er, oder fall' von meiner Hand!

Drauf die Alte:

Natur verlieh Dir nimmer so gewalt'ge Kraft.
Octavia: Schmerz, Zürnen, Grämen, Elend, Trübsal wird sie leihn!
Amme: Besieg nachgiebig lieber den unholden Mann.
Oct.: Daß den ruchlos entrißnen Bruder er wiedergiebt?!
Amme: Daß selbst Du heil seist, daß Du wiedergiebst
Den Sprossen einst dem Vaterhaus, dem sinkenden!
Oct.: Das Haus erwartet andern Sproß des Fürsten wohl —
Mich treibt des armen Bruders graus Geschick dahin.
Amme: Den Muth laß stärken Dir der Bürger große Gunst.
Oct.: Die tröstet wohl, nicht lindert meine Leiden sie.
Amme: Groß ist des Volks Macht.
Oct.: Die der Fürsten größer noch.
Amme: Er wird die Gattin achten.
Oct.: Die Buhle läßt ihn nicht!
Amme! Sie, welche Alle hassen!
Oct.: Doch hoch hält ihr Mann!
Amme: 's ist nicht sein Weib!
Oct.: Sie wird's — und Mutter auch von ihm!

Nachdem diese Dinge durch mehr als dritthalbhundert Verse durchgesprochen sind, schließt ein Chorgesang den ersten Act. Den folgenden eröffnet der greise Philosoph Seneca mit einer Betrachtung über die vier Weltalter, welche ein französischer Kritiker (Daunou) treffend plus deplacée que brillante nennt. Seine Klagen über die Gefahren und Uebel der Gegenwart unterbricht das wilde Auftreten des Nero, der sich gleich mit einem Mordbefehl einführt. Seneca sucht ihn zur Milde und Gottesfurcht zu bewegen, Nero höhnt mit Beziehung auf seine Apotheose des Kaisers Claudius:

Thöricht wär' Gottesfurcht für mich, der Götter macht.

Aus der Geschichte seines Hauses sucht Nero zu beweisen, daß nur Strenge dem Herrscher nütze, ihn zum Gott mache:

Auch meiner harrt das Sternenreich, wenn ich zuvor
Mit wildem Schwert getroffen, was mir feindlich ist,
Und neu gestützt mit würdigem Sproß mein Herrscherhaus.

Diese Worte, welche den Entschluß andeuten, Octavia zu beseitigen und Poppäa Sabina zur Gemahlin zu erheben, veranlassen ein lebhaftes Zwiegespräch, in dem vergeblich Seneca die gute Sache der Octavia verficht. Er sagt schließlich:

Gib lieber doch leutselig Deinen Bürgern nach.
Darauf Nero: Schlecht ist die Herrschaft, wenn das Volk den Fürsten lenkt.
Seneca: So nichts es kann erreichen, fühlt's gerechten Schmerz.
Nero: Ist's Recht ertrotzen, was die Bitte nicht erlangt?
Seneca: Hart ist versagen! Nero: Fürsten zwingen, Frevel ist's.
Seneca: Er selbst gab nach. Nero: Die Fama meldet: er war schwach.
Seneca: Leicht ist und leer sie. Nero: Sei's, doch Viele schändet sie.
Seneca: Sie fürchtet Hohes. Nero: Minder drum nicht greift sie's an.
Seneca: Du zwingst sie leicht! Des seligen Vaters Wohlthat und
Der Gattin Jugend, Güte, Keuschheit rühre Dich!

Aber Nero bricht ab:

Laß endlich ab schon allzu lästig so in mich
Zu dringen! Thun wir, was mißbilligt Seneca!
Schon lange liegt Poppäas Flehen mir im Sinn,
Da sie ein Pfand, ein Theil von mir im Schoße trägt.
Was? Morgen sei der Tag der Hochzeit uns bestimmt!

Danach steigt im dritten Acte der Schatten der Agrippina aus der Unterwelt empor, deren fürchterliches Ende der Chorgesang am Schluß des früheren Actes geschildert hatte. Agrippina trägt dem Sohne die unheilvolle Hochzeitsfackel vor und läßt ihren schauerlichen Racheruf und ihre schrecklichen Weissagungen durch den Kaiserpalast erschallen. Unter anderem:

Führ' gleich von Marmorblöcken auf und deck' mit Gold
Er stolz die Burg, mit ihren Waffen schirme nur

Die Schaar des Herzogs Schwelle, send' unendlich Gut
Der ausgesogne Erdkreis ihm, der Parther fass'
Die künst'ge Rechte, Schätze zoll der Reiche Zahl:
Der Tag wird kommen und die Zeit, wo hin er gibt
Die schuldge Seel' für seine Frevel, seinen Hals
Dem Feind — verlassen und verstört und ganz entblößt!

Nachdem Agrippina wieder in die Unterwelt versunken, schließt sich noch ein Gesang der Octavia und des Chores an: sie wehrt die gefährlichen Aeußerungen der Volksgunst ab, während das Volk sich in Klagen ergeht.

Im nächsten Act tritt die neue Kaiserin Poppäa Sabina zu ihrer vertrauten Wärterin aus dem Schlafgemach: während diese stolz die Schönheit und das Glück der Herrin, den Glanz des Festes schildert, ist die junge Fürstin von der Seite ihres Gemahls aufgescheucht durch einen fürchterlichen Traum. Es ist die Schattenerscheinung der Agrippina, welche sich in ihrer Seele spiegelt:

Es schwang die Fackel, die mit meines Gatten Blut
Bespritzt, die wilde Mutter drohnden Angesichts!

Indem sie ihr folgte, sah Poppäa im Tartarus weitere Schreckgestalten:

Weh! was bedräun der Unterirdschen Geister mich?
Und was für Blut erschaute meines Gatten ich?

Die geschäftige Alte weiß alles einfach und natürlich auszulegen, und indem Poppäa sich anschickt ein Sühnopfer zu verrichten, stimmt der Chor ihrer Frauen ein heiteres Lied zum Preise ihrer göttergleichen Schönheit an. Er wird jäh unterbrochen durch den Eintritt eines athemlosen Boten, der die wachthabenden Soldaten der Kaiserburg im Namen des Präfecten zur Vertheidigung aufruft: das Volk hat sich erhoben, die Bilder der Poppäa gestürzt und Wiedereinsetzung der Claudierin verlangt. Als der Bote abgeht, Nero selbst die Kunde des Aufstandes zu bringen, singt der Frauenchor Poppäas von dem vergeblichen Beginnen wider Cupidos Flammen den Brand zu erheben: auch hier werde sich der Gott unbezwinglich zeigen und die Empörer strafen.

Der fünfte Act bewahrheitet diese Voraussicht. Nero tritt auf, wuthschnaubend über die Langsamkeit und Schonung, mit der seine Truppen vorgehen: jetzt soll sie, die man ihm aufdringen will, den Tod erleiden, Schlimmeres noch soll das treulose Volk treffen in allen Schrecknissen der Einäscherung Roms:

Gar übermüthig hebt, durch unsre gute Zeit
Verdorben, sich der Pöbel, undankbar begreift
Nicht unsre Mild' er, Frieden kann er tragen nicht.
Die kecke Unruh aber reißt von hinnen ihn,
Von hinnen treibt die Tollheit ihn zu jähem Sturz.

Leid muß und Noth ihn bänd'gen, immer schwer das Joch
Ihn drücken, daß er solch Beginnen nimmer wagt
Und wider meiner Gattin Antlitz sonder Scheu
Sein Aug erhebt: durch Straf gebrochen wird in Furcht
Er nun gehorchen lernen seines Fürsten Wink.

Nun meldet der Präfect: der Aufstand sei unterdrückt — mit wenig Blutvergießen; das letztere empört Nero, er theilt dem Präfecten seinen Racheplan mit und fordert zunächst das Blut Octavias. Dieser schaudert zurück und macht schwache Einwendungen, ist aber allsogleich gefügig seinem Herrn, der mit den Worten abgeht:

Fort mit Deinem Rath und Flehn!
Thu was ich Dir befohlen, laß zu Schiffe sie
Nach fernem Eiland fahren und umbringen dort,
Daß endlich sich in meinem Busen legt die Furcht.

In der letzten Scene wird dann Octavia herbeigeschleppt, von den Klagen des Volks geleitet. Sie möchte wenigstens in der Heimath sterben: das Schiff, das sie aufnehmen soll, gemahnt sie an das Schiff der Agrippina — sie zweifelt und verzweifelt an den Göttern:

Nichts lebt in höheren Mächten von Treu —
Es gibt keinen Gott,
Die trübe Erinys herrscht in der Welt!
Wer vermag so recht zu beweinen mein Leid?
Wird Nachtigalls Klagen erwidern nur
Meinem Thränenstrom?
O hält' ihre Flügel mir Armen doch
Verliehn das Geschick!
Ich flüchtete meiner Trübsal entrückt
Auf flatterndem Fittich weit dahin
Von der Menschheit Jammer und wildem Mord:
Allein dann könnt' ich im leeren Hain
Auf schwankem Zweige betrübten Gesang
Ergießen aus klagender Kehle.

Der Chor versucht sie zu trösten durch Hinweis auf die lange Reihe ähnlicher Schicksale in ihrem Hause: Octavia fühlt, daß auch sie, die Letzte, dies Geschick erfüllen muß; aber im Begriff das Schiff zu besteigen ruft sie noch die Rachegeister aus dem Tartarus wider Nero auf. Der Chor wünscht: eine Diana möchte auch dies unschuldige Opfer, wie einst von Aulis zum Taurierland die Iphigenie, entrücken, und er schließt das Stück mit den Worten:

Unholder denn Aulis ist unsere Stadt
Und selbst denn der Taurer Barbarenland:
Dort wird mit des Fremdlings Blute gesühnt
Der Himmlischen Macht,
Rom schwelget im Blute des Bürgers!

Ueber das Drama, das wir hier nur in der Kürze und eben deshalb nicht nach der Seite seiner empfindlichen Längen vorführen konnten, sind die entgegengesetztesten Urtheile auch hinsichtlich seines dichterischen Werthes gefällt worden. Von den bedeutendsten Kritikern des sechzehnten Jahrhunderts hat es der eine knabenhaft genannt, der andere dagegen lebhaft in Schutz genommen, und aus der neueren Zeit ließen sich ähnliche Aussprüche gegenüberstellen, indem die „Octavia" bald als weit matter den senecaschen Tragödien nachgestellt, bald gerade wegen eines wohlthuend gemäßigten Tones ihnen vorgezogen, die beste der erhaltenen römischen Tragödien genannt wurde.

Diese Verschiedenheit des allgemeinen Urtheils erklärt sich einigermaßen aus der inneren Beschaffenheit der Tragödie. Unleugbar hat die lebhafte und warme Theilnahme des Verfassers für seinen Gegenstand denselben mehrfach ein ganz wirksames Pathos entfalten lassen, und er hat für die rührenden Momente seines Stoffes einen oft ergreifenden Ausdruck gefunden. Aber er kommt weder in der Charakteristik der Personen über das Declamatorische hinaus, noch hat er seiner Darstellung einen dramatischen Schritt und Fortschritt zu geben vermocht: mit all seinen Klagen und ausgeführten Stimmungsbildern erreicht er nicht die tiefe, packende Wirkung, welche Tacitus' Meisterhand mit seiner in wenig Strichen vollendeten Zeichnung der betreffenden Personen und Vorgänge erzielt.

Es liegt das nicht nur am Ungeschick des Dichters. Auch wenn wir annähmen, daß er, von den kleineren, farblosen Parthien zu schweigen, Nero nicht als einen so schablonenmäßigen Tyrannen, Seneca nicht als das reine Buch vorgeführt, und daß er vor allem der Octavia etwas von dem in sich zusammengekrampften Wesen gegeben hätte, das wir aus Tacitus' Worten erkennen bei der Schilderung von ihres Bruders Britannicus Tod: „obschon kaum dem Kindesalter entwachsen, hatte sie doch schon gelernt, Schmerz, Zärtlichkeit und alle Gefühle tief in der Brust zu verbergen" — mit dem Allen würde unsere Tragödie wohl besser, aber noch nicht gut werden.

Wenn Octavia, das unschuldige Kind einer geradezu verworfenen Mutter, im zartesten Alter durch die Macht und die Ränke ihrer Stiefmutter gezwungen wird, deren Sohn die Hand zu reichen, der sie lediglich aus dynastischem Interesse begehrt, und den sie selber nicht nur nicht liebt, nein, den sie verabscheuen muß, weil Blut, ja weil ihres eigenen Bruders Blut an seinen Händen klebt, und wenn Octavia in diesem Verhängniß nach bitteren Leiden untergeht, so ist das allerdings ein Schicksal, wie wir es „ein tragisches" zu nennen pflegen — aber ein Tragödienstoff ist es darum noch keineswegs. Es sind damit leidenschaftliche Bewegungen gegeben, die im Gemüth der Heldin vorgehen und sich in ihrer Umgebung spiegeln, wir sehen

andererseits, durch was für Menschen und was für Thun diese Gefühle aufgeregt werden, aber dieselben führen die Heldin nirgends zu einem Willen, noch weniger zu einer That oder zum Versuch einer That, wir haben Leidenschaften hier und Handlungen da, aber keinen Kampf der Gegensätze, keine Spannung und Steigerung der Action.

Hätte sich der Dichter begnügt, uns in einer lyrischen Scene das tiefe Leid und das unglückliche Loos der Octavia vorzuführen, so würden wir keine weiteren Ansprüche erheben, und unsere Theilnahme würde nicht fehlen: so aber hat er den Stoff in den Rahmen eines fünfactigen Stückes ausgespannt, wo man bereits im ersten — nicht ahnt, sondern weiß, wie Alles kommen wird, wo man aus allem Jammer und allem Jammern nirgends zu einer eigentlichen Erhebung und Spannung kommt und immer nur wieder das Gleiche in veränderter Beleuchtung sieht. Denn an dem einzigen Aufschwung des Ganzen, der Erhebung des Volkes zu Gunsten der Heldin, ist diese selbst — und das ist im Stoff und Charakter nothwendig begründet — durchaus unbetheiligt.

Aus diesem Grundfehler entspringt das Ermüdende und Unbefriedigende der Dichtung, es wird noch fühlbarer dadurch, daß dem Verfasser eine interessante Charakteristik nicht gelungen ist, und einige stilistische Vorzüge, einzelne rührende Stellen sind nicht vermögend, es zu beseitigen.

Trotz dieses untergeordneten poetischen Werthes durfte das Drama an dieser Stelle wohl eine Besprechung finden, theils wegen seiner früher ausgeführten Bedeutung für die römische Geschichte und Literatur, theils weil gerade gegenwärtig, wo die Wilbrandt und Greiff ihre Neros dichten, dieses Zeitgemälde eines nationalrömischen unmittelbar nahestehenden Dichters ein besonderes Interesse haben möchte.

Vielleicht kann auch die oben dargelegte Thatsache, daß die Römer selbst ihre Geschichte in so geringem Maße dramatisirten, zum Nachdenken auffordern. Man wird dies zwar allsogleich in Verbindung bringen mit der überhaupt geringen poetischen Schöpfungs- und Gestaltungskraft der Römer; es ließen sich aber wohl auch noch weitere, innere Gründe geltend machen. Die Erörterung dieser Frage bedürfte indessen eines größeren Zusammenhanges, als des hier gegebenen, sie mag also zum Schluß nur angeregt, nicht ausgetragen sein.

Die Rouſſeaufeier in Genf.

Von L. Hirzel.

Am 18. Juni 1762 ſchrieb der Genfer Theologe Bonnet an A. von Haller: „Heute morgen hat der Rath beſchloſſen, die beiden Werke Rouſſeaus „der Geſellſchaftsvertrag" und „Emil" zerreißen und durch die Hand des Henkers verbrennen zu laſſen. Und dieſer ſo gerechte Beſchluß iſt auf der Stelle ausgeführt worden. Er ſchließt noch außerdem in ſich, daß, falls der Verfaſſer in unſere Stadt kommen oder deren Gebiet betreten ſollte, er ſofort ergriffen werden ſoll." Bonnet fügt dieſer Erzählung bei, daß Rouſſeau es ſogar gewagt habe, auf dem Titel ſeiner Bücher ſich „Bürger von Genf" zu nennen, was ihm (wegen ſo langer Abweſenheit) gar nicht zukomme und ſpricht die Hoffnung aus, daß der Rath von Bern das Beiſpiel des Genfer Rathes befolgen und ſich alsbald, wie dieſer, als Rächer der Religion und der beleidigten Staatsgewalt zeigen werde. Es iſt bekannt, daß Rouſſeau wirklich auch von den Bernern aus ihrem Gebiete verbannt worden iſt und ſelbſt auf der einſamen Petersinſel im Bieler See nicht bleiben durfte. Wie doch die Zeiten ſich ändern! Am 30. Juni 1878 war die Stadt Genf zu einem großartigen Feſte aufs glänzendſte geſchmückt. Ueberall Fahnen, Triumphbogen, Decorationen jeder Art, von den prächtigen Quais des neuen Genf bis hinein in die hinterſten Winkel der krummen und bergigen Gaſſen der alten Stadt. Und in Jedermanns Munde ein Name, deſſen Träger den Ruhm ſtreitig zu machen der größte und berühmteſte Bürger Genfs geweſen zu ſein, für Frevel gegolten haben würde. Man feierte den hundertjährigen Todestag Jean Jaques Rouſſeaus. Man feierte ihn in dreitägigem Feſte, mit Vorträgen und Banketten, mit Theater und Muſik, mit Freiſchießen und Schifferſpielen, mit Illumination und Feuerwerk und vor allem mit einem großen Feſtzug, der (am Sonntag den erſten Juli) ſeinen Ausgang von derſelben Stelle nahm, an der einſt Rouſſeaus Schriften dem Henker überliefert wurden; und an der Spitze des von etwa 5—6000 Menſchen gebildeten Zuges ſchritt nicht nur der geſammte Staatsrath von Genf, ſondern ſelbſt eine Abordnung der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft und Deputirte der Kantone Bern, Waadt und Neuenburg, die als die Vertreter der Länder, in welchen Rouſſeau gewohnt, beſonders zu dem Feſte geladen worden waren.

Es iſt nicht die Abſicht der folgenden Zeilen, eine einläßliche Beſchreibung dieſes Feſtes zu geben. Aber in Rückſicht auf das tiefe Intereſſe, das einſt in Deutſchland an Rouſſeau genommen wurde und in Erwägung der Thatſache, daß Rouſſeau nirgends im Ausland ſo zahlreiche und ſo enthuſiaſtiſche Verehrer hatte, als gerade in Deutſchland, wie auch keine andere

Literatur von Rousseau so sehr befruchtet wurde, als die deutsche, darf ich vielleicht ein paar Notizen zusammenstellen, die, nur indem sie von Rousseaus Vaterstadt und seinem Todtenfeste berichten, an den großen unglücklichen Menschen selbst wieder erinnern wollen.

Das Interessanteste, was die Genfer Rousseaufeier denjenigen bot, die nicht blos des materiellen Theiles der Festfeier wegen kamen, war die Aufführung einiger von Rousseaus Arbeiten für das Theater, die Ausstellung seiner Werke und anderer Erinnerungen an ihn, und die Feier seines Andenkens in der Aula der neuen Genfer Universität. Die Aufführung im Theater fand Samstag den 29. Juni statt. Man spielte: „L'engagement téméraire", Narcisse, ou l'amant de lui-même", und trug einzelne Orchesterstücke und Gesänge aus dem „Devin de village" und den „Consolations" vor. Genf hat noch keine stehende Bühne. Die Schauspielergesellschaften, welche sich im Winter in dem engen und häßlichen Gebäude am Ende der Corraterie einnisten, sind Gesellschaften zweiten und dritten Ranges und suchen im Sommer das Weite. Dies wird vielleicht anders werden, wenn das neue prachtvolle Theater, welches die Stadt aus der Erbschaft des Herzogs von Braunschweig hat aufführen lassen (was würde Rousseau dazu sagen?!), bezogen sein wird. Einstweilen mußte man sich mit den bestehenden Verhältnissen zufrieden geben. Man konnte es auch recht wohl. Denn die Genfer Studenten, denen man die Aufführung zu verdanken hatte, machten ihre Sache vortrefflich und selbst die weiblichen Rollen waren vorzüglich besetzt, fast nur an den Händen merkte man das männliche Geschlecht der Darsteller. Daß die letzteren freilich die Stücke, die sie spielten, nicht besser machen konnten, als sie sind, ist selbstverständlich: Rousseau bewegte sich als Dramatiker in der hergebrachten Schablone seiner Zeit und als Musiker hat er zwar den Anfang der komischen Operette gemacht und einige frische und liebliche Melodien gefunden, ist aber doch im Ganzen und Großen in einer schwächlichen Sentimentalität befangen geblieben. Zum Erstaunen der fremden Gäste war das Theater nur schlecht besucht, die Logen des Prosceniums waren leer, von Herrn Antoine Carteret, dem einstigen Fabeldichter und jetzigen Dictator Genfs abgesehen, der mit einigen Fremden in den Logen zu sehen war. Alt-Genf, das conservative, orthodoxe, reiche, die Wissenschaften liebende und doch einer freien humanistischen Bildung nicht ganz offene, war fern geblieben. Ich weiß nicht, ob es die Rousseauausstellung in der Salle Lullin der Bibliothek ebenso ignorirt hat. Jedenfalls war diese Ausstellung höchst sehenswerth. Hinter dem Zimmer, wo Genf die Porträts von berühmten Staatsmännern und Gelehrten (darunter auch ein Bild Winkelmanns von Angelika Kaufmann, eine kleinere Wiederholung des Zürcher) aufbewahrt und außerdem eine Menge mittelalterlicher Miniaturen und eine schöne

Autographenſammlung (in der auch A. v. Humboldt, A. W. Schlegel u. A. vertreten ſind) zu ſehen ſind, war der Rouſſeauausſtellung ihr Platz eingeräumt. Wohl an die hundert Porträts Rouſſeaus in Holzſchnitt, Steindruck, Kupferſtich, Scenen aus ſeinem Leben, Illuſtrationen zu ſeinen Werken, Apotheoſen und dergleichen mehr, franzöſiſche, engliſche, deutſche Arbeit. Vor allem intereſſant ein großes Paſtellbild des jugendlichen Rouſſeau, von Latour, augenſcheinlich treffend die ſonderbare Miſchung von Edelm und Unedelm wiedergebend, welche Rouſſeau den Menſchen und den Schriftſteller charakteriſirt. Außerdem aber eine Menge von Handſchriften. Der ganze Emil von Rouſſeau ſelbſt geſchrieben: obenan in den feſten, großen und ſchönen Schriftzügen das berühmte und vielleicht in nicht langer Zeit wieder einmal die Menſchheit ergreifende Wort: „Alles iſt gut, wie es aus den Händen des Urhebers der Dinge hervorgeht, alles entartet unter den Händen des Menſchen". Daneben die Lettres de la Montagne, im Originalmanuſcript aus der Bibliothek von Neuenburg, der erſte Druck der neuen Heloiſe und des Emil, die in Amſterdam und Haag mit den Privilegien „der gnädigen Stände von Holland und Weſtfriesland" zuerſt gedruckt worden ſind. Kurzum eine Menge der intereſſanteſten Seltenheiten. Die Bibliothek von Genf iſt in dem weſtlichen Flügel des neuen Univerſitätsgebäudes untergebracht. Im Centrum des Hauſes iſt die große Aula. Dieſelbe war am Montag (den 2. Juli) bis auf den letzten Platz gefüllt. Hier fand die akademiſche Rouſſeaufeier ſtatt. Drei Reden über Rouſſeau ſtanden auf dem Programm und der Rector der Univerſität vermehrte ſie noch um eine vierte. Das war des Guten zu viel. Man hätte ſich mit den beiden trefflichen Reden der Herren Braillard und Marc-Monnier gerne begnügt; der letztere, der vorzügliche Ueberſetzer des goetheſchen Fauſt, ein gründlicher Kenner der deutſchen Literatur und ein glänzender Redner, ſprach in meiſterhaftem, durch die drängende Zeit (man durfte zum Bankett nicht zu ſpät kommen) zur völligen Improviſation gewordenem Vortrag über Rouſſeaus Einfluß auf die Literatur des Auslandes. Daß Deutſchland dabei nicht vergeſſen werden konnte, läßt ſich denken. „In Deutſchland war alles für Rouſſeau, ſie haben ſogar ein Wort, das wir nicht haben: Rouſſeauianer", ſagte Herr Marc-Monnier; und als er das Gedicht Schillers auf Rouſſeau in vorzüglicher eigner Ueberſetzung citirte und das „Rouſſeau, der aus Chriſten Menſchen wirbt" erklang, unterbrach den Redner ein lauter Beifallsſturm. Denn in Genf iſt es Sitte, daß auch bei der ernſteſten akademiſchen „Conference" Männer und Frauen dem Redner durch lautes Händeklatſchen ihren Beifall zu erkennen geben. Wenn man bedenkt, daß ſchon in der Woche vor dem Beginne des Feſtes drei öffentliche Vorträge über Rouſſeau in Genf gehalten worden waren, und daß nach dem großen Bankett am 1. Juli (bei welchem, beiläufig bemerkt, vierund-

zwanzig Toaste ausgebracht wurden) wiederum Nachmittags in drei Kirchen der Stadt populäre Vorträge „fürs Volk" gehalten wurden (einer von Eugene Pelletan, der aus Paris zur Feier gekommen war), so darf wohl behauptet werden, Genf hat seinem großen Bürger fast allzuviel Ehre erwiesen, jedenfalls es nicht daran fehlen lassen, ihm genug zu thun.

Daß dies letztere übrigens auch in politischer Beziehung nun geschehen sei, sprach der schon genannte Carteret, Präsident des Genfer Staatsrathes und Haupt der gegenwärtigen radicalen Regierung, in der Festrede aus, die er nach dem Defilée des großen Zuges vor der eigens für die Feier errichteten Colossalstatue Rousseaus mit der Stimme eines Löwen hielt: „Sieh uns hier, Rousseau, die tiefen Bewunderer deines tiefen Geistes. Wir haben die Freiheit, wir haben die Demokratie, wir haben die Aufklärung! Sieh hernieder auf dein Genf und seine Bürger, die dir geloben, alles in deinem Sinne zu thun, was etwa noch fehlen sollte". Wer durch den Kanonendonner und die rauschende Festmusik und durch das überall in Strömen fließende „Eau de Genève", den herrlichen Wein, durch den Blick auf die schöne Stadt mit ihrer glücklichen Landschaft und die im heiteren Blau des Himmels lachende Gegend etwas begeistert war, er hätte diesen allzu zuversichtlichen Worten wohl Glauben schenken mögen, und wie Viele werden es nicht gethan haben! Aber das festfeiernde Publicum beim Rousseaufeste repräsentirte nur einen, wenn auch sehr großen Bruchtheil der Bevölkerung von Genf. Das ganze „patricische" Element, die Conservativen und Orthodoxen enthielten sich der Theilnahme an der Feier. Selbst unter der Studentenschaft hatte die Feier Zwist und Bedenklichkeiten erregt und eine über alle schweizerischen Universitäten verbreitete und sonst für liberal geltende Verbindung, die Zofingia, hatte, wie es hieß aus religiösen Gründen, nicht einmal am Festzuge theilnehmen wollen. Auch von den Universitätsprofessoren und anderen Männern von Stellung „sah man viele, die nicht da waren" oder nur aus Rücksicht auf ihre Stellung sich betheiligt hatten und nun in irgend einer Weise, wohl oder übel, mit Rousseau sich abzufinden suchten. Als der Festzug unter einem Triumphbogen hindurch, dessen Schilder die Inschriften: „La nouvelle Heloise" und „Emil" trugen, um eine Straßenecke bog, sagte ein conservativer Genfer Professor, in hoher Stellung an der Universität: „Da haben wir die neue Heloise einmal von unten und können den Contrat social links liegen lassen". Das machte sich in der noch kürzeren französischen Fassung ganz gut, war aber doch kein gutes Zeichen. Die schärfste Opposition gegen das Fest machten natürlich die Ultramontanen. Die heutige Genfer Regierung ist im Cultnrkampf eine der „vorgeschrittensten". Um so natürlicher die Opposition der Römischen. „Est-ce possible?" lautete der Titel einer massenhaft vertheilten und verkauften Broschüre, die von

dieser Seite kam und sich besonders gegen das am dritten Tage der Feier veranstaltete Kinderfest wendete, an dem etwa zehntausend Kinder öffentlich gespeist und Abends mit Feuerwerk und Illumination der Stadt regalirt wurden. Den Vorwand zur Opposition gab natürlich Rousseaus Verhalten gegen seine eigenen Kinder ab, das Ueberliefern derselben an das Findelhaus, der Rousseau gänzlich mangelnde Sinn des Familienvaters. Der Vorwand konnte auf vielfache Zustimmung rechnen. Aber es war doch nur ein Vorwand. Denn, wenn sie es will, was kann die römische Kirche nicht entschuldigen, ja verherrlichen? An dem Feste des Reformators der Erziehung durfte auch die Jugend in vernünftiger Weise theilnehmen, und Rousseau ist bedeutend genug, daß man bei der Betrachtung seiner Persönlichkeit die vielen Gebrechen, die ihm anhafteten, nach hundert Jahren nicht über das Große stelle, das ihn unvergeßlich gemacht hat. Sehr richtig war denn auch, mit Bezug auf den erwähnten Titel der ultramontanen Broschüre, an dem Hause in der Rue Rousseau, das (übrigens fälschlich, denn Rousseau war in der alten Stadt in der Nähe des Rathhauses geboren), für Rousseaus Geburtshaus gilt, die einfache Inschrift: „Oui, c'est possible! Honneur à J. J. Rousseau!“ angebracht.

Die genannte Broschüre war übrigens nur ein verschwindender Bruchtheil der massenhaften Rousseauliteratur, welche das Fest hervorgebracht hat und noch hervorbringen wird, denn viele der gehaltenen Vorträge, zum Beispiel der des Herrn Marc-Monnier und Anderer, sollen erst noch gedruckt werden. Als erschienen und lesenswerth notire ich für die in Deutschland ja noch immer zahlreichen Rousseauverehrer: La famille de Jean Jacques. Documents inèdits publiés par Eugène Ritter, Professeur à l'université de Genève. Extrait du Tome XXIII du Bulletin de l'institut genevois. Und von demselben Verfasser: Jean Jacques et le Pays Romand. —

Als der Schreiber dieser Zeilen, am dritten Tage des Festes ermüdet von all dem Lärm desselben, sich aus dem Weichbilde der Stadt Genf gerettet hatte, fiel es ihm ein, bei dieser Gelegenheit einmal dem nahen Ferney und den Manen Voltaires einen Besuch zu machen. Das Schloß Voltaires gehört heute einem Pariser Diamantenhändler, der indessen die unteren Zimmer des Hauses so hat erhalten lassen, wie sie vor Zeiten gewesen. Das Mobiliar, die Bilder von Voltaires Freunden, darunter Friedrich und Katharina von Rußland, erinnern lebhaft an den Philosophen von Ferney, dessen eigene Büste, nach dem Modell der im Theatre français aufgestellten Statue, in der Mitte des kleinen Gartensaales steht. Tritt man aus letzterem ins Freie und schreitet dem dunkeln Laubengange zu, der sich in zierlicher Wölbung bis zu einem kleinen Wäldchen hinzieht, so hat man eine entzückende Aussicht auf die herrliche Landschaft des Pays de Gex und des Kantons

Genf, in der Ferne den Montblanc und ein Stück des Genfersees. Hier auf diesem stillen Fleckchen Erde kann man so recht mit Behagen in sich selbst versinken, und so war es wohl nicht mehr als natürlich, wenn dem in diese Ruhe Geflüchteten nun erst recht lebendig vor die Seele trat, was doch, trotz des vielen Unheils, auch für einen Segen die beiden feindlichen Brüder in die Welt gebracht, an die hier Ort und Stunde so deutlich erinnerte, Voltaire nicht minder als der aus der lärmenden Stadt da drüben, Jean Jacques Rousseau, der Herold der Revolution, der Reformator der Erziehung, der Apostel der Freiheit des Menschen und der Schönheit der Natur im weitesten Sinne des Wortes.

Die beiden Platter.

Von K. Reichard.

Wer von der Höhe wissenschaftlicher Betrachtung die Dinge überschaut, dem mag gar leicht die Bedeutung des individuellen Daseins entschwinden, das doch die großen Erscheinungen des Völkerlebens in ihren letzten Gründen immerhin bedingen wird. Denn wie jenes das Product einer Menge innerer Strebungen und äußerer Einwirkungen ist, die sich dem schärfsten Blick oft leicht entziehen mögen, so ist dieses nichts als die Summe solcher sich ergänzender oder sich bekämpfender Einflüsse, deren sichtbare Wirkungen klarer zu erkennen sind, als die Gewalten, die sie zeugten. Es ist offenbar, daß diese Erkenntniß der historischen Wissenschaft neue Impulse und eine größere Tiefe und Weite der Anschauungen gegeben hat, als sie auf den Wegen älterer Methoden erreicht werden konnte. Nicht als ein mechanisches Getriebe wandelloser Naturgesetze, das sich leicht in ein Compendium mathematischer Formeln gießen ließe, erscheinen die historischen Dinge nunmehr dem Forscher; ein lebendiger, in sich und durch sich bedingter Organismus tritt ihm entgegen, so fein und vielgestaltig, daß nur langsam die Erkenntniß fortzuschreiten vermag, daß sie nur allzu oft rein negative Resultate zu verzeichnen hat, und daß nun häufig im Dunkeln verschwindet, was früher licht erschien, freilich auch in Klarheit hervortritt, was früher überhaupt nicht erblickt ward. Für diese neue Phase der historischen Forschung ist das Studium des individuellen Lebens von entscheidender Wichtigkeit gewesen.

Ranke war es, der es zuerst unternahm, den Einfluß der individuellen Persönlichkeit auf die geschichtlichen Bewegungen in großen Zügen zu zeigen. Aber es war nur ein Kreis persönlichen Daseins, auf den die Eigenart seines Genius ihn hinwies. Waren es in früheren Tagen nur die großen Gestalten die an der Spitze der Dinge standen, Kaiser und Könige, gewesen, denen sich

die Aufmerksamkeit der Geschichtschreiber fast ausschließlich zuwandte, so zog er nun vor allem Staatsmänner und Diplomaten, gewissermaßen die aristokratischen Elemente der Geschichte, mit in den Bereich seiner Betrachtung. Freilich wird man sich nicht verbergen können, daß hiermit der Kreis der wirkenden Factoren im Völkerleben noch lange nicht geschlossen ist, vor allem in neueren Zeiten nicht, wo die geschichtliche Bedeutung der Massen mehr und mehr in den Vordergrund tritt. Ist doch der Einfluß der öffentlichen Meinung, jener shakespeareschen „Meisterin des Erfolgs", der erst da in Wirksamkeit trat als sie sich ihrer Macht bewußt ward, so gar alt noch nicht. Er ist von der Allgemeinheit der Bildung bedingt und von dem Bedürfniß, das die wachsende Cultur erzeugt, so viele Kräfte als möglich am Staatsleben theilnehmen zu lassen. Seine Entwickelung deckt sich völlig mit der Entwickelung populärer Einflüsse. Er erscheint nur da, wo in Schrift oder Rede der Menge ein Weg des Gedankenausdrucks gegeben ist, am geringsten in mittelalterlichen Zeiten, wo die antike Beredtsamkeit geschwunden und das moderne Schriftenthum noch nicht gefunden war. Erst die reformatorischen Bewegungen der neuern Zeit schaffen ihn neu und steigern ihn. Nicht gar so schnell. Von oben dringt die Erkenntniß in weitere Kreise nach unten, noch viel langsamer erst entwickelt sie sich zur That. Es ist ein weiter und vielfach öder Weg von der politischen Kritik juristischer und fast noch mehr theologischer Kreise, die beinahe die beiden ersten Jahrhunderte der neuen Zeit beherrscht, bis auf die Tage nach dem dreißigjährigen Kriege herab, wo es loyale Flugblätter schon beklagen konnten, daß die Handwerksburschen auf der Straße an die Politik kaiserlicher Majestät den Maßstab ihres beschränkten Unterthanenverstandes anlegten. In diesem Zeitraum erst gewinnen die Aufzeichnungen auch derer ein tieferes Interesse, die nicht unmittelbar am politischen Leben betheiligt waren; da erst treten die Wechselbeziehungen der individuellen Existenz und des großen Ganges der geschichtlichen Ereignisse bemerkbarer hervor. Es konnte nicht fehlen, daß diese Dinge ein Hauptobject der modernen Forschung wurden.

Ihre Quellen lagen weit ab von der betretenen Heerstraße; was die vergangenen Zeiten vornehm übersehen hatten, die naiven und nur für beschränkte Zwecke bestimmten Darstellungen des Kleinlebens, wurden aus dem Staube hervorgezogen, und es quoll und quillt aus ihnen dem glücklichen Finder dieselbe Frische des Lebens entgegen, wie dem großen Meister, der uns die Papiere venetianischer Diplomaten erschloß, das Leben und Lieben, das Denken und Meinen des Volkes, die abgekürzte Chronik des Zeitalters, der bunte Reflex des wogenden Völkerlebens. Wohl bedarf es einer feinen Kritik und eines festen Blickes auf das Große, um in dem sich drängenden Gewirr geringfügiger Thatsachen sich nicht zu verlieren; doch stellt die feste Methode

der Wissenschaft einen Gewinn in sichere Aussicht, dessen Reichthum wir jetzt noch nicht zu ahnen vermögen. Sind doch kaum erst die Grundlagen der neuen Betrachtung gelegt worden, stehen wir doch mitten in der Arbeit.

Wie ganz anders schon muthet das deutsche Volk seine Geschichte an, seitdem sie Gustav Freytag ihm näher gerückt hat. Hat auch die Muse seine kundige Hand geführt, so hat er doch das dichterische Geschäft der Combination, dessen der Historiker nicht entrathen kann, überall in weiser Beschränkung gehandhabt, und so verdanken wir ihm nicht nur einen dichterischen, nein, einen wissenschaftlichen Gewinn, dem seine Form Verbreitung verlieh, Dauer verleihen wird. Von Tag zu Tag mehren sich seitdem die Beiträge zur weiteren Erkenntniß; man sah ein daß Weltgeschichte und Culturgeschichte sich decken; was früher nicht beachtet worden oder nur das Object ästhetischer Betrachtung gewesen war, ward zur historischen Quelle; man durchwühlt zu diesem Zweck Bibliotheken und Archive, und es muß als eine der dankeswerthesten Aufgaben historischer Vereine betrachtet werden, derartige Dinge ans Licht zu fördern.

Gerade Freytag nun hat zuerst auch die Selbstbiographien der beiden Platter dem großen Publicum vermittelt, indem er einige prächtige Episoden aus ihnen übertrug und mittheilte. Seitdem ist ihr Name in weiten Kreisen bekannt geworden und das, was man erfuhr, mag wohl hie und da den Wunsch nach näherer Bekanntschaft wachgerufen haben. Aber die ältere Ausgabe ist längst vergriffen, und so war es dankenswerth, daß die Biographien aufs Neue abgedruckt wurden, in ganz vortrefflicher äußerer Ausstattung.*)

Vielleicht ist ein flüchtiger Ueberblick über den Inhalt der beiden Aufzeichnungen nicht unerwünscht. Die Biographien sind beide von ihren Verfassern in hohem Alter geschrieben, die des Vaters im dreiundsiebzigsten, die des Sohnes im sechsundsiebzigsten Jahre, die erste im Jahre 1572, die zweite im Jahre 1612; vor allem für die Sittengeschichte der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts sind sie hochwichtig.

Im Jahre 1499 ward Thomas Platter in der Nähe von Visp in Wallis geboren, von armen Eltern. Der Vater zog im Land herum Wolle zu kaufen, die Mutter spann sie, webte Tuch und nähte Röcke und Hosen für die Bauern. Die geringe Habe verfiel den Wucherern und die Kinder mußten früh schon in Dienst oder wurden zu Verwandten gegeben, darunter Thomas, der einem von ihnen ein paar Jahre die Ziegen hüten mußte. Da gab es denn viel Fährlichkeiten für den armen Jungen. Bald reißen den Kleinen die wilden Geißen nieder, bald verläuft, bald versteigt er sich, bald

*) Thomas und Felix Platter. Zur Sittengeschichte des sechzehnten Jahrhunderts. Bearbeitet von Heinrich Boos. Leipzig, 1878.

ſtürzt er einen Fels hinunter, bald rollt ein Block über ihn hinweg, einmal machte auch ein Adler Miene das Bübchen durch die Luft zu führen, dazu der Durſt. Hunger litt er nicht. „Käs und Roggenbrod giebt man einem in einem Körblein mit zu tragen am Rücken, nachts aber einige Käsmilch, doch deſſen alles ziemlich genug; im Sommer im Heu liegen, im Winter auf einem Strohſack voll Wanzen und oft Läuſen, ſo liegen gewöhnlich die armen Hirtlein, die bei den Bauern in den Einöden dienen.“ Dann avancirte Thomas zum Kuhhirten und der Familienehrgeiz ſetzte etwas daran gleichzeitig ihn zu einem „frommen Prieſter“ erziehen zu laſſen. Er kam zum Pfaffen in die Lehre; aber der alpine Theologe war ein zorniger Herr, er prügelte ihn und zog ihn an den Ohren, daß es die Bauern erbarmte. Damit hatten indeß die Lehrjahre des jungen Thomas ein Ende. Ein ihm verwandter Student, Paulus Summermatter, verſprach ihn „in Deutſchland der Schul nachzuführen“. So begannen ſeine Wanderjahre. In einem Wirthshaus an der Grimſel ſah er den erſten Kachelofen, der ihm wie ein lebendes Thier vorkam, bald darauf die erſten Gänſe, vor deren Ziſchen er floh, in Luzern die erſten Ziegeldächer. Von Zürich aus nun trat die Geſellſchaft jene Bettelfahrt durch Baiern, Meißen und Schleſien an, die aus den Bildern aus der deutſchen Vergangenheit allbekannt iſt. Dann zog er heim. Wir erhalten hier ein charakteriſtiſches Bild ſeiner Mutter. „Im folgenden Frühling zog ich mit zwei Brüdern wieder aus dem Land. Als wir Abſchied nehmen wollten von der Mutter, da weinte ſie und ſprach: daß Gott müſſe erbarmen, daß ich da drei Söhne muß ſehen in das Elend gehen. (Man erkennt hier die urſprüngliche Bedeutung des Wortes Elend gleich Ausland). Sonſt habe ich meine Mutter nie ſehen weinen, denn ſie war ein tapferes, mannhaftes Weib, aber rauh; dann als ihr auch der dritte Mann ſtarb blieb ſie Wittwe, that alle Arbeit wie ein Mann, daß ſie die letzten Kinder, die ſie von dem Manne hatte, deſto beſſer erziehen könnte. Sie hieb und draſch und that andere Arbeiten, die mehr den Männern zugehören als den Weibern. Hat auch ihrer Kinder drei ſelber begraben, als ſie in einer ſehr großen Peſtilenz geſtorben waren. Denn das Begraben durch den Todtengräber koſtete in der Peſtilenz gar viel. Sie war auch gegen uns erſte Kinder ſehr rauh, darum wir auch ſelten zu Haus kamen. Einſtmals war ich, ich mein, gegen fünf Jahr nicht bei ihr geweſen und weit umhergezogen in fernen Landen, kam zu ihr, da war das erſte Wort, das ſie zu mir ſagte: „Hat dich der Teufel aber zuher getragen?“ „Ach nein,“ antwortete ich, „der Teufel hat mich nicht zuher getragen, ſondern meine Füße, ich will Euch nicht lange läſtig fallen.“ Sie ſprach: „Du fällſt mir nicht läſtig, aber es verdrießt mich, daß Du ſo hin und her lumpeſt und gewiß nicht lernſt. Lernteſt Du doch, wie Dein Vater ſelig auch gethan hat, ein Handwerk, Du wirſt doch kein

Priester, ich bin nicht so selig, daß ich einen Priester erziehe." Ich blieb also zwei oder drei Tage bei ihr. Eines Morgens war während der Lese ein starker Reif auf die Trauben gefallen; ich half ihr lesen und aß von den gefrorenen Trauben, daß mich das Grimmen ankam, daß ich alle Viere von mir streckte, meinte ich müßte zerspringen. Da stand sie vor mir und lachte und sprach: „So zerspringe doch, warum hast es gegessen." Noch viel anderes mehr könnt ich von ihrem rauhen Wesen erzählen; sonst war sie ein ehrliches, redliches, frommes Weib, das hat Jedermann von ihr gesagt und sie gelobt." Nach dem langen Lotterleben erfaßt ihn endlich der Ernst, er wanderte nach Zürich, wohin damals der gelehrte Mykonius gekommen war, da machte er sich einen Sitz in einem Winkel, nicht weit von des Schulmeisters Stuhl und dachte, „in dem Winkel wilstu studieren oder sterben". Mykonius war ein wunderlicher Mann, aber er hielt seinen gelehrigen Schüler wohl. Immer noch schwebte diesem die Priesterweihe als Ideal vor, wenn er sich gelegentlich auch einige arge Ketzereien zu Schulden kommen ließ, wie er denn einmal den Ofen seines Lehrherrn mit einem holzgeschnitzten Johannes heizte. Lange Zeit ging er in schweren inneren Zweifeln umher, bis endlich auch ihn die Predigten Ulrich Zwinglis überzeugten. Als wenn ihn einer bei den Haaren zöge, traf ihn die neue Lehre. „Hat es die Meinung, so lebe wohl, Pfaffenröcklein, Pfaff werd ich nimmermehr." Und nun trat er in den heimischen Thälern für jene Sache tapfer auf, wenn auch nicht mit Erfolg. Nach langen Wanderungen durch das Land, in denen er sich kümmerlich durch Almosen ernährte, kam er wieder nach Zürich, wo er in Armuth blieb, bis ihn Heinrich Werdmiller zum Hauslehrer für seine beiden Söhne annahm. Mit allem Eifer warf er sich nun auf die gelehrten Studien, besonders auf das Lateinische, Griechische und Hebräische, oft suchte er sich des Nachts wach zu halten, indem er kaltes Wasser in den Mund nahm, rohe Rüben oder gar Sand. Bald darauf lud ihn Mykonius in sein Haus, wodurch er ungemein gefördert ward. Ein Tischgänger lehrte ihn dort hebräisch lesen, da stand er denn alle Morgen auf, heizte sich des Präceptors Stüblein, saß also vor dem Ofen und schrieb die Grammatik ab, „dieweil er schlief, daß er's nie ist innen worden". Diesen erworbenen Schatz von Kenntnissen wußte er nun auszubeuten, überall im Lande zog er herum, um einzelnen auf ihr Begehr die hebräische Sprache zu lehren, einer unter ihnen, der bereits achtzig Jahre alt war. Da mitten in diesen Studien traf ihn das Wort der Predigt: „Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brod essen". Und der Reformator selbst rieth ab, daß man sich dem Handwerk entzöge, um sich der Kanzel zu widmen. So lernte Platter denn das Seilerhandwerk, verwirkte einen Centner Hanf und glossirte nebenbei den Homer. Als er nun ausgelernt hatte, gab er dem Mykonius an, er wolle nach Basel ziehen. Er blieb aber in Zürich

in einer verborgenen Herberge, um erſt noch den Euripides zu ſtudieren. Dann zog er nach Baſel und trat bei einem Seiler als Geſelle ein, die Woche um einen Batzen. Tags drehte er ſeine Fäden, die Nächte verblieben dem Studium. Das Handwerk wollte ihm nicht recht glücken, und der Meiſter ſagte wohl: „Hätte ich ſo viel ſtudiert wie Du und hätte ſo eine Liebe darzu, ich wollte der Teufel ſollte das Seilerhandwerk holen.“ Oft ging es aber weniger glimpflich ab, zumal Platter nun auch während der Arbeitszeit zu ſtudieren begann.

Die Kunde von dem gelehrten Seilergeſellen verbreitete ſich indeß bald durch die alte Reichsſtadt, ſelbſt der berühmte Erasmus intereſſirte ſich für ihn; er ſprach mit ihm, gerade als er an einem großen Seil mithalf. Nichtsdeſtoweniger beſtand Platter auf ſeinem Vorſatz, „alſo fortzufahren mit großer Mühe und Arbeit, den Winter übel frieren, übel eſſen und nicht genug“. Endlich ließ er ſich indeß doch überreden ein Colleg über die Anfangsgründe der hebräiſchen Sprache zu leſen, in ſeinem „ſeilerſchürtzlin“. Und ſo ward er zum Profeſſor des Hebräiſchen, ſaß in ſeinen ſchlechten Kleidern zur Verwunderung ſeiner ausländiſchen Hörer in der Schule und exponirte den Propheten Jonas in den Abendſtunden, Tags aber zog er ſeine Seile. Aber als der Kapeller Krieg begann, ſchloß Meiſter Stähelin ſeinen Laden und folgte den Basler Truppen, mit ihm ſein Geſelle. In Zürich kehrte der bei dem alten Lehrer Mykonius ein, dieſer überredete ihn ſeine Magd Anni Dietſchi zu heirathen, verſprach ihn dann zum Erben zu machen. Wie oft hatte ſie neben ihm lange bis in die Nacht geſponnen, während er am Tiſch ſaß und ſtudierte. Die Verwandten in Wallis waren nicht ſehr zufrieden mit der Heirath, ſie hatten immer noch gehofft, daß der Sohn und Vetter ein großer Prieſter würde, nun war er Seiler, Schulmeiſter und gar noch Ehemann. Die Aufnahme überall war höchſt unliebenswürdig. Und doch begann Thomas Platter in Viſp ſeinen Hausſtand. Er fing an zu ſeilen und hielt Schule, wobei er an die dreißig Schüler hatte, nebenbei ward ein kleiner Weinſchank errichtet, auch verkaufte Anni den Jungen Aepfel. So wäre alles recht gut gegangen, wenn nicht die Pfaffen geweſen wären, die ihn in Trotz und Güte von der Lutherlehre abzubringen bemüht waren. So trachtete er denn wieder nach Zürich. Freilich war man ſich im Lande allmählich ſeines Werthes bewußt geworden, der Biſchof von Sitten wollte ihn an die Spitze der Schulverwaltung des Sprengels ſtellen, er verſprach gute Beſoldung. Thomas Platter aber entſchuldigte ſich, daß er erſt älter und geſcheidter werden müſſe, worauf ihm der Biſchof mit dem Finger drohte: „O Platere, Du wäreſt alt und gelehrt genug, es liegt Dir Anderes im Sinn“. Der gelehrte Seiler aber packte ſein kleines Margretlein in einer Wiege auf ein Reff auf den Rücken und marſchirte gen Zürich, hinterher zog die Mutter nach „wie ein

ku dem kälblin". Von hier ging es auf Basel, wohin ein treuer Schüler den Hausrath mit tragen half.

In Basel fand Thomas Platter alsbald eine leidliche Stellung als Gehülfe eines Schulmeisters, Dr. Oporinus. Immerhin aber war es ein ärmlich Leben, dazu kamen körperliche Leiden, die er sich durch übermäßige geistige Anstrengung zugezogen hatte. Und so gab er sich mit seiner Frau in den Dienst des früheren bairischen Leibarztes, Dr. Johannes Epiphanius, eines geborenen Italieners, der in gleicher Eigenschaft vom Bischof Philipp von Gundelsheim engagirt worden war. Mit ihm zog er mit Weib und Kind nach Pruntrut. Dort ward ihm sein Margretlein durch die Pest hinweggerafft. Auch Epiphanius starb an der Pest und so ging Platter wieder nach Zürich, wohin ihm sein Weib vorausgegangen war.

Bald darauf brach der Züricher Krieg aus, an welchem Platter mit Theil nahm. Als er heimkehrte, fragte ihn Mykonius: „Wie ist es gangen? Ist Magister Ulrich umgekommen?" Als er sagte: „Ja, leider", sprach Mykonius mit traurigem Herzen: „das müsse Gott erbarmen, nun mag ich in Zürich nicht mehr bleiben". So zogen denn beide nach Basel, wo Mykonius zum Prediger an St. Alban ernannt ward. Die Sache ging ziemlich rasch. „Ich kam zu ihm," erzählt Platter, „da lag er noch, sagt ich: „Vater, steht auf, Ihr mußt predigen!" Sprach er: „Was? Muß ich predigen?" Und richtete sich schnell auf und sprach zu mir: „Was soll ich predigen? Sag mir's?" Ich sagte: „Ich weiß nicht". Spricht er: „Ich wills von Dir wissen." Da sagte ich: „So zeigt an woher uns kommen und warum der Unfall, der uns jetzt hat überfallen." Sagt er: „Schreib mirs auf ein Zettelchen." Das that ich, gab ihm mein Testamentlein, darin legt er das Zettelein, gieng an die Canzel, tractiert die Quästion noch dazu vor Gelehrten, die ihn zu hören dahin gekommen waren, als zu einem, der niemals gepredigt hatte." Alle verwunderten sich und Mykonius ward also eingewiesen. Aber auch Platter fand sein Glück. Er ward zum Professor des Griechischen im Pädagogium ernannt und ward bald darauf Corrector in der Druckerei des Dr. Heerwagen. Eine Berufung in die Heimath, wo man seiner nicht vergessen hatte, zerschlug sich nach einigen persönlichen Verhandlungen. Nach einem Badeaufenthalte im Brieger Bad bei Visp kehrte Platter wieder zurück.

Wie er nun da so als Corrector und Professor sich abmühte und dabei sah „wie Heerwagen und andere Druckerherren eine gute Sache hatten, mit wenig Arbeit großes Gut gewannen", so dachte er, er möchte auch ein Druckerherr werden. Auch der Dr. Oporinus dachte das, der auch viel in den Druckereien corrigirt hatte. Der Plan war da, aber Geld nicht. Nun hatte des Oporinus Schwager Ruprecht Winter eine Frau, die wollte auch gern eine

Buchdruckersfrau sein, da sie die Druckerfrauen in großer Pracht einhergehen sah. Die Frau nun hatte „Vermögen genug, Muth nur zuviel". Da war auch das Geld da, ein guter Setzer, Balthasar Ruch, fand sich auch als Theilnehmer und so traten die vier zusammen, kauften für achthundert Gulden den Herren Andreas Cratander und Sohn ihre Druckerei ab unter günstigen Zahlungsbedingungen. Cratander und sein Sohn waren Buchhändler geworden, da des letzteren Frau, wie sie sagte, mit der Sudlerei nichts mehr zu thun haben wollte.

Gleichzeitig ward Platter Bürger und in die Zunft zu dem Bären aufgenommen, er war damals sechsunddreißig Jahre alt. Selbstverständlich bestand das große Compagniegeschäft nicht lange, die Herren Theilnehmer waren sich bald sehr auffässig, sie prügelten sich vor Druckern und Setzern, es war von den einen mehr, als den andern recht schien, auf Credit gewirthschaftet worden, und man beschloß in Folge deß sich zu trennen, „die gschriften und allen werchzüg" aber zu theilen. Die anderen Genossen nun gingen allmählich nicht ohne eigene Schuld unter, Platter aber kam langsam empor, obwohl es ihm anfangs traurig genug ging. Er hatte zugleich eine Buchhandlung eröffnet, war aber bald in Schulden gerathen, aus denen er jedoch durch glückliche Häuserspeculationen und durch den guten Fortgang des Geschäftes bald wieder herauskam. Als eine Krise im Buchhandel eintrat, etwa um das Jahr 1540, ließ sich Platter durch die städtische Verwaltung bewegen, das Schulmeisteramt zu übernehmen. Er forderte drei Unterlehrer und eine angemessene Besoldung von zweihundert Gulden, die Hälfte davon für sich. Er forderte ferner Freiheit und Unabhängigkeit von der Universität, die sehr scheel dazu sah, daß man einen Nichtgraduirten das wichtige Amt übergab. So ward er, nachdem er die Druckerei an Peter Perna verkauft hatte, Schulmeister, in beständigem Streit und Kampf mit der Universität, die sich eifrig ihr Controlrecht wahrte. Immer aber war er beliebt und hoch angesehen bei Rath und Bürgerschaft, sah auch seinen Sohn emporkommen und genoß Liebe und Ehre in Fülle. Die Städte Zürich, Bern und Sitten verehrten ihm den Ehrenwein, auch in Straßburg wurde ihm vielfache Anerkennung bewiesen.

Acht Tage nachdem der alte Herr seine Biographie abgefaßt hatte, starb ihm seine treue Hausfrau, zwei Monate darauf hielt er als Dreiundsiebziger nochmals Hochzeit mit einer Pastortochter aus dem Bernerlande, von der er noch sechs Kinder hatte, das letzte als Mann von einundachtzig Jahren.

Siebenunddreißig Jahre hatte er nach Abgabe der Druckerei noch geschulmeistert, als er im Jahre 1578 endlich emeritirt ward, weil „ihm an Gehör, Gesicht und andrem abging". Nach ziemlicher Arbeit und der Uni-

versität Fürbitte sagten ihm seine gnädigen Herren seitdem alle Jahre achtzig Gulden zu. Im Januar 1582 starb Thomas Platter endlich an Altersschwäche, nachdem er wegen eines Falles neun Wochen zu Bett gelegen.

Ist bis auf wenige Zusätze die Selbstbiographie Thomas Platters ein Werk aus einem Guß, so sind die Aufzeichnungen seines Sohnes Felix größtentheils im Charakter des Tagebuches gehalten. Der wilden Jugend des Vaters und den Wechselfällen seiner späteren Jahre setzt sich der ruhige, behagliche und anständige Lebensgang des Sohnes entgegen. Ist es dort die Persönlichkeit, die vornehmlich interessiert, so liegt hier, scheint uns, der Hauptton auf der Umgebung des Erzählers. Gerade dadurch, daß die Autobiographie des Felix nicht außerordentliche Schicksale darstellt, sondern eigentlich den Lebensgang gewiß vieler Leute aus den mittleren und wohlsituirten Bürgerkreisen, gewinnt sie an typischer Bedeutung für die Erkenntniß des zeitlichen Culturzustandes.

Thomas Platter hatte damals noch seine Buchdruckerei, als ihm sein Felix geboren ward, im Todesjahr des Erasmus, 1536. Der gelehrte Grynaeus fand in dem Namen ein glückliches Omen. Es werden uns früheste Erinnerungen mitgetheilt, wie Felix als Kind so „katzrein" gewesen, wie er einmal in den Finger geschnitten ward, wie er sich auf Sanct Nicolastag gefreut hat; auch daß er einmal das verstorbene Schwesterlein Margretlein im Hemd um den Tisch hat laufen sehen. Auch der Nachbarhund Canis, der die Kunst verstand, Eier zu legen, wird erwähnt, und allerlei Geschichten erfahren wir, die erzählt wurden, wie es denn hieß, die großen Schneeflocken, die vor dem Fenster herabfielen, seien eitel alte Weiber. Auch die Märlein und Geistergeschichten vom Ullengry, der den Leuten den Kopf abbeißt, und von der Spittelkuh, die die unartigen Kinder frißt, wurden mit Furcht und Jammer angehört und geglaubt. Einmal erhält das Kind auch einen geschnitzten Hampelmann geschenkt, ein andermal vom Hauptmann Summermatter „getheilte Hosen und Wamms, die eine Seite weiß, die andere roth und blau". Das Schwesterlein starb an der Pest. „Da wollte mein Vater mich nicht in die Vorderstube lassen, sondern wohnten im Stüblein so gegen Garten geht, dieweil mein Schwesterlein in der vorderen Stube verschieden war. Ich ging aber, wenn Niemand im Weg war, heimlich hinein, holte Birnen, die auf den Bänken lagen, die aß ich dann heimlich hinter dem Ofen. Meine Beschäftigung war in gemalten Büchern die Bilder suchen und in ihnen blättern, sonderlich in einem pergamentnen Meßbuch. Da hatte ich viele Freude an den bunten Bildern. Auch sonst an anderem. So wollte ich immer Geigen und Lauten haben. War damals noch so kindisch, daß ich meinte, wie man mich beredete, mein Schwesterlein wäre in den Himmel hinaufgegangen und käme wieder, wenn man eine Schiefertafel so an der

Wand hing, rüttelte, so thäte sich der Himmel auf. Es ward aber zu Sanct Elisabeth begraben." Die musikalischen Neigungen wurden vor allen früh ausgebildet, besonders geschickt ward der Knabe bald im Lautenschlagen, aber zu singen hat er sich allzeit geschämt. Besonders zu Obst hatte er eine große Neigung, aber auch Anderes schmeckte ihm. „Eine schöne Frau von Solothurn war eine Zeitlang bei meinem Vater in Basel, die mich immer küßte, welches ich gleichwohl noch ein Kind gern hatte. Aber wenn meiner Mutter Schwester, so ein alt arbeitselig Mensch war, mich küssen wollte, floh ich und fing an zu schreien." Abends las der Vater die heilige Schrift vor und predigte daraus zur Erbauung der ganzen Familie. In der Schule mußte der Knabe hart unterm Katheder sitzen, daß ihn flugs die Ruthe erreichen konnte, die der Vater mit Strenge und Härte gebrauchte. Auch an den geistlichen Aufführungen und Schulspielen nahm er Theil, gelegentlich ward wohl auch in einem vornehmen Haus eine Art Schäferspiel aufgeführt.

In die jungen Jahre fiel auch die Wahl des Berufs. Die Pracht und der Luxus, mit dem die Aerzte aufzutreten pflegten, reizte den jungen Felix zu dem Wunsche, auch Arzt zu werden. So las er denn von früh an Kräuterbücher, trug Recepte gegen Krankheiten zusammen und hielt sich der anatomischen Propädeutik halber in den Schlachthäusern der Vaterstadt auf. In dieser Zeit starb ihm auch eine siebzehnjährige Schwester, ein frommes Maidlin. Er machte bald darauf mit dem Vater eine Reise ins Elsaß. „Als wir in der Hart Basel ansichtig waren, sagt mein Vater: ‚Felix, du freuest dich heim, aber ich nicht, weil ich meine Tochter nicht mehr finde.' Ging mir auch zu Herzen."

Nachdem Felix fünfzehn Jahre alt geworden und im Pädagogium hinreichend vorbereitet war, beschloß der Vater ihn gleich auf die berühmteste medizinische Hochschule der Zeit zu thun, nach Montpellier. Mit den Kaufleuten, die von der Frankfurter Herbstmesse nach Lyon zurückkehrten, sollte Felix nach Frankreich hineinreiten. Man verfehlte sich aber, so reiste der junge Mann mit einem Pariser, Robertus, der nach Genf wollte, am 10. October 1552 ab. Der Vater band zwei Hemden und ein paar Taschentücher in ein Wachstuch, nähte ihm vier Goldkronen ins Wamms, gab ihm drei Kronen in Münz und schenkte ihm ein Rößlein, dazu einen wallisischen Thaler, alles bis auf den letzten von geliehenem Gelde. Er mahnte zur Sparsamkeit, die Mutter zum Fleiß. Unter hellen Thränen der Mutter ward Abschied genommen, „vermeinend sie sehe mich nimmermehr, weil ich so viele Jahre ausbleiben sollte". Der Vater sah den Sohn noch einmal in Liestal, wo man Mittag machte. „Mein Vater geleitete uns vor das Thor zur Capelle, da er mir die Hand bot und Abschied nehmen wollte und sagen: Felix, vale, konnte er das vale nicht aussprechen, sagte: va . . und ging also

traurig hinweg, welches mir mein Herz sehr bewegte, also, daß ich hernach trauriger die Reise vollbrachte, deren ich mich zuvor gefreuet hatte." Die Reisenden zogen über Solothurn nach Bern, wo sie in der Herberge zum Falken einkehrten und die sechs Bären im Zwinger ansahen, auf Freiburg, und dann nach Genf in den Leuen, nicht ohne allerlei Abenteuer komischer und gefährlicher Art. Sie hörten in Genf Calvin predigen, an den sie empfohlen waren, auch fanden sie dort einen französischen Arzt, der mit nach Montpellier ritt. Von Genf ging es nach Lyon, wo man im Bären einkehrte, den ein Züricher hielt, lauter deutsche Bedienung außer der Wirthin. Nach einigen Tagen ward die Reise über Orange und Nismes nach Montpellier fortgesetzt, im Ganzen in 15 Tagen von Basel vollbracht, den Aufenthalt nicht gerechnet, mit einem Kostenaufwande von vierunddreißig Franken.

Es war Sonntag, als Felix in Montpellier einritt. Er befahl sich Gott, daß er nach Vollendung seiner Studien gesund wieder in seine Heimath zu den Seinen kommen möchte. „Auf der Gasse begegneten uns viel stattliche Bürger von Adel und sonst, die vermummet in weißen Hemden herumzogen mit Saitenspiel und Fahnen, hatten silberne Schalen von Zuckererbsen und allerlei Confect gefüllt in Händen, klopften daran mit silbernen Löffeln und gaben den stattlichen Jungfrauen, die auf den Gassen standen, daraus mit den Löffeln. Diese Kurzweil erfrischte mich etwas." Dann stieg er in seinem Quartier ab, bei einem Apotheker Lorenz Catalan, der von den aus Spanien vertriebenen Juden abstammte. Er stand gerade mit seiner Frau Alienor vor der Apotheke und sah dem Spiel zu, als Felix' Rößlein still hielt. Felix gab seine Empfehlungen ab, der Apotheker seufzte, ließ das Rößlein in seines Schwagers Stall führen, der Provisor aber, ein Straßburger, kam herbei und führte den Ankömmling in das Haus, wo ihm die Magd die Stiefel auszog.

Es fehlte nicht an Deutschen in Montpellier, denen sich Felix anschließen konnte, unter ihnen der berühmte Dichter Peter Lotichius. Felix verkaufte sein Rößlein und stürzte sich sofort in die Collegien. In ein paar Tagen schon war er immatriculirt, zum Patron hatte er sich den D. Saporta gewählt, dem er empfohlen war. Er hörte Morgens zwei bis drei Collegien, Nachmittags oft ebenso viel. Abends ward ein Spaziergang in die Umgegend gemacht, wobei dann allerlei Merkwürdiges auffiel und notirt ward: die großen Felder mit wohlriechenden Kräutern, die Olivenerndte und die blauen Hyacinthen, die im Januar duftend die Auen bedeckten. Am Weihnachtabend, als die Gesellen mit gefärbten Lichtern in die Kirchen ziehen, wird es ihm einsam in dem ungeheuren Hause; er schließt sich in sein Kämmerlein und liest bei der Ampel bis in den frühen Morgen in einem alten Plautus den Amphytrio. Mit Beginn des neuen Jahres fingen gleich allerlei

Kurzweil an, Ständchen, Mummenſchanz und Tänze, nach dem Nachteſſen bis in den halben Tag, wobei ſich der junge Deutſche etwas unbehülflich benahm, wie er denn eines Abends eine geputzte Profeſſorentochter, die er führte, durch einen ungeſchickten Pas ganz mit Koth vollſpritzte. „Der hat ſeiner Liebſten das Weihwaſſer gegeben," meinten ſcherzend die Kumpane. Er war aber ſehr beliebt unter der deutſchen Nation, bei deren Feſten und „Königreichen" er die Laute ſchlug. Dabei ward das Studieren nicht vergeſſen, zu dem die väterlichen Briefe aus der Heimath immer dringlich mahnten. Felix arbeitete fleißig; mit ſeinem Wirth unterhielt er ſich gern lateiniſch. Er erwarb ſich bald die Gunſt des alten Marannen und ſeiner Hausfrau, die ihn liebten wie ihren Sohn. Gelegentlich ward auch wohl ein wenig politiſirt, wozu der deutſchfranzöſiſche Krieg allerlei Anlaß bot.

Zu Faſtnacht war wieder allerlei Kurzweil, beſonders am mardi gras, am „feiſten zinstag, an welchem junge Bürger umzogen, hatten am Hals Säcke hangen voller Pommeranzen, die gar wohlfeil, daß man das Dutzend für zwei Pfennige kaufet. Item trugen Körbe als Schilde. Da ſie auf den Platz kamen bei Nostre dame Unſer Fraun, warfen ſie einander mit Pommeranzen, daß der ganze Platz voll zerbrochener Pommeranzen lag." Man kann ſich denken, daß die Faſten von dem jungen Calviniſten nicht eben ſtreng gehalten wurden. Mit dem Eſſen war der Student bei ſeinem Spanier überhaupt nicht zufrieden. Mittags gab es Suppe, Gemüſe mit Hammelfleiſch, ſelten Rindfleiſch. Jedes aß mit den Händen aus ſeiner Schüſſel. Abends gab es immer Salat und ein klein Brätlein. Das Brot war vortrefflich, der Rothwein, mit Waſſer gemiſcht, recht trinkbar. In den Faſten ging es ſehr gering zu, ein Krautſüpplein und etwas Fiſch, Zwiebeln und grüner Salat waren die Speiſen, bei denen unſer Schweizer hauptſächlich Käſe und Obſt vermißte.

Nicht ſelten ward ein Ausflug an das Meer gemacht, wo man mit Ebbe und Fluth ſpielte und Muſcheln ſammelte, oder nach Grammont, wo man das Grab des Ritter Peter anſtaunte, den die Wanderer aus der Geſchichte von der ſchönen Magelone kannten, auch ein Frühſchoppen ward gelegentlich genehmigt nach den Collegien, in den drei Königen in der Vorſtadt, eine Maß Muscatwein, dazu etwas Schweinefleiſch mit Senf. Auch ward die franzöſiſche Mode mitgemacht, zu Pfingſten wurden neue rothe Hoſen angelegt, ſo eng, daß ſich Felix kaum bücken konnte. Sie waren billig, die Schneider verkauften das Tuch ſelber, über Nacht ward die Beſtellung prompt ausgeführt.

Nach einiger Zeit veränderte Platters Wirth auch ſeine Wohnung, er erhielt ein beſſer Studierzimmer, das er mit Gemälden verzierte. Oben befand ſich ein ſchöner Altan, von dem man die Stadt überſah bis an das

Meer, deſſen Brauſen herantönte. Einmal ging man am Strande mit Peter Lotichius ſpazieren, einer rieth unterwegs carmina gleich ex tempore zu machen und ſagte: „Germani socii tendunt ad littera maris“. Sagt Lotichius: „Nicht maris qua prima brevis, sed ponti“. Er ſang auch den Ritter aus Steyermark, und ſo vergnügten ſie ſich den Tag. Der Alte von Baſel aber warnte vorm Baden im Meer, daß ja kein Unglück geſchehe.

Anfang des nächſten Jahres wohnte Felix der Verbrennung einiger calviniſtiſchen Ketzer bei, eines Mönches und eines Tuchmachers; als er ſich zu ihren Gunſten einige Andeutungen erlaubte, ſagten ihm die Knechte in der Apotheke, er ſolle ja ſchweigen, es möchte ihm ſonſt, da er ein Lutheraner ſei, auch ſo gehen. Auch Duellgeſchichten mangeln nicht. Es kommt Beſuch aus der Heimath mit den langen herzlichen Ermahnungsbriefen des Vaters, dann wieder Genoſſen aus Spanien, die Wunderliches von den Stiergefechten erzählen, endlich kommt ein Commiſſarius von Toulouſe, der mit der Trompete in der Stadt ausrufen läßt, wer Lutheraner in der Stadt wüßte, ſollte ſolche bei ſchwerer Strafe anzeigen. Zum Exempel wird gleich am anderen Tage des Biſchofs von Montpellier Schweſter mit ihrem Mann in effigie verbrannt.

Der junge Basler war ſehr beliebt, man lud ihn überall ein, da er die Laute trefflich ſchlagen konnte, die Profeſſoren ſtellten ihm das günſtigſte Prognoſticon, in Baſel ging ſchon die Rede, daß er einmal ein vortrefflicher Arzt werden würde. So konnte er ſich auch einige größere Zerſtreuungen geſtatten, weitere Ausflüge in die Umgegend, wie nach Avignon, das mit ſeiner Univerſität, ſeinem Papſtſchloſſe und ſeinen Frauenhäuſern berühmt und berüchtigt zugleich war. Felix ſammelte allerlei Naturalien, er ſandte ſeinem Vater Samen und Stecklinge ausländiſcher Pflanzen, auch Pommeranzen, Feigen und Granatäpfel, dazu Meermuſcheln. Sein Studieneifer brachte ihn manchmal indeß in gefährliche und bedenkliche Situationen. Aus Lernbegier betheiligte er ſich an dem Leichenraub zu wiſſenſchaftlichen Zwecken, den ein reicher Baccalaureus der Medizin ins Werk ſetzte. Man begab ſich Nachts auf den Kirchhof des Kloſters von St. Denys. Da ſcharrte man eine Leiche aus, die erſt den Tag vergraben war. Die ward dann bis zum Stadtthor getragen, um 3 Uhr in der Nacht. „Da legten wir die Leiche an einen Ort und klopften am kleinen Thürlein, dadurch man etwan ein und ausläßt. Es kam ein alter Pförtner hervor im Hemd, that uns das Thürlein auf. Wir baten ihn, er wolle uns einen Trunk geben, wir ſtürben vor Durſt. Weil er den Wein holte, zogen ihrer drei die Leiche herein und trugen ſie über ſich in des Galotins Haus.“ Weil die Sache gelungen war, ließen die Räuber nicht nach und wiederholten das grauſe Stücklein gar oft, die Mönche merkten aber endlich Unrath, bewachten ihren Kirchhof und ſchoſſen mit Flitz-

bögen auf die Studenten. Getreulich berichtete Felix dem Vater über dieſe heimlichen anatomiſchen Studien, mit denen dieſer in Anbetracht der Gefahr indeß nicht ganz einverſtanden war.

Er beſchreibt auch eine Doctorpromotion. Der Candidat ward in der Kirche mit großer Solennität und Orgeln promoviert. „Er dankte ab in fünf oder ſechſerlei Sprachen, darunter auch die deutſche, ob er gleich ſonſt nicht Deutſch reden konnte. Man führte ihn zierlich herum, mit einem ſeidenen Buſch auf dem viereckigten Barret, mit Schalmeien, und trug man Fenchelſtengel mit verzuckerten Bildern in dieſer Proceſſion, hielt danach eine ſtattliche Collection mit viel Confecten, die man ausgibt, mehr als ein Centner; item köſtlichen Hippocras und hielt man danach die Tänze." Dachte er doch bald ſelbſt an die eigene Promotion, die er allerdings in Baſel abhalten mußte. Es waren dort ſchon ſiebzehn Aerzte, weitere fünf junge Leute bereiteten ſich auf das Amt vor. Da ſchien es denn doch wieder tröſtlich, was ein Baſeler Freund ſchrieb, daß die Aerzte nichts taugten, die Leute nur purgiren ließen und keine ordentlichen Remedia verſtünden, wie die Herren in Montpellier. „Solches Schreiben erweckt mich, daß ich gedachte, noch wohl zu wiſſen vor anderen zu beſtehen, auch viel Dinge in Gang zu bringen, ſo damals nicht bräuchlich geweſen, als Klyſtiere und andere Topica, allerlei dienſtliche Remedia, wie denn hernach durch Gottes Hülfe geſchehen." Man dachte nun allmählich an die Heimreiſe, Vater und Mutter erinnerten daran, ſie hatten dem Sohne auch ſchon die Braut ausgeſucht. Er war mit alledem einverſtanden und wollte übers Jahr heimkehren, nachdem er noch Paris geſehen und Frankreich durchzogen, ſoweit er es auf ſeinen Studententouren, die ſogar einmal bis Marſeille gingen, noch nicht kennen gelernt hatte. Bald darauf ward Felix zum Baccalaureus in der Medicin promovirt. Es disputirte die ganze mediciniſche Facultät mit ihm, drei Stunden, von früh ſechs bis neun Uhr. Dann zog man ihm ein rothes Gewand an, darin hatte er mit Gedicht und Rede abzudanken. Die ganze Promotion koſtete elf Franken. Es war keine Sorge, daß nun auch von ihm die Rede gälte, welche vielfach den Profeſſoren der fremden Univerſitäten in den Mund gelegt ward: Accepimus pecuniam et mittimus stultos in Germaniam. Beſonders war es der ehrenwerthe Dr. Huber, der allenthalben und bei jeder Gelegenheit ihm in der Vaterſtadt guten Leumund machte und ſagte, er würde ihn ſelbſt einmal gut erſetzen. Felix hatte auch im Intereſſe des Studiums mit an einer ſtudentiſchen Bewegung theilgenommen, welche den Zweck hatte, durchzuſetzen, daß die Profeſſoren ihre Collegien fleißiger läſen. Die Studierenden rotteten ſich zuſammen, zwangen ihre Genoſſen, mit ihnen gemeinſame Sache zu machen, und zogen vor das Parlamentshaus, wo ſie einen Procurator aufſtellten, der in ihrem Namen die Pro-

feſſoren wegen ihres Unfleißes verklagte. Nach mancherlei Verhandlungen ward die Unruhe endlich wieder geſtillt.

So kam der Abſchied näher und näher, bald wäre Felix noch in Ungelegenheit gekommen. Auf einem Balle, dem er beiwohnte, war einer vornehmen Frau ein koſtbares Paternoſter abhanden gekommen. Da er das Feſt früher verlaſſen hatte, ſo fiel der Argwohn auf ihn, und er hatte allerlei Unannehmlichkeiten, die ihn derlei Feſte verleideten. Später freilich kam zu Tag, daß die Dame das Kleinod einem Pfaffen geſchenkt und nur um ihren Gemahl zu täuſchen, vorgegeben hatte, es ſei verloren worden. Nun wurden die Bücher und Sammlungen nach Baſel vorausgeſandt, während die Reiſe durch Frankreich vorbereitet ward. Die deutſchen Studenten gaben Felix noch einen Abendtrunk, „ſtellten mir eine Paſtete vor, darin war eine Katze, davon ich ohne Wiſſen aß, als wäre es ein Haſe, war aber wegen des Betrugs nicht wohl zufrieden". Felix kaufte nun ein ſtattliches Roß, ſein Reiſegefährte, ein Kölner, desgleichen, ſie luden ihre Geſellen noch einmal zum Scheidetrunk in ein Wirthshaus, nahmen Abſchied von den Lehrern, Freunden, „auch etlichen Damoiſellen", und ritten am 27. Februar 1557 von dannen, unter den Thränen des alten Apothekers, bei dem Felix ſo lange Jahre gewohnt hatte, in großem Geleite, mit bekümmerten Herzen ob des Abſcheidens „aus dieſer geliebten Stadt".

Die Reiſenden zogen zunächſt auf Narboune, wo ſich die letzten Begleiter von ihnen trennten. Das ging Felix zu Herzen, und auch die Augen gingen ihm über. In Toulouſe trafen ſie Anſprache, einen Setzer, der in des Vaters Druckerei gearbeitet hatte, und einen medicinae practicum aus Luzern, der den alten Platter wohl kannte; auch in Bordeaux fehlt es nicht an Schweizern. Sie eſſen ſich im Wirthshaus an Lampreten ſatt, beſichtigen Alles und muſiciren, wobei ihnen viele Ehre erwieſen wird. In Luſignan beſahen ſie das Schloß der Meluſina. Die Schlöſſer zu Tours, Amboiſe, Blois wurden ebenfalls nach Gebühr bewundert, in Orleans kehrten ſie im Deutſchen Landsknecht ein. Hier fanden ſie ſehr viele Deutſche, die ſich ſehr ihrer annahmen, mit ihnen auf die Thürme ſtiegen, in den Kirchen umhergingen, ſie in Geſellſchaft führten. Endlich ritten ſie an vielen Windmühlen vorbei in Paris ein, wo Felix in einem kleinen Kämmerlein vierthalbe Woche wohnte. Er ſah, was zu ſehen, hörte auch viel Collegien. Er beſuchte die Gräber der Könige in St. Denys; die „nackenden Weibsbilder von Marmel" kamen ihm von weitem vor wie lebendig. Auch beſuchte er den Marſtall des Königs. Der Dauphin Franz ſah mit dem Herzog Karl von Lothringen gerade zum Fenſter heraus. Er nahm einen Hund und warf ihn zum Fenſter heraus einem Pagen zu, der zu Pferde ſaß. Dieſer fing ihn geſchickt auf.

Bald mußte Felix an den Aufbruch denken und an einen neuen Reisegefährten, da sein Genosse in Paris zurückblieb; er fand endlich einen Basler, den Sohn des Zunftmeisters Riedi, mit dem er abreiste. Der vornehme Herr war ein hochnäsiger, übellauniger und ungebildeter Gesell, mit dem Platter wenig zufrieden sein konnte. Sie ritten über Bourges, Dijon, Besancon und Mömpelgard, dann gegen Sapois, das letzte Dorf, wo französisch gesprochen ward.

Am 10. Oct. 1552 hatte Felix Platter seine Vaterstadt verlassen, am 9. Mai 1557 kam er wieder heim. „Wir ritten nach Basel. Da sah ich mit Freuden beide Münsterthürme, die ich so lange Jahre nicht gesehen hatte; schoß meine Büchse ab in eine Gartenhäuselthür, zwei Kugeln, und reiten zum Spalenthor ein." Es war Sonntag und Niemand von den Seinen zu Hause, der Vater war auf dem Gute, die Mutter bei den Nachbarn. Endlich kam sie gelaufen, weinte und empfing den Sohn, „war gar dürr und mager". Dann kam auch der Vater und hieß ihn willkommen, verwunderte sich ob seiner Länge. Auch der „Zukünftigen" ward sofort Meldung gethan, darob diese züchtig erschrack.

Ein Vierteljahr darauf ward Felix in Basel zum Doctor medicinae promovirt und nicht lange darauf führte er seine holdselige Jungfrau Jäckelmann heim, erst einundzwanzig Jahre alt. Die reizende Episode der Hochzeit ist durch Freytags Bilder allgemein bekannt geworden. Die Biographie schließt mit dem Jahre 1559 ab.

Felix Platter selbst aber ward einer der angesehensten Aerzte, dessen Ruf die Grenzen der Vaterstadt weit überschritt. Er ward 1571 zum Stadtarzt ernannt und wirkte besonders segensreich in den Pestzeiten, gleichzeitig begann er an der Universität zu lehren und galt auch hier seiner Zeit als eine der ersten Autoritäten. Seine Hausfrau Magdalena ward ihm im Jahre 1613 entrissen, er selbst folgte ihr ein Jahr darnach, 1614. Viele von seinen Nachkommen haben sich mit Glück seinem Berufe gewidmet.

Ohne Zweifel gehören die beiden Lebensbeschreibungen, von denen wir hier in kurzem ein Bild zu geben versuchten, mit zu den reichsten Quellen unserer Kenntniß des Privatlebens im Beginne des neuen Zeitalters. Ihre Lectüre hat, sobald man sich erst etwas in den süddeutschen Dialect hineingelesen hat, keine Schwierigkeit. So verdienen sie es wohl, daß abermals die Aufmerksamkeit des Publicums auf sie gelenkt wurde.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Berlin. Der Schluß des Congresses. — Mit dem heutigen Tage schließt eine Woche, die eins der voraussichtlich folgenreichsten Ereignisse dieses Jahrhunderts sich hat vollziehen sehen. Wohl hatte der Kronprinz Recht, als er in dem Trinkspruch, den er gestern an die Congreßmitglieder richtete, den Tag, an dem der Vertrag von Berlin unterzeichnet worden ist, als une memorable date bezeichnete. Es kann nicht das Amt des Wochen-

chroniſten ſein, jenes Ereigniß in dem vollen Umfang ſeiner welthiſtoriſchen Bedeutung zu würdigen, aber es darf doch daran erinnert werden, daß das ſoeben beendete Congreßwerk, abgeſehen von ſeiner Tragweite für die Geſchicke und die Entwickelung zweier Welttheile, einen Erfolg deutſcher Politik bezeichnet, der ſich in würdigſter Weiſe den Erfolgen von 1866 und 1870 anſchließt. Zum erſten Male hat ſich Europa bewußt der deutſchen Führung gefügt und in ihr das einzige Mittel geſehen, Europa — um mit den Worten des Fürſten Bismarck zu reden — „die Wohlthat des ſo ſchwer bedrohten Friedens" zu ſichern. Es mag manchem der Herren, die von den Ufern der Newa und der Themſe gekommen waren, nicht leicht geworden ſein, ſich dem deutſchen Reichskanzler zu accomodiren. Es iſt kein Geheimniß, daß weder Fürſt Gortſchakoff noch Earl Beaconsfield den Fürſten Bismarck ſonderlich lieben. Von dem alten ruſſiſchen Staatsmann, der den deutſchen Reichskanzler einmal als l'emporté de Varzin bezeichnete, weiß man es längſt; ob bei Beaconsfield die jedenfalls nicht ſehr freundſchaftlichen Gefühle in Folge perſönlicher Berührung beſſer geſtimmt worden ſind, weiß man nicht; die chronique scandaleuse des Congreſſes, die natürlich innerhalb der vier Wochen ſich zu hoher Blüthe entfaltet hatte, wollte das Gegentheil behaupten und ſelbſt die Halsſchmerzen des engliſchen Premier, obwohl zu deren Beſchwörung der Londoner Hausarzt herbeigerufen war, nicht in ihrer rein pathologiſchen Bedeutung gelten laſſen. Wie dem nun auch ſein möge, es iſt gegangen und es iſt gut gegangen; die gewaltige Wucht bismarckſcher Staatskunſt, die unerſchöpflichen Hülfsmittel ſeines reichen Geiſtes haben die Wege zu bezeichnen gewußt, auf denen ihm auch widerſtrebende und nicht minder ſelbſtbewußte Geiſter folgen mußten. Bei der hyperkritiſchen Richtung, die in unſerem guten Berlin, namentlich von einem gewiſſen Theil der Preſſe gepflegt wird, gefällt man ſich darin, nicht die Verdienſte Deutſchlands und ſeiner Politik um die Erhaltung des Friedens hervorzuheben, ſondern die Arbeiten des Congreſſes als ein Stückwerk zu bezeichnen, das keinem Anſpruch gerecht wird, und den baldigen Wiederausbruch ſchwerer Conflicte zu prophezeihen. Die unermeßliche Schwierigkeit der Aufgabe, die darin beſtand, zwiſchen den verſchiedenartigſten, hart gegen einander ſtoßenden Intereſſen zu vermitteln, wird verhältnißmäßig wenig anerkannt und kaum die Frage aufgeworfen, was denn unter ſolchen Verhältniſſen überhaupt möglich war zu erreichen. Daß aber dieſes Mögliche in der That erreicht worden iſt, das ſcheint uns keinem Zweifel zu unterliegen. Es iſt eine müſſige, weil nicht zu beantwortende Frage, auf wie lange wir nun Frieden haben werden, laſſen wir uns einſtweilen an der Thatſache genügen, daß wir den Frieden haben, nachdem er nunmehr faſt drei Jahre hindurch in bedenklicher Weiſe geſtört geweſen iſt. Das iſt wohl auch der Eindruck und die Empfindung, die in weiteren Kreiſen vorherrſchen. Man iſt um ſo dankbarer für den glücklichen Ausgang, als gerade in der letzten Woche des Congreſſes der Zwiſchenfall des engliſchtürkiſchen Vertrages wegen Cypern dem ganzen Drama noch eine verhängnißvolle Wendung zu geben drohte. In den eigentlichen politiſchen Kreiſen hat man ſich freilich hierüber keinen Augenblick lang irgend welchen Befürchtungen hingegeben. Unſere Diplomaten haben mit großer Seelenruhe von dem Vertrage vom 10. Juni Notiz genommen, und es iſt nicht unbemerkt geblieben, daß unſere Regierungsblätter mit einer gewiſſen verbindlichen Wendung für England der Sache Erwähnung gethan haben. Auch die Ruſſen ſcheinen ſich bei dem gegenwärtigen Stadium der Angelegenheit und bei der

augenblicklichen Unberechenbarkeit ihrer Entwickelung in weiterer Zukunft keine besonderen Sorgen darüber zu machen. Ob die Franzosen die Sache mit derselben Ruhe ansehen, die sie in dieser Frage zu besitzen sich den Anschein gaben, muß dahingestellt bleiben. Man sprach von einem kleinen Compensationsgeschäft, das Beaconsfield ihnen durch Ueberlassung von Tunis angetragen hätte, doch sollen sie sich dem sehr reservirt gegenüber gestellt haben.

Bei uns hat man keinen Grund darüber ungehalten zu sein, wenn sich die öffentliche Meinung in Frankreich einigermaßen gegen England echauffirt. Alles, was dahin führen kann, die Bündnißfähigkeit zwischen Deutschland und Frankreich dem Bereiche der Möglichkeit zu nähern, kann nur als ein Gewinn für Europa angesehen werden. Man darf sich über die Nähe dieses Zeitpunctes selbstverständlich keinen Illusionen hingeben, doch leidet es keinen Zweifel, daß das Bewußtsein von der historischen Nothwendigkeit einer aufrichtigen Annäherung beider Länder sich auch bei tiefer blickenden französischen Staatsmännern allmählich Bahn zu brechen beginnt. Es darf übrigens hierbei darauf hingewiesen werden, daß die beiden Hauptvertreter Frankreichs auf dem Congresse, der Minister Waddington wie der ständige Botschafter Graf St. Vallieres, mit ganz außerordentlichem Geschick verstanden haben, Frankreich innerhalb des europäischen Areopag eine Stellung zu geben, welche den nationalen Aspirationen eine gewisse Befriedigung gewähren konnte, wo immer es galt, große Culturprincipien zu wahren, wie Religionsfreiheit, Geltendmachung des hellenischen Elements u. s. w., da standen sie in erster Linie und wußten so einigermaßen zu compensiren, was an directer Einwirkung auf die großen reell-politischen und militärischen Fragen geltend zu machen für Frankreich diesmal nicht möglich war; nicht minder haben sich die anderen beiden französischen Herren, Desprez und Graf Mauy, für die formellen und redactionellen Arbeiten des Congresses eine ganz besondere Anerkennung zu erringen vermocht. Die Mehrzahl der fremden Delegirten hat inzwischen Berlin verlassen, als erster unter ihnen Graf Andrassy, der es verstanden hat, die sehr absprechende Beurtheilung, die sich seine Politik während der letzten Jahre in Bezug auf den Orient gefallen lassen mußte, mit einem Schlage in eine anerkennende zu verwandeln; er hat es verstanden, die Machtsphäre, die Oesterreich in orientalischen Dingen in Anspruch nehmen muß, geltend zu machen, und die unruhige Nachbarschaft an Oesterreichs Grenzen, die sich darin gefiel, bei jedem Anlaß den Trumpf Petersburg gegenüber Wien auszuspielen, ein für allemal scharf in die Zügel zu nehmen. Es ist ihm nicht leicht gemacht worden: man weiß jetzt zur Genüge, wie scharf sich am Ende der ersten Congreßwoche die Gegensätze zugespitzt hatten; indessen seine kluge Anlehnung an England, die sehr geschickt nur bis zu einem gewissen Punct ging und jede einseitige Ausnutzung durch England zu vermeiden wußte, — auf der anderen Seite aber das überaus maßvolle und versöhnliche Auftreten des Grafen Schuwaloff haben diese gefährliche Klippe glücklich zu umschiffen gewußt. Es wird dem Grafen Schuwaloff, der übrigens unter allen Congreßbevollmächtigten der am meisten in Anspruch genommene war, zu allen Zeiten unvergessen sein, daß er inmitten von Schwierigkeiten, die gar nicht hoch genug angeschlagen werden können, es verstanden hat, über alle nebelhaften panslavistischen Velleitäten erhaben, in ruhiger und nüchterner Würdigung der thatsächlichen Verhältnisse bei seinem kaiserlichen Herrn eine Politik zur Geltung zu bringen, die dasjenige für Rußland zu wahren suchte, was im engeren Sinne als russisches Interesse zu bezeich-

nen ist, ganz im Gegensatz zu jenen himmelstürmenden, den festen Boden verlierenden Projecten, die alles Land, was slavisch ist, als russische Domäne ansehen. Mit den Diplomaten haben uns nun auch die zahlreichen fremden Journalisten wieder verlassen, die in den letzten vier Monaten sich hier Rendezvous gegeben und die Zugeknöpftheit der Diplomaten bejammert hatten. Mit der letzteren ist es nun allerdings in der zweiten Hälfte des Congresses nicht mehr weit her gewesen, und namentlich auf englischer Seite hat man sich allmählich sehr bald über die proclamirte Discretion hinweggesetzt. So konnte es sich denn ereignen, daß der Timescorrespondent, Herr von Blowitz, bereits am Freitag Mittag mit dem noch nicht einmal zu Ende redigirten Friedensvertrage in der Tasche nach Brüssel abreiste, von wo er denselben Sonnabend früh nach London telegraphirte, so daß der Vertrag mit Ausschluß weniger Artikel bereits für die „Times" gesetzt war, ehe er in Berlin zur Unterzeichnung gelangte. Unsere Presse spricht sich in sehr bitterer Weise über die Zurücksetzung aus, die sie in dieser Beziehung erfahren mußte, sie vergißt freilich, daß gerade der Präsidialmacht ganz besondere Rücksicht auferlegt war, da von ihr die Proclamirung des Geheimnisses ausgegangen war. Auch die wesentlich andere Stellung, welche die Londoner und Pariser Journalisten ihren Diplomaten gegenüber einnahmen, mußte den Vertretern unserer Presse nicht gerade sehr schmeichelhaft in die Augen fallen. Nicht ohne Neid sah man, wie diese Herren mit einer Sicherheit und Gewandtheit, wie sie nur lange Gewöhnung giebt, sich auf dem Parquet der Botschaftersalons bewegten, geschmückt mit Sternen und Kreuzen, gleich alten Diplomaten und Hofmarschällen. Freilich darf nicht unerwähnt bleiben, daß sehr viele von diesen Decorationen aus Spanien, Persien, Tunis, Serbien, Rumänien u. s. w. bezogen waren und somit vorwiegend den Charakter und Werth von Toilettenrequisiten hatten.

15. Juli. O.

Literatur.

Vom Büchertisch. Ausgewählte Gedichte von Johan Ludvig Runeberg. Deutsch von Dr. Max Vogel. Leipzig, J. A. Barth. — Von den nordischen Dichtern ist Tegner unter uns der bekannteste, und doch steht uns vielleicht Runeberg näher. Die classische Einfachheit der Form und die Vielseitigkeit des Inhalts seiner Gedichte stellen diesen offenbar über den schwedischen Bischof, der ihm seinerseits freilich wieder an Phantasie überlegen ist. Das nationale Element macht sich bei beiden geltend; wie es bei Tegner mehr die Vergangenheit heraushebt, tritt es bei Runeberg häufiger in der Schilderung des Gegenwärtigen hervor. Es war ein dankenswerthes Unternehmen, uns die Lyrik des Dichters zu vermitteln, der nur noch allzu unbekannt unter uns ist. Gedichte wie das Idyll „Jenny" oder „das Grab in Perrho" verdienen schon allein die weiteste Verbreitung. Von den kleineren Liedern heben wir als besonders anmuthig: „die Liebende", „die Magd" und den Cyclus: „ein kleines Loos" hervor. Die Auswahl der Gedichte ist fein und sinnig, die Uebersetzung gewandt und fließend, und die Ausstattung seitens der Verlagshandlung in hohem Grade geschmackvoll.

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.
Ausgegeben: 18. Juli 1878. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Zu den Wahlen.

Gleich im Anfang der großen inneren Bewegung, die seit zwei Monaten die Nation ergriffen hat, haben diese Blätter eine Auflösung des Reichstages nicht für nothwendig geboten erachtet, sie erlaubten sich daran zu zweifeln, daß aus den Neuwahlen auch selbst der Regierung ein Vortheil erwachsen werde. Nun hat sich gezeigt, daß das deutsche Volk durch die Maßregel in seinen tiefsten Tiefen erschüttert wurde, daß sich ein Widerstreit politischer Grundansichten entwickelt hat, wie ihn das deutsche Reich seit seinem Erstehen noch nicht erblickte, und daß Stimmungen erzeugt wurden, die weit ab liegen von jenem gemeinsamen Gefühle einheitlichen Wollens, welches eine Folge des gemeinsamen Unglücks war. Man darf jetzt schon das traurige Facit ziehen, daß sich eine Einigung der ordnungs- und staatstreuen Parteien nicht fürder wird erzielen lassen. Mitten in der Wuth der Meinungskämpfe scheint das Bewußtsein der großen und dringenden Aufgabe mehr und mehr verblaßt. Die Bekämpfung der Socialdemokratie steht, wenn man den Aeußerungen unserer Tagespresse folgt, durchaus nicht mehr im Vordergrund des Interesses. Schon merkt man schadenfroh im Lager der Gegner, wie viele Gassen bereits in die Reihen der Ordnungskämpfer gemacht worden sind, die anfangs in so sauberer Geschlossenheit drohend dastanden. Zu dem socialen Kampf der Gesellschaft hat sich der politische der Parteien gesellt. Wir stehen mitten in einem Streite der politischen Grundelemente, dessen Ausgang unabsehbar ist.

So wenig man nun die heilsamen und förderlichen Momente einer so tiefgehenden Erregung verkennen wird, eben so wenig wird man die Gefahren übersehen können, die aus ihr für die einheitliche und freiheitliche Entwickelung unseres Volkes hervorgehen können. Und gerade deren Continuität zu durchbrechen, das ist die Meinung.

Denn die ernsteste Phase des Kampfes ist der Ansturm der conservativen Elemente auf die große nationalliberale Partei. Wie man immer persönlich

zu ihr stehen mag, welche doctrinären Thorheiten, welche Mißgriffe in ihrem Verhältniß zu der Regierung man ihr mit Recht und Unrecht wird vorwerfen müssen, daran ist doch kein Zweifel, daß sie zur Schöpfung und Erhaltung des Reiches von allen Parteien das Beste gethan hat. Sie ist in Wahrheit die historische Partei des deutschen Reiches. Sein Werden ward von ihr getragen. In den verschiedenen Bekenntnißnüancen, die sich unter ihrer Flagge bergen, enthält sie die besten, thätigsten und intelligentesten Elemente unseres Volkes. Sie ist endlich die einzige große Partei, welche die alten Keime des Mißtrauens zwischen Volk und Regierung, die eine unselige Vergangenheit gelegt hat, ausrotten und allmählich ein dauerhaftes Verständniß zwischen beiden herstellen kann, die einzige Partei, die wirklich entwickelungsfähig ist. Sie hat alle Anlagen Großes zu leisten, und auf ihrer Basis könnte sich einmal die herrschende Partei der Zukunft gestalten. Mit allen Kräften muß dahin gewirkt werden, daß diese Partei zunächst dem deutschen Staate erhalten bleibt. Und zwar erhalten und gestützt in dem Einfluß, den sie auf die Gestaltung unserer inneren Geschicke ausgeübt hat, und von dem sie die conservative Partei hauptsächlich dadurch zu verdrängen sucht, daß sie, momentane Verstimmungen benutzend, ihr geflissentlich den Charakter einer Oppositionspartei anzuheften bemüht ist. Gerade jetzt wird es die Pflicht auch der besonders kritischen Elemente in ihr sein, treu und energisch für sie einzustehen.

Man weiß wie sofort und beinahe auf Commando neben den conservativen Parteiblättern die Regierungspresse mit ihren Anhängern und Anhängseln über die Partei herfiel, man weiß, wie die Taktik bisher ausdauernd fortgesetzt ward, und es ist doch nicht unmöglich, daß das plumpe Manöver, so durchsichtig es ist, einigen Erfolg hat. Unser großer Staatsmann liebt es, die Mittel zu nehmen, wo er sie findet, und es ist nicht zu leugnen, daß ihn liberaler Doctrinarismus eine Zeit lang ungeduldig machte. Trotzdem dürfte er sich doch besinnen, eine Partei zu desavouiren, deren Zustimmung und Beihülfe ihm in schweren Zeiten schon werthvoll gewesen sind. Er wird sich schwerlich von einer Partei, die früher so eifrig auf seinen Sturz hingearbeitet hat, überreden lassen, in denjenigen seine Feinde zu sehen, mit deren Beistand er seine großen Siege gegen die Ultramontanen erfocht. Er wird sich nicht leicht trennen von den freisinnigen Grundsätzen, denen er im Bunde mit den Nationalliberalen die Befestigung seiner Popularität und nicht den schlechtesten Theil seines Ruhmes verdankt, und wird nicht selbst mit Hand anlegen an das große Werk der liberalen Gesetzgebung, das in den letzten Jahren erstritten ward. Wir können nicht glauben, daß er reuig wie der verlorene Sohn in das Lager der Conservativen zurückkehren wird. Nichts dürfte aber so bezeichnend für die Ansicht und Einsicht der letzteren

sein, als gerade die Thatsache selbst, daß der ganze unheilvolle Zwist, der angesichts der Gefahr die antisocialistischen Parteien trennt, zuerst von ihnen ausgegangen ist. Denn es wäre im Anfang vielleicht nicht unmöglich gewesen, eine Coalition der Conservativen und der Nationalliberalen herbeizuführen, während eine Verbindung letzterer mit der Fortschrittspartei, wie sie ihnen von ersteren so gern vorgeworfen wird, von vornherein ausgeschlossen war, wenn auch vorgeschlagen ward, daß die nationalliberale Partei in solchen Fällen, in denen sie nicht selbst siegen könne, entweder mit den Freiconservativen oder mit der Fortschrittspartei gehen solle. Es ist zu wünschen und zu hoffen, daß die nationalliberale Partei aus dem Wahlkampfe im vollen alten Besitzstande wieder hervorgehe und daß zumeist die bisherigen sachkundigen Vertreter wieder gewählt werden, dies um so mehr, als an eine Opposition ihrerseits in der Socialistenfrage allen Erklärungen zu Folge nicht zu denken ist.

Wie man vernimmt, wird die kurze Herbstsession, die uns bevorsteht, sich ausschließlich mit dem Socialistengesetz befassen. Bei der Wichtigkeit des Gegenstandes und bei der möglicherweise sehr veränderten Parteistellung ist eine solche Anordnung nur gut zu heißen, um so mehr, als die gedeihliche Förderung der anderen inneren Fragen eine größere Ruhe voraussetzt, als sie in den nächsten Zeiten herbeigeführt werden könnte. Die Furcht vor der Reaction ist nicht aufs Tapet gebracht worden von der liberalen Partei, wie ihr von den Conservativen auch imputirt wird, gerade jene ist es ja, die das Vertrauen zu der Regierung vermittelt, denn sie hegt nicht die Ansicht, daß die Regierung die natürliche Feindin der Regierten sei. Es ist nicht zu fürchten, daß das Ausnahmegesetz, welches wahrscheinlich dem Reichstag zur Discussion vorgelegt wird, eine andere Partei in irgend einer Weise treffen wird, als diejenige, welche eben keine Partei mehr sein darf. Man wird nicht gut thun, einen Mißbrauch des Gesetzes gleich von vorn herein vorauszusetzen. Auf jeden Fall muß, bedingungslos oder bedingt, ein Gesetz zu Stande gebracht werden, welches die Entwickelung und Verbreitung der socialdemokratischen Principien aus dem Grunde und dauernd verhindert. Die Regierung ist in dieser Frage jedenfalls, und sollte es mit Opfern sein, ohne Opposition zu unterstützen, ohne Rücksicht auf die für gewöhnlich leitenden Grundsätze der Parteien. Denn es ist eben ein Ausnahmezustand, in dem sich das Volk befindet, die Regierung wie die Parteien der Vertretung. Die Gunst des Augenblickes für die Vernichtung der Socialdemokratie kehrt vielleicht nie wieder, und vernichtet muß sie werden. Erst müssen wir Ruhe im Hause haben, wenn uns selbst auch die Mittel geniren, mit denen wir allein sie erreichen können. Ausnahmegesetze haben freilich stets ihr Mißliches, aber es kommt ja auch die Zeit wo wir sie wieder los sein werden.

Die übrigen Fragen, mit denen sich der künftige Reichstag zu beschäf-

tigen haben wird, hier zu verhandeln, iſt die Zeit noch nicht gekommen; da mag ſich dann der Kampf der Meinungen wieder erſprießlich tummeln. Er wird dies um ſo freier und unbefangener können, als wir dann die Hauptſorge und Hauptgefahr für unſer inneres Gedeihen, ſo alles recht geht, beſeitigt haben werden. Dann wird erſt der Boden geebnet ſein für eine Umbildung der Parteien, die jetzt in einem kritiſchen Moment ſo unbeſonnen ins Werk geſetzt wird, dann erſt werden wir auch rückblickend uns rein erfreuen können an der Ehre des Berliner Congreſſes und an den großen Verdienſten unſeres leitenden Staatsmannes um den Frieden des Welttheils.

In keinem Momente der Weltgeſchichte hat vielleicht der deutſche Name höher gegolten als in dieſen Tagen, es iſt eine Zeit unvergleichlichen Ruhmes nach außen, von der unſere glücklichen Enkel reden werden. Wir aber ſchauen uns gedrückt und ſorgenvoll in unſern vier Wänden um, und empfinden die Wahrheit des alten Wortes: wie dafür geſorgt iſt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachſen.

Die Geſchichtsſchreiber und Fabuliſten von Reinhardsbrunn.*)

Von C. Wenck.

Nicht von den landſchaftlichen Reizen Reinhardsbrunns will ich reden, ſie ſind allbekannt und werden auch in dieſem Sommer Hunderte verlocken, dort oder im benachbarten Friedrichsroda Erquickung von dem Staub der Großſtädte zu ſuchen: aus der Umgebung des herzoglichen Schloſſes und dem herrlichen Park möge mir der Leſer nach den im Waldesdunkel verſteckten Kloſtermauern folgen, den Trümmern des einſt hier blühenden Benedictinerſtifts.

Von der Wartburg aus war Dr. Martin Luther 1521 in dieſem Kloſter erſchienen, aber erſt die Stürme des Bauernkrieges lehrten die Mönche, daß die Zeit des Kloſterlebens auf immer vorüber ſei. Ein Augenzeuge, der Prior Wilhelm Liſtemann, hat uns beſchrieben, wie „die böſſen verſtockten aufrürigen Bürger und Bauren ihre freveliche Hende gelegt an das Hauß Gottes"; er erzählt unter anderem, wie ſie die „Bethe-Bücher mit allen andern geſchrieben und gedruckten Büchern der gantzen Librarey geſchatzt vor 3000 Gulden zuhauen, zuſchnitten, zurißen und mitten im Hoffe des Cloſters verbrandt".

*) Dieſer Aufſatz ruht durchweg auf den Forſchungen, welche ich in meiner ſoeben erſchienenen Schrift „die Entſtehung der Reinhardsbrunner Geſchichtsbücher", Halle, Max Niemeyer, niedergelegt habe.

Auf Jahrhunderte wurde durch diesen Vandalismus auch die Erinnerung an die glorreiche Vergangenheit des Klosters vernichtet; nur ganz vereinzelt hören wir im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert von Gelehrten, daß sie irgend eine Handschrift der Chronik von Reinhardsbrunn benutzt haben. War diese Chronik doch schon in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters namentlich in Eisenach hoch geschätzt und nach mittelalterlicher Weise ohne Scheu vor literarischem Diebstahl ausgeschrieben worden. Aber erst im Jahre 1740 gab Johann Daniel Gruber deutliche Kunde von einer Handschrift der Reinhardsbrunner Geschichtsbücher; für vierzig Thaler war sie von der königlichen Bibliothek zu Hannover angekauft worden, als die reichen Bücher- und Handschriftenschätze des Freiherrn Ludwig Otto von Plotho am 1. October 1732 im blumenthalschen Hause in der Spandauer Straße zu Berlin unter den Hammer gekommen waren. Indessen wohl nicht ohne die Schuld der politischen Zersplitterung Thüringens dauerte es noch über ein Jahrhundert, bis der Inhalt dieser Handschrift durch den Druck zu allgemeiner Kenntniß gelangte.

Später hat sich noch eine zweite Handschrift gefunden, in welcher uns Auszüge aus den Reinhardsbrunner Geschichtsbüchern von der Hand des Nürnberger Arztes und Gelehrten Dr. Hartmann Schedel erhalten sind. Schedel hatte eine wahrscheinlich viel reichere Handschrift besessen, aber der berühmte und berüchtigte Abt von Spanheim, Johann Trithemius, fand so viel Freude an dem geliehenen Kleinod, daß er trotz aller Mahnungen des Freundes es nicht wieder herausgab und Schedel sich 1507 nach fünfjährigem vergeblichen Warten dazu verstehen mußte, mit eigener Hand sich einen Ersatz zu schaffen. Es ist tragikomisch in den erhaltenen Briefen Schedels an Trithemius zu lesen, wie er immer nachdrücklicher auf Rückgabe seines Eigenthums dringt, leider stets ohne Erfolg.

Was ist nun der Inhalt dieser Reinhardsbrunner Geschichtsbücher?

Wohl jede deutsche Dynastie, gleichgültig ob groß oder klein, hat irgend ein Kloster gegründet, welches recht eigentlich als ihre Familienstiftung angesehen wurde. Die Freigebigkeit der Gutsherrschaft zu lohnen, hatten die Mönche oder Nonnen mancherlei Mittel. In den Familienklöstern fanden die sterblichen Ueberreste des Stifters und seiner Nachfolger die letzte Ruhe, hier wurde am Jahrestag des Todes das Andenken der Bestatteten je nach der Größe der empfangenen Wohlthaten gefeiert, hier, und dies ist für uns das Wichtigste, wurden auch einer späteren Zukunft die Thaten der Stifterfamilie durch den Griffel überliefert. Lange Zeit vertraten die Mönche solcher Klöster die Stelle officieller Historiographen. Dagegen spielte die Geschichte der geistlichen Genossenschaft selbst in ihren Chroniken nur eine ganz untergeordnete Rolle. Es ist eine seltene Ausnahme, daß die Chronik des Petersberges bei

Halle uns die Licht- und Schattenſeiten des Kloſterlebens durch eine Fülle von Einzelheiten in plaſtiſcher Deutlichkeit vor Augen führt, daneben iſt ſie aber doch auch die wichtigſte Quelle für die ältere Geſchichte des wettiniſchen Hauſes.

So iſt die Kloſterchronik von Reinhardsbrunn eine Geſchichte der Landgrafen von Thüringen. Verſuchen wir im Folgenden auf Grund der Reinhardsbrunner Aufzeichnungen die Geſchichte der thüringiſchen Fürſten zu ſkizziren, weſentlich in der Abſicht, an concreten Beiſpielen die Eigenthümlichkeit mittelalterlicher Hiſtoriographie darzuſtellen, das allmähliche Eindringen und endliche Ueberwuchern der Sage zu zeigen.

Der Urſprung des erſten Landgrafenhauſes iſt in myſtiſches Dunkel gehüllt. Ein freier Mann aus dem edlen Geſchlecht der Karolinger, Ludwig, wegen ſeines behaarten Angeſichts der Bärtige genannt, war durch die Kaiſerin Giſela, ſeine Verwandte, ihrem Gemahl, dem trefflichen Kaiſer Konrad II., näher getreten; von Konrad war er an Erzbiſchof Bardo von Mainz empfohlen worden, Bardo hatte ihm eine Grafſchaft in Thüringen überwieſen. Als der Sohn ſeines begüterten Bruders Hugo, Namens Wichmann, ſich in thörichter Verblendung den Verluſt ſeiner Lehen und des Lebens zuzog, erhielt Ludwig dazu die reiche Erbſchaft und die Mainzer Lehen ſeines Neffen. Nun begann Ludwig feſten Fuß zu faſſen im Thüringerland, deſſen ungeheure Waldungen noch recht ungaſtlich geweſen ſein mögen. Die Veſte Schauenburg, die Dörfer Friedrichsroda und Reinhardsbrunn wuchſen empor, als Axt und Pflugſchaar in den Wald Loibe eingedrungen waren. Deutet doch der Name Friedrichs*roda* noch darauf hin, wie einſt von fleißigen Händen hier der Urwald gerodet wurde, um menſchlichen Wohnungen Platz zu machen.

Eine Ausrodung anderer Art, die Beſeitigung des üppig wuchernden Unkrautes der Sage durch alle Mittel der Kritik, hat der Geſchichtsforſcher zu vollziehen, um die urſprünglichſte Geſtalt der Ueberlieferung herzuſtellen. Ein doppelter Erfolg wird ſeine Bemühung krönen: die Ueberzeugung der geſchichtlichen Wahrheit möglichſt nahe gekommen zu ſein und, zum Zweiten, der überaus lohnende Einblick in die ureigene Arbeit des Volksgeiſtes, welcher in den Helden der Vorzeit Tugend und Laſter zu verkörpern ſucht.

Leichter als je iſt gerade in unſerem Falle dieſe kritiſche Arbeit. Der Tradition von Ludwig dem Bärtigen und ſeinen nächſten Nachfolgern iſt neuerdings jede Glaubwürdigkeit abgeſprochen worden. Sicherlich läßt ſie viele Fragen offen, aber die Bedenken würden ſich zum größten Theil verflüchtigt haben, wenn nicht die Ueberlieferung des vierzehnten Jahrhunderts, die in jener hannoverſchen Handſchrift vorliegt, zur Zielſcheibe der Kritik gemacht worden wäre, wenn man eine kleine Reinhardsbrunner Chronik „über den Urſprung der Fürſten Thüringens", welche ſeit über hundert Jahren, freilich

an verborgenem Orte, gedruckt ist, als älteste und einzige Grundlage aller späteren Darstellungen erkannt hätte. In diesem Werkchen von wenigen Seiten, das um das Jahr 1200 verfaßt ist, findet sich die Erzählung so, wie wir sie oben wiedergegeben haben. Da steht nichts davon, daß Ludwig der Bärtige mit zwölf Genossen nach Thüringen kommt, nichts davon, daß sein Sohn, Ludwig der Springer, zwölf Helfer zur Seite hat, als er mit zwölf Schwertern den Umfang der späteren Wartburg absteckt. Es ist bekannt, welch ungeheure Rolle die heilige Dreizahl in der Tradition der römischen Königsgeschichte spielt; bei den Deutschen stritt in ältester Zeit, wie noch heute, die Zwölf mit der Zehn um den Vorrang: bei den Nordgermanen und Sachsen, vielleicht auch bei andern deutschen Völkern, bestanden die sogenannten Hundertschaften, die Unterabtheilungen der Stämme, ursprünglich aus hundertundzwanzig Mitgliedern (Großhundert). So erkennen wir in jener Zuthat eine Zahlenspielerei, die Frucht der Sagenbildung des dreizehnten Jahrhunderts. Neben so unschuldigen Extravaganzen haben die Geschichtsschreiber des späteren Mittelalters größeres Unheil angerichtet durch die Verfolgung gewisser Lieblingsaufgaben. Es galt vor Allem die genealogischen Zusammenhänge des einheimischen Fürstenhauses mit freiem Spiel der Phantasie bis in das graueste Alterthum hinaufzuführen. So wollten sich auch die Reinhardsbrunner Geschichtsschreiber der späteren Zeit nicht mit der dürftigen Angabe begnügen, daß Ludwig der Bärtige dem karolingischen Hause verwandt gewesen sei, es galt seine Herkunft und Abstammung näher zu bestimmen. Erst neuerdings hat man bemerkt, daß der Name Ludwig (identisch mit Chlodwig) vorher weder bei sächsischen noch thüringischen Geschlechtern vorkommt, sondern dem fränkischen Stamme eigenthümlich ist. Den fremden Ursprung des Landgrafenhauses dürfte diese Thatsache sicher verbürgen; die Ueberlieferung des vierzehnten Jahrhunderts, daß die beiden Brüder, Ludwig und Hugo, auf dem linken Ufer des Rheins ihre Heimath gehabt hätten, ist ohne Werth. Urenkel Ludwigs des Deutschen seien sie gewesen, so erzählte man nun auch, man fand wahrscheinlich, daß ein Enkel des König Ludwig Hugo geheißen habe; daß aber dieser Hugo schon 880 gestorben ist, Ludwig der Bärtige erst zur Zeit Konrads II., also nach 1024, nach Thüringen kam, machte den Genealogen von Reinhardsbrunn wenig Schmerzen. Nicht glücklicher war Johann Rothe, der redselige Eisenacher Geschichtsschreiber des fünfzehnten Jahrhunderts, wenn er Ludwig das Kind († 911), welcher niemals verheirathet gewesen ist, zum Großvater der beiden Brüder machte. Von Rothe stammen die hübschen Versuche, die Namen der Schauenburg, der Wartburg und andere zu erklären: „Nu schowe welch eyne burgk" soll Ludwig der Bärtige, „Warte, welch eynn bergk" Ludwig der Springer im Angesicht ihrer Gründungen ausgerufen haben. Rothe erzählt auch bereits, wie der Kaiser Konrad nichts

Eiligeres zu thun gehabt hat, als dem neuen Grafen Thüringens ein seiner würdiges Wappen, einen bunten Löwen, zu verleihen.

Sehr viel größer ist der Sagenkreis, welcher sich um Ludwig den Springer, den Gründer von Reinhardsbrunn, den Sohn des ersten Ludwig, gewoben hat. Noch recht wenig weiß jene älteste kleine Chronik von ihm zu berichten. Nach dem Tode des sächsischen Pfalzgrafen Friedrich heirathet er dessen Wittwe Adelheid, besetzt dann mit tapfern Helfern aus dem ganzen Lande den Berg Wartberg (dies ist der ursprüngliche Name der Wartburg) und gründet da eine uneinnehmbare Burg, ferner im Osten die feste Stadt Neuenburg (Freiburg an der Unstrut), erhält, als er um sein Seelenheil besorgt ist, von geistlicher Seite den Rath zu Ehren der heiligen Jungfrau und des Evangelisten Johannes ein Kloster nach Benedictinerregel zu errichten, erbaut das Kloster Reinhardsbrunn, wird Mönch daselbst und stirbt. Was haben die Reinhardsbrunner Mönche der späteren Zeit aus diesem einfachen Gerippe von Thatsachen gemacht! Es ist eine unendlich oft wiederholte, zum weitläufigen Roman und zu fingirten Todtengesprächen ausgesponnene Erzählung, wie Graf Ludwig, von heißer Liebesgluth zur schönen Pfalzgräfin Adelheid ergriffen, im Einverständniß mit ihr ihren Gemahl, Pfalzgraf Friedrich von Sachsen, auf der Jagd ermordet hat. Zum Schein erklangen die Jagdhörner des mordlustigen Liebhabers, so erzählt der spätere Reinhardsbrunner Chronist, während der Pfalzgraf im Bade saß. Bethört von seiner Gemahlin, welche ihn gegen die Eindringlinge in sein Jagdrecht aufreizt, stürzt er unbewaffnet hinaus, um der Lanze des Grafen Ludwig, die zur Bärenjagd tauglich gewesen wäre, zu erliegen. Daß Friedrich ermordet worden sei, ist nicht zuerst in Reinhardsbrunn erzählt worden, in der Familienstiftung dieser Pfalzgrafen, zu Goseck, wurde nach der Mitte des zwölften Jahrhunderts eine Chronik verfaßt, worin berichtet wird, daß der Pfalzgraf am 5. Februar 1085 von mehreren Rittern auf der Jagd erschlagen wurde. Der mönchische Verfasser erlaubt sich kein Urtheil, aus welcher Ursache oder auf wessen Rath die Unthat geschehen sei. Dagegen erwähnt beiläufig ein sächsischer Schriftsteller derselben Zeit, also circa siebzig Jahre nach dem Tode Friedrichs, daß der Mord auf Anschlag des Grafen Ludwig erfolgt wäre.

Wenn nun auch die Thatsache der Ermordung nicht in Zweifel zu ziehen sein dürfte, so setzen wir doch die directe oder indirecte Urheberschaft Ludwig des Springers in den Bereich der Fabel, nicht sowohl, weil jener ältere Reinhardsbrunner Chronist unter den Gewährsmännern fehlt — er konnte durch ähnliche Rücksichten auf das landgräfliche Haus zum Schweigen veranlaßt sein, als den Mönch von Goseck zur Zurückhaltung seines Urtheils bestimmten — sondern weil die Vermählung Ludwigs mit der angeblich so schönen Pfalzgräfin und die mehrfachen Klostergründungen der beiden Gatten

das Gerücht nur allzuleicht entstehen lassen konnten; gleichzeitige Ueberlieferung aber fehlt. Mit dem erdichteten Frevel Ludwigs ist zunächst, wie bekannt, die Gründung des Klosters Reinhardsbrunn zusammengebracht worden. Die Ermordung Friedrichs ist nach dem angeführten glaubwürdigen Zeugniß 1085 erfolgt, in demselben Jahre nach unserer kleinen Chronik, der andere Angaben zustimmen, wurde jenes Kloster gestiftet. Hätten die Reinhardsbrunner Fabulisten auch Jahr und Tag des Verbrechens gewußt, während sie doch nur aus mündlicher Ueberlieferung schöpften, es würde ihnen wenig gekostet haben, um der Gründung ihres Klosters einen tragischen Hintergrund zu verleihen, den Mord, wie geschehen, um zwanzig Jahre früher zu verlegen. War es doch ein Lieblingsthema, zu erzählen, wie ein Bösewicht, plötzlich von Reue überfallen, das einzige Mittel zur Sündenvergebung ergreift — die Stiftung eines Klosters. Nicht weniger als acht Beispiele aus dem alten und neuen Testament und der Heiligengeschichte führt der Reinhardsbrunner Chronist an, um die plötzliche Umwandlung Ludwigs zu erklären. Wie der Gedanke der Unthat in dem Herzen seiner Gemahlin entsprungen ist, so ist es auch Adelheid, welche den zündenden Funken der Reue in dem Gatten erweckt, indem sie ihm scheinbar ein sehr viel geringeres Vergehen zumuthet: am Charfreitag einen Stück schönen Wildbratens zu essen. Der Graf stutzt, Adelheid erwähnt ihrer gen Himmel schreienden Unthat, Ludwig zerfließt in Thränen, und sinnt von Stund an, wie er das Geschehene wieder gut machen könne. Da gaben ihm zwei angesehene Geistliche den Rath, ein Kloster zu stiften. Dies geschieht und nach jener älteren Quelle ohne wunderbare Nebenumstände. Dagegen wird später von einem Töpfer Reinhard erzählt, der allnächtlich zwei Lichter habe flimmern sehen, eins, wo dann nach seiner Angabe das Kloster erbaut wurde, eins, wo nachmals die Kapelle der heiligen Maria stand. Der Töpfer Reinhard wohnte, wie es wohl sein Gewerbe mit sich brachte, an einem Brunnen, danach wurde der Ort benannt — eine sehr unschuldige Deutung des Namens im Vergleich zu anderen Leistungen des späteren Mittelalters.

Aber die Sage durfte die Blutthat, welche sie ihrem Helden angedichtet hat, doch nicht ohne Bestrafung durch den irdischen Richter lassen. Der Kranz von Sagen, welche sich an die angebliche Ermordung des Pfalzgrafen durch Ludwig geknüpft haben, ist noch nicht geschlossen. Ludwig ist wegen Theilnahme an einer Verschwörung von Kaiser Heinrich V. in den Jahren 1113 und 1114 zweimal auf längere Zeit gefangen gesetzt worden. Wahrhaft systematisch hat die Sage diese Thatsache ausgebeutet. Zunächst wird die Gefangenschaft in viel frühere Zeit verlegt; die chronologische Fixirung ist freilich nicht die starke Seite des Fabulisten: 1063 läßt er den Mord erfolgt sein, aber erst zum Jahre 1071 erzählt er, daß Ludwig auf Anklage

der Verwandten des Erschlagenen von Heinrich IV. auf Schloß Giebichenstein bei Halle eingekerkert wurde, zwei Jahre habe er in Gewahrsam gesessen, 1074 ist er aber dann doch noch auf Giebichenstein. Beim Würfelspiel erfährt er, daß der König endlich das Todesurtheil über ihn gesprochen hat; schon am folgenden Tage soll es vollzogen werden. Da hilft ihm ein schlauer Anschlag und der Beistand des heiligen Ulrich aus der Noth. Ihm gelobt er, falls er ihn aus der Lebensgefahr entreiße, eine Kirche zu bauen; dann umhüllt er sich, scheinbar von Frost befallen, mit weichen Kleidern, erblickt durch das Fenster am andern Ufer der Saale seinen Knecht mit einem Rosse, die ihm der heilige Ulrich gesendet hat, und springt mit ausgebreiteten Kleidern in die Saale, wo er von seinem Knecht empfangen und in Sicherheit gebracht wird. Dem heiligen Ulrich bringt er die versprochene Gegengabe dar, eine Kirche in Sangerhausen. Es ist als ob Johann Rothe diesem Heiligen das gelegene Erscheinen des Knechtes doch nicht allein zurechnen zu dürfen geglaubt habe: er erzählt, daß Ludwig, angeblich um seinen letzten Willen auszusprechen, sich seinen Schreiber und seinen Knecht habe kommen lassen; da habe er letzterem Zeit und Stunde für die Ausführung des Befreiungsplanes mitgetheilt. Fast unglaublich ist es, daß noch 1835 von einem besonnenen Geschichtsforscher die Möglichkeit jenes Sprunges allen Ernstes in Erwägung gezogen werden konnte. Die Saale habe später ihren Lauf verändert. Die Vermuthung, daß der Beiname Ludwigs, „der Springer", der dann unerklärlich wäre, erst die Veranlassung zur Sagenbildung gegeben hätte, scheint doch nicht begründet. Unglücklich gewählt war die lateinische Benennung „Saltator", das eigentlich (in verächtlichem Sinne) der Tänzer bedeutet. So konnte es geschehen, daß ganz neuerdings Jemand in dem Namen „eine Anspielung auf das unzuverlässige Verhalten Ludwigs in politischer Beziehung" hat sehen wollen. So recht die Lieblingsfigur der älteren Sagenbildung ist Ludwig der Springer. Freilich nicht durchaus volksmäßig, sondern mönchisch-gelehrt ist diese Sage. Sie begleitet ihn von der Geburt bis zum Tode. Da das Kloster Reinhardsbrunn zu Ehren des Evangelisten Johannes gestiftet war, so mußte der Gründer am 6. Mai, einem der Ehrentage dieses Jüngers geboren und gestorben sein, seine Taufe fiel wenigstens auf einen Tag des andern Johannes, auf den Tag der Enthauptung des Täufers. Nun ist es aber, als ob die Sage ihre Kraft an Ludwig dem Springer erschöpft habe, als ob sein Sohn, dessen Erhebung zum Landgrafen einen hochbedeutsamen Entwickelungspunct in der Geschichte Thüringens bildet, gegen sie gefeit gewesen wäre, da selbst Johann Rothe sich nur wenig an ihm vergriffen hat.

Ganz allmählich ist die Sagenbildung von den ältesten in spätere Zeiten vorgerückt. In der mehrerwähnten kleinen Reinhardsbrunner Chronik ist der

Untergang jenes thörichten Neffen Ludwigs des Bärtigen offenbar ausgeschmückt: Als wegen seines blöden Geistes „wie die Leute sagen" ihm seine Mainzer Lehen durch Richterspruch entzogen wurden, stürmt er in den Rath des Erzbischofs und ermordet in dessen Gegenwart den Urheber jenes Urtheils. Aber sofort ereilt ihn die Vergeltung. Es gelingt, den flüchtigen Verbrecher zurückzuhalten, mit dem Tode muß er die ruchlose That büßen. Dieser romanhaften Erzählung hatte die spätere Dichtung nichts hinzuzufügen, wir haben gesehen, wie im vierzehnten Jahrhundert die Geschichte Ludwigs des Bärtigen und des Springers ausgeschmückt worden ist, von Ludwig dem Eisernen aber hat die Ueberlieferung des vierzehnten Jahrhunderts erst eine offenbar sagenhafte Geschichte zu berichten, dem fünfzehnten Jahrhundert war es vorbehalten durch die wunderhübsche Erzählung vom Schmied zu Ruhla das Bild seiner Persönlichkeit zu fixiren.

Jene eine Geschichte der älteren Tradition ist gleichsam eine Erläuterung zu dem Satze, daß die Arme treuer Unterthanen besseren Schutz gewähren, als Wälle und Festungsmauern. Kaiser Rothbart kam einst zu seinem Schwager, Ludwig dem Eisernen, nach der Neuenburg.

Dort gefiel es ihm sehr wohl, nur meinte er, es fehle der Burg eine starke und feste Mauer. Der Landgraf verspricht in der nächsten Nacht eine Mauer zu bauen, wie keine zweite in der Nachbarschaft zu finden sei. Als der Kaiser sich am andern Morgen erhob, erblickte er wirklich eine Mauer tapferer Männer mit Helm und Panzer, Schild und Schwert, die dichtgedrängt die Burg umgaben. Es waren die Lehnsleute und Dienstmannen des Landgrafen und als der Kaiser dies erfuhr, mußte er freudig bekennen, daß er eine kostbarere und festere Mauer nie gesehen habe. Johann Rothe hat den Vorfall wahrscheinlicher zu machen gesucht, indem er dem Landgrafen zwei Nächte und einen Tag zur Zusammenberufung seiner Getreuen gewährt.

Soll ich nochmals erzählen, wie jener vielgefeierte Schmied jeden seiner Hammerschläge mit den Worten begleitete „Landgraf, werde hart", während der Fürst, dem diese Seufzer galten, unerkannt in der Werkstatt des Schmiedes weilte. Die Sage ist allzubekannt, zum geflügelten Worte ist jener Ausspruch des Schmiedes geworden. Heute ermahnt der Aufsicht führende Oberbeamte den leitenden Unterbeamten zu größerer Strenge gegen seine Untergebenen mit den Worten „Landgraf, werde hart", heute weiß die Bürgerschaft von Ruhla dem ersten deutschen Kaiser im Kampf gegen eine staatsfeindliche Partei keinen besseren Rath zu geben, als „Landgraf, werde hart". Nur allzusehr hat der Sage nach Ludwig der Eiserne den Rath des Schmiedes befolgt; furchtbar war die Strenge des erst zu milden Fürsten gegen die aufsässigen Großen: gleich Zugthieren vor den Pflug gespannt mußten sie einst

unter Geiselhieben einen Acker bestellen. Gewiß echt volksmäßig ist diese Sage, der gemeine Mann, von den Großen des Landes bedrückt, malte sich das Bild eines Fürsten aus, der mit eiserner Hand die Kleinen gegen die Großen geschützt habe; auf jenem Acker, der zu ewigem Gedächtniß eingezäunt wurde, sollte jeder flüchtige Uebelthäter eine Zufluchtsstätte finden. Weiter erzählt die Sage, wie das despotische Regiment Ludwigs Erbitterung unter den Großen hervorgerufen habe, wie sich der Landgraf gegen ihre vermeintlichen Anschläge nur in eiserner Rüstung sicher fühlte (daher „der Eiserne" genannt), wie die Vasallen getreu dem Befehle des Sterbenden auf ihren Schultern die Leiche zehn Meilen weit von der Neuenburg nach Reinhardsbrunn trugen, in übergroßer Furcht besorgend, der entsetzliche Fürst möge sich nur todt gestellt haben, um plötzlich wieder zu erwachen und gegen die etwa Säumigen die angedrohte Strafe der Enthauptung zu vollziehen. Ob diese Sagen einer späteren Zeit, die nicht schon in Reinhardsbrunn niedergeschrieben wurden, vielleicht in gewissem Gegensatz zu der älteren dort fixirten Tradition stehen, möchte ich dem Urtheil des Lesers anheimgeben. Wie hätte der Landgraf behaupten können, daß die Waffenrüstung seiner Großen, die nach der späteren Tradition doch so äußerst widerwillig waren, ihm eine steinerne Mauer entbehrlich erscheinen lasse? Der Contrast zwischen der älteren und jüngeren Tradition spricht sich, wie ich denke, am prägnantesten darin aus, daß Ludwig im vierzehnten Jahrhundert den Beinamen „des Rechtschaffenen", im fünfzehnten den „des Eisernen" führt. Nach der Reinhardsbrunner Tradition wird die Leiche des Landgrafen von seinen Dienstmannen nach Reinhardsbrunn getragen, die Drohung des Sterbenden und die Furcht der edlen Träger ist spätere Ausschmückung. Diese späteren populären Sagen sind zuerst von den Dominikanern in Eisenach aufgezeichnet worden, standen doch die Dominikaner, die in großeren Städten wohnten und hauptsächlich der Seelsorge der Laienwelt ergeben waren, dem Volksleben unendlich viel näher, als die Benedictiner im einsamen Reinhardsbrunn.

Was mönchischer Witz allein erdichten konnte, zeigt recht deutlich eine Geschichte von Ludwig dem Eisernen und seinem Nachfolger, die aus dem reichen Anekdotenschatz des Cisterzienser Cäsarius von Heisterbach in die thüringischen Geschichtsbücher übergegangen ist: Ludwig der Fromme wünscht zu erfahren, wie es seinem verstorbenen Vater im Jenseits ergehe. Ein Schwarzseher unternimmt die gefahrvolle Reise nach der Hölle, wo der Unglückliche, der niemals ein Kloster gegründet hat, selbstverständlich schmachtet. Der Geist des Hingeschiedenen verwünscht den Tag seiner Geburt und bittet den Boten zu veranlassen, daß seine Söhne die kirchlichen Besitzungen, welche er sich ungerechter Weise angemaßt habe, zurückerstatten möchten — eine recht plumpe Erfindung, deren Absicht man nur allzudeutlich erkennt. Die Sage berichtet nicht,

ob dieser Bescheid bei dem Sohne Ludwigs des Eisernen auf guten Boden gefallen sei; schon im vierzehnten Jahrhundert führt er den Beinamen des Frommen, aber sein kraftvolles Auftreten läßt uns vermuthen, daß seine Frömmigkeit nicht bis zur Erniedrigung unter die Künste der Priesterschaft gegangen ist.

Nur die ganz allgemeine Charakteristik, daß Ludwig ein milder und frommer Fürst gewesen sei, konnte der Reinhardsbrunner Chronist der Tradition entnehmen, da half ihm ein Virtuosenstückchen aus der Noth: aus der vielverbreiteten Weltchronik Ekkehards von Aura wurde die ausführliche Charakteristik von Konrad, dem Sohne Kaiser Heinrichs IV., herübergenommen; warum sollte sie nicht auch auf Ludwig den Frommen passen, wenn nur der Name gewechselt wurde.

In die Zeit dieses Fürsten fiel der folgenreiche Sturz Heinrichs des Löwen, der machtvoll vom Fels zum Meer, in Baiern und Sachsen zugleich geherrscht hatte. Die Zerstückelung des Herzogthums Sachsen befreite die Landgrafen von Thüringen von den lästigen Schranken, welche der Ausbreitung ihrer Macht besonders im Norden entgegenstanden. Die Verleihung der sächsischen Pfalzgrafenwürde an Ludwigs Bruder Hermann war unter anderem der Lohn für die kaisertreue Haltung der thüringischen Fürsten. Das Ansehen Ludwigs warf einen Abglanz auf den Vorsteher seines Lieblingsklosters Reinhardsbrunn; es wurde ihm der Gebrauch der Inful, einer eigentlich bischöflichen Insignie, zugesprochen. Damit konnte sich aber die spätere Tradition nicht begnügen, sie erzählt, daß Abt Hermann einst vom Kaiser in die Versammlung der Fürsten gerufen sei, als dort guter Rath theuer war. Auf Befragen habe der Abt trefflichen Rathschlag ertheilt und sei durch reiche Geschenke belohnt worden. Ich übergehe die Sagen, welche sich an Ludwigs Kreuzzug geknüpft haben; wie Barbarossa kehrte auch Ludwig der Fromme nicht aus dem heiligen Lande zurück.

Vielleicht möchte es nach dem Bisherigen scheinen, als ob die Reinhardsbrunner Klosterchronik des vierzehnten Jahrhunderts alles historischen Inhalts bar wäre. Dem ist jedoch glücklicher Weise nicht so. Gegen Ende des zwölften Jahrhunderts wurde jene kleine Chronik niedergeschrieben, deren Verfasser hauptsächlich genealogisches Interesse hatte. Seinem Beispiele aber folgten im Laufe der nächsten dreißig Jahre drei Reinhardsbrunner Geschichtsschreiber, deren Aufzeichnungen ebenfalls in die spätere Chronik übergegangen sind und uns die werthvollsten Nachrichten zur thüringischen und deutschen Geschichte liefern. Der berühmte Plan Heinrichs VI., die Krone in seinem, dem staufischen, Hause erblich zu machen, statt der Wahlmonarchie ein Erbreich zu begründen, konnte erst aus dieser Quelle zur Klarheit gebracht werden, ohne sie würde uns eine gefährliche Fürstenverschwörung gegen Hein-

reich VI., die Kämpfe der beiden Gegenkönige, Philipps von Schwaben und Ottos IV., wenigstens so weit sie sich in Thüringen abspielten, fast völlig dunkel bleiben. Von höchst unterrichteten Zeitgenossen sind diese Annalen geschrieben, die Sage hat sich an die Verfälschung der durch sie überlieferten Thatsachen, welche für die Volkstradition weniger Interesse hatten, nicht herangewagt, aber trotzdem bietet auch dieser Theil der Chronik der Kritik Arbeit genug. Wie jenes ältere Schriftchen über den Ursprung der Fürsten Thüringens, so sind auch diese Annalen der erbarmungslosen Hand eines späteren Stilkünstlers verfallen, ihr Umfang ist in Folge dessen mächtig angeschwollen, an Brauchbarkeit und Verständlichkeit aber haben sie durch den zugefügten Wortschwall wesentlich verloren. Indessen nach anderer Seite giebt diese Verkünstelung des Stils der Kritik wieder eine wichtige Handhabe. Unter den geschichtsschreibenden Mönchen Thüringens stehen die Erfurter Benedictiner obenan. In der umfangreichen Chronik von St. Peter in Erfurt, die uns in später Abschrift erhalten ist, sind die Ereignisse der Jahre von 1208—1215 mit denselben Worten wie in der Reinhardsbrunner Chronik erzählt, nur kürzer, manche überflüssige Redeblume jenes Stilkünstlers ist weggelassen, aber auch die Ueberlieferung des Thatsächlichen zeigt gegenüber der Reinhardsbrunner Chronik derartige Lücken und Sprünge, daß wir erkennen: ein Erfurter Benedictiner hat die Chronik des benachbarten Reinhardsbrunner Klosters benutzt, um mittelst eines Auszugs eine Lücke der Erfurter Geschichtsschreibung auszufüllen. Daß von jenem Schwulst und jener Stilverkünstelung trotz der Arbeit des Excerptors in der Erfurter Chronik sich doch recht ansehnliche Proben erhalten haben, erhebt unsere Behauptung zur Gewißheit. Durch diese Darlegung ist eine nicht geringe Menge historischen Materials wieder gewonnen, denn, was die Reinhardsbrunner Chronik mehr enthält, als die Erfurter, hätte nach der früheren Annahme von der Herkunft dieser Annalen nicht zur Darstellung verwandt werden dürfen. Diese Annalen sollten in Erfurt geschrieben, in Reinhardsbrunn paraphrasirend überarbeitet sein. Man sah eben nicht, daß der Wortschwulst sich auch in der Erfurter Chronik findet, daß die massenhaften Stücke, welche bei Fertigstellung der Reinhardsbrunner Geschichtsbücher wirklich aus der Erfurter Chronik entlehnt wurden, ganz wörtlich, also ohne stilistische Floskeln herübergenommen waren.

Wir sprechen von der Blüthezeit Thüringens. Hermann I., der Sohn des frommen Ludwig, ist von den erlauchtesten Dichtern deutscher Zunge, von Wolfram von Eschenbach und Walther von der Vogelweide verherrlicht worden; das spätere Epos vom Sängerkrieg auf der Wartburg hat seinen Hof zu einem Stelldichein aller hervorragenden Dichter jener sangeslustigen Zeit gemacht. Auf Hermann I., dessen wetterwendische Politik den Kampf der

beiden Gegenkönige mehr als einmal nach Thüringen gezogen hatte, folgte der treue Anhänger Kaiser Friedrichs II., Ludwig der Heilige, dessen Name unzertrennbar verbunden mit dem seiner Gemahlin, der heiligen Elisabeth, nicht blos dem thüringischen Volke theuer ist, — über die Grenzen Deutschlands hinaus reicht das Interesse an dem edlen Fürstenpaar, Ludwig und Elisabeth.

Die Literatur über die heilige Elisabeth ist unendlich groß, aber über die Quellen, aus welchen ihre Geschichte zu schöpfen ist, besteht bis heute noch ein schlimmes Mißverständniß. Im Vertrauen auf die Volksthümlichkeit dieser Gestalten wage ichs, das schwere Geschütz der Quellenuntersuchung, soweit nöthig, aufzufahren. Im vierzehnten Jahrhundert ist von einem Reinhardsbrunner Schulmeister, Friedrich Ködiz von Salfeld, eine deutsche Lebensbeschreibung des heiligen Ludwig geschrieben worden, eines der anmuthigsten Erzeugnisse der deutschen Literatur; sie giebt sich selbst als Uebertragung einer lateinischen Vorlage aus. Man nahm an, eine lateinische Lebensbeschreibung sei von Ludwigs Caplan Bertold wenige Jahre nach dem Tode des Landgrafen (gestorben 1227) verfaßt worden und sei die Quelle des Uebersetzers gewesen, freilich nicht in ursprünglicher Gestalt, sondern in einer zweiten Ueberarbeitung. Eine erste Ueberarbeitung habe der Erfurter Dominikaner Dietrich von Apolda 1289 für seine Biographie der heiligen Elisabeth ausgeschrieben, die zweite Ueberarbeitung sei auch der Reinhardsbrunner Chronik einverleibt worden. So hat Heinrich Rückert 1851 behauptet, und sein Bannfluch gegen jeden Andersdenkenden ist bisher erfolgreich gewesen. Rückert ließ sich nicht dadurch irre machen, daß diese lateinische Lebensbeschreibung des heiligen Ludwig, die in dreifacher Gestalt existirt haben sollte, weder im Mittelalter, noch später erwähnt wird, auch nicht von Dietrich von Apolda, dem Biographen der heiligen Elisabeth, der doch sonst seine Quellen sorgfältigst herzählt. Man hat auch später nicht gesehen, daß selbst in dem sagenberühmten Thüringen nicht schon zwei Jahre nach dem Tode der heiligen Elisabeth, zwei Jahre vor ihrer Heiligsprechung, eine solche Fülle von Legenden aufgezeichnet werden konnte, als in dem angeblichen Leben Ludwigs vom Caplan Bertold gestanden haben soll; man hat nicht bemerkt, daß in dieser vermeintlichen Quelle Sätze vorkommen, die schlechterdings nicht ein Biograph des heiligen Ludwig, aber recht wohl Dietrich, der Biograph der heiligen Elisabeth, geschrieben haben konnte und wirklich geschrieben hat. Wie wollte man es erklären, daß der Caplan Bertold, der angebliche Biograph Ludwigs, mitten in einer langen Lobeserhebung seines Helden sich gewissermaßen entschuldigt, daß er „über die Thaten dieses Landgrafen Einiges anknüpfe, damit er, der in diesem Leben ehelicher Gemeinschaft mit der heiligen Elisabeth für würdig galt, hier nicht des Lobes entbehre". Um es kurz zu

sagen, ist das Verhältniß der Quellenbenutzung vielmehr umgekehrt. Als 1292 das Kloster Reinhardsbrunn in Feuer aufging, wurden die Mönche aus ihrem üppigen Leben aufgeschreckt, zugleich veranlaßte sie die finanzielle Noth des Klosters an die reiche Geldquelle zu denken, welche sie in den Gebeinen des heiligen Ludwig besaßen. So nahm der Landgraf die lange unterbrochene Wunderthätigkeit wieder auf. Um den Zuzug von Gläubigen zu mehren, bedurfte es der literarischen Propaganda. Da bot sich die kürzlich ausgegebene Lebensbeschreibung der heiligen Elisabeth vom Dominikaner Dietrich von Apolda als ein treffliches Mittel. Hier standen schon viele schöne Geschichten von der frommen Gottergebenheit des Landgrafen zu lesen, ein Reinhardsbrunner Mönch begnügte sich, eine Anzahl weiterer Erzählungen vom heiligen Ludwig hinzuzufügen, die ihn in den engsten Beziehungen zu dem Kloster zeigten. Dieses Plagiat muß stark verbreitet gewesen sein, noch sind eine Anzahl Handschriften davon erhalten. Wahrscheinlich derselbe Reinhardsbrunner Mönch, der sich dieser Bearbeitung des Lebens der heiligen Elisabeth unterzog, hat nachmals aus der bereicherten Biographie diejenigen Stücke ausgewählt, welche für eine Reinhardsbrunner Chronik mehr oder minder tauglich schienen, und damit, da ihm ein Rest historischen Sinnes geblieben war, die trefflichen Annalen des Caplan Bertold, Ludwigs Reisegefährten, verbunden. Letztere berichten von der Betheiligung des Landgrafen an den kriegerischen und politischen Angelegenheiten seiner Zeit und sind eine höchst schätzbare Quelle. Jener Schulmeister, Friedrich Köditz, welcher übersetzend aus der Reinhardsbrunner Chronik ein Leben Ludwigs zusammenstellte, mag in gutem Glauben gehandelt haben, wenn er Bertold zum Biographen Ludwigs machte.

Unter den Kreuzfahrern, welche 1227 mit dem heiligen Ludwig auszogen, befindet sich „der Caplan Bertold, von dessen Hand alles dies geschrieben ist", — vieldeutige Worte, denen noch vor wenig Jahrzehnten die viel weitere Auslegung gegeben wurde, daß Bertold der Verfasser der ganzen Chronik sei. Wir müssen seine Autorschaft auf die Annalen von 1218 bis 1227 beschränken, jene hübschen Geschichten von der Frömmigkeit und Wohlthätigkeit des edlen Fürstenpaares sind erst sechszig bis siebzig Jahre nach seinem Tode vom Dominikaner Dietrich wesentlich auf Grund mündlicher Ueberlieferung aufgezeichnet worden. Sie sind zu bekannt, als daß ich sie wiederholen möchte.

In Reinhardsbrunn verstummte nach dem Tode des heiligen Ludwig die Geschichtsschreibung auf lange Zeit; mit ihm schwand die Blüthe des Klosters dahin. Sein Nachfolger, Heinrich Raspe, war von rauhem Wesen, darunter selbst die unglückliche Wittwe Elisabeth leiden mußte. Nur kurz gezählt waren die Tage seines Königsthums von Papstes Gnaden, mit seinem Tode

(gestorben 1247) brachen erst recht schlimme Zeiten über Thüringen herein. Zu der allgemeinen Noth Deutschlands in der „kaiserlosen, schrecklichen Zeit" kam das besondere Unglück Thüringens, daß mehrere Fürsten sich die Erbschaft des mit Heinrich Raspe ausgestorbenen Landgrafenhauses streitig machten. Als endlich Friede eintrat, wurden die Nachfolger der Ludwige, die wettinischen Fürsten, doch noch lange als Fremdlinge in Thüringen angesehen. Die Trennung Thüringens von Hessen, dem Mutterlande seiner Cultur, trug dazu bei, Unzufriedenheit mit den neuen Zuständen zu erhalten. So ist auch die Darstellung der Ereignisse nach 1247, welche in Reinhardsbrunn erst am Anfang des vierzehnten Jahrhunderts aufgezeichnet wurden und daher gleich sagenhaft ausgeschmückt sind, den wettinischen Fürsten durchaus nicht freundlich gesinnt. Ein kleines Geschichtchen sei zum Beleg angeführt: Heinrich der Erlauchte nahm 1261 durch „schändlichen Verrath" die Stadt Eisenach; hier ließ er einen hervorragenden Bürger, von Welspech genannt, durch eine Wurfmaschine in die Luft schleudern, weil er beständig rief, Thüringen, die Wartburg und Eisenach gehöre der Herzogin Sophia von Brabant und ihrem Sohne Heinrich (dem ersten Landgrafen von Hessen), aber der tapfere Mann blieb bei seinem Worte, bis er bei der dritten Luftfahrt den Geist aufgab.

Erst die gemeinsam durchlebte Schreckenszeit, als „das Gräflein von Nassau", König Adolf, sich leichten Kaufes Thüringens zu bemächtigen suchte und die Schwaben wie wilde Horden im Lande hausten, hat wohl das Band zwischen Volk und Fürsten knüpfen helfen. Es scheint doch, daß endlich auch die Reinhardsbrunner Mönche zur Verständigung geneigter wurden: man erzählte sich in Reinhardsbrunn, daß Landgraf Diezmann (gestorben 1307) auf die Frage, wo er begraben zu sein wünsche, geantwortet habe, in Reinhardsbrunn sei ein Ort, um Edle und Hohe zu begraben, aber er Sünder sei nicht würdig, unter so heiligen und edlen Männer zu ruhen.

Diese Nachricht ist, abgesehen von einigen Mittheilungen über Bauten im Kloster, eine der letzten, die in Reinhardsbrunn aufgezeichnet worden sind, als unter der kräftigen Hand Friedrichs des Freidigen wieder Ruhe im Lande eingekehrt war.

Im Laufe einiger Jahrzehnte wurde dann die Reinhardsbrunner Chronik aus den vorhandenen Stücken einheimischen Ursprungs, aus der mündlichen Ueberlieferung und mit Ausbeutung fremder Quellen fertiggestellt. In der zweiten Hälfte des vierzehnten und im fünfzehnten Jahrhundert wurde nichts Neues hinzugefügt, die Geschichte des Klosters in dieser Zeit ist nur aus Urkunden zu erkennen. Erst als die räuberischen Bauern dem langen Siechthum durch die schreckliche Zerstörung ein Ende machten, hat sich noch einmal ein Reinhardsbrunner Mönch zur Geschichtsschreibung bewogen gefunden.

Sein Bericht aber, in deutscher Sprache verfaßt, hat mit der alten Chronik nichts zu thun.

Wir sind am Ende unseres Ueberblickes über die Reinhardsbrunner Historiographie. Sollte der oftmals gehörte Vorwurf, daß die neuere Geschichtsforschung nur darauf ausgehe, die hübschesten Geschichten als unwahr zu streichen, sich auch gegen den vorstehenden Aufsatz richten, so sind wir gegen diesen Tadel gewappnet. Nicht gestrichen werden sollen jene schönen Sagen, sondern eifrig durchforscht und erzählt, aber nicht als Wahrheit, wenn der Sinn für Unterscheidung von Wahrem und Falschem gepflegt werden soll, sondern als das, was sie sind, als der Niederschlag der Anschauungen und Gesinnungen derjenigen, aus deren Kreise sie zuerst der Nachwelt überliefert sind. Unter diesem Gesichtspunct wird auch die Sage als geschichtliche Quelle gelten können!

Die Gewerbeordnungsnovelle.

Zu den wichtigsten Ergebnissen der verflossenen Reichstagssession gehört das Gesetz, betreffend die Abänderung der Gewerbeordnung. Seit längerer Zeit durch die vom Reichstage veranlaßte Enquête und in der vorjährigen Session durch Anträge aus allen Theilen des Hauses, sowie durch eine dreitägige eingehende Debatte vorbereitet, ist die Vorlage der verbündeten Regierungen zuerst im Plenum des Reichstages, dann in einer besonderen Commission und dann wieder im Plenum einer so gründlichen Prüfung und Bearbeitung unterzogen worden, daß man schon aus diesem Grunde dem Inslebentreten des neuen Gesetzes mit günstigen Erwartungen entgegensehen darf.

Nicht als ob von dieser Abänderung eine neue Aera im gewerblichen Leben zu erhoffen wäre. Wer dies meint, giebt sich einer gefährlichen Täuschung hin. Es ist ja sehr bequem und klingt sehr einschmeichelnd, wenn man, wie jetzt so häufig geschieht, die Schuld an den vorhandenen Mißständen einfach der bisherigen Gesetzgebung in die Schuhe schiebt und alles Heil von einer Aenderung der Gesetze erwartet. Aber den Thatsachen entspricht eine solche Auffassung nicht. Die Ursachen der Schäden unseres gewerblichen Lebens liegen tiefer, und wenn der Gesetzgebung etwas zur Last zu legen ist, so ist es hauptsächlich das, daß sie um etliche Jahrzehende zu spät zur Einführung der Gewerbefreiheit verschritten ist, daß sie es versäumt hat, das Handwerk von den zu Fesseln gewordenen veralteten Bestimmungen zu befreien, ehe die Großindustrie übermächtig wurde, und die Innungen im

Geiſte der Freiheit zu verjüngen und neu zu geſtalten, ehe ſie vollends verkümmerten. Nur kann man für die Verſpätung nicht das Reich und am wenigſten den Reichstag verantwortlich machen. Die Gewerbeordnung, wie ſie 1869 für den Norddeutſchen Bund erlaſſen wurde, hat im Großen und Ganzen das gethan, was nach der damaligen Lage der Sache zu thun war. Daß ſich bei ihr mit der Zeit eine Reihe von Lücken und Mängeln herausgeſtellt haben, iſt um ſo weniger zu verwundern, als dieſes Geſetz auf die verſchiedenartigſten Zuſtände in den einzelnen deutſchen Staaten hatte aufgebaut werden müſſen, ſo daß es ein hartes Stück Arbeit war, nur erſt einmal eine einheitliche Grundlage zu ſchaffen. Jene Lücken zu ergänzen, jene Mängel zu verbeſſern, iſt die Aufgabe der gegenwärtigen Novelle. Daß es ſich dabei aber nicht um eine Rückkehr zu veralteten Beſchränkungen handeln konnte, daß vielmehr an dem bewährten Grundſatze der Gewerbefreiheit feſtzuhalten war, das haben auch die Wortführer derjenigen Partei, deren Preſſe am lauteſten über die heilloſe Richtung unſerer Geſetzgebung geklagt und den Ruf nach „Umkehr" hatten ertönen laſſen, in der vorigen wie in der jetzigen Seſſion unumwunden anerkannt. Es iſt nicht überflüſſig, dies hervorzuheben und es ſich für die Beurtheilung der noch bevorſtehenden Kämpfe zu merken. Für die Agitation in der Preſſe erſcheinen Schlagwörter und Redensarten oft wirkſam, in dem klaren Lichte der Reichstagsdebatten, wo es ſich um Ueberſetzung in praktiſche Maßregeln handelt, zerrinnen ſie in ihr Nichts.

Mit weiſer Beſchränkung hat die Reichsregierung zunächſt diejenigen Puncte herausgegriffen, bei welchen nicht nur das Bedürfniß einer Aenderung bereits allgemeiner anerkannt war, ſondern auch eine gewiſſe Uebereinſtimmung der Anſichten über Maß und Ziel der vorzunehmenden Verbeſſerungen ſich herausgebildet hatte. Es ſind dies die Beſtimmungen über das gegenſeitige Verhältniß zwiſchen Arbeitgebern und Arbeitern, das Lehrlingsweſen und die ſogenannte Fabrikgeſetzgebung: Vorſchriften zum Schutze der in den Fabriken beſchäftigten Arbeiter, insbeſondere der jugendlichen und der weiblichen, gegen Gefahren für Leben, Geſundheit und Sittlichkeit.

Aus dem allgemeinen Kapitel „gewerbliche Arbeiter" ſind namentlich die Beſtimmungen über die Arbeitsbücher hervorzuheben. Die beſtehende Gewerbeordnung ſchreibt nur für jugendliche Arbeiter bis zu ſechzehn Jahren Arbeitsbücher vor — eine Vorſchrift, die übrigens nicht einmal überall durchgeführt iſt; wegen der Arbeiter über ſechzehn Jahre ſagte der Entwurf von 1869 nichts, in dem Geſetze wurde ſogar die Verpflichtung zur Führung eines Buches, wo ſie bis dahin beſtanden hatte, ausdrücklich aufgehoben. Seit Jahren hatten aber dem Reichstage wiederholt zahlreiche Petitionen um Einführung von Arbeitsbüchern vorgelegen; namentlich in den Kreiſen der Handwerker verſprach man ſich davon eine weſentliche Beſſerung der gelockerten

Verhältniſſe. Dieſe Petitionen waren es vornehmlich, welche zu dem Antrage auf eine Enquête Anlaß gegeben hatten; die Enquête hatte denn in der That eine ziemlich allgemeine Verbreitung dieſer Anſicht in den Kreiſen der Handwerker, zum Theil auch unter den Fabrikanten und unter den Arbeitern dargethan, während andere Stimmen aus denſelben Kreiſen, namentlich aus den letzteren, ſich ſehr entſchieden im gegentheiligen Sinne ausſprachen.

Der Vorſchlag der Regierung ging dahin, die Führung eines Arbeitsbuches bis zum vollendeten achtzehnten Lebensjahre zwangsweiſe vorzuſchreiben, von da ab aber es in den freien Willen des Arbeiters zu ſtellen, ob er ein ſolches führen wolle oder nicht; letzterenfalls ſollte er jedoch auch kein Abgangszeugniß fordern können. Die freiwilligen, „facultativen" Arbeitsbücher, von denen die Regierung hoffte, daß ſie ſich überall da einbürgern würden, wo ein Bedürfniß vorhanden ſei, fanden indeſſen als eine halbe Maßregel im Reichstage faſt nirgends Anklang. Die Conſervativen wollten die Pflicht zur Führung eines Arbeitsbuches auf alle Arbeiter ohne Unterſchied des Alters ausgedehnt wiſſen und beriefen ſich dafür namentlich auf Frankreich und auf die Erfahrungen, welche man im Königreich Sachſen früher mit den Arbeitsbüchern gemacht habe. Die Fortſchrittspartei war zwar mit dem erſten Theile des Regierungsvorſchlages einverſtanden, dagegen wollte ſie von Arbeitsbüchern für Arbeiter über achtzehn Jahre, als mit der perſönlichen Freiheit Erwachſener unverträglich, nichts wiſſen. Die Mehrheit des Hauſes, hauptſächlich aus den Mittelparteien beſtehend, erklärte ſich für den vermittelnden Vorſchlag, dem auch die Vertreter des Bundesrathes zuſtimmten: die Pflicht zur Führung eines Arbeitsbuches bis zum vollendeten einundzwanzigſten Lebensjahre — bis zur Mündigkeit — auszudehnen.

In Handwerkerkreiſen wird hie und da auch dieſer Beſchluß als eine halbe Maßregel verurtheilt, und es iſt daher wohl der Mühe werth, ſich die Gründe zu vergegenwärtigen, welche zu dem Beſchluſſe geführt haben. Die Freunde der Arbeitsbücher verſprechen ſich von dieſen einen großen Erfolg für Wiederherſtellung der verlorenen Zucht und Ordnung unter den Arbeitern. Iſt dieſe Hoffnung begründet? Wir haben eine Erfahrung auf nahe verwandtem Gebiete, die nicht eben dafür ſpricht: über die Zuchtloſigkeit der Dienſtboten, namentlich auch des ländlichen Geſindes, wird kaum weniger geklagt, als über die der gewerblichen Arbeiter; nun, hier beſtehen die Dienſtbücher noch überall, meiſt mit ſtrenger polizeilicher Ueberwachung — wie kommt es, daß ſie der Zuchtloſigkeit nicht haben Einhalt thun können? Der Berufung auf Frankreich, wo die livrets ſich bewährt haben ſollen, wird das Beiſpiel von England entgegengehalten, wo die Arbeitsbücher unbekannt ſind, gleichwohl aber Ordnung und Tüchtigkeit unter den Arbeitern nicht weniger

zu Hause sind, — gerade jetzt hört man, beiläufig gesagt, in Frankreich viel über die Arbeiter klagen. Daß in Sachsen die Arbeitsbücher sich bewährt hätten, ist nur zum Theil wahr. Bei den gewöhnlichen Fabrikarbeitern, unter denen Zucht und Ordnung am meisten vermißt wird, hat die Einrichtung sich nicht bewährt; schon aus dem einfachen Grunde nicht, weil sie gar nicht hat durchgeführt werden können, da trotz der polizeilichen Aufsicht, welche die Bücher den Arbeitern verhaßt machte, die Arbeitgeber, sobald Mangel an Arbeitskräften war, nicht danach fragten. Ist aber damals die Einrichtung ein todter Buchstabe geblieben, wie würde dies erst jetzt der Fall sein, nachdem inzwischen der Paßzwang gefallen ist, so daß die Wiedereinführung desselben für eine Classe der Bevölkerung vollends etwas Gehässiges an sich tragen würde! Nun sagt man: Wenn die Arbeitsbücher für die Großindustrie nicht passen, so wollen wir sie wenigstens für das Handwerk einführen. Das klingt sehr schön, nur vergißt man dabei, daß Handwerk und Großindustrie so in einander greifen, daß eine Scheidung unmöglich ist. Ein Schlosser, ein Tischler arbeitet heute bei einem kleinen Meister, morgen in der Fabrik — soll er dort ein Arbeitsbuch zu führen verpflichtet sein, hier nicht? Für manche Handwerke mag die Einrichtung zweckmäßig sein — aber wer hindert denn die Meister, sie zu treffen? zu erklären: wir nehmen keinen Gehülfen, der nicht das von uns eingeführte Arbeitsbuch besitzt? Der deutsche Fleischerverband hat dies gethan, und wenn gesunde Kraft in ihm lebt — ohne welche auch die vom Gesetz vorgeschriebenen Arbeitsbücher nichts nützen — dann wird er es auch durchzuführen wissen.

Der Beschluß, die Arbeitsbücher für alle gewerblichen Arbeiter bis zur erreichten Mündigkeit einzuführen, wird derartige, auf Selbsthülfe abzielende Bestrebungen kräftig unterstützen. Werden die Arbeiter von Jugend auf eine längere Reihe von Jahren hindurch an eine straffe Ordnung gewöhnt, so wird das bei den meisten auch für die spätere Zeit gute Früchte tragen. Andererseits kann, da die Maßregel auf Unmündige beschränkt ist, von einer Zurücksetzung gegen andere Classen der Bevölkerung, die mehr geeignet wäre, das gute Einvernehmen zu stören, als zu fördern, nicht die Rede sein. Es handelt sich einfach um eine Erziehungsmaßregel.

Sonst ist an den Vorschriften über das Verhältniß zwischen Arbeitgebern und Arbeitern wenig geändert. Nur eine Bestimmung mag hier noch hervorgehoben werden, welche, von der Regierung vorgeschlagen, im Reichstage allgemeine Zustimmung gefunden hat; nur der Abgeordnete Most erklärte sie für ein Unding. Sie lautet wie folgt: „Ein Arbeitgeber, welcher einen Gesellen oder Gehülfen verleitet, vor rechtmäßiger Beendigung des Arbeitsverhältnisses die Arbeit zu verlassen, ist dem früheren Arbeitgeber für den dadurch entstehenden Schaden als Selbstschuldner mitver-

haftet. In gleicher Weise haftet ein Arbeitgeber, welcher einen Gesellen oder Gehülfen annimmt oder behält, von dem er weiß, daß derselbe einem anderen Arbeitgeber zur Arbeit noch verpflichtet ist." In der letzteren Bestimmung namentlich liegt ein wirksamer Schutz gegen den Arbeitsvertragsbruch. Besonders hervorzuheben sind die Worte „oder behält"; der neue Arbeitgeber wird danach auch dann ersatzpflichtig, wenn er auf die Anzeige, daß der Arbeiter seinen Vertrag gebrochen, diesen zu entlassen sich weigert.

Eine wesentliche Umgestaltung hat das Kapitel über das Lehrlingswesen erfahren.

Mit Recht sind zunächst neben den Handwerkslehrlingen auch die Fabriklehrlinge berücksichtigt. „Je mehr," heißt es in den Motiven, „die Lehrlinge in einem großen Theile der Gewerbe die technische Ausbildung in Fabriken zu suchen veranlaßt sind, desto wichtiger ist es, die strengere Ordnung, welche das Lehrlingswesen im Interesse der Entwickelung des heimischen Gewerbfleißes erheischt, auch innerhalb der Fabrikindustrie gelten zu lassen. Abgesehen hiervon ist die Gefahr einer einseitigen, lediglich die Ausnutzung der Arbeitskraft bezweckenden Beschäftigung derjenigen jungen Leute, welche nicht einfach Fabrikarbeiter bleiben wollen, so groß, und die Nachwirkung, welche die Besetzung der Gewerbe mit derartig einseitig geschulten Kräften auf den Gewerbfleiß ausüben muß, so bedenklich, daß die Großindustrie durch das Gesetz nicht eindringlich genug auf die Verantwortlichkeit verwiesen werden kann, welche sie in Ansehung der Ausbildung des gewerblichen Standes der Zukunft gegenüber zu tragen hat."

Großes Gewicht legt das neue Gesetz ferner auf die schriftliche Abfassung des Lehrvertrages. Das Recht des Lehrherrn auf Schadenersatz im Fall der vorzeitigen Beendigung des Lehrverhältnisses und das Recht, die Zurückführung des Lehrlings im Falle des Entlaufens zu beantragen, sind davon abhängig gemacht, daß der Vertrag schriftlich geschlossen war.

Was die Zurückführung selbst anlangt, so erfolgt dieselbe, vorbehältlich der endgültigen Entscheidung durch das Gewerbegericht oder die sonst zuständige Behörde, auf Antrag des Lehrherrn durch die Polizei. Das Bestreben, Zucht und Gehorsam wiederherzustellen, hat in dieser Vorschrift den schärfsten Ausdruck gefunden.

Die Möglichkeit, zu einem anderen Berufe überzugehen, hat dem Lehrling selbstverständlich nicht abgeschnitten werden können; damit aber dieser Grund nicht etwa als Vorwand benutzt werde, um bei einem anderen Arbeitgeber des nämlichen Gewerbes einzutreten, ist die Vorschrift aufgenommen, daß binnen neun Monaten kein Arbeitgeber desselben Gewerbes, bei Vermeidung eigener Schadenersatzpflicht, den Lehrling in die Lehre oder in Arbeit nehmen darf. Die gleiche Haftung ist für den Fall eingeführt, daß ein

Arbeitgeber den Lehrling zum Verlassen der Lehre verleitet oder ihn in Arbeit nimmt, obwohl er weiß, daß der Lehrling widerrechtlich entlaufen ist.

Außerdem sind noch eine Reihe von Bestimmungen getroffen, welche das gleiche Ziel der zweckmäßigen Gestaltung des Lehrvertrags verfolgen; hier sei nur noch der Probezeit gedacht, welche mindestens vier Wochen und höchstens drei Monate dauern soll.

Das Gesetz hat hiermit gethan, was an ihm lag, um den Lehrvertrag zu sichern und wieder in eine festere Ordnung zu fügen. Zur Hebung des Lehrlingswesens sind freilich noch andere Maßnahmen nöthig, die nicht auf dem Gebiete der Reichsgesetzgebung liegen. So lange viele Lehrherren das „Halten" von Lehrlingen hauptsächlich aus dem Gesichtspuncte betrachten, daß sie sich damit billige Arbeitskräfte verschaffen — und das war schon vor Einführung der Gewerbeordnung fast die Regel — so lange wird es auch mit den besten gesetzlichen Vorschriften nicht gelingen, wieder ein Geschlecht wirklich geschickter Arbeiter heranzuziehen, denen es eine Freude ist, etwas Tüchtiges zu leisten. Sehr gut wirken in dieser Richtung die seit einigen Jahren sich immer mehr ausbreitenden Ausstellungen von Lehrlingsarbeiten, wofern sie mit praktischem Sinne geleitet werden. Vereine zur Hebung des Lehrlingswesens, wie deren kürzlich einer in Berlin begründet worden ist, können gleichfalls viel dazu beitragen, indem sie für zweckmäßige Abfassung von Lehrverträgen, für Ausfüllung der Mußestunden der Lehrlinge, für deren Fortkommen nach beendeter Lehrzeit sorgen u. s. w. Zugleich wird aber zu erwägen sein, inwieweit etwa die Unterweisung in gewissen Gewerben, namentlich so weit es sich um höhere kunstgewerbliche Leistungen handelt, besonderen staatlichen oder communalen Anstalten zu übertragen sei; die Lehrwerkstätten, welche z. B. in Rotterdam, in Paris und an anderen Orten anscheinend mit sehr günstigem Erfolge wirken, verdienen gewiß die Beachtung aller Freunde des gewerblichen Lebens. Näher darauf einzugehen würde jedoch hier zu weit führen. Jedenfalls wäre es ein Irrthum, zu glauben, daß Bestimmungen der Gewerbeordnung allein im Stande seien, das Lehrlingswesen in die richtigen Bahnen zu leiten.

Das vierte Kapitel der Novelle bildet die Fabrikgesetzgebung. Das Ziel einer guten Fabrikgesetzgebung ist leicht zu bezeichnen; es besteht in der Sorge für Heranziehung eines gesunden, körperlich und geistig kräftigen und tüchtigen Geschlechts von Arbeitern, unter gleichzeitiger Rücksichtnahme auf die Leistungsfähigkeit der Industrie und auf die Erwerbsverhältnisse der arbeitenden Bevölkerung. Die Schwierigkeit besteht nur darin, die Forderungen der Gesundheitspflege mit den Ansprüchen an die Leistungsfähigkeit der Industrie in Einklang zu bringen und da, wo sie einander widerstreiten, die rechte Mitte zu halten. Diese Schwierigkeit ist um so größer, als die Industrie

mit der Concurrenz anderer Staaten zu rechnen hat, in denen die Fabrikgesetzgebung auf sehr verschiedenen Stufen steht — Belgien z. B. kennt so gut wie gar keine Beschränkungen der Kinder- und Frauenarbeit, auch Frankreich läßt sie in sehr weitem Maße zu. Aus industriellen Kreisen ist nun freilich der Vorschlag laut geworden, diese Rücksicht dadurch überflüssig zu machen, daß man die heimische Industrie durch hohe Zölle gegen die auswärtige Concurrenz schütze. Dabei ist nur — abgesehen von sonstigen Nachtheilen — der eine wichtige Punct vergessen, daß unsere Industrie in allen ihren wichtigeren Zweigen darauf angewiesen ist, zu exportiren, also auf Märkten den Wettbewerb aufzunehmen, wohin dieser Schutz sich nicht erstrecken könnte.

Das ist ja nicht zu leugnen, daß auf die Dauer die Leistungsfähigkeit der Industrie von dem Vorhandensein einer gesunden, kräftigen Arbeiterbevölkerung geradezu abhängig ist. Raubbau hat eben so kurze Beine, wie es das Sprüchwort von der Lüge sagt. Die Erfahrungen, welche man in England gemacht hat, sind in der That äußerst lehrreich. Kaum eines der vielen hierher gehörigen Gesetze, welche im Laufe der letzten Jahrzehende erlassen worden sind, ist ins Leben getreten, ohne daß ein Theil der Fabrikanten eine schwere Schädigung der Industrie davon befürchtet hätte; und siehe da: jedesmal war der Erfolg der, daß nach kurzer Zeit die Leistungen nicht nur die frühere Höhe wieder erreicht, sondern sie noch überstiegen hatten. Dieser Erfolg ist aber nur dem Umstande zu danken, daß die englische Gesetzgebung ganz allmählich, Schritt für Schritt, und unter Berücksichtigung der eigenthümlichen Verhältnisse jedes Industriezweiges vorgegangen ist.

Dieses letztere zu thun hatte man bei der Gewerbeordnung von 1869 versäumt. Alle Industriezweige wurden in Bezug auf die Beschäftigung jugendlicher Arbeiter — für die Frauen waren besondere Bestimmungen nicht getroffen — gleichmäßig behandelt, mochte die Beschäftigung schwer oder leicht, gesundheitsschädlich sein oder nicht. Die Folge war, daß die fraglichen Vorschriften zum größten Theile ein todter Buchstabe blieben, weil sie mit den thatsächlichen Bedürfnissen nicht in Einklang zu bringen waren; wo man sie trotzdem mit Strenge durchführen wollte, da zogen die Arbeitgeber meist vor, junge Leute unter sechzehn Jahren überhaupt nicht mehr zu beschäftigen, zum Schaden dieser selbst, die eine minder lohnende, oft auch für sie minder zuträgliche Beschäftigung aufsuchen mußten und später nur schwer sich die nöthige Geschicklichkeit aneigneten, und zum Schaden der Industrie. Noch weit empfindlicher, ja geradezu verderblich für die Betheiligten, Arbeiter sowohl wie Arbeitgeber, würden die Folgen gewesen sein, wenn man nach dem Antrage der Socialdemokraten mit einem Male die Kinder unter vierzehn Jahren von jeder industriellen Beschäftigung ausgeschlossen, die Arbeitszeit der jungen

Leute bis zu sechzehn Jahren aber auf sechs, bis zu achtzehn Jahren auf acht Stunden, endlich die der Erwachsenen auf zehn Stunden hätte beschränken wollen. Es ist bezeichnend, daß dieser Antrag nicht in der Commission eingebracht wurde, sondern erst im Plenum; denn er ist eben nur verständlich in der Eigenschaft als Agitationsmittel.

Das gegenwärtige Gesetz hat an den regelmäßigen Bestimmungen wenig geändert. Wohl aber enthält es insofern einen sehr bemerkenswerthen Fortschritt, als in gewissen Fällen, wo die Natur des Betriebes oder Rücksichten auf die Arbeiter es erwünscht erscheinen lassen, Ausnahmen gestattet werden können, und zwar in engeren Grenzen für einzelne Fabriken durch die höhere Verwaltungsbehörde, beziehentlich durch den Reichskanzler, für ganze Industriezweige durch den Bundesrath. Und zwar können die Ausnahmen, welche in die Hand des Bundesraths gelegt sind, doppelter Art sein: theils beschränkend, so weit es sich um Fabrikationszweige handelt, welche mit besonderen Gefahren für Gesundheit oder Sittlichkeit verbunden sind, theils aber erleichternd: Gestattung der Nachtarbeit für jugendliche Arbeiter, wo der Betrieb dies erheischt. Bei der letzteren Bestimmung hat man zunächst die Glasindustrie mit ihren eigenthümlichen Verhältnissen im Auge gehabt, weiter sollen noch wegen der Zuckerfabrikation und der Eisenhütten nähere Erörterungen angestellt werden. Die auf Grund dieser Ermächtigung vom Bundesrathe aufgestellten Vorschriften müssen aber dem Reichstage bei seinem nächsten Zusammentreten vorgelegt werden und können von diesem, wenn er sie nicht billigt, außer Kraft gesetzt werden. Auf diese Weise gelangen wir, wenn auch auf anderem Wege, allmählich zu dem, was die englische Fabrikgesetzgebung so vortheilhaft charakterisirt: zu Specialgesetzen, welche den Bedürfnissen der einzelnen Industriezweige gebührend Rechnung tragen.

Der Reichstag hat übrigens die Ermächtigung zu Ausnahmebestimmungen nach beiden Richtungen hin erweitert. Einerseits soll danach die Beschäftigung in gefährlichen Fabrikationszweigen nicht blos für jugendliche Arbeiter, sondern auch für Arbeiterinnen, ohne Unterschied des Alters, gewissen Beschränkungen unterworfen, unter Umständen auch — was ebenfalls neu ist — ganz untersagt werden können; insbesondere ist Beseitigung der Nachtarbeit der Arbeiterinnen in gewissen Fabrikationszweigen in Aussicht genommen. Andererseits ist die Möglichkeit gelassen, in Spinnereien — von welchen vorzugsweise gilt, was vorhin über die Schwierigkeit gesagt wurde, mit den bestehenden Vorschriften über Beschäftigung jugendlicher Arbeiter zwischen vierzehn und sechszehn Jahren auszukommen — die Arbeitszeit für diese auf sechsundsechzig Stunden wöchentlich, statt sechzig, auszudehnen. Der letztere Zusatz verdankt, beiläufig gesagt, seine Entstehung einem zuerst in der Commission erfolglos gestellten, dann im Plenum wiederholten Antrage national-

liberaler Abgeordneter — der Partei, gegen welche jetzt aus Fabrikantenkreisen mit einer gewissen Planmäßigkeit der Vorwurf gemacht wird, daß sie, in „doctrinären" Anschauungen befangen, Alles nach der liberalen „Schablone" behandle und für die Bedürfnisse der Industrie kein Verständniß habe.

Ganz dasselbe gilt von einem anderen Zusatze, welcher namentlich für die süddeutsche Industrie sehr wichtig ist. Nach den bisherigen Bestimmungen konnten, da ein regelmäßiger Schulunterricht zur Bedingung der Beschäftigung der Kinder in Fabriken gemacht war, in den deutschen Staaten, in welchen der Volksschulunterricht mit dem dreizehnten Jahre sein Ende zu erreichen pflegt, die aus der Schule entlassenen Kinder bis zum vollendeten vierzehnten Jahre überhaupt nicht in Fabriken beschäftigt werden, was in industriellen Gegenden begreiflicher Weise große Mißstände verursachte. Durch den Zusatz, daß die aus der Volksschule ordentlicher Weise entlassenen Kinder in gleicher Weise behandelt werden wie Schulkinder, daß sie also bis zu sechs Stunden täglich beschäftigt werden können, ist dem abgeholfen.

Wie vorhin erwähnt, ist durch den Reichstag eine Vorschrift zum Schutz der Arbeiterinnen in das Gesetz gekommen, welche in gefährlichen Industrien verwandt werden sollen. Eine weitere durch den Reichstag aufgenommene Schutzvorschrift geht dahin, daß Wöchnerinnen in den ersten drei Wochen nach der Niederkunft nicht in Fabriken beschäftigt werden dürfen. Die Vorlage enthielt in Betreff der Arbeiterinnen nur die eine Bestimmung, daß sie in Bergwerken, Aufbereitungsanstalten und unterirdisch betriebenen Brüchen oder Gruben nicht unter Tage beschäftigt werden dürfen — eine Bestimmung, welche selbstverständlich ebenfalls die Zustimmung des Reichstags gefunden hat.

Von ultramontaner und socialdemokratischer Seite war durchgängige Gleichstellung aller Arbeiterinnen mit den jugendlichen Arbeitern gefordert. Die Vertreter der Regierung erklärten sich mit Entschiedenheit gegen eine so weitgehende Beschränkung, welche bei den gegenwärtigen Concurrenzverhältnissen sowohl die Industrie als den Erwerb der Arbeiterfamilien schädigen würde. Die Mehrheit mußte ihnen darin Recht geben. Durch die obigen Einzelbestimmungen ist dagegen in zweckmäßiger Weise ein Anfang zur Beschränkung der Frauenarbeit im Interesse der Gesundheitspflege gemacht, welcher das für jetzt ohne Schädigung der Industrie Erreichbare darstellt, und dessen Bedeutung nicht unterschätzt werden darf.

Durch die Enquête über die Arbeiterverhältniffe war ein Uebelstand zu Tage getreten, der auch bereits im Obigen erwähnt ist: die mangelhafte Durchführung der in der Gewerbeordnung getroffenen Bestimmungen. Von manchen derselben hatten offenbar die Betheiligten, ja mitunter selbst die mit der Handhabung betrauten Behörden, nicht einmal genügende Kenntniß. So weit es sich um die Großinduftrie handelt, wurde schon bei der ersten Bera-

thung auf die Fabrikinspectoren als auf die geeigneten Organe hingewiesen, um diesem Uebelstande abzuhelfen. In England haben diese Beamten, welche mit den Verhältnissen der Industrie auf das Genaueste vertraut sind und ihrerseits das Vertrauen der Arbeitgeber wie der Arbeiter genießen, die segensreichste Wirksamkeit entfaltet; eben so haben sie in Preußen und in Sachsen in den wenigen Jahren ihrer Amtsführung sich fast durchgängig einen heilsamen Einfluß zu verschaffen gewußt.

Die Regierungsvorlage enthielt gleichwohl so gut wie nichts über das Institut der Inspectoren, was um so auffälliger war, als eine officielle preußische Denkschrift an den Landtag schon mehrere Jahre zuvor die weitere Ausbildung desselben durch die Reichsgesetzgebung als ein unzweifelhaftes Bedürfniß hingestellt hatte. Auch den Anregungen der Commission gegenüber verhielten sich die Vertreter des Bundesrathes auffallend negativ. Der Reichstag hat sich trotzdem nicht abhalten lassen, den Vorschlägen der Commission gemäß die Lücke in dem Sinne zu ergänzen, wie jene preußische Denkschrift es früher in Aussicht genommen hatte. Danach sollen solche Beamte überall ernannt werden, außer wo nach dem Anerkenntnisse des Bundesraths ein Bedürfniß wegen mangelnder Industrie nicht vorhanden ist. Dieselben sind Beamte der Einzelstaaten, und ihre Zuständigkeitsverhältnisse werden in diesen im verfassungsmäßigen Wege geregelt. Ein gewisses Maß von Befugnissen ist ihnen aber im Voraus gesichert.

Weitere Verbesserungen der Gewerbeordnung sind der Zukunft überlassen. Möchten sie mit gleicher Sorgfalt vorbereitet und mit gleicher Hingabe durchberathen werden wie die diesjährige Novelle! γ.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Weimar. Vom Künstlerfeste. — Selten mag bei gleicher Veranlassung der äußere Prunk so sehr hinter dem geistigen Gehalt zurückgetreten sein, als bei unserem jüngsten Fürstenjubiläum. Als Festvorstellung im großherzoglichen Theater wurde ein eigens zu diesem Zwecke verfaßtes Stück von Victor von Scheffel: „Die Linde am Ettersberge", gegeben, eine sinnige und schwungvolle Verherrlichung des Jubelpaares, dargestellt unter Entfaltung all der reichen scenischen Mittel und Aufbietung der besten darstellenden Kräfte und der vortrefflichen Capelle, über welche die wahrhaft geniale Leitung dieses Kunstinstituts verfügt. Die erste Abtheilung stellt eine ländliche Feier zu Ehren des Jubilars dar. Geschmückte Landleute, Hirten, Jäger, Bergleute, Vertreter der kunstreichen Hausindustrie des Thüringer Waldes u. s. w.

treten auf und feiern den fürstlichen Förderer ihrer Thätigkeit und die unabläſſig im Stillen thätige edle Wohlthäterin an ſeiner Seite. Ein Zug Jenenſer Studenten tritt fröhlich ſingend auf und geſellt ſich zu ihnen. Der Lehrer des Oertchens erzählt dann die Geſchichte der Linde, die am Tage des Einzuges der Maria Paulowna gepflanzt, mit dem Geſchick der erlauchten Familie innig verwachſen erſcheint. Auch des geliebten Kaiſers, den eine fluchwürdige That auf das Krankenbett geworfen hat, wird in rührender Weiſe gedacht. Ein Kornblumenkranz, von treuen Händen gewunden, wird ihm zu Ehren aufgehängt. Im zweiten Theil des lyriſchen Feſtſpiels führt die Muſe der Geſchichte die wichtigſten Momente aus der Geſchichte des Fürſtenhauſes in prachtvollen lebenden Bildern vor: Landgraf Hermanns Aufbruch nach dem heiligen Lande und ſein Abſchied von Eliſabeth, dann Kurfürſt Johann vor Lukas Kranachs Staffelei in ſchwerem Leide durch die Troſtworte des Künſtlers aufgerichtet, endlich die glänzende Verſammlung des fruchtbringenden Palmenordens, jedes Bild von hinreißender Schönheit. Zum Schluß berichten die Muſen der ſchönen Künſte, was unter Karl Alexanders ſegensreicher Regierung auf ihrem Gebiete Großes und Schönes in Weimar geſchaffen worden iſt, und wie der Jubilar die Prophezeihung, welche Goethe bei ſeiner Geburt ausgeſprochen, in ſo glänzender Weiſe erfüllt habe.

Auch das Monſtreconcert unter den Baumrieſen des Sterns, womit zugleich, wie Dr. R. Keil in begeiſterter Rede hervorhob, das hundertjährige Beſtehen des Parkes und ſeine Beziehungen zu Weimars Fürſtenhauſe gefeiert wurde, war in Anordnung und Ausführung über alles Lob erhaben. Altmeiſter Liſzt, Laſſen, Müller-Hartung, Männer, die Weimar mit Stolz ſeine Angehörigen nennt, erſchienen nacheinander am Dirigentenpult, und feierlich und erhebend erklangen ſymphoniſche Tondichtungen, jubelnd rauſchten Feſtmärſche durch die Wipfel, von der großherzoglichen Capelle, dem Muſikcorps des weimarſchen Infanterieregiments und der Orcheſterſchule in trefflicher Zuſammenwirkung ausgeführt, während der Opernchor, ſowie ein Geſangverein der Stadt die Vocalpiecen des Programms ſtimmungsvoll vortrugen.

Doch alles Andere wurde in Schatten geſtellt durch das Künſtlerfeſt, welches den wirklich grandioſen Abſchluß der ganzen Feier bildete. Hatten ſchon die Gewerbe gewetteifert, um den geliebten Landesherrn durch ein prachtvolles Ehrengeſchenk, ein Zimmer im edelſten Stil der Deutſchrenaiſſance, ſowie durch einen recht gelungenen Feſtzug von über dreißig ſchön geſchmückten Wagen und weit über tauſend Theilnehmern würdig zu feiern, ſo ſchien die Künſtler der einmüthige Gedanke beſeelt zu haben, alle Kräfte anzuſpannen und Alles aufzubieten, um dem freigebigen Förderer und Protector der ſchönen Künſte ihre Huldigung in einer Weiſe darzubringen, wie nur

das vereinte Wirken echter Künstler sie in Form, in Farbe, Wort und Bilder zu kleiden vermag. Bekanntlich hat Karl Alexander seiner Residenzstadt aus Privatmitteln eine blühende Kunstschule geschaffen. Die Meister und Jünger dieses Instituts hatten denn auch, von dankbaren Gefühlen beseelt, diesen schönsten Theil des Festes in Scene gesetzt, der für alle Besucher eine reizende und werthvolle Erinnerung bleiben, für die Veranstalter selbst dadurch eine Anregung zu neuem künstlerischen Schaffen werden wird, daß er ein Stück deutscher Vergangenheit gleichsam körperlich vorführte.

Aber bedeutende Kräfte hatten auch bis ins geringste Detail hinein schon allein bei der Herstellung der Kostüme gewirkt. Und Meister Boppo hatte nicht ohne Erfolg mit unermüdlichem Eifer, mit beharrlicher Consequenz und — unerbittlicher Strenge die Werke der Scheere und Nadel überwacht, zurechtweisend und belehrend, prüfend wägend und nicht selten verwerfend, was nicht streng historisch. Aber auch Alles, was von Architektur und den diesmal sich willig derselben unterordnenden bildenden Künsteu uns so bunt und vielgestaltig umgab, selbst die Waffen und Geräthe, ja die Reden, die getauscht wurden, und die Festschriften, wahre Incunabeln in Sprache, Typen und Papier, scheinbar altersgrauem Buttenpapier oder würdig Pergament, Alles wirkte zusammen zu einem reichen, täuschend wahren Bilde altdeutschen Lebens. Hatten doch auch Künstler wie F. Arndt, „il professore", wie sie ihn nennen, „maaßen er lange verweilet in Welschland", wie Weichberger, Freisleben, Plinke, Pilz und Rosenberger, die zu den besten der Weimarer Maler zählen, es nicht verschmäht, die Staffelei mit der Leiter und die Palette mit dem Farbeeimer zu vertauschen und Decorationen für die Bauten zu schaffen, in denen Weichhard, der geniale Architekt, ebenso viel künstlerischen Geschmack und glückliche Erfindung, als bauliche Kenntniß der Vorzeit Weimars an den Tag gelegt hatte. Nicht weniger als siebzehnhundert Quadratmeter Decorationen hatten dazu gehört, den Garten der Armbrustschützen, welchen diese in freundlichster und liberalster Weise den Künstlern für das Fest zur Verfügung gestellt hatten, in den Marktplatz einer altdeutschen Stadt umzuwandeln, „Zographopolis", wie sie benamset ist in der reizenden Festschrift: „Newes Rollwagenpüchlein, das ist ein Mentor, allen denen, so die newe Stadt besvchen gar nützlich und kurtzweilig zu lesen durch Wilhelmum Equisonem (Dr. Marschall) u. s. w.", natürlich „Gedrvcket in diesem Jahr". Tritt man durch das pittoreske Eingangsthor, das mit allegorischen Figuren von Arndt geschmückt ist, in den Garten (oder vielmehr Marktplatz), so kann man mit einem Blick das Ganze überschauen. An den Langseiten, wo sonst schmucklose Kegelbahnen erblickt werden, erhoben sich hohe Bauten, links die „Hävser derer Geschlechter" und ein „fürstlich Lustgezelt mit Schragen und Lauben im Erdgeschoß", darüber in der Mitten eine Loggia, wie es die Wel-

ſchen nennen, „behangen mit Tappeten wohlgemachet und bemalet mit drei Junkfrawen, eine Luſt zu ſchawen allen jungen Geſellen, wie ſie Drommeten plaſen in römiſch Gewandt“ u. ſ. w. Daran ſchließt ſich der dicke Dolff, ein trutziger Thurm, iſt nach dem Mentor „von Cayſer Julius dem Römiſchen errichtet aus quader und nach dem Richtſchait gehawenen ſteinen gar zierlich und trutziglich“. In ſeinem Verließ iſt aber nicht, wie die Sage erzählt, die vom Magiſter Equiſone kritiſch widerlegt wird, ein lebendes Kindlein eingemauert, vielmehr lagerte dort eine ſtattliche Reihe Fäſſer voll ſüßen Regieweines, die eins nach dem andern mit großer Feierlichkeit und lautem Drommetenſchall, ſowie mit ſachkundigem Amtseifer vom Meiſter Küfer und Kellermeiſter angeſchlagen wurden, Geſtalten, wie wir ſie auf Grützners Bildern zu ſehen gewohnt ſind. An den Thurm ſchloß ſich ein Stück Stadtmauer mit dem St. Lukasthor, in dem noch eine gewaltige Stückkugel ſteckt, „bei hondert appolſche (apoldaſche) Pfundt ſchwer, ſo Anton Metzner, Herzogen Willems Stückmeiſter bei einer Belägerung“ im Kriege der Brüder dahineingeſchoſſen haben ſoll. Weiterhin erblickt man einen Thurm „bei fünfzig plankenhaynſche Werkſchuh hoch“. Den erwähnten Patrizierhäuſern gegenüber ſtand ferner das vormalige Rathhaus von Weimar, „ein vber maaſſen konſtreicher Baw und lobt ſeinen Maiſter Hieronymus Chriſtian Krohnen und Edwarden den Weichperger gar ſehr“, wie das nette Büchlein, der Mentor, dem wir die vorſtehenden Citate entnehmen, mit Recht betont. An das Rathhaus endlich ſchloß ſich das fürſtlich Luſtgezelt, ein im edelſten Renaiſſanceſtil gehaltener Prunkſaal, ſo wohnlich und ſolide ausgeführt, daß nichts an ihm (wie übrigens auch an den anderen Bauten nicht) irgendwie verrieth, daß man ſich nur zwiſchen Decorationswänden befinde. Nirgend konnte auch bei Tageslicht der Beſucher leicht unterſcheiden, wo die Decoration aufhörte und wirkliche Gebäude anfingen. Doch noch mehr: auch ſämmtliche Baulichkeiten, welche vom Armbruſtſchützengarten erblickt werden können, meiſt ſchmuckloſe Hinterhäuſer, waren in pittoreske gothiſche oder Renaiſſancebauten umgewandelt worden. Farbenglühende Teppiche hingen von den Fenſtern nieder, Erker zierten Wände und Ecken, Thürmchen, Fenſter- und Thürgeſimſe in ſchönen Maaßen in allerhand Schildereien vervollſtändigten das Geſammtbild, ſo daß nirgends der Blick auf Unſchönes, Stilloſes fiel, kein Anachronismus die völlige Illuſion ſtörte. An ſieben Stellen des Marktes waren „faſt ſchröckliche Wahrzeichen angebracht“: an dem Thurm ein Stein „mit fünf grawlichen Lochen, wie von Krallen, in den hat der ††† gefaſſet, ſich zu halten“, nämlich als er beim Thurmbau ſeinen Packt mit Meiſter Stricciogallo, der Stadt Bawmeiſter, hat verloren geben und beim erſten Hahnenſchrei weichen müſſen; an einem Baum aber hängt, ein nicht minder grauſiges Wahrzeichen, „ein Hirnſchaalen an einer eyſern Ketten, von Hanſen,

Graven von Melling", einem rauſſüchtigen Ritter der Nachbarſchaft, der 1383 von den Weimarſchen überwunden und hingerichtet worden u. ſ. w.

Wohl die größere Hälfte der Anweſenden war coſtümirt, und wie die Decorationen, ſo hatten auch die Trachten auf das Tageslicht berechnet werden müſſen.

Gegen 4 Uhr Nachmittags füllte ſich der Feſtplatz allmählich mit maleriſchen Geſtalten und glänzenden Uniformen. Etwa um fünf Uhr erſchien, von endloſem Jubel begrüßt, das großherzogliche Paar mit ſeinen fürſtlichen Gäſten, unter denen man die Könige von Holland und Sachſen, die Prinzen Karl von Preußen und Heinrich der Niederlande bemerkte. Da ſich in dieſem Augenblick ſämmtliche Coſtümirte auf die Weiſung des Herrn Koken, der die oberſte Regie hatte, nach dem Eingange zu zogen, ſo gewährte das Ganze eine Zeitlang ein ganz ungeſtörtes Bild mittelalterlichen Lebens. Nachdem der Herold das Herannahen des Herrſchers verkündet hatte, trat der Rath der „neven Stadt" an denſelben heran und reichte ihm den Ehrentrunk, welchen der Jubilar auf die Veranſtalter trank. Nach einem kurzen Rundgange zu den einzelnen Gruppen, die er herablaſſend und herzlich begrüßte, begab ſich der Großherzog mit ſeinen Gäſten und einem glänzenden Gefolge auf die für ihn hergerichtete prachtvolle Tribüne, und nun folgten in reizender Abwechſelung ein Tanz der Edelfräulein, ein ſcherzhaftes Turnier und Stiergefecht, Aufzüge der Landsknechte in ihren maleriſchen Trachten und allerlei ähnliche mittelalterliche Kurzweil, Alles wohl einſtudiert und trefflich durchgeführt. Hier trat ein Zug von Kindern und Nonnen, von einem Karthäuſer geführt, herein, dort ſchwangen ſich männlich-ſtattliche Landsknechte mit minniglichen Mägdlein in freudigem Tanz, dort erſchien die unheimliche Sagengeſtalt des Rattenfängers von Hameln, eine große Schaar lieblicher geſchmückter Kinder nach ſich ziehend, dort brachten wüſte Geſellen unter Drohen und Fluchen einen eifernden Zeloten, der ihnen Buße predigen will, geſchleppt, den vor Ingrimm und Eifer faſt erſtickten Redeſchwall oftmals rauh unterbrechend. Auf dem kleinen Platz hinter dem Lukasthor endlich, nicht fern von dem Zelt der Landsknechte, wo ihrer wohl fünfzig mit Knöcheln, Fluchen, Saufen und Raufen ſich verluſtiren, wie der Pfaff mit Recht ihnen vorgeworfen, auf einer „luſtigen grünen Au", produciren allerhand wilde Menſchen und Thiere ihre grotesken Künſte, ſo wechſelt Bild auf Bild. Sodann folgte eine längere Pauſe, während welcher ſich der Hof zwangslos zwiſchen der — allerdings in jeder Hinſicht — gewählten Geſellſchaft bewegte und für eine Zeit das Hauptintereſſe in Anſpruch nahm. Den Schluß machte das Feſtſpiel, ein luſtig Mirakelſtück von der gar ſchweren Kunſt der Malerey, deſſen Verfaſſer Profeſſor Guſtav Flörke iſt. Nachdem der Prologus in ähnlicher Weiſe wie in den Comödien von Hans Sachs und ſeiner Zeit-

genoſſen die Scenerie als den Wald bei Eiſenach erklärte und Ruhe geboten hat, tritt Landgraf Hermann auf, vom Zipperlein geplagt und verſtimmt namentlich darüber, daß ſeine ſonſt ſo herrliche Wartburg im Innern „mangelfarb, unluſtig und grau" iſt. Er ſucht und findet den Patron und Erfinder der Malerkunſt, den Evangeliſten Lukas, und bittet denſelben, ihm zu Malern zu verhelfen, welche dem Mangel entgegenkommen möchten. Dies giebt dem Heiligen Veranlaſſung, ihn auf die mit dem Unternehmen verbundenen Schwierigkeiten hinzuweiſen, indem er ihn in der treuherzigen Sprache des Hans Sachs einen Ueberblick über die bis Dato (das heißt bis 1201) erfundenen und noch zu erfindenden Manieren der ſchweren Kunſt giebt und ſeinen Vortrag durch lebende Bilder illuſtrirt. So führt er ihm erſt ſeine eigene kahle Kemenate mit der Landgräfin und ihren Frauen vor, ſodann den Sängerkrieg, zum Beweiſe, daß auch ſchöne Menſchen einen Saal würdig zieren mögen. Die Moſaikbildnerei, die Tempera-, Fresko-, Wachs und Oelmalerei werden an Gemälden berühmter Meiſter klar gemacht. Den Schluß macht ein Reiterporträt Karl Alexanders von Struys, an welchem noch gemalt wird. Alle dieſe Bilder waren auf vortrefflich gemaltem Hintergrunde von den bedeutendſten Malern Weimars geſtellt und wirkten überraſchend ſchön. Damit ſchloß das eigentliche Feſt, aber noch lange, bis das Tageslicht gar zu merklich hereinbrach, hielt fröhlicher Geſang der Landsknechte — eigens zu dem Zweck von Koken dem Jüngeren gedichtet und von Laſſen componirt, ſowie Tanz auf dem Kiesplatze des Gartens, heiteres Geſpräch und fröhliches Gelage — die anregende und angeregte Geſellſchaft zuſammen, nachdem erſt gegen Mitternacht der Hof ſich zurückgezogen hatte.

D—hl.

Aus Wien. Die Annectirung. Der Congreß und die Zeitungen. Rechbauer. Demiſſion des Miniſteriums. — Dem Grafen Andraſſy ſind bei ſeinem Einzuge in die bereits ſommerlich ſtille Hauptſtadt keine ſolche Ovationen bereitet worden, wie Disraeli und Salisbury. Ohne den Wienern zu nahe zu treten darf man wohl die Vermuthung ausſprechen, daß unſer Kanzler, wenn er mit leeren Händen heimgekehrt wäre, zwar nicht ſo übel angelaſſen ſein würde, wie die Vertreter Italiens von ihren Landsleuten, welche nun einmal gewohnt ſind, für fremde Arbeit reich belohnt zu werden; daß er aber doch die Verſtimmung darüber, daß „wir natürlich nichts bekommen haben", reichlich geſpürt haben würde. Eine Entſchädigung für die Verluſte, welche Oeſterreich ſeit zwanzig Jahren erlitten hat, möchten gar Viele haben, doch nun ſie auf dem einzig möglichen Puncte gewährt wird, ſehen ſie nur die Inconvenienzen und Gefahren. Daß der Schritt ein verhängnißvoller iſt, unterliegt keinem Zweifel. Wann ſich

die nothwendigen Consequenzen äußern werden, steht dahin, doch empfindet ein Jeder instinctiv, daß Oesterreich nun unaufhaltsam nach Osten gedrängt wird. Der Weg, den man jetzt betritt, kann nach Salonichi und nach Constantinopel führen, wenn die erforderliche Energie vorhanden ist, und darüber täuschen die Türken sich am wenigsten, wenn ihnen auch noch so beredt die Vortheile auseinander gesetzt werden, welche ihnen daraus erwachsen sollen, daß Oesterreich sich zwischen Serbien und Montenegro einschiebt, und die Pforte von der Last befreit, zwei ferne, stets widerhaarige Provinzen zu behaupten. Aber wir haben nicht — sage man das Talent oder die Kraft — zu assimiliren, die Magyaren und Polen sind heute noch so ausschließlich Magyaren und Polen wie am Tage ihrer Verbindung mit Oesterreich, die Tschechen sind viel nationalistischer heute als vor dreißig Jahren und anstatt die Triestiner und Südtiroler zu Deutschen zu machen, haben wir sie Italiener werden lassen, während das italienische Element in Dalmatien von den Südslaven hart bedrängt, wohl nach und nach verdrängt wird. Kroaten und Slavonier jubeln über den neuen Zuwachs, und sie haben ein Recht dazu. Aber was zur Zeit des Prinzen Eugen ein Gewinn für das Reich gewesen sein würde, kann jetzt nur dazu beitragen, den vielcitirten Schwerpunct noch mehr zu verrücken. Die Magyaren verheimlichen ihr Grauen vor dem Geschenk nicht, die Italiener verrathen mit bekannter Unbefangenheit ihre Erwartung, dem Mutterlande wieder gegeben zu werden, und die Deutschen, welche nicht nach außen gravitiren, fragen sich mit Bangen, wie lange Oesterreich noch ein wenigstens zum Theil deutscher Staat werde bleiben können.

Näher als diese Sorgen der Zukunftspolitik liegen andere. Die allgemeine Dienstpflicht macht sich zum ersten mal schwer fühlbar. Aus allen Lebensverhältnissen sind junge Männer herausgerissen worden, um Landstriche occupiren zu helfen, in welchen der Aufenthalt für die Bewohner des Abendlandes niemals Reiz hatte und die jetzt verwüstet sind. Besonders hart scheinen Steiermark und Kärnthen betroffen zu sein, da wie noch in jedem Kriege die von dort recrutirten Regimenter auch diesmal wieder die Ehre haben sollen, an der Spitze zu marschiren. Und wenn, wie nun wohl sicher ist, die Türken die Gebiete räumen, wenn der Commandirende, Feldzeugmeister Philippowitsch, die ihm so sehr verübelte Anspielung auf mögliche Waffenthaten wirklich überflüssiger Weise gemacht hat — was dann? Es ist für die zahlenden Länder Oesterreichs eine gar unerfreuliche Perspective, nun auch noch die Kosten der Besetzung und Verwaltung neuer Provinzen zu übernehmen, die, wenn jemals, doch erst in späten Tagen fähig sein würden, die Capitalien zu verzinsen, welche jetzt aufgewandt werden müssen.

Ueberrascht hat dieser Ausgang allerdings nicht. Man sah die Wendung längst voraus, und es wurde auch genügend dafür gesorgt, die öffentliche

Meinung gegen das Congreßwerk im allgemeinen einzunehmen. Wie Graf Andrassy fast sein ganzes literarisches Bureau nach Berlin mitnahm, so schickten sämmtliche größere Zeitungen Wiens je drei, vier Berichterstatter dahin ab, welche die angekündigte Geheimhaltung der Congreßverhandlungen mitleidig belächelten. Sie sind so sehr gewohnt, mit Personen zu verkehren, welche sich noch vor der Journalistik fürchten, oder deren gute Dienste brauchen, oder doch Bitten, welchen gewichtige Argumente beigefügt sind, nicht zu widerstreben vermögen. Haben wir nicht den Vertrag von San Stefano früher gehabt, als ihn die russischen Organe publicirten? Für uns giebt es kein Geheimniß! Um so betroffener und gereizter waren die Zeitungen, als die herkömmlichen Mittel nicht anschlugen, als in der That nichts zu erfahren war, was nicht bekannt werden sollte. Wie bitter, wie verächtlich da über die Geheimnißkrämerei abgesprochen wurde. Wird doch die ganze Politik nur gemacht, damit die Zeitungen Stoff haben! Und welche Lectionen bekamen die Diplomaten, die lauter Dummheiten machten, weil sie nicht die Herren Reporter um Rath gefragt hatten. Was je Wegwerfendes über die Congresse von Karlsbad, Laibach, Verona ꝛc. gesagt worden, erlebte seine Auferstehung, und die sittliche Entrüstung war um so größer, je rücksichtsloser man von der Freiheit Gebrauch machte, zu erfinden. Die Publicistik ist allerdings in diesen heißen Wochen um eine sehr schätzbare Neuigkeit bereichert worden, um telegraphische Leitartikel. Das Publicum urtheilt sehr vorschnell, wenn es sagt, jene Artikel hätten auch in Wien geschrieben oder auf dem Postwege befördert werden können: in dem Fall würde ihnen ja zu häufig das Dementi vorausgeeilt sein! Uebrigens darf die Hoffnung nicht aufgegeben werden, daß endlich das Urtheil über den Congreß werde milder werden, da er unter dem Aushängeschilde Gleichberechtigung der Bekenntnisse die Hausirfreiheit sichergestellt hat!

Unter allen Umständen waren durch denselben die Ausgleichsschmerzen für einige Zeit in Vergessenheit gebracht, und ziemlich unbemerkt ging es vorüber, daß die Regierungsmänner und deren Partisane in Ungarn ihren Wählern überzeugend klar machten, welche Vortheile Ungarn errungen habe, von welchen man früher habe schweigen müssen, um nicht den Oesterreichern neue Waffen in die Hände zu geben. Aus solchen Aeußerungen Capital zu schlagen würde aber auch keinen Zweck mehr gehabt haben. Der unglückliche Feldzug ist vorüber, der Friede ratificirt, und in sehr bemerkenswerther Weise sind diejenigen Parlamentarier, deren Bemühungen es zum guten Theil zu danken ist, daß das österreichische Abgeordnetenhaus den neuen Vertrag mit Ungarn genehmigt hat, Rechbauer als Präsident des Abgeordnetenhauses, Grocholski, der Obmann des Polenclubs und Eichhoff, Obmann der Fraction der Großgrundbesitzer, ausgezeichnet worden. Die Verleihung der Geheimrathswürde

an den Präsidenten der Volkskammer machte nicht geringes Aufsehen, da angenommen werden durfte, daß das Ministerium dieselbe nicht ohne Vorwissen der neuen Excellenz beantragt habe. Der Grazer Advokat steht seit 1848 im politischen Leben und hat sich von jeher zu Grundsätzen bekannt, wie sie gegenwärtig von der Fortschrittspartei vertreten werden; die letztere ist sogar ziemlich direct aus der kleinen Gruppe hervorgewachsen, welche man ehemals die steirischen Autonomisten nannte. Deutschthümliche Politik und demokratische Einrichtungen hat er stets gefordert, er ist oder war wenigstens ein Schwärmer für das Milizsystem, und als noch Graf Rechberg die Geschicke Oesterreichs lenkte, liebte Rechbauer den Bauern in seinem Namen besonders zu betonen, sowie es auch sein Stolz war, dreiundsechzig Jahre alt geworden zu sein ohne Orden. Als die jetzigen Minister die Wahl Rechbauers zum Kammerpräsidenten begünstigten, schob man denselben die Absicht unter, das Haupt der liberalen Opposition unschädlich zu machen und damit die letztere selbst lahm zu legen. Ist dies auch nicht gelungen, so ist doch mit Rechbauer eine große Veränderung vorgegangen, seitdem er die Glocke handhabt. Was zu Anfang vielleicht nur das Bemühen unparteiisch zu sein war, ist nach und nach förmliche Animosität gerade seinen einstigen Parteigenossen und politischen Schülern gegenüber geworden, des Ausgleiches nahm er sich mit befremdendem Eifer an, und wenn ein politischer Charakter sich auch nicht durch einen Titel bestimmen lassen wird, so bleibt immer auffallend, daß er denselben angenommen hat.

Das Ministerium ist seiner Erklärung, nach dem Perfectwerden des Ausgleichs abtreten zu wollen, nachgekommen, doch erwartet man dessen Reconstruction; nur Freiherr von Lasser, der Geschäftskundige, ohne welchen die Parlamentarier 1871 die Regierung nicht übernehmen wollten, ist müde und hat sich definitiv zurückgezogen. Ob Fürst Auersperg damit einverstanden ist, daß die Conjecturalpolitiker auch seine Stelle vergeben, darf bezweifelt werden. Aber die Solidarität, welche die Mitglieder dieses Cabinets einander gelobt hatten, ist durch die Demission hinfällig geworden und immerhin möglich, daß bei der neuen Combination der Eine oder der Andere vergessen wird. Indessen dürfte vor dem Herbst das jetzige Provisorium nicht zu Ende gehen.

Aus Berlin. Nach dem Congreß. Die Wahlbewegung. — Trotzdem der Vertrag von Berlin nunmehr acht Tage und darüber glücklich unterzeichnet worden ist, will man sich hier noch immer nicht recht an den Gedanken gewöhnen, daß nun in der Welt nach jahrelangen Beängstigungen wieder Ruhe und Frieden eingekehrt ist und die Kriegsfurie hoffentlich auf eine lange Reihe von Jahren glücklich verbannt ist. Da man keine unmittel-

bar greifbaren Complicationen vor Augen hat, so gefällt man sich darin, den Teufel an die Wand zu malen, man sieht griechisch-türkische Conflicte in nicht ferner Zukunft, man sieht mit Bangen dem Einmarsch Oesterreichs in Bosnien entgegen, man prophezeit stürmische Ausbrüche der durch die Abtretung Cyperns bitter gekränkten Nationaleitelkeit Italiens, die, wie man hier unter Anwendung des unvermeidlichen schlechten Witzes hinzufügt, schon dadurch auf das Unliebsamste berührt sei, daß Italien bei der vorjährigen Theilung von Ost- und Westpreußen ganz leer ausgegangen sei. In unseren ernsteren politischen Kreisen werden derartige Befürchtungen nicht getheilt. Man weiß sehr wohl, daß die griechische Regierung, ohne jegliche Unterstützung, wie sie augenblicklich ist, sehr bald von der Schürung der Agitationen in Epirus-Thessalien ablassen muß und wird, und daß die Türkei sich Oesterreich gegenüber sehr bald in das Unvermeidliche finden dürfte. Einem allenfalsigen Bündniß zwischen Italien und Griechenland legt man nicht gerade viel Bedeutung bei. Mit größerer Aufmerksamkeit dagegen folgt man hier den Versuchen, die augenscheinlich in Rom wie in Paris gemacht werden, um die gegenwärtigen Ministerien zu stürzen. Es liegen ganz bestimmte Anzeichen vor, daß in Italien wie in Frankreich die ultramontane Partei mit dem ihr eigenen richtigen Instinkt die in ihrer Eitelkeit verletzte nationale Leidenschaft für ihre Zwecke auszunützen bemüht ist, um mit den verhaßten liberalen Ministerien ein Ende zu machen. Damit gewinnen diese Fragen natürlich auch für hier ein anderes und bedeutsameres Ansehen, und man behält diese Vorgänge sehr scharf im Auge, ohne sich indessen in diesem Augenblick bereits irgend welchen Befürchtungen vor weitergehenden Fällen hinzugeben. — Von den Congreßbevollmächtigten hat uns Fürst Gortschakoff als der Letzte verlassen, nachdem er am Dienstag seinen achtzigsten Geburtstag hier gefeiert hatte. Es war dies, wie man erzählte, der Grund, weshalb Fürst Bismarck seine Reise nach Kissingen einen Tag aufgeschoben hatte, da er seinen greisen Collegen an jenem Tage nicht ohne persönlichen Glückwunsch lassen wollte. Da nun aber der russische Reichskanzler nicht, wie er beabsichtigt hatte, nach Wildbad, sondern in Folge einer empfangenen Depesche nach Petersburg reiste, so zuckte man auch darüber bedenklich die Achseln und sprach von Beanstandungen, welchen die Ratification des Berliner Vertrages noch in zwölfter Stunde am russischen Hofe begegnet sei. Andererseits aber und allem Anscheine nach mit größerem Recht wird geltend gemacht, daß es sich augenblicklich in Petersburg um Entschließungen von großer Tragweite für die inneren Verhältnisse Rußlands handle, mit denen der Kaiser noch vor seiner Abreise ins Ausland ins Reine kommen wolle, und bei denen auch die Stimme Gortschakoffs gehört werden müsse. Unter den bezüglichen Maßregeln nehmen die finanziellen die erste Stelle ein; es han-

delt ſich vor allem um fundamentale Umgeſtaltungen des Steuerſyſtems und hoffentlich auch der Handelspolitik. Man folgt dieſen Maßregeln hier aus nahe liegenden Gründen mit der allergrößten Aufmerkſamkeit. Wie ich aus den Kreiſen unſerer haute finance vernehme, wird es ſich bei dem unvermeidlichen Appell, den Rußland in nicht allzulanger Zeit unzweifelhaft wieder an den europäiſchen, in erſter Linie aber wohl an den deutſchen Geldmarkt zu richten haben wird, vor Allem darum handeln, ob es durch ein rationelles Steuerſyſtem im Innern auch die nöthigen Garantieen für die regelmäßige Verzinſung und Amortiſirung der bisherigen und einer neu zu creirenden Anleihe gewähren wird. Von noch größerer Bedeutung wäre eine Umgeſtaltung der ruſſiſchen Handelspolitik oder wenigſtens, wenn wir ganz beſcheiden ſein wollen, der Art und Weiſe, in welcher die Zollcontrole an der deutſch-ruſſiſchen Grenze gehandhabt wird. Je mehr Fürſt Bismarck es vermieden hat, die ungeheuren Dienſte, die Deutſchland Rußland geleiſtet hat, durch erzwungene Zugeſtändniſſe in der Frage des Grenzverkehrs bezahlt zu machen, um ſo mehr iſt immer und immer wieder und vor allem jetzt darauf zu drängen, daß der Verkehr ſich wenigſtens in den Formen vollzieht, die unter geſitteten Völkern üblich ſind. So wünſchenswerth auch eine Umwandlung des geſammten ruſſiſchen Handelsſyſtems wäre, ſo handelt es ſich nicht darum, eine ſolche aufzuzwingen, ſondern um die endliche Herbeiführung der nothwendigen Erleichterungen in der Handhabung der Grenzzollabfertigung. Es erſcheint als Pflicht der deutſchen Preſſe, hierauf immer und immer wieder hinzuweiſen; unſere öſtlichen Nachbaren ſind in dieſer Beziehung etwas harthörig, und die ſeit Jahrzehnten ſchwebenden Verhandlungen haben in dieſer Beziehung zu nichts geführt. Berlin hat übrigens alle Ausſicht, in dieſem vielbewegten Jahre um die übliche Sauregurkenzeit gänzlich betrogen zu werden. Je mehr der Congreß in den Hintergrund trat, je mehr die Nachwehen deſſelben überwunden werden, deſto entſchiedener tritt die Wahlbewegung in den Vordergrund. Neben den Wahlagitationen war es — es klingt ſcherzhaft, iſt aber darum nicht minder wahr — das Wetter, das die Gemüther in der Reichshauptſtadt im hohen Grade präoccupirte. Daß man ſich zur Zeit der Hundstage eines vollkommenen November- oder, milde ausgedrückt, Aprilwetters erfreute, hat nicht wenig dazu beigetragen, die ſonſt übliche Sommerſtimmung und -ruhe zu verſcheuchen. Mit Rückſicht auf den möglichen Ruin der ſehr viel verheißenden Ernte hatte der dauernde Regen in geſchäftlichen Kreiſen bereits eine merkliche Verſtimmung hervorgerufen, und es iſt nichts in dieſer Beziehung charakteriſtiſcher, als daß von unſerer Börſe jeder Sonnenſtrahl, der während der Börſenſtunden durch die Wolken brach, mit einem donnernden Hurrah begrüßt wurde. Inzwiſchen iſt nun auch eine Wendung eingetreten, der Monat Juli fängt an im letzten Drittel

ſich ſeines Namens würdig zu beweiſen. Die erfreulichſte Folge dieſes ſo erwünſchten Umſchlages war, daß der Kaiſer am Sonnabend die erſte, bereits ſeit einigen Tagen beabſichtigte Ausfahrt unternehmen konnte. Sieben bange Wochen ſind ſeit jenem unheilvollen Sountag verfloſſen, ſieben Wochen wahrlich, die in dem Gedächtniß der Nation mit unauslöſchlichen Zügen eingegraben ſein werden. Als eine nicht genug zu preiſende Gnade des Himmels mag es begrüßt werden, daß uns der kaiſerliche Greis erhalten bleibt, und daß Deutſchland wenigſtens vor dem Brandmal behütet iſt, den Wiederherſteller des Reichs als getödtet durch die Kugel eines Meuchelmörders aus deutſchem Blut in den Tafeln ſeiner Geſchichte zu verzeichnen. Was nun die Wahlen angeht, ſo gewinnt es immer den Anſchein, und auch die Regierung dürfte es ſich kaum verhehlen, daß von einem ſehr bedeutenden Zuwachs unbedingter Regierungsvertreter, wie man herbeizuführen bemüht war, doch kaum die Rede ſein kann. Man ſprach von dreißig bis vierzig neuen, unbedingt regierungsfreundlichen Reichstagsmitgliedern, heute glaubt man kaum noch auf die halbe Anzahl rechnen zu können. Indeſſen, es will uns ſcheinen, als ob es darauf nicht ankommt; die Hauptfrage iſt und bleibt, wie ſtellt ſich der neue Reichstag zu der Socialiſtenvorlage? Wenn man dieſer Frage die Wahlreden und Programme gegenüberſtellt, die von Männern wie Forkenbeck, Bennigſen, Stauffenberg, Hölder und Anderen in den letzten Wochen ausgegangen ſind, wenn man in Betracht zieht, mit wieviel redlichem Willen und voller Anerkennung der hohen Verdienſte des Fürſten Bismarcks eine Verſtändigung mit der Regierung als das wünſchenswertheſte Ziel hingeſtellt wird, dann ſollte man doch wohl annehmen dürfen, daß, wenn die Regierung jenen guten Willen theilt, woran doch kaum zu zweifeln iſt, eine Verſtändigung zu erreichen ſein dürfte. Um das Schlagwort „Ausnahmegeſetz" läßt ſich ſchon herum kommen. Die Behauptung, daß jene Männer durch ihr ablehnendes Votum bei dem erſten Socialiſtengeſetz ſich Kaiſer und Reich feindſelig gegenüber geſtellt und des Vertrauens der Nation ſich weniger würdig gezeigt hätten, iſt denn doch eine zu abgeſchmackte, um einer ernſtlichen Widerlegung zu bedürfen. Hier in Berlin dauern die Wahlagitationen mit unveränderter Energie fort; ſelten vergeht ein Tag ohne eine mehr oder weniger ſtürmiſch verlaufende Wählerverſammlung. Die Socialdemokraten verhalten ſich wohlweislich ſehr ſtill, was natürlich nicht ausſchließt, daß ſie Mann für Mann vor der Wahlurne erſcheinen und für ihre Candidaten ſtimmen werden; nichts wäre thörichter, als ſie für entmuthigt halten zu wollen. Dennoch haben ſie hier in Berlin ſchwerlich Ausſicht, einen von ihren früheren Vertretern durchzubringen. Berlin charakteriſirt ſich als die ausſchließliche Domäne der Fortſchrittspartei. So groß die Anſtrengungen auch waren, die namentlich im zweiten Wahlbezirk von Treitſchke und einer Reihe anderer unſerer beſten Männer, namentlich aus akademiſchen Kreiſen, gemacht wurden, um den Cultusminiſter Falk durchzubringen, ſo wenig Ausſichten auf Erfolg haben ſie. Gerade im zweiten Wahlbezirk ſind die Wogen der Agitation am höchſten gegangen; hier platzten die Geiſter am

härtesten auf einander, hier zeigte sich die Kluft am tiefsten, welche die beiden Flügel der Nationalliberalen trennt, und die sich voraussichtlich im Laufe der Session noch mehr vertiefen wird. Und man muß sagen, daß sich der linke Flügel der Nationalliberalen, wie er hier wesentlich durch Dr. Burg zum Worte gekommen ist, der Fortschrittspartei wesentlich näher steht, als dies von dem rechten Flügel der Partei in Bezug auf die Conservativen gesagt werden kann. Alte Parlamentarier sprechen die Ueberzeugung aus, daß wir einem Tohu wa bohu aller Parteiverhältnisse entgegen gehen, und meinen, daß das, wie die Dinge liegen, als kein Unglück zu betrachten sei. Auch in der Fortschrittspartei ist der ganze Halt viel mehr ein äußerlicher, wie ein innerlicher und besteht wesentlich im Terrorismus des Herrn Eugen Richter. Was von älteren Mitgliedern außer der Gruppe Löwe noch der Partei angehört, ist eben zu alt und zu bequem, um eine selbständige Stellung gegenüber dem Häuptling einzunehmen. Die Aufstellung eines Mannes wie Hänel im ersten Wahlbezirk an Stelle von Max Hirsch war entschieden ein kluger Zug, da Hänel zu den am maßvollsten auftretenden und auch sonst sympathischesten Mitgliedern der Partei gehört. Dennoch gehört eine engere Wahl im ersten und möglicher Weise auch im zweiten und vierten Wahlbezirk keineswegs zu den Unmöglichkeiten. Während übrigens hier in Berlin die verschiedenen Parteigenossen mit leidlicher Disciplin den mots d'ordre der parlamentarischen Fractionshäupter folgen, scheint im Lande selbst keineswegs eine solche Uebereinstimmung zwischen dem engeren Kreise der Fractionsgenossen und dem weiteren der Parteiangehörigen zu herrschen, und ist man bei letzteren unbedingt von der stricten Observanz der Parteidoctrin zurückgekommen; es dürfte dies bei den Wahlen noch entschiedener zum Ausdruck gelangen. Die Regierung handelt sehr weise, wenn sie den Reichstag während der im September bevorstehenden Session nicht mit den handelspolitischen Fragen befaßt. Hier befinden sich die Gegensätze noch in vollster Gährung. Die Männer des Freihandels, der Reciprocität, der Retorsionszölle, der Schutzzölle bekämpfen sich andauernd und behaupten sämmtlich die erprobten Traditionen der Zollvereinspolitik in sich zu verkörpern. Das unglückselige Gespenst der Interessenvertretung läßt die praktischen Vertreter der Industrie nicht recht zu Worte kommen, ohne sofort verdächtigt zu werden. Die Regierung hat den richtigen Weg des Enquêteverfahrens eingeschlagen, wie denn solches gegenwärtig für die große Industrie im Gange ist. Nur wäre dringend zu wünschen, daß man sich bei den Enquêten von dem hergebrachten büreaukratisch-langweiligen Verfahren losmacht und diese Dinge von den praktischen Gesichtspuncten und der Beschleunigung betreibt, wie das bei so eminent technischen Fragen geboten erscheint. Als Muster können hier die englischen und französischen Enquêten erscheinen.

22. Juli. O.

Literatur.

Vom Büchertisch. Die großen Vorzüge der bädekerschen Reisebücher sind so oft und so eingehend in diesen Blättern gewürdigt worden, daß die einfache Anzeige unsern Lesern genügen wird, daß London soeben in sechster, Südbaiern aber bereits in achtzehnter Auflage erschienen ist. Wir sind an die sorgfältigste Durcharbeitung jeder neuen Auflage so gewöhnt, daß wir auch ohne weitere Prüfung zahlreiche Verbesserungen voraussetzen müßten.

Dem Prospecte entnehmen wir, daß nicht nur die großen Kunstinstitute, wie die Nationalgallerie, eine eingehende Würdigung gefunden haben, sondern daß auch die neuesten Veränderungen, wie die Wegräumung des Temple Bar und die Aufstellung der Nadel der Kleopatra bereits angezeigt sind, daß die Ausflüge in die Londoner Umgebung und die Touren in England und Schottland an Ort und Stelle sorglich nachgeprüft und auch die neuesten Routen nach dem Continent in Berücksichtigung gezogen wurden. Der Erfolg des Buches in der englischen Ausgabe ist der Art, daß es bereits den englischen Führern vorgezogen wird. Nicht minder große Bereicherungen hat das Reisebuch durch Südbaiern zu verzeichnen. Besonders sind es das Algäu und die Umgebungen des Bodensees, welche entsprechend der Thatsache, daß sich ihnen in den letzteren Jahren ganz besonders die Gunst der Touristen zugewandt hat, besonders eingehende Darstellungen gefunden haben. Die jüngsten Bauten des deutschen und österreichischen Alpenvereins sind schon aufgenommen, die neuesten Weggründungen und die Hütten für die Unterkunft. Auch ist das Kartenmaterial verändert und erweitert worden. Es sind drei neue Kärtchen hinzugekommen und fünf neue Panoramen, darunter eines der jetzt oft bestiegenen Schmittenhöhe bei Zell. Weiterer Empfehlung bedarf es hier nicht.

Nicht minder wird es unseren Lesern von Interesse sein zu erfahren, daß im Verlage von Dietrich Reimer in Berlin soeben eine Karte der neuen Grenzen auf der Balkanhalbinsel nach den Bestimmungen des Vertrages von Berlin vom 13. Juli 1878 nach amtlichen Quellen zusammengestellt von Heinrich Kiepert erschienen ist, welche die neuen Territorialschöpfungen, ganz mit Farbe bedeckt, zu klarster Uebersicht bringt. Auch hier bedarf es nur der Erwähnung.

In die Gegenden des Orients führt uns auch die im Verlage von J. G. Cotta in Stuttgart erschienene Reiseschilderung der Insel Cypern von Franz von Löher. Der Verfasser ist ein Virtuos des Reisens, schon seit einem Menschenalter ist er als kundiger Schilderer bekannt. In der anschaulichen Darstellung landschaftlicher Eindrücke gehört er ohne Zweifel zu den Meistern. Wir möchten nur an die Schilderung des Pics von Teneriffa, die vor Jahren in der „Allgemeinen Zeitung" erschien, erinnern. Zu dem offenen Blick aber für das Eigenthümliche und Wesentliche der Landschaft und ihrer Bewohner gesellt sich bei ihm noch historische Kunde und historisches Verständniß, wenn er auch sich manchmal in gewagten Speculationen ergeht, wie in der Hypothese von der Identität der germanischen Vandalen und der canarischen Guanchen. Auch in dem vorliegenden Buche mischen sich trefflich touristische, geographische und historische Elemente. Und zwar sind es nicht vorwiegend die antiken Zustände der Insel, die der Verfasser behandelt, sondern die mittelalterlichen Beziehungen Cyperns zu Deutschland, wobei dann bedauert wird, daß sich unser neuer Staat von der Theilnahme an der Colonisirung und Civilisirung des Ostens völlig fernhalte. Man gewinnt aus dem Buche den Eindruck, daß die Insel Cypern immer noch trotz der türkischen Mißwirthschaft ein im hohen Grade cultur- und ertragsfähiges Land ist, und daß England allen Grund hat, sich in dieser Beziehung einer so werthvollen Erwerbung zu freuen.

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.
Ausgegeben: 25. Juli 1878. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Längs der lakoniſchen Küſte.

Von A. Böttticher.

Draußen vor der Rhede von Kalamata „lenzte“ der Heptanniſſos vor ſeinem Anker. Ich weiß nicht, ob dieſer Seemannsausdruck in etymologiſcher Beziehung zu der dichteriſchen Bezeichnung des Frühlings ſteht: ſah man aber an dieſem ſchönen warmen Morgen das gefeſſelte Dampfboot im Spiele der Wogen auf und ab tanzen, ſo lag der Vergleich mit einem Böcklein nahe, das an langer Leine weidend ſeiner Lenzesluſt in munteren Sprüngen Luft macht.

Wie ich dem Leſer ſchon früher einmal berichtet habe, hat Kalamata keinen geſchützten Hafen, und der geringſte Südwind verurſacht hier eine bedeutende Brandung. Lenzte alſo das große Dampfboot ſchon draußen auf der tieferen und daher ſtilleren See, ſo bot der Tanz der kleinen Nachen, welche Waaren und Reiſende an Bord bringen ſollten, in der Brandung des Strandes ein wirklich aufregendes Schauſpiel. Mit äußerſter Kraftanſtrengung kämpften die Ruderer ſich durch die rollenden, donnernd ſich überſchlagenden Wogenkämme. Ihnen entgegen ſchleppten halbentblößte kräftige Männer die zu verladenden Stücke, um in dem Augenblicke, wo eine heranrollende Woge das Boot zu ihnen heran und hoch empor trug, ihre Bürde blitzſchnell darin abzuſetzen, bevor die Welle zurückathmete und das Boot wieder weit hinaus nach der offenen See riß. Der Mann, der ſich zu dieſem Zwecke unſeres Gepäckes bemächtigte, war ein Rieſe an Höhe und von einem Wuchſe, der den farneſiſchen Herkules beſchämte. Nachdem er unſer Gepäck glücklich in der Barke geborgen hatte, verlud er uns in derſelben Weiſe. Als mich der Rieſe wie ein Spielzeug aufhob und auf ſeinen Stiernacken ſetzte, gedachte ich lebhaft eines Bildchens, das meine Kinderphantaſie oft beſchäftigt hatte, eines groben Steindruckes, welcher den heiligen Chriſtophorus darſtellte, wie er das kleine Chriſtkind durch das Meer trägt. Eben ſo winzig klein kam

ich mir auf diesem seltsamen Reitthiere vor. Jetzt nahte, auf einem mächtigen Wogenkamme tanzend, die Barke, und ehe ich das Wie begreifen konnte fand ich mich bereits auf einem Bündel nasser Gepäckstücke liegend und von der zurückrollenden Fluth dem Dampfer zugeführt. Als Alles an Bord war, kam auch Christophorus, um sich seinen wohlerworbenen Lohn zu holen, und ich muß leider bekennen, daß er minder uneigennützig war, als jener fromme Bekehrte, und daß ich nie einen so kurzen Ritt so theuer bezahlt habe.

Es war 8 Uhr Morgens, als der Heptannissos die Anker lichtete und gen Süd gewendet in den messenischen Golf hinaussteuerte. Ruhiger und ruhiger wurden die Wellen, je weiter wir von der Küste abhielten und bald durchzog die spiegelblanke Fluth keine andre Furche mehr als die, welche unser rauschender Kiel aufpflügte.

Hinter uns dehnte sich in sanfter Steigung die baumbegrünte Ebene Messeniens, zur Rechten mit dem pyramidenförmigen Lykodhimoberge die Halbinsel Rhion, deren letzte, ferne Ausläufer über der Kimmung des Seespiegels wie eine langgezogene Windwolke in der Luft zu schwimmen schienen. Zur Linken aber, nahe an unserem Fahrzeuge, stieg in schauerlicher Steile fast senkrecht der Taygetos empor, eine grauweiße Marmorwand mit tief eingerissenen Schluchten, ihren breiten Schatten dunkel auf den Spiegel der See lagernd: denn die Sonne schien in dieser frühen Stunde noch jenseits in die Ebene des rohrumgrünten Eurotas hinein; sie wendet erst nach Mittag um das Cap herum.

In den messenischen Busen, oder, wie er heute heißt, den Golf von Koron, schiebt sich vom Taygetos her die steile Kuppe des Cap Kephali hinein und scheidet ihn in eine obere geschlossenere Bai und den südlicheren offenen Meeresarm. Hat man dieses Cap umsegelt, so erscheinen am Strande die weißen Häuser von Skardamoula, unfern der Ruinen des alten Kardamylai, der ersten bedeutenderen lakonischen Stadt auf der Westseite des Gebirges, die in alter Zeit durch einen Paßweg mit Sparta verbunden, den nächsten Hafenplatz der Hauptstadt bildete.

Von hier ab bleibt der Dampfer mehrere Stunden lang der Küste ferner, doch nicht so weit, daß bei der durchsichtigen Klarheit südlicher Luft nicht auch ein unbewaffnetes Auge die wenigen ärmlichen Ortschaften und die mittelalterlichen Burgruinen unterscheiden könnte, die mit der gleichfarbigen Steilwand zusammengewachsen erscheinen. Auf jenen Höhen wohnt der eigengeartete, schwer zugängliche Stamm der von den Freiheitskämpfen her berühmten Maïnoten, oder, wie sie selbst sich nennen, Maniaten. Trotz aller gelehrten und geistvollen Hypothesen, die von geschichts- und sprachkundigen Forschern aufgestellt worden sind, bleibt die Abstammung dieses wehrhaften, trotzigen Völkchens noch immer ohne sicheren Nachweis. Noch bis in die

allerjüngste Zeit hauste hier ein bewaffneter Adel in thurmähnlichen, nur auf Leitern oder über Zugbrücken zugänglichen Häusern, herrschte hier noch die Pflicht der Blutrache, die der Vater auf den Sohn testamentarisch vererbte, wenn ein vorzeitiger Tod ihn an der Vollstreckung verhinderte. Nur die Frauen waren von diesem furchtbare Opfer fordernden Gebote ausgenommen. Wie eine Ehe nur unter Maniaten geschlossen werden konnte, so verhielten sich diese Gebirgskrieger auch in jeder anderen Beziehung abweisend gegen ihre griechischen Landsleute und in noch höherem Maße gegen Fremde. Daher kommt es, daß wir verhältnißmäßig so wenig von den specielleren Sitten und Eigenthümlichkeiten des interessanten Stammes wissen. Erst die allerjüngste Zeit hat die benachbarten Stämme einander mehr genähert, erst jetzt wird es, wenn auch nicht ohne Schwierigkeiten, einem Fremden möglich werden, an Ort und Stelle nähere Forschungen anzustellen. Es war auch eine Frucht des zwischen Deutschland und Griechenland geschlossenen Abkommens über die Ausgrabungen in Olympia, daß unser lieber Freund und Mitarbeiter, Dr. Weil, gestützt auf die liebenswürdigsten Empfehlungen griechischer Freunde an die Familie des maniatischen Fürsten Mavromichalis, vor zwei Jahren einen längeren Aufenthalt in der Maina nehmen konnte, dessen wissenschaftliche Früchte wohl nur zum geringeren Theile bisher allgemeiner zugänglich gemacht werden konnten.

Gegen Mittag näherte sich unser Dampfer einem zweiten Cap, einer zweigipfligen, steilen, von alten Befestigungen gekrönten Wand mit unzähligen Löchern und Höhlen, welche die unausgesetzt tosende Brandung in den Fels gewaschen hat. Mehr denn zweihundert Meter steigt diese Marmorwand senkrecht in die Höhe, in schwarzen, grauen und weißen Schichten auf einander gelagert. Die Schiffer fürchten bei Sturmwind dieses Cap mehr, als alle anderen dieser Küsten, weil hier ein von widrigem Winde gepacktes Schiff unfehlbar an der buchtlosen Steinwand zerschellen muß, und dem Schiffbrüchigen nicht der geringste Vorsprung, noch eine aus dem Wasser ragende Klippe Rettung gewährt. Bei ihnen heißt diese letzte Westspitze der tainarischen Landzunge Cavo Grosso, die Alten gaben ihr der erwähnten fensterähnlichen Wandhöhlen wegen den Namen Thyoides. Zahllose wilde Tauben nisten in diesen Höhlen und umflattern die Steilwand heute, wie sie es vor Jahrtausenden gethan: droben auf der Plattform des Felsens lag die Stadt Messe, die „taubenumflatterte Messe" der homerischen Dichtung. Es ist ein bereits von E. Curtius berichtigter Irrthum des ausgezeichnetsten Peloponnesforschers, Leake, diese Stadt in das Binnenland an die Stelle des, Sparta benachbarten, Misthra zu setzen, denn Pausanias bezeichnet Messe ausdrücklich als eine bei Thyrides liegende Stadt und als einen Hafenplatz.

Kaum eine Stunde nach Umschiffung dieses Caps erreicht das Dampf-

boot die südlichste Spitze der Balkanhalbinsel, das Cap Matapan, das tainarische Vorgebirge der Alten. Man hört es oft die Südspitze Europas nennen; das ist indessen nicht zutreffend, denn Gibraltar sowohl wie Tarifa liegen noch um einige Minuten südlicher.

Wenn es wahr ist, was der gelehrte Bochard in seiner Geographia sacra sagt, daß der griechische Name Tainaron aus dem phoinikischen tinar, der Fels, herstammt, so muß man diese Bezeichnung außerordentlich charakteristisch nennen. Denn als der Fels κατ' ἐξοχήν stellte sich dies zuerst dem von Süden nahenden phoinikischen Segler sichtbare Stück des Festlandes dar. Minder bezeichnend wäre die heutige Bezeichnung Matapan, wenn Leake Recht hat, indem er diesen Namen von μέτωπον ableitet. Ich glaube, daß hier vielmehr ein spanisches Wort zu Grunde liegt, wie sich denn aus der Zeit des catalonisch-almugavarischen Einfalls in Morea eine Anzahl spanischer Ortsnamen vorfinden, unter denen gerade das Zeitwort matare, „tödten", den einen Theil der Bezeichnung bildet; so unter andern die Landschaft Matagrifon, das heißt Griechentod.

Gänzlich kahl im Westen und nur spärlich begrünt auf der Morgenseite erinnert die felsige Landzunge nicht mehr an die Fichtenwälder, die einst hier das Heiligthum des Poseidon umgrünten und dem Schuldbeladenen eine geheiligte Zufluchtsstätte boten. Nahe der Höhle, aus welcher Herakles nach der Dichtersage den Höllenhund hervorgezogen hatte, und verbunden mit ihr, stand hier der Tempel und vor diesem, auf die beherrschten Fluthen zweier Meere blickend, das Standbild Poseidons. Pausanias sah hier noch unter anderen Weihegeschenken ein ehernes Bildwerk, welches den Arion, auf dem Rücken des Delphins reitend darstellte, und er erzählt, daß er dort selbst einen lebenden Delphin gesehen habe, der auf den Ruf eines Knaben herbeikam und sich willig von diesem besteigen ließ.

Der griechische Girodampfer, der den Küstenverkehr der Peloponnes mit Athen vermittelt, wählt von Matapan aus nicht den kürzeren Weg quer über den lakonischen Golf nach dem Cap Malia, sondern wendet sich nordwärts, um bei dem Städtchen Marathonnissi anzulegen, nach welcher der Golf heute seinen Namen führt.

Schon hier beginnt der von dem Charakter der westlichen Ufer gänzlich verschiedene der Ostküste sich scharf auszuprägen. Während im Abend langgezogene Küstenlinien die Halbinsel begrenzen, zeigt der Osten durchweg eine vielfach und tief eingeschnittene Steilküste, vorzüglich geeignet einem seefahrenden Volke sichere Ankerplätze zu gewähren. Vorgeschobene Inseln laden fremde Culturvölker von Kleinasien, von Nordafrika, zur Ansiedelung ein. Hier entwickelt sich der Handel, hier die kriegerische Seemacht. Auf dieser Seite der Halbinsel erfüllen sich die großen politischen Geschicke der Völker

in leidenschaftlichen Kämpfen, während wenige Meilen entfernt im flachen Westen über dem eleïschen Lande mit seinem olympischen Heiligthume der Gottesfriede ruht.

Gleich nördlich von Matapan öffnet sich die geräumige schöne Bucht des alten Psamathus. Heute führt sie den Namen Porto Kaio nach dem italienischen quaglia, die Wachtel: denn hier machen die Schwärme dieser Wandervögel ihre letzte Rast vor dem weiten Fluge über die Meerfluth und werden von den Bewohnern der Küste in großen Massen gefangen. Man kennt hier noch nicht die rationelle Art des Wachtelfanges mittelst ausgespannter großer Netze, wie man sie in Italien, namentlich auf den Höhen oberhalb Sorrentos sieht, sondern man fängt die ermüdeten flatternden Thierchen einzeln, wie die Schmetterlinge mit einem an einem Stile befestigten köscherartigen Netze. Ausgeweidet und eingesalzen werden sie weithin versandt, namentlich nach Constantinopel, wo sie dem begüterten Moslim zum Reispillav ein wohlschmeckender Leckerbissen werden.

Zwischen dem Südcap und Marathonnissi liegen nur wenige Küstendörfchen; das ansehnlichste ist Phlomochori, nahe den Ruinen des alten Teuthrone, und Skutari, in dessen Nähe sich ein antiker Ort nicht namhaft machen läßt; doch liegt eine halbe Stunde davon landeinwärts auf hellenischen Grundmauern die fränkische Burg Passava, ein in der Zeit der fränkischen Herrschaft oft genannter Ort. Bei der Theilung Moreas unter die Ritter fiel er dem edlen Herrn Jean de Neuilly zu, der mit diesem Lehen zugleich für sich und seine Nachkommen das Recht eines Bannerherrn und den Titel eines Marschalls von Morea erhielt.

Nördlich von Skutari hinter dem felsigen und kahlen Vorgebirge der Panaghia beginnt eine etwas begrüntere Strandlandschaft das ermüdete Auge zu erfrischen. Muntere Bäche und kleine Flüßchen ergießen sich in das Meer; ihre Thäler hinauf ziehen sich frische Gelände und grünender Baumwuchs. Ein letztes stumpfes Vorgebirge vorüber, dann wendet der Dampfer nach links ein und wir liegen in der geschützten Bucht von Marathonnissi, der „Fenchelinsel". Sie bildet einen Doppelhafen, einen tieferen für die größeren Fahrzeuge neben der Insel, welche der Stadt den Namen gab, und nördlich davon eine schöne geräumige Bucht für die kleineren Barken.

Die Ankerkette rasselt in die Tiefe. Es ist fünf Uhr Nachmittags; erst in der Nacht wird unser Schiff seinen Lauf wieder aufnehmen, und so lassen wir uns ans Land rudern.

Das Städtchen macht einen freundlichen Eindruck. Hohe Kalkfelsen, deren senkrechte Schichtung und Zerklüftung sie noch steiler erscheinen läßt, schieben sich bis dicht an den Strand vor und zwingen die Stadt, sich in nur einer einzigen Straße auszudehnen, die dem Strande folgt; vielfach sind

die Häuser auch mit Benutzung kleiner vorgeschobener Klippen fast in die Wellen hineingebaut. Aber zwischen Felsen und Häusern stehen noch Bäume und Rebenpflanzungen genug, um dem Orte ein lustiges Aussehen zu gewähren. Wir sehnten uns nach Speise und Trank und statteten daher zunächst einem hohen, zweigeschossigen Hause unsern Besuch ab, dessen Aufschrift uns das Gewünschte verhieß. Ein großer Saal, der durch beide Stockwerke reichte, nahm uns auf, dicht gefüllt mit essenden, trinkenden und rauchenden Gruppen, so daß wir uns auf die breite, an drei Seiten herumlaufende Gallerie zurückziehen mußten, auf welcher lange Tafeln mit nicht allzu reinlichem Tischzeuge gedeckt standen. Hatte die Fülle der Menschen an einem Orte von nur dreihundert Häusern uns überrascht, so wurden wir es noch mehr und angenehmer durch die Reichhaltigkeit einer langen Speisekarte und die treffliche Zubereitung des Gewählten. Dazu gab es einen goldblanken starken Wein von schönem Aroma und mäßigem Harzzusatz. Der sächsische Geolog Fiedler, der im Auftrage des König Otto im Jahre 1834 das junge Königreich bereiste, um seine mineralischen Schätze zu erforschen, klagt lebhaft über den außerordentlich schlechten, Uebelkeit erregenden Wein, den er in Marathonnissi habe trinken müssen. Es scheint danach, daß die Einwohner erhebliche Fortschritte in der Oinologie gemacht haben, denn wir drei Reisende waren darüber einig, daß wir noch an keinem Orte der Halbinsel ein so treffliches Getränk erhalten hatten. Das Mahl ward schnell beendet, denn es drängte uns, den Nachmittag und Abend noch zu benutzen, um die Ruinen Gythions zu besuchen, die nur wenige Minuten nördlich von der Stadt liegen und „die alte Stadt", Palaiopolis, genannt werden. Pausanias berichtet uns mancherlei von dieser Stadt der Eleutherolakonen. Er erzählt, daß hier vorzugsweise die köstliche Purpurmuschel gefunden wurde, die den, auch von Horaz besungenen, lakonischen Purpur berühmt machte. So hatten wohl frühzeitig die Phoinikier von der kleinen Insel Kranae, der heutigen Fenchelinsel, Besitz ergriffen und auch den Aphroditedienst mit herüber gebracht. Auch die Sagen von den Lieblingen dieser Göttin, von Paris und Helena, knüpfen sich an dieses Gestade. Hier soll der phrygische Königssohn das schönste Weib der Erde vom Heiligthume der Aphrodite hinweg geraubt, von hier sie im rüstigen Schiffe des Meeres nach der Stadt am Skamandros entführt haben, die um ihretwillen in Schutt und Asche sinken mußte.

Wenige Schritte nordwärts der modernen Stadt, dicht hinter dem letzten Hause, ist in den steilen Hang des Larysion eine an zehn Meter lange und wohl noch höhere flache Nische eingearbeitet mit einer roh behauenen Ruhebank darin. Eine Inschrift im Felsen in uralten griechischen Lettern giebt hier von irgend einem verschollenen Ereigniß eine Kunde, die noch Niemand entziffern konnte. „Zeus Kappotas" nannten die alten in dorischem Dialekte

diese Stelle, Zeus der Erlöser: denn hier hatte der flüchtige Fuß des Unseligen gerastet, der, den Fluch des Atreidenhauses erfüllend, von Land zu Land gejagt ward von den Göttinnen,

„die an die Sohle sich heften der Gräuelthat,
die Unentfliehbaren",

der Hamlet des Alterthums, Orestes; hier hatte Zeus für eine kurze Frist die Nacht des Wahnsinns von ihm genommen und ihn vor den Schlangengeißeln der Erinnyen bewahrt.

Der Weg zur alten Stadt zieht sich am Abhange des Larysion hin und überschreitet den auch im Hochsommer frisch dahinströmenden Selenitzabach. Hundert Schritt nördlich davon zeigen die Spuren alten Gemäuers und die zahlreichen Thonscherben, daß wir uns auf dem Boden der alten Ansiedlung befinden.

Von den Ruinen der Stadt ist Weniges erhalten. Etwa dreihundert Meter von dem jetzigen Meeresstrande erhebt sich, auf der Mittagsseite vom Bache umflossen, der steile Hügel der Akropolis, aber von der einstigen Befestigung und dem Tempel der Burggöttin Athene ist unter dem dichten Gestrüppe und den Oelbäumen, die den Berg schmücken, jetzt nichts mehr zu erkennen.

An den nordöstlichsten Ausläufer des Burggipfels lehnt sich der Halbkreis des alten Theaters mit einem Durchmesser von etwa fünfzig Meter. Seine marmornen Sitzstufen sind noch stellenweise an ihrem Orte erhalten, aber der ganze Raum ist mit üppigem Weinwuchse überwuchert, so daß man schwer etwas davon entdecken kann. Pausanias erzählt uns von dem Culte des Dionysos und dem Weinbau auf den Abhängen des Larysion, der die Stadt Gythion umschloß. So hat die dem Gotte geheiligte Rebe nun auch sein altes Festheiligthum mit ihrem grünen Rankenwerke übersponnen. Ein Knabe hatte uns in den Weinterrassen erspäht und da er in uns nicht mit Unrecht Menschen vermuthete, die nach den Spuren hellenischer Vergangenheit forschten, versprach er uns mit geheimnißvollem Gebahren, ein Agalmir, ein Bildwerk, zu zeigen, das vor wenigen Wochen hier gefunden war. Durch lange Weingärten führte er uns zu einem leeren Winzerhäuschen und wies uns mit Stolz eine kleine, hübsch gearbeitete, leider kopflose Marmorstatuette eines Pan oder Satyrs, der in behaglicher Ruhe, die Gaisfüße kreuzweis übereinander geschlagen, auf einem Felsblocke sitzt. Der rechtmäßige Besitzer dieser Antike, welche wir gern für das Museum von Athen erwerben wollten, wohnte dicht am Strande; in seinem Garten sollten auch noch nach unseres kleinen Führers Aussage große Blöcke eines Gebäudes liegen; also begaben wir uns dorthin. Der Eigenthümer empfing uns sehr freundlich, erzählte,

wie er beim Graben eines Wasserbehälters auf diese Baureste gestoßen sei, und führte uns an Ort und Stelle. Da lagen, zum Theil unter Wasser und daher schwer zugänglich, lange Gebälkstücke aus edelstem, gelblichweißem Marmor. Es war ein römischer, weitsäuliger Bau korinthischer Ordnung gewesen. Das convex gearbeitete Friesstück deutete auf eine sehr späte Zeit, in der die classische Reinheit und Würde der Form bereits geschwunden war, die aber bei vollster und bewußtester Beherrschung der Technik mit neuen, der älteren Kunst noch unbekannten Mitteln umzugehen verstand. Die Archäologie will nicht viel von ihr wissen; wer Freude hat am vollen Becher des Lebensgenusses, wie ihn jene Zeit zu schlürfen verstand, der wird auch gern den Spuren nachgehen, welche jener Zeitgeist uns in seinen Kunstgebilden hinterlassen hat. In jenen Tagen beginnt die Lust an vielfarbigem, edlen Gesteine, an rothen und grünen Porphyren, an geflecktem Cippolino; da verlangt das Auge nach Glanz und Licht; die Rippen des Säulenschaftes verschwinden, ein glatter, spiegelblank polirter farbiger Schaft steigt schlank empor zum bronzenen vergoldeten Kapitell, da weiß man durch leichte Wölbung der horizontalen Gebälkstücke nach außen, durch polirte Rosetten und Fruchtschnüre schimmernde Streifen, kokette Lichter spielen zu lassen. Da entstehen jene Paläste, die einem Ovidius noch als ein dichterisches Ideal vorschweben, die regia des Sonnengottes:

„— sublimibus alta columnis
Clara micante auro flammasque imitante pyropo,
Cujus ebur nitidum fastigia summa tegebat,
Argenti bifores radiabant lumine valvae."

Jener Zeit gehörte das an, was hier in Trümmern und halb noch unter der Erde vor uns lag. Zweifellos liegt hier noch sehr viel unter dem deckenden Erdreiche verborgen. Ein schönes Säulencapitell von rother Farbe wollte unser Gartenbesitzer uns noch vorführen; vor Kurzem hatte er es einem anderen Reisenden gezeigt, aber wieder vergraben aus einem Grunde den er nicht gern sagen zu wollen schien. Wir mußten aus Mangel an Zeit auf die Aufgrabung verzichten, wurden freilich reichlich so lange, wie diese gedauert haben würde, durch die Nöthigung zu einer Tasse Kaffee aufgehalten, die ja im Lande der Gastlichkeit nicht ausgeschlagen werden darf.

Längs des Strandes, an dem wir dann zurückwanderten, ziehen sich ausgedehnte antike Bauten hin; heute liegen sie zum größeren Theile unter Wasser. Es ist nicht nöthig, wie dies geschehen, anzunehmen, daß es Hafenmolen und Badehäuser waren, da es außerordentlich wahrscheinlich ist, daß das Meer an den griechischen Felsküsten jetzt etwas höher steht als im Alterthume, während andererseits die aus Alluvialland gebildeten Uferstriche an Höhe und Ausdehnung gewonnen haben. Auch die Reste zweier römischer

Sarcophage fanden wir; der eine zeigte in leidlicher Handwerkerarbeit das häufige Motiv Blumen und Früchte tragender geflügelter Genien oder Eroten.

Als wir nach Marathonnissi zurückkamen, war die Dunkelheit längst eingebrochen. Hell erleuchtete Fenster und lustige Geigenklänge lockten uns in ein Kaphenion, wo eine fröhliche Menge in prächtigen farbenreichen Gruppen bei Wasserpfeife und Kaffee den wechselnden Gesangs- und Instrumentalvorträgen einiger reisender Virtuosen nicht ersten Ranges mit großer Zufriedenheit und unter lebhaften Beifallsbezeugungen lauschte. Kahl weißgetünchte Wände waren es, in denen dieses zufriedene Völkchen sich seines Daseins freute. Waren jene glücklicher und froher, die einst dem Reigen asiatischer Tänzerinnen in jenen lichtfunkelnden Säulenhallen zuschauten, deren Trümmer nun in dem dunklen Fruchtgarten am Strande ruhen?

Um 11 Uhr sollte der Dampfer wieder aufbrechen; wir ließen uns also gegen 10 Uhr hinausrudern. Es war ein wundervoller Abend: ringsum kein Laut, als das Rauschen der verbrandenden Wellen und von fern her ein leiser, verhallender Geigenton; von den Rudern floß das leuchtende Meerwasser wie glühende Silbertropfen. Unsere beiden Ruderer, Burschen von dreizehn und sechzehn Jahren, flüsterten mit einander; wir baten sie, uns ein Lied zu singen, ein echt marathonnissisches, und sie stimmten einen Wechselgesang an, dessen Worte bei der Dunkelheit leider nicht aufgezeichnet werden konnten.

„*Καράβε, καραβάκι μου*
'πές μου ποῦ νὰ πᾷς"!

begann es.

Du Barke, liebe Barke mein,
Sag', wohin Du fährst!"

Sie fährt weit über Meer in die Fremde. Drinn sitzt ein Mädchen mit rothem Tuch und rothen Schuhen und mit ihr die Mutter. Aber ein anderes Fahrzeug folgt, darin sitzt der verschmähte Liebhaber des Mädchens. Die Mutter ist besorgt über diese unliebsame Begleitung; sie redet der Tochter zu, den Werber noch jetzt zu erhören. Die aber ist voller Hohn und Uebermuth:

„*ἄς 'τόν μάνα, ἄς νὰ πάῃ!*	„Laß ihn, Mutter, laß ihn! Hei!
τὰ παπούτσια τοῦ χαλάει!"	Reißt sich nur die Schuh' entzwei!"

Wie der unglücklich Liebende dies bei der Bootfahrt fertig bringt, darüber klärt uns das Lied nicht auf. Begreiflicher wird die Sache, da nun die Drei ans Land steigen, und der Aermste durch weite, weite Strecken getreulich wie ein Hündchen folgt. Wieder mahnt die Mutter, aber vergebens. Das Mädchen mit dem rothem Tuche und den rothen Schuhen, die anscheinend dauerhafter sein müssen als die des Freiers, bleibt bei ihrem Refrain:

Laß ihn, Mutter, laß ihn! Hei!
Reißt ſich nur die Schuh' entzwei!

Und dabei bleibt es, denn alſo endet das Lied von Marathonniſſi.

Nereus liebliche Töchter wiegten uns in einen ſanften Schlaf, während deſſen unſer Fahrzeug uns quer über den Golf brachte. Als wir gegen halb ſieben Uhr an Bord kamen, lag der ſteile Fels des Cap Malea, wie die Alten, oder Malia, wie die heutigen Griechen ſagen, gerade vor uns, und eben ſollte unſer Kiel um ſeinen Fuß lenken.

Anſicht Spaniens unter Karl I.

Der nationalen Cultur der ſpaniſchen Halbinſel, wie ſie aus dem Gegenſatz und der Verſchmelzung mauriſcher und chriſtlicher Elemente erwachſen war, gab der italieniſche Humanismus neue Ziele. Er war die gemeinſame Grundlage der Bildung für den Welttheil geworden, nun zog er auch Spanien in ſeinen Bereich. Im letzten Viertel des fünfzehnten Jahrhunderts ward Spanien das gelobte Land abenteuernder Literaten aus allen Ecken Italiens. Indem ihre Zwecke in eine Richtung fielen mit den Intentionen der Königin Iſabella, die in der Wiſſenſchaft der Alten eine Zuchtmeiſterin ihres Adels ſah, wußten ſie bald Einfluß und Macht zu gewinnen. Hatte ihnen doch der gelehrte Antonio de Lebrija, der in Bologna ſtudiert hatte, erfolgreich vorgearbeitet, er, der „große Ariſtarchus Spaniens", von dem man ſagte, daß er zeitlebens mit den Barbaren im Kriege gelegen habe. Was die Erasmus und Reuchlin den Deutſchen, das iſt er Spanien geweſen, und noch Jahrhunderte lang ſtand ſein Andenken in Lande in Segen. Nun geſellte ſich zu der natürlichen Macht des Wiſſens die geſellſchaftliche Gewandheit dieſer italieniſchen Gelehrten, die Urbanität, die nicht ſelten über die ſteife Grandezza des Hofes triumphirte; neben Religion, Krieg und Politik traten auf einmal die humaniſtiſchen Studien in den Vordergrund des Intereſſes. Wie hatte ſich doch der üppige Hof Heinrichs IV. verändert! In den Gemächern des Mailänders Peter Martyr drängte ſich die Blüthe des Adels, ein Vetter des Königs las unter den Profeſſoren von Salamanca und der Kronprinz holte ſich auf dem Sterbebette ſeinen Troſt aus dem Ariſtoteles. Die Studien waren in die Mode gekommen, und es gehörte zum guten Ton, mit claſſiſchen Citaten zu prunken. Das war das Werk vornehmlich der Italiener. Noch vor dem Kriege mit Granada und während deſſelben mußten ſie ſich, in ihren Hoffnungen enttäuſcht, darüber beklagen, daß im Lande das

Waffenhandwerk allem voranginge: bald nachher schon traten unter dem Einflusse Isabellens und ihres klugen Ministers Mendoza die Künste des Friedens an die ihnen gebührende Stelle; da hielt es der Adel nur für sein gutes Recht, auch hierin voranzustehen. Und sein Einfluß wirkte auf die anderen Stände nach: man muß selbst lesen, mit welchem Enthusiasmus die Studenten in Salamanca diese fremden Lehrer empfingen, wie diese dann die Gunst der Größten und Großen genossen, wie ihnen allmählich Reichthum und Stellung ward, Vertrauen und Einfluß nach allen Seiten.

Diese Italiener nun, die das gemeinsame Band der Landsmannschaft fest zusammenhält, die einander stützen und helfen, sind es in der That, welche den geistigen Zusammenhang Spaniens mit den übrigen Ländern Europas vermitteln. Getragen von ihren Erfolgen, fehlt es ihnen nicht an Begeisterung; sie sind dem Lande dankbar für das, was es ihnen bietet, und ihre Aeußerungen pflegen leicht eine enthusiastische Färbung anzunehmen, der gegenüber kritische Vorsicht geboten ist. Doch beobachten sie mit den scharfen Sinnen ihrer Nation, als Fremde. Und so verdanken wir ihnen eine Fülle der interessantesten Mittheilungen über die physischen und geographischen Zustände des Landes, keinem mehr als dem Sicilianer Lucio Marineo, der sich vom Professor der Poetik und Rhetorik in Salamanca zum Hofpädagogen aufgeschwungen hatte. Er war ein lebhafter und gescheidter Mann, in der Jugend rasch und leicht zu verletzen, im Alter klug, in seinen historischen Büchern ein gewiegter Diplomat, trotz allem Anschein des Freimuths.

Marineos Bemerkungen, die sich auf die Zeiten Ferdinands und Isabellens beziehen, sind uns um so werthvoller, als er eben vor allem gleichzeitige Zustände ins Auge faßt, während die einheimischen Autoren sich vornehmlich für die Lage des antiken Spanien interessiren, dessen gewaltige Ueberreste allenthalben aufdringlich zu Tage traten und nun durch die neuen Studien in hellerem Lichte erschienen. Trotz alledem wird man ihrer natürlich nicht entrathen können. Wir finden bei ihnen gründlich erörtert, was Strabo, Plinius und vor allem Solinus über die römische Musterprovinz Spanien angeführt haben; wie es der Richtung der Forschung entsprach, suchte man nach alten Resten, entdeckte das Geburtshaus des Seneca, copirte alte Inschriften und fing an die alten Bauten zu verstehen: in den gigantischen Mauerrudimenten zu Segovia, welche das Volk die Brücke des Hercules nannte, erkannten diese Gelehrten nun einen Aquäduct der Römer. Mit Stolz las man von dem alten Metallreichthum des Landes, von seinen Producten überhaupt, Dinge, an die man später noch allerlei Speculationen knüpfte, wie man denn noch in den Zeiten der großen Finanzkrise des vierten Philipp unter Olivarez ernstlich daran dachte, die alten Silberbergwerke der punischen

Barkiden wieder aufzugraben. Unsere italienischen Philologen beklagten es in den Tagen, da König Karl I. die Regierung übernahm, ganz ernstlich, daß die großen Gold- und Silberschätze des Landes ungenutzt im Boden ruhten, während man die beiden Metalle unter vielen Mühen und Gefahren aus der neuen Welt hole.

Das Klima Spaniens nun war schon im Alterthum wegen seiner Gesundheit, der Boden wegen seiner Fruchtbarkeit berühmt, in gewissen Gegenden des Südens trug der Acker dreißig- und vierzigfältige Frucht, ja noch mehr, wenn zu rechter Zeit der Südwind Regen brachte. Von Gades bis zu den Quellen des Ebro erstreckte sich das fruchtbarste Land, besonders wurden Hülsenfrüchte und Wein in ausgedehntem Maße gebaut. Von Weißweinen wurden nach „Bouquet, Couleur und Körper" am meisten die südlichen Sorten geschätzt, aber auch der Tarragona, von Rothweinen die von Arenas und die Toletaner Weine, doch waren auch einzelne Lagen bei Salamanca wegen ihrer Güte bei den Kennern berühmt. An geringeren Marken war großer Ueberfluß vorhanden.

Nicht minder reich war das Land an Obstbäumen, die theils wild, theils angebaut wuchsen. In einem Walde bei Montemajor, dessen Bäume sich durch ihre Höhe und ihren Umfang noch besonders hervorthaten, wuchsen gleichzeitig Eichen, Stecheichen, Kastanien, wälsche Nüsse, Haselnüsse, Kirschen, Pflaumen, Birnen, Feigen und andere Früchte, ohne daß sich Menschenhand um ihre Pflege bekümmerte; in einem Hain bei Bejar maß der italienische Berichterstatter eine Kastanie im Umfang von vierzig Fuß. Von den vielen Birnensorten wurden die kleinen Muscatbirnen, die Weinbirne und die gemeine spanische Birne am meisten geschätzt, von den Aepfeln der canusische und der Königsapfel. Dazu kamen die vorzüglichsten Quittenäpfel, die Oliven und Feigen von Cordova und die großen Wallnüsse von Sevilla. Der Reichthum des Landes an Eichen und Kastanien, Oelbäumen und Maulbeeren, an Palmenwäldern, Weingeländen, Stecheichengebüschen wird vielfach bestätigt, auch Citronen und Orangen wuchsen bei dem milden Placencia, sonst außerdem nur noch bei Cordova und Sevilla, so wie an der Ostküste. Auch die wohlriechende Cypresse fand sich dort vor. Noch wurden, wie schon im Alterthum zu den Zeiten Strabos, die vortrefflichen Producte des Acker-, Wein- und Oelbaues nach den italienischen Häfen ausgeführt. Der eigentliche Ackerbau freilig lag darnieder und es zeigte sich nicht selten schon früh in Folge mangelnder Bebauung des Bodens großer Getreidemangel. Wenn wir aber in den Exportlisten aus der späteren Zeit Karls I. auch Weizen und Reis mit angeführt finden, so ward der eigentliche Getreidebedarf des Landes doch durch den französischen Handel gedeckt, welcher seinerseits sein Material wieder aus den Weichselgegenden bezog. Der spanische Wein dagegen ward außer nach

Belgien und England, sogar nach Preußen und Rußland, nach Norwegen und Schweden verfahren. Sonst finden wir unter den Handelsobjecten der Ausfuhr von Bodenproducten meist Obst und Gewürze, ersteres theils frisch, theils getrocknet, theils in Zucker oder Essig eingemacht: Traubenrosinen und Feigen, Mandeln, Wallnüsse und Kastanien, Citronen und Apfelsinen, Quitten und eingemachte Oliven, gebackene Pflaumen, Kapern, Anis, Kümmel, Lorbeerblätter und Coriander und was dergleichen mehr war.

In Folge der Vernachlässigung des Ackerbaues stand es auch nicht besonders mit der Rindviehzucht, während die nomadische, viel bequemere Weidewirthschaft den Neigungen des Volkes mehr entsprach. Nicht nur für den eigenen Bedarf, sondern auch für den Handel producirte Spanien die feinste und weichste Wolle. Gab es doch viele Heerdenbesitzer, welche 30,000 Stück Schafe zählten. Nach Brügge allein gingen jährlich 40,000 Sack Wolle, jeder im Werth von zwanzig und mehr Ducaten, während die allerfeinsten Qualitäten, von denen etwa 20,000 Sack jährlich nach Frankreich und Italien verladen wurden, sich auf vierzig bis fünfzig Ducaten stellten, so daß der Wollexport allein nach heutigem Gelde einen Umsatz von sechsunddreißig Millionen Mark repräsentiren würde. Neben den Producten der Seiden- und Lederwaarenmanufactur, der malaganischen und toletanischen Töpferei und der Glasindustrie von Barcellona war die Ausfuhr von Rohwolle, Oel und Wein die einträglichste Einnahmequelle. Auch die Pferdezucht stand in hohem Ansehen, am meisten in Andalusien, welches die leichtfüßigsten Rassen erzeugte, während Asturien ein gröberes, aber kräftiges Geschlecht hervorbrachte.

Ganz besonderer Ausbildung aber erfreute sich die Jagd, das Lieblingsvergnügen auch der spanischen Könige. Noch gab es Bären in den Sierren, die bisweilen noch in die Nähe von Leon kamen, in den Wäldern von Valbona und besonders in der Nähe von Logroño wimmelte es von Rothwild; in den Eichenforsten hausten die Wildschweine und auch die niedere Jagd war reichlich versorgt. Waren doch die Kaninchen, die man auch Häschen nannte, eine arge Plage des Landmannes, dem sie die Saat verwüsteten. Dazu war großer Reichthum an Gänsen und Enten, Rebhühnern und Ringeltauben vorhanden, auch fand sich Gelegenheit, dem Sport der Reiherbeize zu fröhnen, während das Meer und die Flüsse eine Menge Muscheln und Fische brachten, die eingesalzen weit verfahren wurden: Austern, Thunfische, Lachs und Lachsforellen und Forellen endlich selbst, schon damals bei den Feinschmeckern in hohem Ansehen.

Von großer Wichtigkeit für den Fischhandel besonders mußte der Salzreichthum des Landes sein. Das Salz ward in Spanien auf vielfache Weise gewonnen, einmal befanden sich unter andern bei Ribagorcia große Steinsalzbergwerke, sodann wurde es aus der Soole abgedampft, wie beispielsweise in

den fiscalisch höchst einträglichen Salinen von Siguenza, endlich aber auch ward es aus dem Meerwasser selbst gesotten.

Auch der Heilquellen und Bäder entbehrte der spanische Boden nicht. So befand sich in der Nähe von Salamanca eine heiße Schwefelquelle, die die Mauren überdacht, gefaßt und in ein weites Schwimmbassin geleitet hatten. Sobald man ermüdete, ward das Wasser verlassen, der Curgast ward in Linnen gehüllt, dann mit wollenen Tüchern frottirt und so geheilt. Hauptsächlich gegen Hautkrankheiten wurden diese Bäder von Ledesma verordnet. Auch die Bäder von Bejac, die zugleich kalte und warme Quellen aufwiesen, so daß man die Trinkcur und Badecur gleichzeitig gebrauchen konnte, erfreuten sich eines zahlreichen Besuches. Berühmt war ferner der heiße Sprudel von Burga, in welchem man Eier sieden und Schweine abbrühen konnte. Heilbäder und Curorte waren außerdem besonders noch damals Sevilla, Cordova, Granada, Valencia und Alhama, letzterer Badeort vor allem wirksam gegen Syphilis. Auch innerhalb der Mauern von Toledo befanden sich vier große Heilbäder, sie gingen aber zu Grunde, da niemand mehr in ihnen zu baden wagte, weil sie von Syphiliskranken benutzt worden waren. Auch kalte Heilquellen wurden eifrig aufgesucht; der Reichthum des Landes daran fiel ganz besonders ins Auge. So wurden in der unmittelbarsten Nähe von Granada sechsunddreißig Quellen gezählt, auf einem Gebiet bei Badajoz über fünfzehnhundert. Ein besuchtes Kaltbad mit energischen tonischen Wirkungen befand sich in der Nähe von Burgos bei der Capelle der heiligen Casilda, die die Spitze des Berges, aus dem der kalte Quell entsprang, krönte. Die Quellen von Antequera wurden wegen ihrer auflösenden Eigenschaften gegen Steinleiden häufig zur Trinkcur besucht. Dies waren ohne Zweifel die bedeutendsten von den vielen Badeorten, die uns genannt werden.

Der Aufschwung von Handel und Gewerbe war vorzüglich der größeren Sicherheit des Verkehrs verdankt worden, die durch die kraftvolle Hand der Königin Isabella hergestellt worden war. Sie hatte die Landstraßen gesäubert von dem adeligen und unadeligen Gesindel, welches beutegierig an Wegen und Stegen lauerte. Die öffentlichen Herbergen und Wirthshäuser waren seitdem nicht mehr der Schauplatz von Spiel, Aufruhr, Unzucht, Mord und Todtschlag. Bei einem leichten Diebstahl ward der Schuldige, nackt, mit einer Papierkrone auf dem Kopf, auf einem Esel herumgeführt und mit einem Ochsenziemer geprügelt, während der Herold das Vergehen ausrief, im Wiederholungsfalle wurden ihm beide Ohren abgeschnitten, stahl er aber zum dritten Male, so ward er gehangen. Straßenräuber aber wurden an Pfähle gebunden und mit Pfeilen erschossen. Auf Spiel, Zoten und Lästerungen wurden harte Strafen gesetzt. Ein Gasthofsregulativ gebot den Wirthen, einen Tarif der Waaren und Speisen vor der Thür auszuhängen, auf welchem

die Preise von Gerste, Stroh, Hafer, Speisen, ja selbst die der persönlichen Dienste aufgezeichnet waren, damit jeder sich selbst im Voraus seine Rechnung machen könne, und durch die Zeche nicht in Verlegenheit gerathe. Die Gastfreiheit ward auf das edelste ausgebildet. Das Volk zeichnete sich, wie es uns in den Tagen Heinrichs IV. der Bischof von Palencia schildert, durch Gesundheit und scharfe Sinne aus. Haare und Zähne, schreibt er, sind fester als anderswo, Kopfschmerzen kennt man kaum vom Hörensagen. Das Land ist so fruchtbar, daß die Frauen neben der Hausarbeit noch die Geschäfte des Feldbaues besorgen, während die Männer der Jagd und dem Krieg nachgehen. Es ist ein kluges Volk, dem nur die Bildung fehlt, die Körper sind zur Ertragung von Hunger und Durst, sowie jeglicher Strapazen geeignet; den Wein haben die Spanier lieber im Keller als im Magen, sie verkaufen ihn lieber, als daß sie ihn trinken. Frauen und Jünglinge scheuen ihn wie Gift. Sie sind meist mager von Statur, aber gewandt, und Pferde und Waffen schlagen sie höher an als ihr Leben. Und diese merkwürdige Schilderung findet sich in der früheren Geschichte des Volkes thatsächlich bestätigt. Nordische Reisende, die Deutschland, Flandern und Frankreich kannten, wissen die Höflichkeit und gute Sitte, das Wohlwollen ihrer Wirthe nicht genug zu rühmen. Auch heben sie hervor, daß unter dem Gesinde die Trinkgelderwirthschaft noch nicht so eingerissen sei. „Was den Umgang mit Italienern und Spaniern anlangt," schreibt Damian de Goes, „so wird der, der ihre Städte besucht, etwa folgendes bemerken. Hat man Bekanntschaft geschlossen, so wird jeder umsonst seine Dienste anbieten, er wird uns zeigen, was sehenswerth ist, und uns endlich in unser Absteigequartier führen. Wollte man aber einen aus Gefälligkeit zum Frühstück oder zu Tisch zurückbehalten, so wäre das schwer zu machen, da man sehr darum besorgt ist, Fremden weder Kosten noch Unbequemlichkeiten zu bereiten. Von zwanzig Begleitern, wenn man so viel hätte, würde man kaum den einen oder den andern zum Bleiben bewegen können und auch diese nur dann, wenn sie sicher überzeugt sind, daß die Einladung ernstlich und herzlich gemeint war. Die Franzosen dagegen und die Deutschen, nun es ist wahr und ich spreche aus Erfahrung, sie sind gefällig gegen Fremde, sie zeigen ihnen alles, was sehenswerth ist in ihren Städten und stehen ihnen freundlich zu jeglichen Diensten. Ist man aber mit den Sehenswürdigkeiten fertig und kommt in seine Herberge, so hat man sie, mag die Einladung kühl oder lebhaft sein, leicht auf dem Halse, es bedarf nicht vieler Bitten und das ist ganz gut. Es liegt eine gewisse Einfalt darin, nichts Unwahres in den Worten des Einladenden zu finden. Aber es giebt auch ziemlich viel Dreiste, die sich von selbst bei dir zu Gaste laden, eine Menge, von der du bisher nichts gehört und gesehen hast, die aber auf deine Freundschaft in Zukunft rechnen, einem freundschaftlichen Communismus nach Art der Pythagoräer

huldigen und ihre Philosophie nach dem Magen zuschneiden. Wenn man endlich in Italien oder Spanien beim Besuch von Kirchen, Schlössern, Arsenalen und öffentlichen Bauten oder bei der Abreise aus dem Haus des Freundes, der einem Wohnung gegeben hat, den Aufsehern, Arbeitern und Bedienten ein Trinkgeld anzubieten sich unterfinge, so würde man sich Feinde machen. So groß ist ihr hochherziger Sinn, daß sie fremden Leuten gern umsonst ihre Dienste widmen. Sind sie aber doch einmal gezwungen, derlei zu acceptiren, so thun sie es nur ungern und unter Widerspruch. Aber die deutschen und französischen Schloßdiener, Zeughaus- und Kirchenaufseher dagegen setzen alle Artigkeit und Zucht bei Seite, sie schlagen derlei nicht nur nicht aus, sondern strecken selbst die Hand eher aus, als man ihnen etwas anbietet, und zwar so daß alles was im Schloß Dienst hat, der Portier, der Wächter, der Kellermeister, der Bäcker, die Waschfrau, der Koch und wer sonst etwa noch da ist, sich die Beute bevor man noch den Beutel zieht vorher berechnen. Derselbe Unfug findet auch in den Familien der Freunde statt, wo die gesammte Dienerschaft lange unter sich auf die Generosität des Besuches speculirt. In dieser Weise sind diese Nationen an Höflichkeit und Bildung verschieden." So sehr die Wirthshäuser gelobt werden, der Zustand der Straßen war nicht besonders, auch die besten waren bei Regengüssen und schlechtem Wetter gleich unwegsam, wie wir genugsam berichtet werden.

Was den Charakter der einzelnen Stämme anlangt, so galten die Catalonier für heftig, jäh und lebhaft, aber für Faullenzer und Spitzbuben; die Aragonesen für treu und zuverlässig; die Valencianer für umgänglich, prächtig und wohllebig, daneben für kirchlich und auf ihre Freiheiten eifersüchtig. Die Andalusier waren berufen wegen ihrer Schönheit, ihres anmaßenden und stolzen Charakters, wegen ihrer Schlauheit und ihrer Prahlereien; die Estremadurer waren als wageluſtig bekannt, die Galicier als Verächter von Industrie und Handel, die Biscajer als freiheitsliebend und die Navarresen als fleißig und geschickt.

Die Städte standen in hoher Blüthe, man hat früh ihre Merkwürdigkeiten vielfach aufgezeichnet. Für die schönste und reizvollste Stadt der Halbinsel nun galt allen Fremden und Einheimischen das neueroberte Granada. Man wird nicht müde die Anmuth der Landschaft und die Pracht der Bauten zu rühmen. Die Gelehrten erinnerten, wenn sie der Stadt gedachten, an die Gärten der Hesperiden. Eine Schilderung aus dem Jahre der Eroberung spricht sich also aus: „Von allen Städten unter der Sonne, die ich gesehen habe, ist Granada nach meiner Meinung die erste. Schon durch das milde Klima, was vor allen Dingen zum Wohlbefinden eines jeden Ortes beiträgt, zeichnet sie sich aus. Denn ich habe bemerkt, daß weder im Sommer die Hitze noch im Winter die Kälte beschwerlich ist. Der ewige Schnee auf den

Gipfeln der benachbarten Berge kommt einem schon ein paar Meilen vor der Stadt zu Gesicht, nur in seltenen Fällen aber schneit es in der Stadt selbst. Schnee und Eis lassen sich leicht hereinschaffen; wenn etwa in der Julihitze die Gluth den höchsten Grad erreicht, dann läßt man das Wasser, mit dem man den Wein mischt, gefrieren. Wenn aber bei vorgerückter Jahreszeit es kühler in den Häusern wird und auf kurze Zeit kalte Witterung eintritt, so liefern die dichten Wälder an den Bergabhängen Material genug, ihr wirksam zu begegnen. Welche Gegend aber wäre durch die Gunst der Natur für den an Leib und Geist ermüdeten Spaziergänger auch nur dieser zu vergleichen! Das wunderbare Venedig hört nur das Rauschen des Meeres, das reiche Mailand freut sich nur einer ebenen, Florenz nur einer bergigen Lage, alle haben einen rauhen Winter durchzumachen. In Rom, wo beständige Südwinde aus Afrika Gifthauch verbreiten, in Rom, über dem die Dünste der Tiberſümpfe lagern, werden nur Wenige alt. Die Einwohner werden von der Sonnenhitze matt und marode. Die Luft von Granada ist gesund durch den Fluß, der die Stadt durchfließt; Granada erfreut sich des Gebirges und der weiten Ebene, Granada erfreut sich eines ewigen Herbstes; es erfreut sich der Cedern und goldener Aepfel jeder Art und prächtiger Haine. Es ähnelt den Gärten der Hesperiden, von den benachbarten Bergen ziehen sich üppige Hügel herab, sanfte Berglehnen, hie und da mit Wein bepflanzt und mit Myrthenhainen bewachsen und mit duftigen Büschen. Dazu die wohlbebaute Landschaft, die an die elysäischen Gefilde mahnt, alles von Wassern wohl befruchtet." Und nicht hier allein, auch anderswo wird der Genuß uns bezeugt, den es gewährte mitten in den Hundstagen die Schneehäupter der Sierra Nevada aus den Fenstern der granadinischen Häuser zu erblicken. Die fruchtbare, wohlbewässerte Ebene war reich angebaut, besonders mit Maulbeerbäumen behufs der Seidenindustrie, die schon seit Jahrhunderten hier blühte. Die Krone zog daraus, abgesehen von den Naturallieferungen, eine Jahressteuer in der Höhe von 35,000 Ducaten, nach unserem Gelde etwa 700,000 Mark. Von den Flüssen, welche die Ebene und die Stadt bewässerten, sollte der eine besonders für das Vieh heilkräftiges Wasser führen, er versorgte in der Stadt fast jedes Haus. Auf den beiden Hügeln, zwischen denen er floß, lag Granada in vier Stadttheile geschieden, auch auf kleineren Nebenhügeln und in der Ebene hatte es sich ausgebreitet. Auf dem einen Hügel erhob sich mit seinen rothgetünchten Häusern der Stadttheil Alhambra, von dem königlichen Palaste überragt, der eine ganze Stadt in sich faßte. Er war mit Mauern umgeben und hatte dreißig Thürme, gegen vierzigtausend Bewohner beherbergte er. Gegenüber lag auf einem Hügel Haus an Haus gedrängt der Stadttheil Alcazar, über welchem sich auf einem Plateau der Stadttheil Albayzin erhob, fast in gleicher Höhe und Größe mit der Alhambra,

das enggebaute und sehr stark bevölkerte Maurenquartier. Die Häuser waren prächtig und sehr geräumig, die Gassen und Gäßchen aber, Straßen, Plätze und Märkte sehr eng und beschränkt, wie es die Sitte der Orientalen ist; erst die christliche Bevölkerung brachte hier allmählich Erweiterungen zu Stande. An vielen Häusern fanden sich Limonengärten, seltener sah man die Citrone. An Quellen und Wasserleitungen war in der Stadt kein Mangel. Die Stadt hatte zwölf Thore, war ganz mit Mauern und Befestigungen umgeben. Zu den Sehenswürdigkeiten gehörten die drei großen Maurenpaläste, außer der Alhambra der Generaliphe und die außerhalb der Stadt gelegene Villa der maurischen Könige, Alixares. Sehenswerth war auch der breite, erst von den Christen angelegte Platz, welchen die einheimische Bevölkerung Bivarambla nannte. Er hatte die Form eines Tisches und bildete ein langgestrecktes, von weißen Häusern mit vielen Fenstern eingefaßtes Viereck, auf dem sich ein Brunnen befand. Mit diesem merkwürdigen Markt stand ein Haus in Verbindung, welches Alcaceria genannt ward. In diesem Hause befanden sich gegen zweihundert Verkaufsläden, in denen Seidenstoffe und andere Waaren permanent ausgeboten wurden. Das Haus, das man ebenfalls eine kleine Stadt nennen konnte, besaß zehn Thüren und zahllose Durchgänge, von denen die ersteren im Interesse des Verkehrs gegen Reiter mit eisernen Ketten abgeschlossen waren. Der Gouverneur des Bazars hatte diesen bei Nacht durch Wachtposten und Hunde zu schützen und erhob von den Kaufleuten dafür im Namen des Königs eine Steuer. Die Bevölkerung der Stadt belief sich auf etwa 200,000 Menschen, die sich auf dreiundzwanzig Stadtbezirke vertheilten. Die Stadt hatte im Anfange der Regierung König Karls zehn Klöster und stellte 50,000 waffenfähige Männer zum Kriege. Eben so viel stellte die dichtbevölkerte Vega, welche durch Canalisationen des Xenil besonders fruchtbar geworden war. Bis auf die Höhen zogen sich Dörfer und Landhäuser, es war ein in hohem Grade blühendes Land, dies Granada bella der Romanzen, von welchem auf „dem letzten Seufzer" König Abu Abdallah einst thränenreichen Abschied nahm.

Aehnlichen landschaftlichen Ruhmes erfreute sich Cordova, das uns geschildert wird, wie es daliegt am Fuß der Sierra Morena, vor sich weite fruchtbare Ebenen. Bis in die Vorstädte hinein stiegen die Ausläufer des Gebirges, mit Weingeländen, Obstgärten und Oelplantagen reich bedeckt. Jenseits des Guadalquivir erstreckt sich dann die weite Ebene, die Kornkammer Spaniens. An scheinbar öden Felshängen gedieh noch Obst. Die nahe liegenden Thäler und Schluchten des Gebirges erhielten ihre Namen von der Fülle der Producte, von dem Dufte der Rosen und der Menge der Oelbäume. Allein der Ueberschuß an Wein und Oel konnte, meinte man, die Stadt berühmt machen. Ambrosio Morales erzählt uns, wie der Fremde in Erstaunen gerieth über

die Menge der Apfelsinen. Nicht nur, daß sie in Haufen auf den Märkten lagerten, um einen Spottpreis zu haben, auch auf den Feldern lagen sie herum, da man von den Bäumen, welche oft Blüthe und Früchte zugleich trugen, die reifen Früchte entfernen mußte, damit sie die neuen Blüthen nicht schädigten. Im Frühling zog dann der süße Duft der Orangenblüthen durch die Stadt und ihre Umgebung, die Leute gingen Nachts in den Straßen spazieren, sich dieses Genusses zu erfreuen. Als Musa, der arabische Bezwinger Spaniens, Cordova verließ, um nach Afrika überzusetzen, wandte er auf einer der Höhen vor der Stadt sein Maulthier um, betrachtete seufzend lange Zeit die Stadt und brach dann in die Worte aus: „O Cordova, wie bist du schön! Wie groß und mannichfach sind deine Reize! Was für Güter hat dir der Herr verliehen!" Der Bergbau war schon bei den Alten berühmt, doch finden sich in unserer Zeit nur Quecksilber und Wismuthbergwerke noch vor. Man zeigte auch in der Nähe des Benedictinerklosters das Haus, wo Seneca geboren sein sollte. Der Marquis von Priego schenkte es dem alten Doctor Morales: das Haus des weisesten Cordovensers dürfe wiederum nur vom weisesten Cordovenser bewohnt werden. Der gelehrte Sohn hegte freilich einige bescheidene Zweifel an der Zuverlässigkeit der Thatsache.

Von den großen Städten des Südens war noch Sevilla bemerkenswerth. „Wen der Herr lieb hat, dem schenkt er in Sevilla Haus und Nahrung" hieß es im Sprüchwort, und es galt dafür, daß man in Sevilla besser und üppiger lebe, als in den reichsten Städten der Welt. Es war sehr umfangreich, in runder Anlage, mit prächtigen Kirchen, sehr volkreich und dabei ein Sitz der Priester wie des Adels. Gärten und Brunnen an den Straßen gaben der Stadt ein heiteres Ansehen. Die Umgegend war fruchtbar, besonders gab es viel Oel. Auch war es eine Stätte gelehrter Studien, vor allem aber der erste Sitz der Industrie und des Handels in ganz Spanien, das Hauptemporium für den transatlantischen Verkehr. Eine Schiffbrücke verband die beiden Stadttheile. Mariana rühmte die Pracht der Privatbauten, die königlichen Palästen gleich seien. In der Stadt erhob sich das alte Königsschloß, in der gegenüberliegenden Vorstadt Triana aber eine neue Burg von großer Festigkeit. Am Flusse stieg der goldene Thurm empor, wegen der Eleganz seiner Bauart so genannt. Mehr noch war ein anderer Thurm, mit Fresken geschmückt, die Bewunderung der Zeitgenossen. Zur Zeit Philipps II. zählte die Stadt, die in achtundzwanzig Bezirke eingetheilt war, 24,000 Familien. Noch zu dieser Zeit war der fluctuirende Verkehr der Fremden und die Zuwanderung der Kaufleute, welche die Nachrichten von den Schätzen der neuen Welt anlockten, „ganz unglaublich". Man berechnet im Beginn des siebzehnten Jahrhunderts die Steuern und Auflagen, welche

von Sevilla aus der Krone zuflossen, auf sechs Millionen Ducaten, und dies noch zu einer Zeit, wo die Umgegend, die früher das beste Oel in ganz Spanien producirt hatte, bereits gänzlich verödet war.

Die bedeutendste Stadt des nordöstlichen Spaniens war neben der aragonischen Hauptstadt Saragossa, deren Ziegelbauten und deren Ebrobrücke man bewunderte, vor allen Barcellona. Noch standen zu den Zeiten der katholischen Könige die alten Mauern der Römerstadt Barcino mit ihren vier Thoren, die die neueren Ringmauern mit neun Thoren umschlossen. Die Stadt war in Form eines Halbmondes gebaut, dessen beide Hörner an die See stießen. Diese bespülte mit ihren Wogen die großen und prachtvollen Waarenmagazine der Stadt, sie brachte sie immer wieder dem Ruin nahe, so sehr man sich durch die Gründung mächtiger Molen zu sichern bemüht war. Von den vielen Kirchen war die Michaeliskirche am besuchtesten, wie man annahm, war sie auf den Grundlagen eines alten Aesculaptempels errichtet. Die Mauern und Häuser waren aus den Steinbrüchen des Jupiterberges erbaut, der sich mit seinen Gärten und Weinbergen westlich von der Stadt erhebt und ein beliebter Ausflugsort der Bevölkerung war. Von dem Thurm auf seinem Gipfel wollten Glückliche schon die balearischen Inseln gesehen haben, auch ward hier damals noch jährlich ein Brunnenfest im Juli gefeiert. Die Stadt lag mehr in einer angenehmen, als fruchtbaren Gegend, wenn sie auch nicht Mangel an Weiden hatte. Ihre Straßen waren sauber, hell und breit, nicht so schmutzig, finster und eng, wie die der meisten spanischen Städte. Ein ausgedehntes Bewässerungssystem diente agrarischen und industriellen Zwecken. Eine steinerne Wasserleitung mit Seitencanälen und Sammelbecken führte das Flußwasser durch die ganze Stadt. Die Schönheit und Würde der Frauen war bekannt, es herrschte ein gutes Familienleben, wie es sich sonst nicht häufig fand, in der Stadt. Barcellona war etwa so groß wie Neapel damals, nur galt dieses für volkreicher; aber am meisten ließ es sich, wenn man von den schönen, aber kalten deutschen Städten absah, vielleicht mit Florenz vergleichen, vor dem es sich aber viele Vorzüge der Lage zuschrieb. Das See- und Handelsrecht der Stadt, an deren Spitze zwei Bürgermeister standen, war die Norm für fast alle Seestädte, auch war die Polizeiverwaltung und mit ihr die ganze juristische Praxis der Stadt berühmt, wenn auch die aristokratischen Elemente die Theilnahme der Popularpartei an gewissen Zweigen der städtischen Verwaltung mit Mißtrauen und Aerger betrachteten. Die Stadt besaß eine Depositenbank. Auch das wurde als ein Vorzug ihr zugerechnet, daß in ihr, im Gegensatz zu selbst viel größeren Städten, wie Rom, die Notare, Chirurgen und Aerzte eine Prüfung zu bestehen hatten. Im Jahre 1491 fand es Hieronymus Paulus lobenswerth und zu empfehlen, daß die „schmutzigen, üppigen und frechen"

Juden die Stadt zu keiner Zeit bewohnen durften. Aller Wucher war verboten; selbst die, die auch nur von Juden abstammten, durften nicht zu den Aemtern und Beschäftigungen eines Notars oder Arztes zugelassen werden, auch Muhamedaner wurden nur in ihrer Eigenschaft als Diener in der Stadt geduldet, und dies lange vor der Vertreibung der Juden und Mauren aus dem ganzen Lande. Barcellona war der Mittelpunct ganz Cataloniens. Mehr als vierhundert Städte, die Dörfer ungerechnet, sahen in Barcellona ihren Vorort. Das Stadtgebiet war bergig und reich an Wein; die meisten Landhäuser lagen der Küste fern, wegen der Sümpfe an den Flußniederungen. In den Wäldern fehlte es nicht an Schiffsbauholz, auch wuchs die Pinie mit ihrer angenehmen Frucht in ihnen. Die Hauptproducte der städtischen Industrie waren alle Arten Messer, zum Tischgebrauch, für den Barbier und Chirurgen, prächtige wollene Schlafdecken und besonders auch Glaswaaren aller Sorten, die mit den venetianischen an Güte wetteiferten. In der Nähe der Stadt gab es Bäder und Marmorbrüche, auch Spuren uralten Bergbaues, welche noch vor der Entdeckung Amerikas den Patrioten den Wunsch eingaben, daß die Arbeit der Alten auf diesem Gebiete mit Hülfe der Verurtheilten wieder aufgegommen werden möchte. Einem freien Manne derlei zuzumuthen, kam freilich Niemandem in den Sinn. Die großen Zufuhren von der neuentdeckten Welt ließen natürlich diese Speculationen und Vorschläge unerfüllt bleiben.

Die erste Stadt Spaniens überhaupt aber, sein religiöses Centrum war Toledo, „fast im Nabelpunct garz Spaniens gelegen", auf einem steilen und rauhen Terrain, das an und für sich schon einen natürlichen Schutz gegen feindliche Angriffe bot, während die Stadt an der Nordseite durch gewaltige Mauern mit hundertfünfzig Thürmen geschützt war. In Toledo strömte der ganze Adel des Landes zusammen, in ihr war der kirchliche Schwerpunct für ganz Spanien. Eine Menge Bildungsanstalten, viele Fabriken und Magazine fanden sich vor, eine zahlreiche, wohlhabende und gebildete Bürgerschaft. Von der Woll- und Seidenindustrie allein lebten in der Stadt fast zehntausend Menschen. Die Stadt war sehr reich und der Mittelpunct auch des spanischen Binnenhandels. Alle Objecte des Handels fand man hier aufgestapelt, und es war natürlich, daß man in Toledo oft billiger kaufte, als am Productionsorte selbst. Die Stadt war in dreiundzwanzig Bezirke getheilt, über welche die mächtige Kathedrale emporragte, das größte und prächtigste Gotteshaus in Spanien. Siebenhundertfünfzig Fenster zählte Marineo in ihm, den Bilderschmuck kann er nicht genug rühmen; der Reichthum und Luxus der Capellen und Altäre übertraf jede Vorstellung. Es verlohnte sich schon, die Diener der Kirche in ihren gold- und silberstrotzenden Gewändern den Gottesdienst halten und die Horen singen zu hören. Der Erzhirt von

Toledo war nach dem Könige der erste Mann im Reiche, und dies nicht allein wegen seiner Stellung und seines Ansehens, sondern auch wegen seines Reichthums, wie er denn, um nur eins zu erwähnen, die Oberherrschaft über siebzehn große Städte hatte. Seine Einkünfte beliefen sich jährlich auf zweihunderttausend Ducaten. Die Pracht des Domgebäudes wird überall als eine Art Weltwunder hervorgehoben. Im Dome wurden öffentliche Almosen ausgetheilt, auch auf verschämte Arme war dabei Rücksicht genommen, der Erzbischof selbst befaßte sich mit der täglichen Armenpflege. Man kann sich denken, daß die Zahl der Mönchs- und Nonnenklöster eine ganz bedeutende war. Man zählte vierzehn große Märkte, wo alle Dinge im Ueberfluß zu haben waren. Auch gab es zwei große Hospitäler. Das eine, das ein Jahreseinkommen von fünftausend Ducaten hatte, verband eine Heilanstalt mit einem Findelhause, welches letztere sehr in Anspruch genommen war, das andere mit einer Jahresrevenue von zweitausend Ducaten war für die Sondersiechen: Aussätzige und syphilitisch Erkrankte bestimmt. Nicht minder war für die Irren gesorgt, ebenso für das arbeitsunfähige Alter. Wegen des bergigen Terrains, auf dem die Stadt lag, war es zuweilen nicht ganz ohne Gefahr, immer aber höchst unbequem, die engen steilen Gäßchen auf- und abzuklettern. Im übrigen waren die Häuser selbst prächtiger im Innern und geräumiger, als sie beim ersten Anblick erscheinen mochten. Sie waren ebenfalls mit allen Bequemlichkeiten der Bewässerung versehen. Ihre Fruchtbarkeit verdankte die Umgegend dem Tajo, dessen Ufer mit Mandelgebüschen, Gärten und Weingeländen geschmückt waren.

Ohne Zweifel waren die genannten die bedeutendsten Städte all der kleinen Länder und Reiche, aus denen sich die Monarchie zusammensetzte, doch darf man die übrigen Städte und Flecken nicht ganz übersehen. Neben Toledo war noch Madrid zu nennen, das damals anfing, aufzublühen, wegen seines Klimas geschätzt, vielfach vom Adel heimgesucht und nicht selten schon die Residenz der Herrscher, weil allerlei zu haben war und eine Menge großer Gebäude dastand. Hier ward in der gesunden Luft König Karl vom Wechselfieber geheilt. Madrid hatte zwar noch kein Stadtrecht, konnte aber schon für eine Stadt gelten, bereits beherbergte es zwanzig Kirchen in seinen Mauern, in der Umgegend konnte man schon hundertachtundzwanzig Thürme zählen. In der Nähe lag die Universität Alcala, die Stiftung des Cardinals Ximenez, und die reiche Stadt Guadalajara. Auch war als große Stadt Siguenza zu nennen und das hochgelegene Medina Celi.

Merida zeigte viele Reste des Alterthums, man pflegte dort den Triumphbogen zu bewundern und die lange Brücke; dann das schöne Placencia mit seinen Orangengärten und seinem köstlichen Weißbrod, endlich das berühmte Salamanca, von dem das gelehrte Spanien aus-

ging, damals schon auch von ausländischen Studenten besucht. Man schätzte in den Zwanziger Jahren des sechzehnten Jahrhunderts die Frequenz der Universität auf siebentausend Studenten, und es war immer nöthig, neue Hörsäle und Collegien zu bauen. Nicht zu übersehen ferner war Medina del Campo, der berühmteste Meßort des Landes. Es war mehrmals niedergebrannt, immer aber war es wegen seiner fruchtbaren Lage, seiner Privilegien und wegen seines Handels wieder emporgekommen. Die Stadt war steuerfrei, weder der König noch der Papst hatten ein Recht an sie. Die gesellschaftlichen, kirchlichen und bürgerlichen Zustände in ihr freilich pflegten deshalb nicht die besten zu sein. Indeß entschädigten die drei großen Jahrmärkte, auf denen es hoch herging, für derlei Nebendinge. Auch Segovia mit seiner Wollindustrie und seiner großen Brücke galt als bemerkenswerth, es war eine vornehme und reiche Stadt, die Umgegend zeichnete sich durch treffliches Gebäck und durch Käseindustrie aus, besonders waren die kleinen Käschen von Tabulata an der Sierra Guaderrama beliebt.

Unter den Städten des fruchtreichen Andalusiens wäre noch Jaen hervorzuheben, eine vornehme Stadt, fest, fruchtbar, bekannt als Wallfahrtsort weges des Schweißtuches der heiligen Veronika, dann das weinberühmte Antiquera, das alte punische Cadix und Lebrija, der Geburtsort des berühmten Philologen, dessen geistige Erfolge die dankbaren Schüler mit den Siegen Ferdinands des Katholischen verglichen.

Für den bedeutendsten Hafen der Nordküste hielt man Corunna. Das Heiligthum Jacobs in Compostella übte einen großen Zug auf das ganze Land aus. Unter den asturischen Städten behauptete Oviedo den ersten Rang schon damals. Weiter genannt werden Zamora und Tordesillas, vor allen anderen aber Valladolid, die spanische Musterstadt. Der Markt fiel hier besonders auf, man erblickte um ihn allein dreitausend Fenster, an den Markt stieß eine lange Straße mit Goldarbeitern. Als Lieblingsresidenz der spanischen Herrscher war der Ort, der wie Madrid kein Stadtrecht hatte, schnell emporgekommen. Durch seinen kunstvollen Dom hervorragend war Leon. War er auch nicht so groß wie der in Sevilla, nicht so prächtig wie der Toletaner, nicht so berühmt wie der in Santjago, so war er doch merkwürdig durch die Bauart und durch den Umstand, daß er die Begräbnißstätte von siebenunddreißig spanischen Königen war. Auch durch die Menge der Reliquien, die sie in sich barg, war die Stadt Leon hervorzuheben. Nicht minder gehörte das alte Burgos zu den nennenswerthen Städten. Die Einwohner waren durch Fleiß und Thätigkeit berühmt, auch die Frauen nahmen an der Arbeit Theil. Industrie, Handel nnd Schulwesen standen in gleicher Blüthe. Die Kaufleute galten für besonders ehrlich und gebildet, die Priester für besonders fromm, die Magistratspersonen für besonders klug und weise,

der Adel für beſonders mäßig und zurückhaltend. An dem großen Dome bemerkte man die praktiſche Bauart: die Sänger in den Capellen konnten einander nicht ſtören. In der Nähe waren eine Menge Hoſpitäler und Klöſter, unter ihnen eines mit hundertfünfzig Nonnen, meiſt aus edlen Geſchlechtern. Auch die Gaſtfreiheit der Bürger von Burgos war anerkannt. Logroño, Calagorra und Pampluna waren große und reiche Orte. In dem Marienkloſter im Thale Roncesvalles zeigte man noch Andenken an Roland und die Paladine Karls des Großen, hier in den Pyrenäen waren eine Menge Viehweiden, auch gab es viele Eiſenhämmer; ganz an der Grenze lag auf ſteilen Felſen die Stadt St. Johann.

In Aragonien war das feſte und häuſerreiche Saragoſſa bemerkenswerth, mit Allem ausgeſtattet, was zu einer großen Stadt erforderlich war, berühmt durch große Wohlthätigkeitsanſtalten; in der Nähe lag das gelehrte Osca. In dem volkreichen Terragona lagen in den Feldern und Weinbergen noch viele Trümmer des Alterthums zu Tage. Wegen ſeines Weines und ſeines Doms war es ſehenswerth, ebenſo Lerida und Tortoſa. Perpignan war durch ſeine Färbereien und durch ſeine Wollinduſtrie merkwürdig, in der Nähe war die ſtarke Feſte Salſes, der Grenzſchutz gegen franzöſiſche Invaſionen. Ihre Befeſtigung galt für ein Meiſterſtück des damaligen Genieweſens.

Großen Ruhm genoß auch das reiche, freundliche Valencia mit ſeiner prachtvollen Vega, ſeinen Gärten, Woll- und Tuchfabriken. Es war eine fromme Stadt, und zu ihren Kirchenfeſten pflegte man von weither zu kommen, beſonders zum Frohnleichnamfeſte, bei dem die meiſte Pracht entfaltet ward. An der Küſte ſelbſt galt Cartagena ſeit Alters als der bedeutendſte Hafen, hauptſächlich für den Handel nach dem ſüdlichen Italien wichtig.

Von damaligen Städten im Weſten iſt etwa noch das hochgelegene Cuenca zu nennen, das die feinſte Wolle hervorbrachte, und aus demſelben Grunde das uralte Städtchen Molina mit ſeiner ſchafreichen Umgegend, in der allein es vierhunderttauſend Schafe gab, mit deren Wolle und deren Fleiſche die Molinaten einen hocheinträglichen Handel trieben.

Schon dieſe flüchtige Anſicht Spaniens, die nur das Wichtigſte hervorhob, die zahlreichen, durch Induſtrie und Bodenproducte merkwürdigen kleineren Orte aber, welche uns unſere Quellen anführen, gänzlich überging, zeigt die große Blüthe, in der ſich Land und Leute befanden. Es iſt die Zeit etwa der Zwanziger Jahre des ſechzehnten Jahrhunderts, die wir hier vor Augen haben, kurz darauf zeigen ſich ſchon die Spuren eines ſchnellen Verfalles. Es waren Zuſtände, wie ſie durch die Entfaltung aller ſtaatlichen Kräfte, welche den Charakter des ferdinandiniſchen Zeitalters bildet, hervor-

gerufen waren, begünstigt durch den inneren Frieden, welchen die eiserne Hand der katholischen Könige mühsam dem Lande geschaffen hatte.

Bald zeigte sich ein anderes Bild. Seit Philipp II. war man beständig in Finanzverlegenheiten. Die einheimische Industrie war nicht im Stande, den Manufacturbedarf zu decken, die großen Schätze, welche die neue Welt brachte, zerrannen so leicht, wie sie gewonnen wurden, der Handel, der in den Händen Weniger und an ein paar Plätze gebunden war, ward nicht das, was er dem Lande hätte sein können, der Ackerbau, schon zu dieser Zeit die schwächste Seite des Volkslebens, versank nach der endlichen Austreibung der Moriskos gänzlich, Handel und Gewerbfleiß unterlagen fremder Concurrenz. So trugen viele Provinzen bald nicht einmal die Kosten der eigenen Verwaltung; schlechte Wirthschaft, raubbaumäßige Ausbeutung des Bodens, die Besoldung zahlloser Staats- und Kirchenbeamten, der Luxus und die ausschweifende Freigebigkeit der Großen, beschränkte nationalökonomische und kirchliche Ansichten vereinigten sich zum Ruin des Landes, dem die Finanzkünstler der Regierung vergeblich durch Zinsensuspensionen den Staatsgläubigen gegenüber, durch Münzverschlechterungen, Rentenreductionen und durch Ersparnißprojecte abzuhelfen beflissen waren.

Es war ein förmliches System der Selbstzerrüttung, dem dieses von der Natur in jeder Hinsicht so verschwenderisch ausgestattete Land erlag. An ihm bewährte sich in der That glänzend die Wahrheit, welche die moderne wirthschaftliche Forschung gefunden hat, daß nicht eigentlich der natürlich am reichsten begabte Boden der productivste ist, sondern derjenige, der den Menschen anfänglich nur einen mäßigen Lohn ihrer Mühen gewährt, sie aber andauernd zur Anstrengung und damit zur stetigen Entwickelung ihrer Kräfte zwingt. Rb.

Ueber Ursprung und Wesen der Religion.*)

Schon in seinem Buche über Strauß (Bonn 1874) drückt sich Zeller über dessen letzte Arbeit: der alte und neue Glaube, so reservirt aus, daß man — wo es dessen überhaupt bedurfte — dem Schluß nicht ausweichen konnte: auch er gehöre zu den „Freunden, die, nachdem sie eine weite Strecke mit Strauß gegangen waren, ihm auf dem letzten nicht gleichen Schrittes zu folgen vermocht haben" (109). Man kann es bedauern, daß Zeller seinen

*) Ed. Zeller, Vorträge und Abhandlungen. Zweite Sammlung. Leipzig, Fues' Verlag. Nach dem Erfolge, den die erste Sammlung gehabt, bedarf es bei der zweiten nur der Anzeige.

ſchwer wiegenden Bedenken gegen das ſtraußiſche Buch nicht ſofort nach dem erſten Erſcheinen deſſelben Ausdruck gegeben hat, womit er möglicher Weiſe dem Freunde ſelbſt einen unſchätzbaren Dienſt geleiſtet hätte; denn daß die Kritik deſſelben eine „neue Metaphyſik erfordert habe" (111), das iſt für Zellers Schüler, ſpeciell für diejenigen, welche ſeine Vorleſungen über Religionsphiloſophie gehört haben, nicht ganz überzeugend. Wir glauben nicht zu irren, wenn wir uns Zellers Zurückhaltung unmittelbar nach dem Erſcheinen des ſtraußiſchen Buchs theils aus ſeinem vieljährigen Freundſchaftsverhältniſſe zum Verfaſſer, theils aus der Thatſache erklären, daß „die öffentlichen Beſprechungen der Schrift faſt ohne Ausnahme mißbilligend lauteten" und „dabei nicht immer mit dem Tact und der Rückſicht, auf die ein Strauß Anſpruch machen konnte" (110), geführt wurden, und finden eine ſo motivirte Zurückhaltung bei Lebzeiten des zuletzt ſchwerkranken und allezeit ſehr empfindlichen Verfaſſers, um nicht mehr zu ſagen, wohl begreiflich.

Nur um ſo anerkennenswerther iſt es, daß Zeller nach dem Grundſatze amicus Plato, amicior veritas ſeinen Bedenken gegen das ſtraußiſche Bekenntniß in der vorgenannten Abhandlung einen ſo deutlichen und entſchiedenen Ausdruck gegeben hat. Zwar wird der Name des berühmten Kritikers auch in dieſer Abhandlung nicht genannt, und es läßt ſich dies damit rechtfertigen, daß ſeine Ausführungen thatſächlich nicht ihm allein gelten. Nur daß dieſelben vorzugsweiſe dem ſtraußiſchen Buche ihre Veröffentlichung verdanken, unterliegt keinen Zweifel; ſind es doch genau und faſt der Reihe nach die in Zellers Buch über Strauß, S. 109, aufgeworfenen Fragen, welche in dieſer Abhandlung einer ſehr eingehenden Erörterung unterzogen werden.

Da ſich dabei ſchon der Verfaſſer nach ſeiner Art der größtmöglichen Kürze und Präciſion befliſſen hat, ſo müſſen wir uns hier auf bloße Andeutungen des Ganges ſeiner Unterſuchungen und der Ergebniſſe, zu denen er gelangt iſt, beſchränken.

Für jene iſt nun eben ſo charakteriſtiſch wie folgewichtig, daß Zeller vor allem die Frage nach der Nothwendigkeit der Gottesidee unterſucht. Mit Recht! denn wenn ſich die allgemeine Vorausſetzung aller Religionen als unhaltbar herausſtellen ſollte, ſo dürfte ein näheres Eingehen auf die beſondern religiöſen Vorſtellungen ein höchſt überflüſſiges Bemühen ſein.

Die Nothwendigkeit der Gottesidee ergiebt ſich aber dem Verfaſſer auf dem Wege der von Strauß ſehr oberflächlich kritiſirten kosmologiſchen Beweisführung. „Man wird einräumen müſſen, daß alles Wirkliche ohne Ausnahme unter gewiſſen gemeinſamen Geſetzen ſtehe. Wenn aber dieſes, ſo muß auch alles von gemeinſamen Urſachen oder von einer gemeinſamen Urſache abhängen; denn die Gleichförmigkeit des Geſchehens, deren Ausdruck das Geſetz iſt, läßt ſich nur daraus erklären, daß es in der Natur der wirkenden Urſachen liegt,

immer in dieser bestimmten Weise zu wirken." So gewiß es aber für unsere Erfahrung keine Mehrheit von Welten giebt, eben so gewiß muß die Gesammtheit aller Dinge auf dieselbe einheitliche Ursache zurückgeführt werden (12. 13).

Als was sollen wir uns nun diese Ursache denken?

Es sind verschiedene Antworten auf diese Frage möglich und thatsächlich gegeben worden; aber „so lange man von einer Vielheit ursprünglicher Wesen ausgeht," wie beispielsweise die Atomisten, „entsteht immer die Frage: wie denn diese vielen Urwesen, diese Atome, diese Monaden, mit einander in Zusammenhang gekommen sein sollen, wenn sie nicht von Anfang an schon in Zusammenhang standen, wie aus ihnen eine Welt, und diese unsre Welt — ein vollkommen harmonisches Ganzes (19) — entstehen konnte, wenn sie nicht aus demselben Grund entsprungen sind, von einer und derselben Kraft zusammengehalten und gelenkt werden" (17). Diese Urkraft kann aber nach Zeller auch nicht in der bloßen Materie als solcher gefunden werden, gleichviel ob man sich dieselbe als todte Masse vorstellt, oder sie durch ihr inwohnende Kräfte von Ewigkeit her bewegt sein läßt, wie Strauß (der alte und neue Glaube, 116) in Beziehung auf sein „Universum" anzunehmen scheint. „Denn diese Kräfte könnten doch immer nur mechanische sein: sie könnten räumliche Bewegungen, und als Folge derselben jene Vertheilung und Anordnung der Stoffe hervorbringen, auf der die ganze Mannichfaltigkeit des äußeren Daseins beruht; wie sie dagegen die Erscheinungen des Bewußtseins erzeugen, wie mechanische Bewegungen in unserm Gehirn oder in einzelnen Theilen desselben sich in Vorstellungen, Gefühle, Willensacte umsetzen, wie unser geistiges und sittliches Leben sich in bloße Bewegungsvorgänge auflösen oder aus solchen ableiten lassen könnte, davon ist nicht allein die Möglichkeit nicht nachgewiesen, sondern das Gegentheil läßt sich mit aller Strenge darthun" —. Womit? Mit der unleugbaren Thatsache, daß alle Bewußtseinserfahrungen darauf beruhen, daß ein Mannichfaltiges zur Einheit der Empfindung, des Gefühls, des Gedankens, des Entschlusses zusammengefaßt wird, während ein Körper, mag er noch so klein sein, aus vielen räumlich auseinanderliegenden Theilen besteht, und als solcher seiner Natur nach nicht das Subject von Vorgängen sein kann, welche sich nur als Thätigkeiten eines streng einheitlichen Wesens begreifen lassen (20). Aus der Unhaltbarkeit der materialistischen Welterklärung können wir aber nur schließen: „nicht die Materie, sondern etwas Immaterielles sei jene letzte Ursache alles Seins, welche von dem einheitlichen Zusammenhang und dem geordneten Ineinandergreifen aller Theile der Welt vorausgesetzt wird" (22). Auf die Frage, wie dieses Princip zu denken sei, will Zeller unter Hinweisung auf die Schwierigkeit — wofür man auch sagen kann Unmöglichkeit — eines erschöpfenden Gottesbegriffs nicht näher eingehen. Nur so viel ergiebt sich wohl aus der

Forderung, aus jenem Princip alles Wirkliche herzuleiten, „mit der materiellen Welt auch die des Bewußtſeins, — — jede Anlage zum Erkennen des Wahren und zum Wollen des Guten, zum künſtleriſchen Schaffen und zum ſchönen Empfinden", daß auch die Philoſophie — und gern ſähen wir dies conſtatirt — über die bekannte Ausſage: „Gott iſt die Subſtanz der Welt und der abſolute Geiſt" noch eine gute Strecke hinausgehen kann und muß.

Nachdem ſo die Realität des Gottesbegriffs nachgewieſen worden iſt, zeigt Zeller, daß die Religion einen ganz andern Weg einzuſchlagen pflegt, inſofern es ihr an erſter Stelle nicht um eine wiſſenſchaftliche Erklärung der Welt, ſondern um die Befriedigung eines pathologiſchen Bedürfniſſes zu thun iſt. Ohne Nachdenken freilich entſteht auch die dürftigſte Religion nicht; aber „nur das Ungewöhnliche iſt es", welches in der Kindheit der Einzelnen wie der Völker „die Aufmerkſamkeit auf ſich zieht und den gewohnten Vorſtellungsverlauf, in dem der Menſch alles Gewöhnliche auch natürlich findet, unterbricht". Noch gewiſſer und häufiger aber führen Hoffnungen und Wünſche, deren Realiſirung über ſein Vermögen hinausgeht, zu den erſten religiöſen Vorſtellungen. Ob dieſelben nicht durch höhere Mächte befriedigt werden können, iſt die ihn bewegende Frage, und da er „vom Naturzuſammenhang und Naturgeſetz noch keinen Begriff hat", ſo hat die Phantaſie in deren Beantwortung um ſo freieren Spielraum (26 ff.).

„Für den Naturmenſchen iſt ferner die Welt nur eine Vielheit von Einzeldingen, von denen er gewiſſe Einwirkungen erfährt"; und hieraus erklärt ſich, wie eingehend nachgewieſen wird, daß die Religion überall zuerſt als Polytheismus auftritt, während „je deutlicher der Zuſammenhang alles Seins geahnt wird — — —, um ſo entſchiedener über die vielen Götter der Eine als der höchſte und ſchließlich als der alleinige ſich emporhebt" (35). Ob es auch einer Erklärung bedarf, daß die Urſachen der Erſcheinungen, für welche ſich die Religion intereſſirt, überall nach der Analogie des bewußt menſchlichen Wirkens perſönlich gedacht werden? Sehr richtig bemerkt Zeller, daß die Perſonification der wirkenden Kräfte die natürliche Form ſei, unter welcher der Begriff der Urſache ſich dem Menſchen zuerſt darſtellt; das Kind „zürnt dem rollenden Stein, der es getroffen, dem Stuhl, an den es ſich geſtoßen hat, es hört in dem Rauſchen des Windes die Stimme eines lebenden Weſens — — — Nicht anders kann es ſich auch bei den Erwachſenen im Naturzuſtand der Urzeit verhalten haben; was von ſich aus wirkte, erſchien ihm nicht allein als etwas Lebendiges, ſondern als ein frei wollendes perſönliches Weſen, dem eben damit alle Eigenſchaften der menſchlichen Perſönlichkeit beigelegt wurden" u. ſ. w. (39. 40). Nur daß es uns dafür dieſer Erklärung nicht zu bedürfen und von Zeller ſelbſt (30 ff.) eine andere viel näher gelegt ſcheint. Denn daß das Göttliche, mit dem ſich der Religiöſe im

Gefühl ſeiner Bedürftigkeit hoffend, wünſchend, bittend in perſönliche Beziehung zu ſetzen ſucht, perſönlich vorgeſtellt werde, iſt ganz ſelbſtverſtändlich, und daher auch keineswegs blos eine Eigenthümlichkeit des erſten Kindheitsalters der Religion. Eben ſo ſelbſtverſtändlich iſt, daß die Götter helfen können, wenn — ſie wollen, inſofern das Bedürfniß einer über das eigne Vermögen hinausgehenden Hülfe den ſtärkſten Antrieb zum Götterglauben und zur Götterverehrung zu geben pflegt. Wie man ſich ihrer Hülfe verſichere, wie man ſie nöthigen Falls zwingen könne, das endlich bildet den Hauptinhalt der unmittelbar praktiſchen Religionslehre auf den unterſten Stufen des religiöſen Lebens (45 ff.)

Der Fortſchritt zu höheren Stufen iſt nach Zeller von dem der allgemeinen Culturentwickelung abhängig. So wird beiſpielsweiſe der rohe Fetiſchismus und Geſtirndienſt zum Geiſterglauben, ſobald dem Menſchen „der Unterſchied der Seele vom Leib irgendwie zum Bewußtſein gekommen iſt“ (49), und jemehr die Anhänglichkeit an die nächſten Angehörigen zu- und einen ſittlichen Charakter annimmt, deſto mehr erſcheinen dieſelben auch nach ihrem Tode als der Verehrung würdige Weſen, als den Segen der Erde vermittelnde Freunde und Wohlthäter der Ueberlebenden (54); ſo werden die Götter, wenn das Leben des Menſchen „durch die Anerkennung einer Verpflichtung gegen Seinesgleichen einer ſittlichen Ordnung unterworfen wird, als deren Beſchützer aus bloßen Naturgewalten zu ſittlichen Mächten“ ꝛc. (55). „So wächſt,“ ſchließt der Verfaſſer dieſen Theil ſeiner Unterſuchung, „mit dem Inhalt und Werth des menſchlichen Geiſteslebens auch der der Religion, in der es ſich abſpiegelt, und wo ſich jenes zu einer ſolchen Höhe emporarbeitet, wie bei den Hellenen, da werden mit der Zeit ſelbſt die unvollkommenen Vorſtellungen einer roheren und kindlichen Vorzeit mit einem Inhalt erfüllt, der über ihre urſprüngliche Bedeutung weit hinausgeht; da wird ſich dann aber freilich auch bald genug zeigen, daß ſie für dieſen Inhalt zu eng ſind: die alte Religion verliert immer mehr von dem Boden, den ſie bisher im Glauben der Völker einnahm, und wenn ſich auch ihr Stamm und Gezweige noch lange erhält, verdorren doch ihre Wurzeln; die abgeſtorbenen Formen werden dem veränderten Inhalt nur mühſam angepaßt, und brechen am Ende zuſammen, um einer neuen, lebensfähigeren Glaubensform Platz zu machen.“

So wenig ſich nun auch der innige Zuſammenhang zwiſchen der religiöſen Entwickelung und der allgemeinen Culturentwickelung in Abrede ſtellen läßt, ſo glauben wir doch in deſſen Darſtellung eine gewiſſe Einſeitigkeit bemerken zu müſſen, inſofern uns die geſchichtliche Erfahrung bezeugt, daß nicht blos die Religion von der Cultur, ſondern auch dieſe von der Religion abhängig iſt, oder mit andern Worten, daß der Menſch nicht blos die Gottheit

ſich, ſondern andererſeits auch ſein perſönliches Leben dem von ihm verehrten Gott ähnlich zu geſtalten bemüht iſt.

Geleugnet wird freilich auch von Zeller dieſe Seite des Zuſammenhangs nicht; doch hat unſeres Erachtens ſeine Darſtellung hier eine Lücke. Gerade die vorher citirten Schlußworte: „um einer neuen lebensfähigeren Glaubensform Platz zu machen" — legen die Frage nahe: wie es zu ſolchen kommt? und welche ganz überſehene Rolle die Religionsſtifter in der Entwickelung des religiöſen Lebens einnehmen? Haben wir Grund anzunehmen, daß Moſes, Buddha, Jeſus u. A. nur ausſprechen, was ihre Zeit bewegt? oder ſehen wir ſie nicht vielmehr in die religiöſe Entwickelung epochemachend und beſtimmend eingreifen? Sie auch konnten nicht wirken, bevor „ihre Zeit erfüllt war"; aber ſchon der durchweg heftige Widerſtand, mit dem alle bahnbrechenden Geiſter zu kämpfen haben, widerlegt unſeres Erachtens zur Genüge die Annahme, daß die Entwickelung des geiſtigen — denn es gilt auf allen Gebieten — der des natürlichen Lebens völlig gleich gedacht werden dürfe.

Indeſſen darüber mit dem verehrten Lehrer zu rechten haben wir um ſo weniger Veranlaſſung, als die Hauptbedeutung ſeiner Unterſuchung nicht in allem Bisherigen, ſondern in den beiden Schlußcapiteln derſelben zu ſuchen iſt. Denn erſt hier kommt es zu Erwägungen, von denen unſer eigenes religiöſes Intereſſe unmittelbar berührt wird. Strauß hat die Frage: „Sind wir noch Chriſten?" einfach verneint, und auch Hartmann iſt nur mit noch mehr Pathos — dem gewöhnlichen Erſatz für die Mängel theologiſcher Bildung — zu demſelben Reſultat gekommen. Wie weit die beiden Gelehrten im Uebrigen auseinandergehen, ſo iſt doch ihre Beweisführung im Weſentlichen dieſelbe: unſere Ueberzeugungen ſind andere, als die des Urchriſtenthums, beziehungsweiſe der katholiſchen Kirche und der proteſtantiſchen Rechtgläubigkeit, folglich u. ſ. w.! Die chriſtlichen Theologen, die das nicht zugeſtehen mögen, ſind entweder über die Maßen bornirt, oder Heuchler. Müſſen ſich nun auch davon zunächſt die Theologen getroffen fühlen, ſo werden doch ebenſo gewiß alle Gebildeten in Mitleidenſchaft, weil in daſſelbe Dilemma hineingezogen: entweder ehrliche Leute und keine Chriſten, oder angeblich noch Chriſten, Chriſten nach eigenem Recept, um irgend eines äußeren Intereſſes willen, aber in Wahrheit Heuchler.

Sehr treffend bemerkt Zeller, daß diejenigen, welche uns ſo die Piſtole auf die Bruſt ſetzen, ebenſo wie ihre meiſten orthodoxen Gegner, von der irrigen Vorausſetzung ausgehen, daß Werth und Würde der Religion von ihrer Entſtehungsweiſe abhängen, um dagegen zu halten, daß dieſer Schluß ebenſo unberechtigt iſt, wie wenn „der wahre Inhalt des menſchlichen Lebens, ſein Werth und ſeine Ziele" von der Frage nach dem Urſprung des Menſchengeſchlechts abhängig gedacht werden. „So wenig der Einzelne ſich darüber

schämt, daß sein Organismus wenige Monate vor seiner Geburt viel unvollkommener und unentwickelter war, als der jedes Vogels, der aus dem Ei kriecht, so wenig braucht der Mensch von seiner Würde und Bestimmung geringer zu denken, wenn es sich zeigen sollte, daß er in Zeiträumen von unbestimmbarer Dauer aus analogen Kleinzuständen sich entwickelt habe. Sobald man einsieht, daß diese Entwickelung eine naturgemäße und nothwendige war, muß man auch anerkennen, daß Alles, was aus ihr hervorgegangen ist und noch ferner hervorgehen wird, in der Natur des Menschen gegründet sei, und daß diese mithin hoch über jeder weniger entwickelungsfähigen stehe. Und das Gleiche gilt von jedem einzelnen Gebiet der menschlichen Lebensthätigkeit." Oder weshalb sollte es sich mit der Religion anders verhalten? Nur dann möchte man sie gering achten, „wenn die Unvollkommenheit ihres Anfangs ihr auch während ihrer ganzen weiteren Entwickelung anhaftete, wenn es ihr durch ihr ganzes Wesen unmöglich gemacht wäre, sich darüber zu erheben" (58).

Eine Unvollkommenheit aller positiven Religionen soll nun nach Zeller darin gefunden werden, daß sie ihren Inhalt für eine Offenbarung der Gottheit ausgeben, wogegen unser modernes Denken sich ebenso sehr sträube, wie gegen die Möglichkeit des Wunders. Aber „der Offenbarungsglaube ist auf diesem Standpuncte das unentbehrliche Correlat des Glaubens an die Wahrheit einer Religion und die Unverbrüchlichkeit ihrer Vorschriften, und es werden deshalb auch die Menschen, denen man in religiösen Dingen eine Autorität beilegt, und vor allem die Religionsstifter, durchaus als Organe der Gottheit und als Verkündiger ihrer Offenbarungen, als Propheten, betrachtet" (65). Noch mehr: „Die Religionsstifter halten sich selbst für inspirirt", und „es ist dies für sie gerade so natürlich, wie es jedem Menschen natürlich ist, die Wahrnehmungen, die sich ihm mit unwiderstehlicher Gewalt aufdrängen, auf Dinge außer sich zu beziehen"; finden wir doch das Gleiche auch auf anderen Gebieten; man denke an „die Begeisterung des Dichters oder des Musikers", worin die Alten ein Ergriffensein von der Gottheit gesehen haben, an das „Dämonium des Sokrates" u. dgl. m. Indem nun die Religion in dieser Weise auf göttliche Offenbarungen und Anordnungen zurückgeführt wird, erhalten ihre Lehren und Einrichtungen das Gepräge einer Vollkommenheit und Unantastbarkeit, die folgerichtig jede Veränderung und Verbesserung ausschließen würde."

So richtig diese Bemerkungen im Allgemeinen sind, so dürften sie doch in ihrer Beziehung auf die urchristliche Religion gewisse Einschränkungen erleiden. So ist beispielsweise nicht abzusehen, mit welchem Recht der — nicht kirchliche, sondern christliche Offenbarungsglaube mit dem an Wunder auf gleiche Linie gestellt wird, da er nachweislich von diesem nichts zu enthalten

braucht. Nur die vom heiligen Geiſte erfüllt, nur die „reines Herzens“ ſind, erkennen Gott, während von einer mechaniſchen, orakelartigen Mittheilung religiöſer Wahrheiten an beliebige Menſchen nirgends die Rede iſt. Mit welchem Rechte wir ſagen, daß Jemand nur durch den Geiſt der Poeſie, und nicht durch den Gebrauch eines Reimbuchs zum Dichter werde, mit demſelben Rechte können wir von einem Ergriffenſein vom religiöſen oder heiligen Geiſt reden, ohne damit ein Wunder zu ſtatuiren.

Ebenſo iſt höchſt fraglich, ob die Religion Jeſu im herkömmlichen Sinne des Worts eine „poſitive“ — eine beiläufig überhaupt ſchiefe Bezeichnung — genannt werden könne, da ſie ſo wenig zu beſtimmten Cultushandlungen verpflichtet (ſelbſt die zur Taufe iſt zweifelhaft), daß ihre erſten Bekenner eben darum als Atheiſten verdächtigt werden konnten. Bedenkt man endlich, daß der Stifter der chriſtlichen Religion mit einer Kritik der beſtehenden auftritt, indem er das Unhaltbare in den bisherigen Gottesvorſtellungen aufzeigt, ohne für ſeine Religion einen neuen, ſie von anderen Religionen unterſcheidenden Namen zu wählen, ſo wird man ſich kaum dem Zugeſtändniſſe verſchließen können, daß es ihm ebenſo wie der modernen Religionsphiloſophie um „das allgemeine Weſen der Religion“ zu thun war, mit anderen Worten darum, daß die Menſchen — nicht ſtatt der bisherigen eine andere Religion annähmen, ſondern wahrhaft religiös würden.

Auch der Begriff des chriſtlichen Univerſalismus muß dem entſprechend ergänzt werden; denn nicht das Wort: „Gehet hin und lehret alle Völker und taufet ſie“ u. ſ. w. iſt das ihn Unterſcheidende, ſondern das Zugeſtändniß, daß es ſchon überall „wahrhaftige Anbeter“ gebe, und daß eine ungebildete heidniſche Phönizierin des wahren Glaubens theilhaftig ſein könne.

Der philoſophiſch Gebildete in unſerer Zeit ſieht ſich nun freilich zunächſt nicht vor die Frage geſtellt, ob er im Sinne Jeſu ein „wahrhaftiger Anbeter oder religiös“ ſein wolle, ſondern vor die, ob er dieſem oder jenem chriſtlichen Lehrbegriff der Kirche, beziehungsweiſe eines Bruchtheils derſelben, zuſtimme oder nicht; und wenn nun von deren Bejahung das Chriſtſein abhängig wäre, ſo würden allerdings „diejenigen von unſeren Zeitgenoſſen, welche mit den Grundſätzen und Ergebniſſen der neueren Wiſſenſchaft einverſtanden ſind, kein Recht mehr haben, ſich Chriſten zu nennen“ (79).

„Aber,“ fragt nun Zeller ſelbſt, „wie ſteht es um dieſe Vorausſetzung? Iſt die chriſtliche Religion wirklich nichts anderes, als die chriſtliche Dogmatik, oder iſt ſie wenigſtens an das Dogma ſo unwiderruflich gebunden, daß Niemand ein Chriſt ſein kann, wenn er jenes nicht annimmt? und kann die Dogmatik einer beſtimmten Zeit, ſei dies die urchriſtliche oder eine ſpätere, für alle Zeiten den Maßſtab des Chriſtlichen abgeben?“

In der Beantwortung dieſer Fragen culminirt, wie ſchon bemerkt, die

Bedeutung der zellerschen Abhandlung für unsere Zeit. Strauß hat sie im Einverständnisse mit der Orthodoxie bejaht, und deshalb sind ihm alle freisinnigen Theologen, welche die christliche Religion für nicht abhängig von irgend einer kirchlichen Dogmatik erklären — ihn selbst*) eingeschlossen bis zum Erscheinen seines Buches über den alten und neuen Glauben — „Falschmünzer"; Zeller verneint sie und macht für sein Urtheil im wesentlichen dieselben Gründe geltend, die schon bei Schleiermacher gefunden werden. „Bestände die Religion im Wesentlichen in einem Wissen, so müßte auch die religiöse Vollkommenheit der Einzelnen mit der ihres Wissens gleichen Schritt halten, jeder müßte in religiöser Beziehung um so höher stehen, je richtiger und begründeter seine Begriffe von der Gottheit und ihrem Verhältniß zur Welt sind. Dies ist aber in der Wirklichkeit so wenig der Fall, daß wir vielmehr neben unvollkommenen und kindlichen Vorstellungen über die Gottheit nicht selten eine sehr lautere und warme Frömmigkeit, neben einer hohen Entwickelung des theologischen und philosophischen Wissens einen auffallenden Mangel an wirklicher Frömmigkeit finden . . . Das Gleiche gilt von den religiösen Handlungen, von der Gottesverehrung." „Der letzte Zweck des religiösen Cultus liegt in der befriedigenden Gestaltung des menschlichen Lebens (80 bis 82); dazu kommt der enge natürliche Zusammenhang des sittlichen Lebens mit dem religiösen." Gegen diesen Zusammenhang sind in neuerer Zeit starke Einwendungen erhoben worden, und die zahllosen Verbrechen, welche im Namen der Religion begangen wurden, legen einem dergleichen nahe genug. Aber sehr richtig bemerkt Zeller, daß dieselben ebenso wenig der Religion als solcher zur Last fallen, wie das Vorkommen von Justizmorden der Rechtspflege als solcher.

„An sich und ihrer wesentlichen Tendenz nach kann die Religion, wenn sie von der rechten Art ist, dem sittlichen Leben nur förderlich sein. Denn wenn alle Sittlichkeit auf dem Willen zur Vollbringung dessen beruht, was man als sittlich nothwendig erkennt oder doch fühlt, so wird dieser Wille durch den Gedanken, die sittliche Nothwendigkeit ruhe auf dem Willen der Gottheit, der Mensch müsse sich ihr deshalb zu seinem eigenen Heile unbedingt unterwerfen, nur gefestigt und gestärkt werden können" (84).

Hieraus soll übrigens nicht gefolgert werden, daß die Bedeutung der Religion in dem, was sie zur Sittlichkeit beiträgt, aufgehe. „Die Religion

*) So redet Strauß noch in seinem Buche: „das Leben Jesu für das deutsche Volk bearbeitet", von einer Fortbildung des Christenthums zur Humanitätsreligion, „worauf alle edleren Bestrebungen dieser Zeit gerichtet sind", und läßt, „daß man darin so vielfach einen Abfall vom Christenthume sieht, auf einem Mißverstand beruhen, an welchem die Ausdrucksweise, vielleicht auch die Denkart der Philosophen (!) nicht ohne Schuld ist." A. a. O. 625.

iſt unzweifelhaft eine ſittliche Macht; aber ſie iſt dies nicht in dem beſchränkten Sinne, als ob es ſich in ihr nur um die Moralität als ſolche handle (Kant), als ob ſie nur ein Hülfsmittel wäre, um die Pflichterfüllung zu erleichtern und zu ſichern. Sie umfaßt vielmehr das ganze Leben des Menſchen, und es giebt in demſelben ſchlechterdings keine Aufgabe und keinen Zuſtand, welche ſich nicht von religiöſen Geſichtspuncten aus auffaſſen, mit der Gottesidee in Verbindung ſetzen ließen" (86).

Doch ſoll es immer nur „das Wohl des Menſchen ſein, um das es der Religion zu thun iſt"; und hierin können wir wieder nicht ganz mit Zeller übereinſtimmen, wenigſtens nicht in der Behauptung, daß die Cultushandlungen „ihren Zweck nicht in ſich ſelbſt haben", ſondern „nur als Mittel, ſich das Wohlgefallen der Gottheit zu erwerben", in Betracht kommen. Jeſus — nach Allem, was wir von ihm wiſſen — denkt nicht daran, ſich das Wohlgefallen der Gottheit erwerben zu wollen; vielmehr iſt für ihn charakteriſtiſch das Bewußtſein, es zu beſitzen, und auch die edleren Myſtiker verurtheilen grundſätzlich jede Zweckbeziehung ihres religiöſen Verhaltens. Oder ſollte das Wort des Pſalmiſten: „Wenn ich nur dich habe, ſo frage ich nichts nach Himmel und Erde" nicht wahrhaft religiös ſein?

Indeſſen, die richtige Antwort hierauf giebt uns Zeller ſelbſt in den unübertrefflichen Bemerkungen Seite 89: „In der Wirklichkeit iſt kein wahrhaft Frommer in ſeinem Verhältniß zur Religion jemals bei dieſer äußerlichen Auffaſſung ſtehen geblieben u. ſ. w. Wo wirkliche Frömmigkeit iſt, da bewirkt der Gedanke an die Gottheit, welche Form er auch für die Vorſtellung annehme, doch immer eine Freudigkeit und Sicherheit des inneren Lebens, eine Zufriedenheit mit dem Laufe und der Einrichtung der Welt, er bildet eine Schranke gegen Selbſtüberſchätzung und Selbſtüberhebung, einen Antrieb zur Befolgung der ſittlichen Geſetze, der um ſo kräftiger iſt, je reiner und würdiger die Gottesidee aufgefaßt wird."

„Iſt nun das religiöſe Leben in dieſem Sinne," fragt Zeller, „durch die Bildung und Wiſſenſchaft unſerer Tage entbehrlich oder unmöglich gemacht?" Die meiſten, welche dieſe Frage bejahen, verkennen das Weſen der Religion, und ihr eigenes Verhalten, inſofern auch ſie „ſich ſtärken und tröſten mit dem, daß, was den Einzelnen am ſchmerzlichſten trifft, im Zuſammenhang des Ganzen und ſeiner abſoluten Nothwendigkeit begründet ſei," pflegt ſie zu widerlegen.

Aber auch „die Frage nach dem Verhältniß der Einzelnen zu einer gegebenen, poſitiven Religion," wir dürfen dafür einſetzen die Frage: Sind wir noch Chriſten? muß nach Zeller „in anderem Sinne als gewöhnlich geſtellt werden. Nicht das Dogma und nicht der Cultus iſt's, von dem der religiöſe Charakter der Einzelnen und der Religionsgeſellſchaften (!) abhängt,

ſondern die Gefühlsweiſe, der beide zum Ausdruck dienen." „Hierbei darf man die einzelnen geſchichtlichen Erſcheinungen nicht iſoliren: man darf zum Beiſpiel die Gegenwart und die chriſtliche Urzeit nicht einfach zuſammenhalten, um je nach dem Ergebniß dieſer Vergleichung zu beſtimmen, ob wir uns heutzutage noch Chriſten nennen dürfen," wie Strauß und Hartmann gethan haben (in welchem Falle ſich vielleicht nachweiſen ließe, daß es überhaupt keine Chriſten in der Welt gibt). „Wir nennen uns immer noch Deutſche, wiewohl unſer heutiges Volksleben und unſere heutige Bildung von der jener Stämme, welche den Varus beſiegt haben, noch weiter abliegt, als das Deutſch des neunzehnten Jahrhunderts von dem des erſten. Nach dem gleichen Geſichtspuncte iſt die Frage zu beantworten, ob Jemand heutzutage noch einer Religion angehöre, die vor Jahrtauſenden ins Leben getreten iſt. Die Frage iſt dann zu bejahen, wenn ſein religiöſes Leben von einer Strömung getragen wird, welche ſich von den Anfängen jener Religion ununterbrochen in die Gegenwart fortſetzt."

Wir haben dazu nur noch zu bemerken, daß der Stifter der chriſtlichen Religion ſelbſt eine Fortentwickelung derſelben durch „den Geiſt, der in alle Wahrheit leiten ſoll" — gleichviel, ob dieſe Ausſage authentiſch iſt oder nicht — ſehr wahrſcheinlicher Weiſe vorausgeſehen, und jedenfalls nicht für unmöglich erklärt hat; mit anderen Worten: daß es nicht zufällig, ſondern im Weſen der chriſtlichen Religion begründet iſt, daß ſie ſich, wie uns Zeller hier auf ſehr verdienſtliche Weiſe nachgewieſen hat, mit jedem Cultur- und Bildungsſtande als wohl verträglich erweiſt. D.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Vom Rhein. Berliner Paſtoralconferenz. — Alte Redensarten werden zuweilen wieder jung und wirken, was ſie können. So ſprach man in den Fünfziger Jahren viel gegen den Subjectivismus, für die Objectivität und was man dabei ſtets mitdachte, für die Autorität. Das iſt nun gewiß zu allen Zeiten ein Gedanke von Werth, wenn man ihn verſteht. Aber dies Verſtändniß iſt nicht leicht, dagegen iſt es leicht, ihn als Schlagwort für eine Partei zu wiederholen. So geſchah es jüngſt auf der Berliner Paſtoralconferenz, einer Conferenz, die von Alters her durch Stahl und Büchſel einen gewiſſen Ruf hat. Diesmal hat Hofprediger Baur über den Subjectivismus geredet. Er findet den Subjectivismus in gewiſſen Beziehungen gerechtfertigt und citirt Luther mit Recht als Beiſpiel dafür, obwohl mit einer nicht geeigneten Stelle. Dann ſagt er, als wollte er dieſes Exempel wieder unſchädlich machen, Luther habe ſich aber dabei auf den Boden der göttlichen Wahrheit geſtellt, „nur von dieſem Boden allein ſei der Subjectivismus berechtigt". Was muß der Redner für eine Einſicht in die Reformation haben? Er ſollte einmal Jörg oder auch nur die „Germania" über den Proteſtantismus leſen, oder was der jüngſt verſtorbene Leo über den Umſtand ſagt, daß Luther in ſubjectiver Weiſe die alte ſchöne Objectivität

der katholischen Kirche verlassen habe. Der eigentliche Sinn des Widerwillens gegen den Subjectivismus kam dann erst bei dem Pastor Tauscher zum Vorschein, demselben Mann, der 1873 auf der Augustconferenz die Kirche neben den Staat stellte, wie es die Ultramontanen thun, und von der jetzt festgestellten evangelischen Gemeindeverfassung damals sagte, sie verhalte sich zur lutherischen Kirche wie eine preußische Republik zur preußischen Monarchie. Er also sagte, „wenn man dem immer weiter um sich greifenden Subjectivismus nicht Einhalt thue, die jungen Theologen in subjectiver Weise ausbilde ohne jede objective Normen, ihnen in objectiver Weise die göttlichen Heilswahrheiten mitzutheilen, so sei ihm um den Bestand der evangelischen Kirche bange". Er hat sich vielleicht klarer ausgedrückt, als dies Zeitungsreferat besagt. Er äußerte weiter: „man spreche immer von der Majestät des Gesetzes, es sei dies doch die lauterste Objectivität. Unsere Zeit lechze nach Zucht und Ordnung". Wir können unmöglich leugnen, daß darin etwas Richtiges liegt. Besonders das letztere, der Werth der äußeren zwingenden Ordnung, die Allen ihren Platz anweist, ist uns in Deutschland klar genug. Aber es ist Schade, daß sich Herr Tauscher nicht mehr auf sein Beispiel, auf die Majestät des Gesetzes eingelassen hat. Er hätte zum Beispiel fragen können, warum wir ein noch so altes Gesetz darum noch nicht schätzen, weil es alt ist, und warum wir nur fragen, ob es gültig ist. Er hätte uns ferner sagen müssen, daß es allerlei Gesetze giebt, zum Beispiel Naturgesetze und Gesetze des Geistes, die das Merkwürdige haben, daß wir ihnen folgen müssen. Dabei hätte er ferner das Gesetz der Entwickelung des menschlichen Geistes, dieses merkwürdige Gesetz, das uns gar nicht gestattet, bei einer altehrwürdigen Auffassung stehen zu bleiben, in Betracht ziehen können. Denn daß wir heute eine andere Ansicht von der Bibel haben, als vor dreihundert Jahren, das wird er gewiß nicht für einen Subjectivismus halten, sondern für ein Nothwendiges, Objectives, das auch mit der „Majestät eines Gesetzes" auftreten darf. Auch die Entwickelung des Geschmackes würde ihm mehr sein, als Subjectives, und daß wir die ältesten Kernlieder auch bei der größten Frömmigkeit heute nicht mehr buchstäblich so singen können, wie sie zuerst gedruckt wurden, fände vielleicht auch Zustimmung bei ihm. Das ist allerdings kläglich, daß die Aenderungen von dem ersten besten Prediger vorgenommen wurden. Aber wir haben eben kein gemeinsames Tribunal mehr in der evangelischen Kirche. Man muß die Dinge nehmen, wie sie sind. Seit dreihundert Jahren steht unser theologisches Bekenntniß still, keine unfehlbare Kirche hat sich der Sache angenommen, keine Synode darf den Glaubensstand ändern. Die freigegebene Auslegung der Schrift ist unter dem unwiderstehlichen Drucke der Wissenschaft zu Resultaten gekommen, die der Frömmigkeit nicht hinderlich sind, aber mit den alten Auslegungen nicht harmoniren. Ist es nun subjectiv, wenn man zum Beispiel die Schrift mit Dillmann, Tholuck, Riehm interpretirt, und dagegen objectiv, wenn man sie nach Luther, Calvin und den symbolischen Büchern auffaßt? Richtet man sich nun im letzten Fall nach Tauschers „objectiven göttlichen Wahrheiten"? Man sieht, die Sache ist nicht so leicht, als die Berliner Pastoralconferenz es wohl meint.

Aus Berlin. Zur äußeren Politik. Von den Wahlen. — Die hohe Politik scheint endlich und ernstlich in die Ferien gehen zu wollen. Von Diplomaten und Staatsmännern ist in Berlin nur sehr wenig vorhanden,

und der im Laufe der bevorstehenden Woche zu erwartende Austausch der Ratificationen des Berliner Vertrages dürfte von den diis minorum gentium geräuschlos besorgt werden. Auch in weiteren Kreisen beginnt man jetzt sich über die einzelnen Wölkchen, die noch am östlichen Himmel schweben, zu beruhigen. Man überläßt die Bosniaken ruhig dem Geschick, das in Gestalt der österreichischen Heeressäulen über sie hereinbricht, und ist überzeugt, daß Alles gut gehen werde. Man erwartet mit ruhiger Gelassenheit, was der famose Artikel 24 des Berliner Vertrages, der in seiner unbeschreiblichen „latitude“ mit dem Artikel 6 des Prager Friedensvertrages wetteifern kann, den Griechen Gutes bringen wird, indem er sie auf das freundlichste Entgegenkommen der Türken verweist. Am meisten Beunruhigung verbreiten verhältnißmäßig die Agitationen der „Italia irredenta“, wie jetzt endlich die Zeitungen ziemlich übereinstimmend an Stelle des bis dahin gebrauchten, sehr ominös klingenden irridente sagen. Die in Rom und anderen italienischen Städten stattgehabten Demonstrationen hatten hier eine gewisse Bestürzung hervorgerufen, nicht weil man an eine mögliche Störung des europäischen Friedens in Folge dieser Unbesonnenheiten glaubte, sondern in erster Linie, weil man eine namhafte Entwerthung der hier ziemlich massenhaft verbreiteten italienischen Papiere voraussah und den einen oder anderen kleinen Putsch à la Garibaldi an der österreichischitalienischen Grenze nicht für unmöglich hielt. Inzwischen scheint sich die italienische Regierung auf ihre Pflicht besonnen und sich klar gemacht zu haben, daß es denn doch große Gefahren haben könnte, mit dem Feuer zu spielen, und daß, was den Bourbonen und dem heiligen Vater gegenüber sich ins Werk setzen ließ, doch sehr wenig Aussicht gegenüber einer Macht wie Oesterreich haben dürfte. Directe Vorstellungen der deutschen Regierung haben, wie sicher verlautet, nicht wenig dazu beigetragen, die bezüglichen Entschließungen der italienischen Regierung wesentlich zu festigen. So scheinen sich denn auch dort die hochgehenden Wogen der Agitation zu beruhigen, und man hat nun hinreichend Zeit und Ruhe, sich bei uns mit den nächstliegenden Dingen zu beschäftigen, was man von Rechtswegen eigentlich immer thun sollte. Da bleibt denn das Hauptereigniß der Woche die am letzten Montag möglich gewordene Uebersiedelung des Kaisers nach Babelsberg. Wie die ersten Ausfahrten, so war auch das Ereigniß sehr geheim gehalten worden, und so kam es, daß die dem Potsdamer Bahnhof benachbarten Straßen nicht belebter waren, wie sonst, und auch von den Passanten nur wenige den im geschlossenen Wagen rasch vorüberfahrenden Kaiser erkannten, so daß von irgend welchen Ovationen kaum die Rede sein konnte. Ihrem Correspondenten war es vergönnt, auf dem Bahnhofsperron einen Blick auf den Kaiser werfen zu dürfen, und ich muß sagen, daß, wenn man die schweren Leiden in Betracht zieht, die der hochbetagte Herr physisch und psychisch durchzumachen gehabt hat, seine äußere Erscheinung immer noch eine verhältnißmäßig befriedigende ist; doch war es ein herzbewegender Anblick, den greisen Herrn, mit dem rechten Arm in einer schmalen schwarzen Binde, in der linken Hand den Stock, auf den er sich stützte, die zu dem Salonwagen führenden Stufen allein heraufsteigen zu sehen. Inzwischen sind aus Potsdam dauernd die befriedigendsten Berichte über die fortschreitende Besserung im Befinden des Kaisers eingelaufen. Es macht einen überaus niederdrückenden und tief beschämenden Eindruck, von den umfassenden Sicherheitsmaßregeln zu hören, die um Babelsberg für den Kaiser getroffen worden sind. Die Leibcompagnie des ersten Garderegiments

ist zum ersten Male zur unmittelbar praktischen Ausübung des ihr traditionell zustehenden Privilegiums, die kaiserliche Person zu schützen, berufen worden; auf den nach Babelsberg führenden Straßen patrouilliren dauernd Gardehusaren. Die „Germania" zieht bereits geschmackvolle Analogien zwischen der Situation des Kaisers und der des Papstes. Und dennoch — wer hätte den Muth, solche Sicherheitsmaßregeln augenblicklich für überflüssig zu erklären. Wer die neuerdings, wie es scheint, aus amtlichen Quellen verbreiteten Berichte über die Organisation und Agitation der deutschen Socialdemokratie in London sorgfältig liest, der muß sich sagen, daß wir einer Partei gegenüberstehen, die den Bruch mit dem Bestehenden durch jedes Mittel herbeizuführen bestrebt ist, und gegen die das „à la guerre comme à la guerre" der einzige Schutz sein wird. Die Londoner Berichte haben großes und gerechtes Aufsehen gemacht; sie zeigen unwiderleglich, daß die Socialdemokratie kein Recht darauf hat, nach Analogie anderer politischer Parteien behandelt zu werden. Wenn man freilich auf der anderen Seite den Wunschzettel liest, auf welchem neuerdings die „Kreuzzeitung" die nach ihrer Ansicht zu erreichenden Ziele zusammenstellte, muß man zugestehen, daß ein Verfolgen solcher Zwecke die Kluft zwischen Regierung und dem überwiegenden Theile der Bevölkerung in unheilbarer Weise vertiefen würde. Uebrigens liegt auch nicht der mindeste Grund vor, der Regierung eine darauf abzielende Politik zu imputiren. Im Gegentheil scheint man in Regierungskreisen einiges Gewicht darauf zu legen, sich vor der Absicht, als solle eine allgemeine Reaction hereinbrechen, möglichst zu verwahren. Nicht ohne Absicht und Ermächtigung theilte wohl ein der Regierung nahe stehendes Organ, „die Post", die bis dahin in weiteren Kreisen unbekannt gebliebene Thatsache mit, daß man im Jahre 1866 die Absicht gehabt habe, den am Tage von Königgrätz gewählten Landtag sofort wieder aufzulösen und durch einen unter dem Eindruck des glücklichen Krieges zu wählenden, voraussichtlich noch conservativer ausfallenden Landtag ersetzen zu lassen, dem eine neue Verfassung für die vergrößerte Monarchie vorgelegt werden sollte, die natürlich um ein gut Theil conservativer ausgefallen sein würde. Damals nun ist es der Ministerpräsident Graf Bismarck gewesen, der diesen in jener Zeit sehr wohl zu realisirenden Plan auf das lebhafteste bekämpft und auf eine aufrichtige Versöhnung zwischen Regierung und Volk hingewirkt hat. Da schwerlich ein Grund vorliegt, um die Wahrheit dieser Thatsache anzufechten, so darf man sie immerhin als einen bemerkenswerthen Beitrag zur Charakteristik unseres Reichskanzlers registriren. Wie vor hundert Jahren, zur Zeit der kosmopolitischen Träumereien, man gerade in den besseren Kreisen der Nation vom Staate nicht viel wissen wollte und ihn besten Falls für eine Art von Assekuranzgesellschaft ansah, durch die man sich vor gewissen Uebeln zu schützen suchte, so ist auch bis auf den heutigen Tag das neugeborene Mißtrauen gegen die Regierung, der bewußte, sehr häufig à tout prix aufrecht erhaltene, grundsätzliche Gegensatz gegen dieselbe ein Haupthinderniß des gedeihlichen Zusammenarbeitens mit der Regierung und ein Beweis dafür, daß wir unglaublich schwer aus den politischen Kinderschuhen herauskommen. Die liberal-constitutionellen Grundlagen unseres Staatslebens dürften denn doch jetzt, nachdem sie dreißig Jahre hindurch allen Angriffen Widerstand geleistet haben, ernstlich kaum mehr in Frage kommen. Ein Programm, wie es die „Kreuzzeitung" aufstellt, findet kaum noch eine Kritik, sondern höchstens ein Lächeln, der Absolutismus ist eine Unmöglichkeit geworden und an

ständische Körperschaften und Vertretungen wird wohl kaum noch im Ernst gedacht. Der Popanz der Reaction en gros sollte deshalb die ruhigeren und verständigeren Geister nicht mehr schrecken.

Wird die liberale Partei in die Lage gebracht, sich direct ihrer Haut wehren zu müssen, so kann sie es mit derjenigen ruhigen Gelassenheit und Entschiedenheit thun, die sie aus dem Bewußtsein schöpft, daß sich auf die Dauer doch gegen sie nicht wird ankämpfen lassen, da auf ihrer Seite die unermeßliche Mehrheit und der Kern der deutschen Bevölkerung steht. Allerdings ist alsdann auch von allen engherzigen Fractionsdogmen abzusehen, für die man sich in den weiteren Kreisen der Nation nun einmal nicht erwärmen kann. Dann aber sollte man doch endlich die sehr unglücklich gestellte Frage, ob die Regierung durch ihr Liebäugeln in der Conflictszeit oder die liberalen Parteien durch ihre Gesetzgebung und ihre Principien die Socialdemokratie groß gezogen haben, gründlich fallen lassen. Die daraus entsprungenen gegenseitigen Beschuldigungen und Anfeindungen haben den Wahlkampf unglaublich verbittert. Eine solche Fragestellung konnte nur aus einer höchst bornirten Anschauung der Dinge hervorgehen oder sie wurde bewußt in unehrlicher Weise als Waffe für die Wahlagitation benutzt. Man pflegt doch sonst die Dinge etwas tiefer aufzufassen, und so sollte man sich denn doch sagen, daß die vornehmsten Gründe für Entstehung und Ausdehnung der Socialdemodemokratie überhaupt nicht auf dem politischen Gebiete zu suchen sind, und daß die unbarmherzige Logik der Thatsachen, aus denen sie entsprang, sich auch zu verschiedenen anderen Zeiten geltend gemacht hat, wo von den politischen Anlässen, die man jetzt herbeizieht, keine Rede war. Mit genau demselben Rechte kann man die Orthodoxie und den modernen Pietismus für die Religionslosigkeit und Verwilderung der Massen verantwortlich machen. Auf solche und ähnliche Anschuldigungen oberflächlich eingehen, heißt mit der gesammten Entwickelung rechten, die unser Culturleben genommen hat. Der Haupt- und Capitalschluß, den man den traurigen Thatsachen gegenüber zu ziehen hat, bleibt immer der, daß jeder für seinen Theil als Menschen- und Bürgerpflicht anzusehen hat, jenen Auswüchsen entgegen zu arbeiten, die Heuchelei und den Lug und Trug zu brandmarken, die sich in den Agitationen der Socialdemokratie kundgiebt. Ein solches Stückchen ist es, wenn heute das Organ der Socialdemokratie, die „Berliner freie Presse", mit dem Bilde Friedrich Wilhelms IV. erscheint, unter dem die versöhnlichen Worte zu lesen sind, die der König anläßlich des tschechschen Attentats sprach, es ist das ein auf die kleinen Beamten berechneter Zug, die die Socialdemokratie theils in ihren Netzen hat, theils hineinzuziehen sucht, indem sie auf den König hinweist und so den Glauben zu erwecken sucht, als würde der König schon helfen, wenn es nur die Regierung litte. Als beachtenswerthes Moment der letzten Wahlcampagne ist noch die verhältnißmäßige Reserve zu verzeichnen, durch welche sich die Ultramontanen auszeichnen. Hier ist ohne Frage ein mot d'ordre ausgegeben, dem sich jene wundervoll organisirte Partei ohne Weiteres fügt. Die Führer haben sicherlich die Andeutung empfangen, daß etwas im Werke ist, was je nach der entsprechenden Wendung von entscheidender Bedeutung für die Partei ist; auch weiß man sehr wohl, daß das Spiel der Majoritäten aller Wahrscheinlichkeit nach der klericalen Partei eine sehr ins Gewicht fallende Entscheidung geben wird, nach welcher Seite hin, ist heute noch fraglich. Das über einen modus vivendi mit Rom verhandelt wird, ist kaum noch zweifelhaft, glaubt doch schon die „Germania" auf Zu-

geständnisse vorbereiten zu sollen, welche die Curie, selbstverständlich unbeschadet ihrer Rechte, also mit der üblichen reservatio mentalis, demnächst machen könnte. Kommt auf diesem Gebiete ein Compromiß zu Stande — dem man in liberalen Kreisen allerdings nicht ohne Besorgniß entgegensieht — so kann die Regierung höchst wahrscheinlich auf einen großen Theil der Stimmen des Centrums zählen. Sehen wir indessen von allen Prophezeihungen ab; noch 24 Stunden trennen uns von der Entscheidung, die Fahnen sind entfaltet, wir stehen am Vorabend der Schlacht. Wenn diese Blätter die Presse verlassen, sind die Würfel gefallen. Möge es zum Heile des Vaterlandes sein!

29. Juli. O.

Literatur.

Vom Büchertisch. Erinnerungen an Friedrich Hebbel von E. Kulke. Wien, Koneger. — Nicht das am wenigsten Merkwürdige an Hebbel ist die große Anziehungskraft, die er trotz seines schroffen und harten Egoismus auf schwächere Naturen ausgeübt hat. Er liebte es, sich von jungen Enthusiasten umgeben zu sehen, in denen er ahnungsvoll seine künftigen Biographen erblickte. Wehe ihnen, wenn sie es wagten, einmal eine eigene Meinung zu haben, wie der treffliche Kuh, der dann doch so eifrig feurige Kohlen auf des angebeteten Meisters Haupt gesammelt hat. Viel gefügiger war der Verfasser der vorliegenden Erinnerungen, die eine Zusammenstellung von allerlei Aussprüchen und Erlebnissen bringen. Er hörte geduldig und gläubig des Meisters Pariser Jagdgeschichten und Renommistereien mit an, begleitete ihn aufmerksam auf seinen Spaziergängen, wobei ihn wohl Hebbel auf irgend eine Aeußerung selbst aufmerksam machte: „Kulke, merken Sie sich das, das können Sie vielleicht einmal brauchen!" und war von seinem Lob entzückt: „Kulke, das haben Sie gut gemacht! Napoleon hätte keine bessere Antwort geben können", oder „Kulke, Sie haben Ihre Sache gestern Abend sehr gut gemacht". Das Büchlein bietet so in pietätvoller Fassung Geschichtchen und Gedanken zur Charakteristik des merkwürdigen Mannes; leider wird aber der widrige Eindruck, den man aus Kuhs Biographie erhalten hat, durch diese Nachträge nicht verwischt, sondern eher noch gesteigert. Die maßlose Eitelkeit und bornirte Selbstüberschätzung und die darauf gegründete Verachtung Anderer treten auf jeder Seite hervor. Charakteristisch ist die Behandlung des bekannten Dichterfürsten Karl Hugo, eines notorischen Narren, der sich neben Christus und Napoleon zu stellen liebte. Zwei Virtuosen der Eitelkeit kamen da zusammen. Anstatt den sonderbaren Schwärmer lächelnd abzuweisen, gerieth der Dichter der „Nibelungen" in eine solche Wuth über den harmlosen Ruhmesconcurrenten, daß er ihn beinahe zum Fenster hinausgeworfen hätte. Hebbel bemerkte dabei, daß etwas von seinem eigenen Hagen in ihm stecke. Hebbel ist nun ein halbes Menschenalter todt und Goethe hat uns versichert, daß die Begeisterung keine Häringswaare ist, die man einpökelt auf lange Jahre. So bleibt es immer merkwürdig, daß des Dramatikers Biographen, Kuh und Kulke, sich ihr Herz für den Angebeteten so lange Jahre mit einer einseitigen Ausdauer warm erhalten haben, die eben so rührend wie schwer begreiflich ist.

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.
Ausgegeben: 1. August 1878. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Digitized by Google

Nach den Wahlen.

Bereits ist fast eine Woche verflossen seit dem schweren Schicksalstage, der über die nächste Zukunft unserer Nation entscheiden sollte, und noch immer wissen wir nicht genau, woran wir eigentlich sind. Durch jene zahlreichen Stichwahlen, die vorauszusehen waren, haben sich die Dinge in die Länge gezogen, dazu läßt sich weniger als je in diesem harten Kampfe im einzelnen Falle ein sicheres Resultat vorahnen, ungerechnet den Umstand, daß uns auch noch nicht einmal die Summe der bereits factischen Ergebnisse der Wahlschlacht genau bekannt ist. Einige schwerwiegende Folgerungen indeß wird man schon jetzt wagen dürfen.

Die Socialdemokratie hat eine große Niederlage erlitten; dem ohnerachtet aber hat sie wieder Sitz und Stimme im deutschen Reichstag, das ist das Schlimmste. Daß sie so und so viel Stimmen weniger hat, ist zwar recht erfreulich, es kam aber unserer Meinung darauf noch nicht einmal so viel an: sie durfte überhaupt nicht mehr vertreten sein, nach dem was vorgefallen ist. Freilich hätten solche Wünsche leicht träumerisch, solche Hoffnungen leicht utopistisch erscheinen können. Daß aber ihre Verwirklichung nicht in das Gebiet der Unmöglichkeiten fiel, das hat das glänzende Beispiel der Stadt Chemnitz dargethan, die den schwersten Sieg erfochten hat, das hat Berlin gezeigt, indem es sich zusammenraffte und seine Pflicht that, wie noch immer, wenn Noth am Mann war. Genauere Zusammenstellungen werden uns bald die Erkenntniß ermöglichen, ob die Wählerschaft allenthalben das Ihre gethan hat. Man gewinnt jetzt schon die Ueberzeugung, daß auch da, wo günstige Resultate erzielt worden sind, die Betheiligung eine größere hätte sein können. Wir finden es durchaus nicht lobenswerth, daß sich selbst in einer so reichstreuen Stadt wie Leipzig gerade ein volles Viertel der Wählerschaft von der Urne fernhielt. Ein so bedeutender Procentsatz, an welchem die Umsturzpartei ganz gewiß nur wenig participirt, hätte sich vermeiden

lassen, wenn die Sachen stünden wie sie sollten. Wie dem immer sei, das traurige Resultat steht fest: die geschworenen Feinde unseres staatlichen, socialen und sittlichen Lebens sitzen wieder auf den Bänken der deutschen Volksvertretung, man wird auch parlamentarisch wieder mit ihnen zu rechnen haben. Und was sie etwa an Sitzen eingebüßt haben, das wird ihnen überreich aufgewogen durch die mächtigen Zahlen der Wahlbetheiligung, welche die numerische Stärke der festgeschlossenen Partei drohend enthüllen. Sind doch allein in Berlin 25,000 socialdemokratische Stimmen mehr abgegeben worden als bei der letzten Wahl, eine Zahl, die von dem Zuschuß aller anderen Parteien daselbst nur mit einem Plus von 10,000 geschlagen ward. Weit über ein Drittel der in Berlin überhaupt abgegebenen Stimmen gehörte den Socialdemokraten, und gewaltige Quoten dieser Zahl wurden in Wahlbezirken abgegeben, in denen es eine eigentliche Arbeiterbevölkerung gar nicht giebt. Und fast überall, wo wir siegten, ist uns der Sieg schwer geworden; wie relativ gering sind oft die Majoritäten gewesen, die schließlich den Ausschlag gaben! Das sind wahrlich Symptome, die den Ernst unserer Lage in ungeahnter Weise verschärfen, Thatsachen, denen gegenüber es müßig erscheint, die landläufige Frage nach der Schuld der Parteien aufzuwerfen, die alle Kräfte des Widerstandes hervorrufen, da sie weit über den Wirkungskreis bloßer Repressivmaßregeln allein hinausreichen. Wer hätte denken sollen, daß das „Volk der Denker", um mild zu urtheilen, so viele unklare Köpfe aufweisen würde. Wahrlich, in erschreckender Offenheit hat die unselige Auflösung des Reichstags unsere Schäden blosgelegt.

Ein gewisses Gegengewicht gegen diese Dinge bildet die erfreuliche Wahrnehmung, daß sich der Besitzstand der liberalen Partei nicht viel ändern wird. Sie ist in der That als Siegerin aus den vielfachen Angriffen hervorgegangen, die ihr seitens der Conservativen wie auch seitens der Regierung geworden sind. Trotz vielfacher ungesetzlicher Wahlbeeinflussungen, welche das Thema der ersten Sitzungen des neuen Reichstages sein werden, trotz aller erlaubter Machinationen ist es doch nicht gelungen, die große Partei zu sprengen oder auch nur von ihrer Stelle zu rücken. Man weiß bereits im gegnerischen Lager, daß auch fürder die linke Seite des Hauses die stärkere Seite sein wird, welche Erfolge immer die rechte noch wird zu verzeichnen haben. Man kann jetzt schon sagen, daß die Regierung das Ziel, das sie bei der Auflösung des Reichstages verfolgte, nicht erreicht hat. Die Physiognomie der neuen Versammlung wird der der alten ähnlicher sehen als man erwartet und gewünscht hatte. Aus dieser Lage nun ergiebt sich für die Regierung ein Dilemma, das unsere Herzen mit schwerer Sorge erfüllen muß, da es die Gefahr eines tiefgehenden Conflictes zwischen den Staatsleitern und der Volksvertretung heraufbeschwört, dies zu einer Zeit, wo die nationalliberale Partei unbestrit-

tenen Anlaß hat, einer gewissen Verbitterung sich hinzugeben. Es ist eine Niederlage, die die Regierung mit dem Ausfall der Wahlen bereits erlitten hat, es zeigt sich schon der Anfang einer Trennung des guten Einvernehmens. Soll nun die Kluft sich weiter öffnen?

Denn es ist kein Zweifel, daß der Regierung, wenn sie anders ihre Zwecke erreichen will, in Bezug auf ihre parlamentarische Haltung nur zwei Wege offen stehen. Entweder sie stützt sich, um sich ihre Majoritäten zu sichern, wie früher auf die liberale Partei weiter oder sie versucht es, da ihr die conservative Partei allein nicht nachdrücklich dienen kann, durch eine Coalition derselben mit den conservativen Elementen der klericalen Partei sich eine Actionsbasis zu schaffen. Um letztere Fusion zu ermöglichen, würde ein Aufgeben des Culturkampfes allein noch nicht hinreichen, es gälte auch mit den verbissenen Particularisten der Welfenzeit Fühlung und Verständniß zu suchen; nicht nur die kirchlich religiöse Antagonie des Centrums wäre mild zu lösen, auch der politische Widerstand, die ganze eingefleischte Antipathie der Partei gegen unsere nationale Neuschöpfung wären zu überwinden, das heißt mit kurzen Worten: das Opfer einer solchen Coalition müßten unsere sämmtlichen nationalen und liberalen Errungenschaften sein. Ob der Preis in den Augen der Regierung dieses Opfers werth ist, mag doch auch denen zweifelhaft erscheinen, die in diesen Tagen mißtrauisch ihre Augen auf die Verhandlungen mit der Curie richten.

Nein, die Sache ist zu thöricht oder zu traurig, als daß sie glaubhaft wäre; noch steht der andere Weg offen, noch ist zu hoffen, daß sich die Regierung zum Rechten besinnen wird. Denn es liegt noch in ihrer Hand, den drohenden Conflict im Werden zu vernichten. Mag sie sich nicht wie bisher in schroffer Ablehnung den alten Genossen feindselig erzeigen, sondern die nicht ohne Selbstüberwindung dargebotene Hand im ernsten Augenblick ergreifen. Ist es doch nur der Bosheit und Heuchelei verborgen, daß die nationalliberale Partei eine Verständigung mit der Regierung sucht; festen Willens sie nachgiebig zu unterstützen, auch mit dem Opfer gewisser berechtigter Forderungen. Ist die Partei doch bereit, die ganze feindliche Tactik, mit welcher die Regierungspresse gegen sie selbst und zwar gegen ihre gemäßigsten Elemente vorging, zu vergessen und sich mit der Regierung zu einer Thätigkeit zu einen, die der Nation zu ihrem wahren Vortheil gereicht.

Wird sich eine Verständigung nicht erzielen lassen, dann freilich, wer wird es der großen Partei verdenken, wenn sie zunächst von dem Rechte der Selbsterhaltung Gebrauch macht. Und gerade dann liegt ihr selbst vielleicht die größte Gefahr am nächsten, daß sie ihren Zweck verfehlt.

Denn die erste und nächste Frage bleibt uns und einem großen Theil der nationalliberalen Partei nicht der Ausbau der wirthschaftlichen Gesetzgebung,

ſondern die Vernichtung der Socialdemokratie. Noch geſtatten dieſe beiden großen Fragen die Möglichkeit eines Compromiſſes. Nachgiebigkeit auf beiden Seiten, auf unſerer Seite in der ſocialen, auf der Seite der Regierung in der wirthſchaftlichen Frage! Wäre dies ſo ganz unmöglich?

Vor allem aber nieder mit dem Socialismus! Repreſſivmaßregeln allein thuns freilich nicht, aber auch die friedlichen Mittel allein thuns nicht. Wir dürfen bei dieſen Krebsgeſchwüren nicht mehr mit Milch und Waſſer doctern. Quod medicamenta non sanant —, wir ſollten des alten Wortes gedenken. Wir müſſen unſer Haus vom Ungeziefer ſäubern, mag der Arſenik, den wir aufſtellen, vielleicht unſern Kindern gefährlich, mag der Holzeſſig, mit dem wir räuchern, uns ſelbſt unangenehm ſein. Iſt es nicht eine Schmach, daß der erſte deutſche Kaiſer, der uns Sicherheit und Ruhm nach außen gab, ſich bewachen laſſen muß, wie ein verhaßter Tyrann der alten Fabeln! Das dürfen wir nimmermehr vergeſſen. Nimmermehr! Und ſo tragen wir denn das Unangenehme, das ſich vielleicht an die Bekämpfung der inneren Feinde knüpfen wird, mit der Einſicht, daß es unvermeidbar war: nicht geduldig, ſondern der Zeit wartend, wo uns wieder eine freiere Kraftentfaltung Pflicht wird, in Arbeit und in Hoffnung.

Wahrlich, es ſind bittere und traurige Gefühle, die die Bruſt jedes Vaterlandsfreundes bewegen. In inneren Kämpfen wirft man ſich hin und her bei dieſer verworrenen Lage der Dinge. Und doch gilt es jetzt mehr als je den Kopf oben zu halten und den Muth nicht zu verlieren. So nehmen wir gern als einen Troſt das Wort, das uns jüngſt ein um die Erkenntniß und Entwickelung unſerer nationalen Idee ſeit langen Jahren hochverdienter Mann ſchrieb: „Ich bin fröhlich und voller Zuverſicht auf die Zukunft trotz allen Meuchelmordes und aller Schande, die eine verruchte Geſellſchaft über die Nation gebracht hat; das Reich muß uns doch bleiben".

3. Auguſt.

Malvaſia.

Von A. Böttticher.

Μαλέας τε κάμψας ἐπιλάθου τῶν οἴκαδε! „Wenn Du Malea umſchiffeſt, vergiß der Heimath!" ſagten die Alten. Es war und iſt noch heute ein von den Schiffern gefürchtetes Vorgebirge, denn hier ſtoßen die Strömungen zweier Meere auf einander und der Wechſel der Winde iſt hier oft ein ſehr plötzlicher und gefährlicher. Manch Einer mag hier der Heimath auf immer vergeſſen haben. Um Manchen, deſſen Gebeine hier auf dem

Meeresgrunde ruhen, mag eine trauernde Mutter jener rührenden Denkſteine einen geſetzt haben, wie ſie uns aus dem Alterthume mehrfach erhalten ſind. Da ſehen wir den Schiffer, an öde Felsküſte verſchlagen, trauernd ſitzen, vor ihm ſein Schiff, das er im Leben führte, oder wir ſehen ihn mit einem Genoſſen auf wild gethürmten Wogen kräftig mit dem Ruder arbeitend, wie ihn das Mutterauge zuletzt erſchaute, als er ſich aufmachte zur weiten, gefahrvollen Fahrt nach Maſſilia.

Ich habe Malea zweimal umfahren, das eine Mal in herrlichſtem Morgenſonnenſcheine, das andere Mal bei wunderbar ſchönem Mondlichte, beide Male aber bei glücklichſter Fahrt auf leiſer, nur im Traume athmender See. Zwiſchen den Klippen des Steilfelſens hängt eine kleine Capelle, bei der ein Einſiedler wohnt. Sein einſames Licht ſchimmerte in jener klaren Nacht weit hinaus über den Spiegel des Meeres.

Die ſüdöſtlichſte Halbinſel Lakoniens ſpaltet ſich hier in zwei Theile, die heute Elaphonniſſi, die Hirſchinſel, und Malia heißen. Wenn Bocharts Erklärung des Namens Malea richtig iſt, der ihn von dem phoinikiſchen maleath, der Kinnbacken, ableitet und dazu ha-chamór ergänzt, ſo daß der Name Eſelskinnbacken bedeuten würde, und wenn ferner die Alten das heutige Elaphonniſſi nach ſeiner Geſtalt Onugnathos nannten, was ebenfalls Eſelskinnbacken heißt, ſo muß man annehmen, daß ſchon im Alterthume die geographiſchen Begriffe und die Namen der beiden Landzungen ſich auf einander übertragen haben.

Gegenüber liegt als letzter Ausläufer des öſtlichen lakoniſchen Gebirgszuges das noch zu wenig durchforſchte Eiland der Aphrodite, Kythera, das heutige Cerigo. Nur eine Meile weit von dem Feſtlande entfernt, läßt es vom Schiffe aus, das zwiſchen beiden hindurchfährt, ſein unintereſſantes Profil deutlich erkennen.

Und nun wendet unſer Kiel nordwärts dem aigeiſchen Meere zu. Troſtloſe Oede iſt der Charakter der öſtlichen Steilküſte. Nicht ſenkrechte Wände, wie wir ſie geſtern im Oſten des lakoniſchen Golfes ſahen, ſondern ſchräge, zerklüftete Felslehnen ſteigen nach Nordweſten zu höher und höher vor uns auf. Noch hingen droben auf den höchſten Spitzen die Schleier der Morgennebel, aber bald verſcheuchte ſie die ſteigende Sonne:

„Wie wenn einſt von des großen Gebirgs hochragendem Felshaupt
Dickes Gewölk fortdrängte der Blitzaufreger Kronion;
Hell ſind alle die Warten der Berge, die zackigen Gipfel,
Thäler auch; aber am Himmel zertheilt endlos ſich der Aether.“

Unbarmherzig enthüllte eine blendende Sonne all dieſe Nacktheit und Armuth der Felsküſte; ſtundenlang glitten wir daran entlang über den

matten, regungsloſen Spiegel der See. Ein Gefühl troſtloſer Einſamkeit beſchleicht das Herz bei ſolcher Fahrt. Kein Haus, kein Baum, kein Quell! Und nun richten ſich alle Augen, bewaffnete und unbewaffnete, auf einen ſteilen Felſen, der weit ins Meer vorſpringt. Da liegen ſie ja, lange Häuſerzeilen, ſonnenbeleuchtete Kuppeln einer felsbekrönenden Stadt. Aber das Herz zieht ſich noch enger zuſammen, beängſtigender noch klopft es in der wehmüthig erregten Bruſt. Monemvaſia!

Wie ein ſchauerliches Traumgeſicht, wie ein Märchenbild ſtarrt uns eine verlaſſene Stadt an. Leere Fenſterhöhlen blicken auf uns mit erloſchenen Augen, gaſſenlang ſtreckt ziegelentblößtes, nacktes Dachgeſpärre ſeine morſchen Arme empor, tief in das Innere der Kuppeln ſchauſt du hinein durch breite Löcher, zwiſchen dem Gerippe des Dachſtuhls hindurch.

Das iſt die Stadt, die einſt dem edelſten Weine der Welt ſeinen Namen gab, dem „ſüßen Malvaſier", von dem auch unſere deutſchen Volkslieder zu erzählen wiſſen, das Lied vom jungen Zimmergeſellen, dem Künſtler, der dem Markgrafen ein Schloß von Gold und Marmelſtein baut, und auf den des Markgrafen junges Weib ein begehrliches Auge wirft:

„Trink Wein, trink Wein, jung Zimmergeſell,
Trink ſüßen Malvaſier! —
Und wenn mein Leib Dir ſüßer iſt,
So komm nur wieder zu mir!"

Gekeltert freilich hat wohl Napoli di Malvaſia, wie die Stadt von den Venetianern genannt wird, auch zu jenen Zeiten ſeiner Blüthe keinen Wein, denn dies Felsgeſtade war gewiß auch ſchon zur Venetianerzeit kahl und öde, aber es war der Mittelpunct des griechiſchen Küſtenhandels und ein Stapelplatz für die Waaren und beſonders für die edlen Feuerweine, welche die öſtlichen Inſeln zeitigten, und die ſeinen Namen annahmen.

In alten Zeiten lag die Stadt am Feſtlande, gegenüber der Inſel Minoa, war eine Kolonie des argoliſchen Epidauos und führte den Namen Epidauros Limera. Fremde Eindringlinge, wohl ſchon die Gothen unter Alarich, verdrängten ihre Bewohner, die nun die Felſeninſel durch eine lange Brücke mit dem Feſtlande verknüpften und auf jener eine neue feſte Stadt bauten, die ſie nach dem einzigen Zugange, den die Brücke bietet, Monembaſia nannten. Aber ihre Bedeutung gewinnt dieſe Stadt noch nicht in antiker Zeit, ſondern erſt im Mittelalter und zur Zeit der venetianiſchen Herrſchaft, deren Charakter ihre Ruinen tragen, ein feſtes Kaſtell auf der Spitze des Inſelfelſens und eine ebenfalls befeſtigte Unterſtadt.

Die letztere liegt zwiſchen zwei zerfallenden Schutzmauern, die am Felſen emporſteigend immer enger zuſammenlaufen. Den Mauern annähernd parallel

laufen die Hauptstraßen und wie ihr Hauptzug ein ostwestlicher ist, liegen auch die Längsaxen der Kirchen in derselben Richtung. Die größte der letzteren eine große, weiträumige Anlage, rührt offenbar schon aus der Zeit vor der Herrschaft der Franken her, ist jedoch von diesen ausgebaut, was Buchon veranlaßt hat, sie eine fränkische zu nennen. Aber das im Dreipaß geschlossene äußere Portal, mehr noch die stattliche Kuppel über der Kreuzung des Lang- und Querhauses und die Form der rundbogigen Fenster lassen keinen Zweifel daran, daß die Anlage einer älteren Zeit als dem dreizehnten Jahrhundert angehört. Freilich trägt der Thürsturz des Portales das Wappen der Villehardouins, das Ankerkreuz der Champagne, aber es ist entweder erst später in diesen Steinbalken hineingemeißelt, oder der Letztere ist erneuert worden. Das Langhaus ist durch pfeilergetragene Arcaden in ein breites Hauptschiff und zwei schmalere Nebenschiffe getheilt. Zahlreiche Grabsteine, die sich an den Bogenpfeilern befanden, sind herausgerissen und zu profanen Zwecken verwendet worden. Das mag wohl zur Zeit der Türken geschehen sein, die sich auch angelegen sein ließen, die nicht ohne Großartigkeit angelegten Malereien der Kirche zu zerkratzen oder zu übertünchen. Was noch erhalten, ist im Sinne byzantinischer Kunst, aber wohl von einem venetianischen Maler, geschaffen, wenigstens ist von den drei deutlich erkennbaren Figuren Johannes des Täufers, der Maria und des Erlösers der Letztere mit einem offenen Pelzrocke bekleidet, wie ihn die Venetianer trugen.

Nicht weit von dieser Hauptkirche liegt eine zweite viel kleinere. Nach einer an der Schauseite erhaltenen griechischen Inschrift ist sie von einem malvasischen Patricier, Andreas Likinios, gestiftet. Wenige Schritte davon liegt sein Haus, wie alle andern langsam in Trümmer sinkend. Auf einer in die Wand eingelassenen Platte steht zu lesen: „Andreas Likinios, 9. Juli".

Das vom Kaiser Andronikos gegründete und der heiligen Sophia geweihte Kloster lag oben in der Burg. Schon 1840, als Buchon Monemvasia besuchte, weilte kein Mönch mehr droben, die Archive aber und wichtige Karten waren nach Athen gerettet worden. In jenem Jahre hatte die Burg noch eine Besatzung von sechzig Invaliden unter einem Phrourarchen. Letzterer hatte damals bei der verfallenden Klosterkirche — vermuthlich mehr um verborgenen Schätzen nachzuspüren, als aus geschichtlichem Interesse — Nachgrabungen gemacht und dabei einen großen Grabstein gefunden, dessen räthselhaftes Flachrelief Buchon beschreibt, ohne es erklären zu können: In der Mitte ist ein römisches Schwert dargestellt, welches auf seiner abgerundeten Spitze steht. Unten liegen zwei Löwen einander abgewandt und richten ihre Häupter an den Rändern des Steines empor. Aus ihren Leibern wächst je eine Cypresse, über deren Wipfeln sich zwei Pfauen mit ihren Schnäbeln dem Knaufe des Schwertes zuwenden. Auch in dieser Kirche haben die Türken

gründlich aufgeräumt und die Malereien zerstört. Die Burg selbst, in der das Kloster mit seiner Kirche liegt, läßt sehr deutlich zwei, verschiedenen Zeiten angehörende, Anlagen erkennen, eine venetianische, der Unterstadt zugewendete, und eine fränkische, die den höchsten Theil des Felsens der Brücke gegenüber einnimmt und wohl auf die Epoche Wilhelm Villehardouins zurückzuführen sein wird.

Ueber die Geschichte der Stadt liegen sehr reiche Quellen vor, die um so wichtiger sind, als die Geschicke der Stadt entscheidend für das Schicksal Moreas gewesen sind. Leider ist gerade die reichste Quelle eine ziemlich unzuverlässige: dieses in der Bibliothek zu Turin befindliche Manuscript, das die Ueberschrift „περὶ κτίσεως Μονεμβασίας" führt und gewöhnlich die „Stadtchronik von Monemvasia" genannt wird, ist von Karl Hopf einer eingehenden Kritik unterzogen worden, wobei sich denn herausstellte, daß es nichts weiter, als ein dem 16. Jahrhundert angehöriges und wahrscheinlich der Feder des Gabriel Severus entstammendes Collectaneum ist, eine kritiklose Compilation aus Gelesenem, Gehörtem und wahrscheinlich auch — Erfundenem. Es war daher ein Mißgriff des streitrüstigen Fallmerayer, daß er gerade diese Chronik als Waffe für seine Ueberzeugung von der gänzlichen Slavisirung Griechenlands ins Feld führte. Nichtsdestoweniger bleibt die Handschrift für die Geschichte der Stadt selbst von Werth, denn sie enthält viele Angaben, die sich durch andere Nachrichten bestätigen lassen und daher für die Glaubwürdigkeit anderer, ihr allein angehörender Mittheilungen als Zeugen eintreten. Die andere weit zuverlässigere Quelle sind die Schriften des Phrantzes. Ein Schwager des im Jahre 1406 als Statthalter in Monemvasia residirenden Gregorios Palaiologos Mamonas, und wahrscheinlich ein Kind der Stadt, hat Phrantzes ein ganz besonderes Interesse daran gehabt, die Geschichte seines Heimathsortes ausführlich zu behandeln. Er berichtet uns, daß bereits unter dem Kaiser Maurikios (582 bis 602) die Stadt zu dem Sitze eines selbständigen Metropolitanbischofes erhoben worden sei. Von ihrer Existenz im achten Jahrhunderte berichtet uns auch eine deutsche Quelle, wenn anders die nicht in allen Ausgaben enthaltene und deshalb angefochtene Stelle, wie ich nicht zweifle, echt ist. Ein angelsächsischer Priester, der später kanonisirte Bischof von Eichstädt, St. Wilibaldus, machte in den Jahren von 723 bis 728 eine Pilgerfahrt in das heilige Land, die von einer Verwandten, einer Nonne zu Heidenheim, in lateinischer Sprache beschrieben worden ist. Dabei kommt er bei seiner Fahrt ins ägeische Meer auch nach der Stadt „Manafasia in Slavinica terra". Fallmerayer stützt auch hier mit Unrecht auf diese Stelle seinen Beweis, daß damals die ganze Peloponnes bereits ein slavisirtes Land gewesen sei, denn selbst wenn die Stelle echt ist, so finden wir doch bei der ehrsamen Klosterschwester an an-

deren Orten eine so krasse Begriffsverwirrung über die geographischen Verhältnisse des Morgenlandes, daß dieser Beweis ein sehr schwacher genannt werden muß.

Wohl aber sollte von Monemvasia der Anstoß zu der sehr vollständigen Slavisirung der Halbinsel am Ende des achten Jahrhunderts ausgehen, wenn auch nur in mittelbarer Weise. Denn im Jahre 746 brachte ein aus Süditalien kommendes Schiff die Pest nach Monemvasia, die von hier aus sich über das ganze Land ausbreitete und in den folgenden Jahren eine solche Verheerung unter den ursprünglichen Bewohnern anrichtete, daß die von Norden nachdrängenden Slavenhorden das Land verödet und wehrlos vorfanden und fast ohne Schwertstreich von ihm Besitz ergreifen konnten.

Im Beginn des dreizehnten Jahrhunderts, als die fränkischen Ritter unter Champlitte und später unter den Villehardouins Morea eroberten, blieben Nauplia und Monemvasia lange Zeit hindurch die einzigen unbezwungenen Städte. Erst unter dem dritten dieser Fürsten, Wilhelm, mußte nach Nauplias Falle auch dieses letzte Bollwerk griechischer Freiheit ausgeliefert werden. Das war im Jahre 1250. Aber der vorangehende Kampf war für den fränkischen Eroberer kein leichter; drei Jahre lag er mit seinem Landheere davor und bewarf die Mauren mit riesigen Maschinen, während auf der Seeseite vier zu seinem Beistande entsendete venetianische Galeeren die Zufuhr vollkommen abschnitten. „Wie eine Nachtigall in ihrem Käfig", waren die Vertheidiger eingeschlossen, so erzählt der unbekannte Verfasser der Chronik von Morea mit einer seiner meist höchst wunderlichen Tropen. Als man Nichts mehr zu essen hatte und selbst die Ratten alle verzehrt waren, entschloß man sich zur Uebergabe. Die drei Primaten der Stadt Mamonas, Monoiannis und Sophianos unterhandelten mit dem Franken und erlangten die ehrenvollsten Bedingungen: Beibehaltung und Fortdauer aller Güter, Privilegien und Freiheiten, in deren Genuß die Stadt von jeher war, und das Recht, ihrem neuen Landesherrn und seinen Nachfolgern nur in Seekriegen Hülfe zu leisten, und zwar gegen Soldbezug der Schiffsmannschaft und Bewilligung einer Gratification als außerordentliche Belohnung der zu leistenden Dienste. Die fränkischen Fürsten zeichnete diplomatische Klugheit nicht weniger als mannhafte Tüchtigkeit aus. Wilhelm übersah schnell, daß Monemvasias Besitz ihm nicht nur den werthvollsten Festungsplatz des Landes sicherte, sondern daß nach dem Falle dieses unüberwindlich geglaubten Bollwerkes die im Innern des Landes noch trotzenden Heerführer sich ohne weiteren Kampf unterwerfen würden. Er bewilligte und beschwor nicht allein alle diese Bedingungen, sondern fügte dem Verlangten freiwillig eine erhebliche Schenkung fruchtbaren Landes auf der Westseite der lakonischen Halbinsel hinzu. Wie er vorausgesetzt, fiel ihm hierdurch das ganze Land zu.

So behielt Monemvasia auch unter dem Regimente der Franken seine alte municipale Verfassung. Nur dreizehn Jahre blieb es in fränkischer Hand; 1263 nach der unglücklichen Schlacht bei Perlepe in Makedonien mußte Wilhelm Villehardouin es dem griechischen Kaiser zurückgeben. Phrantzes schildert nun ausführlich, wie seine Landsleute durch Bürgertugend und Anhänglichkeit an die kaiserliche Familie sich so sehr auszeichneten, daß Letztere die Stadt durch immer größere Schenkungen und Freiheiten ehrte. Und es war denn wohl die Anhänglichkeit an das rechtmäßige Oberhaupt, welche die Einwohner veranlaßte, bei dem Aufstande des Demetrios Palaiologos gegen seinen Bruder Thomas für den letzteren Partei zu ergreifen und sich, so lange es gehen wollte, gegen Landsleute und Türken gleichzeitig zu vertheidigen. Indessen vermochte das kleine Häuflein der Vertheidiger unter Manuel Palaiologos der Uebermacht der Stürmenden nicht länger zu widerstehen, und da keine andere Rettung zu erblicken war, warf man sich den Päpstlichen in die Arme. Da ward Monemvasia eine Stadt des römischen Papstes, der sie mit starkem Arme von den Bedrückern befreite und ihr italienische Gouverneurs gab, einen geistlichen und einen weltlichen. Das war im Jahre 1460. Wenige Jahre später bemächtigte sich die Republik Venedig, mit den Päpstlichen im Streite, der Veste und hielt sie als einen vorzüglichen Waffenplatz zur beständigen Beunruhigung der Türken bis zum Jahre 1540. In jener Zeit entstand außer dem venetianischen Theile der oberen Festung auch der heute noch wohlerhaltene thurmartige Brückenkopf, der den Eingang von der Festlandsseite deckt.

1540, bei dem Friedensschlusse vom 2. October, geht Monemvasia in türkische Hände über und bleibt darin volle hundertundfünfzig Jahre, bis 1690 Francesco Morosini die Stadt zur Uebergabe zwingt.

Aber nur von kurzer Dauer ist diese zweite Venetianerherrschaft, denn schon 1714 fällt die Veste wieder in die Hand des Großvessirs, ohne doch wesentlich unter dem Drucke der Fremdherrschaft zu leiden. Erst 1770, als Katharinas abenteuerlicher Plan einer politischen Wiederbelebung Griechenlands nach dem mißglückten Aufstande unter Orloffs thörichter Leitung einen kläglichen Schiffbruch erlitt, traf auch die Monemvasioten, die sich lebhaft an dem Aufstande betheiligt hatten, das harte Loos der Verbannung. Nach Spetzia, Hydra und über das Meer nach Smyrna zogen die Landsleute des Phrantzes, um ihre Häuser und ihre Habe türkischen Zuzüglern zu überlassen. 1820 beim Beginne der griechischen Freiheitsbewegungen zählt Monemvasia dreihundert türkische Familien in der Unterstadt und fünfzig in der Citadelle. Die feste Lage des Ortes und der Muth der türkischen Vertheidiger schützte die Stadt noch bis 1822, dann fiel auch dieses Bollwerk der Ostküste den Befreiern des Landes zu.

Der erste Reisende, welcher uns genauere Kunde von der zerfallenden Stadt brachte, war Buchon im Jahre 1840. Außer einer Besatzung der Citadelle von sechzig Invaliden fand er damals nur noch vierzig Familien ursprünglicher Bewohner und ebenso viele aus Kreta geflüchtete Auswanderer.

Heut ist die Stadt noch viel verlassener; die Ankunft unseres Dampfbootes mochte wohl die Mehrzahl der Bewohner hinausgelockt haben. Es war Feiertag, und festliche buntfarbige Gewänder zierten Frauen und Männer, — aber mehr als dreißig bis vierzig Menschen konnten wir in den weitgedehnten Gassen nicht entdecken.

Was mag diese Leute hier noch zurückhalten, mitten in einer Steinwildniß, in der ein mageres Ackerland, die Felder bei Viliäs, den fast zwei Stunden weit entfernten, einzig bestellbaren Boden bildet? Ist es nichts Anderes, als was den göttlichen Dulder auf der blühenden Phaiakeninsel seiner felsigen, rauhen Heimath in Thränen gedenken läßt:

„So ist Nichts doch süßer, denn Vaterland und Erzeuger,
Jeglichem, wer auch entfernt ein Haus voll köstlicher Güter,
Wo im Fremdlingslande besitzt, von den Seinen gesondert."

Nicht die trümmerhaften Reste der atheniſchen Burg, nicht Roms zerfallende Kaiserpaläste, noch Pompejis verödete Straßen haben auf mich einen so tief traurigen Eindruck gemacht, wie die leeren langen, wankenden Häuserzeilen Monemvasias mit ihren öden Fensterhöhlen, ihren lückenhaft grinsenden Ziegeldächern, zwischen deren Gespärre der Uhu und die Dohlen nisten. Dort sind es Todte, denen wir mit stiller Wehmuth in das erstarrte Antlitz blicken, hier ist es ein Sterbender, dessen Züge wir sich entstellen, den wir vor unseren Augen mit dem Tode ringen sehen. Auf Pompejis reinlich gefegtem Quaderpflaster wandelt der Besucher mit dem Eindrucke, als ginge er in einer Seitengasse des nächtlichen Neapel, als könnten diese Straßen sich in jedem Augenblicke mit einer fröhlichen Menschenmenge beleben, die ungehindert, wie in alter Zeit, in breiter Prozession zum Forum wandelte. In Monemvasia rührt sich keine Hand, um die fußhohen Ziegel- und Steinhaufen hinwegzuräumen, welche die Straßen bedecken. Nur der Wind trägt mitleidig einige Samenkörner herzu, um diese Trümmer mit den Fetzen eines fadenscheinigen grünen Tuches zu verhüllen: Disteln und Fenchelbolden und die schlanke Königskerze sprossen auf den Schutthaufen, wilde Kappern ranken sich an dem Gemäuer empor mit ihren fleischigen, dunklen Blättern und den märchenhaften, schneeigen Blüthen mit dem fragenden Staubfädenauge. Kein menschlicher Fuß betritt mehr diese Gassen, kein anderes Lebewesen, als der Fuchs, streicht über diese Schwellen. Haus reiht sich an Haus, Saal an Saal, Gemach an Gemach — Alles leer, öde, verlassen.

Langsam wendet der Dampfer sich ab, langsam verschwinden Häuser und Kuppeln, zuletzt die Citadelle. Wenn ich sie wiedersehe nach Jahren, nach Jahrzehnten vielleicht, wie viel wird dann noch davon übrig sein? Ein einziger Erdstoß, wie er den olympischen Tempel, wie er Nemea traf, und kein Stein mehr auf dem anderen.

Das Bild der verfallenden Stadt verläßt uns nicht; kein freundliches Uferbild erscheint, um den Bann zu lösen, worin es die Seele gefangen hält. Stundenlang gleiten wir an grauen, nackten Felshängen entlang bis zum Vorgebirge Trachili, dem heutigen Grenzpuncte der Provinz Lakedaimon. Zur Zeit des Pausanias lag die Grenze nördlicher bei Prasiai, unfern der an phoinikische Einwanderung erinnernden Stadt Tyros. In noch älterer Zeit hat sicherlich auch ein Theil der argolischen Kynuria zu Sparta gehört, der Landstrich, auf dessen rauhen Berghängen der fleißige Stamm der Tschakonen haust. Es ist ein Völkchen unaufgeklärter Herkunft, das sich gern als die echten Nachkommen der alten Spartaner bezeichnet, das einen eigenen, vom Neugriechischen verschiedenen, seit Thiersch' Vorgange vielbesprochenen Dialekt spricht, freilich jetzt nur noch in drei Ortschaften. Wenn die ersten Schneeflocken sich auf die Hochgebirge des Parnon herabsenken, dann greifen die Tschakonen zum Wanderstabe. Menschen und Heerden ziehen dann abwärts bis unter die Wintergrenze. Dort bleiben die Frauen, die Kinder und Greise mit den Heerden, aber die rüstige Mannschaft zieht weiter hinab in die Ebenen und verdingt sich als Arbeiter in den Korinthenfeldern, den Wein- und Olivengärten. Von dort schaut das Auge sehnsüchtig hinauf zu den beschneiten Gipfeln der Heimath; und wenn mit dem Frühling die ersten dunklen Thaustreifen die Berggrate hinanklimmen, wenn die voller schäumenden Bäche der Heimath die Kunde herabtragen: droben wird es Lenz! dann duldets den Tschakonen nicht länger unten. Von allen Seiten strömt das Völkchen zusammen, die Bergstraße hinauf nach Aghios Petros, um vereint mit Weib und Kind in die rauhe Heimat zu wandern.

Auch wir hatten in Olympia in der ersten Arbeitscampagne einen Stamm von neunzig Tschakonen, etwas über die Hälfte der damaligen Arbeiterzahl. Oft habe ich da unbeobachtet dem Gespräche gelauscht, wenn zufällig ein Wanderer vom Gebirge herabgekommen war, wenn man ihn von allen Seiten umdrängte und nach den Seinen forschte, nach den neugeborenen Lämmern nicht minder, als nach dem eigenen Familienzuwachs. „Du bist Vater geworden, Petros!" erzählt der Bote. Ein zaghafter, fragender Blick begegnet dem Worte. „Es ist eine Tochter!" „Seis das nächste Jahr ein Sohn!" ist der Glückwunsch der Umstehenden. Betrübt wendet sich der Arme der Arbeit wieder zu. Aber Janis hat einen Sohn; da ist Freude im ganzen Lager: nach Feierabend wird eine ganze Ziege gebraten und beim

Feuer Rhomaika getanzt. In wenigen Tagen wird Janis um Urlaub bitten und die schwere, harte Wanderschaft antreten durch die donnernden Gießbäche im Thal und über die beschneiten Paßhöhen des Malevo: Er muß seinen Sohn sehen!

Militärische Glossen zum Berliner Frieden.

Die Frage nach dem Grade der Sicherheit, welche die künftige Nordgrenze dem türkischen Reiche gegen einen neuen Angriff gewährt, ist füglich nicht eher zu stellen, als bis die russischen Occupationstruppen in Ausführung der Bestimmungen des Berliner Vertrages thatsächlich das ostrumelische und bulgarische Land geräumt haben werden. Erst sobald der Abzug der Russen auch aus dem rumänischen Staatsgebiet thatsächlich vollzogen ist, dürfen die Aussichten für ein neues Vordringen der Russen im Fall einer späteren kriegerischen Verwickelung mit der Türkei gewissermaßen re integra erwogen werden. Die Nordgrenze des türkischen Reiches in Europa bildet dann der Balkan vom schwarzen Meere nördlich Bergas bis zum Kosicagipfel und von dort in südwestlicher Richtung, Front gegen das bulgarische Sophia, das Plateau von Destiman. Laut den Festsetzungen des Berliner Vertrages ist die türkische Regierung berechtigt, die Grenze auf der Wasser- eben so wie auf der Landlinie zu besetzen und zu befestigen.

Voraussetzung für die theoretische Untersuchung des Werthes dieser Ermächtigung bildet das Vorhandensein eines türkischen Feldheeres, also die Annahme, daß der osmanische Staat, nachdem die zur Zeit noch in bedeutender Zahl unter dem Gewehre stehenden Streitkräfte auf einen niedrigen Friedensstand gebracht sein werden, im Stande bleibt, die Heeresorganisation so weit aufrecht zu erhalten, daß im Kriegsfall entsprechende Truppenmassen sich zusammenschließen. Die möglichen politischen Gruppirungen, das Auftreten englischer Heereskörper auf türkischer, der Wiederanschluß der Serben auf russischer Seite, endlich die Einwirkung der österreichischen Macht muß zuvörderst außer Rechnung bleiben. Ein Anderes ist es mit der Herrschaft auf dem schwarzen Meere, denn angenommen, dieselbe gelangte in russischen Besitz und gewährte die Aussicht beträchtliche Kräfte südlich des Balkan ans Ufer zu werfen, so würde der nördlichen Grenze insofern die Festigkeit genommen sein, als bei dem gleichzeitig zu erwartenden Vordringen eines russischen Heeres von Norden her zu Lande die Bedrohung der Vertheidiger der Balkanlinie im Rücken durch eine Landungsarmee sehr wirksam und gefährlich sein würde.

Wie weit dieser Besorgniß durch Befestigung der Küste nach Lage der

geographischen Verhältnisse zu begegnen wäre, mag hier Erwähnung finden, indessen darf man auf das Uebergewicht der Türken zur See zunächst auch ferner noch rechnen. Denn obgleich ihre Flotte im Kriege des vergangenen Jahres nicht ihrem guten Schiffsmaterial entsprechend gewirkt hat, so ist doch andererseits die Entstehung einer russischen Seemacht in diesen Gewässern sehr ins Unbestimmte hinausgeschoben.

Bei Burgas bildet das Ufer eine tiefe Bucht, deren Eingang eine Breite von zwei Meilen hat. Der Winkel der Bucht, an welchem Burgas liegt, ist sehr versandet, am Südrande der Bucht bei Sozopoli ist indeß ein guter Hafen. Es ist möglich, daß hier eine Befestigung der Küste ausführbar ist. Die westliche Umgebung von Burgas, welches von zwei bedeutenderen Landseen eingeschlossen ist, eignet sich, nach der Karte zu urtheilen, zur Anlage ausgedehnter Linien, hinter denen eine größere Heeresmasse Platz fände, um einen über den Balkan vorgedrungenen Gegner in seiner Flanke festzuhalten.

Die Balkanlinie selbst ist, wie die Erfahrungen des vorjährigen Krieges wieder dargethan haben, kein Hinderniß für eine entschlossene Offensive. Zu den verschiedensten Jahreszeiten, im Kampf mit Schnee und Eis, wie mit dem felsigen Gestein, haben russische Corps den Uebergang vollzogen und die immerhin beträchtliche Truppenzahl, welche die Türken zur Zeit des zweiten Balkanübergangs im December am Südfuß und in den Pässen aufgestellt hatten, konnte den Vormarsch nicht verhindern.

Die Erhebung der Gipfel, von der Küste aus nach Westen allmählich zunehmend, übersteigt nicht fünftausend Fuß und zahlreiche Pässe durchschneiden in niedrigerer Höhe das Gebirge, welches den Charakter eines deutschen Mittelgebirges im Allgemeinen bewahrt. Waldungen erschweren die Ueberschreitung außerhalb der Straßen, doch weisen die Uebergangsstellen mit wenigen Ausnahmen keine Puncte auf, die mit geringen Mitteln fortificatorisch zu schließen sind. Die Wege, wenn dieselben auch meist eine gründliche Nachbesserung für den Marsch der Truppen erforderlich machten, sind doch so häufig, daß es einer großen Anzahl von Sperrforts bedürfen würde, um die Ueberschreitung des Gebirges zu erschweren. Die Berechtigung der Pforte, die Nordgrenze Rumeliens zu befestigen, hat daher in Folge der Beschaffenheit der Balkanlinie keinen hohen Werth.

Einzelne Werke, in den Hauptpässen angelegt, könnten indeß für eine von der Donau über den Balkan zurückgehende Armee eine ähnliche Bedeutung haben, wie sie die Sperrforts im Jura an der Schweizer Grenze für den Uebergang der Armee Bourbakis auf neutrales Gebiet ausübten, indem sie den Verfolger aufhalten und zu weit ausholender Umgehung zwingen.

Der Etropolbalkan, dessen Ueberschreitung den Russen so erhebliche Schwierigkeiten verursachte, fällt außerhalb der neuen Nordgrenze und mehr-

fach ist geäußert worden, daß mit der Zurückbiegung der Linie nach Südwesten die Sicherung überhaupt eine Täuschung sei.

Diese Auffassung erscheint nur insofern begründet, als die Vertheidigung der Uebergänge des Etropolbalkan vielleicht geringere Kräfte erfordert, als die Sperrung der Hochfläche, welche die Wasserscheide zwischen Isker und Maritza bildet. Indessen auch nach Besetzung von Sophia zu Beginn dieses Jahres zögerten die Russen dennoch nicht im gewaltsamen Vorgehen durch die mittlere Strecke des Balkan, welcher noch durch ein türkisches Heer gedeckt wurde und die Ueberschreitung des Gebirges in der Richtung von Sophia nach Tatarbajardjyk im Maritzathal auf den Straßen über Ichtiman und Samakow erfolgte nicht ohne Kampf. Die Straße von Sophia nach Ichtiman führt nach Ueberschreitung des Isker in ein enges Defilee und steigt unter ähnlichen Verhältnissen vom Plateau zur Maritza hinab. Die südliche Straße von Samakow über Banja bietet geringere Schwierigkeiten. Die weitere Fortsetzung der türkischen Nordgrenze bis zur neuserbischen westlich Köstendil kommt in Bezug auf die Landesvertheidigung nicht in Betracht, da die Richtung von Operationen von Norden durch das Strymonthal nach der Küste ausgeschlossen erscheint und das Maritzathal gegen eine Invasion von Südosten durch das hohe Rhodopegebirge geschützt ist. Die Hochfläche von Ichtiman und die Gegend von Banja gewinnt daher eine erhebliche Bedeutung und die Frage der Befestigung beider Straßenzüge muß ins Auge gefaßt werden.

Allein bevor ein neuer russisch-bulgarischer Angriff von Sophia, also von Nordwesten her, gegen Adrianopel eintreten kann, muß der Verlauf des vorhergegangenen Feldzugs ein ähnlicher gewesen sein, wie der des letzten Jahres. Es müssen nördlich des Balkan eine Reihe von Operationen stattgefunden haben, die mittleren Pässe (Schipka und Slivna) müssen noch als stark von den Türken besetzt angenommen werden und ein Vorgehen der Russen östlich dieser Pässe durch besondere Umstände ausgeschlossen sein. Diese besonderen Umstände lagen im vergangenen Jahr in dem Vorhandensein der Festungsgruppe Rustschuk, Schumla, Silistria, Warna, welche der türkischen Ostarmee als Stützen dienten und ein Vorgehen des russischen Dobrudschacorps hinderten. Ferner kam in Betracht, daß die große Heerstraße auf Sophia zur Winterszeit den Gebirgsübergang noch am leichtesten gestattete und schließlich konnte man nach dem Falle von Plewna vollends auf die Unfähigkeit der türkischen Ostarmee zur Offensive rechnen. Im anderen Falle würde das weite Ausholen der Umgehung, wie diese sich im Marsch auf Sophia darstellt, schwerlich gestattet gewesen sein und ein entschlossenes Vorbrechen der türkischen Ostarmee von Schumla und Rasgrad nach Tirnowa in Verbindung

mit der Vertheidigung des Etropolbalkan die Russen bald zur Umkehr von jener Bewegung gezwungen haben.

Durch den Wegfall der Festungen nördlich des Gebirges, gemäß den Bestimmungen des Berliner Vertrages, gestalten sich die Aussichten für die Operationsrichtung in einem späteren russisch-türkischen Kriege aber völlig anders. Was die Türken betrifft, vorausgesetzt, daß sie eine geeignete Feldarmee besitzen, so wird es sich im Beginn des Feldzuges nicht um die einfache Vertheidigung der Balkanlinie handeln dürfen. Die bulgarische Miliz wird ihnen den Vormarsch über das Gebirge nicht verwehren und es wird dann zwar nicht auf die Verhinderung, aber doch auf die Ausnutzung der Schwierigkeiten des nothwendigen Donauüberganges der Russen ankommen. Eine Entscheidung des Feldzuges schon in Bulgarien herbeizuführen, wird durch den Wegfall der genannten Festungen allerdings sehr schwierig gemacht. Trotzdem wird die Verlegung des Kriegsbeginns auf die Nordseite des Balkan von den Türken erstrebt werden müssen. Die Vertheidigung des Gebirges bleibt dann noch in zweiter Linie.

Was die Richtung betrifft, in welcher die Russen ihren Angriff führen konnten, so fällt nunmehr ein wesentlicher Grund fort, welcher bisher einen Uebergang über die untere Donau und ein Vorgehen mit den Hauptkräften auf der kürzesten Linie gegen Constantinopel erschwerte. Silistria, Schumla, Warna, welche auf dieser Linie zu bezwingen waren, fallen nach dem Plane fort und die untere Donau wird durch Schleifung von Silistria und der kleinen Festungen frei für die Nachfuhr. Ein Vormarsch durch die Dobrudscha und längs der Donau in Richtung auf den östlichen Theil des Balkan erscheint nicht mehr so schwierig wie zuvor, wo die Herrschaft über das schwarze Meer als Bedingung für die gesicherte Zufuhr gelten mußte. Ein Uebergang über die untere Donau ist um so mehr für die Russen angezeigt, als sie ja Herren des nördlichen Ufers werden. Welche weiteren Combinationen durch das Verhältniß zu Rumänien eintreten können, entzieht sich der Schätzung. Gutwillig werden dieselben sicherlich nicht zu Bundesgenossen der Russen werden. Für die Frage der möglichen Richtung des Vormarsches der Russen ist diese Frage auch gleichgültig, denn wie angedeutet, ist die Wahl der kürzesten Linie auf Constantinopel die wahrscheinlichste. Es wird daher der Türkei ein Ersatz des Festungsvierecks wünschenswerth sein und dieser dürfte wohl oder übel in der Sperrung der östlichen Gebirgsstraßen und in der Errichtung eines verschanzten Lagers bei Burgas liegen.

Die Bedeutung von Adrianopel als einer auszubauenden Festung ist durch den Wegfall von Schumla, Warna und Rustschuk ebenfalls wesentlich verändert worden. Im vergangenen Kriege lag die Hauptstärke der Stellung in der Schwierigkeit, welche die Ueberschreitung der Thalniederungen der

Maritza und Tundscha an ihrem Zusammenfluß einem von Nordwesten anmarschirenden Gegner bot. Der Vormarsch einer feindlichen Armee von Norden her über den Sliwnopaß konnte nicht füglich vor der Bezwingung von Schumla erfolgen.

In diesem Sinn war das befestigte Lager im Lauf des vorjähriges Feldzuges angelegt worden und selbst nach der voreiligen Räumung der Stadt durch die Türken konnte die Behauptung der auf dem linken Tundschaufer angelegten Werke nunmehr mit der Front gegen die Stadt das Vordringen der Russen wenigstens so lange aufhalten, bis eine Umgehung der Stellung nach Ueberschreitung der Tundscha viel weiter nördlich wirksam wurde.

Dennoch vermochte Adrianopel, als große Festung ausgebaut, den Vormarsch durch Thracien gegen die Hauptstadt aufzuhalten. Die Landzunge, an deren Endspitze dieselbe gelegen, wird in letzter Reihe durch die starken Linien von Tschataldja auf der ganzen Breite zwischen Marmara und dem schwarzen Meere, sobald überhaupt noch eine Feldarmee vorhanden ist, kräftig geschützt werden können.

Von der inneren Verfassung des türkischen Reiches in Europa hängt somit die Frage einer selbständigen Landesvertheidigung ab. Und in dieser Hinsicht erscheinen die vorstehenden Betrachtungen allerdings müssig, denn der nächste Orientkrieg wird entweder zwischen Oesterreich und Rußland spielen, oder von beiden gegen fremde Helfer der Türkei gefochten. Als selbständige kriegführende Partei ist die Türkei fürderhin nicht leicht denkbar.

Ein wohlgemeintes Buch.

Von W. Lauser.

Der Verfasser von „La Novela de Luis“, Herr S. de Villarminio, hat zwar an die Spitze seines Werkchens die Worte Montaignes: „Je n'enseigne pas, je raconte“ als Wahlspruch gesetzt. Er wird uns aber schon zu gut halten müssen, wenn wir gleich von vornherein seine Novelle mehr für das Werk eines Volkslehrers als eines volksthümlichen Erzählers erklären und das besondere Verdienst desselben nicht in dessen künstlerischer Form, über welche er selbst keiner Täuschung sich hinzugeben scheint, sondern in den hier entwickelten Lebensanschauungen und Grundsätzen finden.

Der Held unserer Novelle, Luis Valdes, ist der Sohn eines spanischen Handelmannes, der als praktischer und selbständig denkender Mensch seinen Erben zur Erziehung nach Deutschland schickt. Und zwar soll derselbe gleichfalls zum Handelsmann herangebildet werden, nicht, wie die Mutter meint, zum Advokaten, weil an solchen schon Ueberfluß in Spanien sei, nicht zum

Beamten, weil in Spanien auf Tüchtigkeit und Pflichterfüllung nichts, auf Parteistellung alles ankomme, und nicht zum Schriftsteller, weil es in Spanien weder Freiheit der Presse, noch des Unterrichts, noch des Gewissens gebe. Als die Mutter sah, daß der Entschluß ihres Gatten unwiderruflich sei, betete sie häufiger und inbrünstiger als zuvor zu dem wunderthätigen Bilde in ihrem Schlafgemache, indem sie flehte, ihr Sohn möge bald gesund und unberührt von der Ketzerei zurückkehren, und gelobte, ins Kloster zu gehen, wenn ihr der Himmel diese Gnade gewähre.

Nach dem plötzlichen Tode seiner Eltern wird Luis in dem Hause eines Freundes, Felipe de Aguilar, aufgenommen und von diesem, der die Last der Vormundschaft schwer empfindet, so bald als thunlich nach Deutschland entlassen.

Die Episode des Aufenthalts bei Felipe dient unserem Novelliſten eigentlich nur als Mittel, um uns „die Verkörperung der guten und schlechten Eigenschaften der spanischen Nation" zu schildern. Felipe besitzt zwar ein gutes Herz und einen klaren Verstand; er ist aber ungebildet, in der Politik Absolutist, weil er als solcher der sogenannten guten Gesellschaft wohlgefällig ist; Kunst, Wissenschaft, sociale Fragen nennt er „Musik"; im Privatleben ist er von dienstfertigem, munterem Wesen.

Der Charakter Felipes erpreßt unserem Moralisten folgende allgemeine Betrachtung: „Wenn wie in Spanien die Aufgeklärten an nichts als ans Genießen denken, ohne sich um eine gute Verwaltung der allgemeinen Interessen zu kümmern, wenn Alles, was die weltlichen Dinge betrifft, ausschließlich Aufgabe der Regierung, Alles, was die Moral angeht, Monopol der Kirche sein soll, so ist es natürlich, daß der in solchen Ideen erzogene Mensch Alles diesen beiden Verwaltern seiner Handlungen und seines Gewissens überläßt; so ist es logisch, daß er sich als von jeder Verantwortung für das Loos seiner Nation frei betrachtet. Darf es da Wunder nehmen, daß das Privatleben in einer so gestalteten Gesellschaft heiter und leicht ist, da Niemand an etwas Anderes denkt, als das Leben angenehm zu verbringen? daß das nationale Leben dafür unerträglich ist, da es nur Anarchie oder Despotismus ermöglicht?"

In Deutschland empfängt Luis jene Erziehung, welche, den Leib kräftigend und den Verstand bildend, Männer schafft, die vielleicht im Salon nicht sehr fein sich ausnehmen, dafür aber tüchtig für das Leben und die menschliche Gesellschaft sind. Fühlt er sich schon etwas dadurch gedemüthigt, daß seine Schulkameraden von Spanien kaum etwas Anderes zu hören erwarten, als Berichte über Guitarrenspiel, Fandango, Stiergefecht, Pronunciamentos, Räubergeschichten, so betrübt es ihn noch mehr, aus den wissenschaftlichen Vorträgen und Gesprächen, denen er anwohnt, zu ersehen, wie gering

seit drei Jahrhunderten Spaniens Antheil am allgemeinen Fortschritt gewesen. „Auf so vielen glänzenden Seiten unserer nationalen Geschichte keine nützliche Entdeckung wie diejenige des Compasses, der Buchdruckerei, der Uhr, des Barometers, der Verwendung des Dampfes; unter so vielen berühmten Namen kein Lavoisier, kein Galilei, kein Harvey, kein Humboldt, kein Liebig, kein Buckle!"

Die Eindrücke, welche Luis in dem Geschäft und dem Hause eines wackeren deutschen Kaufmanns empfängt, in das er zu seiner weiteren Ausbildung eingetreten, sind folgendermaßen zusammengefaßt: Wenn er auch den gesellschaftlichen Verkehr nicht so frei und natürlich fand wie in Spanien, und wenn er auch umsonst bei den deutschen Mädchen die natürliche Begabung und Anmuth der Andalusierinnen suchte, so mußte er um so mehr das geordnete und tugendhafte Leben der ungeheuren Mehrheit der deutschen Familien bewundern, und konnte er nicht aufhören, jene andere Poesie zu schätzen, die nicht aus den Umständen, welche uns umgeben, noch aus denjenigen, welche der Schauplatz unserer Handlungen darbietet, sondern aus unseren Handlungen selbst entsteht: die Poesie der Ordnung und der Pflichterfüllung.

Auf seiner Rückkehr aus Deutschland thut Luis auch noch einen Einblick in das englische Leben. Er nimmt an gewissen Excentricitäten der Engländer keinen Anstoß, sondern erkennt auch in ihnen nur eine Unabhängigkeit des Charakters, welche sich mit der tiefsten Achtung vor den Gesetzen verträgt, während in Spanien gerade das Gegentheil, namentlich in religiösen Dingen, der Fall ist. „Alles, was sich hier von der gewöhnlichen Lebens- und Anschauungsweise entfernt, erregt Skandal, während die wahrhaft skandalöse Nichtbeobachtung der Gesetze Niemand überrascht." „In England wie in Deutschland hängt der Fortschritt nicht davon ab, ob die Regierungen gut oder schlecht sind, sondern er ist das Ergebniß der Energie der Nation und ziemlich unabhängig von der Regierung." Im Allgemeinen findet er die Ueberlegenheit der angelsächsischen Race über die lateinische darin begründet, daß bei jener Alles Wesen und Innerlichkeit, bei dieser Alles Form und Aeußerlichkeit ist. Im Norden wird in der Industrie das Solide und Praktische dem Eleganten vorgezogen, auf dem Gebiete der Intelligenz werden die Bücher mehr nach ihrem Inhalt als nach der schönen Form geschätzt, in der Politik von den Staatsmännern weniger Ehre und Loyalität im Munde geführt, dafür aber auch weniger die Pflichten verletzt ...

Nach kurzem Aufenthalt in Frankreich verläßt Luis dieses Land, das ihm durch viele Züge das Bild der Heimath in lebhafte Erinnerung bringt, mit einem ähnlichen Gefühl, das „eine liebenswürdige und geistreiche Person einflößt, deren Verkehr uns anzieht und anmuthet, deren Leichtfertigkeit uns

sie jedoch nicht achten läßt". Unterwegs überläßt er sich dem süßen Traume, während seiner Abwesenheit habe sich Spanien mehr und mehr jenen Nationen genähert, die er soeben besucht und kennen gelernt. Daß es aber noch Pyrenäen giebt, welche Spanien vom übrigen Europa scheiden, erfuhr er aufs Schmerzlichste, als man ihm an der Grenze bedeutet, daß verschiedene, von Priestern angeführte Carlistenbanden die Bahn zerstört hätten, und daß der zu ihrer Verfolgung ausgesandte Chef, ein Absolutist, im Begriff sei, mit seinen Truppen zu ihnen überzugehen.

In dem Briefwechsel mit seinem deutschen Freunde Wilhelm drückt er später zwar seine Freude darüber aus, sich wieder unter einem munteren Volke zu bewegen, dessen leichtes Blut einen sichtlichen Gegensatz zu dem Ernst und Phlegma des Nordens bilde. Er erfreut sich wieder an den klaren Umrissen, in denen sich Bäume, Berge, Gebäude von dem heiteren Himmel des Südens abheben. Die andalusischen Häuser mit ihren glänzenden Marmorhöfen, die mit herrlichen Blumen geschmückt und durch murmelnde Brunnen erfrischt sind, entzückten ihn wieder, wie in seiner Jugendzeit. Und der vertrauliche, natürliche Ton in der spanischen Gesellschaft gefiel ihm besser, als die Förmlichkeit im Norden. Um so mehr aber mißfiel ihm die Wahrnehmung, daß bei der weitestgehenden gesellschaftlichen Gleichheit Niemand sich in geistiger Beziehung von den gewohnten Anschauungen entfernen durfte, daß die für alle menschlichen Schwächen nachsichtige Gesellschaft gegen alle selbständigen Denker unnachsichtig, daß allenthalben noch Spuren des inquisitorischen Geistes der Vergangenheit vorhanden waren.

Luis gründet sich einen häuslichen Herd, an welchem eine gleichgesinnte Gattin, die er ohne Liebesroman geheirathet, sein ganzes Glück bildet. Da bricht die Revolution von 1868 aus, die ihm ernster und verführungsvoller erscheint, als alle früheren, besonders weil sie die Cultusfreiheit proclamirt. Allein bald muß er sich zu seinem Schmerz überzeugen, daß bei den Meisten hinter der revolutionären Begeisterung sich nur das alte spanische Uebel der Aemtersucht verbirgt, und daß diejenigen, die nicht unmittelbar von der Politik leben, in völliger Gleichgültigkeit verharren. Luis fängt an zu glauben, daß der sittliche Verfall in Spanien größer sei, als in irgend einem anderen civilisirten Lande, und er zieht sich immer mehr auf den engsten häuslichen Kreis zurück. Nachdem ihm seine Gattin zwei Kinder geschenkt, liebt er es, mit dieser alle Fragen durchzusprechen, die die Volkserziehung im weiteren Sinne betreffen. Er bedauert namentlich den Mangel einer tüchtigen, von religiösen Vorurtheilen freien Volksliteratur. Trotz aller Vorzüge, die er dem sympathischen Schriftsteller Fernan Caballero zuerkennt, erscheint es ihm, als ob derselbe sein Talent nur zu verwenden gesucht habe, um die lächerlichsten und schädlichsten Vorurtheile zu befestigen. „Fernan Caballero hätte

unſere Vaterlandsliebe, ohne unſere Geringſchätzung alles Fremden zu ſteigern, ermuthigen, er hätte den Intereſſen der katholiſchen Kirche, ohne die Andersgläubigen als Verworfene darzuſtellen, dienen, er hätte das viele Gute der Vergangenheit preiſen können, ohne die Geſittung der Gegenwart zu verhöhnen; aber ohne Zweifel ſagte ihm ſein Verſtand, daß dann ſeine Schriften nicht ſo beliebt würden."

Endlich folgt Luis, trotz der Abmahnung ſeiner Frau, dem unwiderſtehlichen Drange, in einem Buche mit dem Titel: La novela de Luis ſeine Reformideen niederzulegen. Ueber den Mangel gründlicher Studien und literariſcher Bildung tröſtet ihn das Bewußtſein des moraliſchen Zweckes. Empfindlicher aber als die ſcharfe Kritik, welche ſeine Landsleute an ihm übten, waren ihm die perſönlichen Verfolgungen, denen er nun als Geſchäftsmann und Familienvater ausgeſetzt war. Man untergrub ſeinen Credit durch die Verleumdung, Politik und Literatur laſſen ihn ſein Geſchäft vergeſſen. So entſchloß er ſich, mit ſeiner Familie auf das Land zu ziehen. Hier wurde er zum Lehrer ſeiner Nachbarn, die er aus ihrem Geiſtesſchlafe aufrüttelte und den Segen der Arbeit begreifen ließ. Allein vor der Zeit wurde ſeine Geſundheit durch die Anſtrengungen erſchüttert, die er um des allgemeinen Beſten Willen auf ſich nahm. Vor ſeinem Ende noch erlebte er die Freude des Wiederſehens mit ſeinem deutſchen Freunde Stein, zu dem er ſterbend ſpricht: „Um ſich über die Mittelmäßigkeit zu erheben, ſei es in Erforſchung der Wahrheit wie der Gelehrte, ſei es durch Inſpiration wie der Künſtler, bedarf es Eigenſchaften, die Wenigen verliehen ſind; um ſich zu bilden, um gerecht zu ſein und für das allgemeine Wohl zu arbeiten, bedarf es nur des Willens. Die Erkenntniß dieſer ſo einfachen Wahrheiten zu verbreiten, war meine Lieblingsaufgabe, das Streben meines kurzen Lebens. Gleich dem edeln Ritter aus der Mancha, der, verlaſſen und beſiegt, ausrief: „Dulcinea iſt das ſchönſte Weib der Welt, meine Untüchtigkeit beweiſt nichts gegen dieſe Wahrheit", ſo erkenne ich meine Untüchtigkeit, jenes Streben zu erfüllen, aber wie er rufe ich aus: ‚meine Untüchtigkeit beweiſt nichts gegen die Wahrheit und Erhabenheit meines Strebens'."

Der novelliſtiſche Reiz dieſes Buches iſt, wie wir gleich Eingangs bemerkt haben, ein ſehr dürftiger, und er wird auch nicht ſonderlich dadurch gehoben, daß neben dem Schickſale Luis' noch der Bericht vom Looſe einer Art von Antagoniſten deſſelben herläuft, welchen die augenblickliche Verſtimmung gegen die Regierung und der Groll über eine verſchmähte Liebe in das Carliſtenlager treibt. Was den Gedankeninhalt der Schrift angeht, ſo zeichnet ſich derſelbe auch nicht eben durch beſondere Tiefe und Neuheit aus. Dagegen iſt es in hohem Grade intereſſant, von einem Spanier ſo vorurtheilslos und kühn die Krebsſchäden ſeines nationalen Lebens bloslegen und ebenſo

die Utopien der Revolutionäre wie die Sünden der klericalen und politischen Reactionäre verdammen zu sehen. Wir wollen nicht entscheiden, ob Spanien wirklich damit viel geholfen wäre, wenn man es an die Quellen des germanischen Geistes führt, aus welchen unser Verfasser sich stärkt und erfrischt; aber einen Fortschritt zum Besseren müssen wir schon in der Thatsache erkennen, daß Jemand den Krieg gegen jenen Españolismo zu erklären wagte, welcher nur von dem Ruhme der Vergangenheit zehren und alles Fremde, eben weil es fremd ist, in die Acht erklären möchte. Und schließlich dürfen wir Deutsche die Höflichkeiten, die hier unserem Vaterlande gesagt werden, um so dankbarer quittiren, je weniger man uns in dieser Beziehung verwöhnt hat.

Zu Jahns Gedächtniß.

Am 11. August sind es hundert Jahre, daß der Turnvater Friedrich Ludwig Jahn geboren ward. Wie man auch immer über ihn und seine Bestrebungen denken mag, immerhin gehört seine merkwürdige Figur mit zur Signatur jener großen Zeit.

Jahn war ein Pastorssohn aus der Priegnitz und hatte in Halle, Göttingen und Greifswald Theologie und Philologie studiert. Auf seinen Wanderungen durch Deutschland und als Lehrer in Berlin hatte er seine Idee, das Turnen zu einem wesentlichen Bestandtheil der deutschen Erziehung zu machen, weiter ausgebildet, und im Jahre 1811 seine erste Turnanstalt auf der Hasenhaide eröffnet, da wo sich jetzt sein Erzbild erhebt auf einem Steinhügel, zu dem fast alle Länder Deutschlands das Material gesandt haben. Nach seiner Heimkehr aus den Freiheitskriegen, in denen er tüchtig das Seine that, erhielt er eine öffentliche Staatsstellung als Turnlehrer. Die schändliche Demagogenhetze, die den Karlsbader Beschlüssen folgte, brachte indeß auch ihm Verderben. Als er nach langer Festungshaft endlich im Jahre 1825 freigesprochen wurde, ward ihm verboten in einer Universitäts- oder Gymnasialstadt zu wohnen; die Hauptstadt und ein weiter Umkreis waren ihm vor allen andern untersagt. Seitdem hat er mit einer kurzen Unterbrechung, da er abermals politisch verbannt ward, in Freiburg an der Unstrut gewohnt. In dem prächtigen Städtchen, das mitten in seinen weinbekränzten Bergen, mit seinen Thürmen und Mauern, seiner alten Herrenburg uns an die Ufer des Rheins versetzt, ist er in seinem hübschen Häuschen an der Berglehne, an dem der Wahlspruch des Turnens angebracht ist, in hohem Alter verschieden, als Vierundsiebziger, nachdem er noch vier Jahre zuvor im Frankfurter Parlament gesessen hatte, er, der „Demagoge", auf der äußersten Rechten.

In Freiburg ist sein gastliches Haus für das nordische Deutschland etwa das gewesen, was das Haus Justinus Kerners dem deutschen Süden war, eine Herberge und ein Wallfahrtsort der Studenten, Turner und jungen Enthusiasten. Wie in seinen Mannestagen, so zählte er auch im Alter unter der Jugend seine dankbarsten und treuesten Verehrer, die zu dem alten, mit dem eisernen Kreuze geschmückten Herrn schüchtern hinaufsahen.

Jahns Persönlichkeit gehörte zu den populärsten Gestalten der Befreiungszeit. In unseren nüchternen und verständigen Tagen freilich wäre sie unmöglich gewesen. Wir würden dem Manne, der allen Ernstes rieth, gegen den Erbfeind im Westen eine künstliche Hecke zum Schutz anzulegen, ohne Zweifel eine Dosis Narrheit nicht absprechen; damals aber sah die Jugend unseres Volkes einen großen Lehrer in ihm und einen weisen Mann. Das Reckenthum und der ungeschlachte Teutonismus, der in gewissen Kreisen die feine Sitte des vorigen Jahrhunderts verdrängte, stand auf seinen Schultern; für allerlei unklare patriotische Träumereien hat man ihn mit Recht verantwortlich gemacht. Aus seinem deutschen Volksthum, aus seinen Runenblättern und „Merken", die er in einem wunderlichen und phrasenhaften Deutsch zusammenschrieb, holten sich die Studenten die Kernsprüche, mit denen sie ihren Patriotismus nährten; der breite, offene Hemdkragen und die sogenannte altdeutsche Tracht gingen von ihm aus oder fanden in ihm ihre Stütze. Um ihn sammelte sich das gesammte Deutschland, das, unbekümmert um den wirklichen Zustand der Dinge, das Ideal des deutschen Volkes in den Urgermanen des Tacitus sah.

Kann nun sein Einfluß, der durch eine markige und kraftvolle Persönlichkeit wesentlich unterstützt ward, in vieler Beziehung nicht gerade gepriesen werden, so darf man seine Bedeutung im guten Sinne auch nicht unterschätzen. Wenn er auch keine fruchtbaren Gedanken in unsere Jugend warf, so hat er doch das Seine gethan, eine mannhafte Gesinnung in ihr zu wecken, so weit sich dies durch das Bewußtsein körperlicher Kraft und Geschicklichkeit, die eine Folge des Turnens sind, erreichen ließ. Auf den alten Grundsatz, daß in einem gesunden Körper ein gesunder Geist wohne, gründete er seine Regeneration des deutschen Volksthums. Durch sein persönliches Beispiel, durch die That wußte er seiner Lehre Nachdruck zu geben, durch ein fünfjähriges Martyrium, durch thörichte Verfolgungen der Reaction hob sich die Bedeutung seiner Person, und bis zu seinem Tode ist er der Mittelpunct einer großen Einheit gewesen, die für die Weiterentwickelung unserer nationalen Geschicke von höchstem Werthe gewesen ist.

Wir lächeln heute über diese Turner- und Schützenfeste wie über harmlose Thorheiten der Jugend, und haben oft ganz vergessen, daß Jahrzehnte lang das allgemeine Bedürfniß unseres Volkes nach einer großen Staats-

einheit allein in ihnen seinen Ausdruck fand. Auf ihnen haben sich der Norden und der Süden zum erstenmale brüderlich die Hand gereicht, auf ihnen ward das gegenseitige Verständniß angebahnt, auf ihnen ward die Gefühls- und Interessengemeinschaft, die die deutschen Stämme verbindet, mehr und mehr erkannt und gefördert, und so gebührt auch dem wunderlichen Alten mit dem mächtigen Barte sein Plätzchen unter denen, die sich um unsern neuen Staat gut verdient gemacht haben.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Dresden. Pastor Sulze bei den Socialdemokraten. — Schon Dahlmann hat einmal mit Recht die Frage aufgeworfen, ob man eine Kirche in Wahrheit die herrschende nennen könne, von der sich die besten Geister der Nation abwenden, der der denkende Theil des Volkes zweifelnd und ablehnend gegenübersteht. Daß der Versuch, durch den dogmatischen Christenglauben Eindruck zu machen auf die socialdemokratisch gesinnten Elemente im Staate mißlingen mußte, konnte man sich auch ohne das Scheitern der stöckerschen Agitation voraussagen. Um hier irgend eine Wirkung zu erzielen, dazu fehlte der reactionär kirchlichen Partei eben die Autorität der Bildung und des fortschreitenden Strebens nach Erkenntniß. Die christliche Religion wird sich an der Bekämpfung des Socialismus nur dadurch betheiligen können, daß sie, wenn nicht ausschließlich, so doch vorherrschend, ihre ethischen Grundlagen hervorkehrt, die Elemente also, welche ihre Verbindung mit der mächtigen Zahl derer vermitteln und aufrecht erhalten, denen es nicht mehr möglich ist, ihren Lehrsätzen zuzustimmen. Sie wird vom Dogma zunächst ganz absehen müssen, auch werden sich ihre Vertreter des üblichen geistlichen Jargons, der veralteten und geschmacklosen Ausdrucksweise, des ganzen specifisch theologischen anspruchsvollen Gebahrens thunlichst enthalten müssen, wenn sie anders auf erfolgreichen Eindruck rechnen wollen. Frei auch von dem Scheine geistlichen Hochmuths und geistlicher Selbstüberhebung, in einfacher und klarer Sprache, durchdrungen von den sittlichen Wahrheiten des Christenthums, werden auch sie hoffen dürfen, erfolgreich mitwirken zu können an der großen inneren Mission, die in dieser ernsten Zeit uns allen auferlegt ist. Nur so, aber auch nur so ist Aussicht auf Gewinn vorhanden. Brechen diese Volkslehrer nun in diesem Sinne mit den veralteten Traditionen der theologischen Lehrweise, wer möchte zweifeln, daß sich die weltumgestaltende Kraft dieser Religion nicht auch hier siegreich zeigen müßte. Daß man

auf diesem Wege einander näher kommen könnte, das hat doch das Auftreten des freigesinnten Pastor Sulze in einer zahlreich besuchten Socialistenversammlung schon recht tröstlich bewiesen. Pastor Sulze hatte sich gelegentlich über Büchners Kraft und Stoff abfällig geäußert, eine Schrift, die, wie man weiß, in socialistischen Kreisen für ein unwiderlegliches Evangelium gilt. Darauf hin hatte ihm brieflich der Vorstand des hiesigen Vereins für geistigen Fortschritt und Führer der socialdemokratischen Partei seine Mißbilligung ausgesprochen, indem er zugleich behauptete, daß Pastor Sulze wohl nicht wagen werde, für sein Urtheil über Büchner den Beweis in Gegenwart der socialdemokratischen Partei abzugeben. Auf die Erklärungen des Angegriffenen, daß er wohl dazu bereit sei, wenn ihm ruhiges Verhalten in der Versammlung garantirt würde, hatte denn der Vortrag, der übrigens seitdem auch im Druck erschienen ist, stattgefunden. Das Thema war heikel und schwierig genug: die Autorität des Buches brechen, das war die Aufgabe, die von Sulze in ganz trefflicher Weise gelöst ward. In der einfachsten Sprache, ohne alle religiöse Tiraden, völlig klar und leidenschaftslos setzte er der Versammlung, die gespannt zuhörte, die Gründe auseinander, warum er Büchners Schrift für ein wissenschaftliches Werk nicht zu halten vermöge. Er hielt sich streng innerhalb der Grenzen seiner Aufgabe, ohne vorlaute Propagandagelüste religiöser Art, schlicht, sachlich und bescheiden. Erst kurz vor dem Schlusse seiner Rede zog er einige Folgerungen allgemeinerer Natur, die sich ungesucht ergaben. Ich brauche hier Ihren Lesern Sulzes Gründe gegen Büchner als Gelehrten nicht mitzutheilen: nur die Wirkung derselben auf die socialdemokratischen Hörer ist uns von Interesse. Da war denn zu bemerken, daß der Vortrag mit großer Ruhe und Aufmerksamkeit angehört ward, daß ihm sogar einige Beifallsrufe folgten, daß auch die Debatte trotz aller Lebhaftigkeit in den Schranken blieb, die eine Verständigung möglich machten. Wie sich voraussagen ließ, war es Sulze freilich nicht gelungen, die materialistischen Anschauungen seines Auditoriums mit einem Hauche über den Haufen zu werfen. Aber wenn auch der Vorsitzende seinerseits seinen Standpunct festhielt, so mußte er doch bekennen, daß man einander einigermaßen näher gekommen sei. Und das ist doch immerhin ein bemerkenswerthes und erfreuliches Resultat. Sulze hat einen guten Anfang gemacht, und es ist zu wünschen, daß er selbst auf dem betretenen Wege eifrig fortfahre, daß sein Beispiel aber auch in den anderen Gegenden, die über freigesinnte Theologen zu verfügen haben, Nachfolge erwecke. Auf diese Weise wird auch unsere Geistlichkeit, ohne sich in den Kampf der Parteien zu mischen, was nicht ihres Amtes ist, ihr dankenswerthes Scherflein beitragen können zur Lösung der drohenden Frage, welche die Ereignisse soeben scharf auf die Kante gestellt haben.

Aus Stuttgart. Die württembergischen Wahlen. — Unser Wahlkampf hat insofern einen befriedigenden Ausgang genommen, als die Volkspartei gänzlich unterlegen, ihr reichsfeindlicher Feldzug vollständig verunglückt ist. Da es keiner besonderen Anstrengungen bedurfte, die Socialdemokraten von unserer Vertretung im Reichstag fernzuhalten, kam es um so mehr darauf an, ihre Gesinnungsgenossen und Fürsprecher aus derselben zu beseitigen. Dies ist gelungen, und wenn der König Karl in seiner Antwort auf die Adresse der Deutschconservativen dem Bürgerthum den Rath ertheilte, fest „gegen die Demokraten" zusammenzustehen, so ist das Bürgerthum diesem Rathe bestens nachgekommen, es hat die Demokratie beider Schattirungen aus dem Felde geschlagen. Freilich ist dies nur in einem harten Wahlkampfe möglich gewesen, der die Demokratie noch immer als einen numerisch nicht verächtlichen Gegner erscheinen ließ. Karl Mayer hatte sein Möglichstes gethan, um die demokratische Agitation durch das ganze Land zu tragen und das schwäbische Volk Mann für Mann zum Widerstand gegen die dräuende Reaction aufzurufen. So hatten wir also zwei Feldlager, deren Losungsworte so deutlich als möglich von einander geschieden waren. In dem einen verlangte man Abhülfe gegen die Ausschreitungen der Umsturzpartei, in dem andern hob man den Schild vor die Umsturzpartei und proclamirte in bekannter Weise die Vertheidigung der bedrohten Volksrechte. Für den Wahlkampf war dies eine ungemeine Vereinfachung. Wir hatten, von den Ultramontanen abgesehen, fortan blos zwei Parteien. Was anderwärts ein frommer Wunsch blieb, nämlich der Zusammenschluß einer einzigen Ordnungspartei, in welcher die Unterschiede von liberal und conservativ dem gemeinsamen Feind gegenüber zurücktraten, das war bei uns mit einem Schlage gegeben. Auch die Haltung der Regierung konnte in Folge der Schilderhebung der Demokratie nicht zweifelhaft sein. Sie begriff, daß die Bundesgenossen der Socialdemokratie unter den heutigen Umständen eben so bekämpft werden mußten als diese selbst. Eben deshalb war sie genöthigt, ein anderes Verhältniß zu den Nationalliberalen einzunehmen, als bei den vorigen Wahlen. So nachdrücklich auch die Regierung selbst mit ihren Mitteln in den Wahlkampf eingriff, für die öffentliche Bekämpfung der Demokratie war gleichwohl die deutsche Partei unentbehrlich. Die Regierung war also auf gute Freundschaft mit dieser angewiesen, sie unterstützte die Candidaten der deutschen Partei eben so wie diese für die Candidaten der deutschen Reichspartei ins Zeug ging. Es war ein völlig gemeinsamer Kampf, und man hat diesmal von keiner Illoyalität gehört, welche zwischen den Bundesgenossen hinterrücks verübt worden wäre. Allerdings war das Parteienverhältniß demnach ein völlig anderes als im übrigen Reich. Nationalliberale und Conservative vertrugen sich aufs Beste. Von der Angst vor einer

gräßlichen Reaction, mit welcher die Nationalliberalen Preußens geplagt waren, blieben wir gänzlich unberührt; wir konnten sie ruhig unsrer Volkspartei überlassen, wo sie in den besten Händen war. Das ist freilich nicht zu leugnen, daß in Folge der Frontveränderung, welche die Regierung vornahm, ungewöhnliche Combinationen vorkamen, an die wir aber hier zu Lande, wo die Regierung ihre Stellung zur deutschen Partei immer ad hoc zu nehmen pflegt, so ziemlich gewöhnt sind. So hatte zum Beispiel bei den vorigen Wahlen im vierten Wahlkreis die Regierung und die Volkspartei gemeinsam den Abgeordneten Elben verdrängt und durch den Oberfinanzrath Knapp ersetzt; diesmal wurde Knapp, Mitglied der der deutschen Reichspartei, durch die Volkspartei und zwar durch Karl Mayer selbst bekämpft, und die Folge war, daß die Nationalen diesmal die Partei Knapps ergreifen mußten, um die Volkspartei abzuwehren.

Im 11. Wahlkreis hatte die Regierung das vorige Mal die Wahl des Hofraths Bühler, Domänendirectors des Herzogs von Ujest, durchgesetzt. Dieser war anfangs gleichfalls der deutschen Reichspartei als Hospitant beigetreten, hatte aber inzwischen als völliger Demokrat sich entpuppt, so daß ihn die Regierung diesmal unmöglich zu ihrem Candidaten machen konnte. Vielmehr mußte sie sich entschließen, den nationalliberalen Gegencandidaten ihren Organen zu empfehlen. Nur geschah das etwas spät, und inzwischen hatten die Beamten bereits angefangen, eifrig für denselben Candidaten zu wirken, für den sie das vorige Mal zu wirken Befehl hatten, so daß jetzt der Gegenbefehl wenig mehr wirkte, und schließlich denn auch der demokratische Hofrath abermals gewählt wurde. Das sind Abnormitäten, die freilich unvermeidlich sind, so lange die Regierung ihr Verhältniß zu der nationalen Partei alljährlich neu zu reguliren pflegt und heute in ihrer Allianz, morgen in deren Bekämpfung ihren Vortheil zu finden meint. Unerwarteter Weise haben auch die Deutschconservativen die gemeinsame Sache der Ordnungspartei nicht gestört. Sie hatten zwar im Anfang mit ihren Angriffen gegen den Liberalismus großen Lärm gemacht, fanden aber bald für gut, Wasser in ihren Wein zu thun, und beschränkten sich, wie es recht und vernünftig war, darauf, im Kampf wider die reichsfeindliche Demokratie ihre bescheidenen Kräfte gleichfalls zur Verfügung zu stellen. Da, wo sie mehr bedeuten und eine eigene Rolle spielen wollten, ist es ihnen schlecht bekommen. Es war dies im 3. Wahlkreis (Heilbronn), wo die Conservativen noch in letzter Stunde mit einem eigenen Candidaten in der Person des Professors Geffken aus Straßburg anrückten, damit aber nichts erzielten. als daß die beiden anderen Candidaten, der Nationalliberale und der Volksparteiler, in die Stichwahl kommen. Würde hier der Volksparteiler gewählt, so wäre er der einzige seiner Farbe, den das württembergische Volk nach Berlin schickt. Nicht

nur sind alle neuen Anläufe von Mayer und Genossen vergeblich gewesen; auch die beiden Reichstagssitze, welche bisher die Volkspartei inne hatte, sind ihr durch Nationalliberale entrissen worden. In 11 von 15 Wahlkreisen — in 2 stehen Stichwahlen aus — ist das nationale Programm siegreich geblieben über das reichsfeindliche; die Nationalliberalen selbst gewinnen ein paar Sitze, und was noch werthvoller ist, sie haben erfreulichen Nachwuchs gestellt, der den bewährten Führer Hölder nach Berlin begleiten wird. Man darf sogar sagen, das geistige Niveau unserer Reichsvertretung hat sich wieder zu heben begonnen; in jedem Falle kann die Rückwirkung dieser Wahlen auf das eigene Land nur eine wohlthätige sein.

Aus Baden. Der Gotthard. — Wie jedes große Unternehmen muß der Gotthard mancherlei Geschicke kennen lernen, doch ist der gegenwärtige Augenblick um so ernster, als die Schweiz rein und allein selbst zu entscheiden hat. Deutschland und Italien haben nicht gezögert, neue Zuschüsse zu leisten und zum Gelingen des Werkes beizutragen, das zunächst und zumeist der Schweiz zugute kommen wird und zugute kommen soll. Wäre die Schweiz nicht von der allgemeinen wirthschaftlichen und ganz besonders noch von der über das Eisenbahnwesen hereingebrochenen Noth betroffen, die Frage des Gotthards würde wohl nicht stehen, wie sie steht. Unter regelrechten Verhältnissen hätte die Schweiz den anderen Staaten den Vortritt nicht überall lassen dürfen. Ein wichtiger Vorgang machte die Sicherstellung der Vollendung des großen Unternehmens der Schweiz erhöht zur Pflicht. Als die Verhandlungen über den Abschluß des Gotthardvertrages schwankten, griff Fürst Bismarck mit gewohnter Kraft ein und mahnte gegenüber den nebenbuhlerischen Unternehmungen des Simplons und Lukmaniers erst mit dem einen Werke zu beginnen: dann würden die anderen Werke schon nachfolgen. Diese Voraussetzung des Reichskanzlers ist nahe daran, zur Hälfte wahr zu werden. Mit rühmenswerther Entschlossenheit, durch nicht wenige Umstände, die sie gut zu nützen wußte und weiter zu nützen wissen wird, begünstigt, hat die Westschweiz die Simplonbahn soweit gefördert, daß die Frage des Simplontunnels entweder bereits auf der Tagesordnung steht oder doch sehr bald darauf kommen soll. Vielleicht vergehen nicht zu viele Jahre und der zweite Schienenweg durch die Schweizer Alpen wird vollendet. Die Hauptgegenbestrebungen zeigen sich denn auch in der Ostschweiz, die von Anfang zu Gunsten des Lukmaniers dem Gotthard erdenkliche Schwierigkeiten zu bereiten suchte. Wird man bis zum letzten Augenblicke damit fortfahren? Wird man nicht lieber dem Beispiele der Westschweiz folgen und die Vorbereitungen für den Lukmanier mit neuem Muthe in Angriff nehmen wollen? Die Lage hat sich wesentlich geklärt, und wenn Frankreich beim Simplon die

Digitized by Google

Hand reichte, wird Deutschland sie beim Lukmanier schwerlich versagen. Der Gewinn dieses Schienenweges soll nicht, wie der Gotthard, den Hauptverkehrsbeziehungen des Reiches zu Statten kommen. Gerade weil der Lukmanier aber voraussichtlich nur dem deutschen Südosten Nutzen bringen wird, gerade deshalb wird das Reich thun, was in seinen Kräften steht, um die durch die Veränderung des Handelsweges beeinträchtigten Gegenden neuer Blüthe zuzuführen. Die Ostschweiz sollte Alles anwenden, um die Vollendung des Gotthards zu beschleunigen, sie würde damit ihren eigenen Plänen am besten dienen, hätten diese Bemühungen jedoch selbst keinen Erfolg. Der Gotthard ist nicht allein eine Lebensfrage für die Schweiz, seine Vollendung erscheint als ihre Ehrenpflicht. Wenn Pflicht und Ehre sich meist zu decken pflegen, ist dies beim Gotthard in seltenem Grade der Fall. Europa erwartet, daß die Schweiz ihre Schuldigkeit thut.

Aus Berlin. Die Wahlen. Bismarck und die Curie. — Wenn man von den ersten Wahlen zum constituirenden Reichstage im Jahre 1867 absieht, so ist wohl nie diesem Tage mit einer so hochgradigen Spannung entgegen gesehen worden, wie dieses Mal; die Betheiligung war eine sehr bedeutende und wohl kaum je erreichte; wie Sie bereits wissen werden, haben sich circa achtzig Procent unserer wahlberechtigten Bevölkerung daran betheiligt. Die Wahlhandlung ist überall ruhig verlaufen; sie vertheilte sich auf acht Stunden, und so fand Jeder Zeit, den Weg zur Urne anzutreten; am lebhaftesten war es natürlich in den Mittagsstunden, wo die Arbeiter in dichten Schaaren anrückten. Man muß es unseren Socialdemokraten nachsagen, daß sie einem mot d'ordre unweigerlich zu pariren wissen. Die Hauptleiter hatten angeordnet: Keine Spirituosa am Wahltage, und die Heerschaaren waren musterhaft nüchtern. Was sie von Tirailleurs und Galopins an den Wahllocalen aufgestellt hatten, um die Heeresfolge zu überwachen und Stimmzettel darzureichen, war sauber angezogen, sah äußerst reputirlich aus und wurde in keiner Weise lästig. In ihrem letzten an den Anschlagssäulen befindlichen Wahlaufruf hatten sie es sorgfältig vermieden, sich als Socialdemokraten zu bezeichnen; sie nannten sich die Vertreter des werkthätigen Volkes, welcher Euphemismus indeß die Placate nicht vor dem Schicksal schützte, von der Partei entfernt zu werden. So verlief der Wahltag in ungestörter Ruhe, und die von Polizei und Commandantur getroffenen Vorsichtsmaßregeln erwiesen sich glücklicher Weise als unnöthig. Abends gegen acht Uhr begann es sich unter den Linden und am südlichen Ende der Friedrichsstraße, wo die beiden Hauptwahlcomités ihren Sitz hatten, mit dichten Menschenmassen zu füllen, die dem Resultate der Berliner Wahlen mit der lebhaftesten Spannung entgegen sahen. Bald nach zehn Uhr war man hier-

über im Klaren, und der erste Eindruck, der sich allgemein geltend machte, war der einer allgemeinen Befriedigung, daß es gelungen war, den Sieg der Socialdemokraten in allen sechs Bezirken verhindert zu haben. Indessen die Ernüchterung folgte bereits am anderen Morgen, als man sich überzeugte, daß die Minorität der Socialdemokraten wesentlich höher in numerischer Beziehung war, als ihre Majorität im Januar 1877, daß statt 37,000 socialdemokratische Stimmen jetzt 56,000 abgegeben waren. Rasch genug wurde diese leider nicht wegzuleugnende Thatsache von den Regierungsblättern constatirt und in der entsprechenden Weise ausgebeutet. Allmählich trafen nun auch die Resultate der Wahlen aus den Provinzen ein. Die officielle Ermittelung des Wahlresultats findet allerdings erst am vierten Tage nach der Wahl statt, so daß es vorher ein definitiv festgestelltes Wahlresultat nicht giebt. Meist aber wissen die einzelnen Parteien auch schon vorher die einzelnen Ergebnisse so zu sammeln, daß ein annähernd richtiges Gesammtbild vor der officiellen Publication sich ergeben kann. Diesmal freilich war das mit ganz besonderen Schwierigkeiten verknüpft, denn die Minoritäten waren vielfach so bedeutend, daß es sehr zweifelhaft war, ob eine Stichwahl nöthig geworden, oder eine endgültige Wahl vorlag. In Folge davon wurden zahlreiche Berichtigungen der anfänglich gegebenen Resultate nothwendig, und durchweg stellte sich leider heraus, daß man überall voreilige Schlüsse zu Gunsten der früher gewählten liberalen Abgeordneten gezogen hatte. Seit Sonntag früh liegt endlich das officielle Ergebniß aller 397 Reichstagswahlen vor, und man muß sagen, daß es denn doch wesentlich anders ausgefallen ist, als man namentlich in den letzten Tagen noch vermuthete. Wenn man die Sache ohne Illusionen ansieht, so kann man eben nicht umhin, einfach zuzugestehen, daß die liberalen Parteien, und in erster Linie die Fortschrittspartei, eine Schlappe erlitten haben, sie haben beide zahlreiche Verluste zu verzeichnen, und selbst wenn die Stichwahlen einigermaßen günstig für sie ausfallen, dürften sie die frühere Stimmenanzahl nicht wieder erreichen.

Thatsache ist, daß die Nationalliberalen von ihren bisherigen Sitzen 27 verloren und nur 6 gewonnen haben, daß ebenso die Fortschrittspartei 3 Sitze gewann und 13 verlor, daß es in den Provinzen Ostpreußen und Pommern keine einzige liberale Wahl gegeben hat, daß in den altpreußischen Provinzen allein 43 von den überhaupt vorhandenen 52 Deutschconservativen gewählt sind, daß die deutsche Reichspartei, d. h. die Freiconservativen 17 Sitze gewonnen haben. Das sind denn doch Erscheinungen, die sehr zu denken geben und eine Verschiebung der Bevölkerungsstimmung nach der conservativen Seite hin unzweideutig darthun. Ueber die Herabminderung der socialdemokratischen Sitze von 12 auf 2 zu jauchzen, hat man angesichts des starken Plus,

das die socialdemokratischen Stimmen gegen 1877 aufweisen, durchaus keinen Grund. Fast ziemlich unverändert ist allein der Bestand des Centrums, das einen Sitz gewonnen und zwei verloren hat. In den Händen dieser Partei wird denn auch die Entscheidung über die jeweilige Majorität ruhen. In welchem Sinne sie diese Entscheidung ausüben werden, das hängt wohl von dem Verlauf der Verhandlungen zwischen dem päpstlichen Nuntius und dem Reichskanzler in Kissingen ab. Man sieht dem Resultate derselben mit banger Spannung entgegen. Zur richtigen Beurtheilung dieser Verhältnisse soll man sich vor allem den einen Umstand klar zu machen, daß Fürst Bismarck im Sommer 1871, bald nach Beendigung des deutschfranzösischen Krieges den Kampf gegen Rom aus eigenster Initiative, ohne von einer der bestehenden Parteien dazu veranlaßt zu sein, begonnen hat, daß er ihn alsdann unter wiederholter und entschiedener Hervorhebung der durch die Einmischungen Roms unerträglich gestalteten Zustände in vielen inneren Fragen Preußens mit aller Energie fortgeführt hat; er beispielsweise war es, der die unbeschränkte Herrschaft der katholischen Räthe im Cultusministerium, die sich keineswegs auf die einschlägigen Ressortfragen beschränkte, beseitigt hat, der in erster Linie den Kampf gegen die Anmaßungen der Bischöfe aufgenommen hat; von dem historischen „nach Canossa gehn wir nicht" soll hier nicht geredet werden. Es erscheint einfach undenkbar, daß Fürst Bismarck die Axt an sein eigenes Werk legen werde. Und allerdings vernimmt man denn auch von unterrichteter Seite, daß es sich keineswegs darum handle, die preußische und deutsche Kirchengesetzgebung seit dem Jahre 1872 einfach umzugestalten, beziehungsweise einzelne Gesetze zu beseitigen, sondern daß vielmehr im Vordergrunde der Verhandlungen die Frage wegen Besetzung der erledigten Bisthümer und Pfarreien steht, daß es darauf ankomme, hier einen modus vivendi zwischen der preußischen Regierung und Rom herbeizuführen. Man wollte selbst wissen, daß der Cultusminister Falk über die Verhandlungen genau auf dem Laufenden erhalten werde und sich mit allem, was vorgehe, im vollständigsten Einverständniß befinde. Welche Rückwirkung diese Verhandlungen auf die Abstimmungen des Centrums im Reichstage ausüben werden, muß sich ja bald zeigen. Man fürchtet, daß die Concessionen, welche die Regierung in dieser Richtung machen dürfte, zu weit gehen werden. In dieser Annahme fühlte man sich nur bestärkt, als im Laufe der verflossenen Woche ein Erlaß der Schulbehörde bekannt wurde, welcher ein seit vielen Jahren in Töchterschulen recipirtes Lesebuch abschaffte, weil einige Lesestücke angeblich die Gefühle katholischer Schülerinnen verletzen könnten, unter diesen Lesestücken befand sich neben anderen Schillers Beschreibung vom Tode Gustav Adolfs aus der Geschichte des dreißigjährigen Krieges; auch die anderen verpönten Lesestücke waren recht harmloser Art. Wenn man die Gefühle katholischer Schülerinnen in unseren städtischen Töchterschulen schonen will, so sollte man dort überhaupt keine Geschichte der Reformation dociren, es sei denn daß man, wie das die „Ger-

mania" thut, die Reformation hauptsächlich auf den Umstand zurückführen will, daß Martin Luther heirathen wollte und deshalb den Cölibat beseitigen mußte. Unter allen Umständen hat jener Vorgang sehr peinlich berührt und die Besorgniß gestärkt, daß man in den Zugeständnissen gegen Rom etwas sehr weit zu gehen geneigt sei.

5. August. D.

Literatur.

Vom Büchertisch. Das Fremdenbuch. Von Robert Browning. Aus dem Englischen von E. Leo. Autorisirte Uebersetzung. Hamburg, W. Mauke Söhne. — Die Dichtungen Robert Brownings finden in England selbst bei aller Anerkennung des Talentes nicht ungetheilten Beifall. Nicht nur wirft man dem Dichter vor, daß er die Feinheiten der Sprache verschmähe, daß er den Vers über Gebühr vernachlässige, oft eine reine Prosa schreibe, man findet auch im Plan und in der Composition seiner Werke vielfache Mängel, für welche die malerischen und gehaltvollen Partien doch nicht genügend entschädigen. Es müßte denn das Vergnügen sein mühevoll endlich doch ein Verständniß erreicht zu haben, das die Quelle des Genusses bildet. Denn es erfordert eine gewisse intellectuelle Stärke, in seinen Gedankengang sich einzuleben. Und hat man sich auch durch das Labyrinth hindurchgewunden, das Gesetz seiner Windungen erkannt und allmählich auch am Schluß den Schatz gefunden, den es in seinem Innern barg, ein dunkler räthselhafter Rest bleibt doch noch, der der Auflösung bedarf. Es fehlt nicht selten an Klarheit. Und wir wissen recht gut, daß nicht alles tief ist, was dunkel erscheint. Alle diese Fehler und Vorzüge trägt auch das in reimlosen Jamben verfaßte Gedicht an sich, das uns vorliegt, das in England großes Aufsehen gemacht hat, uns aber im Ganzen einen unreinen und unbehaglichen, düsteren und drückenden Eindruck hinterlassen hat. Auch in dieser jüngsten Dichtung des Verfassers ist bei aller Schönheit einzelner Stellen nicht immer der Gedankengang klar und übersichtlich. Nicht minder leidet die Uebersetzung hie und da an Härten der Sprache und Versbildung. Das Original selbst lag uns nicht vor. Nur der Inhalt sei hier kurz skizzirt. Ein adeliger Wüstling, Abenteurer und Spieler verliert an einen jungen, reichen Menschen aus dem Bürgerstand, den er umgarnt hält, eine sehr bedeutende Summe. Er will diese spielehrlich bezahlen, jener sie ihm schenken. Dies rührt ihn der Art, daß er sich jenem gegenüber zu vertraulichen Eröffnungen über die Geheimnisse seines Lebens hinreißen läßt, welche der jüngere Mann mit gleichem Vertrauen erwidert. Ein Weib ist beiden verhängnißvoll geworden, das vom Aelteren betrogen, dem Jüngeren entfloh, und endlich zur Sühne an eines Pfarrers Seite selbstloser Menschenliebe sich gewidmet hat. Von einer Freundin, der Braut des jüngeren Mannes, angerufen, ein Urtheil über diesen abzugeben, findet sie durch den unglücklichen Zufall beide wieder, den älteren wie den jüngeren Geliebten. Die Folge ist, daß der Aeltere getödtet wird und daß das Weib sich selber tödtet. Ueber die Zukunft der jüngeren Helden der Erzählung nachzudenken, bleibt uns aber leider selbst überlassen.

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.
Ausgegeben: 8. August 1878. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Ein Schriftſteller der Renaiſſancezeit.

Von K. Reichard.

In ſeinem großen Meiſterwerke zur Geſchichte der geographiſchen Entdeckungen hat Alexander von Humboldt einmal ausgeſprochen, daß es in hohem Grade dankenswerth wäre, wenn ein der Zeitgeſchichte kundiger Mann die Werke des Petrus Martyr von Angleria durch Ueberſetzung und Auszug dem großen Publicum näher brächte. Betrachtet man nun die Fülle und Mannichfaltigkeit des Inhalts jener Schriften, vergegenwärtigt man ſich den Umſtand, daß ſie in ſeltener Weiſe den Geiſt ihrer Zeit wiederſpiegeln, wie er ſich in einem vornehmen und hochgebildeten Manne voll ſcharfer Beobachtungsgabe darſtellte, der den wichtigen Begebenheiten in ſeinem Lande nahe ſtand, ſo möchte man dieſen Wunſch wohl wiederholen. Gleichwohl aber wird man bei genauerem Studium mannichfache Schwierigkeiten erkennen, die ſich ſeiner Verwirklichung entgegenſtellen. Man wird zu der Ueberzeugung kommen, daß es in vielen Fällen ſehr ſchwer, nicht ſelten unmöglich iſt, die Grenzen der Glaubhaftigkeit des berühmten Autors mit jener Sicherheit nachzuweiſen, welche der Leſer doch von dem zu verlangen berechtigt wäre, der ſich ihm als Führer durch das Gewirr zahlloſer Thatſachen anbietet, die ihm in jenen Büchern berichtet werden. Und ſo dürfte ſich ſchwerlich jemand finden, der ſich dieſer Aufgabe unterziehen möchte, ſo lohnend und reizvoll ſie an und für ſich auch iſt.

Denn Martyrs Schriften ſind in ihrer Art unſchätzbar und einzig. Unſere ganze Wiſſenſchaft von der Entdeckung Amerikas iſt in einzelnen Puncten ausſchließlich auf ſie angewieſen, einen großen Theil unſerer Kunde von der Lage und den Geſchicken Südeuropas im Beginne der neuen Zeit verdanken wir in erſter Reihe ihnen. Berühmte Darſtellungen jener Epoche fußen hauptſächlich geradezu auf ihren Angaben und Anſchauungen. Um ſo mehr muß man ſich wundern, daß ſich die hiſtoriſche Kritik bisher nur ober-

flächlich mit ihnen beschäftigt hat, so sehr sie doch allenthalben herausgefordert werden mußte. Es ist wiederum vor allen Meister Ranke gewesen, der auch hier die rechte Spur verfolgte, wenn er auch nicht zu eingehenderen Studien sich veranlaßt sah.

Die große Bedeutung des merkwürdigen Mannes nun rechtfertigt vielleicht auch in diesen Blättern eine flüchtige Darstellung seines Lebens und Wirkens und eine Beurtheilung seiner literarischen Thätigkeit, die in vielen Puncten neu ist.

Die Länder am Südabhang der Alpen sind seit Alters die Urstätten der Reisläuferei gewesen. Und nicht blos auf militärischem Gebiet. Auch als geistige Condottieri haben sich diese Oberitalener oft finden lassen: wie ein Sauerteig durchdrangen sie noch immer die Halbinsel. Eine große geistige Beweglichkeit zeichnete sie stets vor ihren Landgenossen aus, eine gewisse Frische der Empfindung, eine allgemeinere Bildung, die Lust die Welt zu sehen. Zu diesem letzteren Trieb in die Ferne nun gesellte sich ein Element anhänglicher Treue nicht nur der Heimath, sondern auch persönlichen Beziehungen gegenüber. Die engen Verhältnisse des heimischen Bodens befriedigen ihren strebenden Sinn nicht, es treibt sie fort, aber ihr Herz bleibt in den Bergen. Schon der Veronese Catull hat es ausgesprochen, wenn er der Halbinsel Sirmio gedenkt, wie süß es ist, ermüdet vom Joch der Fremde im ersehnten Bett des Vaterhauses zu ruhen, der jüngere Plinius liebte vor allem seine Villa am heimischen Comersee und auch Tizian vergaß seine Landsleute und sein schönes Cadore nimmer im Glanze seines gefeierten Lebens. Aber nicht blos an den Boden des Vaterlandes fesselt die Auswanderer treue Anhänglichkeit, auch unter sich finden wir sie in der Fremde zu jeder Zeit und in allen Kreisen landsmannschaftlich verbündet, einander hülfreich, in aller Freundschaft. Daneben zeigt sich, besonders bei den Mailändern, ein fast germanischer Zug der persönlichen Ergebenheit entwickelt. Man hat bei den mailändischen Geschichtsschreibern des sechzehnten Jahrhunderts gefunden, daß sie gewöhnlich einer Person ganz ergeben sind, nicht etwa einem Principe oder größeren Gemeinschaften, und man hat die Bemerkung Machiavells damit in Verbindung gebracht, daß die Mailänder der Freiheit überhaupt nicht fähig seien. Alle diese Eigenschaften nun, die den Bewohnern dieser Gegenden eignen, finden sich auch stark und charakteristisch bei unserem Autor ausgebildet.

Denn Pietro Martire d'Anghiera war ein Mailänder von Geburt. Er stammte aus einem vornehmen Geschlechte, aus königlichem Geblüte, wie er sich seinen spanischen Hörern gegenüber rühmte, und war sicher im Jahre 1459 in Arona am Lago Maggiore geboren. Dorthin war der Vater von Anghiera verzogen; er besaß dort ein paar Häuser und Grundstücke. Arona war damals ein festes, mit Mauern und Thürmen wohl bewehrtes

Städtchen an der schweizerischen und deutschen Grenze; die Einwohner versorgten den Markt von Mailand mit den Producten des Sees, mit Aalen und zahllosen anderen Fischen verschiedenster Gattung, so wie mit den schweren und großen Flußschildkröten der Umgegend, die für sehr schmackhaft galten; auch zogen sie nach Asti auf die großen Pferdemärkte, auf denen es von Kaufleuten wimmelte. Nie hat Martyr die Anhänglichkeit an diesen Bergwinkel verloren. Als er nach langen Jahren wieder einmal nach Arona kam, ward er auf das lebhafteste durch die Erinnerung erregt. „Jeder Hauch, der in meinem Körperlein war, jede belebte Fiber jubelte zitternd vor Freude auf, meine Kräfte verdoppelten sich," schrieb er im Gedächtniß an das Zusammensein mit den alten Freunden. Und noch als alter Mann bewarb er sich um die verfallene Abtei des heiligen Gratianus in Arona, eingedenk der frohen Tage, da er sie als Knabe in Pracht und Glanz gesehen hatte. „Du kennst ja die Kraft des Heimathbodens," schrieb er an den Erzbischof von Cosenza. Besonders die Alpenluft und die kühlenden Winde, die im Sommer über die Poebene streichen, waren ihm unvergeßlich.

Als Achtzehnjähriger ging Martyr nach Rom, um sein Glück zu machen, da die Familie, wie wir aus Andeutungen entnehmen können, nicht eben mit Reichthümern gesegnet war. Zunächst waren es die Borromei, denen der junge talentvolle Mann vor anderen Aufmunterung und Förderung verdankte. Durch sie ward er wohl auch in die vornehmen mailändischen Kreise der Hauptstadt eingeführt. Wir finden ihn bald in der Gunst zweier höchst einflußreicher Mailänder, des mächtigen Cardinals Ascanio Sforza, des Bruders von Lodovico Moro, und des Cardinals Giovanni Arcimbald, Erzbischofs von Mailand. Unter ihrem Schutze entwickelte sich sein Geschick. Schon in den ersten Jahren nach seiner Ankunft in Rom bewegte er sich in der besten Gesellschaft; mit dem späteren spanischen Nuntius Innocenz' VIII., Bartolomeo Scandiano, und mit dem Bischof von Viterbo weilte er da in behaglicher Muße auf der Villegiatur in Reate. Man las die Alten, Vergil obenan, man machte Gedichte und disputirte, und noch spät gestand Martyr: „Damals ward ich zuerst inne, was es besagen will, mit Gelehrten umzugehen, wie sehr der jugendliche Geist durch die heitere Geselligkeit ehrwürdiger Männer emporgezogen wird." Später noch finden wir ihn als Secretär in der Kanzlei des apostolischen Protonotars Francesco Neri, ebenfalls eines Mailänders, der vom Papste Innocenz VIII. zum Gubernator von Rom bestellt war. In dieser Stellung verweilte er unter anderem einmal ein Jahr in Perugia. Man sieht, er war nicht ohne Aussichten in Rom, um so mehr als sein Gönner Ascanio einmal Anwartschaft auf den heiligen Stuhl hatte. Dennoch beschloß er sein Heil in der Fremde zu suchen. Und zwar in Spanien. Auf diesen Entschluß war wohl von entscheidendem Einfluß der Ver-

kehr mit dem damaligen spanischen Gesandten in Rom, Don Inigo Lopez Mendoza, Grafen von Tendilla, einem durch Klugheit und Tapferkeit gleich ausgezeichneten Manne, in dessen Hause er junge vornehme Spanier in den Alten unterwies. Als Tendilla nun im Jahre 1487 nach Spanien zurückberufen ward, schloß sich ihm Martyr an, trotz alles Abredens seiner italienischen Gönner und Freunde. Er war gerade zehn Jahre in Rom gewesen.

Die Gründe, die ihn zu diesem Schritt bewogen, waren verschiedener Natur. Als sein Bruder Giambattista d'Anghiera sich fast gleichzeitig in venetianische Kriegsdienste begab, schrieb er ihm, daß er völlig damit einverstanden sei. „Denn ich habe immer den für den größten Nichtsnutz gehalten, der mit dem Ruhm und Vermögen seiner Vorfahren, und wären sie auch noch so groß, zufrieden, ruhmlos auf der Heimathscholle hockt. Wir beide wollen das unserem kränklichen Bruder Georg überlassen, er mag, da er doch ein schwacher und kranker Mensch ist, das Vaterhaus bewachen, daß es nicht zusammenstürzt, seinen Kohl bauen und Kinder zeugen, wir wollen im Schweiße unseres Angesichts den Helden nachleben, denen jeder Boden heimisch ist, und in der Fremde unser Heil versuchen." Die Sucht Ruhm und Ehre, Einfluß und Vermögen zu erlangen, trieb ihn fort; vielleicht, daß es ihm glückte, wie seinem Freund und Landsmann Theodor von Pavia, der es bereits zum Leibarzt des Königs von Frankreich gebracht hatte. Daneben gab er seinen Gönnern an, daß ihn die Sehnsucht nach geistiger Nahrung nach Spanien treibe, die Bewunderung vor der Größe der spanischen Herrscher, die ganz Spanien geeinigt haben; während das zerrissene Vaterland mit seinen kleinlichen Interessen dem Talent keine Stätte gewähre, habe man Aussicht, es in Spanien zu etwas zu bringen. In Rom, meinte er später, sei er sich vorgekommen wie ein Spatz unter Adlern, in Spanien aber halte man ihn für einen Gelehrten. Dazu lockte seinen abenteuerlichen Sinn der große Krieg gegen Granada, in welchem die spanischen Könige eben begriffen waren.

Im Hause Tendillas hatte er spanische Verhältnisse kennen gelernt; er hatte den Eifer bemerkt, mit dem seine vornehmen Schüler, der Erzbischof von Brachara und der Bischof von Pampluna, seinen Vorträgen über die Alten lauschten; nicht nur Tendilla selbst, auch sein Nachfolger Juan de Medina, Bischof von Astorga, hatten ihm Beachtung geschenkt. Er wußte auch, daß er für seine philologischen Kenntnisse in Spanien einen fruchtbaren Boden vorfinden werde. Hatte doch der gelehrte Antonio de Lebrija den antiken Studien bereits im Lande Eingang verschafft, war doch die alte Universität Salamanca bereits durch dieselben aufs neue zu großer Blüthe gekommen. Und auch äußerlich konnte er des besten Empfanges gewärtig sein. Nicht nur stand Tendilla wegen seiner Klugheit und wegen seiner militärischen Verdienste in den

mauriſchen Feldzügen bei dem Herrſcherpaare und beſonders bei Iſabellen in hoher perſönlicher Gunſt: er gehörte auch der erſten Familie des Landes an, den Mendoza. Sein Oheim war der Großcardinal Mendoza, als Erzbiſchof von Toledo Primas von Spanien, der erſte Mann des Landes nach dem König. So ſah der junge Abenteurer in jeder Hinſicht einen ebenen Weg vor ſich. Sofort nach ſeiner Ankunft in der neuen Heimath erkannte er denn auch, daß er ſich nicht getäuſcht habe.

Nichts konnte glückverheißender ſein als die Aufnahme, die er bei Iſabellen fand, als er die Herrſcher Mitte November 1487 in Saragoſſa begrüßte. Gütig redeten ſie ihn an, es war ihnen, wie es ſchien, nicht gleichgültig, daß ohne äußerlichen Zwang, nur um ihnen zu dienen, Martyr ſein ſchönes Vaterland verlaſſen hatte. Denn alſo hatte Graf Tendilla die Sache dargeſtellt, indem er ſeinen Schützling, wie dieſer ſelbſt bekennt, über die Gebühr erhob. Martyr verfehlte nun nicht, den günſtigen Eindruck, den er gemacht hatte, durch gelegentliche Schmeicheleien im Geſchmack und nach der Sitte der Zeit zu erhalten und zu ſteigern. So geſchah es, daß ihm die Königin durch ihren Beichtvater, Talavera, damals Biſchof von Avila, die Leitung einer Hochſchule anbieten ließ, willens ihren jungen Adel durch das Studium der Alten zu Zucht und guter Sitte zu zwingen. Nun erkannte Martyr wohl, daß die Seele des ſpaniſchen Adels das Waffenhandwerk ſei. Nie hätte ein Mann, und war er der gelehrteſte, Autorität in dieſen Kreiſen finden können, der den Kriegsgedanken, welche die Zeit und das Land beſeelten, gänzlich fern ſtand. Nur indem er ſich dem großen nationalen Unternehmen des Krieges gegen die letzte Maurenhauptſtadt der Halbinſel anſchloß, konnte der italieniſche Gelehrte hoffen, wirklichen Einfluß zu erlangen. Er nahm damit thätigen Antheil an den Kämpfen und Ruhmesthaten des Volkes; er ward dadurch der Nationalität ſelbſt theilhaftig, bald betrachteten ihn die Spanier als einen der Ihren. In dieſer Vorausſicht alſo ſchlug er das Anerbieten, das ihm die Königin machte, aus und bat um Erlaubniß an dem Feldzuge gegen die Stadt Baza theilnehmen zu dürfen. So machte er im Gefolge des Hofes den granadaniſchen Krieg mit. Nicht ohne einige Selbſtironie pflegte er den Freunden über ſeine Fahrten zu berichten, denn ſo recht vom Herzen ging ihm die Sache nicht; obwohl es ihm nicht an Tapferkeit gebrach, war die langwierige Führung des Krieges durchaus nicht nach ſeinem Geſchmack. Das lange Lagerleben benutzte er, ſich in der Gunſt des Hofes und ſeiner einflußreichen Männer mehr und mehr feſtzuſetzen, neben Tendilla war es vornehmlich der fromme und milde Talavera, der Beichtvater Iſabellens, den er ſich geneigt machte. Ihm folgte er auch in ſeinen Sprengel, als er nach der Eroberung zum erſten Erzbiſchof der neugegründeten Kirche von Granada ernannt ward. Eingedenk des Sprüchwortes, das man aus dem Cervantes kennt, daß, wer

sein Glück machen will, entweder des Königs Haus, die Kirche oder das Meer suchen müsse, nahm er noch im Jahre 1492 die Weihen und ward Kanonikus.

Kurz darauf ließ ihn die Königin durch den Cardinal Mendoza abermals einladen, am Hofe eine Schule für die Jugend ihres Adels zu eröffnen. Er zauderte nicht zu kommen, obwohl er sich der Schwierigkeiten seiner Lage wohl bewußt war. Noch im April des Jahres der Eroberung brach er zum Hofe auf mit dem Troste, daß das gute Beispiel des hochgebildeten Kronprinzen Don Juan ihn in seinem Vorhaben unterstützen werde. Freilich werde es Arbeit geben, das Vorurtheil des Adels, daß die Wissenschaften die kriegerische Tüchtigkeit nur schädigen könnten, zu besiegen. Alles ging aber wider Erwarten mehr als vortrefflich: Peter Martyr war ein Edelmann und Geistlicher zugleich, er genoß die Gunst der Herrscher und des Hofes, er hatte im Felde gelegen gegen die Mauren und durch ein Stegreifdebut in Salamanca, wohin er auf Veranlassung seines Gönners Tendilla noch während des Krieges einen Abstecher machte, war es ihm gelungen sogar die Gelehrten zu gewinnen. Seine Ankunft in der berühmten Universitätsstadt hatte schon gleich von vornherein die größte Aufregung hervorgerufen, man zwang ihn eine Vorlesung zu halten. Professor Ponteus suchte ihn heim, er möge sich einschließen, sorgsam sein Thema durchdenken, feilen und glätten und immer bedenken, daß er zu Salamanca sei. Martyr erwiderte ihm, er sei Martyr, von dem er ja selbst so viel Wesens gemacht habe; er werde, wenn er auf das Katheder steige, fragen was man wolle; darüber werde er lesen. Traurig über solche Frechheit hatte sich Ponteus entfernt. Martyr aber hatte nur im Einverständniß mit anderen gehandelt, welche Ponteus necken wollten, er wußte recht wohl, worüber er lesen würde, über Juvenal, den er sehr genau kannte und schon in Rom in seinen Lehrstunden tractirt hatte. Der Zulauf war ungeheuer, als am andern Tag öffentliche Ausrufer verkündeten, daß Nachmittags zwei Uhr ein Fremder öffentlich über Juvenal lesen werde. Die Studenten hatten Zeit, eben so die Professoren, es war ein Donnerstag, an welchem keine Collegien gehalten zu werden pflegten. Viele Doctoren umgürteten sich mit ihren Wehren, um den Pedell, der auf Ordnung zu sehen hatte, zu unterstützen. Das Gedränge war so groß, daß einige Professoren in Ohnmacht fielen, unter Schreien, Drohen und Prügeln ward endlich Raum geschaffen, man nahm den Italiener auf den Rücken und trug ihn zum Katheder, Mäntel wurden zerrissen, Hüte gingen verloren, der Lärm war ungeheuer. Unter tiefem Schweigen der Menge fragte dann Martyr, worüber er vortragen solle, worauf ihn der Professor der Poesie, sein Landsmann Marineo, im Namen Aller ersuchte, die zweite Satire Juvenals zu erläutern. In tiefstem Schweigen hörte ihn die Versammlung über eine Stunde auf

das Gespannteste an. Als er die Zeit überschritten hatte, wagten einige Studenten der Sitte nach mißbilligend mit den Füßen zu scharren. Darauf Widerspruch von Seiten der älteren, man bat ihn fortzufahren, bis er sein Capitel zu Ende gebracht hatte. Wie ein Sieger, erzählt nun Martyr, sei er nach Schluß des Vortrags von den angesehensten Lehrern der Hochschule nach Hause gebracht worden. Unter scherzhaften Uebertreibungen der Sache verbirgt Martyr in seinen Briefen die Genugthuung, die er über den Erfolg empfand. Er war in der That für ihn von großer Bedeutung, denn er stellte seinen wissenschaftlichen Ruf in Spanien fest. So trat er denn sicher nach allen Seiten diesen castilischen und aragonischen Edelknaben und ihren Hofmeistern entgegen. Durch und durch waren ihm spanische Sitte und spanisches Wesen vertraut, schon durfte er wagen, gewisse Eigenthümlichkeiten des Volkes selbst Landeskindern gegenüber scherzhaft zu behandeln, wie er sich denn einst zu Gunsten eines Spitzbuben verwandte, der ja ein Hidalgo sei.

Die Hofschule gedieh sehr bald. Martyr konnte, wenn er nicht große Störungen veranlassen wollte, nicht einmal ein paar Tage abkommen, um einen alten Freund zu begrüßen. Von früh bis Abends drängte sich die Jugend des Adels in seinen Gemächern, wiederholt meldet er, daß er das Haus voll habe; selbst die ersten Granden des Reichs sandten ihm ihre Söhne auf Befehl der Königin; die brachten wiederum ihre Hauslehrer mit, welche dann nach Martyrs Principien zu Hause ihren Zöglingen die Elemente der Grammatik einpauken und mit ihnen repetiren mußten. Wir erkennen, daß Martyr sehr beliebt bei seinen Schülern war, es bildete sich eine Menge freundschaftlicher Verhältnisse, die ins praktische Leben übergingen und die er durch eifrige Correspondenzen rege zu halten wußte. Bald stand er mit den Vertretern der Bildung im ganzen Land auf vertraulichem Fuße, mit Adel und Geistlichkeit, mit den Juristen und Verwaltungsbeamten, mit den Professoren der Universität. Sein munteres, etwas enthusiastisches Wesen, seine Anspruchslosigkeit, seine feine höfische Sitte machten ihn beliebt, und seine Kenntnisse und sein religiöser und politischer Freimuth erwarben ihm Achtung. Klug steuerte er seinen Nachen durch die Fluthen und Untiefen des Hoflebens, ein „schlaues Füchslein", wie er sich selbst nennt, unter den Löwen.

Er war nicht der einzige Italiener am Hofe. Neben ihm waltete Antonio Geraldino, dessen Bescheidenheit und Würde den Spaniern imponirten, als Lehrer der Infantin Isabella, während dessen jüngerer Bruder Alessandro die Erziehung der kleineren Prinzessinnen leitete. Zeitweise streifte auch Marineo den Hof. Auch sonst lebten Italiener im Lande, wie der päpstliche Protonotar Condulmarius. Dazu kamen die päpstlichen Nuntien und ihr Gefolge, die seine Verbindung mit der alten Heimath rege hielten, die Scandiano, Ruffo, Oliverio und andere.

Man kann sich denken, daß der mündliche und briefliche Verkehr Peter Martyrs ungemein umfangreich war, daß er von Tag zu Tage wachsen mußte. Kein bedeutender Mann des Landes, dem er nicht nahe getreten wäre. Noch immer stand er mit den mailändischen und römischen Kreisen in naher Verbindung, mit dem Freunde Pomponius Laetus, mit dem Gönner Ascanio Sforza. Bis in das Jahr 1495 schrieb er letzterem regelmäßig, dann trat in Folge der französischen Politik des Cardinals eine Entfremdung zwischen beiden ein, die spätere Annäherungsversuche nicht völlig wieder auszugleichen vermochten. Besonders freundlich aber blieb für alle Zeit Martyrs Verhältniß zum Grafen Tendilla, der zum Vicekönig, und zu Talavera, der zum Erzbischof von Granada ernannt worden war. Auch zu Tendillas Bruder, dem Erzbischof von Sevilla, bestanden angenehme Beziehungen, nicht minder zu vielen seiner Schüler, zu Alfons Carillo, dem Bischof von Pampluna, zu den Marquis von Mondejar und Velez, außerdem zu Karls V. Leibarzt Ludovicus Marlianus, zu Matthäus Lang, Guicciardini, Andrea del Burgo und zahllosen Anderen, die wir hier nicht nennen können. Martyr konnte sich den intimen Freund des Columbus nennen, er empfing Briefe, Notizen und mündliche Mittheilungen, welche ihm bei Abfassung seines Werkes über die neue Welt von Werth waren. Dieses Werk selbst aber brachte ihm wieder die Gunst Papst Leo X. ein, der nach aufgehobener Abendtafel bis spät in die Nacht hinein das Buch seiner Schwester und den Cardinälen vorzulesen pflegte. Karls I. geistvoller Großkanzler, Mercurino de Gattinara, ein Landsmann von ihm, schätzte ihn sehr hoch und empfahl ihn seinem Herrn. Auch Adrian von Utrecht, damals Cardinal von Tortosa verkehrte viel mit ihm. Martyr wußte sich ihm als Uebersetzer und Vermittler bald unentbehrlich zu machen, da Adrian nicht Spanisch und nicht Italienisch verstand. Dieser ließ nach seiner Wahl zum Papste seinem Freund schreiben „Unsers Martyrs werden wir immer eingedenk sein" und er fügte dem Briefe eigenhändig die Worte hinzu: „Euer Freund wie immer, Adrian, Cardinal von Tortosa, erwählter römischer Papst." Allen voran aber ging unserem Freunde die Gunst des Hofes. Er empfing vom Kronprinzen, dem edlen und feingebildeten Don Juan, scherzhafte Vorwürfe, daß er ihm nicht schreibe. „Bin ich schlechter als jene," äußerte sich dieser, daß Du mich geringer achtest." Mit Ferdinand dem Katholischen selbst finden wir ihn vielfach in persönlichem Verkehr und dem ernsten König Karl wußte er gelegentlich einer kirchlichen Bettelei ein Lächeln abzulocken.

Seine größte Gönnerin aber war die Beschützerin aller geistigen Elemente in Spanien, die Königin Isabella. Sie verkehrte mit ihm, wie es scheint, in der heitersten Weise. Schreibt er doch Folgendes aus Venedig an sie: „Einer von Euch, katholische Fürsten, hat mir bei meinem Abschiede auf-

getragen, daß ich über alles Merkwürdige Euch in lateinischer Sprache berichte. Nehmt es beide in Acht, der Eine mag deß eingedenk sein, was der Andere unter Lächeln zu mir gesagt hat. Denn Eins von Euch glaubt Latein zu verstehen und ist darob hoch erfreut, hat auch deshalb versprochen unter allerlei Scherzen, daß es das, was ich schreibe, dem andern vorlesen und das, was es bedeutet, ihm klarmachen werde." Er ist nun auch der begeisterte Lobredner der Königin geworden. Er hielt ihren Charakter hoch, nur ein einziges Mal weiß er ihr Benehmen nicht recht in Einklang mit der Wahrhaftigkeit zu bringen, da, wo er sie mit ihren Jungfrauen auf den Knieen findet, um den Himmel um die Rettung der Franzosen anzuflehen, welche von den tapferen Spaniern eben glänzend geschlagen worden waren. Bei ihrem Tode schreibt er an den Grafen von Tendilla und an den Erzbischof von Granada folgenden Brief, der gleichzeitig als Probe seines Briefstiles dienen mag: „Empfangt Ihr beiden Weisen eine Mahlzeit, die Euch wenig schmecken wird. Vor Schmerz sinkt mir die Rechte. Dennoch bin ich gezwungen zu schreiben, damit ich Euch gehorsame, die Ihr mich täglich mit Briefen incommodirt, daß ich nichts Wichtiges zu melden vergesse: die Königin hat ihre große, herrliche, ruhmvolle Seele ausgehaucht. Beraubt ist das Antlitz der Erde seines wunderbaren Schmuckes, wie er bis jetzt noch nicht da war. Denn ich erinnere mich nicht in Büchern unter den Frauen und unter den Herrscherinnen ein Weib erwähnt gefunden zu haben, das Gott und Natur dieser vergleichlich gebildet hätten. Denn die Königinnen, welche die alte Zeit wegen ihres großen Geistes und wegen ihrer ausgezeichneten Thaten gelobt hat, wie die Semiramis und ihres Gleichen, die stehen wieder wegen Zügellosigkeit der Sitten oder Vernachlässigung heiliger Gebräuche dem wahrem Preiß des Ruhmes fern. Jedermann aber weiß, welchen Muth diese Königin im Angriff eines Werkes, welche Ausdauer sie in seiner Ausführung gezeigt hat. Niemand ist darüber in Zweifel, wie sie sich im Verein mit ihrem Gatten benommen hat, die Ketzerei auszurotten, die Religion zu reinigen, die Juden aus allen ihren Reichen zu verjagen, die alles mit ihrem Schacher beschmutzten. Wir haben es vor Augen, wie groß ihre Sorge um die Vertreibung der Muhamedaner war, welche Kriege sie bis zur Vernichtung gegen sie mit dem König ihren Gatten geführt hat. Wie sie das Laster erschreckt, wie sie die Tugend gehoben hat, das wißt Ihr, die Ihr daran Theil genommen habt, besser als ich oder ein Anderer. Unter den Frauen, mit Ausnahme einer, die unsere Religion durch ihre Oberpriester in die Zahl der Götter aufnehmen ließ, welche werdet Ihr mir herzählen, der der glühende Eifer für Religion, irdische Keuschheit und Scham mehr am Herzen gelegen hätte; nicht als Beispiel der Keuschheit hat sie für sämmtliche Matronen gelebt, nein, man konnte sie in Wahrheit die Keuschheit selbst nennen. Jene

Prophetenworte: die Frau hat den Mann umschlossen, die, wie man sagt, auf die jungfräuliche Gottgebärerin gehen, konnte sie nach ihr auf sich deuten. Denn unter einer weiblichen Decke, das ist in einem weiblichen Körper, bewahrte sie immer einen männlichen Geist. Bedenken wir es recht, so werden wir, die Völker dieses Reiches und das gesammte Christenthum zu beklagen haben, daß wir den Spiegel der Tugend, die Zuflucht der Guten, das Schwert der Bösen, die so lange ganz Spanien verwüsteten, verloren haben. Die aber darf sich mit Recht freuen, welche dachte, sprach und that, wie wir es von ihr wissen. Denn man darf es für gewiß halten, daß diese Seele in den obersten Himmel gekommen ist, daß sie, über die elf Ordnungen der Himmlischen emporgerufen, dicht neben dem Hochdonnerer sitzt. Wenn Ihr also Euren Kummer mit ihrem unzerstörbaren Ruhme dämpft, so werdet Ihr Euer Leiden geduldiger tragen. Und dazu rathe ich Euch." In dieser Mischung von Schwulst und Trivialität in der Ausdrucksweise pflegte er überhaupt seine Gefühle zu äußern. Sie sind darum nicht weniger echt. Hat er doch vielfach seine Treue durch die That bewiesen.

Denn nachdem er einmal die Leitung der Hofschule übernommen hatte, hat er bis zu seinem Ende fast ununterbrochen am Hofe gelebt, wo ihn seine treue Anhänglichkeit und seine Bildung bald unentbehrlich machten. Selbst krank und in hohem Alter folgte er dem Hofe in einer Sänfte nach; er hatte sich ganz in die Verhältnisse dieses Lebens eingedacht und eingearbeitet, sie waren die Quelle seines Wohlbefindens, so sehr er auch gelegentlich über die Eitelkeit des höfischen Daseins lebhaft perorirte. Daß er unter Ferdinand und Isabella eine andere weltliche Stellung officiell bekleidet hat, als die des Hofpädagogen, läße sich nicht erweisen. Man hat wohl behauptet, er sei Secretär für die lateinischen Briefe am Hofe gewesen. Sicher ist, daß dies gelegentlich der Fall war, ebenso gewiß aber ist, daß man ihn nicht ständig zu solchen Geschäften verwandt hat. Seine Thätigkeit dabei war überdieß nur eine ganz formale, das Material zu solchen Briefen erhielt er aus dem Geheimsecretariat.

Auch sonst ward er zu diplomatischen Diensten gebraucht. Wie er als politischer Agent und Correspondent Ascanio Sforzas bis zu dessen Sturze thätig war, so hatten auch früh schon die katholischen Herrscher auf ihn in dieser Hinsicht ihr Augenmerk gerichtet. Bereits im Jahre 1497 war er von ihnen in Angelegenheiten der verwittweten Königin Beatrix von Ungarn nach Rom bestimmt worden, aber die Sache hatte sich zerschlagen. Dann hatte er in den Jahren 1501 und 1502 eine Mission an den Sultan von Aegypten in Kairo mit großem Muth und großer Geschicklichkeit durchgeführt. Es war ihm gelungen, anstatt der Venetianer die Spanier in der Achtung der Orientalen an die erste Stelle zu setzen. Er hatte es verstanden,

die schlimmen Folgen, welche die Vertreibung der Mauren und Juden aus dem Lande in Bezug auf Spaniens Verhältniß zu den orientalischen Herrschern nach sich zu ziehen schien, völlig zu paralysiren. Er erlangte sogar die Erlaubniß zur Wiederherstellung der verfallenen christlichen Erinnerungsstätten in Jerusalem, Beirut, Rama und Bethlehem, sowie eine Reduction der Besteuerung der Fremden, das Wichtigste aber war, daß aufs neue die Sicherheit der Christen im Orient gewährleistet ward. Man weiß diesen Erfolg des klugen und muthvollen Italieners nicht genug zu preisen, er ward ihm hoch angerechnet. Die Geschicklichkeit, die er bewiesen hatte, war wohl auch die Veranlassung, daß er im Jahre 1519 unter Karl I. nochmals als Gesandter nach Constantinopel designirt ward, ein Auftrag, den er aber aus Gesundheitsrücksichten und Geldmangel ausschlug. An seiner Stelle ist dann Garcias Geoffroy gesandt worden.

Bis über den Tod hinaus war Peter Martyr seinem alten Herrn Ferdinand treu geblieben. Der hatte seine Gesinnung früh erkannt und wohl gewußt, was er that, als er ihn mit anderen zum Hüter seiner unglücklichen, Tochter, der wahnsinnigen Juana, bestellte. Als nun nach dem Tode des Herrschers die meisten sich um den Leib dessen nicht mehr kümmerten, den sie im Leben gefürchtet, begleitete der treue Martyr die sterblichen Ueberreste bis nach Granada, wo sie beigesetzt wurden. Er war der letzte, der unter Thränen die Grabstätte verließ.

Diese Anhänglichkeit verschaffte ihm auch die Gunst Karls I., der ihn mit dem Inventar des alten Hofes übernommen hatte. Nicht nur, daß er ihm das Salair, welches er „durch die Güte" der katholischen Könige bisher bezogen hatte und das ihn völlig zufrieden stellte, von neuem bestätigte, er ernannte ihn auch in gerechter Würdigung der Verdienste, welche er sich um die Geschichte der Entdeckung der neuen Welt erworben hatte, zum Mitgliede des obersten Gerichtshofes für die neugefundenen Länder, des hohen Rathes von Indien, der in Sevilla seinen Sitz hatte. Als solcher hat Martyr auch im Jahre 1524 auf des Kaisers besonderen Befehl das Reorganisationsstatut dieser Körperschaft mit unterzeichnet.

Was seine geistlichen Würden anlangt, so war er eine Zeit lang als königlicher Capellan angestellt. Kurz nach dem Tode Isabellens scheint ihn Ferdinand zum Prior des Domcapitels von Granada ernannt zu haben, wie bezeugt ist, zur nachträglichen Belohnung für seine Verdienste als Gesandter in Aegypten, eine Stelle übrigens, die mehr ehrenvoll als einträglich war. Auch empfing er, möglicherweise durch seinen Freund Papst Hadrian, den Ehrentitel eines päpstlichen Protonotars. Hatte er sich noch in alten Tagen nach einer Pfründe in der Heimath gesehnt, so gingen seine Gedanken am Ende seines Lebens gar noch über die See. Im Jahre 1524 bestimmte

ihm Karl I. auf seine Bitte den Sprengel von Jamaica, das er nun „seine Braut" nannte, überwies ihm auch Geld für einen Kirchenbau dort aus dem Fiscus.

Im Juni 1525 oder doch bald darauf ist Peter Martyr in seinem geliebten Granada verschieden. Nach seinem testamentarisch ausgesprochenen Wunsch begruben ihn seine Freunde auf einem Sessel sitzend, in dem Prachtgewande, das ihm der Sultan von Aegypten verehrt und das man nun nach der Mode eines priesterlichen Kleides zugeschnitten hatte. Sein Leichnam ruhte so in der Stiftskirche, deren Prior er gewesen war. Seine Grabschrift, die ihm das Domcapitel setzen ließ, ist vom Jahre 1526 datirt; sie rühmt seine Theilnahme an der Eroberung von Granada und seine Beschreibung der „neuen bis dahin unbekannten Welt".

Dies ist ungefähr, was wir von den äußeren Lebensumständen unseres Autors aus den uns zu Gebote stehenden Quellen erkunden konnten; es erschien uns der Mittheilung nicht unwerth, da selbst in den ausführlicheren und besten Darstellungen der Neuzeit viel Falsches und Unklares darüber vorgebracht ist.

Von seinen Werken sind uns ein ausführlicher Gesandtschaftsbericht, die Mission nach Aegypten betreffend, mehrere Bücher über die Entdeckung der neuen Welt, ein Briefbuch erhalten, alles in lateinischer Sprache. Außerdem schrieb er Gedichte nach der Zeitsitte und beschäftigte sich mit historisch-antiquarischen Untersuchungen der ältesten Epochen. Zwei von diesen Werken gehören zu den hauptsächlichsten Quellen der neueren Geschichte, das Opus epistolarum und die Decaden von der neuen Welt; hier müssen auch über sie einige Worte wenigstens gesagt werden.

Das wichtigste der genannten Bücher ist das Opus epistolarum, das zuerst nach dem Tode des Verfassers im Jahre 1530 in Alcala erschien. Es umfaßt in achtunddreißig Büchern eine Sammlung von achthundertdreizehn Briefen Martyrs an verschiedene Adressaten aus der Zeit von 1488 bis in das Jahr 1525. Diese Briefe nun enthalten die merkwürdigsten Dinge, und es fragt sich nur, ob wir ihnen unbedingt trauen können. Fast durchgehend sprechen sich die Zeitgenossen und diejenigen, die noch im sechzehnten Jahrhundert Martyrs Werke benutzten, günstig über sein Wissen und seine Zuverlässigkeit aus, unter den Neuern bekämpfte vornehmlich Prescott die kritischen Zweifel, welche Hallam geäußert hatte, während Ranke wiederum im Ganzen zur Vorsicht rieth, indem er die Authenticität der Briefe leugnete.

Sind die Briefe so geschrieben, wie sie uns vorliegen? Das ist in der That die Cardinalfrage. Man wird sie unbedingt verneinen müssen. Zunächst werden überall chronologische Bedenken fühlbar. Die Datirung ist oft falsch und ungenau, eine Menge Ereignisse sind in den Briefen lange vorher berichtet,

ehe sie wirklich stattfanden, Anderes ist wieder viel später erzählt, als daß es für den Adressaten eine Neuigkeit hätte sein können; selbst da, wo die Briefe allen Anschein der Gleichzeitigkeit haben, ergiebt eine genauere Untersuchung die Unhaltbarkeit dieser Annahme. Nicht einmal da, wo sie das Nächstliegende behandeln, Ereignisse, bei denen Martyr selbst zugegen war, sind sie chronologisch zuverlässig, ja nicht einmal da, wo sie seine Privatangelegenheiten betreffen. Sogar in den Fällen, wo sie nachweislich authentisch sind, bieten sie durch die Eilfertigkeit und Flüchtigkeit des Schreibers allerlei Schwierigkeiten; der Nachlässigkeiten, die sich natürlich erklären lassen, der falschen Berechnungen gar nicht zu gedenken. Das Resultat der chronologischen Untersuchung ist somit ein trauriges. Da fast jedes Datum nachzuprüfen ist, so ist das Buch in chronologischer Hinsicht als Quelle fast werthlos.

Dazu kommt nun eine Menge der scharfsinnigsten Urtheile, die oft rein prophetisch sind, es herrscht in ihnen eine historische und politische Einsicht vor, die ein Mann, der mitten in den Ereigniffen stand, nicht haben konnte, die uns, welche wir an der späteren Conception der Briefe nicht zweifeln, trotz alledem heute noch in Erstaunen setzt.

Dazu kommt ferner, daß, worauf schon Ranke aufmerksam gemacht hat, auch der Ton, in dem diese Briefe gehalten sind, durchaus nicht immer den thatsächlichen Verhältnissen entspricht: es ist einfach nicht möglich, daß Martyr so an die Königin oder an seinen Gönner Ascanio geschrieben haben kann.

Und auch die thatsächlichen Nachrichten, so reich und dankenswerth, so richtig und wichtig auch sie manchmal sind, können nur mit Vorsicht aufgefaßt werden, da sie durch Gedächtnißfehler entstellt und ungenau sind, und dadurch, daß sie Episodisches ausschließlich hervorheben, nicht selten den richtigen Eindruck des Ganzen verwischen.

Schon aus diesen Gründen kann kein Zweifel darüber sein, daß die Briefe nicht gleichzeitig sind, wie Prescott annimmt. Man wird sich die Entstehung des Buches nun, das in unvollendeter Redaction uns vorliegt, da der Autor darüber vom Tode abgerufen ward, etwa so zu denken haben.

Peter Martyr verfügte über eine Menge Materialien zur Geschichte seiner Zeit, die ihm in seiner Stellung mündlich und schriftlich zugetragen wurden. Wir haben schon die bedeutenden Persönlichkeiten angedeutet, mit denen er in Verkehr stand: Columbus, Alfons Valdez, Adrian von Utrecht, Ludovicus Marlianus, Gattinara, der venetianische Gesandte Gaspar Contarini schrieben ihm oder erzählten ihm. Dazu kamen die zahllosen diplomatischen Depeschen, die Ferdinand empfing. Die Couriere kamen zum Hof wie „die Bienen zum duftenden Thymian". Bei ihnen zog Martyr oft noch mündliche Kunde ein. Er las die Depeschen und Correspondenzen nicht nur, er machte sich auch Auszüge oder ließ sie sich gar abschreiben. Er las Briefe

des Königs selbst, sah Privatbriefe an andere ein, empfing auch gelegentlich Mittheilungen von solchen, die als Theilnehmer bei den Ereignissen zugegen gewesen waren; die Originalberichte des Admirals über seine amerikanischen Entdeckungen lagen ihm vor: es war vielleicht selten Jemand so in der Lage, Neues und Wichtiges zu wissen, als er, der das Vertrauen und die Freundschaft so bedeutender Männer besaß.

Das war denn auch allgemein bekannt, und er ward deshalb von Vielen um Nachrichten gebeten, so von Ascanio Sforza, von dem Cardinal Bernardino Carvajal und anderen. Denn er saß an der Quelle der Ereignisse und handhabte gut das Latein. Für Briefe wenigstens schien es auszureichen, wenn auch sonst überall der Insubrer hervortrat, dessen Stil der gelehrte Freund Antonio de Lebrija etwas feilte. Martyrs Briefe nun, die, wie man leicht sieht, sehr gesucht waren, gingen von Hand zu Hand, Einer theilte sie dem Andern mit, ihr Ausbleiben ward lebhaft bedauert, sie vertraten die Stelle von Zeitungen, gelegentlich wurden sie auch wohl aufgefangen und wider Willen und Wissen des Autors in Druck gegeben. Der Verfasser erbat sich als Gegenleistung Gunst oder andere Nachrichten. Beides ist ihm reichlich geworden. Er schrieb mit Regelmäßigkeit, so daß seine Correspondenzen einen spontanen Charakter annahmen. Dieser Umstand brachte ihn wohl auf den Gedanken, eine Zeitgeschichte in Briefform zu schreiben, eine Darstellungsweise, welche der humanistischen Epoche bekanntlich nicht fern lag. Den Stock dazu gaben in der Hauptsache die oben erwähnten Correspondenzen oder doch die zu ihnen verwandten Materialien, vorab letztere. Denn die wenigsten dieser Briefe sind authentisch, schon deshalb, weil nicht anzunehmen ist, daß Martyr überall oder auch nur in den meisten Fällen Concepte sich angelegt oder Abschriften genommen hat, an eine Sammlung der über Italien und Spanien verstreuten Originalien aber nicht gedacht werden kann. Wir wissen durch andere Zeugnisse, wie rasch Martyr seine Briefe zu schreiben pflegte, und er selbst entschuldigt damit die Mangelhaftigkeiten seines Stiles. Aus diesen Materialien nun schrieb Martyr als alter Mann, wahrscheinlich meist in der Muße zu Granada, sein Briefwerk. Der Stoff ist nicht erfunden und beruht auf den besten und zuverlässigsten Quellen, die thatsächlichen Nachrichten sind fast durchweg gut.

Die Briefe aber sind theils echt, theils interpolirt, theils, und zwar die meisten, ihrer Form nach geradezu erfunden.

Es ist dies sogar der Fall mit den Briefen an höchstgestellte Personen, die ein Concept oder eine Abschrift noch am ersten voraussetzen lassen. Ueber die Art der Mache giebt das Ende des Buches einigen Aufschluß. In dem letzten Briefe beispielsweise, der unvollendet und ohne Datum ist, liegt der Rohstoff noch ohne alle Uebergänge nach Paragraphen geordnet vor, die Sätze

sind nicht einmal ausgeschrieben. Der Verfasser hatte überhaupt den ganzen Briefstoff in eine moralische und historische Hälfte getheilt und ihn nach der chronologischen Folge in achtunddreißig Bücher geschieden, deren jedes ein Jahr umfaßt. Auch hier indeß ist die zeitliche Scheidung nicht genau, wie die Untersuchung ergab.

In den letzten Büchern übrigens tritt die Thatsache, daß die Redaction unvollendet ist, noch besonders schlagend hervor. Die Briefe anderer an Martyr werden nicht einmal mehr verarbeitet oder im Auszug mitgetheilt, sondern gleich vollständig. Das Recept ist dies. Erst kommt eine ganz kurze triviale Einleitung, dann der interessante Brief an Martyr, endlich ein kurzes Schlußwort und das Datum, etwa so: „An die Marquis. Hört die schöne Geschichte! Die ganze Kaiserkrönung hat der Reihe nach Valdes beschrieben, von dessen Brief ich Euch eine Abschrift schicke. Hört also die Worte des Valdes!" Hierauf folgt ein drei Foliospalten langer Brief des Antonio Valdes, an den sich dann die Schlußworte schließen: „Auch noch vieles Andere wird uns geschrieben, das wir, weil es nicht nothwendig ist, übergehen. Lebt wohl. Valladolid, den 21. November 1520." Man sieht hieraus ganz genau, wie das Briefwerk ursprünglich gearbeitet wurde; aber auch in den besten Briefen findet man leicht die Spuren der späteren Abfassung.

Das Buch, obwohl viel gelesen und gepriesen, blieb doch ziemlich rar; schon zu den Zeiten Urbans VIII. konnte der Cardinal Francesco Barbarini nur um schweres Geld eine Abschrift der ersten Ausgabe erlangen. Deshalb hat Daniel Elzevir 1670 abermals eine Ausgabe veranstaltet, die sich nach seiner Vorrede von der ersten unterscheiden soll „wie die Sonne vom Dämmerlicht". Leider hat diese Sonne eine Menge Flecken. Sie wimmelt geradezu von Druckfehlern und sprachlichen Schnitzern. Eine neue kritische Ausgabe wäre bei der Bedeutung des Schriftstellers immerhin lohnend.

An denselben Mängeln wie das Opus epistolarum leiden auch die Decaden über die neue Welt. Sie stecken voll chronologischer Fehler und Ungenauigkeiten, die sich auch aus späteren Interpolationen und Ueberarbeitungen früherer Concepte erklären. Die Idee, sie zu schreiben, faßte der Autor bereits im Jahre 1494, sie wurden durch Abschriften verbreitet, viel gerühmt und viel gelesen. Sie wurden frühzeitig schon excerpirt und gingen in dieser Form zum Aerger des Verfassers in ein italienisches Sammelwerk über die neue Welt über, auch in Spanien erschienen sie theilweise, jedenfalls 1511, ohne Wissen Martyrs im Druck. Vollständig kamen sie 1516 heraus, und sind dann später noch oft aufgelegt worden. Ihnen verdankte Martyr seinen hauptsächlichsten Ruhm unter den Zeitgenossen. Sie waren es, die Papst Leo seiner Schwester vorlas. Die Fassung verdanken sie zum Theil An-

tonio de Lebrija, der wenigstens an ihnen herumgefeilt hat. Stellenweise versuchte hier Martyr sich zur historischen Kunst zu erheben. Doch sind es nur schwache Anläufe, die er macht. Immerhin werden die Decaden ein hervorragendes Denkmal ihrer Zeit sein, eine unschätzbare Quelle unserer historischen Kenntniß.

Formell das vollendetste Buch Peter Martyrs ist unserer Meinung nach seine babylonische Gesandtschaft, über welche früher schon in dieser Zeitschrift einmal berichtet wurde.*) Auch sie war ursprünglich aus Notizen und Berichten, die Martyr selbst geschrieben hatte, hervorgegangen und war ziemlich formlos auch früher schon, ebenfalls ohne Wissen und wider Willen des Verfassers, gedruckt worden. Peter Martyr selbst hatte sie in den Winkel geworfen, Cardinal Ximenez aber, der ein großes Interesse an ihr nahm, rieth zu einer Veröffentlichung, so ist sie denn 1516 in verbesserter Gestalt aufs neue erschienen.

Die Gedichte, die nochmals im Jahre 1520 aufgelegt wurden, sind uns nicht zu Gesicht gekommen, einzelne Proben, welche das Briefwerk liefert, erwecken indeß nicht viel Zutrauen zu des Autors dichterischen Kräften.

Aus diesen flüchtigen Bemerkungen, die sich indeß nicht umstoßen lassen werden, ergiebt sich der Grad der wissenschaftlichen Brauchbarkeit dieser Bücher von selbst. Man wird sie ebenso wenig entbehren, wie ohne große Vorsicht benutzen können. Den Genuß aber, den ihre Lectüre an und für sich gewährt, werden kritische Bedenklichkeiten nicht verkümmern. Denn allenthalben spricht ein reicher und weltmännischer Geist aus ihnen, eine große Kenntniß der Völker wie der Menschen und der das Leben beherrschenden Gewalten, dazu gesellt sich eine politische Einsicht, wie sie damals nur am Hofe Ferdinands gewonnen werden konnte, der so recht eigentlich die diplomatische Methode in der auswärtigen Politik begründet hat. Und so wird auch der allgemeinen Anschauungen wegen dieser eigenthümliche Autor nicht zu übersehen sein.

Peter Martyr war keine geniale oder auch nur bedeutende Natur, aber er besaß einen hohen Grad von Receptivität, der, durch eine scharfe Beobachtungsgabe und klaren Verstand unterstützt, mit zu den ersten Erfordernissen des Historikers gehört. Den Gegensatz in der Natur der drei romanischen Nationen Südeuropas hat er zum erstenmal klar und fest gezeichnet, er klingt wie ein Leitmotiv durch alle seine Briefe und bildet gewissermaßen die Einheit, die sie innerlich verbindet. Dem vielgeschäftigen und zerstreuten Wesen des höfischen Gelehrten fehlte indeß die Sammlung, die ihn zu einem einheitlichen und abgeschlossenen Worte hätte kommen lassen können;

*) Jahrgang 1877 II. S. 257. Eine Gesandtschaftsreise nach Aegypten.

alles bei ihm ist fragmentarisch und aphoristisch, und er folgte nur seiner Natur, wenn er den Inhalt seines Wissens gerade in die Form goß, in der er uns vorliegt. Denn der Brief war so recht eigentlich sein Element. Wir aber wollen nicht mit ihm nutzlos rechten, daß diese Art der historischen Darstellung, die Geschichte in Briefen, an und für sich schon verfehlt war, wir wollen uns dieses reichen Stoffes freuen, den er unermüdlich zusammen zu tragen beflissen war.

Die Spanier werden Peter Martyr immer dankbar sein müssen. Niemand hat mehr gethan, in ihrer glänzendsten Epoche den Ruhm ihrer Thaten in Europa zu verbreiten, als der kleine lebhafte Italiener, der über ein Menschenalter in Freud und Leid so treu an ihrem Lande und ihren großen Königen gehangen hat.

Durch den dunklen Welttheil.

Von W. Kentzler.

Die Nachricht von dem Tode Livingstones, die Stanley nach seiner Rückkehr aus dem Aschantikriege im April 1874 erreichte, brachte ihn auf den Gedanken, entweder der geographischen Wissenschaft als nächster Märtyrer zum Opfer zu fallen oder die großen Aufgaben zu lösen, sowohl den gesammten Lauf von Livingstones „Großen Fluß" zu verfolgen und klar zu legen, als auch über alle Puncte, welche in den Entdeckungen Burtons und Spekes, Spekes und Grants noch problematisch und unvollständig geblieben waren, helles Licht zu verbreiten. Es gelang ihm, wie genugsam bekannt ist, für seine Pläne die Besitzer des „Daily Telegraph" in London zu gewinnen, denen sich der Herausgeber des „New York Herald", Mr. James Gordon Bennet, anschloß, in dessen Diensten Stanley als Correspondent dem englischen Feldzug gegen König Theodoros von Abessinien, der Einweihung des Suezkanals und noch zuletzt dem Aschantifeldzug beigewohnt hatte. In einem Zeitraum von vierzehn Tagen wurde die Ausrüstung, die Auswahl der europäischen Begleiter beendigt, und am 15. August 1874 verließ der berühmte Auffinder Livingstones mit drei jungen Engländern, den Gebrüdern Edward und Frank Pocock und Frederick Barker, außerdem mit außerordentlich großen Vorräthen und zahlreichen Instrumenten aller Art, auch mit einer Anzahl vortrefflicher Hunde versehen, England und kam am 21. September 1874 in Zanzibar an.

Am westlichen Horizonte entlang lag vor ihm der dunkle Saum jenes Continents, den er abermals zu betreten sich anschickte. Wie viele Hoffnungen,

wie viel Trübsal und bittere Erfahrungen barg er in seinem Schooße. Und zwei Jahre acht Monate und zwanzig Tage sollten vergehen, ehe der „Bismarck der Afrikaforschung" von der größten und erfolgreichsten Entdeckungsreise wohlbehalten heimkehrte in den Kreis der Freunde, die er, der vielgewanderte, damals erst fünfunddreißigjährige Mann nicht ohne Sorgen verließ. Aber seine Energie, seine Klugheit und Menschenkenntniß führten ihn trotz der ungeheuren Schwierigkeiten, die den Afrikareisenden in jedem Augenblick bedrohen, glücklich an das erstrebte Ziel. Und was er erduldet, erfahren und erforscht auf dem großen Entdeckungszuge, das liegt nun vor uns in seinem englischen Originalwerk, mit dem fast gleichzeitig der erste Band in deutscher Uebersetzung von Professor Dr. C. Böttcher bei Brockhaus in Leipzig erschienen ist. Dieser erste Band umfaßt die Reisen Stanleys an und um den Victoria-Nyanza, bis zum Muta-Nzign und zurück an den Tanganyika, während der zweite den weiteren Verlauf der Expedition, namentlich die Erforschung von Livingstones „Großen Fluß", dem Congo, enthalten wird.

Nach einem fast zwei Monate dauernden Aufenthalte in Zanzibar, der zu Vorbereitungen aller Art, zur Anwerbung von zahlreichen Lastträgern und Führern, zum Theil solchen, die bereits bei der Aufsuchung Livingstones als treu und zuverlässig sich ausgewiesen, benutzt ward, wurde am 12. November 1874 Nachmittags 5 Uhr auf sechs arabischen Schiffen die Ueberfahrt nach Bagamoya an der Ostküste Afrikas bewerkstelligt. Fünf Tage später, am 17. November, begann der Zug in das Innere. Vier Anführer einige hundert Meter voran; zunächst die zwölf Wegweiser in rothe Joboröcke gekleidet und die Drahtgewinde tragend; danach eine lange Reihe von 270 Mann, die Zeug, Draht, Glasperlen und Sectionen der „Lady Alice" (eines großen zerlegbaren Bootes, welches nach Stanleys Angaben von dem Kahnbauer Messenger in Teddington bei London gefertigt war) trugen; hinter ihnen sechsunddreißig Frauen und zehn Knaben, die Kinder von einigen der Anführer und Bootträger, welche ihren Müttern folgten und ihnen durch das Tragen einiger Geräthe u. s. w. behülflich waren; darauf die Reiteſel, die Europäer und die Flintenträger; endlich am Schluß sechzehn Anführer, die als Arrièregarde agiren, Nachzügler aufsuchen und wieder heranführen und so lange bis andere Leute beigeschafft wurden, als Ueberzählige Dienste thun sollten; im Ganzen waren 356 Seelen bei der angloamerikanischen Expedition betheiligt. Die lange Linie streckte sich beinahe eine halbe englische Meile weit auf dem Pfade hin, der gegenwärtig für Handelsleute wie für Forscher die Landstraße nach den Seegegenden bildet.

Edward Pocock fungirte als Hornbläser, da er die Signale durch lange Uebung in den militärischen Lagern zu Aldershot und Chatam kannte. Er hatte auch den Hauptführer Hamadi mit den Tonweisen derselben bekannt

gemacht, so daß, wenn ein Haltmachen nothwendig wurde, Hamadi sofort davon unterrichtet werden konnte. Der letztere war auch mit einem ungeheuer langen Elfenbeinhorn versehen, das gebraucht werden sollte bei der Annäherung an einen passenden Lagerplatz oder bei einer an der Front drohenden Gefahr. Vor Hamadi schritt ein dickköpfiger kleiner Junge mit einer Trommel, wie sie die Eingeborenen haben; er darf sie aber nur in der Nähe von Dörfern schlagen, um den Bewohnern das Herannahen einer Karavane anzukündigen, eine sehr nothwendige Maßregel, denn viele Dörfer liegen mitten in dichtem Gebüsch und die plötzliche Ankunft einer großen Menge von Fremden, bevor die Bewohner Zeit hatten, ihre wenige Habe zu verstecken, erweckt leicht Besorgniß und Mißtrauen.

Anfangs ging Alles in bester Ordnung voran. Als man aber dem Kinganithale sich näherte, da wurde die Gluth der Sonne überwältigend. Die Reihen lösen sich, die Leute klagen über die schreckliche Hitze, die Hunde schnauben und lechzen vor Durst. Einige der Träger bleiben zurück, werfen ihr Gepäck von sich, die Esel müssen beladen und die Anführer gebeten werden, die im Stich gelassenen Güter vom Boden aufzuheben; unter den größten Anstrengungen wird so Nachmittags 2 Uhr der Kinganifluß erreicht. Man setzt mit der „Lady Alice" über denselben und endlich gelangt man nach Kikoka, dem ersten Halteplatz. Der prächtige Bullenbeißer „Castor" war unterwegs am Schlagfluß gestorben, der zweite schöne Hund „Captain" ist dem Tode nahe und auch die übrigen drei sind ganz erschlafft und athmen schwer.

Das waren die ersten bitteren Erfahrungen der Reise. Aber unermüdlich ging es weiter, immer tiefer in das Innere des dunklen Welttheils, längs und jenseits des an beiden Seiten mit Palmen besetzten Wamifluſſes, angesichts zahlreicher Kuppen und Bergzüge, über Anhöhen und weite Ebenen, welch letztere zum Theil mit niedrigem Gebüsch von Akazien und Rubiaceenarten oder mit Gummistrauchwerk, aber nirgends dicht, besetzt sind. Mit Mitte December wurden die Beschwerden der Reise noch größer. Furchtbare Stürme und wolkenbruchähnliche Regengüsse machten die Wanderer unmuthig, naß und kalt. Die Pfade wurden schlüpfrig, die durchnäßten Bürden beschwerlicher; auch Mangel an Nahrungsmitteln trat ein, denn der im Lande gewachsene Getreidevorrath war in der langen Zeit von Mai bis November fast aufgezehrt. Dazu kamen, bisweilen sogar sehr gefährliche, Streitigkeiten unter den Mitgliedern der Expedition selbst, die Entdeckung einer Verschwörung von fünfzig Mann, welche entweichen wollten, Krankheiten aller Art, Fieber, an dem auch Stanley wiederholt litt, wunde Füße, Augenentzündungen und Rheumatismen. Um aber das Elend voll zu machen, gerieth man auf dem Wege von Kaschongwa nach Urimi in die Hände eines unwissenden Füh-

rers, durch den man statt in der beabsichtigten nördlichen in immer östlicher Richtung vorwärtswandernd in fast undurchdringliche weite Strecken voll niedrigen Gesträuchs und Reisig kam, bis endlich Stanley selbst sich an die Spitze stellte und die nördliche Richtung einschlug. Die Mundvorräthe waren aufgezehrt. In einem nur von zwei Familien bewohnten Dörfchen hatte man nicht ein einziges Getreidekorn übrig. Abtheilungen wurden nach dem achtundvierzig englische Meilen entfernten Suna zu Ankäufen ausgeschickt, aber ehe sie wiederkehrten, stieg die Noth auf das Aeußerste. Einige Wagwana (Lastträger) verschlangen Stücke eines in Verwesung übergegangenen Elephantenleichnams, den sie antrafen. Angesichts der gräßlichen Gefahr, Hungers zu sterben, untersuchten Frank Pocock und Stanley die Arzneivorräthe und fanden zu ihrer Freude so viel Hafergrütze, um jedem der Leidensgefährten zwei Tassen voll dünnen Haferschleims geben zu können. „Ein torquayscher Reisekoffer von Eisenblech wurde ganz leer gemacht," erzählt Stanley, „und mit fünfundzwanzig Gallonen Wasser gefüllt, in welches wir zehn Pfund Hafergrütze und vier Pfund Revalenta arabica thaten. Wie sich die Leute, alt und jung, zu diesem Koffer herandrängten und wie sie Brennmaterial herbeischleppten und darunter legten, um das Kochen zu beschleunigen! Wie genau sie Acht gaben, daß ihm nicht irgend ein Unfall begegnen möge, wie sie, als die dünne Suppe fertig war, nach ihrem Antheil schrieen und wie unaussprechlich zufrieden sie zu sein schienen, als sie aus dem, was sie empfangen, allen nur möglichen Vortheil zu ziehen versuchten, und mit welcher Inbrunst sie Gott für seine Gnade dankten!" Am Morgen nach diesem Ereigniß kehrten zwar die ausgesendeten Fouragiere mit einer Quantität Hirse zurück; allen konnte eine gute Mahlzeit bereitet werden; allein unter den Drangsalen der letzten Tage hatte sich die Zahl der Kranken bedeutend vermehrt, und unter ihnen war Edward Pocock, der am 17. Januar 1875 (vierhundert englische Meilen vom Meere) in Tschiwya starb.

Wenige Tage nach diesem sehr betrübenden Vorfall gelangte die Expedition in das mit einer reichen Vogelwelt (namentlich Gänse mit Sporenflügeln, kleine kurzgeschnäbelte braune Enten, welche delikates Fleisch hatten, u. s. w.) ausgestattete Gebiet der Wanyaturu, die sehr feindselig waren. „Nach dem ersten Tage des Kampfes gegen diese Wilden, schreibt Stanley, harrten wir in unserm Lager der Dinge, die da kommen sollten. Warum sollten wir auch angreifen? Wir waren schon schlimm genug daran und brauchten wirklich nicht noch an die Vergrößerung unseres Elends zu denken. Wir zählten nur siebzig durchaus dienstfähige Männer, denn alle übrigen waren mehr oder weniger Invaliden, furchtsame Packträger, Weiber, Eseljungen und Kinder. Die Krankenliste war beunruhigend groß, aber wir mochten es anstellen wie wir wollten, die Zahl war nicht zu verkleinern.

Digitized by Google

Während wir so nach einem Monat, in dem wir die Leiden einer Hungersnoth gründlich kennen gelernt hatten, mit wenigen Körnern Getreide aus der Hand in den Mund lebten, mußte unser Zustand nicht blos ein jämmerlicher bleiben, sondern sich sogar noch verschlimmern. Wir waren daher ganz in der Stimmung zu beten, daß wir nicht angegriffen würden, daß uns vielmehr gestattet werden möchte, das Lager ungefährdet zu verlassen." Allein es folgte ein zweiter, ein dritter Kampftag, bis die Reisenden endlich nach einem Verlust von zweiundzwanzig Todten, drei Verwundeten, von zwölf Gewehren und einem Verbrauch von vier Kisten Munition ihren Marsch fortsetzen konnten durch das reiche Land der Luwamberri-Ebene, die in früheren Zeiten nach Stanleys Ansicht ein langer Arm des Victoria-Nyanza gewesen ist. Allmählich, am 27. Februar, wurde dieses nächste Ziel der Reise endlich erreicht. „Wir zogen in die Thalbecken und Mulden des Landes hinab, überstiegen einen Bergrücken nach dem andern, durchwateten verschiedene Strombetten und Bergwässer, zogen durch bebaute Felder und durch Dörfer, in denen es stark nach Rinderheerden roch, bei Gruppen gutmüthiger Eingeborenen vorbei, bis wir endlich, indem wir einen langgedehnten, allmählich steigenden Abhang hinaufzogen, plötzlich an der Front ein Hurrahgeschrei hörten. Jetzt wußten auch wir und die Leute des Nachtrabs, daß die Vordersten den Großen See zu Gesicht bekommen hatten. Frank Pocock schritt ungestüm vorwärts, bis er die Höhe des Berges erstiegen hatte. Er schaute lange mit umherschweifenden Blicken aus, schwenkte seinen Hut und kam mit freudestrahlendem Gesicht zu uns herunter, indem er uns enthusiastisch mit dem Feuer der Jugend und Begeisterung zujauchzte: „Ich habe den See gesehen, er ist großartig!" Frederick Barker, der unter Schmerzen auf einem Esel ritt und ermüdet über seine Krankheit und die Länge der Tagereise seufzte, hob seinen Kopf empor und lächelte seinem Kameraden Dank zu. Die Wanyamwezi (Lastträger aus Zanzibar) aber, welche auf der Höhe des Berges Halt gemacht hatten, stimmten ihren Triumphgesang an.

Der Gesang war, obgleich extemporirt, von ausnehmend dramatischer Wirkung, und wenn der Chor einfiel, so ließ er die Berge von seinen wilden und sonderbaren Klängen erschallen. Durch die muntere Musik wieder neu belebt, ließen wir die Flaggen im Winde flattern und zogen in langer Reihe langsam an den Abhängen hinunter den Feldern von Kagehyi zu."

Am Morgen des 28. Februar 1875 erwachten alle mit dem intensiven Gefühl einer wesentlichen Erleichterung. Jetzt gab es — wenigstens auf einige Monate — keine Märsche mehr, keine Hornsignale, um die Mitglieder der Expedition immer wieder zu den Mühen und Anstrengungen eines Reisetages aufzuwecken, keine Angst vor einer Hungersnoth. Das Dorf Kagehyi im District Utschambi am südwestlichen Ende des Victoriasees wurde nach

der Ankunft der Expedition zu einem Ort von großer localer Wichtigkeit. Eine ungewöhnlich große Zahl eingeborener Händler zog von allen Seiten aus einem Umkreis von zwanzig bis dreißig Meilen herbei. Fischer aus Ukerewé, dessen Hügel die Reisenden purpurfarben über den See herüberschimmern sahen, kamen in ihren Canoes mit Vorräthen getrockneter Fische; die von Iguſa, Sima und Magu, östlich von Usukuma, brachten Cassava oder Maniok und reife Bananen; die Hirten von Usmau, dreißig Meilen südliche von Kagehyi, schickten ihre Ochsen, und die Stämme von Muanza, das historisch als der Punct berühmt ist, von dem aus Speke (30. Juli 1858) zuerst den breiten Golf am Südende des Victoriasees (Spekegolf) sah, brachten ihre Hacken, Eisendraht und Salz, und außerdem große Massen süßer Kartoffeln und Yamswurzeln.

Stanley selber aber bereitete sich jetzt zu einer Umschiffung des großen Sees, den man erreicht hatte, vor. Nachdem er Frank und Barker die Sorge für das Wohlergehen der Expedition während seiner Abwesenheit anvertraut, die unter den Leuten vorhandenen Seemänner, elf an der Zahl, ausgewählt hatte, ging er am 8. März 1875 auf der „Lady Alice" unter Segel und fuhr nach Osten zu an den Gestaden des breiten Seearmes hin, der als Spekegolf bekannt ist. Am zweiten Tage wurde die Mündung des Schimigu, des dreihundert englische Meilen langen, am weitesten nach Süden reichenden Zuflusses der Nilgewässer erreicht, wodurch der letztgenannte große Strom eine Länge von 4200 englischen Meilen oder 912,5 geographischen Meilen erhält, was ihn zu dem zweitgrößten Flusse der Erde macht. Die äußersten Südquellen des Nils nämlich haben wir in den Bodenvertiefungen, Furchen und Becken an der Basis der Gebirge zu suchen, welche nördlich und westlich von Suma zerstreut liegen. Aus ihnen gehen die ersten Bächlein hervor, die zu einem zwischen Suma und Tschiwyu in nordöstlicher Richtung fließenden Flüßchen sich vereinigen, das allmählich an Wasser gewinnend zuerst als Liwumbu, dann als Monangah, und endlich als Schimiyu bezeichnet wird. Der Spekegolf selber, in den dieser mündet, verengt sich an seinem Ostende zu anderthalb geographischen Meilen und wird durch eine Landenge von dem Hauptbecken des Victoriasees geschieden, die wiederum von einem seichten Canal von 6′ Breite und 3′ Tiefe stellenweise durchschnitten ist. Wir sind so auf speciell geographische Fragen gekommen und fügen gleich weitere Resultate der Forschungen Stanleys hinzu. In dem westlichen Theil des Victoria-Nyanza, in eine Bai, die südwärts von der Tschawasimbaspitze sich ausdehnt, mündet in einer Breite von 150 Meter mit überaus starker Strömung der größte Zufluß des Sees, der Alexandranil. Derselbe bildet die natürliche Grenze zwischen dem Reiche Uganda und den ihm unterworfenen Gebieten von Karagwé und Uzongora, die südlich von dem mächtigen Strome sich

hinziehen. Von den Waganda und Wanyambu am Hofe des Königs Rumanika von Karagwé „die Mutter des Flusses bei Dschindscha" (des Victorianils) genannt, läuft der Alexandranil, von dem Niveau des Sees als Wasserfall sich hinabstürzend, nordwärts in den Victorianil ab und es führen jene Wasserfälle seit Speke den Namen „Riponfälle" zu Ehren des Earl Ripon, der während der Organisation der Expedition von 1860—62 Präsident der königlichen geographischen Gesellschaft in London war. Diese Riponfälle sind nach Stanleys Ansicht der einzige Ausfluß aus dem Victoriasee; denn die übrigen drei Flüsse, welche in der Nähe vorhanden sind, münden allesammt direct oder auf Umwegen in den Victorianil: der Nagombwa östlich von den Fällen, dessen Identität mit dem Asua ohne Zweifel sich feststellen läßt; westlich von den Riponfällen der Zedziwa und der Mwerango, der in den Miandscha, einen Zufluß des Kafu sich ergießt, welch letzterer Fluß dem Victorianile eben so wie die ersteren beiden sein Wasser zuführt.

Der Mwerango hat seine Quelle westlich von der Hauptstadt des mächtigen Kaisers Mtesa von Uganda, dessen Reich, die tributpflichtigen Gebiete eingerechnet, einen Umfang von 70,000 Quadratmeilen mit einer Einwohnerschaft von circa 2,775,000 Seelen hat. An den Hof dieses gewaltigen Gebieters im centralen Afrika, den Speke als jungen Prinzen gesehen hatte, kam Stanley nach vielen Mühsalen der Fahrt, nach Kämpfen mit den stürmischen Wogen des Sees, mit den Ungeheuern seiner Tiefe und mit den Bewohnern seiner Inseln, namentlich Bumbirehs, am 5. April 1875. Er verweilte daselbst, gefeiert und hochgeehrt, bis zum Morgen des 17. April, nachdem er daselbst mit dem Obersten Linant de Bellefonds von der Expedition des Gordon Pascha zusammengetroffen war und an dem Kaiser Mtesa selber, der durch einen arabischen Kaufmann die Lehren des Islam kennen gelernt, die ersten erfreulichen Versuche zur Bekehrung zum christlichen Glauben angestellt hatte. Mtesa machte auf Stanley den Eindruck eines intelligenten und ausgezeichneten Fürsten, welcher, wenn er zu rechter Zeit von tugendhaften Philanthropen unterstützt wird, mehr für Centralafrika thun wird, als ein fünfzig Jahre andauerndes Predigen des Evangeliums ohne Beihülfe einer solchen Autorität bewirken kann. Er setzte seine Bemühungen bei seinem späteren längeren (von August bis November 1875) Aufenthalte an Mtesas Hofe erfolgreich fort und erreichte, daß der Kaiser der mohammedanischen Religion entsagte, sich zum christlichen Glauben bekannte und den Entschluß aussprach, seiner neuen Religion treu anzuhangen, eine Kirche zu bauen und alles, was in seiner Macht stände, zu thun, um die Ausbreitung christlicher Gesinnungen unter seinem Volke zu befördern und sich, so weit er dies irgend vermöge, nach den heiligen, in der Bibel enthaltenen Geboten zu richten. Stanley ließ ihm einen Auszug aus dem heiligen Buch in Kis-

wahilisprache und einen Zögling der Universitätenmission in Zanzibar, Dallington mit Namen, zurück, und als er im November 1875 dauernd Abschied von Mtesa nahm, erklärte ihm dieser: „Stanlih, sage den Weißen, wenn Du an sie schreibst, daß ich einem Menschen gleiche, der in der Finsterniß sitzt oder blind geboren ist; und daß mein Verlangen nur dahin steht, daß man mich sehen lehre, und ich werde ein Christ bleiben, so lange ich lebe!"

Schrecklich waren die Gefahren und Mühseligkeiten Stanleys und seiner Gefährten nach ihrem ersten Abschied von Mtesa auf der Rückreise nach Kagehyi zu dem zurückgelassenen Lager. Die Nacht auf den 27. April, welche die Reisenden auf der Barkerinsel, der östlichsten der Bumbirehgruppe, zubrachten, war so gräßlich, daß Stanley bezweifelt, ob selbst die glücklichsten Stunden, die ihm in Zukunft noch zu Theil werden möchten, das Gedächtniß an dieselbe jemals in ihm werden verwischen können. „Der Regen fiel die ganze Nacht in Strömen nieder, was uns zwang, vor Frost zitternd und ohne Abendessen aufzubleiben; denn um unserem unbehaglichen Zustand die Krone aufzusetzen, hatten wir absolut nichts zu essen. Es lassen sich keine erbärmlicheren Wesen denken, als die während der Stunden der Nacht das Boot einnehmenden Menschen. Meine gesammte Mannschaft saß so eng als möglich bei einander, Rücken an Rücken oder Seite an Seite, auf den Rudern oder Brettern, welche sie quer durch das Schiff wie eine Art Dielenboden arrangirt hatten, und ich suchte unter der Dachung auf der Spitzbank am Hintertheil allein sitzend voll Müdigkeit die Umrisse ihrer Gestalten zu erkennen oder machte meine sehr unbestimmten Beobachtungen, mehr im Geiste als mit den Augen, an den unregelmäßigen Contouren des Gebüsches, warf auch gelegentlich einen hastigen Blick auf den düsteren Himmel oder die schrecklich schwarze Masse von Bumbireh, die in der Finsterniß entsetzenerregend emporstieg, und die ganze Zeit hindurch beharrte der Regen mit boshaftem Ungestüm dabei, in Strömen auf uns herabstürzen." Und dabei war man in nächster Nähe der rasendwilden Bewohner von Bumbireh, deren Feindseligkeit und Wuth Stanley und seine Gefährten an den folgenden Tagen in die äußerste Lebensgefahr brachte. Aber gerade in den Momenten der schlimmsten Noth zeigt sich des großen Afrikareisenden Klugheit und Menschenkenntniß in der glänzendsten Weise. Er gelangte glücklich am 4. Mai wieder in sein Lager am Spekegolf, wo ihn die schmerzliche Nachricht erwartete, daß Frederick Barker am 23. April gestorben sei.

Am 11. Juli wurde das Lager bei Kagehyi mit der gesammten Mannschaft verlassen, in der Absicht, nach Uganda zurückzukehren. Wieder entspannen sich hartnäckige Kämpfe mit den Insulanern des Victoriasees. Auch Mtesa befand sich in einem blutigen, hartnäckigen Kriege mit den Wavuma,

als die Expedition Mitte Auguſt das Ziel dieſer Reiſe erreicht hatte. Stanley hoffte, in Uganda den Oberſt Linant noch anzutreffen. Derſelbe hatte aber nach langem Warten den Hof Mteſas wieder verlaſſen und nicht lange nach ſeiner Ankunft erfuhr Stanley, daß der franzöſiſche Forſcher mit ſechsunddreißig Mann von den Baris niedergemetzelt ſei.

Mit Rath und That ging er, bis in den November 1875 bei dem Kaiſer von Uganda zurückgehalten, demſelben in ſeinem Kriege mit den Wavuma an die Hand, zugleich ſetzte er ſein Bekehrungswerk fort — und dieſe Zeit des ſtändigen Aufenthalts wurde zugleich benutzt zu genauerer Erforſchung von Land und Leuten, die unter Mteſas Scepter ſtehen; auch über die Geſchichte von Uganda ſuchte Stanley eingehend ſich zu unterrichten und höchſt intereſſante Schilderungen über die ſtaatlichen und ſtändiſchen Verhältniſſe füllen neben ſpannenden Erzählungen aus der geſchichtlichen Vergangenheit der Länder im Nordweſten des Victoriaſees einen bedeutenden Theil in Stanleys Buch.

Nach einem Aufenthalt von mehr als drei Monaten in Uganda erfolgte im November 1875 der Aufbruch an den weſtwärts gelegenen Muta-Nzign, der von dem Albert-Nyanza wohl zu unterſcheiden iſt. Auf dem Marſche dorthin wurde der in den Nordweſten des Victoriaſees einmündende Katonga, der Grenzfluß des eigentlichen Uganda, mehrmals überſchritten. Die Zuflüſſe deſſelben ſind ſehr zahlreich; viele von ihnen laſſen keine Strömung bemerken, ſondern ſind flußähnliche Sümpfe oder breite Abzugscanäle, welche, wie der Katonga ſelbſt, mit Binſen, Stechgras und Papyrus vollgeſtopft ſind. Nördlich und ſüdlich von dem genannten Fluß ſteigt das Land ſchnell empor und hier entſpringen eine Menge von Bächen, die ins Katongathal hinabfallend ſich vereinigen und von breit ausgedehnten flußähnlichen Sümpfen abſorbirt werden, deren ſchlammiger Inhalt von dem breiten lagunenartigen Katonga langſam abgeleitet wird. Der letztere behält dieſen Charakter bis zur Aufnahme des Wakaſſii (4111′ über dem Meere), nahe an dem Fuß eines niedrigen Bergzuges, der die Scheide zwiſchen den Gewäſſern des Victoria-Nyanza und des Muta Nzign bildet. So ſehr Stanley danach verlangte, auch dieſen letzteren See genau kennen zu lernen, er mußte doch davon abſehen; denn die Ufer deſſelben zeigten ſich ſehr unzugänglich und ſteil, dazu kam die überaus feindſelige Haltung der Eingebornen, und auch Sambuzi, der Befehlshaber einer Streitmacht, die Mteſa ſeinem Freunde mitgegeben, erwies ſich ebenſo übermüthig, als widerwillig und unzuverläſſig. So mußte ſich Stanley entſchließen, angeſichts des Muta Nzign umzukehren. Er ſchlug eine ſüdliche Richtung ein und gelangte nach vielen Mühſeligkeiten und Abenteuern endlich am 27. Mai 1876 nach Udſchidſchi am Tanganyika, wo er im Jahre 1871 mit Livingſtone zuſammengetroffen war. Auf dem Monate langen

Marsche dorthin untersuchte er den Alexandranil in eingehender Weise, gelangte auf einer Reise von vierzehn Meilen in südlicher Richtung quer durch das Thal von dem nördlichen Ufer jenes großen Flusses aus an den Fuß der hohen Bergkette von Karagwé, ein Land, welches alle Bergrücken zwischen Uzongora im Osten und dem Alexandranil im Westen in sich schließt. Er umschiffte am 7. März den Windermeresee und gelangte am 9. durch einen Canal wieder in den zuletzt genannten Fluß, mit dem auch der See Ihema in Verbindung steht.

Während seines Aufenthaltes in Karagwé wurde Stanley von dem Könige des Landes, Rumanika, auf das freundlichste behandelt und bei seinen Forschungen unterstützt. Eines gleichen Wohlwollens hatten schon Grant und Speke von Seiten dieses jetzt etwa sechzig Jahre alten Greises sich zu erfreuen gehabt. Derselbe trennte sich, wie früher von diesen, so von Stanley höchst ungern, nachdem er ihm noch die vielen Schätze seiner kreisrund gebauten Rüstkammern gezeigt hatte. Der Abschied war sehr rührend und herzlich. Der König schüttelte dem „weißen Manne" oftmals die Hand und sagte dabei jedesmal, er bedaure es von Herzen, daß sein Besuch so kurz sein müsse. (Stanley verließ ihn am 26. März.) Er schärfte es seinen Söhnen auf das strengste ein, ihm jede Art von Aufmerksamkeit zu erweisen, bis er bei Kibogora, dem Könige von West-Usui, angekommen wäre, und es gewährte ihm der Gedanke Befriedigung, daß dieser erfreut sein werde, Stanley als einen Freund Rumanikas zu empfangen. Im Lande Kibogoras traf die Expedition längs des schönen Uyagomathales einen nach Ost und West sich ausdehnenden grasbedeckten Bergrücken, der an einzelnen Stellen durch enge mit Felsen durchsetzte Thäler durchbrochen wird. In ihm liegt die Wasserscheide zwischen dem Victoria- und Tanganyikasee. Aus einem Thalspalt tröpfelt in klaren, vollen Tropfen je ein Quell eines ungestümen Flusses, des Lohugati, welcher von dem nördlichen Abhange herab dem Victoria Nyanza sich zuwendet, und des Malagarazi, der, kaum zweitausend Meter von jenem entspringend, von dem südlichen Abhange dem Tanganyika zuströmt. Der letztere führt zu Anfang den Namen Meruzi, wandert in labyrinthischen Curven durch zahlreiche Bergmassen, stürzt sich von Höhe zu Höhe, von Terrasse zu Terrasse und empfängt tausende von Bächlein und klaren Wasserrinnen, bis er bei seiner Ankunft in der großartigen Waldlandschaft von Unyamwezi den Namen Lukoke angenommen hat, den Ländern Unyamwezi und Uhha als Grenze dienend. Bei der Beschaffenheit seines Strombettes und in Folge der großen Reihe von Wasserfällen, welche er bildet, ist dieser größte Zufluß des Tanganyika leider nicht schiffbar.

Ehe die Expedition den letzteren See, das Ziel der Reise, erreichte, sollte sie noch mit einer eigenthümlichen Persönlichkeit zusammentreffen, mit dem

„Mars von Afrika", dem weit und breit gefürchteten Ruga-Ruga(Banditen)-führer Mirambo. Gewaltiger Schrecken schlug alle Gemüther, als es hieß, der furchtbare Mann nahe mit den räuberischen Schaaren seiner Nichts schonenden Krieger. Stanley befand sich gerade mit seinen Genossen in Serombo, einem der größten Dörfer von Unyamwezi, und natürlich waren alle gespannt darauf, den gefürchteten Mann zu sehen, der sich seit dem Jahre 1871 bei Eingeborenen und Fremden von Usui bis Urori und von Uvinza bis Ugogo, in einem 90,000 Quadratmeilen umfassenden Landstrich, so verrufen gemacht und, von der Würde eines Oberhauptes des Dorfes Uyoweh ausgehend, einen eben so weitverbreiteten Namen wie Mtesa in der ganzen Osthälfte des äquatorialen Afrika sich erworben hatte. Mirambo erschien, aber seine Persönlichkeit machte auf Stanley in ihrer äußeren Haltung den Eindruck eines vollkommenen afrikanischen „Gentleman", ganz verschieden von dem Bilde, das er in seiner Phantasie von dem schrecklichen Banditen entworfen hatte. Beide Männer machten einander freundliche Besuche und schlossen sogar Blutsbrüderschaft unter einander, deren Ceremonie Manwa Sara, der Hauptführer der anglo-amerikanischen Expedition, an ihnen vollzog. Nachdem der letztere sie einander gegenüber auf einem Strohteppich hatte niedersitzen lassen, machte er in das rechte Bein eines jeden einen kleinen Einschnitt, aus dem er Blut entnahm, und indem er es unter ihnen austauschte, rief er aus: „Wenn einer von Euch beiden diese jetzt zwischen Euch geschlossene Brüderschaft bricht, so möge der Löwe ihn verschlingen, die Schlange ihn vergiften, möge Bitterkeit in seiner Nahrung sein, mögen seine Freunde ihn verlassen, möge seine Flinte in seinen Händen zerspringen und ihn verwunden und alles Böse ihm widerfahren, bis daß er stirbt." Nach gegenseitigen Geschenken nahmen die so Verbrüderten am Morgen des 23. April Abschied von einander, und einen Monat später finden wir Stanley nur noch wenige Tagereisen entfernt von seinem Ziele, dem See bei Udschidschi. „Am 24. Mai, so erzählt er, campirten wir um Mittag auf dem Westufer des Flusses Rusugi. Ein Dörfchen, Namens Kasenga, liegt zwei Meilen oberhalb der Furt. In der Nähe der Uebergangsstelle befinden sich auf beiden Seiten des Flusses die Salzgruben von Uviaza, welche dem Könige dieses Landes bedeutende Revenüen liefern. In der Ausdehnung einer Quadratmeile ist der Boden mit zerbrochenen Töpfen, Asche von Feuerstellen, Salzabfällen, Klumpen gebrannten Thons und Ueberresten von Hütten bestreut. Da Rusunzu (König von Zegi) jetzt alles Land bis auf fünfzehn Meilen Entfernung besitzt, so ist Niemand vorhanden, der mit ihm wegen des Besitzes der Salzgruben Krieg führen könnte. Durch ein Waldesdickicht, das in Zwischenräumen von schmalen Streifen offener Flächen unterbrochen war, und auf unserem dreiundzwanzig Meilen langen Wege sechs Nebenflüßchen des Mala-

garazi überſchreitend, reiſten wir dann nach einem Lager in der Nähe der Grenze des Diſtricts Uguru oder des Hügellandes von Weſt-Uhha. Die Nordabhänge dieſer Bergmaſſen Ugurus, ungefähr fünfzehn Meilen nördlich von den Quellen des Liutſché, ſpeiſen mit ihren Gewäſſern die ſüdlichen Zuflüſſe des Alexandranils, die Weſtabhänge den Mſchala, die Südabhänge den Liutſché und die öſtlichen die Nebenflüſſe des Malagarazi in Uhha. Die Grenzen von Uhha, Urundi und Udſchidſchi ſtoßen in dieſen Bergen zuſammen."

Um die Mittagsſtunde des 27. Mai erquickten die glänzenden Gewäſſer des Tanganyika den Blick der Reiſenden; um 3 Uhr kamen ſie in Udſchidſchi an. Nichts hatte ſich hier weſentlich verändert ſeit 1871 — nur Livingſtone fehlte.

So ſchließt der erſte Band von Stanleys Reiſebeſchreibung, deren zweiten Theil jeder mit Sehnſucht erwarten wird.

Die Demiſſion des Cabinets Auersperg.

Im Verlauf der langwierigen Ausgleichsverhandlungen wurde, wie jeder, der dieſelben nur halbwegs genau verfolgte, weiß, das Regiſter der Preſſionsmittel, welche eine Regierung dem Parlamente gegenüber anzuwenden in der Lage iſt, vollſtändig erſchöpft. Nachdem die Auflöſung des Parlaments officiös angedeutet war, wurde der Verfaſſungspartei mit einem Miniſterium Hohenwart in Geſellſchaft der bekannten unausſprechlichen Namen gedroht, es erfolgte die Drohung mit wirthſchaftlichen Nachtheilen, ja ſelbſt mit dem rothen Geſpenſt, und zu wiederholten malen wurde die Cabinetsfrage aufgeworfen, die bekanntlich einmal durch ein veritables Demiſſionsgeſuch, das vom Kaiſer angenommen ward, eine praktiſche Bedeutung erhielt. Doch als all dieſe Mittel nicht verfangen wollten, als die Verfaſſungspartei dem „Patriotismus aus Reſignation" — dieſe Sorte von Patriotismus hatte das Cabinet eingeſtandenermaßen im Lager, als es ſich entſchloß ſeine Demiſſion zurückzunehmen — ihre Bewunderung verſagte, griff das Miniſterium zu dem Preſſionsmittel einer ſonderbaren, in den Annalen des univerſellen Parlamentarismus unerhörten Cabinetsfrage.

In parlamentariſchen Staaten lautet die Formel der Cabinetsfrage in einfachen Worten ausgedrückt ungefähr folgendermaßen: entweder Ihr thut meinen Willen oder ich gehe. Das Miniſterium Auersperg jedoch verwandelte dieſe einfache, von populären Cabineten allerorts ſo arg mißbrauchte Formel in origineller Weiſe, indem es feierlich dem Parlamente, der Majo-

rität deſſelben, ſagte: wenn Ihr meinen Willen thut, wenn Ihr den Ausgleich annehmt, dann — dann gehe ich. Die Prämie für ein günſtiges Votum in der Ausgleichsfrage, welche in dieſem feierlichen Verſprechen lag, mag für die öſterreichiſchen Volksvertreter etwas Beſtechendes gehabt haben: viele Schwankende wurden hierdurch in das Regierungslager geführt, und die originelle Art, in der das Miniſterium Auersperg Nummer zwei die Cabinetsfrage formirte, feierte mit der Annahme des ihm unterſchobenen durch die Verhältniſſe und Herrn von Laſſer gezeitigten Ausgleichswerkes einen Triumph. Das Miniſterium kam nun in dieſen Tagen, faſt unmittelbar nach Sanctionirung des Ausgleichs, ſeinem feierlichen Verſprechen nach und ſtellte ſeiner Majeſtät die Portefeuilles zur Verfügung, die es ſechs und ein halbes Jahr mit wechſelndem Glücke, aber ſtets im Bewußtſein eine koſtbare Laſt „patriotiſch" zu tragen, inne gehabt. Die Regierungsmüdigkeit hat dem Miniſterium die Freude am Regieren, oder zum Theil die Luſt am Zuſehen, wie regiert wird, nicht benommen, und obgleich ſie öfters erklärten, den Muth zu beſitzen, ſich vom tarpejiſchen Felſen der Macht herabzuſtürzen, kamen ſie nur über den Rand hinweg bis zum gegenwärtigen Momente. Allerdings haben ſie nun dafür geſorgt, daß der Grund nicht zu hart und felſig iſt — ſie haben ihn vielmehr elaſtiſch präparirt — um ein Emporſchnellen der Geſtürzten zu ermöglichen, was um ſo leichter iſt, als der tarpejiſche Felſen, welcher die Würde eines cisleithaniſchen Miniſteriums bedeutet, nicht allzu hoch iſt. Doch um auf das Demiſſionsgeſuch der Miniſter zurückzukommen, ſei conſtatirt, daß der Kaiſer daſſelbe entgegengenommen hat, mit dem Vorbehalte, ſeine Entſcheidung im geeigneten Momente, das heißt wohl mit dem Zuſammentritt des Parlaments, der im Herbſte erfolgt, zu treffen. Nur das Specialgeſuch des Miniſters des Innern, Freiherrn von Laſſer, welches in ernſtlicher Weiſe mit Geſundheitsrückſichten motivirt wurde, hat Seine Majeſtät ſofort angenommen, und zwar in huldvollen Ausdrücken der Sympathie für den ſcheidenden Miniſter, auf die derſelbe unbedingt als tüchtiger Adminiſtrator und guter Oeſterreicher einen begründeten Anſpruch hat.

In einem parlamentariſchen Staate, in welchem das Syſtem der verkehrten Cabinetsfragen keinen Boden hat, würde dieſe Art der Entſcheidung eines Demiſſionsgeſuches des Geſammtminiſteriums die Permanenz der Miniſterkriſe bedeuten; man würde ſich da zum Empfange des zu gewärtigenden Cabinets rüſten, man würde Programme vorbereiten, Forderungen aufſtellen und dergleichen mehr. Allein unter den Umſtänden, welche das Cabinet zur Einreichung ſeiner Demiſſion wählte, ſcheinen derartige Vorbereitungen unnütz; es hieße das Spiel des Cabinets weiter führen, wollte man ſich den Anſchein geben, als glaube man ernſtlich an eine Cabinetskriſe — denn es ſteht faſt feſt, daß der Nachfolger des Cabinets Auersperg das Cabinet Auersperg ſein

werde, daß die Völker Oesterreichs im Herbste das Glück haben werden, das Cabinet, welches jetzt unter dem Schutze des durch die Demission geschaffenen Provisoriums die Geschicke der Monarchie lenkt, als definitives begrüßen zu können. Wohl hat der Sturmlauf nach Portefeuilles bereits begonnen, und je näher die Entscheidung heranrückt, desto intensiver dürfte sich derselbe gestalten; wohl setzen Persönlichkeiten, Parteien, Fractionen und Fractiönchen alle Hebel in Bewegung, um sich die Aussicht auf die Erbschaft des Cabinets oder einzelner seiner Mitglieder zu eröffnen — allein das Ende der Krise wird die Bestätigung der auerspergschen Getreuen in Amt und Würde sein, und da man dies weiß, ist von einer Krise so eigentlich nicht die Rede, blos unbedeutende, den allgemeinen Charakter des Cabinets nicht modifizirende Personalveränderungen werden die Folge des Demissionsgesuches sein, das Ministerium jedoch wird bleiben, was es gewesen, ein parlamentarisch-bureaukratisches Cabinet, das den Mangel an schlagfertigen Ideen, den Mangel an staatsmännischer Kraft und Einsicht durch die hochgetragene, weltbejubelte Fahne der Verfassungstreue verhüllt.

Wie die Verhältnisse liegen ist eine Lösung der „Krise" in anderem Sinne kaum möglich, denn die Parteien im Parlamente sind, wenn man von der Klericalen absieht, die jedoch nicht in Betracht kommen kann, so zerfahren, daß von einer compacten Majorität nicht die Rede sein kann. Die Parteien können nicht einmal sich selbst regieren, geschweige denn den Staat. Die Ausgleichverhandlungen haben die Parteien der Verfassungspartei vollständig desorganisirt. Kein Führer ist im Stande auf einen Bruchtheil seiner einstmals Getreuen auch nur mit einiger Bestimmtheit rechnen zu können, und selbst der Chef des Clubs der Linken, Herr Herbst, bis vor Kurzem noch der Souverän im Parlamente, der Schrecken jeder ihm befreundeten Regierung, ist nicht in der Lage seine gewohnten Herrscherrechte auszuüben. Im Club der Linken, dem maßgebenden der Verfassungspartei, herrscht die volle Anarchie, deren Folgen sich weit leichter durch ein beständig zwischen Rechts und Links schwankendes Ministeriums vom Schlage des Cabinets Auersperg, denn durch ein energisches Cabinet, das seinen Ursprung nicht zu verleugnen gewillt wäre, umgehen lassen. An eine Nachfolgerschaft Auerspergs aus diesem Club ist somit kaum zu denken, und geradezu ausgeschlossen ist diese Möglichkeit durch die Haltung, welche Herbst unter den obwaltenden Verhältnissen jeder Ministercombination gegenüber, welche seine Person betrifft, einnimmt.

Die Haltung der Führer der Fortschrittspartei ist bei weitem nicht so ablehnend, und gerüchtweise verlautet sogar die unglaubliche Mähr, Herr Kopp trage mit Hinblick auf alle Eventualitäten seit dem Rücktritte des Cabinets weiß gewaschene Hemden: allein trotzdem die Fortschrittspartei durch die moralische Unterstützung, welche sie der Annexion Bosniens in den Dele-

gationen angedeihen ließ, sich bestrebte regierungsfähig zu erscheinen, trotzdem sie ihre nationalliberalen Anwandlungen, welche bei Hofe Mißfallen erregten, vollends ablegte, um in dem Hafen des wahren Oesterreicherthums die lange gesuchten Portefeuilles zu erhalten, ist ihr Candidat für die Erbschaft des Cabinets Auersperg aussichtslos. Es fehlt der Fortschrittspartei nicht blos an Principien, sondern sogar an Männern. Den wohlwollendsten Freunden dieser einstmals respectablen Partei ist es nunmehr unmöglich zu sagen, welche staatsmännischen Ziele sich dieselbe gesteckt habe. Die Fortschrittspartei ist in Bezug auf freiheitliche Angelegenheiten eben so conservativ wie das Ministerium Auersperg. Den Gedanken an eine Erweiterung des Wahlrechts perhorrescirt sie diesem gleich, in Bezug auf Ungarn jedoch ist sie in sich durchaus nicht einig und in wirthschaftlichen Angelegenheiten huldigt sie in noch schärferer Weise dem Schutzzollsystem wie das nichtfortschrittliche Cabinet Auersperg. Nur in Bezug auf die kirchliche Frage hat die Fortschrittspartei Ansichten, die nicht blos als von jenen des Cabinets Auersperg verschieden angeführt werden, sondern es auch in der That sind. Die Fortschrittspartei hat entschiedene Lust dem deutschen Culturkampfe eine, wenn auch etwas verwässerte Uebersetzung ins Oesterreichische angedeihen zu lassen. Man mag über den Culturkampf in Deutschland denken wie man wolle, gewiß ist es, daß es nicht ein Postulat der Nothwendigkeit ist, denselben nach Oesterreich zu verpflanzen. Es soll nicht bestritten werden, daß die österreichische Regierung in einzelnen Angelegenheiten es an Energie der römischen Curie gegenüber fehlen ließ, die Politik des Cultusministers Stremayr kann in einzelnen Theilen engherzig, zu sehr von Rücksichten auf verblassende Heiligkeiten geleitet bezeichnet werden, allein im Ganzen und Großen hat sie die wesentlichen Rechte des Staates der Kirche gegenüber gewahrt, sie hat das ohne Culturkampf erreicht, was die preußische Regierung durch die Maigesetze anstrebte. Der Culturkampf als Abwehr gegen Bedrohung des Staates und seiner Rechte mag gebilligt werden, als Sport jedoch ist er weder staatmännisch, noch liberal, noch fortschrittlich, höchstens fortschrittsparteilich — man entschuldige das fürchterliche Wort. Möglich ist es, daß die Fortschrittspartei, wenn sie einmal ans Ruder kommt, den Culturkampfkitzel aufgiebt, allein einstweilen betont sie die Nothwendigkeit ihrer Herrschaft im Interesse der freiheitlichen Entwickelung der Monarchie mit Rücksicht auf ihre Kirchenpolitik, eine Nothwendigkeit, die allerdings blos von den Portefeuillejägern dieser Partei klar gesehen wird. Was diese Portefeuillejäger betrifft, so kann man ihre Zahl nach den Köpfen der Fortschrittspartei berechnen. Die Herren Menzer, Sturm, Fux und wie sie alle heißen mögen, fühlen in sich den Beruf das Vaterland als Räthe der Krone zu retten, was sie für leichter halten als die Rettung schwankender Banken, die ihnen nicht gelungen ist, allein von allen diesen

kämen im Falle einer Miniſtercombination auf fortſchrittlicher Grundlage blos die Herren Coroniki und Schauch in Betracht: zur Beſetzung der übrigen Reſſorts müßte bei den anderen Parteien eine vorausſichtlich nach kurzer Zeit rückzahlbare Anleihe gemacht werden.

Eine dritte Gruppe in der Partei der Verfaſſungstreuen ſind die Mitglieder der Centren, die ſich aus dem Großgrundbeſitze und den Handelskammern zuſammenſetzt, und in der Unterſtützung jeder Regierung, die ſich als verfaſſungstreu gerirt, Großes leiſtet. Einzelne Mitglieder dieſer Gruppe haben wohl die Ambition den Wollſack mit dem Miniſterportefeuille zu vertauſchen, allein als Partei ſucht ſie ihren Ruhm darin, die Stütze jedes Cabinets zu ſein und prätendirt nicht ein Miniſterium zu ſtürzen oder zu gründen. Dieſen Leuten wird das Cabinet Auersperg eben ſo wenig die Sitze gönnen, wie den Demokraten, welche ſechs Mann hoch die ſpecifiſche Wiener Vorſtadtdemokratie im Abgeordnetenhauſe vertreten und als politiſches Programm die vom Standpuncte eines Schneidermeiſters gewiß geſchmackvolle Deviſe: „Nur ka'n Frack nit!“ auf das Banner der Demokraten geſchrieben haben — und ſo ſcheint keine andere Löſung der Miniſterkriſe übrig, wie daß das Miniſterium Auersperg wieder reactivirt wird, beziehungsweiſe ſich ſelbſt reactivirt. Unter ſeiner Aegide hat die Verfaſſungspartei ſich nahezu aufgelöſt, und es wird energiſcher Anſtrengungen, vielleicht einer Neuwahl des Parlaments bedürfen, um ſie wieder zu organiſiren.

Wenn die Reſultate der ſechsjährigen Herrſchaft des Cabinets Auersperg einen Schluß auf die Zukunft geſtatten, hat man keine Urſache beſondere Hoffnungen aber auch nicht beſondere Befürchtungen zu nähren. Das Cabinet hat ſich als ehrlich und billig bewieſen, es hat die Geſetze geachtet, und dafür Sorge getragen, daß ſie allenthalben reſpectirt werden, es war in der Adminiſtration gewandt und tüchtig — allein damit ſind ſeine Vorzüge völlig erſchöpft, wenn man auch die Beſtrebungen zur Reform der Steuergeſetzgebung durch Entlaſtung der ärmeren Claſſen löblich nennen muß. Dieſe Beſtrebungen zur That werden zu laſſen, fehlte dem Cabinet leider die Energie, eben ſo wie das in Angriff genommene Werk der Juſtizreform durch den Mangel an Energie ſeitens der Regierung bisher recht bedeutende Schritte nach rückwärts gemacht hat. Mangel an Energie bewies ſich als der ſchwerſte, verhängnißvollſte Fehler des Cabinets, denn er zwang Oeſterreich das ungariſche Joch wieder auf und verurſachte die Reactivirung des bereits beſeitigten Defizits. Weder nach unten, noch nach oben wußte die Regierung ihre Forderungen energiſch zu vertreten: ſie war in den ſechs Jahren ihrer Herrſchaft weich wie Lehm, und wenn ihre Geſtalt nicht genug bedeutend iſt, ſcheint nicht blos das ſchlechte Material die Urſache, — auch jene tragen die Verantwortung, die es bearbeiteten. Die auffallendſte

Schwäche des Cabinets besteht jedoch in der Armuth an politischen Gedanken, allein diese Schwäche wird durch die Gedankenlosigkeit der Parteien gemildert, und würde nicht vom Regierungstische weichen, wenn andere Männer an demselben Platz nähmen. So mag denn das Cabinet Auersperg getrost weiter regieren, bis die Zeit einen besseren Nachfolger zeitigt. E. Fr.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Vom Rhein. Elsaß-Lothringen — kein Kronprinzenland. Reichsfürstenthumsideen. — Obschon wir für Conjecturalpolitik, welcher Art sie auch sei, gegenwärtig weder Neigung noch Zeit haben können, so will sie sich doch nicht ganz verdrängen lassen und macht sich im Hintergrunde breit, um vereinzelten Phantasten Stoff zu Reflexionen und Phantasmagorien zu geben. Der ehemalige preußische Generalconsul, Herr Rudolph Schramm, zur Zeit in Düsseldorf, sieht jetzt wohl mit manchen einheimischen und eingewanderten Elsaß-Lothringern ein, daß von einer Regentschaft des deutschen Kronprinzen in Elsaß-Lothringen, wie sie projectirt und vielfach befürwortet worden war, nicht wohl mehr die Rede sein kann. Herr Schramm will nun, daß das Reich dem Prinzen Friedrich Karl von Preußen die Souveränetät von Elsaß-Lothringen „erb- und eigenthümlich unter dem Rechte und der Pflicht der deutschen Bundesfürsten- und Reichsgenossenschaft, und zwar unter dem Titel: ‚Herzogthum Burgund' übertrage, damit Letzteres durch diesen Namen den ‚unendlichen Vorzug' habe, ‚einem langen breiten Streifen des heutigen französischen Gebietes von der atlantischen bis zur Mittelmeerküste die passive Annexionsfähigkeit zu verleihen'." Herr Rudolph Schramm begründet diesen Gedanken mit Hinweis auf Frankreich, welches durch die Möglichkeit, das „Herzogthum Burgund" könne sich einst im Falle eines neuen Krieges in ein „Königreich Burgund" durch Annexion von Flandern und anderer französischer Grenzgebiete erweitern, in Schach gehalten werden müsse. Nur so könne der französischen Nation die Besonnenheit zurückgegeben, sie zur endgültigen Anerkennung des status quo genöthigt werden.

Herr Rudolph Schramm hat, wie aus einer unlängst von ihm veröffentlichten Flugschrift („Kronprinzenland", Mailand 1878) hervorgeht, ähnliche Gedanken schon früher gehabt und sie nebst anderen Vorschlägen in zwei Eingaben vom August und September 1870 dem Könige von Baiern mitgetheilt. Damals war Herr Schramm der Ansicht, daß der Frieden, den der Reichskanzler schließen werde, wenn nicht der König von Bayern sich ein-

miſche, ſichere Erneuerung des Krieges für die nächſte Generation in ſeinem Schooße tragen werde, daß das deutſche Reich nicht nur Elſaß und Lothringen, ſondern auch franzöſiſch Flandern bis zur atlantiſchen Küſte mit dem Hafen von Dünkirchen (Havre) erwerben und den Hafen von Cherbourg bis zur Erbauung eines eigenen atlantiſchen Kriegshafens beſetzen müſſe. Herr Schramm verlangte auch die Erwerbung der ganzen franzöſiſchen Kriegsflotte und die Neutraliſirung des Mittelmeers. Elſaß, Lothringen und Flandern wollte er dem Prinzen Friedrich Karl von Preußen und dem Kronprinzen von Sachſen zugetheilt wiſſen. Man darf heute wohl mit beſter Ueberzeugung über dieſe weitausſchauenden Ideen die Achſeln zucken und im Innerſten froh ſein, daß ſie in keiner Weiſe verwirklicht worden ſind, daß nicht Herr Schramm, ſondern Fürſt Bismarck die Geſchicke Deutſchlands leitete, und wenn auch nach Krieg und Annexion das deutſche Reich in ſeiner Neugeſtaltung und ſeiner inneren Organiſation an mancherlei Unvollkommenheiten leidet, ſo iſt es doch durchaus lebens- und verbeſſerungsfähig.

Komiſch und ungeheuerlich müſſen uns heutzutage die anderen Ideen vorkommen, welche Herr Rudolph Schramm damals als „neue politiſche Geſtaltungsprincipien der künftigen deutſchen Reichsverfaſſung" dem König von Baiern unterbreiten zu müſſen glaubte. Er ſchlug nicht mehr und nicht weniger eine Theilung des Souveränetätsrechts über die Geſammtnation nach Gegenſtänden vor, ſo zwar, daß der König von Preußen der Militärſouverän über ganz Deutſchland werden, dafür aber einen Theil ſeines eigenen Souveränetätsrechts im eigenen preußiſchen Staatsgebiet aufgeben ſolle, etwa in Betreff der Geſchäfte des Juſtiz- und Cultusminiſteriums. Wie der König von Preußen die Militärchargen zu beſetzen hätte, ſo ſollten dagegen die übrigen deutſchen Fürſten die Anſtellungen der höheren Juſtiz- und Cultusbeamten vollziehen, wodurch „das deutſche Landes- und Reichsfürſtenthum ſich in mächtigem Anſehen bei der Nation erhalten, ihr eine Bürgſchaft der Freiheit, eine Schutzwehr gegen imperialiſtiſche Miniſterialwillkür ſein und hinwiederum zu ſeinem, des Fürſtenthums, Schutze gegen deſpotiſche Kaiſergewalt die ganze Nation hinter ſich geſchaart finden würde". In ſeiner zweiten Eingabe an den König von Baiern ſcheint Herr Schramm von dieſen ſonderbaren Ideen wieder abgekommen zu ſein, doch nur, um noch ſeltſamere zu produciren. Er ſpricht nun plötzlich von einem deutſchen Reichsfürſtenthum und ſieht die Rettung der deutſchen Freiheit und der weltgeſchichtlichen Aufgabe Deutſchlands mehr wie je in die Hand dieſes deutſchen Reichsfürſtenthums, und vor Allem in die des Königs von Baiern gelegt. Da aber das deutſche Reichsfürſtenthum zur Zeit zu ſchwach erſcheint, ſo bedarf es der Stärkung durch Ergänzung, und dieſe erblickt Herr Schramm in der Her-

ſtellung eines Herzogthums Burgund mit dem genannten Prinzen als Fürſten an der Spitze.

Die damalige erregte Zeit hat wohl manchen anderen Phantaſten einen Ritt ins romantiſche Land unternehmen laſſen, nun, die Zeit hat den Schleier des Vergeſſens darüber gebreitet, und weder Tadel noch Vorwurf kann nachträglich am Platze ſein. Wenn aber Herr Schramm jetzt veröffentlicht, wovon er damals geträumt, ſo wird er ſich nicht nur die Frage: Cui bono? ſondern auch eine berechtigt ironiſche Kritik gefallen laſſen müſſen.

Aus Baiern. Zur Beſchränkung der Wirthſchaftsconceſſionen. — Bekanntlich ging ein dem letzten Reichstage unterbreiteter Regierungsvorſchlag in Bezug auf die Ertheilung von Schankconceſſionen dahin, es möchte den Landesregierungen wieder die Befugniß ertheilt werden, die Erlaubniß zum Ausſchenken von Branntwein oder zum Kleinhandel mit Branntwein allgemein und die Erlaubniß zum Betrieb der Gaſtwirthſchaft oder zum Ausſchenken von Wein, Bier u. ſ. w. in Orten mit weniger als 15,000 Einwohnern von dem Nachweis eines vorhandenen Bedürfniſſes abhängig zu machen, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil die Zunahme der Wirthſchaften in den letzten Jahren weit ſtärker war, als die der Bevölkerung. In Baiern z. B. beſtanden vor Einführung der neuen Gewerbeordnung (1872) 11,288 Gaſt- und 10,611 Schankwirthſchaften, 1877 aber 13,862 Gaſt- und 15,609 Schankwirthſchaften, was eine Zunahme von 23 bezüglich 47 Procent ergiebt. In nahezu demſelben Verhältniß vermehrten ſich die Wirthſchaften auch im übrigen Süddeutſchland, ſo daß jetzt im Durchſchnitt 60 Wirthſchaften auf je 10,000 Einwohner entfallen gegen nur 50 im Jahre 1871. In Preußen ſtieg die Zahl der Wirthshäuſer von 104,799 im Jahre 1869 auf 130,517 im vergangenen Jahre. Um nun einerſeits, was der erwähnte Geſetzesvorſchlag anſtrebte, die Vorbedingungen für die Erlaubniß zum Wirthſchaftsbetrieb zu erſchweren, andererſeits aber, was der Reichstag vermieden zu ſehen wünſchte, der Polizeigewalt nicht eine allzuweit bemeſſene discretionäre Entſcheidungsbefugniß einzuräumen, mögen hier zwei Vorſchläge kurz angedeutet werden, welche nicht nur der Regierungsvorlage und dem Verlangen des Reichstages entſprechen, ſondern auch vom finanzpolitiſchen wie vom ſanitätspolizeilichen Standpunct aus annehmbar oder doch zum mindeſten erwägungswerth erſcheinen. Nach dem einen Vorſchlage, welcher in Frankreich und der Schweiz in modificirter Form bereits eingeführt iſt, würde fortan von jedem Wirth eine je nach Art und Größe ſeiner Wirthſchaft höher oder niedriger bemeſſene Taxe, die ſogenannte Patenttaxe, bei Gewährung der Conceſſion ſowohl wie ſpäter, bezüglich alljährlich bei Erneuerung derſelben zur Erhebung zu bringen ſein, und zwar

in Höhe von 50 bis 1500 Mark jährlich. Nimmt man die durchschnittliche Höhe der Patenttaxe auf 100 Mark jährlich an, so würden dem Reiche bezüglich den Einzelstaaten von den 220,000 Wirthshäusern Deutschlands Einnahmen in Höhe von bis zu 22 Millionen Mark jährlich erwachsen, welche Summe immerhin als ebenso erwünschte wie annehmbare Einnahme mitzunehmen wäre. Was den zweiten Vorschlag betrifft, so mag statt aller Erörterungen der kurze Hinweis genügen, daß der Stadtmagistrat von München aus sanitätspolizeilichen Erwägungen vor einiger Zeit beschlossen hat, die Erlaubniß zum Wirthschaftsbetrieb davon abhängig zu machen, daß die dazu bestimmten Räumlichkeiten gewissen Anforderungen entsprechen, welch' letztere ja anderwärts durch die Localsanitäts- oder Polizeibehörden festgestellt werden können. Hierdurch würde immerhin eine Handhabe geboten sein, wenigstens den Unfug der Winkelwirthschaften einzuschränken.

Aus Berlin. Die Kissinger Verhandlungen. — Wenn man in ein Wort zusammendrängen wollte, was im Laufe der verflossenen Woche die Gemüther in erster Linie beschäftigt hat, so wäre das am prägnantesten mit dem Worte „Kissingen" geschehen. Der Zusammenhang, der zwischen dem Ausfall der Wahlen und dem voraussichtlichen Wirken des neuen Reichstages auf der einen und dem Verlauf der in Kissingen zwischen dem Reichskanzler und dem päpstlichen Nuntius geführten Verhandlungen auf der anderen Seite sich ergiebt, drängt sich in zwingender Weise allerorten auf und bildet den Hauptgegenstand der sowohl in der Presse wie in den weiteren Kreisen des Publicums gepflogenen Besprechungen. Wird es der Regierung gelingen, das Centrum für sich zu gewinnen, und welche Opfer wird sie für diesen Zweck bringen müssen und können? Es ist nicht zu viel behauptet, wenn man sagt, daß es in Fragen der inneren Politik seit dem preußischen Verfassungsconflikt, also seit dem Beginn des Jahres 1866, keine einzige gegeben hat, die in so nachdrücklicher und eindringlicher Weise die Gemüther bewegt hätte, und die so ganz und gar darnach angethan wäre, die beiden liberalen Hauptparteien wieder um ein Banner zu schaaren. Ueber das, was in Kissingen vorgegangen ist, fehlt es absolut an jeder sicheren Mittheilung, desto mehr wimmelt es von Nachrichten, die den Anspruch erheben, begründet zu sein, und nicht minder groß ist die Anzahl der mit größerer oder geringerer Sicherheit auftretenden Conjecturen. Am weitesten gehen naturgemäß die von Rom verbreiteten Nachrichten. Dieselben sprechen einfach von einer völligen Retablirung des status quo ante, das heißt desjenigen Verhältnisses, das bis 1872 zwischen der preußischen Regierung und der Curie bestand, daneben von der Amnestirung aller verurtheilten Priester und Bischöfe und deren Wiedereinsetzung. Daß dies eine völlige Unmöglichkeit ist und die Re-

gierung durch eine ſolche Connivenz nicht nur dem Lande, ſondern vor allem ſich ſelbſt ins Geſicht ſchlagen würde, liegt zu nahe, als daß man darüber noch zu discutiren brauchte. Neben dieſer ſehr weitgehenden und unwahrſcheinlichen Verſion giebt es noch eine Anzahl anderer, weſentlich maßvollerer, die in hieſigen meiſt gut informirten Blättern auftreten. Da heißt es, daß es ſich darum handle, den Kirchengerichtshof und das Civilehegeſetz fallen zu laſſen, ferner wird mitgetheilt, in Kiſſingen werde zunächſt darüber verhandelt, wie die Curie der im Geſetz vom 11. Mai 1873 aufgeſtellten Forderung, alle von ihr anzuſtellenden Candidaten vorher den Oberpräſidenten zu nennen, nachkommen könne, ohne ſich zu demüthigen, oder allgemeiner gefaßt, wie man, ohne dem principiellen Standpunct der Curie und ihrer Empfindlichkeit zu nahe zu treten, einen Ausweg finden könne, der ihr die Anerkennung der preußiſchen Maigeſetze ermöglicht. Das klingt nun allerdings ſchon beſſer als die römiſche Verſion, ſcheint uns aber im Ganzen und Großen etwas zu ſanguiniſch. Das Körnlein Wahrheit, das möglicher Weiſe dabei zu Grunde liegt, ergiebt ſich aus dem von klericaler Seite wiederholt geltend gemachten Geſichtspunct, daß unter den Forderungen der preußiſchen Kirchengeſetze eine ganze Anzahl ſolcher ſei, welche die Curie allenfalls acceptiren könne und in anderen Staaten auch acceptirt habe; das Anſtößige liege nur darin, daß in Preußen der Staat aus alleiniger Machtvollkommenheit und ohne ſich mit dem römiſchen Stuhl darüber zu benehmen, ſolche Forderungen einſeitig decretirt habe. So nimmt beiſpielsweiſe der Osnabrücker Biſchof nicht den geringſten Anſtand, die von ihm in dem Oldenburger Theil ſeiner Diöceſe anzuſtellenden Geiſtlichen der Oldenburger Regierung zu ernennen; für den preußiſchen Theil ſeiner Diöceſe verweigert er dies hartnäckig; ebenſo wird jene Beſtimmung in Elſaß-Lothringen anſtandslos ausgeübt, weil hier wie dort ein bezügliches Einvernehmen mit dem römiſchen Stuhl beſteht. Man ſieht, mit welcher traditionellen Zähigkeit die Curie daran feſthält, ihre Stellung als gleichberechtigter ſouveräner Factor zu wahren. Uns will ſcheinen, als ob dieſer Geſichtspunct außerordentlich lehrreich für die Charakteriſirung der in Kiſſingen gepflogenen Verhandlungen iſt. Obwohl noch in den letzten Tagen von officiöſer Seite gegen alle die Kiſſinger Verhandlungen betreffenden Mittheilungen ein Generaldementi erlaſſen worden iſt, ſo erſcheint es doch mehr als wahrſcheinlich, daß gerade Fragen dieſer Art einen Hauptgegenſtand der Beſprechung bilden. Als ein einigermaßen tröſtliches Moment läßt ſich noch anführen, daß man in unſeren klericalen Kreiſen ſich vorläufig noch keinerlei ausſchweifenden Hoffnungen über einen für die Kirche beſonders günſtigen Ausgang der Kiſſinger Verhandlungen hingiebt; es geht dies ziemlich klar aus dem Verhalten hervor, das dieſelben bei den Stichwahlen befolgen, wo ſie bereits mehrfach activ und paſſiv für die Socialdemokraten

eingetreten ſind. Wenn ferner in liberalen Zeitungen vielfach die Frage erwogen wird, ob die Regierung, wenn ſie die Curie einigermaßen zufrieden ſtellt, darauf rechnen könne, ſämmtliche Stimmen des Centrums für ihre Politik zu gewinnen, und dies entſchieden beſtritten wird, ſo ſollte man ſich doch den Sachverhalt ohne Illuſionen möglichſt klar machen. Allerdings iſt es richtig, daß ſich unter den Klericalen eine Anzahl leidlich Liberaler befindet, wir erinnern nur an die beiden Reichensperger, die, ſobald es ſich nicht um Culturkampffragen handelt, mit den gemäßigten liberalen Parteien ſtimmen. Indeſſen bei der ſtrengen und ausgezeichneten Disciplin, die in der klericalen Partei herrſcht, ſteht das mot d'ordre, das von Rom kommt, entſchieden höher, als der politiſche Parteigrundſatz, da man hier ja ſofort das Seelenheil mit in Frage bringen kann. Eben deshalb erſcheint es auch kaum zweifelhaft, daß, wenn von Rom der Befehl kommt, für die Regierung zu ſtimmen, die ganze Partei mit verſchwindenden Ausnahmen auch für dieſelbe ſtimmen wird. Der Reichskanzler hat alſo allen Grund, auf eine Unterſtützung durch das Centrum Gewicht zu legen. Unter allen dieſen Erwägungen aber kommt für die Beurtheilung der geſammten Frage noch der eine Hauptgeſichtspunct in Betracht, daß der Hauptfactor für den überwiegenden Theil der Kirchengeſetzgebung nicht der deutſche Reichstag, ſondern der preußiſche Landtag, ſpeciell alſo das Abgeordnetenhaus iſt. Die meiſten der einſchlagenden Geſetze ſind preußiſche Landesgeſetze und können nur unter Zuziehung der preußiſchen Legislative geändert werden. Es erſcheint aber abſolut undenkbar, daß das gegenwärtige Abgeordnetenhaus ſeine Zuſtimmung zur Beſeitigung oder fundamentalen Umgeſtaltung der gegenwärtigen Kirchengeſetze geben ſollte.

Nun heißt es allerdings, daß die Regierung mit Rückſicht hierauf auch ſchon an eine Auflöſung des Abgeordnetenhauſes denke. Ein ſolches Experiment dürfte indeſſen von zweifelhaftem Erfolge ſein. Haben bei der Reichstagswahl die entſetzlichen Eindrücke der beiden Attentate, die Furcht vor der Socialdemokratie mitgewirkt, um eine Verſchiebung der Parteiverhältniſſe nach rechts herbeizuführen, ſo dürfte eine Neuwahl zum preußiſchen Abgeordnetenhauſe, bei der die Reviſion der Kirchengeſetzgebung im weitläufigen Sinne das Aushängeſchild wäre, leicht eine entgegengeſetzte Wirkung haben. Der Gedanke, daß die römiſche Curie wieder einen maßgebenden Einfluß auf wichtige innere Angelegenheiten Preußens ausüben ſollte, iſt für die unermeßliche Mehrheit der evangeliſchen Bevölkerung, für Alle, die in der Freiheit der Geiſter ein höchſtes Gut ſehen, ein geradezu unerträglicher. Fürſt Bismarck dürfte ſich ſolchen Anſchauungen nicht verſchließen; mag er auch als energiſcher Realpolitiker ſeine Bundesgenoſſen nehmen wo er ſie findet, ſo

hat er doch auch eine hohe Meinung von der Staatssouveränetät und ist ein zu evangelischer Mann, als daß er diese beiden Principien aufs Spiel setzen sollte. So besorgt man auch anfänglich über die Kissinger Verhandlungen war, so ringt sich doch in den urtheilsfähigen Kreisen die Ueberzeugung und die Hoffnung durch, daß man noch nicht von einem Gang nach Canossa zu reden braucht, daß von weitgehenden principiellen Concessionen schwerlich die Rede sein kann. Die Hauptsache allerdings bleibt der modus vivendi; für diesen aber bedarf es keiner Gesetze; hier würde das Hauptgewicht auf die von der Regierung von Fall zu Fall beobachtete Praxis fallen, die jeden Augenblick nach der von der Gegenpartei beobachteten Haltung geändert werden könnte. Hierbei behalten denn auch beide Theile die Fäden am Besten in der Hand. Wir wollen uns nicht verhehlen, daß auch hierbei genug Unheil geschaffen werden kann. Die Beseitigung des Culturkampfes als solchen wenn sie mit Ehren geschehen kann, wird kein liberaler Mann für ein Unglück ansehen; er hat eben so wenig Anspruch darauf, eine dauernde Staatsinstitution zu sein, wie man das seiner Zeit von dem Kampf um das Budgetrecht sagen konnte. Allerdings hat man ziemlich durchgängig das Gefühl, als ob sich an die Kissinger Verhandlungen noch eine ganze Reihe unerquicklicher Erfahrungen und Enttäuschungen anschließen würde. Und es gewinnt immer mehr den Anschein, als ob in diesem unglücklichen Jahre die unerfreulichen Ueberraschungen nicht zu Ende kommen sollten. Kaum hat uns der Reichsanzeiger die Mittheilung gemacht, daß sich in dem am 31. März dieses Jahres abgeschlossenen Reichsbudget ein Deficit von circa elf Millionen Mark herausgestellt hat, für dessen Deckung allerdings bereits Sorge getragen ist, so tritt in verschiedenen anderen Blättern die amtlich noch nicht verbürgte, aber darum doch nicht minder sichere Nachricht auf, daß auch das preußische Ordinarium pro 1877/78 mit einem Deficit von zwanzig Millionen Mark belastet sei; man fügt tröstend hinzu, daß es sich hierbei nicht um Mindererträge aus den Steuern, sondern um Ausfälle aus den preußischen Betriebsverwaltungen, wie Eisenbahnen, Berg-, Hütten- und Forstverwaltung handle. Wenn man sich indessen erinnert, mit welcher außerordentlichen Sorgfalt bei der Aufstellung der Voranschläge zu Werke gegangen wird, und wie es ein feststehender Grundsatz der altpreußischen Finanzverwaltung ist, die Einnahmen als möglichst gering, die Ausgaben dagegen als möglichst hoch zu veranschlagen, so kann der Eindruck solcher Nachricht nur ein überaus niederdrückender sein. Es zeigt sich mit einer unerbittlichen Klarheit, daß unser Volkswohlstand seit einer Reihe von Jahren im Rückgange begriffen ist und daß wir an einem Wendepunct angelangt sind, wo Steuer- und Handelspolitik im Großen reformirt werden müssen. Eine Erhöhung der directen Steuern er-

ſcheint bei den obwaltenden Umſtänden denn doch unmöglich und würde vorausſichtlich nur erhebliche Steuerausfälle herbeiführen. So ſieht man denn mit größter Spannung den großen Finanzplänen entgegen, über welche die deutſchen Finanzminiſter in Heidelberg ſich binnen einer Woche geeinigt haben. Was die Herren da berathen und beſchloſſen haben, deckt ein undurchdringlicher Schleier, hoffentlich nicht auf lange Zeit, denn wenn irgend etwas nicht vom grünen Tiſch gemacht werden kann, ſo ſind es Entſcheidungen über Steuer- und Handelspolitik, hier bedarf es der lebendigſten Beihülfe in Rath und That von allen in der Nation dazu Berufenen. Zunächſt aber wird kaum etwas anderes übrig bleiben als ſich auf dem Wege der Anleihen zu helfen. Selbſt wenn eine Wendung in unſerer Handelspolitik eintreten ſollte, wie es ja angeſichts der in den Reichstag ziemlich zahlreich gewählten Anhängern einer mehr oder minder protectioniſtiſchen Richtung den Anſchein hat, ſo dürften denn doch noch Jahre vergehen, ehe dieſer Umſchwung beſten Falls Reſultate haben könnte.

12. Auguſt. D.

Literatur.

Vom Büchertiſch. La France contemporaine ou les Français peints par eux mêmes. Études de moeurs et de litterature recueillies et annotées par J. Baumgarten. Cassel, Kay. — In einer Reihe von Aufſätzen verſchiedener franzöſiſcher Autoren, die mit Umſicht und Geſchmack ausgewählt ſind, wird uns das franzöſiſche Leben vorgeführt, wie es ſich in der Anſchauung der Nation ſelbſt ſpiegelt. Man wird die zum Theil ganz reizenden Skizzen mit großem Vergnügen leſen und auch vielleicht mit mehr Nutzen, als irgend eines der zahlloſer Bücher, in denen ſo viele unſerer Landsleute, welche Frankreich nur touriſtiſch ſtreiften, ihre Beobachtungen niedergelegt haben. Es iſt ein Buch, aus dem viel zu lernen iſt, und das durch ſeine Form zugleich ergötzen mag. Wir können es unſern Leſern nur angelegentlichſt empfehlen.

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.

Ausgegeben: 15. Auguſt 1878. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Die Sagen der Hohenzollern.*)

Von G. Sello.

Wer es verſtünde, uns, wenn auch nur auf kurze Zeit, den Druck der ſchweren Zeit, der auf allen laſtet, vergeſſen zu machen, wäre unſeres Dankes gewiß. Mancher wird daher mit freudiger Erwartung zu dem zierlich ausgeſtatteten Büchlein greifen, um ſich bei ſeiner Durchleſung in die ſagenreiche Vergangenheit zu verſetzen, in der man von der taciteiſchen Germanica fides noch ſprechen durfte, ohne beſchämt zu erröthen; aber enttäuſcht wird er es aus der Hand legen. Die Verlagshandlung mag etwas derartiges geahnt haben, da ſie die Anzeigen des Buches mit den Worten begleitete: „Seine kaiſerlich königliche Hoheit der Kronprinz hat ſich durch Annahme der Widmung beredter über den Werth dieſes patriotiſchen Feſtgeſchenkes ausgeſprochen, als wir es vermögen.“ Wir freilich möchten in der Annahme der Widmung nur eine Belohnung für den auf jeder Seite ſich ausſprechenden Patriotismus des Verfaſſers erblicken, der, wenn er auch ſagt: „Hier galt es nicht, gleich einem Sänger der höfiſchen Zeit, in treuem Herrendienſte ein hochklingendes Preislied zu erheben“, doch jede Gelegenheit, geeignete und ungeeignete, benutzt, um dem hohenzollernſchen Fürſtenhauſe den Tribut der Loyalität, bisweilen auf Koſten des guten Geſchmacks, in blumenreichen Worten zu ſpenden.

Der Verfaſſer hat eine ausgeprägte Neigung und nicht zu leugnende Begabung für die hiſtoriſche Novelle; wir haben das mit Freuden in ſeinen „hiſtoriſchen Bildern aus dem Elſaß“ und den „culturhiſtoriſchen Bildern aus der alten Mark Brandenburg“ geſehen. Es wird ihm leicht, Koſtüm und

*) Oskar Schwebel, Die Sagen der Hohenzollern. Berlin, Liebelſche Buchhandlung.

Stimmung vergangener Jahrhunderte annähernd richtig zu schildern, und eine lebhafte Phantasie kommt ihm zu Hülfe. Die Berechtigung dieser Form für Darstellungen aus dem Gebiet der Sage müssen wir aber auf das entschiedenste bestreiten. Wahrheit und Treue sind hierbei die Haupterfordernisse. Beide gehen vollständig verloren, wenn man die Volkssage, die nur so von Werth ist, wie sie im Munde des Volkes lebt, oder wie sie wenigstens der volksthümlichen Ueberlieferung gemäß aufgezeichnet worden ist, romantisch zustutzt, ihr durch mehr oder weniger gelungene Kostüm- und Sittenschilderungen das Gepräge einer historisch bestimmten Zeit und damit den Anschein einer historisch beglaubigten Thatsache zu geben sucht. Die Dämmerung der Sage, welche den stets vorhandenen, wenn auch nicht immer, oder nur schwer, erkennbaren geschichtlichen Kern umschließt, verträgt nicht den hellen Schein historischer Beleuchtung, schon wegen der zeitlichen Differenz, welche zwischen dem zu Grunde liegenden historischen Vorgang und der Fixirung der Sage nothwendigerweise obwaltet.

Der Verfasser ist sich aber von vorn herein über das Wesen der Sage, insbesondere über den Begriff der Stamm- und Geschlechtssage, um welche es sich im vorliegenden Fall ausschließlich handelt, über ihre wissenschaftliche und ethische Bedeutung nicht klar gewesen. Indem er einerseits bemüht ist, Sage und Anekdote, die kaum jemand verwechseln dürfte, von einander zu scheiden, letztere aber wieder mit dem Märchen vermengt, wirft er andererseits Sage, Mythus, Legende und poetische Bearbeitung wirr durch einander. Er spricht vom Mythus des Hauses der Hohenzollern, der dessen Geschichte bis in die neueste Zeit begleite, wie man etwa vom Mythus vom Thor, oder vom Harlungenmythus zu reden gewohnt ist; ihm sind die Sage von der Belagerung von Ukermünde, die Erzählung von der Einnahme der Feste Garz „mehr oder minder mythische Ereignisse"; ihm wächst „die Sage nur aus dem uralten Boden des Mythus" hervor, er hält es aber auch für zulässig, „in so reichem Sagenschatz nach einem Körnchen Wahrheit zu suchen" und daneben scheint es ihm die Aufgabe der Sage zu sein „die Geschichte zu verherrlichen", so daß ihm dieselbe als ein Zoll der Dankbarkeit, als ein Beweis der Liebe gilt, welche die Völker ihren „gottgegebenen Heerkönigsgeschlechtern" darbringen.

Bei so verworrenen Anschauungen nimmt es nicht Wunder, wenn der Verfasser durch die Form zu blenden und zu bestechen sucht, und sein Unternehmen mit den charakteristischen Worten gleichsam entschuldigt: „Es liegt im Geiste der kritischen Geschichtsschreibung, gegen solche Erzählungen mit peinlichster Forschung oder vornehmer Geringschätzung a priori vorzugehen; — wir meinen indeß, man möge immerhin die alten Geschichten passiren lassen — sie sind ein nicht unerfreuliches Beiwerk der Historie. Und schließ-

lich — auch die Winde, welche sich an dem Baumstamme hinaufrankt, auch das blühende Moos, das auf seiner Rinde wuchert, ergötzt ja unser Auge.

Aber wäre nur die Form eine derartige, daß wir wenigstens an ihr reine Freude empfänden. Doch auch da ist in der Wahl der Worte und im Aufbau der Sätze manches verfehlt. Nicht jeder der Leser des großen Kreises, für den er schreibt, wird in dem „freien wehren" den vollkommen Freien zu erkennen vermögen; „flache Spitzen" sind unseres Erachtens undenkbar; ein „Plagiat" ist die berüchtigte lehninsche Weissagung doch sicher nicht; Dämme werden „durch" Gewässer geschüttet, und führen nicht „über" dieselben; fast komisch nimmt sich eine „düstere weithin leuchtende Leuchte" aus. Sätze wie: „der siegreiche Otto von Nordheim begrub ihn (König Rudolf von Rheinfelden) zu Merseburg, nachdem er, wie alte Sagen erzählen, die tiefste Reue über seinen Eidesbruch bezeugt hatte" — „da sprengte ein Reiter (Burggraf Friedrich von Zollern) ins Lager und begrüßte den armen Schweizergrafen (Rudolf von Habsburg) im abgeschabten Lederkoller mit königlichem Gruß" sind unbedingt falsch gebildet, und von dem mit der Sache Unbekannten kaum richtig zu verstehen. Die eingeflochtene Uebersetzung des Volksliedes von der Einnahme Angermündes, 1420, ist durchaus nachlässig gefertigt; da in ihm von vorn herein auf den Reim verzichtet ist, durften Formen wie: er klamm, damang, er gesach (er sah), er gesang (er sang), zum Greifenhagen, zum Vierraden, nicht stehen bleiben, und eine Entschuldigung für die Wiedergabe der Nibelungenstrophe:

dô schuof diu jâmers rîche, daz er wart ouf erhabn:
sîn edelez gebeine wart anderstunt begrabn
ze Lôrse bî dem münster vil werdeclîchen sît,
dâ der helt vil küene in eine langen sarke lît,

mit:

Da schuf die Jammerreiche, daß er ward aufgehob'n,
Sein edeles Gebeine wurd' an der Stund' begrab'n
Zu Lôrse an des Münsters vielwürdiglicher Seit',
Da noch der Held viel kühne in einem langen Sarge leit,

dürfte schwer fallen.

Diese Uebersetzungsprobe leitet uns zu einigen thatsächlichen Unrichtigkeiten in der Darstellung hin. Das Mutterkloster Lehnins hieß nicht Sevenbeck, sondern Sittichenbach, Sedekenbeke, Sichem. Die in der Regel für die weiße Frau der Hohenzollern gehaltene Gräfin Kunigunde von Orlamünde liegt nicht im Kloster Himmelskron bei Baireuth, sondern in dem von ihr gestifteten Kloster Himmelsthron bei Nürnberg, wo ihr Grabstein sich noch befindet, begraben; in ersterem Kloster ist die Gräfin Agnes von Orlamünde bestattet. Friedrich I. von Nürnberg konnte nicht schon im Jahre 1170 „den in ganz Schwaben wohlbekannten Brackenkopf", den der Verfasser gern als

Attribut der siegesspendenden Walkyren und Nornen erklären möchte, als Helmzier tragen, da erst am 10. April 1317 Leutold von Regensberg dies Kleinod an Burggraf Friedrich IV. von Nürnberg für 36 Mark verkaufte, und die übrigen Zweige des zollernschen Hauses dasselbe im weiteren Verlauf des vierzehnten Jahrhunderts, nicht ohne Widerstand der burggräflichen Linie, sich aneigneten. Die Zerstörung der Burg Hohenzollern erfolgte nicht am 15., sondern am 8. Mai 1423; den Versuch, dieselbe 1423 wieder aufzubauen, machte Graf Eitelfriedrich, nicht Jost Niklaus; der Grundstein zur neuen Burg wurde am 21. Mai 1454 unter Graf Jost Niklaus, des obengenannten Eitelfriedrich, nicht des Oettingers Sohn (wie ihn der Verfasser auch an anderer Stelle irrthümlich nennt) gelegt. Einer Berichtigung bedarf auch die Beschreibung des Bildes der manessischen Handschrift zum Minnesänger Albrecht von Hohenberg. Der ritterliche Dichter sinkt nicht von seinem schwerverwundeten Streitroß, sondern steht aufrecht unverwundet über dem auf die Knie gesunkenen, den Gegner niederschlagend, welcher dasselbe durchbohrt hat, während seine an ihren Feldzeichen kenntlichen Gefährten ebenfalls ihren Gegnern gegenüber siegreich sind, so daß ich der allgemeinen Ansicht, es handle sich um den Todeskampf Albrechts zu Leinstetten bei Oberndorf, nicht beipflichten kann.

Gehen wir nun zu dem eigentlichen Inhalt des Buches über, so finden wir uns auch hier, nach dem was der Titel verspricht, enttäuscht. „Die Sagen der Hohenzollern" — danach dürfen wir erwarten, eine vollständige Sammlung, so vollständig wenigstens, wie es Fleiß und redliches Bemühen leisten können, zu finden. Aber abgesehen davon, daß wir einzelne Abschnitte bereits ein- ja zweimal an andern Orten gelesen haben, ohne daß dies angemerkt wäre — ein Verfahren, welches der Verfasser auch sonst liebt, das uns aber nur auf eine Täuschung des Publicums hinauszulaufen scheint, hat er sich die Sache auch sonst recht leicht gemacht. Er hat den Quellen lässig nachgespürt, nur die landläufigsten benutzt, bessere, entfernter liegende übersehen, so daß ihm nicht nur unbedingt zu berücksichtigende Varianten, volksthümliche Aufzeichnungen, sondern auch ganze nicht zu entbehrende Sagen entgangen sind. Dann hat er aber auch, anscheinend nur der Form wegen, und um das Buch abzurunden, Dinge aufgenommen, die durchaus nicht hineingehören.

So wäre im Grunde das ganze erste Capitel: „Berg und Burg" zu entbehren.

Wollte er aber, und es läßt sich ja wohl auch das rechtfertigen, die Alterthümer der Hohenzollern einleitend berücksichtigen, so wäre doch noch manches interessante zu erwähnen gewesen. So z. B. die einst zu hohenzollernschem Gebiet gehörige Kirche zu Belsen mit ihrer uralten, sogar auf

heidnischen Sonnencultus gedeuteten Bauart, und dem räthselhaften Bilderschmuck; die in der Michaelscapelle auf der Burg aufbewahrten Steinskulpturen des elften Jahrhunderts, unter ihnen St. Michael als Drachenbesieger, ein stattliches Denkmal für den Kunstsinn der ältesten Zollerngrafen; und dann, vom Zweck des Buches nicht weit abliegend, die neuen Fresken in der Burg, von denen einige auch Hohenzollernsagen darstellen.

Fehlen könnten sodann die Ortssagen vom Hohenzollernberg und der Schalksburg, die mit dem Geschlecht der Hohenzollern in keinem Zusammenhang stehen, sowie das Capitel „märkische Sagen aus alter Zeit", welches über die Hohenzollern nichts, dafür aber sonst manches unrichtige bietet, z. B. über die Harlungensage. Die Harlungen, deren Bedeutung für die märkische Sage noch nicht hinreichend gewürdigt ist, haben mit dem Grafen Iron, den die Thidrekssage in Brandenburg herrschen läßt, nichts gemein; denn daß letzterer nach ihrem Tode — wenn von Chronologie in dieser Sagencomposition überhaupt die Rede sein kann — mit der Gattin ihres Vormundes in unerlaubtem Verhältniß steht, kann doch seine ausdrückliche Bezeichnung als einen „Harlungen" nicht rechtfertigen; und davon, daß er „auf der Anhöhe, welche über die herrlichen Havelthäler sich erhebt" (dem Harlunger- jetzt Marienberg bei Brandenburg a/H.), gehaust habe, weiß die Thidrekssage, auf welche sich der Verfasser beruft, so weit ich dieselbe kenne, nichts. Ueberflüssig ist der Abschnitt vom „Kreuz am Kremmer Damm". Die kurze Sage, welche wir von demselben kennen, weiß nichts von den Hohenzollern; und die Schilderung der dort unter Friedrich I. gelieferten Schlacht, so wie des Begräbnisses des in ihr gefallenen Grafen von Hohenlohe gehört sicher in kein Sagenbuch, ebensowenig wie die Erzählung von der Einnahme der Feste Garz im Capitel „der Hohenzollern Kurhut und Schwert", wie in dem Capitel „vom großen Kurfürsten" die ausführliche Relation der Schlacht bei Fehrbellin, und die Erzählung von der Anna Sydow, der schönen Gießerin, im Capitel vom „Jagdschloß Grunewald". Der Abschnitt „allerlei portenta und miracula" erzählt viele höchst merkwürdige Dinge, in den Rahmen des Buches gehört aber einzig die Sage vom starken Schapelow, in der Kurfürst Johann Georg nur eine Statistenrolle spielt.

Unnöthig breit sind die Sagen vom Grafen Isembart, Tassilo und Meinrad behandelt. Der Verfasser erkennt selbst in ihnen nur Erfindungen späterer Genealogen, und hätte sich darum mit einer kurzen Notiz begnügen können. Dann wäre ihm aber die romantische Schilderung des Zusammentreffens zwischen Karl dem Großen und Tassilo — der Verfasser identificirt hier auf eigenste Verantwortung hin den unglücklichen Baiernherzog mit dem angeblichen Zollerngrafen — verloren gegangen. Was Meinrad anlangt, so bin ich nicht der Ansicht des Verfassers, daß derselbe kein hochgeborner Jüng-

ling, sondern nur der Sohn einer armen Freisassenfamilie gewesen; die in Bezug genommene vita S. Meginradi sagt einfach: parentes ei ex Alamannis fuerunt morum nobilitate magis conspicui, quam divitiis perituris. Seine Verehrung als Stammesheiliger der Zollern läßt sich für die schwäbische Linie erst unter Graf Karl I. von Hohenzollern († 1576) nachweisen, während der fränkische Zweig allerdings schon im vierzehnten Jahrhundert zum Kloster Einsiedeln in Beziehung stand, ohne daß von einer traditionellen Verwandtschaft mit dem Heiligen etwas verlautete.

Den Phantasien der einen großen Theil ihrer Wissenschaft aus Turnierbüchern schöpfenden alten Genealogen legt der Verfasser gar zu viel Gewicht bei. So, wenn er auf Grund einer Notiz der wernerschen Chronik des Erzstifts Magdeburg vom Jahre 1584, daß die Grafen von Zollern Nachkommen der „Guntherus von Francien" gewesen, den Zusammenhang der Zollern mit den Nibelungen ahnt, und dann fortfährt: es wird wenigstens das eine durch die Notiz klargestellt, daß bereits in den ältesten Zeiten die Zollern sich einer Blutsverwandtschaft mit dem höchsten Uradel Deutschlands bewußt waren, ja, ihren Ursprung bis auf das alte Königthum, die Anführerschaft über der Degen oder Edelinge Zahl, zurückführten." Nur schade, daß Werner seine vermuthliche Quelle, Tritheims Hirschauer Annalen, mißversteht; denn diese nennen nicht Günther, sondern den Frankenkönig Guntram als Stammvater der Montforts, Zähringer, Habsburger und Zollern.

Was die Sage von der Abstammung der Hohenzollern von den Colonnas anlangt, so ist zu bemerken, daß das Kurscepter sich allerdings erst später im brandenburgischen Wappen findet, daß Weidhas aber einen Heller Kurfürst Friedrichs I. mit dem Scepter abbildet, und daß Papst Martin V. Colonna diese Ueberlieferung nicht eine alte nennt; denn er weiß nur, daß Hohenzollern und Colonnas von einem gemeinsamen Ahnherrn abstammen: nam sicut ab antiquo accepimus, qui pristinam originem nostram per manus traditam ab antiquioribus retulerunt, nostra de Columna Romana et praesentium burggraviorum Nurenbergensium domus, quae etiam Romana fuisse dicitur, ab eodem stipite derivatae sunt (v. Ludwig, reliqu. manuscr. V, S. 409).

An solche werthlose Erdichtungen knüpft der Verfasser die Bemerkung: „können die Zollern nicht ein lombardisches Geschlecht gewesen sein — vielleicht auch gar ein gothisches, das nach den verhängnißvollen Jahren 555 und 774 sich die Heimath citra montes gesucht hat?"

Was die oben aufgestellte Behauptung anlangt, daß wichtige Sagenvarianten unberücksichtigt geblieben, so mag angeführt werden, daß der Schuß auf das Crucifix in der zimmerschen Chronik viel besser und — das mag vielleicht gerade den Ausschlag gegeben haben — weniger romantisch erzählt

wird, als bei dem Verfaſſer. Die Sagennovelle Hauffs vom Hirſchgulden mußte wegbleiben, dafür aber die an den Verkauf der Herrſchaft Schalksburg an Württemberg durch Graf Friedrich Mulli im Jahre 1403 ſich anknüpfende echte Sage aufgenommen werden (Hohenzollernſche Forſchungen von v. Stillfried und Märcker I. S. 162, Anm. 83). Die von der Sage in Beſchlag genommene Feindſchaft zwiſchen Graf Friedrich dem Oettinger und der Gräfin Henriette von Württemberg wird beſonders draſtiſch motivirt durch die Notiz der zimmerſchen Chronik, daß die ſtolze Gräfin des ſtattlichen Ritters in Liebe begehrt habe, aber verſchmäht worden ſei. Durch Beckmanns Variante wird die Sage von Bärens Kirchhof in die Reihe der Hohenzollernſagen ſelbſt geſtellt, während der Verfaſſer ſie nur als romantiſche Decoration zu verwenden weiß. Bei der Sage vom „Kind von Fehrbellin" wäre zu beachten geweſen, was Kuhn und Schwartz (Norddeutſche Sagen S. 79) mittheilen.

Als nachzutragende Sagen ſind anzumerken, ohne daß indeſſen Vollſtändigkeit damit zu erreichen bezweckt würde, die vom Grafen Eitelfritz von Zollern und der wilden Jagd (Birlinger, aus Schwaben, I. 98); ob der dabei als Führer des wüthenden Heeres genannte Graf von Hochenberg etwa der hohenbergſchen Seitenlinie der Zollern angehört, mag dahin geſtellt bleiben; ebenſo ob der genannte Eitelfritz identiſch iſt mit dem Bruder des ſtreitbaren Oettingers, von dem die zimmernſche Chronik den ſagenhaften, an das Aſchenbrödelmärchen anklingenden Zug erzählt, er habe ſeine Gattin Urſula von Räzüns in ein enges Stüblein eingeſchloſſen, und ihr aufgegeben, ihm bei ſeiner Rückkehr die Zahl der Borſten einer ihr übergebenen Bürſte zu nennen; zweifelhaft iſt es auch, ob jener Graf Friedrich, welcher der Sage nach wegen eines alten Erbſtreites gegen einen Grafen Egino (von Urach?) im gerichtlichen Zweikampf am Fuß des Zollern fiel, ſelbſt ein Zoller geweſen, wie von Stillfried vermuthet. Zu ergänzen ſind weiter die Sagen von den Schickſalen Rudolfs und Wezels von Zollern, von der Freundſchaft und Gütergemeinſchaft der Grafen Joſt Niklaus von Zollern und Werner von Zimmern, von dem Gemälde im Kloſter Maria-Gnadenthal bei Stettin, welches dem Geſchlecht der Zollern Tod kündete (Bartſch, hohenzollernſche Chronik S. 73. 75. 302. 530). Sage iſt zweifellos auch die Erzählung von der Geliebten des Oettingers, welche während der Belagerung der Burg Hohenzollern ſich Nachts durch die Feinde geſchlichen haben ſoll, um in Salbenbüchſen Pulver und Proviant zu holen (l. c. S. 127). Ob die dem in der Schlacht bei Reutlingen gefallenen Grafen Friedrich von Zollern-Schalksburg von Uhland gewidmeten Worte:

O Zollern, deine Leiche umschwebt ein lichter Kranz,
Sahst du vielleicht noch sterbend dein Haus in künft'gem Glanz?

auf sagenmäßiger Ueberlieferung beruhen, dürfte zweifelhaft sein.

Die märkischen Hohenzollernsagen sind gering an Zahl, und es fehlt ihnen meistens das, was viele der älteren so anziehend macht, der mythische Hintergrund. Der Verfasser geht deswegen zum Theil schnell über sie hinweg und verweilt nur bei denjenigen, welche ihm gelegenheit zur Einflechtung culturhistorischer Skizzen, oder wie die, dem südlichen Deutschland entstammende Sage von der weißen Frau, zur Anknüpfung eines mythologischen Excurses bieten. Zu ergänzen wären hier Sagen von Albrecht Achilles (Grf. Stillfried, Hohenzollern. Beschreibung und Geschichte der Burg. S. 47. Hilgenfeld, Die lehninsche Weissagung S. 88. 89); Joachim I. (Beckmann, Churm. Brandenburg I. S. 782. Schwartz, Sagen und alte Geschichten S. 181); Erzbischof Albrecht von Magdeburg (Der Bär, Berlinische Blätter für vaterländische Geschichte ꝛc. II. S. 135. 147); Joachim II. (v. Ledeburs Archiv IV. S. 107. v. Reinhard, Sagen und Märchen aus Potsdams Vorzeit); Joachim Friedrich (Schwarz l. c. S. 122); Johann Sigismund (Bär II. S. 105); Hans von Cüstrin (l. c. II. S. 116).

Unter die Hohenzollernsagen dürfen wir auch die schöne Genovefasage von der ersten Gräfin von Berg rechnen (Hocker, Stammsagen der Hohenzollern und Welfen S. 145), die seit dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts zu den Stammmüttern unseres Herrschergeschlechts gehört, ebenso wie Beatrix, die Tochter des sagenhaften Theodoricus Ursinus (Dietrich Bär, Dietrich von Bern), Vogts von Cleve und Nymwegen, die Gattin des Schwanritters, welche ihren Nachkommen als weiße Frau von Cleve, mit dem Schlüsselbunde an der Seite, sich zeigte und nach der Heirath Johann Sigismunds mit Anna von Cleve auch in Berlin, zum letzten mal angeblich vor dem Tode der Königin Louise, erschien (Hocker l. c. S. 39). Sie hätte deßwegen in dem Abschnitt von der weißen Frau erwähnt werden können, wobei sich dem Verfasser neue, weite mythologische Perspectiven würden eröffnet haben.

Eine besonders interessante Aufgabe wäre es gewesen, all die kleinen sagenhaften Züge, welche sich an die Hohenzollernfürsten neuerer Zeit geheftet haben, zu verfolgen und zu sammeln. Hat sich doch sogar schon an ihre Theilnahme an Ereignissen jüngsten Datums, des Feldzugs von 1866, ja des letzten französischen Krieges, die Sage angesponnen. (Schwartz, Sagen und alte Geschichten, S. VII, 125.) In viel stärkerem Grade hat dies natürlich bei den einer etwas entlegeneren Periode angehörigen Heldenfiguren des großen Kurfürsten und Friedrichs des Großen stattgefunden, obwohl die Behauptung eines neueren schlesischen Historikers, „unser Heldenkönig Frie-

drich der Große hat einen Sagenkreis, der größer ist, als der von weiland König Artus oder Karl dem Großen", stark an loyaler Uebertreibung leidet.

Ergänzungen in dieser Hinsicht bieten für den großen Kurfürsten Schwartz, l. c. S. 170, derselbe, Der heutige Volksglaube und das alte Heidenthum, S. 14, Temme, Volkssagen von Pommern und Rügen, S. 90; für König Friedrich I. Gräsſe, Sagenbuch des preußischen Staates, II, S. 480; für Friedrich den Großen Schwartz, Sagen und alte Geschichten, S. 49, 50, derselbe, Der heutige Volksglaube u. s. w., S. 14, Kuhn, märkische Sagen, S. 134, Kuhn und Schwartz, norddeutsche Sagen, S. XVIII, von Reinhard l. c. Anhang, S. 224, 226, Schlesische Provinzialblätter 1862, S. 652, 653, Bär IV, 38, und das Schriftchen Grünhagens: Aus dem Sagenkreise Friedrichs des Großen. Gefahren und Lebensrettungen in den schlesischen Kriegen (Breslau 1864). Die Erzählung von Friedrich dem Großen und dem Sanssoucimüller darf ebenfalls unbedenklich hierhergerechnet werden, nebst jener ganzen Reihe von Sagen, welche Kinkel in seinem Aufsatze: „Sagen aus Kunstwerken entstanden" (Mosaik zur Kunstgeschichte, S. 161 bis 243) behandelt. Einiges davon, bezüglich der Statue des großen Kurfürsten, hat der Verfasser mitgetheilt; nur muß man die auch von Schwartz gebrachte Erzählung, daß diese Bildsäule in der Neujahrsnacht sich umdrehe, für keine echte Sage halten, sondern für eine mißverständliche Auffassung des oft an bemerkenswerthe Bildnisse geknüpften Schwankes, daß sie diese oder jene Handlung vornehmen, wenn sie eine gewisse Stunde (gewöhnlich Mitternacht) schlagen hören. Der Umritt der Kurfürstenstatue ist notorisch eine ziemlich moderne, nach vorhandenen Analogien gemodelte Journalistenerfindung.

In diesen Sagenkreis gehören die vom Fehrbelliner Kinde, von dem Bildwerk im Berliner Schloßhof (Gräsſe l. c. I, S. 44), von der Sparsamkeit Friedrich Wilhelms III. (Schwartz, Sagen und alte Geschichten, S. 62), vom Neidkopf (l. c. S. 60) und von dem verkrüppelten Fuß der Markgräfin Friederike Louise von Baireuth, der Schwester Friedrichs des Großen. Diese in Potsdam erzählte Sage beruht darauf, daß an ihrer im Freundschaftstempel im Park von Sanssouci befindlichen, von den Gebrüdern Räntz aus Baireuth gearbeiteten Marmorstatue, während der rechte zierliche Fuß ganz unbedeckt ist, der linke von schweren Gewandfalten umhüllt wird, so daß es in der That den Anschein hat, als solle ein verkrüppeltes Glied (man spricht sogar von einem Pferdefuß) verborgen werden.

Seine Sagendarstellungen begleitet der Verfasser, wo es angeht, mit einem mythologischen Commentar. Uns will es scheinen, als ob solch gelehrter Apparat zu der von ihm beliebten Art der Erzählung sich nicht recht füge. Und auch davon abgesehen, läßt sich manches Sachliche dagegen einwenden. Die Scheidung des Troja der classischen von dem Troja der mittel-

alterlichen Sage, welch letzteres er durchaus als „Helheim", als das geheimnißvolle Todtenreich aufgefaßt wissen will, erscheint nicht gerechtfertigt. Nicht die Unterwelt, sondern ein herrliches Zauberreich unter den Wogen ist die „alte Troja" im Wolfdietrich, in welchem die walkyrische „rauhe Else" herrscht, die nach ihrem Bade im Jungbrunnen als wunderschöne Siegeminne erscheint; man möchte wohl auch an Asgard denken, welches von der jüngeren Edda Troja genannt wird. Bei der schon so früh beglaubigten Stammsage der Franken (die vielleicht nur auf einem Spielen mit Namen beruht, — aus Ansegis, dem Ahnherrn des karolingischen Hauses wird, wie Abel bemerkt, so leicht ein trojanischer Anchises) bei den zahlreichen Sagen, welche berühmte Helden aus Troja stammen lassen, ist ein mythischer Hintergrund nicht nothwendig; die angebliche Herkunft aus Troja — das in der Epenliteratur des gesammten Mittelalters eine große Rolle als Repräsentant des höfisch-ritterlichen Asiens spielt — soll nichts Anderes bedeuten, als die Abstammung aus dem fernen räthselhaften Osten, der als die Heimath alles Wunderbaren und Uebernatürlichen galt. Des grimmigen Hagen Stammsitz aber werden wir uns immer in Trouje denken, und der lateinische Bearbeiter des Waltharliedes mag es verantworten, wenn er ihn „de germine Troiae" abstammen läßt, es gereichte ihm denn zur Entschuldigung, daß Hagen, ihm zufolge, überhaupt ein Franke ist. Und wenn Kurfürst Albrecht Achilles sagt: „Wir sind zu Troya in Turckischem wesen vertrieben worden", so wird man darin keine Stammsage der Hohenzollern, sondern nur eine Erinnerung an die Abkunft aller italienischen Edlen aus Troja, oder an die allgemeine Stammsage der Franken, wozu vielleicht eine Verwechselung des asiatischen mit dem italienischen Troja gekommen ist, erblicken. Wenn daher der Verfasser in allen Trojanersagen das Leitmotiv der „Vergänglichkeit" ausgedrückt findet, wenn er sagt: „Der Gedanke an die Vergänglichkeit klingt schon in alter Zeit wie ein wehmüthiger Ton in das jugendfrohe, kindheitselige germanische Leben hinein — selbst die Asen müssen sterben! Aus der Unterwelt kamen wir — zur Unterwelt müssen wir, wann der Zeiten Fülle gekommen ist — das ist bei allen deutschen Helden und Göttersöhnen der tiefere Sinn des Mythus von dem trojanischen Ursprung, nichts Anderes also haben wir hier, als die heidnische Fassung des christlichen Wortes: von Erde zu Erde, von Asche zur Aschen, vom Staube zum Staube!" so ist das schön gedacht und gewandt ausgedrückt, aber, als die naive Phantasie des Volkes die Helden, welche herbeieilten, um mit überirdischen Kräften Wittwen und Waisen zu schützen, aus der Zauberwelt des Orients entstammen ließ, lagen ihm solche philosophischen Erwägungen meilenfern. Die germanischen Göttermythen sind ihrem innersten Wesen nach Naturmythen; darum klingt in ihnen auch das Lied von der Unbeständigkeit aller Dinge. Ob aber der Glaube der

Continentalgermanen schon gleich dem in seiner uns bekannten Form bedeutend jüngeren, philosophisch zugespitzten Religionssystem der Skandinavier von der Schuld und dem daraus sich als sittliche Consequenz ergebenden Untergang der Götter gewußt habe, ist eine offene und schwer zu beantwortende Frage. Dazu kommt noch, daß die trojanische Heimath der Helden in der Sage sich erst so spät findet, daß der Nachweis, es sei dieselbe aus vorchristlicher Zeit herübergerettet, kaum zu führen sein möchte.

Bemerkenswerthes an „mythologischer Deutung" leistet der Verfasser auch bei der Besprechung der „weißen Frau". Daß diese die leuchtende Bertha, die gütige Göttermutter ist, bezweifelt Niemand. Griechen, Römer, Germanen liebten es, ihre Helden aus göttlichem Stamme entsprießen zu lassen. Diese Vorliebe für Stammbäume, welche in die Wolken ragen, und nicht der Gedanke an nahe Gefahr, an den Unbestand aller irdischen Dinge beim Anblick strahlender Machtfülle hat die weiße Göttin an die Fürstenhöfe geführt. Der Glaube an das geheimnißvolle mütterliche Walten der göttlichen Ahnfrau war lebendig geblieben, die mythisch-genealogische Erklärung ging verloren. Die Göttin wurde zum Gespenst, und ihr Erscheinen auf irgend einen historischen Vorgang im Hause der von ihr heimgesuchten Familie zurückgeführt. Daher die mannichfaltigen Sagen von einer Kunigunde von Orlamünde, Bertha von Rosenberg, Beatrix von Cleve u. s. w., in deren Detail nichts Mythisches gefunden werden kann. Darum ist es ein Mißgriff, wenn der Verfasser es versucht, die einzelnen Züge der orlamündischen Sage mythisch zu denken: die Wittwenschaft, die Sehnsucht nach dem Gatten, das Tödten der Kinder, und behauptet, all das seien Bestandtheile des religiösen Glaubens unserer Altvorderen gewesen. Der Kindermord ist ursprünglich den Berchtamythen ganz fremd, und in das Wesen der bei der Mangelhaftigkeit unserer Quellen nur mit Schwierigkeit zu fixirenden großen Erdgöttin kann er nur mit norkischer Gewandtheit hineininterpretirt werden. In die orlamündische Sage aber ist er, wie der Verfasser selbst vermuthet, aus Märchen und Volkslied gedrungen. Wenn auch die nordische Freyja auf Falkenschwingen ihren Gatten Odhr sucht und dabei goldene Thränen vergießt, so ist doch dieser Mythus für Deutschland nicht nachgewiesen; hier ist es vielmehr Wuotan selbst, welcher in den stürmischen Winternächten die entschwundene Gemahlin sucht, und an der Jahreswende die fröhliche Wiedervereinigung mit ihr feiert.

In der Sage vom Grafen Friedrich und seinem Zauberpferde können wir zweifellos mit dem Verfasser eine Spur des Wuotancultus erkennen, wie auch ihre Lückenhaftigkeit rücksichtlich der Gemahlin des Grafen nicht unwahrscheinlich ist; zuweit geht er aber, wenn er am Schluß des betreffenden Capitels sagt: „Vielleicht hat es in ältester Sage auch geheißen, daß die Gräfin

von Zollern nach langem Zögern gleich der Penelope sich doch gezwungen sah, zu einer zweiten Ehe zu schreiten. So klingt auch vieltönig durch die deutsche Sage der Nachhall eines Mythus, den wir als Stammeseigenthum der Indogermanen betrachten müssen — ein Nachhall von der Odyssee!"

Man freut sich über die Naivetät vergangener Zeiten, welche die Ahnenreihe ihrer Königs- und Heldengeschlechter bis in die leuchtenden Hallen der Götterburgen verfolgen, wenn aber ein heutiger Schriftsteller auf Grund der haltlosen Notiz eines confusen Chronikanten des sechzehnten Jahrhunderts die Stammessage eines modernen Fürstenhauses mit der Nibelungensage verknüpfen, oder gar, ausgehend von einer zwar ansprechenden, aber vorläufig durch nichts Positives unterstützten Vermuthung, sie an die Odysseussage anlehnen will, dann klingt das doch wie ein Saitenstimmen zu einem „hochklingenden Preislied eines Sängers der höfischen Zeit".

Auch auf das Gebiet der deutschen Rechtsalterthümer schweift der Verfasser ab, doch ebenfalls mit keinem besonderen Glück.

Der Glaube des Mittelalters, daß die Seelen solcher, welche um ihrer Missethaten willen keine Ruhe im Jenseits zu finden vermögen, durch gewisse Handlungen sittlich reiner, unschuldiger Menschen erlöst werden können, beruht wohl theilweise auf der christlichen Erlösungslehre, wenn auch noch ein Rest der altheidnischen Ueberzeugung, daß der Zorn der Götter durch reine Opfer, auch von Menschen, beschwichtigt werde, darin lebt. Wenn der Verfasser aber sagt: „es muß nach alter Wehrgeldstheorie das Opfer ein gleichwerthiges sein, das heißt, es muß selbst innere Reinheit haben und darf nur von reinen Händen dargebracht werden," so ist diese Anschauung eine gänzlich schiefe.

Das Wesen des Wergeldes (so, nicht „Wehrgeld" ist zu schreiben) besteht doch in erster Linie darin, daß der Werth des Menschen in Geld abgeschätzt wird und die Angehörigen des Erschlagenen diese Summe zu fordern berechtigt sind. Von „innerer Reinheit des dargebrachten Opfers" ist also dabei nicht die Rede. Wohl aber bei der Erlösung armer Seelen, nur daß dort wieder keine Gleichwerthigkeit stattfinden kann; denn der Sündhaftigkeit, welche bestraft worden ist, steht da die Sündlosigkeit, welche die Strafe aufheben soll, gegenüber, es wird ein Ueberschuß an Tugend erfordert, welcher dem Ueberschuß an Sünde auf der anderen Seite das Gleichgewicht zu halten hat — eine Anwendung der Lehre von dem Schatz der guten Werke, über welchen die Kirche verfügen zu können meinte. Auch handelt es sich bei der Zahlung des Wergeldes gar nicht um ein Opfer — bei dem alttestamentlichen Taliationsprincip darf man von einem solchen reden — sondern nur um eine uns merkwürdig erscheinende Art des Schadenersatzes, der später

ſogar noch in der Weiſe ausgebildet wurde, daß jeder einzelne Theil des Individuums ſeinen feſtbeſtimmten Preiscourant hatte.

Ein Gutes haben freilich dieſe Erläuterungen: ſie werden vielleicht dieſem oder jenem zeigen, daß die deutſche Sage doch noch zu etwas Anderem nützlich iſt, als um Kindern an Winterabenden die Zeit zu vertreiben, und theilweiſe ſind ſie ja auch gut und ſachgemäß geſchrieben. Dies Gute wird aber dadurch wieder aufgehoben, daß der Verfaſſer, verleitet durch ſeine Combinationsluſt und Combinationsgabe, die Grenzen beſonnener Methodik verläßt und auf dem verlockenden Boden mythologiſcher Deutung, der ſchon ſo manchen zu Falle gebracht, Phantasmen nachjagt, die den Unkundigen, welchem der kritiſche Prüfſtein fehlt, irreführen, dem Kundigen aber Zweifel an der Exiſtenzberechtigung eines ſolchen Buches erwecken.

Noch fehlt uns ſomit eine Sammlung der Hohenzollernſagen, welche der Würde und dem Intereſſe des Gegenſtandes zugleich mit dem Standpuncte der heutigen Wiſſenſchaft entſpräche. Sollen wir lange auf dieſelbe zu warten haben?

Italia irredenta.

Italia irredenta iſt ein neues Schlagwort für eine alte vielbehandelte Frage. Dieſes neue Schlagwort wird bald wieder verhallen. Nicht verloren ſollten die Betrachtungen ſein, welche das leichtfertig in Umlauf geſetzte Wort bei uns Deutſchen erregt, die Mahnungen, die es an die Deutſchen richtet. Die mit Italia irredenta mißverſtändlich bezeichnete Frage iſt die Frage wegen der ſtaatlichen Zukunft Südtirols. Das Schlagwort nimmt die Verwälſchung Südtirols als fertige Thatſache an, es nennt Italien, was nie Italien war. Die alten deutſchen Wohnſitze in Städten wie Botzen gehörten Italien ſo wenig, wie ſie ihm gehören ſollen. So lange Deutſchland nicht geeinigt war, kamen wie viele Rufe, dem Vordringen des italieniſchen Elementes in Südtirol zu wehren. Wenn dieſe Rufe neuerdings nicht mit verſtärkter Gewalt erhoben wurden, ſo iſt das nur eine Aufforderung mehr, das Wort von der Italia irredenta, mag es auch ſchnell wieder in Vergeſſenheit gerathen, nicht unbeherzigt zu laſſen? Das kecke Schlagwort erinnert vielleicht noch zu rechter Stunde an eine Aufgabe für das Deutſchthum, die freilich keine leichte iſt.

Die Wiederaufrichtung des Reiches hat auf uns Deutſche anders als die Gewinnung Roms auf die Italiener eingewirkt.

Das Gefühl, daß die Erneuerung von Kaiſer und Reich und der

Wiederanſchluß des Reichslandes Deutſchland an das Ziel ſeiner nationalen Wünſche brachten, hat raſch Fuß gefaßt. Die Gelüſte nach neuem Ländererwerb, welche das Ausland uns zuſchrieb, waren theils überhaupt nicht vorhanden, theils ſind ſie ganz vereinzelt und ohne jede wirkliche Bedeutung hervorgetreten. Der nationale Staat bietet den Deutſchen reiche Befriedigung. Das Streben der neuen deutſchen Staatskunſt geht mit Recht auf möglichſte Vertiefung der deutſchen Staatskraft, nicht auf ungemeſſene Machtausbreitung. An ihrem Theile verwirklicht die deutſche Staatskunſt der Gegenwart, was ein Hauptgeſetz der Zeit auf anderen Lebensgebieten iſt. Ob den Italienern ihr minderentwickeltes Staatsweſen nicht geſtattet, ihrer Staatskunſt die gleiche Richtung zu geben? Leben die Italiener unter anderen ſtaatlichen Bedingungen? müſſen ſie anderen ſtaatlichen Zielen nachgehen? Dieſe Fragen ſind überall ſchwer zu beantworten, ſie brauchen hier nicht beantwortet zu werden. Eine Zeit lang war es möglich zu meinen, Deutſchland und Italien würden fortan engverbündet die gemeinſamen Aufgaben gemeinſam erfaſſen. Die beiden Nationen, die ſo viel durch und um einander gelitten, hatten in ſchneller Folge die Verwirklichung ihrer ſtaatlichen Hoffnungen und Erwartungen erlangt. Erſt Leidens- dann Kampfgenoſſen, ſchienen Deutſchland und Italien recht eigentlich zu dauernden Bundesgenoſſen beſtimmt. Dieſe Muthmaßung oder Annahme hat ſich als trügeriſch erwieſen. Die Gegenſätze in der Geſammtanlage und dem Geſammtberufe der beiden Nationen ſollen auch in ihrer Staatskunſt Ausdruck finden. Die heikelſte der Pflichten im Leben der Völker wie der Einzelnen, die Pflicht der Dankbarkeit, die, wie wir Deutſche glauben konnten, die italieniſche Staatskunſt beſtimmen würde, iſt für ſie kaum vorhanden geweſen. War auch nicht zu verlangen, den 2. ſtatt den 20. September zu feiern, ſo war doch zu erwarten, daß über den 20. der 2. September nicht ſchlechtweg vergeſſen werden würde. Dies iſt geſchehen. Das Wort von der Italia irredenta mochte nur der Ruf einer vereinzelten Richtung, nicht einmal einer beſtimmten Partei ſein, es war und iſt der ſprechendſte Beweis der italieniſchen Denk- und Sinnesweiſe. Wie kommt es doch, daß der Ruf nach Savoyen und Nizza, dem zweifelloſen früheren Beſitze Italiens, nicht zu vernehmen war? Südtirol ſoll erſt italieniſch gemacht, es ſoll noch italieniſch werden. Daß es dies nicht wird, dafür ſcheint geſorgt zu ſein. Sorgen wir nun auch dafür, Südtirol voll und ganz deutſch zu erhalten, damit es überhaupt nicht italieniſch werden könne.

Die Deutſchen ſind über die Erde ausgebreitet, ihr Schutz im Auslande bildete eine der erſten und vornehmſten Aufgaben der neuen deutſchen Staatskunſt. Uebergreifende Beſtrebungen widerſprechen jedoch dem wahren Weſen des Reiches. Seit ſeinem kurzen Beſtehen ſind wiederholt Fragen von ernſter Bedeutung herangetreten das Deutſchthum hier oder dort, wo es zu ſtaats-

ähnlicher Bildung gediehen, zu schützen und zu wahren. Diese Fragen sind mit Recht nicht aufgegriffen worden. Der deutschen Staatsleitung wird deshalb auch versagt sein, Wünsche nach Wien gelangen zu lassen, das Deutschthum in Südtirol zu hegen und zu pflegen. Entschließt man sich nicht von selbst in Wien, dem Vordringen des italienischen Elementes in Südtirol Einhalt zu thun, wird die deutsche Regierung, trotz der nahen innigen Beziehungen, die österreichische Verwaltung über österreichische Verwaltungsaufgaben nicht aufklären oder belehren wollen. Was unmittelbar geschehen kann, hat Deutschland gethan, wie Fürst Bismarck die vermeintlichen Ansprüche Italiens mit vollster Entschiedenheit zurückwies. Die Ueberfülle der Ereignisse ließ wohl in Italien vergessen, wie vor noch nicht langer Zeit einer der obersten Sätze der deutschösterreichischen oder richtiger österreichischdeutschen Staatskunst der österreichische Besitz des Festungsvierecks in Oberitalien war. Deutschland wird nicht mehr am Po vertheidigt, das ist Thatsache. Wie gäbe das jedoch dem Schlagworte von der Italia irredenta irgendwelche Berechtigung? Wie wäre daraus vollends die Verschiebung der Nordgrenze Italiens bis nach Botzen, vielleicht bis an den Brenner, abzuleiten. Warum soll für Deutschland Südtirol in Oesterreichs Hand nicht ein gleich hohes Interesse haben wie Belgiens Unabhängigkeit für England? Der Ruf der Italia irredenta wäre doch wohl unterblieben, wenn man vorher sich bewußt geworden wäre, welchen Widerstand man wachruft, welche Frage man anregt.

Ist Deutschland im Stande, das Deutschthum in Südtirol mittelbar zu sichern und zu schützen? Als früher die Hülferufe über den Brenner nach Deutschland drangen, ward mancher Vorschlag gemacht, manche Bitte ausgesprochen. Offenbar darf nichts geschehen, was einer Einmischung in die Regierungsthätigkeit ähnlich sähe, was auf eine Bevormundung hinauskäme. Dagegen früge sich, ob nicht den Bemühungen der österreichischen Verwaltung, von denen wir gern annehmen, daß es an ihnen nicht fehlen wird, helfend und unterstützend Beistand geleistet werden könnte. Was hat der eine Gustav-Adolfverein nicht hervorgebracht! Länder- und Völkergrenzen vergessend hat er gewirkt und wird dies weiter thun. Das reiche deutsche Vereinsleben könnte vielleicht manche Beziehung zu dem Deutschthum in Südtirol neu knüpfen und manchen Antrieb liefern. An eifrigen Jüngern mangelt es der deutschen Sache noch nicht, eher an nachhaltiger Unterstützung, an unermüdeter Vertretung. Die gewonnene staatliche Macht erleichtert gegenwärtig viel, sie legt zugleich erhöhte Pflichten auf, sie verlangt vermehrte Anstrengungen. Die emsige Pflege des Deutschthums kann allein in den Stand setzen, die nationalen Aufgaben zu lösen, mit denen nur begonnen wurde. Wenn über den vielen Mühen und Sorgen die Frage Südtirols außer Augen gelassen wurde, so ist das kein Vorwurf. Ein schwerer Vorwurf könnte entstehen, wenn wir

Deutſche uns einfach daran genügen laſſen wollten, daß das Schlagwort von der Italia irredenta wie ſo manches Wort des Tages verhallt.

Dieſe Auffaſſung vermag ängſtlichen Gemüthern wie eine Art Fehdeerklärung an Italien vorzukommen. Wer erhob indeß den Ruf der Italia irredenta und wo wurde er erhoben? Wer war der Angreifer und wer iſt der Angegriffene? Italien ließ die Hoffnung auf das unverbrüchliche Zuſammenſtehen der deutſchen und der italieniſchen Nation zu nichte werden. Die Hoffnung bleibt, daß Italien, wenn es ſeine Zwecke in uns fremder Weiſe verfolgt, der vielen gemeinſamen Intereſſen mit Deutſchland auf die Dauer nicht vergißt. Und vielleicht kommt auch die Einſicht — ob früher oder ſpäter, gleichviel, wenn ſie kommt — daß die Zurückweiſung des Rufes der Italia irredenta dem wahren Beſten Italiens nicht minder wie den eigenſten Lebensbedingungen Deutſchlands entſpricht. Wie zu allen Zeiten iſt heutzutage Weltmacht möglich: weltmächtig zu ſein, es immer mehr zu werden bildet das natürliche Streben jeder Großmacht. Daß Weltmacht nicht auf bloße Machtausdehnung ſich gründe, iſt ſoeben wieder wahr geworden. Will man die Lehren der Geſchichte nicht beherzigen, ſo ſollte man die Lehren beachten, welche die allerfriſcheſten Ereigniſſe zu Gemüthe führen.

L.

Zwiſchen Unſtrut und Saale.

Von Richard Radonet.

Keine Gegend des mittleren Deutſchland trägt mehr das Gepräge rheinländiſcher Landſchaft, als der weinumkränzte Bergkeſſel an der Unſtrut, in dem das Städtchen Freiburg liegt. Und auch der Ort ſelbſt mit ſeinen Thürmen und Mauern zeigt rheiniſchen Stadtcharakter. In der That hier iſt ein ganz prächtiges Stück Landes. Und doch iſt es bei weitem nicht bekannt genug oder nach Gebühr gewürdigt. Denn es liegt abſeits von den großen Verkehrswegen, und nur ſelten verirrt ſich der Fuß eines landſchaftlichen Feinſchmeckers dahin, dem die ausgetretenen Wege der Touriſten nicht mehr genügen. Freilich, es könnte nicht fehlen, daß das reizende Städtchen bald ein beliebter Sommeraufenthalt, ein Luft- und Traubencurort oder das Eden alternder Penſionäre würde, wenn einmal die Verbindung mit den größeren Centren des Touriſtenverkehrs durch einen Schienenweg hergeſtellt wäre. Auch ſind Verſuche in dieſer Richtung, wie man weiß, ſchon angebahnt worden, und viele Karten zeigen uns bereits die gewundenen Linien einer Unſtrutbahn. Leider iſt aber das Unternehmen vorläufig daran geſcheitert, daß man ſich bei der Erwerbung des Bahnkörpers mit gewiſſen Grundbeſitzern über den

Kaufpreis nicht einigen konnte. Und ſo ſieht man ſich auch fürder auf die Poſt oder auf eine andere Fahrgelegenheit angewieſen, wenn man es nicht vorzieht zu Fuße die Wanderung nach der Stadt anzutreten, die man vom Bahnhofe zu Naumburg in einer und einer halben Stunde bequem erreichen kann. Sicher iſt dies die Methode, bei der man am beſten fahren wird.

Man kann zwei Wege wählen, von denen der eine auf dem linken, der andere auf dem rechten Ufer der Unſtrut hinführt. Wir ziehen den letzteren vor, da er uns von vornherein beſtändig unſer Ziel zeigt und im Ganzen reicher an ſchönen Ausſichtspuncten, wenn auch ärmer an Schatten iſt. Wir ſtehen mitten in der Saalaue, und es iſt ein breites Querthal, das ſich nach ſeinem Ende zu verengt, dem wir zuſchreiten. Erlen und allerlei Buſchwerk deuten den Lauf der Unſtrut an, die an der vorſpringenden Bergecke zu unſerer Rechten ihre braunen, ſchlammigen Fluthen träg in die ſchöne Saale wälzt, flumen Onestrud, wie ſie ſchon bei dem alten Frankengeſchichtsſchreiber Gregor von Tours genannt iſt, ohne Zweifel wegen des ruhigen Laufes ihrer Gewäſſer. Wir bekommen ſie nicht zu Geſicht, denn wir wenden uns links und betreten eine Allee von Kirſch- und Pflaumenbäumen, die uns in gerader Linie auf einer neuen ſchönen Brücke über die ziemlich ſeichte Saale nach dem Dorfe Roßbach führt, deſſen Kirche und Häuschen aus dem Gebüſch der Saalauhöhen auftauchen. Unterhalb des Dorfes führt ein prächtiger Fußpfad zwiſchen Getreidefeldern, Obſtgründen, Gärten und Weinbergen an den Saalhäuſern vorüber nach Köſen, rechts aber biegt die breitere neue Straße um das Berggelände herum nach Freiburg, deſſen runder Schloßthurm in der Ferne impoſant über die Berge hervorragt. Durch eine köſtliche Niederung mit der üppigſten Vegetation zieht ſich nun der Weg an dem Dorfe Kleinjena vorüber, das mit ſeiner weißen, ſchiefergedeckten Kirche am Abhange der Thalwand liegt, das Flußthal entlang, bis er allmählich zwiſchen Wald und Weinbergen einen mäßigen Paß überſchreitet, um ſich dann in raſchen Bogen in die Ebene herabzuſenken, hart an den Fluß und die gegenüber liegende Stadt.

Allenthalben erfreut man ſich der prächtigſten Ausſichten auf das weite Thal und das reizende Gelände, das das linke Ufer des Fluſſes bildet, mit ſeinen Winzerhütten, Weinbergshäuschen und Dorfwohnungen. Durch dieſe Auen zogen in der erſten Hälfte des ſechsten Jahrhunderts auf ihren weitberühmten Streitroſſen die Thüringer vom Main und von der Saale her zu der gewaltigen Schlacht bei Burgſcheidungen, die dem großen Reiche König Irnfrieds, wie ihn das Nibelungenlied nennt, ein jähes Ende machte. Ein paar Tage darauf trieben die blutigen Leichen vieler von ihnen den Fluß hinunter; die alten Lieder, welche noch zu den Zeiten der Ottonen der Mönch Widukind vernahm, wußten zu erzählen, daß der Fluß geſtaut

war von den Körpern der Gefallenen; wie auf einer Brücke seien die Franken auf ihnen über die Unstrut marschirt. So ist dieses schöne Thal mit den frühesten Erinnerungen unserer Geschichte eng verwachsen, ganz abgesehen davon, daß hier schon in vorhistorischen Zeiten, wie sich aus vielen Funden der letzten Jahre ergeben hat, eine zahlreiche Bevölkerung gehaust haben muß. Von allen Schönheiten des Thales fesselt uns aber zunächst das Schloß zu Freiburg selbst, das bald mit seiner breiten Vorderseite uns entgegentritt und den dicken Rundthurm, den man sonst weithin zu erblicken pflegt, nun gänzlich verbirgt. Auf nackter, steiler Anhöhe hängt die Burg über der Stadt, die wir jetzt über eine Brücke betreten. Unser erster Weg geht nun bergaufwärts.

Das Schloß krönt fast den höchsten Gipfel einer gewaltigen Bergplatte, die sich östlich allmählich nach der Saale zu abdacht, nach Westen aber steil zur Unstrut abfällt, an deren linkem Ufer sie noch mäßigen Platz für unser Städtchen läßt, das sich in der Form eines langgestreckten Rechtecks an den Berghang schmiegt. Noch steht ein Theil der alten Mauern mit ihren Zinnen und Wartthürmen, hinter denen sich dann unmittelbar fast die Steilhänge der Haldecke emporheben, eines von den vielen Vorgebirgen, welche den Rand des Plateaus bilden. Man wird sich die Mühe nicht verdrießen lassen, hier einen fast senkrecht aufsteigenden Pfad zu erklimmen, um eines der schönsten Landschaftsbilder in Deutschland zu genießen. Zwischen den zahllosen Büschen der wilden Haiderose, deren erfrischender Dufthauch die Luft erfüllt, steigen wir zu einer Bank empor, die einen wunderbaren Ausblick gewährt. Unter uns liegt das freundliche und saubere Städtchen mit seinen hellen Häusern und rothen Ziegeldächern; von den Gebäuden ragt das Rathhaus besonders hervor und die Stadtkirche mit ihren drei stattlichen Thürmen: alles wie in einem Kessel, der auf der gegenüberliegenden Seite von grünen Wänden eingefaßt ist. Die Berge treten von allen Seiten eng zusammen, um sich uns gegenüber in ein weiteres Thal zu öffnen, durch welches die Unstrut in vielfachen Windungen schleicht: es ist die fruchtbare goldene Aue, über der sich dann die blauen Linien der fernen Harzberge erheben. Wer dann die Höhe weiter emporklettert, immer durch die Kalkflötze hindurch, deren bröckelndes Muschelgestein wilde Wasser fast jährlich mehr und mehr zertrümmern, der kommt in Weinberge und Gärten, bis er auf der Höhe dann mitten in Getreidefeldern steht, die sich bis an den fernen Waldsaum erstrecken, welcher die Ostgrenze des Plateaus umgürtet.

In wenigen Minuten hat man von da dann das Schloß selbst erreicht, dessen mächtiges Gebäudeconglomerat sich in langer Linie auf dem Schloßberg erhebt, auf andern Fahr- und Gehwegen, die mit Kastanien bepflanzt sind, freilich leichter zu erreichen, als auf dem von uns gewählten Saumpfade. Nach

Digitized by Google

Weſten zu ſteht es mit einer fenſterreichen Breitſeite gerade auf der Felſenwand, im Oſten wird es durch den weit hin ſichtbaren dicken Wartthurm abgeſchloſſen, der einſt die Oſtgrenze der Landgrafſchaft Thüringen markirte. Er ſtammt mit ſeinen neun Fuß dicken Mauern noch aus der Zeit der Burggründung, von ſeiner Höhe genießt man eine ausgedehnte Fernſicht, wie denn bei heiterem Wetter der Turnvater Jahn, der am Fuße des Schloßberges wohnte, noch in ſeinem fünfzigſten Jahre neben anderen Puncten die Leipziger Pleißenburg, den Fuchsthurm bei Jena, die Thürme von Halle und den Brocken von hier deutlich erblicken konnte. Außer einem großen und tiefen Brunnen, wie er ſich in vielen Bergſchlöſſern zu finden pflegt, bietet das Schloß, das zum großen Theil aus Oekonomiegebäuden beſteht, nichts Sehenswerthes. Einzig und allein die Schloßcapelle iſt als Denkmal der Baukunſt merkwürdig und bedeutend, man müßte denn noch patriotiſch einen alten Lehnſeſſel bewundern wollen, in welchem einſt die Königin Luiſe einmal geſeſſen haben ſoll.

Die Schloßcapelle beſteht aus zwei über einander liegenden Geſchoſſen, und gehört ſomit zu den ſogenannten Doppelcapellen, die im Ganzen ſelten vorkommen und wahrſcheinlich dann errichtet wurden, wenn der vorhandene Raum eine Ausdehnung der Kirche der Art, daß ſie die Burgbewohner ſämmtlich umfaſſen konnte, nicht erlaubte. Die Verbindung der beiden Geſchoſſe war durch eine Oeffnung im Boden hergeſtellt. Schon der innere Ausbau der oberen Capelle zeigt, daß ſie nicht gleichzeitig mit der unteren entſtanden iſt, ſondern aus ſpäterer Zeit ſtammt, wenn auch die Ueberlieferung darüber ſchweigt. Sie iſt mit einem vierfachen Kreuzgewölbe überdeckt, welches von einem Pfeiler in der Mitte getragen wird, der ſeinerſeits wiederum durch vier Säulen maskirt iſt. Das Merkwürdigſte in ihr ſind wohl die Hauptgurte, die in orientaliſcher Weiſe durch Kreisſegmente verziert ſind. Auch in den Verzierungen der Säulencapitelle zeigt ſich die Ausſtattung der oberen Capelle reicher als die der unteren, die in ihrer Einfachheit die Kennzeichen des höheren Alters trägt. Während die obere Capelle mit ihren morgenländiſchen Ornamenten vielleicht ſchon den Einfluß der Kreuzzüge zeigt, und recht wohl, wie früher ſchon angenommen worden iſt, unter dem heiligen Landgrafen, dem ſechsten Ludwig, erbaut worden ſein kann, wird die untere wohl mit der Erbauung des Schloſſes gleichzeitig gegründet worden ſein.

Als die Reſidenz der Landgrafſchaft Thüringen unter den Ludovingern verdient das Schloß von Freiburg ganz beſondere Beachtung.

Wenn es gegründet ward, läßt ſich freilich nicht angeben, doch kann mit einiger Sicherheit behauptet werden, daß der Sohn Ludwigs des Bärtigen, der Graf Ludwig II., den man den Salier nannte, nach dem Jahre 1062 den Bau der „Nuenburg" begonnen und vollendet hat. Denn die

Neuenburg ward einfach das neue Schloß genannt, vielleicht im Gegenſatz zur Schauenburg, auf der des Gründers Vater gehauſt hatte. Ganz ſo hatte Markgraf Ekkehard I. ſeine neue Reſidenz Naumburg auch die neue Burg genannt, im Gegenſatz zur alten Stammburg ſeines Hauſes in Geni. Und ſo beſaß die Gegend denn in unmittelbarer Nähe zwei Neuenburg, ein Umſtand, der die Geſchichte vielfach irregeleitet hat. In den Fehden des Grafen mit Kaiſer Heinrich V. iſt nun die Neuenburg oft belagert, verloren und wieder erobert worden. Es iſt kein Zweifel, daß Ludwig II. auf ihr öfters geweilt hat, eben ſo ſicher iſt, daß ſein Sohn, der reiche Ludwig III., dem die Landgrafſchaft von Thüringen übertragen ward, die Burg zu ſeiner Reſidenz beſtimmte. Seitdem haben die Landgrafen theils hier, theils auf der Wartburg abwechſelnd reſidirt. Beſonders aber erfreute ſich die Neuenburg der Gunſt des zweiten Landgrafen, Ludwigs IV., den man den Rechtſchaffenen, ſpäter aber den Eiſernen nannte. Hier empfing er Ende November des Jahres 1171 ſeinen Schwager, den Stauffer Friedrich den Rothbart, hier iſt er ſelbſt das Jahr darauf noch in den beſten Mannesjahren geſtorben.

Dies Jahrhundert, ſeit der Gründung bis zum Tode des eiſernen Landgrafen iſt das Sagenzeitalter unſerer Burg. Um den Gründer und ſeinen Enkel ſchlingt ſich ein Kranz von Geſchichten, über die nur erſt kürzlich von berufener Hand in dieſen Blättern geurtheilt worden iſt. Hier von der Nuenburg ſollte Graf Ludwig zuerſt die ſchöne Adelheid erblickt haben, die Gemahlin des jungen Pfalzgrafen Friedrich III., der ſeinen Sitz auf der gegenüberliegenden Weißenburg hatte. Als der Pfalzgraf einſt an einem Februartage auf der Jagd im Reiſſenwald bei Freiburg von einigen Rittern ermordet worden war und Ludwig ſich bald darauf mit der Wittwe vermählt hatte, ward der Tod des Mannes mit der Heirath in Verbindung gebracht, mit Recht oder Unrecht läßt ſich heute nicht mehr ſagen, wenn wir uns auch nicht ſo entſchieden gegen eine Mitſchuld irgend welcher Art ſeitens des Grafen Ludwig ausſprechen können, wie es in dem erwähnten Aufſatze geſchehen iſt. Das Ereigniß ward von der Sage aufgegriffen und dichteriſch umgeſtaltet, auch die Gefangenſchaft des Grafen und ſeine und ſeiner Gemahlin Kloſtergründungen wurden damit in Verbindung gebracht. Daß aber ſicher gleichzeitig oder doch kurz nach des Grafen Tode ſchon derlei Beſchuldigungen gegen ihn umliefen, geht aus Andeutungen des Annaliſten von Goſeck mit Beſtimmtheit hervor. Schon ſeine energiſche Reſerve verräth ſein Urtheil. Alſo erzählt er das Ereigniß: „Der jüngere Pfalzgraf Friedrich ergötzte ſich, da er kaum vier Jahre die Umarmungen ſeiner angetrauten Gattin genoſſen hatte, eines Tages bei ſeinem Hofe Aplice nach Art der Weltleute mit der Jagd. Da nun die Dienſtmannen, wie es zu gehen pflegt, ſich hie und da im Walde zerſtreut

hatten, kam es, daß der junge Mann allein mit der Meute hinterher ritt. Auf einmal ſprangen zwei Brüder Dietrich und Ulrich von Dedenleibe und Reinhard von Runeſtide aus einem Verſteck auf ihn ein und tödteten ihn. Nachdem ſie ihre Schandthat frech verübt, entrannen ſie ſtraflos. Da dieſe nun keine Urſache hatten ihn zu tödten, ſo ſteht mir kein Urtheil darüber zu, auf weſſen Anſchlag ſie das Verbrechen vollzogen. Aber wir kehren nach dieſer Abſchweifung zu unſerem Vorhaben zurück. Die Dienſtmannen, die nichts davon wußten, ſahen das Pferd reiterlos in Wald und Feld ſich herumtummeln, ſprengten von Angſt und Furcht ergriffen mit verhängtem Zügel und mit eingelegten Sporen nach allen Seiten und ſuchten ihren Herrn, den ſie endlich als Leiche fanden. Mit welcher Empfindung ſie dies ſahen, mag jeder ſelbſt erwägen, damit ich nicht zu weitſchweifig werde. Sie legten nun die Leiche in einen Sarg und brachten ſie hierher, wo ſie der Biſchof Werner von Merſeburg und der Abt Friedrich mit allzugroßer Klage und Trauer der Erde übergaben. Das geſchah am 5. Februar 1085. Am Ort des Mordes ſoll ein großes Holzkreuz errichtet worden ſein, was noch heute die Mordthat ins Gedächtniß zu rufen ſcheint, wie ich es denn ſelbſt beim Vorbeigehen geſehen und für die Ruhe des Todten zum Herrn gebetet habe."

Als das Kreuz zerfallen war und die Dynaſtie der Landgrafen ausgeſtorben, ließen die Nonnen von Zſcheiplitz ein Steinkreuz an ſeine Stelle ſetzen, deſſen lateiniſche Inſchrift dem Grafen Ludwig die That perſönlich zuſchob. Wer dies Kreuz beſuchte und dabei milde Gaben für das Kloſter ſchenkte, dem war ein zwanzigtägiger Ablaß zugeſichert. Das Kloſter ward in Folge deß ein ſehr beſuchter Wallfahrtsort, bis die Reformation dem Treiben ein Ende machte. Der Stein ward damals zerſchlagen, iſt aber ſpäter wieder erneuert worden. Zu jenen Zeiten, da der Ablaß blühte, hat wohl ein fahrender Spielmann das Lied von der Frauen zu Weiſſenburg gedichtet, das in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts vom gemeinen Volk fleißig geſungen ward.

Was wollen wir aber ſingen,
Was wollen wir heben an, ein Lied
Von der Frauen zu Weiſſenburg,
Wie ſie ihren Herren verrieth.

Hier ward es offen erzählt, wie Ludwig ſeinen Jägerſpieß ſelber in ſeine Hand nahm und den Pfalzgrafen Friedrich unter der Linden zu todt rannte. Er reitet mit ſeinem Knechte zur Burg, frohen Empfangs gewärtig, aber die Reue folgt ſofort. Adelheid iſt in Verzweiflung, nachdem ſie die blutigen Zeichen des Mordes geſehen:

Sie rang ihre weißen Hände,
Rauft aus ihr gelbweiß Haar.
Hilf reicher Chriſt vom Himmel,
Was hab ich nun gethan!

Was ſoll mir doch das Fingerlein,
Das unrecht gewonnen Gold?
Wenn ich daran gedenke,
Mein Herz wird nimmer froh.

Sie zog von ihrem Finger
Ein Ringlein von Golde ſo roth,
Siehe da, du Ludewig Buhle
Meiner darbei gedenk!

Des erſchrak die Frau von der Weiſſenburg,
Faßt einen traurigen Muth:
Verlaß mich, holder Fürſte, nicht
Mein edler Herre iſt todt.

Damit endet das Lied, das zur Verbreitung der Sage, die in den verſchiedenſten Variationen erzählt ward, ohne Zweifel viel beigetragen hat. Neben dem Grafen Ludwig dem Salier iſt es Landgraf Ludwig der Eiſerne, mit dem ſich der Sagenkreis von Freiburg hauptſächlich beſchäftigt. An ein Feldſtück in der Nähe des Schloſſes, das, etwa fünf Morgen groß, einſt mit einer Mauer umſchloſſen war und als Freiſtätte galt, noch heute aber den Namen des Edelackers führt, knüpft ſich die Erzählung von einem Strafgericht über den Uebermuth des Adels, welches der Landgraf dort abgehalten haben ſollte, indem er ſeine trotzigen Junker in den Pflug ſpannte; an das Schloß ſelbſt knüpft ſich die Geſchichte von der lebendigen Mauer, die der Landgraf in ein paar Nächten habe aufrichten laſſen, indem er ſeine Vaſallen zuſammenrief und gewappnet auf den Gräben aufſtellte, ſeinem Schwager dem Rothbart zu erbaulicher Zurechtweiſung ob ſeines Tadels, ferner endlich die Sage, daß dieſelben widerhaarigen Edlen, die er erſt als Pferde, dann als Mauerſteine verwandt hatte, ſeine Leiche auf ihren Schultern von hier zur Grabſtätte im Kloſter Reinhardsbrunn tragen mußten. Wer konnte es da wunderbar finden, daß er „mit ſeinen Dienern ſtets herriſch furete und der Eyſern Lantgraff genant" ward! Die Moral dieſer Sagen iſt nicht ſchwer zu finden und ihr allgemeiner Inhalt ſcheint doch ein hiſtoriſches Factum darzuſtellen, dies, daß der Landgraf den Trotz des Adels brach und der Schützer des gemeinen Mannes war, Dinge, über welche uns unſere ſpärlichen Quellen ſonſt nichts zu berichten haben, die man aber wenigſtens in dieſer Allgemeinheit ſicher wird zugeben müſſen. Mit dem Tode Ludwigs IV. ſchließt der Kranz der Sagen, der das erſte Jahrhundert der Burg umflicht. Was wir ſonſt noch von ihr wiſſen, gehört der reinen Geſchichte an.

Gleich zu bemerken iſt da die glänzende Hofhaltung von ſeines Nachfolgers, Ludwigs V. Bruder, dem Landgrafen Hermann, der, wie aus Urkunden vielfach bezeugt iſt, gar oft auf der Neuenburg ſeinen Sitz hatte, ſchon als Pfalzgraf noch bei Lebzeiten ſeines Bruders, „der pfalenzgrafe Hermann von der Nuenburg bi der Unſtrut", wie ihn Heinrich von Veldekin nennt, der hier auf dem Schloſſe ſeine Eneit vollendete. Das große Gedicht war vor längerer Zeit entwendet worden, hier auf der Neuenburg empfing der Dichter

aus den Händen Hermanns selbst, was so für immer ihm verloren schien. Gleiche Gunst hat der Burg Landgraf Ludwig VI., der Heilige, erwiesen, der einst seine Landstände hierher zusammenrief, und die Klagen über die Verschwendungen seiner wohlthätigen Gemahlin, der heiligen Elisabeth, einmal damit zurückwies, daß er meinte, man möge sie schalten und walten lassen, so lange sie ihm nicht die „Newenburg" verschenke. Nach seinem Tode scheint Heinrich Raspe im Besitz unserer Burg gewesen zu sein, mit dem im Jahre 1247 der Stamm der ludovingischen Landgrafen erlosch.

Durch den thüringischen Erbfolgekrieg kam Freiburg an die Wettiner und war vorübergehend der Aufenthalt der Markgrafen, wie denn Heinrich der Erlauchte hier verschiedene Urkunden ausgestellt hat. Sein Sohn Albrecht verpfändete jedoch bereits Stadt und Schloß an das Bisthum Merseburg. Daran kehrte sich sein Sohn Friedrich nicht, der beide besetzte und gegen Kaiser Adolf von Nassau zu halten suchte, der im Winter 1294 die Belagerung begann. Die Stadt wurde von den Kaiserlichen bald genommen, nicht minder die Burg, auf der ein entsetzliches Blutbad angerichtet ward. Alles ward niedergemacht und niedergebrannt. Es waren nur Ruinen, welche Kaiser Heinrich VII. Friedrich dem Freidigen zurückgab. Und auch diese waren factisch in brandenburgischer, auch in merseburgischer Hand; auf den Trümmern hatten unter der Bischöfe Schutz sich Raubritter festgesetzt, die die große Frankenstraße brandschatzten, welche durch die Stadt nach Merseburg führte. Indem sie Friedrich der Ernsthafte 1332 vertrieb, gewann er Stadt und Schloß seinem Hause zurück.

Wer die Neuenburg nun wieder aufgebaut haben mag, ist nicht zu erfinden; sie ward bei den verschiedenen Erbtheilungen Verschiedenen zugesprochen, unter anderen Friedrich dem Streitbaren. Dann ward eine Zeit lang Herzog Sigmund, bekannt durch seine Liebe zur schönen Nonne Isidore von Lohma, von seinen Brüdern in ihr gefangen gehalten. Noch später ward das Schloß ein Lieblingsaufenthalt Herzog Wilhelms, bis es bei der großen Landestheilung vom Jahre 1485 an die Albertiner kam. Während des Bauernkrieges hielt sich Herzog Georg der Bärtige eine Zeit lang hier auf und während des schmalkaldischen Krieges auch einmal Kurfürst Moritz. Sein Bruder August besuchte unser Schloß noch als Herzog. Er ließ eine Inschrift über dem Eingang eines der Säle meißeln: „Von Gottes Gnadenn Augustus Herzogk zu Sachsen unnd vonn derselben Gnadenn Frawe Anna geborne aus koeniglichem Stam zu Denemargk Herzogin zu Sachsen. 1532." Denn ihre Abkunft konnte Frau Anna nie vergessen. Nach dem Tode Johann Georgs kam die Neuenburg durch die große Erbtheilung an die Herzöge von Sachsen-Weißenfels, die sie als Lust- und Jagdschloß benutzten und nicht selten ganz auf ihr zu residiren pflegten. Damals wurde denn auch das

Schloß neu in Stand geſetzt und reparirt, es ward ein Zeughaus gebaut, der große Brunnen gegraben, die Capelle ausgebeſſert, alles dies noch unter dem Adminiſtrator Auguſt, dem am meiſten willenskräftigen unter den Söhnen Johann Georgs. Unter Auguſts Enkel Johann Georg von Weißenfels ward das nun zur gewöhnlichen Sommerreſidenz beſtimmte Schloß auf das Prächtigſte mit allem Comfort der Zeit ausgeſtattet. Damals ward auch eine Stunde von Freiburg ein kleines Luſtſchloß, Friedenthal, erbaut, mit großen und prächtigen Gärten und koſtbaren Brunnenanlagen. Nachdem der letzte Weißenfelſer, Johann Adolph II., geſtorben war, ward das Schloß niedergeriſſen, das unter ſeinem Bruder Chriſtian ſo ſchöne Tage erlebt hatte. Dann war, nach dem Ausſterben der Weißenfelſer Linie, Stadt und Schloß an das Kurhaus zurückgefallen, bis es endlich durch den Wiener Frieden an Preußen kam, deſſen König Friedrich Wilhelm III. mit ſeiner Gemahlin Luiſe von Naumburg aus am 30. September 1806, vierzehn Tage vor der Schlacht bei Jena, das Schloß beſucht hatte. Seitdem iſt es der Sitz eines königlichen Rentamtes.

Auf dem Rückwege zur Stadt hinab, der ſich in mählich abfallenden Windungen an Weinbergen vorüber und durch prächtige Lindenalleen zuletzt in eine enge Schlucht herabſenkt, kommt man an dem Hauſe vorüber, in welchem ſeit ſeiner Entlaſſung von Colberg bis zu ſeinem Tode der Turnvater Friedrich Ludwig Jahn gelebt hat. Es liegt an der Naumburger Straße, hart am Abhange des Schloßberges; von dem hübſchen ſchattigen Garten aus, an den ein kleiner Turnplatz grenzt, erfreut man ſich einer guten Ausſicht. Das Haus iſt jetzt in eine Wirthſchaft umgeſtaltet, da Jahns Sohn in Amerika weilt. Man trinkt ein reines Glas Wein dort, das Product der Berge, die wir eben herabgeſtiegen ſind.

Der Freiburger Wein iſt ein ſchweres und erdiges Getränk, aber immerhin trinkbar, zumal wenn er mit Waſſer vermiſcht wird. Dagegen geben die Trauben an Süße und Wohlgeſchmack den rheiniſchen nichts nach und werden weithin verfahren. Die Weinproduction iſt ziemlich bedeutend, den angebauten Flächen nach zu urtheilen, man wird an die Moſel erinnert, wenn man ſieht, in welcher Höhe noch die Rebe gepflanzt iſt. Ein großer Theil des gewonnenen Trankes wird in einer Champagnerfabrik in der Stadt zu etwas zweifelhaftem Schaumwein, ein anderer Theil zu vorzüglichem Traubeneſſig verarbeitet. Auch hier iſt wie bei allen dieſen ſchweren und bouquetloſen Weinen des Elb- und Saalthales der Rothwein entſchieden vorzuziehen.

Auch im Gaſthof zum goldenen Ring am Markte, vor allem aber im Rathskeller, einem ganz vortrefflichen Erquickungsort, hat man Gelegenheit, den Freiburger Wein zu verſuchen. Schaut man dort etwa zum Fenſter heraus, ſo erblickt man eine mächtige Reiterſtatue mit Spuren alter Vergoldung.

Auf dem Roſſe ſitzt der Herzog Chriſtian von Weißenfels, „der Vater des Vaterlandes, in Wahrheit ein Chriſtian“. Unter ihm bäumt ſich der ſchlangenhaarige Neid. Er aber reitet vergnügt darüber hinweg, etwa wie er von ſeinem lieben Friedenthal zur Hirſchjagd geritten war, wo er denn beiſpielsweiſe einmal einen Achtzehnender pürſchte. Denn er war ein gewaltiger Jäger und ein leutſeliger Herr, bei Jung und Alt beliebt und die Freiburger haben ihm immer ein freundliches Andenken bewahrt. Mit dem Dresdner Hofe ſtand er auf geſpanntem Fuß, denn dort wollte man das Privilegium haben, allein Schulden machen zu dürfen. Sereniſſimus Chriſtian aber thaten das Ihre auch, ein artiges Pöſtchen Schulden zuſammenzuarbeiten, worüber denn das ſächſiſche Kurhaus des öfteren beim Kaiſer vergebliche Klage führte. Chriſtian unterhielt ein ſtattliches Gefolge, er ſchmückte ſein Schloß und ſeine Stadt und ſein Friedenthal auf das Prächtigſte und that ſich was darauf zu Gute. In einem Saal des Schloſſes hing eine Tafel mit vergoldeten Buchſtaben:

Was die hohen Ahnen bauten,
Liebte Herzog Chriſtian
Als ein Zweig der Sachſenrauten,
Dem dies Land iſt unterthan.
Drum hat er, was ihm ergötzet,
Hier zur Zierde hergeſetzet.
MDCCXIX.

Zu dem, „was ihm ergötzet“, gehörte denn auch unter anderem ſein vergoldetes Reiterbild, das er erſt im Schloßhofe der Neuenburg hatte aufſtellen laſſen, von wo es dann in das Jagdſchloß Friedenthal kam. Auch ſeine Hunde Herkules und Hänschen ließ der Fürſt, der offenbar plaſtiſche Neigungen hatte, in Stein aushauen, nicht minder ließ er ſeine Jagdaffairen auf Obelisken verewigen. Wie er immer war, ſeine Freiburger liebten den wohlwollenden und wohlthätigen, munteren und freundlichen Herrn bis über den Tod hinaus. Er war beinahe vierzig Jahre todt, als das Schloß Friedenthal abgebrochen ward. Da litten es die braven Unterthanen nicht, daß ſein vergoldetes Conterfey zertrümmert werde. Um zwei Thaler zwanzig Silbergroſchen ward die Statue vom Acciseinnehmer Barthel glücklich erſtanden, dann ward ſie auf einem beſonders conſtruirten Wagen feierlich aus Friedenthal abgeholt. Voran zog ein Muſikcorps, dann kamen die obrigkeitlichen Behörden, das Juſtizamt, der Stadtrath, hinterher die Bürgerſchaft. So holten ſich die Dankbaren ihren guten Herzog wieder, und ſie ließen es ſich zweihundert Thaler koſten, die durch freiwillige Beiträge gedeckt wurden, um die Figur neu zu vergolden und wieder aufzuſtellen. Ja, ſogar hundert Jahre nach ſeinem Tode hatten ſie ſeiner noch nicht vergeſſen. Da wurde ihm zu Ehren im Jahre 1836

ein „solennes Keulerschießen" auf der Stätte von Friedenthal abgehalten und Abends war sein Namenszug sinnig erleuchtet. So war er lange der Stammheros der Freiburger. Aber das ist nun anders geworden. Jetzt freilich redeten sie nicht mehr vom Herzog Christian; sie saßen sorglich zusammen und durchsprachen die Aussichten, welche ihr Candidat, der wackere Rechtsanwalt Wölfl in Merseburg, der tapfere Kämpfer gegen die Socialdemokraten, etwa habe, in den deutschen Reichstag gewählt zu werden.

Das sehenswertheste Gebäude des Städtchens ist die Stadtkirche zur heiligen Anna, deren Anblick dadurch, daß sie auf einem freien und erhöhten Platze liegt, noch ganz besonders stattlich wirkt. Sie bildet in ihrer Grundform ein Kreuz, zwischen dessen Armen ein mäßig hoher Thurm sich erhebt, während die beiden Seitenschiffe von zwei höheren Thürmen begrenzt werden, die durch einen verdeckten Gang mit einander verbunden sind. Zwischen diesen Thürmen befindet sich eine innere Vorhalle, zu welcher man durch eine äußere Vorhalle mit gedrückten Spitzbogen gelangt, die nach drei Seiten hin offen ist. Der hohe Chor ist dreiseitig geschlossen. Der Bau gehört verschiedenen Perioden an, deren erste durch die Thürme und die Vorhallen vornehmlich repräsentirt wird. Mangel an Raum hat allmählich zu Vergrößerungen und Veränderungen geführt. Die Kirche ist wahrscheinlich von den späteren Landgrafen, also im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts, etwa als künftige Hofkirche angelegt worden, der Umbau des Langhauses aber hat vor 1491 stattgefunden, andere Veränderungen hat gegen Schluß des Jahrhunderts Meister Peter von Weißensels vorgenommen, so daß die Kirche wesentlich dem Anfange des dreizehnten und dem Ende des funfzehnten Jahrhunderts angehört. Das Innere bietet nichts von weiterer Bedeutung.

Was endlich die Stadt selbst anlangt, so hat sie die Schicksale der Burg getheilt, unter deren Schutze sie entstanden ist. Wie jene, so verdankt auch sie ihre Gründung dem Grafen Ludwig II. von Thüringen, sie wird ihren Namen von den Freiheiten haben, welche der Graf den Ansiedlern in seiner neuen Stadt gewährte. Ueberliefert ist diese Thatsache freilich nicht, doch ergiebt sich so die ungezwungenste Erklärung des Namens. In den Kriegen Adolfs von Nassau und im schmalkaldenschen Kriege finden wir die Stadt in besonderen Nöthen; auch im Jahre 1630, als die ligistischen Truppen unter Tilly ins Stift Merseburg eingefallen waren. In drei Stunden wurde bei einem Durchzuge die ganze Stadt geplündert, es ward großer Schaden angerichtet. Nicht minder hatte die Stadt natürlich von den Schweden zu leiden; einmal gegen Ende des großen Krieges lagen die kaiserlichen Truppen zehn volle Monate in Freiburg. Groß waren auch die Beschwerden der Stadt im siebenjährigen Kriege, besonders im Herbst 1757, wo die Franzosen und die Reichsarmee in der Nähe von Freiburg standen, in einer Stellung, in

welcher Friedrich der Große nicht wagen konnte, ſie anzugreifen. Nach der Schlacht bei Roßbach ging der Zug der Geſchlagenen in wilder Flucht durch Freiburg, in der Nacht brannten ſie die Unſtrutbrücke nieder, um die preußiſchen Verfolger aufzuhalten. Der Stadtrath hatte ſich aufgeſtellt, den großen König wegen ſeines Sieges zu beglückwünſchen, der aber verlangte ſtatt der Rede etwas zu eſſen. Es wurden mit Mühe und Noth einige Butterbrode aufgetrieben, von denen Friedrich ein Paar zulangte. Er gab dann dem General Seydlitz die Schüſſel mit den Worten: „Da eß er!“ Man empfand es wohlthuend in der armen geplünderten Stadt, daß das Wenige von den Generalen verzehrt ward, ohne daß auch nur das Mindeſte nachverlangt worden wäre. Der König ließ ſogleich eine Nothbrücke ſchlagen und verfolgte den Feind weiter. Er logirte in der Pfarre von Spielberg am Tage nach dem Siege. Als er in die Stube trat und ihm der Pfarrer zu ſeinem großen Erfolge gratulirte, ſagte er: „Sein Gebet hat vielleicht auch dazu geholfen!“ Vielleicht! Auch im Jahre 1761, wo den ganzen Winter hindurch in Freiburg die „kaiſerlichen, königlichen und Reichsexecutionstruppen“ in Freiburg lagerten, hatte die Stadt viel zu erdulden; dreißig Jahre nachher aber rückten preußiſche Marſchcolonnen, die in den Revolutionskrieg zogen, durch unſern Ort.

Raſch wechſelten die Geſchicke der Stadt in den napoleontiſchen Kriegen, ſchon 1806 vor und nach der Schlacht von Jena hatte die Stadt viel zu erleiden, beſonders eine Plünderung durch die davouſtſchen Truppen. In der Nähe des Saalpaſſes gelegen, hatte ſie durch Lieferungen und Einlogierungen großen Schaden, auch in den folgenden ruhigeren Jahren. Ganz beſonders aber war ſie im Jahre 1813 in Anſpruch genommen, wo ſie abwechſelnd die Truppen faſt aller kriegführenden Mächte beherbergte. Im September griff das thielemannſche Corps, das in Köſen lagerte, franzöſiſche Cavallerie an, die in und um Freiburg campirte. Der Erfolg war indeß der, daß ſich Thielemann zurückziehen mußte. Schwere Tage kamen auch nach der Schlacht bei Leipzig. Ohne Aufhören zogen die Schaaren flüchtiger Franzoſen über die Zeddenbacher Unſtrutbrücke, und es wurden Anſtalten getroffen, ferner noch einige Nothbrücken zu errichten. Alle Höhen der Umgegend waren von den Franzoſen beſetzt. Napoleon hatte ſein Hauptquartier im nolleſchen Weinberg bei Weißenfels gehabt, am 21. October früh zwei Uhr fuhr er über Markwerben, Uechteritz und Markröhlitz mit einem Sechsſpänner. Früh ſechs Uhr ritt er auf ſeinem Schimmel in Freiburg ein. Er ritt an die untere Nothbrücke heran. Der ihn führende deutſche Poſtillon Vollmar gab ſpäter unter anderm Folgendes zu Bericht: „Hier wurde lange Zeit gehalten, während welcher Napoleon dem Uebergange ſeiner Truppen zuſah, mit ſeiner nächſten Umgebung ſprach, häufig Schnupftabak an die Naſe warf, die Stirn und Augen zuſammenzog

und ſich bald mit der rechten, bald mit der linken Hand am Backen, ganz nahe am Ohrläppchen, anfaßte und wiederholt das Fleiſch zuſammenknipp. Von da ritt er an die unterhalb der Freiburger Mühle geſchlagene Nothbrücke, welche noch nicht fertig war, und die er zum Uebergange der Infanterie beſtimmt haben mochte, wie mir ſpäter einleuchtete. Hier und an der oberen Freiburger Nothbrücke, wohin er nach ſehr kurzem Verweilen zurückkehrte, empfing er unaufhörlich Meldungen und ertheilte fortwährend Befehle, wodurch aber in ſeinem ſoeben gezeichneten Betragen durchaus keine Aenderung wahrnehmbar wurde. Schon durch ſeine bloße Gegenwart ſah man die eingeriſſenen Unordnungen verſchwinden, die auch an dieſer Brücke, über welche die Kavallerie retirirte, überhand genommen hatten und während ſeiner Abweſenheit zuzunehmen ſchienen". Dann ritt der Kaiſer ruhelos durch die ganze Stadt, über den Schloßberg, auf das freie Feld. Bald ward die Karte entfaltet, bald auch legte Napoleon ein ſehr großes Fernrohr auf die Schultern Berthiers und ſah lange und nach verſchiedenen Richtungen hindurch. Dann ritt er wieder nach der Stadt zurück und ans Ufer der Unſtrut, um die Nothbrücken zu beſichtigen, wobei er gelegentlich einzelne Truppentheile heftig andonnerte. Gegen zwei Uhr Nachmittags ritt er endlich auf der Straße nach Eckartsberge ab, immer unter dem Vive l'empereur der überall lagernden franzöſiſchen Truppen, deren Wachtfeuer durch die Dämmerung leuchteten, als man die Stadt erreichte. Am ſelben Tage lieferte York den Franzoſen, die Freiburg und die Höhen um die Stadt beſetzt hielten, ein hartes Gefecht, es gelang dieſen jedoch in der Nacht abzumarſchiren, ſo daß am anderen Morgen kein Feind mehr zu ſehen war. Ein paar Stunden darauf kamen die erſten Koſaken den ſteilen Spittelberg herabgeritten. Auch das folgende Jahr fand die Stadt keine Ruhe, bis endlich im Jahre 1816 das Friedensfeſt gefeiert werden konnte. Freiburg feierte es als eine preußiſche Stadt. Friedrich Wilhelm III. hatte ſeinen Titeln den eines Landgrafen von Thüringen beigefügt. „Nur Deutſchland hat gewonnen, was Preußen erworben," hieß es in der Proclamation. Damit hatten die „Geſchicke" der Stadt ein Ende erreicht, ſeitdem iſt der Friede eingekehrt in die kleine Stadt an der Unſtrut, und er mag ihr immer erhalten bleiben.

Man ſieht, es hat ſich im Laufe von achthundert Jahren auf dieſem ſtillen Erdwinkel ein reiches hiſtoriſches Leben abgeſpielt, mit vielen großen Erinnerungen unſerer älteren und neueren Geſchichte iſt der Name Freiburgs in Freud und Leid verbunden, und ſo wird auch im Genuß der Vergangenheit Jeder befriedigt ſein, der dem Beſuch des reizenden Ortes ein paar flüchtige Stunden widmet.

Wir verlaſſen die Stadt auf der Naumburger Straße, indem wir

immer auf dem linken Unſtrutufer bleiben. Die Straße geht um den Hainberg herum und ſetzt ſich einerſeits im Thalgrunde fort, andererſeits wendet ſie ſich in der Richtung auf Weißenfels dem fernen Walde zu. Wir wandern die Unſtrut entlang bis zu dem Dorfe Großjena, das in der Flußaue und an den Berglehnen des Höhenzuges liegt, der hier wieder dicht an den Strom herangetreten iſt, von nun an bis an die Saale und ihr entlang dann bis in die Gegend von Weißenfels fortlaufend mit Wein bebaut. Hier ſind, wie man ſagt, die beſten Lagen der ganzen Gegend.

Auch Großjena iſt ein hiſtoriſch höchſt merkwürdiger Ort. Denn es war vor tauſend Jahren eine Stadt und der Stammſitz eines mächtigen Fürſtengeſchlechtes, das einmal ſogar ſeine Hand nach der deutſchen Krone ausgeſtreckt hat. Geni war die Reſidenz des mächtigen Slavenſiegers Ekkehard des ſtreitbaren Markgrafen der nordthüringiſchen Mark, deſſelben, der ſich in Naumburg einen neuen Sitz gründen wollte und ſchon damit begonnen hatte, als ihn ein jäher Tod durch Mörderhand dahinraffte. „Da kam ſein Sohn Hermann," erzählt der ſächſiſche Annaliſt, „mit der Mutter zuſammen, als er die Nachricht von des Vaters unverhofftem Tode vernommen; er ſchaute unter großer Trauer die Leiche des Vaters und ließ ſie in ſeiner Stadt Gena, im Sprengel von Mainz, an dem Ort, wo Saale und Unſtrut zuſammenfließen, begraben. Nach mehreren Jahren aber ward ſie mit mehreren anderen aus demſelben Geſchlecht nach der Stadt Naumburg übertragen." Man ſieht hieraus, daß in der Stadt ſich das Erbbegräbniß des Hauſes befand, wahrſcheinlich in demſelben Kloſter, das noch im Anfang des elften Jahrhunderts beſtand. Die Stadt Gena ging frühzeitig zu Grunde, da ſich die Söhne Ekkehards bemühten, durch den Zuzug der hieſigen Einwohner ihre neue Stadt zu heben. Sie verſprachen alle möglichen Freiheiten, die denjenigen zugute kommen ſollten, die ſich von Gena nach Naumburg wenden würden. So ſind Burg, Stadt und Kloſter bald verfallen. Als die Söhne Ekkehards kinderlos geſtorben waren, ging ihr reiches Erbgut durch ihre Schweſter Mechtild an die Wettiner über, mit ihnen auch Großjena, welches dann im Jahre 1271 Markgraf Dietrich der Bedrängte von Meißen dem Naumburger Georgenkloſter zueignete, in welchem Ekkehard und ſein Stamm, Vor- und Nachfahren, zur ewigen Ruhe beigeſetzt waren. Bei dieſem Kloſter iſt Großjena dann bis zur Säculariſation geblieben, ſpäter ward es zu einem freien Ritterlehngut gemacht und hat als ſolches verſchiedene Beſitzer gehabt, unter anderen auch die bekannte Adelsfamilie von Jena. Heut zu Tage findet ſich nicht der geringſte Ueberreſt mehr, der auf die früheren Verhältniſſe des Ortes deuten könnte, nur hat man darin einen Beweis für die frühere Ausdehnung des Dorfes finden wollen, daß die alte, übrigens un-

bedeutende Kirche zum heiligen Rupertus in öſtlicher Richtung und weit abſeits im freien Felde liegt.

So liegen in geringer Entfernung von einander an der Unſtrut die Reſidenzen dreier großer Fürſtengeſchlechter: Burgſcheidungen, der Sitz der Thüringer Könige, Freiburg, der Sitz der thüringiſchen Landgrafen, und Großjena, der Sitz der thüringiſchen Markgrafen.

Und auch die ſächſiſchen Pfalzgrafen aus dem Wettiner Hauſe haben ganz in der Nähe im Leben wie im Tode eine Stätte gefunden, in ihrer Burg Gozeka, in der ſie ſpäter ein Benedictinerkloſter ſtifteten.

Zwiſchen den Weinbergen und der Unſtrut führt von Großjena ein prächtiger, ſchattenreicher Weg nach der Mündung des Fluſſes, die unter Buſchwerk verſteckt liegt. An einem der Weinberge erblickt man, in die Felſen gehauen, coloſſale Basreliefs in der roheſten Ausführung. Ueberraſcht wenden wir uns dieſen Denkmalen einer grauen Vorzeit zu, die aus der Ferne an aſſyriſche Kunſtwerke erinnern. Aber bald bemerken wir, daß uns der Reiter ſchon bekannt ſein muß, es iſt abermals Herzog Chriſtian mit ſeinen Hunden; andere Sculpturen, die ſich auf den Weinbau beziehen, ſollen indeß älter ſein. Auch ſonſt findet man in den benachbarten Weinbergen manche Ueberbleibſel der chriſtianiſchen Epoche aufgeſtellt, allerlei Thierköpfe und Thiergeſtalten, die bei der Zerſtörung von Friedenthal in fremde Hände gingen. Nahe der Mündung befindet ſich eine Fähre über die Saale, von der aus man in einer Viertelſtunde den Naumburger Bahnhof auf einem angenehmen Wege erreicht.

Rechts aber führen auf den Höhen und die Saale entlang die Wege nach Goſeck, das auf einem Vorſprung der Berglehne in höchſt maleriſcher Lage mit ſeinen gelben Gebäuden hervorragt. Noch über ihm liegen die Häuſer des Dorfes und die Dorfkirche mit ihrem ſpitzen, weithin ſichtbaren Thurm. Durch wohlgepflegte Anlagen betreten wir den Schloßhof; vom Zwinger, den epheuumſponnene Wände umſchließen, genießen wir die Ausſicht auf das reizende Thal der Saale zu unſeren Füßen. Im Schloßhof fällt uns der Unterbau eines alten Thurmes auf, deſſen romaniſche Formen durch das dichte Geſchling des Epheus lugen: er iſt ein Ueberbleibſel der alten Kloſterkirche und ſtammt entſchieden noch aus dem elften Jahrhundert. Denn von der Kirche ſelbſt iſt der größte Theil abgebrochen worden, und nur einen kleinen Theil hat man für das Bedürfniß der Neuzeit ſtehen laſſen. Auch dieſer iſt oft reparirt worden und bietet wenig Merkwürdiges. Die Hälfte der linken Wand nimmt ein figurenreiches Grabdenkmal der Familie von Pöllnitz ein, die eine Zeit lang im Beſitz des Schloſſes geweſen und auf deren Rechnung auch der Um- und Neubau der Kirche zu ſetzen iſt. Einigen Kunſtwerth haben darin nur zwei Haut-

reliefs aus weißem Alabaster, welche Scenen aus der Leidensgeschichte Christi darstellen. Daneben hängt ein merkwürdiges Gemälde, das aus der Dorfkirche hierher versetzt worden ist. Wie man in dem dargestellten Gegenstande die Opferung der Tochter des Jephta hat erkennen können, ist unbegreiflich. Es ist, wie schon von Lepsius erkannt ward, zweifellos die Hinrichtung der heiligen Barbara dargestellt. Man hat das Bild einem der beiden Kranachs zugeschrieben, an die indeß, wie uns Freund Lücke, der gelehrte und feinsinnige Director des Leipziger Museums, versichert, im Geringsten nicht zu denken ist. Er ist, freilich nach vorerst flüchtiger Betrachtung, eher geneigt, es einem süddeutschen Künstler zuzuerkennen, wie denn auch Lepsius durch, wie er selbst zugiebt, etwas gewagte historische Combinationen zu dem Schluß kommt, das Gemälde möge einem schwäbischen Maler zu verdanken sein. Das Gesicht der heiligen Barbara selbst ist bei aller Anmuth doch etwas ausdruckslos; ein Gemälde ersten Ranges ist das übrigens sehr wohlerhaltene Bild keinenfalls. Unter der Kirche liegt eine Krypta, die freilich im Laufe der Zeit vielfache Veränderungen erfahren hat, heute sogar als Weinkeller benutzt wird. Unter ihr sollen die Begräbnisse der sächsischen Pfalzgrafen liegen, von denen sich jedoch bei verschiedenen Ausgrabungen bis jetzt keine Spur gefunden hat, so daß man schon vermuthet hat, die Gräber möchten sich im Zwinger, dem ehemaligen Klosterkirchhof, vorfinden lassen. Die Gruftkirche ist dadurch merkwürdig, daß in ihr zu Zeiten Heinrichs IV. die Mönche der epileptischen Gräfin Geve von Camburg mit Hülfe der Gottesmutter den Teufel austrieben. Die Gräfin schenkte der Kirche sechs Hufen in Corbetha, die ewigen Lichter in der Krypta zu unterhalten.

Als Pfalzgraf Friedrich I. hier auf seinem Schlosse gestorben war, beschlossen seine Söhne Adalbert, Dedo und Friedrich die alte Burg niederzureißen und in ein Kloster zu verwandeln. Die Stiftung ward denn auch im Jahre 1041 beurkundet und konnte schon nach kurzer Zeit mit einem Abt und dem Convent besetzt werden*); die Einweihung fand aber erst nach Vollendung des Kirchenbaues am 29. September 1053 statt. Adalbert, der inzwischen Erzbischof von Bremen geworden war, weihete die Kirche im Beisein der Bischöfe von Halberstadt, Merseburg und Zeitz, des Markgrafen Dedo und seiner Brüder, der Grafen von Brene, sowie einer großen

*) Die Chronologie der ersten Capitel des Chronicon Gozecense ist unlösbar verworren. Nimmt man mit Köpke (Mon. Germ. Sc. X p. 143) das Jahr 1062 als Jahr der Kirchenweihe und folglich auch 1049 als das Antrittsjahr des ersten Abtes an, so ist die Zeit von der Grundsteinlegung, die nach dem Mönch am 25. März 1041 stattgefunden haben soll, bis zu letzterem Termine sehr wahrscheinlich zu lang. Möglicherweise liegen auch die Hauptschwierigkeiten auf Seiten der Merseburger Tradition, die gerade in unsrer Epoche sehr unsicher ist. Aus Gründen, die hier nicht anzugeben sind, behalten wir gegen Köpke das im Chronicon angegebene Datum bei.

Volksmenge feierlich ein. Sie wurde Chriſto gewidmet, der Jungfrau Maria und dem Erzengel Michael, das Kloſter und die Kirche wurden aber dem Erzbisthum Bremen unterworfen, welches das Beſtätigungsrecht bei der Abtwahl, ſowie bei der Wahl des Schutzvogtes, wenn einmal die Pfalzgrafen ausſterben ſollten, ſich vorbehielt. Es waren Mönche Benedictinerordens, vielleicht aus dem Kloſter Korvey, mit denen man das Kloſter beſetzt hatte, das nun von den Pfalzgrafen als eine Familienſtiftung reichlich dotirt ward. Es war ſchon der dritte Abt, der Baier Hiltin, am Ruder, als die Einweihung ſtatthatte, dem folgte der fromme Thüringer Sintram, der die Kloſterbibliothek bereicherte und durch Neubauten die Wohnungen der Brüder verbeſſerte. Unter ſeinem Nachfolger Friedrich, einem natürlichen Sohn des Pfalzgrafen Dedo, ward, wie oben erzählt iſt, Friedrich ermordet und in Goſeck begraben. Friedrich baute viel, ließ die Kirche ausmalen, ſorgte auch, daß ihre Güter vermehrt wurden. Beſonders ſeinen Oheim, den Pfalzgrafen Friedrich II., wußte er zu Schenkungen zu bewegen. Unter den ſpäteren Aebten, nach dem Ausſterben des pfalzgräflichen Hauſes, kam das Kloſter ſehr herunter. Abt Nenther, unter dem ein unbekannter Mönch eine Geſchichte des Kloſters geſchrieben hat, fand Scheunen und Keller leer, die Kaſſen und Zellen nicht minder. Nur ein einziger Mönch war noch vorhanden. Es gelang ihm 1134 zwölf Conventualen heranzuziehen und das Kloſter in der Weiſe des berühmten Hirſau zu reformiren. Die weitere Geſchichte iſt lückenhaft und von geringem Intereſſe. Der letzte Abt hieß Jacob, unter ihm ward die Abtei ſäculariſirt und wieder in ein weltliches Schloß umgewandelt. Außer dem Abt und dem Küchenmeiſter waren nur noch drei Brüder damals übrig.

Der erſte weltliche Beſitzer war Georg von Aldenſee zur Zeit des ſchmalkaldiſchen Krieges. Später erhielt das Schloß der berühmte ſächſiſche Staatsmann und Kanzler Dr. David Peifer. Er überkam das Schloß vom Kurfürſten Auguſt und zog ſich 1589, um den kryptocalviniſtiſchen Wirren zu entgehen, mit ſeiner zahlreichen Familie ganz nach Goſeck zurück. In einem Gedichte hat er uns ſein Goſeck geſchildert, „die rebenbedeckten Hügel und die angenehmen Haine, die Wieſen, welche die Gewäſſer der Saale befeuchten, auf denen die Nymphen der Bäume, Berge und Thäler ihre feſtlichen Reigentänze aufführen“. Hierher hat er ſich zurückgezogen, des Hoflebens ſatt, um nicht immer wieder als ein Eslein mit glänzendem Fell zur Mühle zu wandern, oder wie die Schlange die alte Haut ab- und eine neue wieder anzuziehen. Hier befand er ſich wohl als Gutspatron, der behaglich den Streit der Dörfler ſchlichtet, bald ſtraft, bald lohnt, vor allem aber ſich der Jagd erfreut. Da geht es mit den Hunden durch Feld und Gebüſch, und mit reicher Beute kehrt er heim. Gelegentlich

ist ein Fuchs das Opfer, meist Rebhühner und Hasen. Welche Freude, wenn er da mit der Beute auf seinem Schimmel in den Schloßhof reitet, und wie delicat mundet der Braten des selbsterbeuteten Hasen. Wie freut sich der Vater, wenn es seinen Jungen schmeckt, die zuvor dem Herrn Lob und Preis gesungen haben. So schrieb der Kanzler in den Herbsttagen 1589. Im siebzehnten Jahrhundert war Goseck im Besitz der Familie von Pöllnitz, jetzt gehört es der vor kurzem erst verwittweten Gräfin von Zech-Burkersrode.

Von Goseck führt an den Weinbergen entlang ein herrlicher Weg nach dem Dorfe Uechtritz, von welchem aus in einer Stunde die Station Weißenfels leicht zu erreichen ist.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Berlin. Stichwahlen. Socialistengesetz. Kissingen. Döring †. — Die nunmehr vollzogenen Stichwahlen haben ein für die Socialdemokraten unerwartet günstiges Resultat ergeben. Während die Wahlen am 30. Juli denselben nur zwei Sitze im Reichstage zuführten, haben ihnen die Stichwahlen sieben Wahlsitze geliefert, von denen einige noch dazu wegen ihrer politischen Bedeutung sehr bedeutend in das Gewicht fallen. So ist namentlich der Sieg Bebels in Dresden, die Wahl Fritzsches im vierten Berliner Wahlbezirk und die Eroberung von Breslau-Ost durch die Socialdemokraten von erheblicher Tragweite. Natürlich herrscht in der socialdemokratischen Presse lauter Jubel über dieses Wahlresultat. Wir wollen diese Herren heute ihrer freudigen Stimmung ruhig überlassen, da wir ohnehin die Ueberzeugung haben, daß die Dinge bald eine Wendung nehmen werden, die die socialdemokratische Fröhlichkeit stark beeinträchtigen wird. Wir wollen lieber das Verhalten der staatstreuen Parteien bei den Stichwahlen einer Untersuchung unterziehen, so weit dies bei der Unklarheit und der Heimlichkeit, die bei der allgemeinen geheimen Stimmabgabe bei den Wahlen über den Vorgängen lagert, möglich ist. Da ist es nun eine äußerst betrübende Wahrnehmung, welche sich bei der Prüfung der meisten Stichwahlresultate dem Auge des Untersuchenden aufdrängt. Man erkennt nämlich, daß in vielen Fällen die Socialdemokraten nicht allein durch die eigene Kraft zum Siege gelangt sind, sondern daß ihnen hierzu Verbündete erwachsen sind, die sich gegen sie hätten wenden müssen. Wir meinen hiermit nicht die Ultramontanen, auf deren Bundesgenossenschaft zur Bekämpfung der Socialdemokratie wir gar nicht gerechnet haben und die ja auch an mehreren Orten ganz frei und offen ein Wahlbündniß mit den Socialisten eingegangen sind. Freilich ist auch diese Erscheinung eine tief beklagenswerthe, immerhin aber war sie vorauszusehen, und haben wir daher im gegenwärtigen Augenblicke keinen be-

sonderen Anlaß, uns über sie zu beschweren. Was uns aber heute angesichts der eben erfolgten Stichwahlen Grund zu bitterer berechtigter Klage giebt, ist die Thatsache, daß eine Anzahl sonst unzweifelhaft staatstreuer Wähler verschiedener Parteien für den socialdemokratischen Candidaten ihre Stimmen abgegeben hat. Es ist in mehreren Fällen ganz unzweifelhaft zu constatiren, daß die Socialdemokraten allein niemals die Majorität hätten erlangen können und sie auch nicht erlangt haben würden, wenn nicht ein Contingent pessimistisch gesinnter Wähler anderer Fractionen zu ihnen gestoßen wäre. Der Pessimismus ihrer politischen Anschauung ist es nämlich, der diese Leute zu diesem beklagenswerthen Verhalten bestimmt hat. Sie sind keineswegs Freunde des Socialismus, im Gegentheil, sie fürchten und hassen ihn, aber sie haben die wunderliche Meinung, daß es gut sei, ihn noch ein wenig zu fördern, um seine Gefährlichkeit in das rechte Licht zu stellen und eine recht energische Bekämpfung desselben zu veranlassen. Hätten wir nicht selbst derartige Ansichten aussprechen hören, wir würden es kaum für möglich halten, daß sie existiren und daß ihnen praktische Folge gegeben werden könnte. Man sollte meinen, daß die entsetzlichen Ereignisse dieses Sommers genügt hätten, um die große und unmittelbare Gefährlichkeit des socialistischen Anwesens auch dem blödesten Auge zu enthüllen. Das scheint aber nicht der Fall zu sein, es giebt vielmehr noch immer superkluge Leute in großer Unzahl, die den Teufel mit Beelzebub austreiben wollen, es giebt, was vielleicht noch ungünstiger ist, noch immer eine respectable Schaar unverbesserlicher Theoretiker, die, nachdem sie sich einmal ein System zur Bekämpfung der socialistischen Propaganda erdacht haben, unfähig sind, dasselbe den practischen Erfordernissen der Lage anzupassen, sondern darauf bestehen, dasselbe gerade in der Weise zur Ausführung zu bringen, wie es sich in ihrem Kopfe darstellt. Hoffentlich werden im Gegensatze zu dieser traurigen Erscheinung die nächsten Debatten im neuen Reichstage den erfreulichen Beweis liefern, daß die Erkenntniß der Nothwendigkeit, den Ausschreitungen der Socialdemokratie wirksam und energisch entgegenzutreten, in den Kreisen unserer politischen Freunde auch manchen Fortschritt gemacht hat, und hoffentlich werden wir uns dann auch der Ueberzeugung hingeben können, daß die Zeit nicht mehr fern ist, wo wir die Ueberschreitung des Höhepunctes der Macht des Socialismus werden constatiren können.

Inzwischen ist das sogenannte Socialistengesetz, das den Reichstag sogleich nach seinem Zusammentritte beschäftigen soll, bereits im Bundesrathe von der preußischen Regierung eingebracht worden. Gegenwärtig unterliegt es der Vorberathung des Justizausschusses, aus dem es in Kürze an das Plenum zurückgelangen wird, so daß der Bundesrath sich jedenfalls schon vor dem Zusammentritte des Reichstages über das Gesetz schlüssig gemacht haben wird. Die Aufnahme, welche der Gesetzentwurf in der Presse gefunden hat, ist eine sehr verschiedene. Die conservativen Organe äußern sich über denselben in zustimmender Weise, die nationalliberalen constatiren, daß der gegenwärtige Entwurf sich von dem früheren durch seine sorgfältige, wohldurchdachte Ausarbeitung und Fassung in vortheilhafter Weise unterscheide und stellen eine Verständigung über denselben in mehr oder minder bestimmte Aussicht. Die fortschrittlichen Blätter greifen die Regierung wegen dieser Vorlage meistens in sehr leidenschaftlicher Weise an, sie sehen in seiner Annahme eine dringende Gefahr für die bürgerliche Freiheit und kündigen eine energische Opposition an. Ebenso erklären die Ultramontanen gegen den

Gesetzentwurf stimmen zu wollen. Die socialdemokratische Presse schäumt natürlich über vor Wuth und Entrüstung; im Gefühl des nahen Endes ihrer Ausschreitungen scheint sie uns noch eine möglichst große Zahl derselben vor Augen stellen zu wollen und übertrifft sich alle Tage selbst in den gewagtesten und tollsten Ausfällen gegen Regierung, Staat und gesellschaftliche Ordnung. Die meiste Anfechtung findet in der fortschrittlichen und sonstigen Opposition die in dem Gesetzentwurf vorgesehene Errichtung eines Reichsamtes für Presse und Vereinswesen. Diese Institution wird von den Einen für eine ungeheuerliche Anomalie im modernen Staatswesen erklärt, während die Anderen sie im Voraus dadurch zu discreditiren suchen, daß sie ihr dieselbe machtlose Stellung, die das Reichseisenbahnamt gegenüber den einzelnen Bundesstaaten einnimmt, prophezeien. Was die letztere Frage anlangt, so dürfte allerdings die Besorgniß gerechtfertigt sein, ob nicht dem neuen Amte ein sehr unerfreulicher passiver Widerstand der Einzelstaaten entgegengestellt werden wird, wenigstens wissen wir positiv, daß schon jetzt im Bundesrathe eine Anzahl von Stimmen der Bundesstaaten sehr energisch der Creirung des neuen Amtes überhaupt widerstrebt. Indeß dürfte doch kaum zu erwarten sein, daß es diesen particularistischen Bestrebungen gelingen sollte, die neue Institution aus dem Gesetzentwurfe zu entfernen.

Nicht weniger als das Socialistengesetz haben die Kissinger Verhandlungen die öffentliche Meinung in diesen Tagen beschäftigt. Man konnte viel hören und lesen über die Dinge, die sich dort zwischen dem Fürsten Bismarck und dem päpstlichen Nuntius Masella begeben haben sollten. Leidenschaftlich discutirte man aller Orten die Frage, ob wir auf dem Wege nach Canossa seien oder nicht, aber wir möchten stark bezweifeln, daß irgend Jemand aus allen diesen Erörterungen auch nur ein annähernd klares Bild der wirklichen Lage dieser Angelegenheiten gewonnen hätte. Es ist zudem wohl zu beachten, daß fast alle in den öffentlichen Organen umlaufenden Angaben über positiv in Kissingen getroffene Abmachungen lediglich dem Gehirne der betreffenden Briefsteller oder Schriftsteller entsprossen sind. So viel wir wissen, giebt es nur einen einzigen Punct, von dem es absolut feststeht, daß er in Kissingen zur Sprache gebracht ist, das ist die Forderung des Reichskanzlers unter allen Umständen an der von den geistlichen Behörden vor der Anstellung der Geistlichen vorzunehmenden Nennung derselben bei den Oberpräsidenten festhalten zu müssen. Die Erfüllung dieses fundamentalen Anspruches der Staatsgewalt ist als die Grundbedingung jeder Verständigung mit der Curie hingestellt worden. Selbstverständlich werden auch unzählige andere Fragen zur Discussion gekommen sein, aber man hat keine sichere Kunde von denselben und noch weniger von den thatsächlich getroffenen Vereinbarungen. Die Discussion über die Frage, ob wir auf dem Wege nach Canossa seien oder nicht, ist uns, offen gestanden, an sich völlig unbegreiflich. Wie kann man einem Manne, wie dem Fürsten Bismarck, der eine solche politische Laufbahn hinter sich hat, der außerdem den Kampf mit dem Vatican aus klarster, tiefster Ueberzeugung aufgenommen hat, zutrauen, einen unwürdigen Frieden mit der Curie schließen zu wollen? Ist denn die bloße Thatsache, daß man den Frieden herbeiführen will, schon ein Anlaß zu dem Verdachte, daß man einen faulen Frieden schließen wird, und noch dazu bei einem solchen Manne? Giebt denn die persönliche Annäherung des päpstlichen Gesandten an den Kanzler, zumal nachdem in Rom ein Regierungs- und Systemwechsel stattgefunden hat, nicht vielmehr Grund zu glauben, daß

die Curie es ist, die in erster Linie zu Concessionen geneigt ist? Und wenn nun auch der Staat Concessionen machte, brauchte er deshalb nach Canossa zu gehen? Könnte er nicht sehr gut das Princip aufrecht erhalten, um dessen Durchführung er den ganzen Kampf aufgenommen hat, könnte er sich nicht alle praktischen Erfolge dieses Kampfes sichern und doch Concessionen machen? Giebt es nicht eine Menge Puncte, in denen der Staat sein Verhalten der Curie gegenüber ändern kann, sobald er nicht mehr mit ihr im Kriege lebt, sobald er zu der Ueberzeugung gelangt ist, daß die Curie sich der Eingriffe in seine Souveränetät enthalten wird? Das alles sollte man sich doch überlegen, ehe man den Fürsten Bismarck anklagt, uns nach Canossa zu führen. Und wer nun gar daran Anstoß nimmt, daß überhaupt ein persönlicher Verkehr des Kanzlers mit einem Abgesandten der Curie stattfindet, der möge doch gefälligst sich fragen, ob jemals in der Welt ein Frieden anders zu Stande gekommen ist als durch Verkehr mit Unterhändlern. Uebrigens zeigt die fortgesetzt oppositionelle Haltung der Centrumsorgane bei den Wahlen, daß in ultramontanen Kreisen die Hoffnung auf eine Nachgiebigkeit des Staates eine sehr geringe ist. Unsere politischen Freunde könnten sich daher ihrer in dieser Beziehung gehegten Besorgnisse getrost entschlagen.

Sonnabend früh verstarb hier einer der populärsten, hoch gefeierten Künstler Berlins, der allbekannte Hofschauspieler Döring. Mit ihm geht der letzte Repräsentant der classischen Zeit des Berliner Bühnenlebens zu Grabe, und zugleich ein Mann, der sowohl im Kreise seiner Berufsgenossen wie im ganzen kunstliebenden Publicum Deutschlands die unumwundenste Anerkennung und persönliche Verehrung genoß. Er starb nach kurzem Krankenlager, in hohem Alter. Er war bis zuletzt in seiner Kunst thätig und es bleibt ihm erspart, sich selbst zu überleben. Die Berliner, die ihm sein langes Leben hindurch unwandelbare Gunst bewahrten, werden auch sein Andenken in treuer, liebevoller Verehrung halten.

19. August. J.

Literatur.

Vom Büchertisch. Reisen in Bosnien und der Herzegowina. Von Otto Blau. Mit einer Karte und Zusätzen von H. Kiepert. Berlin, Dietrich Reimer. — Das Buch, dessen Verfasser der durch viele Aufsätze über Bosnien bekannte Consul Blau ist, der von 1861 bis 1872 in Bosnien in dieser Eigenschaft beglaubigt war, ist eigentlich kein Lesebuch. Vorwiegend beruht sein Inhalt auf topographischen Notizen, die dem Kartographen zu Gute kommen. Es werden uns achtzehn Touren geschildert, die, meist zu Pferde, von Mostar, von dem eine Abbildung beigegeben ist, oder von Serajewo ins Innere unternommen wurden. Neben der Ortsschilderung, durch die man ein landschaftliches Bild des Terrains gewinnt, erhält man nur botanische Bemerkungen, zu denen sich einige wenige geologische, historische und archäologische Notizen gesellen. Besonders auch durch die Statistik der confessionellen Verhältnisse, wie sie die officielle türkische Statistik ergab, gewinnt das Buch Werth, der indeß bei einiger Berücksichtigung der formalen Elemente gewiß nicht verloren hätte.

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.

Ausgegeben: 22. August 1878. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Ein Bundestagsgesandter vom Jahre 1848.

Am 24. Juli ist in Stuttgart, achtzig Jahre alt, der Freiherr Karl von Sternenfels, Vicepräsident des württembergischen Obertribunals a. D., gestorben, ein hochgeschätzter Veteran unseres politischen Lebens, so kurz auch seine eigentlich politische Laufbahn gewesen ist. Halb gehörte er Schwaben, halb Ostpreußen an, ein ganzer Deutscher ist er aber Zeitlebens gewesen. Das Geschlecht ist ein altschwäbisches, die Reste der Stammburg stehen am westlichen Waldrand des Strombergs, den Vogesen zugekehrt. Der Vater aber trat in preußische Kriegsdienste und machte als Major in einem ostpreußischen Regiment die Kriege der napoleonischen Zeit mit. Dort in Ostpreußen war auch der Sohn geboren, und die Belagerung von Danzig, die er als Knabe miterlebte, ist ihm unverlöschlich im Gedächtniß geblieben. Allein König Friedrich von Württemberg, der Freund Napoleons, duldete nicht, daß einer seiner Unterthanen in preußischen Diensten stand, und rief den Major unter Androhung der Vermögensentziehung nach Württemberg zurück, doch wurde es diesem später gestattet, in Heidelberg seinen Wohnsitz zu nehmen, und hier bezog auch der junge Sternenfels zuerst die Universität. Dann aber ging er nach Tübingen und blieb fortan der alten Heimath getreu: er trat in den württembergischen Justizdienst, wo er bis zu einer der höchsten Stellen aufstieg. Seinen ostpreußischen Dialect aber hat er durchs ganze Leben beibehalten. Eine hohe, vornehm aufgerichtete Erscheinung, war er noch im späten Alter ungebeugt, und so war auch seine Gesinnung: unbeugsam, fest, zuverlässig, von ernster und warmer Vaterlandsliebe erfüllt. Mit jugendlicher Begeisterung sah er seit dem Jahre 1866 zur Wirklichkeit werden, was das Ideal des einstigen Burschenschaftlers gewesen war, und es war bis in die letzten Jahre nicht leicht eine vaterländische Kundgebung, bei der sein Name und seine Mitwirkung gefehlt hätten. Er gehörte zu den Vormärzlichen, die voll

die neue Zeit mitempfanden und mitgenossen und in ihr eine zweite Jugend erlebten.

Der vormärzliche Liberalismus in Schwaben hatte einen eigen familiären Zug, er war zugleich eine Sache der persönlichen Freundschaft. Um Friedrich Römer insbesondere, das Haupt der Opposition, bildete sich ein Kreis gleichdenkender Männer, der durch alle Wechsel der Zeiten eng verbunden blieb und der freilich heute nur noch wenige Ueberlebende zählt. Diesem politischen und persönlichen Freundschaftskreis gehörte auch Sternenfels an. Einen ersten Versuch, an der Seite seiner Freunde in das politische Leben einzutreten, machte er im Jahre 1833. Er wurde bei den Wahlen dieses Jahres, die unter den Nachwirkungen der Julirevolution stattfanden, in den sogenannten „vergeblichen Landtag" gewählt, konnte aber nicht in denselben eintreten, weil die Regierung dem freisinnigen Beamten den Urlaub verweigerte, wie sie auf dem nächsten Landtag auch Römer und Uhland den Urlaub verweigerte, die in Folge davon aus dem Staatsdienst austraten. Sternenfels blieb im Staatsdienst, und erst das Jahr 1848 rief ihn auf einen öffentlichen Posten.

Als Vertrauensmann beim unpopulären Bundestag war in den Märztagen von Seiten Württembergs bekanntlich Uhland abgesandt worden. Als dann der Bundestag von den neuen Regierungen neu bestellt wurde, fiel die Wahl des Märzministeriums auf Sternenfels, der nicht lange vorher zum Obertribunalrath in Stuttgart vorgerückt war. Schon damals verbarg König Wilhelm nicht, daß ihm Sternenfels eine wenig sympathische Persönlichkeit war. Er wünschte die Stelle des Bundestagsgesandten dem Freiherrn Karl von Wächter-Spittler zu übertragen, der später viele Jahre lang Minister war und abwechselnd die Departements des Auswärtigen, der Justiz und des Cultus inne hatte. Aber das Ministerium Römer, das den höchsten Werth darauf legte, bei der deutschen Centralgewalt durch einen zuverlässigen Gesinnungsgenossen vertreten zu sein, drohte mit seiner Entlassung und unter diesen Umständen war in jenen Tagen kein Widerstand möglich: der König entschloß sich, Sternenfels' Ernennung zu vollziehen. Die Conflicte blieben aber nicht aus, und es sind aus dieser Zeit einige Actenstücke erhalten, die der Veröffentlichung vielleicht nicht unwerth sind, weil sie, obwohl eine bloße Personenfrage betreffend, einen charakteristischen Beitrag zur Geschichte des Jahres 1848 liefern. Sie zeigen, wie schwierig für die Märzminister das Regieren war, aber, wenn man billig sein will, zugleich, wie sauer auch den Fürsten damals das Regieren gemacht war, was Niemand bitterer empfand, als ein so eigenwilliger und selbstkräftiger Herr wie König Wilhelm war.

Im Juli machte der König einen Besuch in Frankfurt, und hier fand die Begegnung des Königs mit seinem Bundestagsgesandten unter solchen Umständen statt, daß der letztere darin eine ungnädige Zurücksetzung erblickte

und in einem Schreiben von 15. Juli an den damaligen Chef des auswärtigen Departements, Legationsrath Roser, seine Entlassung verlangte. Man erfährt das Nähere aus einem Schreiben, das Roser drei Tage später an Staatsrath Römer in Frankfurt richtete. Römer war der Chef des Ministeriums, hielt sich aber während des Jahres 1848 meistens in Frankfurt auf, wo er Mitglied des Verfassungsausschusses der Nationalversammlung war. Er sollte jetzt, als persönlicher Freund von Sternenfels, die Sache beilegen und den Bundestagsgesandten zum Verbleiben auf seinem Posten bewegen.

Roser schreibt unter Anderem:

„Herr von Sternenfels geht nach seinem an mich gerichteten Schreiben vom 15. dieses Monats davon aus, daß die politischen Grundsätze, zu welchen er sich bekennt, ihn Höchsten Orts zu einer persona ingrata gemacht haben, und er deshalb des Wohlwollens Seiner Majestät des Königs sich nicht erfreue, und daß hieraus die Zurücksetzungen entsprungen seien, über welche er sich beschweren zu müssen glaubt.

Ich will die Möglichkeit nicht in Abrede ziehen, daß das Bekennen jener Ansichten vielleicht ursprünglich geeignet gewesen sein kann, auf die persönlichen Sympathieen Seiner Majestät des Königs ungünstig einzuwirken; allein nachdem nun Seine Majestät der König die Nothwendigkeit, mit einem Ministerium von liberaler Gesinnung sich zu umgeben, erkannt und dieser Ueberzeugung gemäß seit mehr als vier Monaten consequent gehandelt haben: so bin ich in der That davon völlig überzeugt, daß, wenn ja Seine Majestät gegen irgend einen derjenigen Männer, die Sie in Folge jener Zeitereignisse mit wichtigen Functionen betraut haben, eine persönliche Abneigung gefühlt hätten, Höchstdieselben doch dieses Gefühl stets strenge bemeistern nnd gewiß niemals sich erlauben würden, darum irgend einen jener Männer in einer verletzenden Weise zu behandeln. Ist es mir daher auch nicht näher bekannt, in welchem Maße die persönlichen Sympathien Seiner Majestät dem Freiherrn von Sternenfels zugewandt sind: so bin ich doch von der aufrichtigen Ueberzeugung durchdrungen, daß die oben gedachte Voraussetzung des Freiherrn von Sternenfels unbegründet ist.

Ich glaube aber auch aus anderen Thatsachen das Benehmen Seiner Majestät gegenüber von dem Freiherrn von Sternenfels in einer Weise erklären zu können, daß die Veranlassung zu demjenigen, worüber Letzterer sich beschwert, lediglich einigen an sich wenig bedeutenden Umständen zuzumessen sein dürfte.

Ich habe nämlich über das Zusammentreffen des Freiherrn von Sternenfels mit Seiner Majestät von einem der Begleiter Seiner Majestät Folgendes gehört.

Als Freiherr von Sternenfels Seine Majestät den König am Wagen erwartet hatte, und Seine Majestät mit einem flüchtigen Grüßen an ihm und den übrigen Anwesenden vorüber die Treppe hinaufgeeilt waren, äußerte Herr von Sternenfels gegen die Freiherren von Taubenheim und von Maucler sein Befremden über diesen kalten Empfang, worauf dieselben ihm aber erwiederten, er möge hierin durchaus kein Zeichen irgend einer Ungnade erblicken, es sei die Gewohnheit Seiner Majestät, sich beim Aussteigen aus dem Wagen in keine Unterredung einzulassen, sondern sogleich ins Zimmer zu treten. Als hierauf Freiherr von Sternenfels bemerkte, er habe aber einen Auftrag Seiner kaiserlich königlichen Hoheit des Erzherzogs an Seine Majestät auszurichten, entgegneten ihm jene Begleiter Seiner Majestät, er möge nur mit hinaufgehen, er könne ja dieses Auftrages oben sich entledigen. Dies that nun Freiherr von Sternenfels; statt aber, wie bei diesem Rath vorausgesetzt worden war, entweder im Vorzimmer etwas zu warten, bis Seine Majestät wieder nach ihm frage, oder durch einen der Begleiter Seiner Majestät sich bei Höchstdemselben anmelden zu lassen, wartete Freiherr von Sternenfels dies nicht ab, sondern redete Seine Majestät noch auf dem Wege in Ihre Appartements an, um den erhaltenen Auftrag auszurichten. Dieses, Seiner Majestät ungewohnte Verfahren hat Höchstdiefelben ohne Zweifel sehr überrascht — vielleicht auch unangenehm berührt oder genirt, und so ist es wohl leicht erklärlich, daß Seine Majestät deshalb nicht sofort in ein Gespräch mit dem Freiherrn von Sternenfels Sich einließen, und demselben im Momente keine Antwort ertheilten.

Der Freiherr von Sternenfels entfernte sich hierauf alsbald aus dem Hause, Seine Majestät aber fragten, als Sie höchstens eine Viertelstunde später wieder in das Vorzimmer traten, sofort nach demselben, da Sie erwartet zu haben erschienen, ihn noch da zu finden. Wäre dies geschehen, so würde höchstwahrscheinlich jetzt die Unterredung stattgefunden haben, welche Seine Majestät kurz zuvor nicht pflegen wollten. Der Freiherr von Sternenfels aber kam weder an diesem Tage wieder, noch zeigte er sich an den beiden folgenden mehr bei dem Könige; und Seine Majestät, welchen dies Ausbleiben wohl um so mehr aufgefallen sein mag, als Sie erfuhren, daß Freiherr von Sternenfels von Euer Hochwohlgeboren und dem Oberst von Faber beauftragt worden war, diefelben bei Seiner Majestät anzumelden, aber dieses Auftrags sich nicht entledigt hatte, mögen dann wohl geglaubt haben, daß es nicht an Ihnen sei, Ihrer Seits den ersten Schritt zu thun, um einen Ihrer Unterthanen und Beamten bei Sich zu sehen.

Auf diese Weise erklärt sich, wie mir scheint, auf ganz natürliche Weise dasjenige negative Verhalten Seiner Majestät gegenüber dem Freiherrn von

Sternenfels, worüber Letzterer sich beschweren zu können glaubt. Eine positive kränkende Handlung aber ist ja ohnehin gar nicht behauptet.

Nach allem diesem scheint es mir denn, daß Seine Majestät der König hierbei nichts gethan haben, was das Gesuch des Freiherrn von Sternenfels um seine Abberufung genügend motivirte. Je mehr ich aber nun den Freiherrn von Sternenfels von dem wichtigen Posten, welchen er bis jetzt in so ehrenvoller Weise ausfüllte, und aus seiner für das Vaterland so einflußreichen Stellung nur mit großem Bedauern ausscheiden sehen könnte, desto lebhafter wünsche ich, daß es wo möglich gelingen möchte, ihn zu einer Zurücknahme seines Gesuches zu veranlassen, und ich glaube darauf rechnen zu können, daß Euer Hochwohlgeboren diesen Wunsch, welcher durch die Schwierigkeit, die die Ausmittlung eines geeigneten Nachfolgers voraussichlich finden würde, noch erhöht wird, in gleichem Maße mit mir theilen. Die Art, wie dies eingeleitet werden könnte, wenn nicht Euer Hochwohlgeboren vielleicht bereits einen anderen Weg eingeschlagen haben, bestände vielleicht darin, daß Freiherr von Sternenfels, dessen eingegangenes Schreiben vom 15. dieses Monats theilweise in einer zu gereizten Stimmung abgefaßt ist, als daß ich nicht Anstand nehmen müßte, solches Seiner Majestät vorzulegen, in einem anderen Schreiben, welches jedoch keine Stelle enthalten dürfte, die für Seine Majestät den König verletzend lautete, seine Zweifel darüber ausspräche, ob er nicht nach dem Benehmen Seiner Majestät gegen ihn annehmen müsse, daß er das höchste Vertrauen Seiner Majestät verloren habe — in welchem Falle er um seine Zurückversetzung zum königlichen Obertribunal bitten müßte. Ich würde mich dann bemühen, nach dem Empfange eines solchen Schreibens von Seiner Majestät dem Könige, Höchstwelchen ich bis jetzt weder, wie bemerkt, von dem sternenfelsschen Schreiben vom 15. dieses Monats noch von meinem gegenwärtigen Schreiben Kenntniß gegeben habe, die Autorisation zu erhalten, dem Freiherrn von Sternenfels in einer Weise zu antworten, daß das Vorzeigen dieser Antwort auch gegenüber von solchen, welchen er etwa seine Absicht, von seinen bisherigen Functionen zurückzutreten, bereits mitgetheilt hätte, sein ferneres Verbleiben in diesen Functionen vollkommen rechtfertigen würde. . . . . .

Stuttgart, den 18. Juli 1848.

Roser."

Die Vermittlung Römers wurde nicht umsonst in Anspruch genommen. Er brachte den Freund dahin, daß er sich beruhigte, und von seinem Rücktrittsgesuch war nicht weiter die Rede. Aber kaum war dieser Zwischenfall beigelegt, so wurde die Stellung des Bundestagsgesandten aufs Neue bedroht; es war jetzt der König, der, ohne Zweifel unter Nachwirkung der Frankfurter

Begegnung sich seiner entledigen wollte. Nachdem der bisherige Bundestag aufgelöst und die provisorische Centralgewalt unter dem Erzherzog Johann (am 12. Juli) ins Leben getreten war, handelte es sich darum, Gesandte bei dieser neuen Centralgewalt zu beglaubigen. Das Ministerium Römer zögerte keinen Augenblick, den bisherigen Bundestagsgesandten für diesen Posten vorzuschlagen, allein der König weigerte sich bestimmt, die Ernennung zu vollziehen. Das königliche Geheime Cabinet eröffnete am 25. Juli dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, „daß Seine Königliche Majestät .... auf den Antrag, den seitherigen Bundestagsgesandten von Sternenfels als Bevollmächtigten bei der Centralgewalt aufzustellen, nicht einzugehen wissen, indem derselbe, so viel jene Sendung betreffe, nicht genügend das Vertrauen Seiner Königlichen Majestät habe und Höchstdieselben eher vorziehen würden, keinen Gesandten in Frankfurt zu haben." Dieser Bescheid hatte eine Vorstellung des Gesammtministeriums zur Folge, worin der Antrag auf Ernennung des Herrn von Sternenfels erneuert und eingehend motivirt war. Es wurde hier unter andern ausdrücklich „die Verwendung irgend eines der bisher an einem auswärtigen Hofe beglaubigt gewesenen diplomatischen Agenten für jene Functionen für unzulässig" erklärt und am Schlusse betont, daß die Bethätigung des allerhöchsten Vertrauens in dieser Angelegenheit für die Minister „eine wesentliche Bedingung ihres ferneren amtlichen Wirkens bilde."

Trotzdem in den letzten Worten verblümt die Ministerfrage gestellt war, vermochte sich der König noch nicht zu überwinden. Er befand sich damals in Meran. Von dort antwortete er in folgendem Schreiben an seine Minister:

„Der König an den Ministerrath.

Ich eröffne demselben auf dessen Bericht vom 26. vorigen Monats,

betreffend die Vertretung der württembergischen Regierung bei der provisorischen Centralgewalt für Deutschland,

daß Ich, so viel die beantragte Bestellung des in der letzten Zeit mit den Functionen eines Bundestagsgesandten betraut gewesenen Obertribunalraths von Sternenfels als diesseitigen Bevollmächtigten anlangt, durch den Inhalt jenes Berichts Mich nicht veranlaßt finden konnte, von Meiner früheren Entschließung abzugehen, nach welcher Ich Mich bestimmt dahin ausgesprochen habe, daß Ich der Ausstellung einer dießfälligen Vollmacht an den p. v. Sternenfels nicht Statt zu geben wisse.

Indem Ich hiernach dem erneuerten Antrage des Ministerraths in der befragten Beziehung Meine Genehmigung nicht zu ertheilen vermag, füge Ich zugleich bei, daß nach Meinem Dafürhalten bei Besetzung der in Frage stehen-

den Stelle vorzugsweise auf einen Beamten Bedacht zu nehmen wäre, der — neben umfassender Rechtskenntniß — auch ausgebreitete Kenntnisse im Verwaltungsfache besitzt und überhaupt nach seiner bisherigen amtlichen Laufbahn hinreichend Gelegenheit gehabt hat, mit unseren inneren Zuständen im Allgemeinen, so wie mit den einzelnen Zweigen der Staatsverwaltung, und zwar sowohl mit den politischen, als mit den staatswirthschaftlichen Verhältnissen Württembergs, sich genau bekannt zu machen.

Meran, den 3. August 1848.

Wilhelm."

Blieb der König auf seinem Willen, so war auch das Ministerium keineswegs gesonnen, von seinem Beschlusse abzustehen. Seine Antwort, von Römer verfaßt, war folgende.

„An den König.

Bericht des Ministerraths, betreffend die Besetzung der Stelle eines k. W. Bevollmächtigten bei der provisorischen Centralgewalt zu Frankfurt a/M.

Stuttgart, den 13. Aug. 1848.

Eure Königliche Majestät

haben Sich auf unseren in der obenbezeichneten Angelegenheit unter dem 26. v. M. erstatteten ehrfurchtsvollen Bericht durch Allerhöchste Entschließung vom 3. Aug. dahin auszusprechen geruht, daß Allerhöchstdieselben unserem Antrage auf Ausstellung einer dießfälligen Vollmacht an den Obertribunalrath v. Sternenfels nicht Statt zu geben wissen.

Würde sich die Allerhöchste Entschließung vom 3. Aug. auf jenen Bescheid beschränken, so würden wir es nicht weiter wagen, Eure Königliche Majestät mit einer ferneren Vorstellung in dieser Staatsangelegenzu behelligen.

Da jedoch Allerhöchstdieselben Sich zugleich über die Eigenschaften auszusprechen geruhen, welche dem bei der deutschen Centralgewalt zu beglaubigenden Bevollmächtigten innewohnen sollten, so glauben wir hierin das Motiv für die Ablehnung unseres Antrages erblicken zu dürfen, und in dieser Beziehung sehen wir uns zu den nachstehenden unterthänigen Bemerkungen veranlaßt.

Bei Anstellungen von Beamten ist allerdings das Hauptaugenmerk immer darauf zu richten, daß der Beamte die für sein Amt erforderlichen Kenntnisse besitze, und wir geben gerne zu, daß es wünschenswerth wäre, wenn wir Eurer K. Majestät für das in Frage stehende Amt

einen Mann vorzuschlagen wüßten, der — neben umfassenden Rechtskenntnissen — auch ausgebreitete Kenntnisse im Verwaltungsfache besäße, und überhaupt nach seiner bisherigen amtlichen Laufbahn hinreichend Gelegenheit gehabt hätte, mit unseren inneren Zuständen im Allgemeinen, sowie mit einzelnen Zweigen der Staatsverwaltung, und zwar sowohl mit den politischen, als mit den staatswirthschaftlichen Verhältnissen Württembergs sich genau bekannt zu machen. Deßgleichen geben wir gerne zu, daß Obertribunalrath v. Sternenfels nicht alle diese Eigenschaften in vollem Maaße besitzt.

Aber wir haben sämmtliche Beamte Eurer K. Majestät, welche hiebei in Betracht kommen könnten, vom Geheimen Rathe an, einer Prüfung unterworfen und sind zu der Ueberzeugung gelangt, daß ein Bevollmächtigter für Württemberg nicht nach Frankfurt gesendet werden könnte, wenn sich in ihm alle jene Eigenschaften vereinigen sollen.

Zugleich aber hat sich in Folge jener Prüfung in uns die Ueberzeugung befestigt, daß der Vorschlag des Obertribunalraths v. Sternenfels auf unserm besten Wissen und Gewissen beruht.

Denn neben seinen gründlichen und umfassenden Rechtskenntnissen ist er, wie uns bekannt, durch eifriges Studium unserer landständischen Verhandlungen in Beziehung auf alle Zweige der Staatsverwaltung so auf dem Laufenden geblieben, daß er hierin gewiß jedem Beamten an die Seite gesetzt werden darf.

Hiezu kommt, daß er ein Anhänger unseres politischen Systems ist, und daß das Volk seine Wahl billigen würde, ein wohlzubeachtender Umstand, der bei der Wahl eines anderen Beamten zu Gunsten der neuen Ordnung der Dinge nicht in die Wagschaale gelegt werden könnte.

Ferner dürfte zu beachten sein, daß p. v. Sternenfels die Personen und Verhältnisse in Frankfurt kennt, und daß er sich durch sein Benehmen in der nun aufgelösten Bundesversammlung die Achtung seiner Collegen und eines Theils der nunmehrigen Reichsminister erworben hat.

Endlich glauben wir der Allerhöchsten Erwägung anheimgeben zu dürfen, daß wohl Keiner der Gesandten in Frankfurt mit allen denjenigen Eigenschaften ausgestattet sein dürfte, mit welchem Eure K. Majestät Ihren Gesandten ausgestattet zu sehen wünschen, und daß, wo es fehlt, auch fernerhin Sachverständige beigezogen werden können.

So sehr wir es daher beklagen, nicht durch andere Vorschläge dem Willen Eurer K. Majestät entsprechen zu können, so glauben wir doch im Interesse des Thrones, des Vaterlandes und unserer Wirksamkeit im Dienste Eurer Majestät zu handeln, wenn wir wiederholt die ehrfurchtsvolle Erklärung abgeben, daß wir für die ohnehin nur provisorisch

und nach unserem unterthänigen Dafürhalten in kürzester Frist zu besetzende Gesandtenstelle in Frankfurt einen anderen geeigneten Beamten zu bezeichnen nicht vermögen.

Ehrfurchtsvollst pp."

Jetzt gab der König nach, wie er jedesmal schließlich den Märzministern nachgab, zuletzt sogar in Sachen der Reichsverfassung „einschließlich der Oberhauptsfrage. Seine Erwiederung lautete:

„Der König an den Ministerrath.

Ich eröffne demselben auf dessen Bericht vom 13. dieses Monats,

betreffend die Besetzung der Stelle eines diesseitigen Bevollmächtigten bei der provisorischen Centralgewalt zu Frankfurt a/M.,

daß Ich im Hinblick darauf, daß es für jetzt nur von einer provisorischen Besetzung jener Stelle sich handelt, nicht entgegen sein will, daß der Obertribunalrath v. Sternenfels in dieser Weise sofort mit den Functionen eines württembergischen Gesandten bei der Centralgewalt für Deutschland betraut werde. Würde jedoch späterhin die definitive Besetzung der gedachten Stelle zur Sprache kommen, so muß Ich Mir ausdrücklich das Mir verfassungsmäßig zustehende Ernennungsrecht vorbehalten, welches Recht Ich nur dann ungeschmälert auszuüben vermag, wenn Mir von dem betreffenden Departements-Vorstande mehr als nur eine Person für die zu besetzende Stelle vorgeschlagen wird und hierdurch wenigstens die Möglichkeit einer Wahl vorhanden ist.

Was sodann die Ansicht des Ministerraths betrifft, daß selbst im Geheimen Rathe sich kein Diener befinde, welcher diejenigen Eigenschaften in sich vereinige, mit welchen Ich Meinen Gesandten in Frankfurt ausgestattet zu sehen wünschte, so kann Ich Mich hiemit nicht einverstanden erklären, und glaube, daß auch der Ministerrath, bei reiflicher unparteiischer Erörterung der Frage, von jenem Urtheile zurückkommen oder es wenigstens dahin modificiren werde, daß die hier erforderlichen oder wünschenswerthen Eigenschaften bei dem einen oder anderen der Mitglieder Meines Geheimen Raths zum Mindesten in gleichem Maaße zu finden seien, wie solches bei dem Obertribunalrath v. Sternenfels der Fall ist. Daß die Wahl des Letzteren, als eines Anhängers des nunmehr angenommenen politischen Systems, dem Ministerrathe zusagen und insofern auch als geeignet erscheinen mag, gebe Ich zu, dagegen ist Mir nicht bekannt gewesen, daß derselbe, wie in dem Berichte des Ministerraths angedeutet wird, vorzugsweise das Vertrauen des Volks besitze, welches seine Wahl billigen würde; auch war dem p. v. Sternen-

ſels, Meines Wiſſens, zu Erwerbung jenes beſonderen Vertrauens bis jetzt eine Gelegenheit noch nicht gegeben.

Im Uebrigen hat nun der Miniſterrath in der vorliegenden Angelegenheit das weiter Erforderliche zu beſorgen.

Meran den 19. Auguſt 1848.

Wilhelm."

Gleichzeitig mit dieſem Schreiben des Königs ging ein Schreiben des Geheimen Cabinetspräſidenten v. Maucler an den Miniſterrath ab, worin dieſem mitgetheilt wurde, daß die für die Ernennung des Herrn von Sternenfels auszuſtellende Vollmacht, nach der Willensmeinung des Königs, um keine weitere Verzögerung eintreten zu laſſen, von dem Kronprinzen unterzeichnet werden ſolle. Damit war die Angelegenheit endlich erledigt, und es iſt auch weiterhin keine Schwierigkeit mehr aufgetaucht. Sternenfels bekleidete die Stelle des württembergiſchen Geſandten bei der proviſoriſchen Centralgewalt ſo lange dieſe ſelbſt beſtand. Im November 1849, kurz nachdem auch das Märzminiſterium gefallen war, kehrte er in ſeine Stelle am Obertribunal zurück.

Fürſt Bismarck und der Vatican.

Von Adolf Bock.

An die Thatſache, daß Fürſt Bismarck während ſeines Aufenthalts in Kiſſingen den dort keineswegs zufällig ebenfalls weilenden päpſtlichen Nuntius von München wiederholt empfing und ihm verbindlichſter Weiſe Gegenbeſuche machte, knüpften einige Blätter alsbald die gewagteſten Vermuthungen. Sie verſtiegen ſich zu der Annahme, daß es ſich um Aufhebung des preußiſchen Geſetzes über die geiſtliche Disciplinargewalt, um Errichtung einer Nuntiatur zu Berlin, um Gewinnung der Centrumspartei im Reichstage und preußiſchen Abgeordnetenhauſe für die bismarckſchen Ziele handle. Fürſt Bismarck ſollte ſich auf dem Wege nach Canoſſa befinden. Dagegen hat Monſeigneur Maſella kürzlich einem Correſpondenten der „Kölniſchen Zeitung" mitgetheilt, daß es zu eigentlichen Unterhandlungen zwiſchen dem Fürſten und ihm, dem Nuntius, gar nicht gekommen ſei. Nur ein Gedankenaustauſch habe ſtattgefunden, der die Möglichkeit einer Verſtändigung näher rückte, ohne daß ein Friedensſchluß deshalb mit Sicherheit vorauszuſehen ſei. Das klingt ganz glaubwürdig, denn es entſpricht den Verhältniſſen. Von Rom aus iſt überdies beſtätigt worden, daß Uebereinſtimmung ohne Uebereinkunft erzielt ſei.

Förmliche Unterhandlungen zwischen dem Vatican und Berlin würden nur wiederholen, was der päpstliche Nuntius in Kissingen von zuständigster Stelle bündigst erfahren haben wird. Entschließt der Papst sich, dem preußischen Klerus die Befolgung der Landesgesetze aufzugeben, so wird die preußische Regierung den ihres Amts entsetzten, sich nunmehr aber fügenden Bischöfen die Rückkehr auf ihre Sitze gestatten. Alles Weitere hat der preußische Cultusminister mit den Bischöfen selbst, die Neubesetzung der durch den Tod erledigten Stühle mit den Domcapiteln, nichts mit der Curie zu ordnen. Zum Deutschen Reich als solchen hat der heilige Vater keine Beziehungen zu gewinnen.

Ob wir mit dieser Bemerkung ein, wir werden nicht sagen großes, aber befremdendes Wort gelassen aussprechen? Zur Begründung desselben diene Folgendes.

Als im Jahre 1868 die preußischen Gesandtschaften zu Gesandtschaften des Norddeutschen Bundes erhoben wurden, hatte dies für den Posten beim Vatican den Sinn, daß der Papst noch den Kirchenstaat besaß und der Vertreter des Norddeutschen Bundes in die Lage kommen konnte, sehr profane Sachen, wie z. B. Tonnengeld in Civita Vecchia mit dem Cardinalstaatssecretär zu bereden. Seitdem verlor der Papst jedoch die Landeshoheit; er blieb lediglich das Oberhaupt der römischkatholischen Kirche. Wenn Fürst Bismarck dessen ungeachtet 1872 damit umging, die seit 1870 nur nothdürftig beibehaltene norddeutsche Bundesgesandtschaft beim Vatican in einen deutschen Botschafterposten umzugestalten, so beabsichtigte der Kanzler es den zu Haus eingetretenen Veränderungen entsprechend, nicht so der veränderten Stellung der römischen Curie. Da jener Plan an der, diesmal wegen der Ernennung eines Cardinals zum Botschafter nicht unberechtigten, Weigerung Pius IX. scheiterte, so ist die Unzweckmäßigkeit, ja Unzulässigkeit neben der Sonderbarkeit des Unternehmens bisher unerörtert geblieben. Fürst Bismarck äußerte am 14. Mai 1872 im Reichstage: er werde sich durch das Vorgefallene nicht abhalten lassen, sich aus Rücksicht auf die Katholiken Deutschlands auch ferner nach einem beiden Theilen genehmen Vertreter des Reichs beim Vatican umzuthun. Der Reichstag schwieg dazu. Im Jahre 1873 traten in Preußen die Gesetze über die kirchliche Disciplinargewalt, über die Vorbildung und Anstellung der Geistlichen und den königlichen Gerichtshof für kirchliche Angelegenheiten in Kraft. Ein diplomatischer Vertreter beim heiligen Stuhl war nicht gefunden. Der Abgeordnete Löwe trug im Reichstage darauf an, die Position für die Gesandtschaft am Vatican aus dem Budget zu streichen; doch widersprach der Kanzler aus Opportunität. Das Hauptargument gegen die Position war Löwe noch immer entgangen. Anderthalb Jahr später zog Fürst Bismarck dieselbe Budgetposition aus

eigenem Entſchluſſe zurück und motivirte es am 4. December 1874 damit, daß, wenn ſchon Pius IX. das zweifellos anerkannte Haupt einer Confeſſion ſei, die in Deutſchland Bekenner zähle, darin noch keine Veranlaſſung liege, einen diplomatiſchen Vertreter bei ihm zu beſtellen; auch der Kaiſer von Rußland unterhalte ſeiner armeniſchen Unterthanen halber noch keinen ſolchen beim armeniſchen Patriarchen. Wie angenehm indeß dieſe Auffaſſung den Reichstag, mit Ausnahme der Centrumspartei, berührte, ſo hatte Fürſt Bismarck doch höchſtens vom preußiſchen Standpuncte, nicht dem des Reichs geſprochen: denn Baiern theilte ſeine Anſicht nicht; es behielt ſeine diplomatiſche Vertretung beim Vatican nach wie vor bei. Sollte ſich, fuhr der Kanzler damals fort, je wieder das Bedürfniß herausſtellen, eine Vertretung beim heiligen Stuhl zu haben, ſo werde es auch wohl gelingen, die geſetzgebenden Factoren von dieſem Bedürfniß zu überzeugen und eine neue Bewilligung von ihnen zu erlangen. Glücklicher Weiſe ſetzte er nicht hinzu, daß er die geſetzgebenden Factoren des Reichs meine.

Unmittelbar nach ſeiner Thronbeſteigung ſuchte der Nachfolger Pius IX. wieder Anknüpfung mit Berlin, wo jetzt große Vorſicht ſelbſt in der Form herrſcht. Das Schreiben Leos XIII., worin er ſeine Erhebung anzeigte und die kirchlichen Verhältniſſe Preußens berührte, wurde vom Kaiſer Wilhelm als „Imperator et Rex“ beantwortet. Der Briefwechſel enthielt Höflichkeitsaustauſch und allgemeine Betrachtungen zwiſchen den beiden Souveränen, worin eine ſtrengere Unterſcheidung des kaiſerlichen Amts vom preußiſchen Königthum unnöthig erſchien. Das aus Anlaß des Attentats vom 2. Juni erfolgte Schreiben Leos XIII. und das vorausgegangene vom 17. April, worin das auf Abänderung der Verfaſſung und der Geſetze Preußens gerichtete Verlangen geſtellt war, beantwortete der Stellvertreter des Kaiſers und Königs und ſehr beſtimmt als der Erbe der preußiſchen Monarchie. Nicht ohne Abſicht lautete die Unterſchrift „Friedrich Wilhelm, Kronprinz“, ohne den amtlichen Zuſatz: Kronprinz des deutſchen Reichs und von Preußen. Erwies endlich bei dem Meinungsaustauſch zwiſchen Fürſt Bismarck und Monſeigneur Maſella der Reichskanzler die Höflichkeiten, ſo gab der preußiſche Miniſterpräſident die Aufſchlüſſe.

Denn mit den kirchlichen Angelegenheiten Deutſchlands hat das Deutſche Reich und ſein Kanzler reichverfaſſungsmäßig nichts zu thun. Nirgends ſind ſie auf das Reich übertragen worden und folglich ausſchließlich den einzelnen Bundesſtaaten verblieben. Die Ausweiſung der Jeſuiten aus dem Reich war keine Maßregel der Kirchenpolitik, ſondern ein Polizeigeſetz. Wir ſehen einen erheblichen Gewinn für die Entwickelung der Dinge darin, daß das Reich als ſolches confeſſionslos geblieben iſt.

Dem päpſtlichen Verlangen, die Verfaſſung und die Geſetze Preußens

den Satzungen der römischkatholischen Kirche gemäß abzuändern, wird weder vom Reichskanzler noch vom preußischen Ministerpräsidenten entsprochen werden. Das hat das Schreiben des Kronprinzen vom 10. Juni auf das unzweideutigste und nachdrücklichste erklärt. Die Maigesetze bezeichnen zu genau die Forderungen, welche der seiner Aufgaben bewußte Staat an seinen Klerus, der das Volk belehren, erziehen und führen will, stellt, und eben so die Grenze, über welche die Befugnisse einer auswärtigen Hierarchie nicht gehen sollen, zu klar in unabweisbarer Nothwendigkeit, als daß sich davon irgend etwas durch die geschicktesten Unterhändler der Curie abändern und abdingen ließe. Im Bewußtsein seiner Vormachtstellung errichtete Preußen jene Gesetze völlig im Sinne des Reichs, wenn auch nicht im Namen des Reichs.

Der Machtbefugniß des heiligen Italieners ist namentlich durch das Gesetz eine Schranke gesetzt, wonach die kirchliche Disciplinargewalt nur durch deutsche kirchliche Behörden geübt werden darf. Beachtenswerth war unter den über die Zusammenkunft in Kissingen angestellten Vermuthungen die eine, daß die Curie sich erboten habe, den päpstlichen Nuntius in München mit der Ausübung jener Gewalt für Preußen zu betrauen, dieselbe also zwar durch einen Fremden, aber auf deutschem Boden üben zu lassen. Wie entgegenkommend und nachgiebig das! Aber die preußischen Gesetze erheischen nicht halbe, sondern ganze Befolgung. Es giebt für den heiligen Stuhl noch einen anderen Ausweg. Von Alters her und noch jetzt nennt sich der Erzbischof von Köln einen „gebornen päpstlichen Legaten". Möge der also, nachdem er die Staatsgesetze als bindend anerkannt hat, mit der Stellvertretung des heiligen Vaters in Disciplinarangelegenheiten betraut werden; oder falls der bloße Titel keine Bedeutung mehr hat, ein bairischer Erzbischof.

Wenn man sich auf conservativer Seite in Preußen gegen die Errichtung einer Nuntiatur in Berlin verwahrte, so war die gehegte Befürchtung wohl grundlos. Es erscheint heute fast naiv, daß die Regierung Friedrich Wilhelms III. sich so lange um Herbeiführung der Circumscriptionsbulle vom 16. Juli 1821 bemühte. Alle Diöcesaneintheilung, alle Dotationsfragen und Bedingungen über die Besetzung der bischöflichen Stühle sind nach heutiger Auffassung, wenn nicht im Wege der ordentlichen Gesetzgebung, jedenfalls nur vom Cultusminister mit den Bischöfen, beziehungsweise Domcapiteln zu vereinbaren. Die Zustimmung der römischen Curie einzuholen bleibt den Bischöfen und Domcapiteln unbenommen. Die preußische Regierung hat deshalb gar keine Ursache von der Tradition, keinen Nuntius bei sich zu sehen, abzuweichen. Er würde in Berlin keine Beschäftigung finden und auf unzulässige Nebenbeschäftigung verfallen. Eine preußische Gesandtschaft beim Vatican würde neben den Maigesetzen ebenfalls keine Bedeutung mehr haben. Selbst die Nuntiatur in München wird entbehrlich, sobald man dort erwägen

wird, wie wenig das noch bestehende Concordatverhältniß Baierns der Unabhängigkeit und Würde des Deutschen Reichs und eines Reichsfürsten angemessen erscheint.

Von Errichtung einer päpstlichen Nuntiatur beim deutschen Kaiser, von einer deutschen Gesandtschaft beim Vatican wird schwerlich je wieder die Rede sein. Nicht nur hält der Kaiser von Rußland beim armenischen Patriarchen keinen diplomatischen Vertreter. Das Deutsche Reich ist auf Geschäfte mit einer auswärtigen Hierarchie durchaus nicht eingerichtet. Verträge, welche der Kaiser über Angelegenheiten und Gegenstände schlösse, die nicht in den unter Artikel 4 der Reichsverfassung bezeichneten Bereich der Reichsgesetzgebung fielen, zu deren Abschluß die Zustimmung des Bundesraths und zu deren Gültigkeit die Genehmigung des Reichstags nicht erforderlich wäre, sind nicht denkbar. In Artikel 11, der das Recht des Kaisers, Gesandte zu empfangen und zu beglaubigen, feststellt, ist nur von „Staaten" die Rede, mit denen der diplomatische Verkehr zu pflegen wäre. Der Papst besitzt aber kein Staatsgebiet und ist, obgleich er unstreitig noch viel Macht übt, keine Macht mehr.

Schleiden als Judengenosse.*)

Wir haben zwar nichts davon in den Zeitungen gelesen, daß sich der Earl von Beaconsfield in seinen Mußestunden mit Brunnenvergiftungen beschäftigt, oder daß es bei Rothschilds jüngst Christenfilet mit Apfelmus gegeben hat. Aber es muß doch wieder eine große Judenhetze im Stile des Mittelalters in der Luft liegen. Oder auch eine Christenverfolgung. Eines von beiden. Denn diese Ueberzeugung gewinnt man, wenn man das letzte Büchlein Schleidens durchblättert, mag man nun Abmahnung oder Anreiz aus den schmetternden Trompetentönen, die es anstimmt, heraushören. Im Ernst: wozu der Lärm?

Welche Veranlassung lag im Augenblick vor, daß Herr Schleiden uns die Sünden unserer Väter gegen das Judenthum vor die Augen rücken mußte? Wollte er uns eine übersichtliche Geschichte der jüdischen Leiden im Laufe des Mittelalters geben: gut. Ihm war der Stoff gelegentlich einer anderen Arbeit in die Hand gelaufen, ihm lagen zahlreiche Notizen vor, die der praktische Mann dieser Tage nun einmal nicht gern ungenutzt verkommen lassen mag. Aber

*) Die Romantik des Martyriums bei den Juden im Mittelalter. Von M. J. Schleiden. Leipzig, W. Engelmann.

warum dieser Ton, warum diese Sprache? Welcher unnütze Aufwand hochtrabender Leidenschaft! Wollte Herr Schleiden Dinge, denen der Reiz der Neuheit fehlte, durch eine starke Dosis von Pathos schmackhafter machen, so hat er sich in der Mischung ganz gewiß vergriffen. Denn ein derartiges „Wuthgeschnaube", um einen Ausdruck von ihm selbst zu gebrauchen, kann nur eine Wirkung hervorbringen, die der sympathischen Entrüstung entgegengesetzt ist, zumal wenn es sich gegen Anschauungen richtet, die längst hinter uns liegen. Wiederholt werden die Leser aufgefordert, sich der Christennamens zu schämen; der Verfasser nimmt für sich und seine Mitchristen eine persönliche Verantwortlichkeit für die Verbrechen der Vergangenheit in Anspruch; er erklärt uns für solidarisch haftbar für die Gräuel, welche die Deutschen des dreizehnten Jahrhunderts an den Juden verübten. Stellt er sich aber damit nicht selbst auf den Standpunct der damaligen Christen? Denn wie jene die Juden ihrer Zeit für die Ermordung Christi verantwortlich machten, so macht er uns verantwortlich für die Judenhetzen im Mittelalter. Wie der Pöbel jener Zeit mit Blut und Eisen seinen religiösen und socialen Fanatismus bewies, so wüthet der Gelehrte dieser Tage mit der Feder gegen uns und die Geschichte, nicht minder fanatisch, weil minder drastisch. „Der Christ", heißt es einmal, „steht gegenwärtig dem Judenthum gegenüber wie ein Mann der Asche und den rauchenden Trümmern eines herrlichen Tempels, den er selbst in Brand gesteckt. Wenn noch eine Faser sittliches Gefühl in ihm zuckt, so muß ihn Reue und tiefe Scham erfüllen und er muß alle Mittel ergreifen, um frühere Schandthaten zu sühnen."

Herr Schleiden sucht uns, und wohl auch die Existenz seines Buches, mit der Unwissenheit zu entschuldigen, die unter uns in Bezug auf jüdische Geschichte und jüdische Dinge herrsche. Er hält es für eins der traurigsten Beispiele für die furchtbare Macht des blinden Vorurtheils, daß auch ganz gescheute und wohlunterrichtete Männer, sowie die Rede auf die Juden kommt, die traurigste Unwissenheit an den Tag legen. Nun, so schlimm steht es denn doch wohl nicht: die allgemeinen Thatsachen über die Judenverfolgungen werden auch in den Volksschulen gelehrt, und das Gros unserer Gebildeten wird auch von den Christen- und Ketzerverfolgungen in alten und mittleren Zeiten nicht viel mehr wissen als von den Judenhetzen, obwohl erstere ihrem Interesse mindestens eben so nahe stehen wie letztere. Indeß Belehrung kann Niemandem schaden und viele wären Herrn Schleiden dankbar gewesen, wenn er sie ihnen vermittelt hätte. Dazu ist er nun leider aber nicht der Mann, in so viele geschichtliche Bücher er auch geguckt, so viele Citate und Stellen er sich auch ausgeschrieben hat. Auch will er selbst mit diesem kleinen Büchlein die Menschen gewiß gar nicht glauben machen, daß er ein Historiker sei, da der räumliche Umfang der Werke ihm offenbar ein vornehmliches Kennzeichen des Geschichts-

forschers ist. Sagt er doch selbst einmal, indem er von den Anschauungen Herders über die Juden spricht, mit köstlicher Logik: „Einem Theologen wie Herder, der doch seine Bibel kennen sollte, sind sie eigentlich gar nicht zu verzeihen, bei einem Manne aber, der so viele Bände voll geschrieben hat, daß er die Menschen glauben machen könnte, er sei ein Historiker, sind sie noch viel weniger entschuldbar." Also schon aus Mangel an schriftstellerischem Umfang könnte Schleiden die Menschen nicht glauben machen, er sei ein Historiker. Wir fürchten aber auch noch aus einigen anderen Gründen nicht.

Wenn sich nicht der Verfasser einigemal schämte ein Christ zu heißen, so würde man versucht sein, ihn für einen verkappten Bekenner des alten Glaubens zu halten, dem es nicht gelungen ist, seine historische Entrüstung innerlich abzulagern. An ein paar Stellen wird gelegentlich des Uebertrittes von Juden zum Christenthume von ihrer „reinen Religion", von ihrem „reinen Gottesglauben" gesprochen, eine Bezeichnung, die dort, wo sie steht, nur das Urtheil des Verfassers aussprechen kann. Sodann werden diejenigen Juden, die zum Christenthum übertraten, durchweg verurtheilt: „es waren wohl, wie auch noch heutzutage, nur moralische Lumpen, die sich zur Erlangung weltlicher Vortheile von ihrer reinen Religion lossagten", während bei denjenigen Christen, die Juden wurden, unwürdige Motive nicht vorausgesetzt werden. Dies und anderes würde bei einem auch nur oberflächlichen Ketzergerichte den Verdacht des Kryptojudaismus zu begründen völlig hinreichen. Lebten wir nun ein paar Jahrhunderte früher, so würde Herrn Schleiden die „peinliche Frage" kaum erspart werden, man würde ihn, mit einer Papiermütze auf dem Kopf, umgekehrt auf einen Esel setzen und dann schlankweg verbrennen, worüber wir und unsere Nachkommen allerdings uns arg zu schämen hätten. In unseren humanen Zeiten aber legen wir uns fein bescheiden selbst die Tortur auf — sein Büchlein zu Ende zu lesen.

Das historische Urtheil Schleidens über die Epochen, Menschen und Ereignisse der Geschichte, über die Völker und über die Fürsten, die in ihr handelnd auftraten, wie über die Schriftsteller, die sie uns schildern, ist ausschließlich durch ihre Stellung zur jüdischen Frage bedingt. Diese fast naive Einseitigkeit, die von einem gesinnungstüchtigen Fanatismus getragen wird, verschiebt naturgemäß das ernste Antlitz der Geschichte zu einer Fratze. Mögen die einzelnen Thatsachen an und für sich noch so richtig sein, durch die Stelle, an der sie stehen, durch das Urtheil, das sie begleitet, durch das Verhältniß, in welches sie zu den allgemeinen Ereignissen gesetzt werden, werden sie eben gefälscht. Denn die Weltgeschichte und die Geschichte der Juden decken sich eben nicht, wie unser Büchlein anzunehmen scheint. Um zu einem gerechten Urtheil über das Mittelalter zu gelangen, bedarf es anderer Kriterien als das der religiösen Toleranz ist, über deren Mangel sich wahrhaftig die Juden nicht

allein zu beklagen hatten. Herr Schleiden ſteht noch auf dem alten Standpunct, der im Mittelalter nur eine Zeit der Rohheit, Dummheit und des Pfaffentrugs ſah, ein Standpunct, in dem ſich noch der Nachklang der religiöſen Oppoſition des vorigen Jahrhunderts fortſetzte, den aber die hiſtoriſche Forſchung längſt überwunden hat. Es ſteht ihm, dieſer Thatſache gegenüber, nicht wohl an, faſt auf jeder Seite gegen die Unwiſſenheit und Urtheilsloſigkeit nicht nur des gewöhnlichen Leſepublicums und der Männer, „die gebildet ſein wollen", ſondern auch „der chriſtlichen Hiſtoriker" und derer, die ſonſt „ganz geſcheut und wohlunterrichtet" ſind, ſchimpfend loszuziehen. Nur an einigen Beiſpielen ſei die hiſtoriſche Anſchauung des Verfaſſers dargelegt.

Schon der Titel des Buches iſt in hohem Grade unklar. „Die Romantik des Martyriums bei den Juden im Mittelalter" lautet er, mit Beziehung auf eine bekannte Aeußerung Billroths. Damit ſoll der Inhalt des Buches bezeichnet werden, das „einmal einen kurzen Ueberblick dieſes ungeheuren Trauerſpiels, wogegen alles, was wir vom Martyrium der Chriſten unter den Heiden wirklich wiſſen, faſt wie Kinderſpiel erſcheint, für denkende Leſer zuſammenſtellen" will. Nun beſagt Billroths, deſſen Anſchauungen über die Juden wir übrigens ſonſt durchaus nicht theilen, Ausſpruch: „daß den Juden die eigentliche Freude an der Romantik des Martyriums und die geſammte mittelalterliche Romantik überhaupt fehle", ein Ausſpruch, der übrigens, ſo viel wir uns erinnern, ſchon früher von anderer Seite gethan ward, doch nicht etwa das: es fehle der jüdiſchen Geſchichte an Ereigniſſen, die wir romantiſch nennen würden. Das wäre einfach Unſinn. Er kann doch nur bedeuten, daß den Juden in Folge ihres mehr kritiſchen und weniger phantaſiereichen Naturells, ſowie ihres ſtarren religiöſen Doctrinarismus, dem faſt alles dichteriſche Beiwerk mythologiſcher Träume abgeht, jene Auffaſſung der Welt und des Lebens mangelt, die wir eben die romantiſche nennen. Und in dieſem Sinne, den er allein haben kann, beſteht doch der Ausdruck zu Recht. In dieſem Sinne wird man doch den Titel eigentlich verſtehen müſſen; jeder muß danach erwarten, den Einfluß der romantiſchen Weltanſchauung in der jüdiſchen Geſchichte des Mittelalters nachgewieſen zu ſehen, bis ihn gleich der Eingang der Schrift darüber belehrt, daß er, freilich ohne ſeine Schuld, den Autor mißverſtanden hat. Unter „Romantik der Juden" verſteht Herr Schleiden eben die „furchtbare Leidensgeſchichte" derſelben. Wenn dies der Fall auch bei Herrn Billroth war, ſo hatte Herr Schleiden allerdings Grund zu ſagen: „er muß eine beſondere Leidenſchaft dafür haben, ſich durch ſeine Unwiſſenheit lächerlich zu machen, denn er mußte ſich ſagen, daß er von der ganzen beſonders mittelalterlichen Geſchichte der Juden abſolut gar nichts wiſſe, und in dieſem Falle pflegt ein wahrhaft gebildeter Mann zu ſchweigen." Aber wem wäre es je

eingefallen, unsere mittelalterlichen Judenhetzen ableugnen zu wollen? Es ist offenbar, daß der Titel des Buches auf einer unklaren Auffassung des Autors beruht.

Die „Romantik" haben also die Juden in vollem Maße nach Herrn Schleiden; nur eine fehlt ihnen: „die Romantik des Straßenräuberlebens, das man Ritterthum zu nennen pflegt". Es ist selbstverständlich, daß ein so kühler Verehrer des Ritterthums nicht gerade sehr günstig über das Unternehmen urtheilt, dem es seinen Charakter verdankte, über die Kreuzzüge, deren „Geistespest" der Orient mit der „wirklichen Pest" als Gegengabe vergalt. „Falsch angewendete Poesie und christliche historische Schönfärberei" sagt unser jüdischer Historiker, „haben diese scandalösen Mord- und Raubzüge mit einem gewissen Glorienschein umgeben, der eben nichts ist als

Ein falber Widerschein der Hölle,
Daß die Wege sichtbar werden,
Die der Teufel geht auf Erden. (Müllner, Schuld)

Der aufrichtige Menschenfreund sieht mit Befriedigung, wie diese nichtswürdige Farce mit einem großartigen Bankerotte der Unternehmer endigte". Neben den Rittern erntet natürlich vor allem die Geistlichkeit den Haß unseres Schreibers. „Die ausschließlichen Regisseure der Judenverfolgungen sind die Bischöfe, diese eigentlichen Träger der Bornirtheit, Unwissenheit und Unsittlichkeit unter den Christen, als welche sie sich von Anfang an erweisen." Nur sehr wenig Ausnahmen von ihnen gelten als ehrenwerth, die meisten aber sind, wo sie namentlich genannt werden, eben so kurz wie treffend charakterisirt, wie etwa der „verworfene" heilige Ambrosius, der „fanatische Schuft", Bischof Agobard von Lyon, der dann weiter regelmäßig als „Schuft" und „Schurke" bezeichnet wird. Aber auch andere kommen nicht besser weg: die unfehlbaren Päpste, die sich „im Ganzen genommen den Juden gegenüber wie unzurechnungsfähige dumme Jungen benahmen", die Nachfolger Simons „durch und durch verworfene Subjecte", die „meist verworfenen" westgothischen Könige, der „klägliche Pantoffelheld" Justinian I., der „nichtswürdige Bube" John Lackland, die „verdummten" Kaiser, die ihre Kaisermacht „vertrödeln", ja sogar Kaiser Friedrich II., „der zwar Liebe zu den Wissenschaften affectirte, selbst aber geistig ungebildet war", die Pfaffen, die natürlich „roh" und „verworfen" sein müssen — ein Lieblingswort Herrn Schleidens — und das Volk, das an und für sich dumm und roh, das deutsche obenein, von ihnen noch mehr verdummt und entsittlicht wird. Dieser ganzen „verworfenen" Gesellschaft gelang es nun endlich, „durch die schamloseste Tyrannei und Grausamkeit ein geistig, sittlich und religiös edel, ja fast ideal angelegtes Volk herabzuwürdigen und in den Koth zu treten." Die einzelnen Spuren der Menschlichkeit, die

zu Gunsten der Juden gelegentlich hervortraten, waren natürlich nur scheinbar und durch selbstsüchtige Motive bestimmt. Die Juden waren somit wirklich heruntergekommen; sie griffen endlich in der Noth, „um sich vor Hunger zu schützen," als ihnen kein Ausweg mehr gelassen war, zu den berüchtigten Geldgeschäften, die ihnen übrigens ja immer recht leidlich bekommen sind. Beiläufig wird auch als ein Ausspruch Luthers (!) citirt:

Was übrig läßt Christus
Das holt der Fiscus.

Doch genug davon. Dies Wenige mag hinreichen, den Ton der schleidenschen Schrift, die Beschränktheit der darin enthaltenen Urtheile und Anschauungen zu kennzeichnen.

So wenig umfangreich das Büchlein ist, so gespreizt, so anspruchsvoll ist es. Die Schreibart ist dabei höchst nachlässig, der Ton der Polemik geradezu gemein und eines deutschen Gelehrten unwürdig. Ein Autor wird einmal „ein bornirtes altes Waschweib" genannt. Neu sind die Anschauungen auch nicht, wenn man von den Schimpfereien absieht; geistreich sind sie noch weniger. Das Ganze macht einen sehr fatalen Eindruck. Herr Schleiden gilt für einen berühmten Pflanzenphysiologen; nützt es vielleicht noch, ihm das alte Wort zuzurufen, daß nicht Jeglicher jegliches leistet? Wir sind ja so vernünftig, von der Henne keine Milch, von der Kuh keine Eier zu verlangen. Wir bedurften in der That einer so zudringlichen Belehrung nicht, und hätten diesen jüdischen Sleidanus kaum vermißt: wollte der Autor aber durchaus mitsprechen, so mußte es in einer Weise geschehen, die seiner, seiner Sache und seines Volkes würdig war.

Rd.

Ein Theoretiker des Absolutismus.

Die englische Demokratie hatte reißende Fortschritte gemacht; die Siege der Independenten unter Cromwells Führung bei Keyton und Marstonmoore hatten dem Königthum der Stuarts den Todesstoß versetzt, man ging großen Dingen entgegen. Aber die Unterstützung, die Karl in der Gewalt der Waffen vergeblich suchte, schien ihm durch die Gewalt des Geistes werden zu wollen. Während die Freiheit der Völker sich in England eine neue Stätte schuf, trug derselbe Boden einen Mann, der ihr mit der ganzen Kraft eines ungewöhnlichen Geistes entgegenkämpfte.

Unzufrieden mit der wachsenden Anarchie im Vaterlande, war Thomas Hobbes aus Malmsbury, ein Freund des berühmten Bacon, nach Paris ge-

gangen, wo ihm die Preßfreiheit, gegen die er später kämpfte, sehr wohl zu Statten kam. Hier erschien lateinisch sein Buch vom Bürger und erregte ungeheures Aufsehen in der gelehrten Welt. Nicht lange darauf, als das Haupt Karls in Whitehall gefallen war, gab er im Jahre der Navigationsacte eine Apologie des todten Herrschers heraus, Leviathan, ursprünglich englisch, später lateinisch. Feurig und frisch sind diese Werke geschrieben, die in erster Linie Tendenzschriften sind. „Das Uebel sitzt tief im englischen Volk", heißt es im Nachwort zum Leviathan, „durch Predigt, Schrift und Wort muß die demokratische Tinte ausgelöscht werden, mit aller Kraft muß man der Königsmacht Genugthuung verschaffen." Und Alles wimmelt von Anspielungen auf die Demokratie, die sich selbst einen Streich gespielt habe, auf Cromwell den Tyrannen, die bestrafte Narrethei, die schändlichen Laster, die nach der Aufhebung von Königthum, Recht, Glaube und Sitte verkappt im Staate geherrscht hätten und dergleichen mehr. Was Hobbes als Philosoph, Mathematiker und Naturrechtslehrer gewesen ist, kümmert uns hier nicht. Er war unter den Ersten, die den Maßstab der Vernunft an die Dogmen der Bibel legten, aber platt und schülermäßig, wie die ganze Schaar der englischen Deisten; man hat ihn des Atheismus angeklagt, mit Recht oder Unrecht, wir wollen es nicht entscheiden. Wir wollen Thomas Hobbes in kurzen Worten einzig und allein in Bezug auf seine Ansichten vom Staate schildern, als den geistvollen Systematiker des Absolutismus.

Der Grund, auf den Hobbes seine Theorie basirt, ist ein durchaus empirischer. Die Erfahrung ist der Maßstab seiner Erkenntniß und die Natur der Dinge, wie sie ist. Es lassen sich vielleicht schon in ihm Spuren des Skepticismus entdecken; jedenfalls stützt sich mit auf seine Schultern jene realistische Philosophie, die seit dem Beginn des siebzehnten Jahrhunderts den Ideen der Welt vielfach eine andere Richtung gab, jene Theorie der Erkenntniß, die in ihren culminirten Consequenzen mit dazu beigetragen hat, in Frankreich den neuen Zustand der Dinge zu schaffen. So half Hobbes selbst die Axt an den Bau legen, den er stützen wollte.

Die Selbstsucht, so meint er nun, regiert die Menschen. Zwar sind sie von Natur gleich, aber da Jeder nur auf Kosten anderer wachsen kann, so suchen sie wechselseitig einander zu schaden. Meinungsverschiedenheit wie Meinungsgleichheit bringen eine Zwietracht hervor, gegen deren Gefahren sich zu schützen nicht vernunftwidrig ist. Was aber nicht vernunftwidrig ist, ist recht und gerecht gehandelt*). Denn das Recht ist bei Hobbes die Freiheit, die Naturanlagen vernunftgemäß zu gebrauchen. Das Grundgesetz der Natur ist die Selbsterhaltung und das Recht, sich aller der Mittel zu bedienen, die

*) Jure et juste. Hobbes, de cive I, § 7.

dem Ermeſſen eines Jeden zweckdienlich erſcheinen. Schließen wir ein wenig weiter, wir finden, da die Menſchen Alles nur zum Zweck ihrer Selbſterhaltung thun, ſo handeln ſie in Allem recht. Ihr Recht iſt demnach identiſch mit ihrer Macht. Schon ahnen wir das Ziel, auf das ſolche Principien führen müſſen. Wie die Menſchen nun gleich ſind, ſo haben auch Alle ein gleiches Recht auf Alles. Da nun Jeder mit Recht angreifen, Jeder aber auch mit Recht abwehren kann, ſo führen die entſtandenen Beſitzſtreitigkeiten zu einem Kriege Aller gegen Alle, einem Zuſtande, der mithin nicht nur factiſch, ſondern auch rechtlich iſt. Es entſteht daraus, da, wie auch Spinoza ſagt, jeder Mächtigere immer einen noch Mächtigeren findet, ein Stand der Unſicherheit, der ſchließlich zur Ausrottung des Menſchengeſchlechtes führen würde und den die Vernunft daher zu verlaſſen drängt, nicht weil er der Idee des Rechtes, weil er dem Trieb der Selbſterhaltung widerſpricht. Dieſer erfordert aber vor allem, daß wir nach Frieden ſtreben.

Um den Frieden zu erreichen, muß der Schwache ſich vom Mächtigen unterwerfen laſſen oder freiwillig mit Anderen zuſammentreten zu gegenſeitiger Hülfe. Eudämonismus alſo iſt die Quelle der Staatenbildung; nicht Liebe, nein Furcht hat den Menſchen an den Menſchen gekettet. Sie allein iſt es, die den Vernichtungstrieb zu unterdrücken vermag. Auf den Satz, daß die Selbſterhaltung Grundgeſetz der Natur ſei, baſirt denn Hobbes auch ſein Naturrecht, in dem der berufene Satz des Jeſuitismus, der Zweck heiligt das Mittel, klar hervortritt, über das wir uns aber hier nicht weiter verbreiten.

Frieden müſſen wir alſo ſuchen, wo nicht, ſo doch Kriegshülfe. Da nun eine Vielheit an und für ſich noch nicht die gewünſchte Sicherheit gewährt und die Natur des Menſchen zu dieſem Zweck eine Gemeingewalt fordert, von der die Einzelnen durch Furcht vor Strafe regiert werden, ſo muß Jeder ſeinen Willen einem Einzelwillen oder dem einer Corporation zu Gunſten des Gemeinwohles unterwerfen, denn nach dem Naturgeſetz, das nicht nur ein moraliſches, ſondern auch ein göttliches iſt, muß Jeder ſich zu Gunſten des anderen fügen und von ſeinem Rechte auf Alles etwas aufgeben. Dieſe Reſignation kann ſich durch die Verhältniſſe derart ſteigern, daß nicht nur der Wille, ſondern auch das geſammte Recht aufgegeben werden muß. Das eben iſt der Staatsvertrag.

So kommt denn Hobbes zu folgender Definition. Staat iſt eine Perſon, deren Wille in Folge eines Vertrages mehrerer Einzelnen für deren eignen Willen gilt, ſo daß ſie die Kräfte Aller gebrauchen kann zu gemeinſamem Frieden und zu gemeinſamer Abwehr, ein Dogma, dem die Theorie Rouſſeaus, der übrigens ja auch von einem förmlichen Vertrage ausgeht, von der Unveräußerlichkeit der Freiheit ſchnurſtracks zuwiderläuft. Auf ähnliche

Weise hatte sich auch Locke die Entstehung des Staates gedacht, auch ihm zufolge ging man aus dem Naturzustande, der vollkommen frei, vernünftig und den Naturgesetzen unterworfen war, nur um der etwas größeren Sicherheit willen zum Staate über, in dem man jedoch nur solchen Gesetzen unterworfen ist, denen man selbst beigestimmt hat. Bei Hobbes aber ist die ganze Persönlichkeit des Menschen geopfert; widerstandslos ist Jeder unterworfen, der Staatszweck ist einzig und allein die Sicherheit, wie sie übrigens bereits von den alten Sophisten als eigentlicher Zweck des Staates aufgestellt worden war; sie zu erhalten dient die Strafe, deren Zweck, Warnung und Besserung, wiederum eudämonistisch ist; daher hat das Staatsoberhaupt das Schwert zu führen im Krieg wie im Frieden; alle Gerichtsbarkeit, alle Gesetzgebung, alle Magistratsernennung liegt ihm ob, ja sogar das Reich des Geistes ist ihm unterworfen. Da das Wohl des Staates das erste und letzte Gesetz ist, so muß sich das Gewissen dem öffentlichen Gesetz fügen, denn göttliches Gesetz ist nur das, was die Menschen dafür erklären. Censur, Spionirsysteme, die ausgedehnteste Militär- und Polizeigewalt verstehen sich von selbst. Straflos, denn da sein Wille der Wille Aller ist, kann er Niemand beleidigen, mit absoluter Gewalt ausgerüstet, hat der Herrscher das Recht, die Widerspänstigen zu tödten, rechtmäßig nach seiner Willkür, wie es heißt; Alles um des allgemeinen Friedens willen. Alles Privateigenthum ist das seine; sein Wille ist das Gesetz, an das er selbst sich nicht zu halten braucht, das er willkürlich auslegen kann. Der Herrscher ist die Seele des Staates, der Ministerrath sein Kopf. Sein Recht ist seine Macht, wie Gottes Recht seine Allmacht ist.

Nur eine Freiheit giebt es in diesem Staate. Sie hängt ab vom Schweigen der Gesetze. Frei ist der Bürger auf allen Gebieten, die der Gesetzgeber freigegeben oder freigelassen hat, natürlich nur, soweit diese Freiheit „unschädlich" ist. Er darf essen, trinken, sich selbst tödten, braucht sich nicht selbst anzuklagen, ja er darf sogar Furcht vor dem Tode haben. Daß die Ehrfurcht vor dem Staatsoberhaupte und der unbedingte Gehorsam erste Bürgerpflicht ist, wie Glaube und Gehorsam allein einführen in Gottes Reich, ist klar: wehe dem, der sie verletzt; er muß bis ins dritte und vierte Glied gestraft werden. Das schlimmste Uebel nach der Rebellion ist die Ansicht, daß jeder Bürger Richter über Handlungen des Staates sein dürfe.

In Bezug auf nationalökonomische Ansichten will Hobbes natürlich, jeder freien Regung fremd, Alles unter die Controle des Staates stellen, das Geld ist ihm das „Blut" des Staates: er huldigt consequentermaßen dem Merkantilsystem. Ebenso versteht es sich von selbst, daß die Deputationen der Städte und Provinzen nur eine berathende Gewalt haben und blos zeitweilig berufen werden. Je mehr der Zweck des Staates, Frieden zu haben,

erreicht wird, desto vollkommener ist ein Staat, und dieser Zweck wird um so mehr erreicht, je absoluter ein Staat ist. Ein vollkommener Absolutismus, ein Wort, dessen sich Hobbes im Leviathan wegen des verhaßten Klanges äußerst selten bedient, besteht wegen der Klugheit der Fürsten nicht. Sollte das System aber auch an und für sich, was nicht geleugnet wird, einige Nachtheile mit sich führen, so gründen sich diese auf die erfahrungsmäßige Unvollkommenheit der menschlichen Dinge; auf jeden Fall ist dann der Absolutismus immer der Demokratie vorzuziehen, zwischen zwei Uebeln das kleinere. Nach dem ewigen Naturrecht, wie nach der Auffassung des Vertragsbegriffs ist der Staatsvertrag unlösbar, denn es gehört dazu nicht nur die Einwilligung genau jedes Einzelnen, sondern auch die des Herrschers. Ist man consequent, so löst sich der Staatsvertrag nicht einmal durch Abdankung, sondern einzig und allein, wenn der Herrscher ohne jeden Verwandten, der von Natur und Gesetz zur Nachfolge berechtigt wäre, und ohne irgend eine Bezeichnung eines Nachfolgers stirbt.

Das ist das System des Staates, wie es Thomas Hobbes aufgestellt hat. Das Wort, welches die dichtende Ueberlieferung dem vierzehnten Ludwig in den Mund gelegt hat, ist das beste Summarium dieser Theorie. Hier über einen Standpunct zu peroriren, den die Geschichte unserer Culturstufen längst überwunden hat, und gegen Grundsätze zu kämpfen, über die die öffentliche Meinung sich seit langem klar ist, wäre thöricht. Aber es hat Zeiten und Kreise gegeben, in denen man nicht so dachte. „Was thue ich denn, als daß ich die Staatsgewalt, die Jeder, der sie inne hat, so stark wie möglich haben will, nach Kräften verherrliche?" schreibt Hobbes an Franz Godolphin. „Es ist schwer, unverwundet unter den Dolchen derer zu weilen, die um die höchste Gewalt kämpfen."

Hobbes ist selbstverständlich viel angegriffen worden, aber der Erfolg seiner Bücher entschädigte ihn für Alles. Als das Buch vom Bürger erschienen war, konnten anfangs selbst in dem großen Paris nicht Exemplare genug geschafft werden. „Zahllose sehe ich," schreibt Gassendi, der berühmte Mathematiker, „die mit glühendem Eifer, aber vergeblich, nach dem Buche suchen", und zu selber Zeit fordert ein Brief aus Orleans, daß dieses „goldene Buch" bald in einer Prachtausgabe erscheinen möchte. Was aber mehr war, der Umschlag, der in den Tagen der Restauration in den Meinungen der Britten stattfand, hat nicht seinen geringsten Grund in der Philosophie, die Hobbes klare Bücher durch die ganze Insel verbreiteten. Es gehörte damals, wie uns Macaulay berichtet, zum feinen Air eines Gentleman, seinen Hobbes im Kopfe zu haben, und Leute, die das Wahre und Falsche in dieser Philosophie nicht unterscheiden konnten, nahmen mit Eifer eine Theorie auf, die, während sie das Königthum über die Maßen erhob, die Bande der Sitt-

lichkeit erschlaffte. So hat sein Buch lange als die Bibel des Absolutismus gegolten, wie er als der Apostel jener Politik der Stuarts, die er in eine so scharfe und klare Form zu gießen verstand. Die große Spannung, in die jede Revolution die Gemüther versetzt, um sie nachher auf Zeiten desto mehr zu erschlaffen, die Ausschweifungen der Demokratie in ihren Anfängen, wie die Täuschungen, die manches edlere Gemüth erfuhr, bahnten ihm seinen Weg, auf dem er sicher und erfolgreich fortschritt.

Wenn wir sein Bild im Greisenalter betrachten*), so haben wir den ganzen Menschen vor uns, wie er in seinen Schriften erscheint. Das ist nicht der speculative Kopf eines Jacob Böhme, das ist die breite reale Stirn, wie man sie bei einem der Schöpfer des neueren Empirismus zu sehen erwarten muß, das ist der durchdringende Blick des klaren Denkers, dem Kampf und Verfolgung einen finsteren, streitfertigen Ausdruck verleihen, das sind die scharfen und harten Züge eines Charakters. Ist er doch einer jener klaren Geister, an denen das neblige England so reich ist. Und in der That, seine Schriften sind so lichtvoll und schwulstlos geschrieben, daß man ganz den literarischen Charakter des siebzehnten Jahrhunderts vergißt. Am meisten tritt dieser noch im Leviathan hervor, in dem jedoch die Vergleichung des Staatskörpers mit einem Menschenleibe noch hingehen möchte, wenn der Redner in der Ausführung nicht oft zu Wunderlichkeiten griffe. So werden bei den Krankheiten des Staates die Parlamentsredner mit den Würmern der Eingeweide verglichen, die politischen Schriftsteller mit tollen Hunden und was dergleichen Dinge mehr sind. Die Schärfe und Consequenz seiner Behauptungen, die durch mathematische Studien geweckt waren, führte freilich seine Logik oft auf die glatte Bahn der Sophistik. Das darf uns indeß nicht wundern in einem Zeitalter, von dem Shakespeare sagt, daß in Spitzfindigkeiten der Bauer dem Edelmann auf die Ferse trete. Wo Hobbes die Bibel als Autorität citirt, verfährt er willkürlich und abgeschmackt. Er reißt Stellen aus dem Zusammenhange und deutet sie nach Gutdünken. Er ist hier ziemlich schwach, so stark er sich dünkt. Ist er ferner auch nicht frei von Widersprüchen, fehlt es auch nicht an Ungenauigkeiten, an Mängeln in der Disposition, so haben doch schon Gassendi und Lord Macaulay seinen Geist und seine Darstellung hoch gepriesen. Wir finden seine Schriften in der That aber im Gegensatz zu ersterem mehr scharfsinnig als tief. Von der Staatsauffassung Spinozas unterscheidet sich die seine ganz diametral. Wie jene zur Freiheit, so führt die seine zur Knechtschaft. Auch von Hugo Grotius ist Hobbes innerlich wie äußerlich verschieden, unser großer Landsmann Pufendorff aber geht von denselben Grundsätzen aus, wenn er auch schon verschiedene Stufen und Arten des Vortrages zu unterscheiden weiß. Pufendorff gehört mit zu den größten Lobrednern von Hobbes, dem seiner Meinung nach nur wenige Gelehrte früherer Zeiten sich an die Seite stellen lassen, freilich kann er nicht umhin, ihn wegen seiner kirchlichen Ketzereien zu tadeln. Auch er betrachtet den Staat als ein corpus morale, das nur einen Willen haben könne, der den Gesammtwillen der Einzelnen repräsentire. Die gesetzgebende und richterliche Gewalt, das Recht über Krieg und Frieden, die Aemterbesetzung, die Besteuerung, die Prüfung aller Lehren, insofern sie wenigstens auf den politischen Willen der Menschen Einfluß haben,

*) Den Stich von William Faithorne vom Jahre 1664, als Hobbes 76 Jahre alt war.

sind untrennbar von einander und im Grunde immer dieselbe höchste Gewalt, die zu bestimmen hat, was erlaubt und verboten, was anständig und unanständig ist, und was als Freiheit dem Einzelnen von seinen ursprünglichen Rechten bleiben soll. Es ist Pufendorffs Ansicht, wie man sieht, der von Hobbes ganz verwandt, nur daß sie nicht mit jener Schroffheit geäußert wird, die Hobbes seinen Gegnern so verhaßt machte. on.

Zum 28. August.

Mitten in den schweren Sorgen dieser Tage, in denen uns der Boden unseres inneren Staatslebens unter den Füßen schwankt, sollten wir da nicht einen besonderen Trost finden in der Erinnerung an den Mann, dessen Gedächtniß der heutige Tag vor allem gewidmet ist? In stiller Betrachtung ruhte sein Auge auf den Wogen des Welttreibens, das er erkannte in der Einsicht, daß das, was geschieht, nothwendig geschieht. Er hat uns gewiesen, dem Schicksal nicht zu widerstehen, noch es zu fliehen, sondern ihm entgegenzugehen, daß es uns freundlich nach sich ziehe, er hat uns das Lied von dem Manne gesungen, mit dessen Schiffe, doch nicht mit dessen Herzen Wind und Wetter spielen und welcher scheiternd oder landend seinen Göttern vertraut. Sollte uns in den bangen Nöthen unseres jungen Staates sein stolzes Wort den Muth und das Vertrauen nicht festigen? Und so wollen wir uns auch diesmal an seiner Größe still erbauen und mit gekräftigter Seele dann wieder an die Arbeit des Tages gehen. Pflegt uns doch seine einfache Hoheit wie ein erfrischendes Bad zu erquicken, dessen Wirkung lange noch in unserem Wollen und Thun sich fühlbar macht, auch da, wo wir der Ursache nicht momentan uns bewußt sind.

Was bedarf es hier weiter, als an Goethes Namen heute zu erinnern. Nur ein bescheidener Wunsch sei kurz noch geäußert.

Es ist kein Zufall, daß die beiden größten Männer der neueren deutschen Geschichte, Friedrich der Große und Goethe, ihre Biographen noch nicht gefunden haben. So viele Versuche von Berufenen und Unberufenen gemacht worden sind: Lebensbeschreibungen, wie sie den Anforderung der Wissenschaft und Kunst entsprächen, stehen noch aus, Darstellungen, welche die Gestalt immer in der nothwendigen Eigenart ihrer Erscheinung gefaßt und die Wechselwirkungen allgemeiner und besonderer Momente scharf und deutlich gezeichnet hätten. Abgesehen davon, daß die Biographie an und für sich zu den schwierigsten Gattungen der schriftstellerischen Kunst gehört, bei Goethe stellen sich ihr noch besondere Schwierigkeiten entgegen, die nicht blos in der Größe des Gegenstandes liegen. Einmal stehen wir noch mitten in den Wirkungen seines Genius, sodann aber erscheint nicht einmal ein äußeres Bild seines Lebens mit einiger Vollständigkeit möglich, so lange noch kleinliche Rücksichten selbst ernsten und discreten Forschern das goethesche Hausarchiv verschließen. Wir wollen hoffen, daß dessen Eröffnung nur eine Frage der Zeit ist. So wenig also vorläufig an eine Biographie Goethes im höchsten Sinne gedacht werden kann, so wenig dürfen doch auch Versuche, das vorhandene Material zusammenzustellen, entmuthigt werden.

Als eine Vorbereitung für die Goethebiographie der Zukunft, wäre es nicht in hohem Grade dankenswerth, wenn einer unserer Goetheforscher ein-

Digitized by Google

mal das gesammte ungeheure Material in der Form von chronologischen Regesten kritisch ordnen wollte? Nur so, scheint uns, könnte dieses reiche Leben genetisch erkannt werden. Wie vieles, das bisher, hie und da zerstreut, der Erklärung entbehren mußte, würde dann durch chronologische Verbindung klar und deutlich werden! Wie vieles, was sich jetzt der Kunde und dem Gedächtniß des Einzelnen entzieht, würde so zur Geltung kommen! Es wäre eine sichere Methode der Forschung gewonnen, die ohne Zweifel sofort die interessantesten Resultate ergeben und mit Sicherheit ergeben würde. Da man bei den Correspondenzen, bei denen auch die Briefe an Goethe herbeizuziehen wären, nur ganz kurz den allgemeinen Inhalt nebst der Angabe des Ortes, wo sie zu finden sind, bezeichnen könnte, so würde trotz allem Reichthum des Stoffes doch der Umfang einer derartigen Publication bei nur irgendwie praktischer Disposition des Materials mäßige Grenzen nicht zu überschreiten brauchen. Und so empfehlen wir Wunsch und Vorschlag geneigter Beachtung.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Altpreußen. Die conservativste Provinz. — Die Spalten aller Tagesblätter fließen über von Wahlberichten und Wahlgeschichten: auch des eifrigsten Politikers beim Morgenkaffee bemächtigt sich eine gewisse Abspannung, die ihn kaum noch recht froh werden läßt der kleinen Siege seiner Partei und die Entrüstung über die schauerlichsten Wahlbeeinflussungen Seitens der Regierung und ihrer unmittelbaren und mittelbaren Organe zu einem unwilligen Murren dämpft. Man überfliegt nur die Resultate und wird aus ihnen nicht einmal klug; erst das Resultat der Resultate kann eine sichere Ueberschrift gewähren, wie weit der Reichstag nach rechts, oder vielmehr dem Reichskanzleramt entgegen geschoben ist, erst eine genaue statistische Aufrechnung aller maßgebenden Zahlen vermag die Parteiverhältnisse, unabhängig von den localen Wahlresultaten, klar zu legen. Unter solchen Umständen schreibe ich Ihnen gern von anderen Dingen, aber wir leben in der stillen Erntezeit, haben alle Hände voll zu thun, unseren Kornsegen unter Dach und Fach zu bringen, und sind ganz zufrieden, wenn sich nichts Außerordentliches ereignet, was Unruhe und Unsicherheit schafft. Daß die heilige Jungfrau wieder auf dem Ahornbaum in Dietrichswalde erscheint und einige Tausend Gläubige, darunter solche „von hohem Adel", sich überzeugen, daß sie nur zwei stichfesten alten Weibern sichtbar ist, regt uns wenig auf, da sie sich nicht einmal gemüßigt sieht, über die Kissinger Verhandlungen einiges Licht zu verbreiten. Sie erscheint noch immer nicht mit hoher polizeilicher Erlaubniß, und daher erscheint sie überhaupt noch. Die Maigesetze können ihr wenig anhaben; die in Aussicht gestellte „milde Praxis" wäre ihr vielleicht nicht einmal ganz angenehm. Aber so sicher ist's ja noch keineswegs, daß „der Culturkampf" eingestellt werden wird; das hängt davon ab, ob sich für die neuen Steuergesetze ohne die Klericalen oder nur mit ihnen eine Majorität erzielen läßt. Die Millionen, nicht die sittlichen Principien sind entscheidend, und die Frage, ob für die Cultur gekämpft werden solle oder nicht, war von Anfang an eine hochpolitische. In der Politik gilt das rebus sic stantibus; wer mag sich dafür oder dagegen ereifern, wenn er nicht Staatsanwalt ist? Also denn doch von den Wahlen! „Man weiß doch, wo und

wie." Und eine merkwürdige Erscheinung bleibt's immerhin, daß die liberalste Provinz der preußischen Monarchie plötzlich die conservativste derselben geworden ist. Ostpreußen schickt, außer den üblichen zwei Klericalen, nur Conservative in den Reichstag, und selbst Königsberg hat seinen Fortschrittsmann nicht durchbringen können; und in Westpreußen haben die Nationalliberalen fast alle ihre Sitze an Conservative, Klericale und Polen abgeben müssen. Es erscheint wohl der Mühe werth, zu untersuchen, welchen tieferen Grund dieser Umschlag hat. Denn der oberflächliche ist leicht gefunden: man darf nur überall die Niederlage den Wahlbeeinflussungen der Regierung zuschreiben, über die Einwirkung der Beamten aller Art klagen und von dem bornirten Stimmvieh sprechen, das sich ohne Nachdenken mit einem Zettel im Maul an die Urne führen läßt. Es soll durchaus nicht in Abrede gestellt werden, daß die Regierung eifrig bemüht gewesen ist, darüber bei den Wählern keine Ungewißheit zu lassen, welche Candidaten ihr genehm wären und welche nicht, daß höhere und höchste Beamte persönlich das Gewicht ihrer amtlichen Stellung eingeworfen, Landräthe, Staatsanwälte, Verwaltungs- und Polizeibeamte aller Art, Geistliche und Lehrer auf dem Lande kräftigst für conservative Wahlen agitirt haben, und daß in Folge solcher Machinationen dieser Partei ein erheblicher Zuwachs von Stimmen aus den Kreisen politisch nicht selbständiger oder leicht eingeschüchterter Wähler gewonnen ist. Aber wahrscheinlich wird sich bei näherer Prüfung ergeben, daß diese Wahlbeeinflussungen mit geringer Ausnahme — so wenig sie auch von dem Standpuncte aus zu billigen sind, auf welchem es Pflicht jeder constitutionellen Regierung erscheint, sich zur Erforschung des wahren Volkswillens jeder Einwirkung auf die Wahlen zu enthalten — nicht zu den nach bisherigen parlamentarischem Brauch für unberechtigt zu erklärenden, die Rechtsgültigkeit der Wahl aufhebenden gehören. Nicht die angewendeten Mittel an sich sind verwerflich, sondern es erscheint nur ihre Anwendung Seitens der Personen, die zwar auch Wähler sind, aber im Dienst der Regierung stehen und die Vermuthung der Beeinflussung durch dieselbe gegen sich haben, politisch nicht für anständig. Denke man sich aber die Machtwirkung dieser Mittel, wenn sie von der anderen Seite rücksichtslos angewendet werden, noch so groß, so ergiebt sich daraus doch noch keine ausreichende Erklärung für das sehr auffallende Resultat. Man ist auch früher nicht blöde gewesen und hat gerade Ostpreußen mit Vorliebe zu einem politischen Versuchsfeld gemacht, aber so reichliche Frucht hat man auch in den drückendsten Zeiten der Reaction nicht erzielt; der liberalen Partei war die Agitation erschwert, aber nicht unmöglich gemacht; sie ist fast überall nicht nur in der Minorität geblieben, sondern hat sich von starken Majoritäten schlagen lassen, die oft nach Tausenden von Stimmen rechnen. Man mag mir von irgend einem ländlichen Wahlkreise erzählen, was man will, aber man wird mich nicht überreden, daß in Königsberg, wo die Fortschrittspartei seit langen Jahren gut organisirt ist, die Nationalliberalen mit ihr gingen und bei der letzten Wahl die Conservativen aller Gattungen nur ungefähr so viel Stimmen aufbrachten, als die von allen Seiten angefeindeten Socialdemokraten, daß in diesem fortschrittlichen Königsberg plötzlich, lediglich in Folge unberechtigter Beeinflussung der Wähler durch die Regierung, die conservative Partei einen Ueberschuß von zweitausend Stimmen erlangen konnte. Und gab es nicht ebenso in der Provinz, namentlich in Littauen, Wahlkreise, die man mit Recht „Burgen des Fortschritts" nannte und die nun sämmtlich ohne den äußersten Widerstand

gefallen sind? Der Grund muß tiefer gesucht werden. Ich habe schon wiederholt darauf aufmerksam gemacht: in Ostpreußen ist man, soweit man sich überhaupt politisch bethätigt, entweder Fortschrittsmann oder Conservativer, die Mittelparteien kommen nicht zur Geltung; auch in der Fortschrittspartei sind viele conservative Elemente, der altpreußische Patriotismus ist in ihr stark vertreten, und die persönliche Anhänglichkeit an das Regentenhaus steht für sie außer Frage, der Socialdemokratie gegenüber nimmt sie geradezu eine aristokratische Haltung ein. Wenn nun, wie das augenblicklich in Folge der Attentate auf den Kaiser der Fall, das patriotische Gefühl tief verletzt ist, die Verfassung selbst nicht gefährdet erscheint, die Regierung aber zu einer Bekämpfung der staats- und gesellschaftsfeindlichen Tendenzen, welche jeder gute Bürger und Menschenfreund verabscheuen muß, auffordert, so wird die principielle Opposition den Massen unsympathisch; man giebt seinen Standpunct nicht auf, aber hält sich still, läßt toleranter Jeden gewähren und vermeidet die Agitation, die leicht unrichtig gedeutet werden kann. Deshalb war auf eine Vermehrung der fortschrittlichen Stimmen gegen früher nicht zu rechnen, und der Eifer der Partei war nirgends groß. Der wirklich conservativen Partei aber, die unter gewöhnlichen Verhältnissen der Fortschrittspartei nicht gewachsen, gesellte sich nun unbedenklich die ganze Regierungspartei zu, die sich sonst zum großen Theil gern der Wahl enthält, wenn ein offenes und entschiedenes Eintreten von ihr nicht geradezu gefordert wird. Es giebt nur ein Rechts und ein Links, und wer nicht auf der linken Seite stimmen will oder kann, muß auf der rechten stimmen, wennschon er nur mit dem kleinsten Theil des Programms einverstanden ist. Aber auch das konnte noch nicht den so vollständigen Sieg der Conservativen begründen. Es wird von jedem aufmerksamen Beobachter zugegeben werden müssen, daß sich mehr und mehr, namentlich in den unteren Volksschichten, eine tiefe Unzufriedenheit über die praktischen Ergebnisse der gesetzlichen Umgestaltungen unseres staatlichen und wirthschaftlichen Lebens äußert. Es ist lächerlich, diese Mißstände den liberalen Parteien in die Schuhe zu schieben, aber sie sind einmal da, und es ist leicht erklärlich, daß Leute, die darunter leiden und nicht die politische Reife besitzen, Ursachen und Wirkungen gehörig abzumessen, auf den Gedanken kommen, es wäre besser, wenn Alles geblieben wäre, wie es war. Sagt man diesen Leuten nun: wir wollen stehen bleiben und am liebsten zurück, so kommt es ihnen auf die augenblicklichen, ihnen doch kaum halb verständlichen Streitfragen gar nicht weiter an: sie haben ihren Mann gefunden. Wie bequem war die Bevormundung! Nun soll man auf Schritt und Tritt denken und handeln, überall neue Wege einschlagen, jeden Augenblick aufpassen, eine Unzahl von Bestimmungen kennen, für jedes Versehen büßen. Früher paßte das Gesetz zu den realen Verhältnissen, war aus ihnen hervorgegangen; jetzt dominirt in der Gesetzgebung ein Idealismus, für den dem gewöhnlichen Mann jedes Verständniß fehlt. Zu Gunsten der an sich gewiß wünschenswerthen Uniformität der Staatseinrichtungen haben gerade die östlichen Provinzen sich Veränderungen gefallen lassen müssen, die sie als ein Bedürfniß nicht erkennen konnten, vieles aufgeben müssen, was ihnen lieb und werth geworden war. Der Geschäftsgang ist umständlicher, die weiten Entfernungen erschweren den Verkehr mit den vermehrten Behörden, Fehlgänge sind überall unvermeidlich. Der ländliche Arbeiter, der Bauer und der kleine Besitzer merken wenig von den Segnungen der Selbstverwaltung, der Handwerker klagt die Gewerbegesetzgebung an. Hier öffnet sich der

Reaction Thür und Thor, sie kann mit klingendem Spiel einziehen, und sie wird ihre Zeit nicht versäumen. Sie hat Zeit. Wer, der hierorts Land und Leute kennt, möchte daran zweifeln, daß die Mißstimmung sich nach Einführung der neuen Gerichtsorganisation noch erheblich steigern wird? In Westpreußen hat die Regierung nichts gewonnen. Für getreue Anhänger, die allerdings mitunter über dies und das anderer Meinung waren, hat sie Klericale und Polen, also erklärte „Reichsfeinde" eingetauscht. N—s.

Aus Berlin. Ausblick auf den Reichstag. Türkische Politik. — Trotz des nicht mehr fernen Zusammentrittes des Reichstages, trotzdem daß der Bundesrath schon in Berlin versammelt ist, trotzdem daß Stich- und Nachwahlen Anlaß zu reger politischer Thätigkeit geben, trotz der Hochzeitsfeierlichkeiten an unserem Hofe, trotz aller dieser Manifestationen des öffentlichen und staatlichen Lebens liegt Berlin doch noch in der trägen Ruhe, die in den Sommermonaten ihm leider, wie es scheint, nach unabänderlichem Gesetze eine so melancholische, um nicht zu sagen langweilige Physiognomie giebt. Wehe dem Unglücklichen, der nach längerer oder kürzerer Sommerreise genöthigt ist, im August seine Thätigkeit in Berlin wieder aufzunehmen! Er betritt die Stadt dann gerade zu der Zeit, in der die Reiselust und das Reisebedürfniß fast alle seine Bekannten und Freunde entführt hat, und er leidet dann in der Vereinsamung um so schwerer unter den Uebeln der Berliner Sommeratmosphäre. Jeder Tag, der vorübergegangen ist, ist schon deswegen ein Gewinn, weil er uns dem September und mit diesem der Wiederkunft unserer Freunde und Berufsgenossen näher bringt. Die schlimmste Zeit liegt entschieden schon hinter uns, und nicht lange wird es währen, so wird das Leben wieder frisch und lebendig bei uns pulsiren. Dafür wird schon allein der Beginn des Reichstages sorgen, dem man ja dieses Mal natürlich mit ganz außergewöhnlich großer Spannung entgegen sieht. Schon hört man, daß die Abgeordneten im Hause in der Leipzigerstraße ihre Plätze belegen, auch beginnt schon in den Blättern die Discussion über die Präsidentenwahl. Diese Discussion ist zur Beurtheilung der jeweilig vorherrschenden Strömungen und Meinungen nicht unwesentlich. Vor einiger Zeit hieß es zum Beispiel, Herr von Forkenbeck würde sich in Anbetracht des augenblicklich zwischen dem Reichskanzler und der nationalliberalen Partei bestehenden Verhältnisses nicht bereit finden lassen, das Präsidium des Reichstages zu übernehmen. Heute ist wieder von der Wahl Forkenbecks zum ersten Präsidenten als von einer selbstverständlichen Thatsache die Rede. Sehr bemerkenswerth sind die publicistischen Erörterungen über die Besetzung der beiden Vicepräsidentenstellen. Die Conservativen nehmen sie für sich in Anspruch, und zwar in der Weise, daß die Stelle des einen Vicepräsidenten mit einem Mitgliede der deutschen Reichspartei und die des anderen mit einem Deutschconservativen besetzt werden soll. Die Ultramontanen rechnen mit ziemlicher Sicherheit darauf, wenigstens den Posten des einen Vicepräsidenten für einen der Ihrigen gewinnen zu können, und werden zur Durchführung dieses Zweckes jedes Bündniß eingehen, das sich ihnen darbietet.

Nicht recht verständlich scheint es uns, daß auch einzelne nationalliberale Organe für die Wahl eines ultramontanen Vicepräsidenten plaidiren. Sie thun dies zwar in ironischer Weise, indem sie eine solche Wahl als die einfache logische und nothwendige Consequenz der Wahlen und der Politik der Regierung bei denselben darstellen. Sie wollen also an diesem Beispiel zeigen,

wohin die Politik der Regierung bereits geführt habe oder noch führen könne. Indeß scheint uns diese Taktik, welche offenbar einer tieferen Mißstimmung entspringt, außerordentlich verkehrt. In ultramontanen Kreisen wird diese zwar mißvergnügte, aber doch sehr unumwundene Anerkennung der Macht des Centrums den freudigsten Beifall erregen, und als Angriff auf die Regierung macht dieses Manoeuver doch einen etwas schwächlichen Eindruck. Zudem ist es denn doch auch etwas gewagt, behaupten zu wollen, daß das Verhalten der Regierung bei den Wahlen der klericalen Partei zu Gute gekommen sei. Oder will man etwa die noch haltlosere Behauptung aufstellen, die ganze Auflösung des Reichstages sei ein Fehler der Regierung gewesen, weil die Neuwahlen eine Stärkung des Centrums ergeben hätten? Es wäre dringend zu wünschen, daß derartige Ausbrüche der Mißstimmung sich nicht weiter geltend machten. Wir vermögen wenigstens nicht einzusehen, was der nationalliberalen Partei ein solches Schmollen nützen könnte, zumal in dem Augenblicke, wo sich alle anderen Parteien anschicken, eine möglichst große, auf die Erzielung thatsächlicher Macht und wirklichen Einflußes gerichtete Thätigkeit zu entfalten. Gerade für die nationalliberale Partei ist es von der äußersten Wichtigkeit, daß sie das Vergangene vergißt, sich schnell in die veränderten Verhältnisse findet und sich durch actives Vorgehen eine machtvolle Stellung sichert.

Unter diesem Gesichtspuncte ist die Rede, welche Herr von Bennigsen jüngst in Kreiensen gehalten hat, von großer erfreulicher Bedeutung, und die nationalliberale Partei wird gewiß nichts besseres thun können, als den von diesem ihrem umsichtigen Führer aufgestellten Gesichtspuncten zu folgen. Namentlich wäre dies in Hinsicht des Socialistengesetzes dringend zu wünschen. Die von Herrn von Bennigsen empfohlene Verständigung über dieses Gesetz liegt ebenso sehr im Interesse der Sache als in dem der nationalliberalen Partei. Nach Allem, was geschehen ist, und nachdem noch in den letzten Wochen die socialistische Propaganda neue Erfolge und weitere Ausdehnung an Macht und Einfluß aufzuweisen hatte, nachdem noch neuerdings die Frechheit und Verruchtheit ihrer Sprache ihre ganze furchtbare Gefährlichkeit abermals enthüllt hat, ist es völlig unmöglich, der Regierung die Unterstützung bei der Bekämpfung dieser socialen Pest zu versagen. Namentlich würde dies der nationalliberalen Partei schlecht anstehen, die doch sonst und mit Recht den Anspruch erhebt, unabläßig für die Schöpfung, Entwickelung und Erhaltung des Reiches gewirkt zu haben. Und gerade deswegen ist es für diese Partei ein Gebot, das fast dem der Selbsterhaltung gleich kommt, dem Zustandekommen des Gesetzes die Wege zu ebnen. Niemand verlangt, daß die nationalliberale Partei das Gesetz bedingungslos annimmt, daß sie es votirt in der Gestalt, in der es vorliegt. Sie wird selbstverständlich die Freiheit haben und haben müssen, mit Abänderungsvorschlägen ihrerseits hervorzutreten. Und man darf gewiß annehmen, daß die Regierung diese Vorschläge in bereitwillige Erwägung ziehen und ihnen gerne Folge geben wird, wofern sie nur nicht derart sind, daß ihre Annahme den ganzen Zweck des Gesetzes aufheben würde. Betritt die nationalliberale Partei aber diese Bahn nicht, neigt sie sich vielmehr auf die Seite der Opposition, so würde nicht allein das ganze öffentliche Wesen schweren Kämpfen und Erschütterungen entgegen gehen, sondern, was wir an dieser Stelle gerade besonders betonen möchten, die Partei selbst würde in Widerspruch mit den besten Zeiten ihrer eigenen Vergangenheit gerathen und ihre

eigene Zukunft gefährden. Niemand kann bis jetzt wissen, wie sich im neuen Reichstage die Parteien zu einander und zur Regierung stellen werden, aber das ist augenfällig, daß die nationalliberale Partei ihre bisherige führende Stellung im Reichstage über kurz oder lang an die conservative Partei abgeben müßte, wenn sie aufhören wollte, in positiv wirkender Weise der Regierung in den Hauptfragen des Staatslebens zur Seite zu stehen. Darum erheischt es das eigenste Interesse der nationalliberalen Partei, in der ersten sich der parlamentarischen Entscheidung darbietenden Frage durch ihr Gewicht und ihren Einfluß ein positives Resultat herbeizuführen.

Die Ausschüsse des Bundesrathes haben mittlerweile die Berathungen über das Socialistengesetz soweit gefördert, daß morgen die Beschlußfassung des Plenums des Bundesraths über das Gesetz erfolgen kann. Die Gerüchte, daß verschiedene Regierungen, namentlich die bairische, einen erfolgreichen Widerstand gegen die in dem Gesetzentwurf vorgesehene Creirung eines Reichsamtes für Presse und Vereinswesen entfaltet hätten, erhalten sich und sind in letzter Zeit sogar in sehr zuversichtlicher Form aufgetreten, ohne daß sich indeß schon jetzt mit Bestimmtheit sagen ließe, ob es den Regierungen wirklich gelungen ist oder gelingen wird, die beabsichtigte Schöpfung zu hintertreiben. Die nächsten Tage werden hierüber Gewißheit bringen.

Die auswärtige Politik bewegt sich fast einzig und allein um die Frage der Ausführung des Berliner Vertrages, eine Frage, welche die Pforte möglich zu verwirren und zu compliciren bestrebt ist. Bis jetzt ist dieses Streben der Türkei leider recht erfolgreich gewesen. Von den zahlreichen Bestimmungen des Berliner Friedens ist eigentlich noch keine einzige zur Ausführung gebracht worden. Weder an Rußland, noch an Oesterreich, noch an Montenegro, noch an Griechenland hat die Pforte irgend eines der Territorien herausgegeben, zu deren Abtretung sie sich in Berlin verpflichtet hat. Mit Oesterreich ist sie sogar in ein Verhältniß gerathen, das dem Kriegszustande zum Verwechseln ähnlich sieht. Die österreichische Occupation Bosniens hat zu einem Kriege mit sogenannten „Insurgenten" geführt, die nichts anderes sind als reguläre und irreguläre türkische Truppen und die österreichischer Seits natürlich nur als Insurgenten bezeichnet werden, damit man die officielle Kriegserklärung an die Pforte umgehen kann. Es scheint, daß die Oesterreicher nicht darauf gerechnet haben, in Bosnien einen so hartnäckigen Widerstand zu finden, wenigstens wäre es sonst nicht recht erklärlich, weshalb sie nur mit relativ so geringen militärischen Mitteln dort aufgetreten sind. Dieser Irrthum ist um so auffallender, als die Pforte in diesem Falle mit einer Aufrichtigkeit, die man ihr sonst nicht nachsagen kann, von vornherein erklärt hat, die Oesterreicher würden in Bosnien bei einem eventuellen Einmarsche einem starken bewaffneten Widerstand begegnen. Schon während des Congresses sagten dies die türkischen Delegirten jedem der es hören wollte. Die Oesterreicher haben es wohl auch gehört, aber sie haben es nicht geglaubt. Vielleicht haben sie auch darauf gerechnet, die Occupationsfrage mit der Türkei im Stillen auf gütlichem Wege durch eine Convention zu regeln und sind in dieser Annahme durch die Pforte getäuscht worden. Türkischer Seits wird behauptet, daß an demselben Tage, an dem in Berlin die Unterzeichnung des Friedens stattfand, seitens der österreichischen und türkischen Delegirten eine Declaration vereinbart worden sei, in der die Pforte ihre Zustimmung zu der Occupation gegeben hätte unter der Bedingung, daß dem Sultan gewisse Souveränetätsrechte gewahrt blieben und daß die Occupation nur eine provisorische sein

solle. Ganz so wird sich die Sache schwerlich verhalten. Die österreichischen Delegirten werden sich gehütet haben, der Pforte solche Bedingungen zuzugestehen. Aber so viel ist doch sehr wahrscheinlich, daß man österreichischer und türkischer Seits in Berlin bereits über eine Convention verhandelt hat und daß der Abschluß dieser Convention eine wesentliche Voraussetzung bei den österreichischen militärischen Operationen bildete. Die Pforte hat dann wohl diese Hoffnung zu Schanden gemacht und das Resultat waren zahlreiche und blutige Kämpfe.

Wie sich die Auseinandersetzung der Türkei mit Griechenland gestalten wird, läßt sich noch gar nicht übersehen. Vorläufig hat die Pforte es rundweg abgelehnt, Griechenland die ihm von dem Congresse bewilligte Rectification seiner Grenzen zuzugestehen. Den Montenegrinern ist es nicht besser gegangen. Als sie sich in den Besitz ihrer neuen Gebietstheile setzen wollten, stießen sie auf türkische Soldaten. Indeß auf die Dauer können diese Dinge so nicht weitergehen. Die Pforte wird bald inne werden, daß sie gegen den Willen der vereinigten europäischen Mächte doch nichts auszurichten vermag und wird mildere Seiten aufziehen. Keines Falles ist zu fürchten, daß die Verschleppungspolitik der Türkei den europäischen Frieden irgendwie gefährden könnte.

26. August. J.

Literatur.

Goethe und Marianne von Willemer. Zweite vermehrte Auflage. Stuttgart, Cotta. — Nach wenig mehr als Jahresfrist präsentirt sich dieses schöne und interessante Stück der Goetheliteratur zum zweiten Male. Die neue Auflage des auch diesmal wieder vorzüglich ausgestatteten und mit zwei neuen artistischen Beilagen (einem reizenden Porträt der jugendlichen Marianne und einer Abbildung der Gerbermühle) schön geschmückten Buches ist eine vermehrte und verminderte. Vermehrt durch die seit dem Erscheinen der ersten Auflage in Wien zum Vorschein gekommenen sieben Briefe Goethes aus dem Nachlasse der Frau Rosette Städel (der ältesten Tochter Willemers aus seiner ersten Ehe), davon sechs an Rosette Städel selbst, einer an Willemer und Marianne gerichtet; ferner durch einen Brief Goethes an Engelmann in Frankfurt; durch zwei Gedichte Mariannens an Zacharias Werner und an Herrn Finger; auch durch mancherlei Anmerkungen und Berichtigungen zur ersten Auflage. In Wegfall gekommen ist das Gedicht „Spatz und Spätzin", das nicht Mariannen, sondern Karl August Mayer zum Verfasser hat, die Zuschrift des Fürsten Metternich an Goethe und anderes, was durch die theilweise nicht unbedeutende Umarbeitung einzelner Parthien des erklärenden Textes, die natürlich ebenso oft Ergänzung und Vermehrung war, der Entfernung bedurfte. Wenn schon bei der ersten Auflage der Arbeit des Herausgebers, des leider nun verstorbenen W. Creizenach, alle Anerkennung auszusprechen war, so kann solche jetzt, bei der zweiten Auflage, auch dem Sohne des Verstorbenen nicht vorenthalten werden, durch dessen gründliche Arbeit das Buch, vervollständigt und von einigen kleinen Fehlern befreit, aufs Neue eine Zierde der Goetheliteratur geworden ist. L. H.

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.

Ausgegeben: 29. August 1878. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Die Schwäbiſche Alb.*)

Von W. Lang.

Man darf bei dem Namen Schwäbiſche Alb nicht an deren weit vornehmere und ſtolzere Vettern jenſeits des Bodenſees, nicht an die Alpen denken: um unliebſame Vergleichungen im Voraus abzuſchneiden, hält ſie darauf, daß ſchon die Schreibart ſich unterſcheide. Wenn das Nachbarland ſein bairiſches Gebirge hat mit ſeinen Felsſpitzen und Schneefeldern, ſo hat unſer Württemberg dem nichts an die Seite zu ſetzen. Alpenroſe und Edelweiß gedeihen nicht auf ſeinen Höhen, gerade an ſeiner Grenze im Südoſten beginnt die Landſchaft alpinen Charakter anzunehmen. Es kann überhaupt keiner landſchaftlichen Schönheiten erſten Ranges ſich rühmen und muß darauf verzichten, mit dem Schwarme fernherkommender Touriſten ſeine Thäler angefüllt zu ſehen. Seine Flüſſe werden ſchiffbar eben da wo ſie das Land verlaſſen; denn wie das große Gebirge, ſo fehlt ihm auch der große Strom mit ſeiner Verkehrsſtraße und den alten Culturmittelpuncten, wie ihm die weite Ebene fehlt mit ihrer Lichtfülle und dem fernverſchwimmenden Horizont. Selbſt am Schwarzwald, der unſer höchſtes Gebirge iſt, haben wir nur einen beſcheidenen Theil; die weitaus bedeutendere und ſchönere Hälfte iſt unſeren Nachbarn im Weſten zugefallen.

Von allen Beſtandtheilen, aus denen ſich landſchaftliche Schönheit zuſammenſetzt, haben wir nur Anſätze, Bruchſtücke, Proben; nichts Ganzes und Großes, aber von Allem ein wenig; eine kleine Probe ſelbſt vom Meer, wenn wir am Ufer des Bodenſees ſtehen und der Sturm die Wellen peitſcht oder der Nebelmantel, der die Schweizer Berge verhüllt, den Schein einer unendlichen Fläche erzeugt. Ein buntes Kleid trägt der Boden des ſchwäbiſchen Landes,

*) Guſtav Schwab, Die Schwäbiſche Alb mit beſonderer Berückſichtigung der Neckarſeite. Zweite Auflage. Mit Zuſätzen von Dr. E. Paulus. Stuttgart, A. Bonz u. Co.

vielerlei drängt sich in engem Raume, in einzelne Gruppen scheint sich das Ganze aufzulösen, die doch wieder in einander übergehen, überall Thaleinschnitte, die köstliche, stille Winkel bergen. So muß die Mannigfaltigkeit der Bodenbildung Ersatz bieten für den Mangel großartiger Formen, und darin besteht auch der Hauptreiz der schwäbischen Alb, des Gebirgszuges, der sich von Südwest nach Nordost quer durch das Land zieht. Nichts Staunenswerthes und Erhabenes zeigt sie dem Auge, aber sie läßt schon von Ferne Waldeinsamkeiten ahnen und würzige Bergluft. Der Landschaftsmaler wird hier keine Vorwürfe zu großen Schöpfungen finden, wohl aber wird er seine Studien mit einer Fülle von Einzelmotiven bereichern können. Unsere Alb verhält sich zu größeren Gebirgen wie der Sonntagsausflug zur Sommerreise.

Sie selbst gehört einem größeren Ganzen an; sie ist ein Theil des Juragebirges, südwestlich schließt sich der schweizerische, nordöstlich der fränkische Jura an. Auch was die Erhebung betrifft, steht der schwäbische Jura in der Mitte; seine durchschnittliche Erhebung beträgt 2500 Fuß; der schweizerische ist höher, der fränkische niedriger. Ihren Steilabfall hat die schwäbische Alb nach Nordwesten, dem Neckar zugekehrt; nach der Donau dacht sie sich allmählich ab, obwohl auch hier einzelne Thäler eingeschnitten sind, die mit den nördlichen zu wetteifern vermögen. Wenigstens werden die Klosterschüler in Blaubeuren kaum zugeben wollen, daß ihr Thal mit geringeren Reizen geschmückt sei, als dasjenige, in welchem ihre Studiengenossen zu Urach aufwachsen.

Die Oberfläche, ein hügeliges Plateau, zeigt abwechselnd Wälder, Waiden und Saatfelder; der Boden, obwohl steinig, ist keineswegs unergiebig. Aber das Klima, dem Städter im Sommer erwünschte Kühle spendend, steht sonst im Rufe unfreundlich und rauh zu sein, ein Theil der Alb heißt geradezu „die Rauhe Alb". Und wasserlos ist diese Hochfläche. Wehe dem Dorf mit seinen Strohdächern, wenn bei heftigem Winde die Flamme ausbricht. Das Kalkgestein ist überall zerklüftet und läßt die Feuchtigkeit zur Tiefe rinnen, so daß sie erst am Fuße in den vielen munteren Quellbächen wieder zum Vorschein kommt. Zahlreiche Höhlen, große und kleine, durchsetzen das Gebirge, die einen durch ihre Stalaktitenbildungen, die anderen durch die Reste vorweltlicher Thiergattungen und uralter Menschenansiedelungen berühmt. Der Wassersnoth ist erst in jüngster Zeit abgeholfen worden, durch Pumpwerke, die in den einzelnen Gemeinden eingerichtet worden sind und die das unentbehrliche Element vom Thale wieder zur Höhe emportreiben, ein bleibendes Verdienst der gegenwärtigen Regierung, welche die Mühe sich nicht verdrießen ließ, das gegen diese wie jede Neuerung mißtrauische Landvolk eines Besseren zu belehren und vom Segen der Zauberkunst, die aus dem nackten Felsen Quellwasser hervorlockt, zu überzeugen.

Da wo die Alb ihren Steilabfall hat, also nach Nordwest, da drängen sich auch ihre vornehmsten landschaftlichen Schönheiten zusammen. Ist von einer Landparthie „auf die Alb" die Rede, so meint man damit in der Regel die Höhen und Thäler, welche sich der Neckarseite entlang die Hand reichen. Von der Ferne gesehen sieht freilich das Gebirge nach dieser Seite wie ein festgeschlossener Wall aus, nur wenig ist die einförmige Linie unterbrochen, nur wenig scheinen sich einzelne Kuppen über den Kamm zu erheben. Ernst und dunkelblau schließt diese Kette den Horizont ab, wenn man von den Höhen des Unterlandes nach Süden blickt. Erst am Abend, wenn es den Sonnenstrahlen gelingt, den Gebirgszug zu bestreichen, und dann in lichtere, violette Töne die Abhänge sich kleiden, wird man gewahr, daß die scheinbare Mauer überall durchbrochen ist, es sondern sich die einzelnen Glieder, der Eingang von Thälern wird sichtbar, und vor diesen sind selbständige Kegelberge aufgepflanzt: wie Inseln ein Festland umsäumen, so tritt eine Reihe von Gipfeln, zum Theil vulkanischen Ursprungs, aus der Masse des Gebirges heraus, und die untergehende Sonne vergoldet auf ihnen bald eine Felsengruppe, bald die Ueberreste einer Burg.

Diese Zerrissenheit des Gebirgsrandes nun giebt der Landschaft Leben und Mannigfaltigkeit. Zwar bleibt sich der Charakter der Erhebung überall gleich, und überall bedeckt die obere steilere Hälfte derselbe Buchenwald, der wie ein Band um die einzelnen Glieder sich legt und den in kurzen Abständen zahllose Felsenstirnen krönen. Aber die tiefgeschnittenen Thäler, die selbst wieder ihre größeren und kleineren Seitenthäler haben, der gewundene Lauf dieser Thaleinschnitte, der das eine mal den Blick in einem Ringe von Waldbergen gefangen nimmt, ein anderes mal weite Fernsichten verstattet, die Vorsprünge, welche das scharfkantige Plateau bildet und die hier in eine spitze Ecke auslaufen, dort nach Art einer Landzunge in die Ebene sich erstrecken, die Gipfel, die bald mit dem Rücken an das Plateau angewachsen wie Eckthürme dasselbe überragen, so der Neuffen und die Teck, bald als freie Vorberge, näher oder entfernter, demselben gegenüber sich erheben, wie der Hohenzollern, die Achalm, Hohenurach, Hohenstaufen, Hohenrechberg — das Alles schafft einen beständigen Wechsel der Ansicht. Man kann sagen, wer eines jener Thäler gesehen hat, hat alle gesehen, und doch wird man in jedem wieder durch eine andere Combination der Formen überrascht sein.

Zu dem Allem kommt die Weihe, welche die geschichtlichen Erinnerungen mehr als einer dieser Höhen verleihen. Die Namen Hohenstaufen und Hohenzollern genügen, um uns zu sagen, daß wir uns auf classischer Erde befinden. Beide gehören zu den freistehenden Vorbergen der Alb, sind aber so gestellt, daß sie nicht gegenseitig in Sicht sind, dagegen giebt es zahlreiche Puncte, wo man sie beide übersieht und in ihrem Anblick Betrachtungen über

Einſt und Jetzt unſerer Geſchichte nachhängen kann. „Einſt und Jetzt", ſo iſt das bekannte Gedicht Paul Pfizers überſchrieben, das anhebt: „Meiner Heimath Berge dunkeln", und das, nachdem es ſchwermüthig bei den ſtaufiſchen Erinnerungen verweilt, die Schwingen mit einem male aus nächtlichem Dunkel erhebend, das vom Zollern ausſtrahlende Morgenlicht begrüßt. Jetzt, da den Stammſitz unſeres heutigen Kaiſerhauſes die unvergleichliche neue Burg ſchmückt, iſt der Gegenſatz zu der verödeten, jeder Zier beraubten Wiege der Stauffer doppelt ergreifend. Wie in einer Vorahnung der Herrlichkeit, die jetzt vom Zollern ſtrahlt, ſang vor mehr als einem halben Jahrhundert Guſtav Schwab:

Doch Blick und Lied in vollern,
In ſchnellern Bahnen zieht!
Das iſt ja Hohenzollern,
Was noch ſo ſonnig glüht.
Der Staufen iſt geſunken
In abendliche Nacht,
Du aber ſtehſt noch trunken
Von königlicher Pracht!

Die anderen Burgen und Burgtrümmer haben freilich eine beſcheidenere Chronik. Wo aber die Geſchichte keinen Kranz auf ſie gedrückt hat, da rankt an dem Mauerwerk um ſo üppiger die Sage ſich empor. In Berg und Thal wimmelt es von alten Ueberlieferungen, die zum Theil noch deutlich ihre Herkunft aus den heidniſchen Zeiten verrathen, zum Theil aber an ſpätere geſchichtliche Ereigniſſe ſich knüpfen. Keine Stätte iſt lieblicher von Sage und Dichtung verklärt als der keck auf einem ſenkrechten Felſen gebaute Lichtenſtein: Wilhelm Hauff hat die Geiſter, die hier lebendig ſind, aus alter Märe und aus dem reichen Born ſeiner Einbildungskraft hervorgezaubert und verdientermaßen iſt im Angeſicht dieſes Schlößchens ſein Denkmal aufgeſtellt, auf einer Felſennadel inmitten rauſchender Buchenzweige. Vom nahen Neuffen aber grüßt der Schatten eines anderen Dichters: aus dem dortigen Geſchlechte ſtammte Herr Gottfried von Neuffen, der, wie das noch in ſpäteren Tagen die ſchwäbiſchen Sänger pflegen, von grünem Anger und Maienwonne und „von ſeiner Frauen rothem Munde" ſang.

Um ſich einer weiteren Umſchau zu erfreuen, ſind natürlich am meiſten dieſe Vorberge aufgeſucht. Zwar iſt hier die Ausſicht nach den Tyroler und Schweizer Alpen faſt überall durch den nahen und höheren Kamm des Gebirges verdeckt, dafür gewähren ſie den Einblick in die maleriſche Zerriſſenheit der Hauptkette, in die Einſchnitte und Vorſprünge, die ſich immer wieder anders verſchieben, während andererſeits das Auge weit über das mit Städten und Dörfern beſäte Vaterland hinaus bis zu den Höhen des Schwarzwaldes, des Odenwaldes und der fränkiſchen Berge dringt. Nur von den Höhen

im Südweſten, ſo vom Dreifaltigkeitsberge bei Spaichingen, wo man ſchon näher dem Rhein und ſeiner ſchweizeriſchen Heimath iſt, entfaltet ſich ein großartiges Panorama der Hochgebirgswelt. Aber das iſt ein entlegener Theil der Alb, wenn man nämlich vom Mittelpunct des Landes rechnet. Weitaus am meiſten in Gunſt ſtehen diejenigen Thäler, welche, leicht erreichbar, der mittleren Alb angehören, das Honauer, das Uracher, das Lenninger, das obere Filsthal. Sie verdienen auch dieſe Gunſt um der Mannigfaltigkeit ihrer Reize willen, und unter ihnen wird der Preis neidlos dem Uracher Thale zuerkannt mit ſeinen zahlreichen Nebenthälern, die eben hier ſich zuſammenfalten, mit den ſtolzen Buchenwäldern und den kecken Felſenkronen, mit der ſchönen Burgruine und dem träumeriſch in der Waldecke herabrinnenden Waſſerfall. Eduard Mörike hat in den aus Naturgefühl und Jugenderinnerung zuſammengewobenen Strophen: „Beſuch in Urach" die Stimmung dieſes Thales unvergleichlich wiedergegeben; ganz wird die Feinheit dieſer Dichtung nur der nachzuempfinden vermögen, wem ſelbſt ein Stück Jugend an dieſen Bergen hängt. Sie iſt freilich zu einer Zeit gedichtet, als noch keine Eiſenbahn ſich in dieſes Thal eingedrängt hatte, die heute an ſchönen Sommertagen Schwärme von Beſuchern herbeiträgt. Doch wird auch heute, wer weiſe iſt und recht genießen will, den Weg nach Urach über das Gebirge nehmen. Unter dem Schutz des Buchenwaldes klettert der Pfad zuerſt zum ausſichtberühmten Grünen Felſen empor, damit iſt die Hochfläche erreicht und leicht geht es in der erfriſchenden Bergluft über Sanct Johann, unter deſſen Linden manches Glas geleert und manches Lied geſungen worden iſt, hinüber zu den Felſen des Rutſchenhofs; ſchroff abſtürzend bilden ſie den Hintergrund eines prachtvollen Amphitheaters, das nach der aus Waldesgrün ſich erhebenden Burg Hohenurach ſich öffnet, während von fernher die Gipfel des Neuffen und der Teck hereinſehen. Wieder nimmt Wald den Wanderer auf und verdeckt den neuen Wechſel der Scene: durch eine Felſenſchlucht geht der Weg abwärts, plötzlich thut ſich eine grüne Lichtung auf und daneben rauſcht und ſtürzt in weitem Bogen, am Felſen zerſtäubend, der Bach zur Tiefe, wo ihn ein ſmaragdnes Wieſenthal aufnimmt. Zuletzt auf die anſehnliche Burg, wo Nicodemus Friſchlin, die Freiheit ſuchend, am Fuße ſeines Kerkers das Haupt zerſchellte, und hinab in das ehrwürdige Städtchen mit der gothiſchen Kirche und dem alten Schloſſe mit ſeinen Erinnerungen an den Herzog Eberhard im Bart, den „reichſten" Fürſten nach dem Zeugniß ſeiner fürſtlichen Collegen, die „preiſend mit viel ſchönen Reden ihrer Länder Werth und Zahl" im Saale zu Worms ſaßen. Wir Schwaben ſind vielleicht parteiiſche Richter, aber ich frage einen Jeden, der einen Sommer lang unſerer Hochſchule am Neckar angehörte und zwiſchen ſeine Studien zuweilen eine „Albſuite" einzuſtreuen pflegte, ob ihm nicht die „Suiten" (ſprich:

Schwitten) nach Urach in einem feinen Herzen und Gedächtniß geblieben ſind, zumal ſie auf das erquicklichſte endigten in der ruhmwürdigen Poſt am Marktplatz zu Urach.

In welcher Jahreszeit es am räthlichſten iſt, die ſchwäbiſche Alb zu beſuchen? Unbedingt im Frühjahr. Zwar auch der Spätherbſt mit den reineren Lüften und den tieferen Farben hat ſeine beſonderen Reize; rothbraun iſt dann der Wald gefärbt und gierig ſcheint er, bevor er ſein Kleid verliert, noch das goldene Sonnenlicht einzuathmen. Und ſpäter noch, nichts iſt den zart abgeſtuften Tönen zu vergleichen, wenn die ineinandergeſchobenen Thalwände mit einem leichten Nebelſchleier überzogen ſind. Doch die rechte Wanderluſt nach der Alb pflegt ſich erfahrungsgemäß im Lenz einzuſtellen. Zur Zeit des „lieblichen Feſtes", da iſt auch ſie mit dem Feſtgewande geſchmückt, wenn Alles knoſpet und ſchwillt, wenn das zarte Grün der Buche eben aufgeſproßt iſt und die Bergwieſen mit Gentianen, Primeln und Anemonen bedeckt ſind und an heimlicheren Orten, eine Augenweide dem Liebhaber, die Pracht der Orchideen ſich zu entfalten beginnt, des Frauenſchuhs und jener wunderbaren Ophrysarten, in denen die Natur täuſchend die Geſtalt gepflügelter Weſen, von Fliegen und von Bienen, nachgeahmt hat.

In Guſtav Schwab haben ſchon vor fünfundfünfzig Jahren die Schönheiten der ſchwäbiſchen Alb einen lebhaften und geiſtreichen Herold gefunden. Seine Beſchreibung der „Neckarſeite der ſchwäbiſchen Alb, mit Andeutungen über die Donauſeite, eingeſtreuten Romanzen und anderen Zugaben", iſt aus einer begeiſterten Liebe zur Heimath hervorgegangen und darf ſich rühmen, im Geſchlecht unſerer Väter die Luſt an der Natur des eigenen Landes nicht wenig befördert zu haben. Ueberall ſpürt man, daß ſie auf Selbſterlebtem und Selbſtempfundenem beruht, Schwab hat die heimathlichen Thäler und Höhen mit dem Ränzel auf dem Rücken Jahr aus Jahr ein raſtlos durchwandert: auch die Sammlung ſeiner Lieder zeigt, wie jede Faſer ſeines Weſens verwachſen war mit der Heimath. Allein ſeine Liebe und Vorliebe iſt keineswegs eine blinde oder ins Allgemeine ſich verlierende Schwärmerei. Es verbindet ſich damit vielmehr eine feine Einſicht in das, was gerade den eigenthümlichen Reiz dieſer Landſchaft bildet. Er iſt weit davon entfernt, ſie größeren Gegenden an die Steite ſtellen zu wollen, aber er iſt ſich des Charakteriſtiſchen gerade der Alb deutlich bewußt und weiß es in ſeinen feinſten Schattirungen zur Darſtellung zu bringen. Und in das Landſchaftliche hat er mit künſtleriſchem Sinne das Element der Geſchichte und der Sage eingefügt, wodurch eine Compoſition entſtand, die damals etwas Neues war und heute noch durch die poetiſche Stimmung des Ganzen anzieht und ihren Werth behauptet. Schwab iſt, was man nicht von allen Reiſebeſchreibungen rühmen kann, ſtets geſchmackvoll. Auch die eigenen zahlreichen Lieder und

Digitized by Google

Romanzen, die er eingestreut hat, machen hier einen ungleich frischeren und ansprechenderen Eindruck, als wenn sie daraus abgelöst sind. Man muß, um gerecht zu sein, Schwabs Alb und das verwandte Buch über den Bodensee mitzählen, wenn von den Leistungen der schwäbischen Dichterschule die Rede ist. Prosa und Poesie gehören hier untrennbar zusammen. Die Lieder sind in einen Rahmen gestellt, der im Voraus die entsprechende Stimmung giebt. Das Eingangslied zum Beispiel, das der Reihe nach die hervorragenden Gipfel der Alb vom Zollern bis zum Rosenstein durchnimmt und aneinanderreiht, ist an sich nicht von erheblich dichterischem Werth. An der Stelle aber, wo es im Buche steht, wirkt es vortrefflich. Man fühlt, wie der Dichter nur einem natürlichen Drange nachgiebt, wenn er in gereimte Strophen übergeht. Die dichterisch angehauchte Rede wird auf ihren Höhepuncten von selbst zum preisenden Lied:

Ich sing', ich darf es wagen,
Es muß ein Lied entstehn,
Ich brauche nur zu sagen,
Was ich ringsum gesehn.

Im Handel ist das Buch seit lange selten geworden, und doch wäre es unbillig, dasselbe allmählig in Vergessenheit gerathen zu lassen. So Manches darin veraltet ist, hat es doch durch neuere Bearbeitungen desselben Gegenstandes, die mehr nach der Schablone angelegt sind und nur den touristischen Zwecken dienen, keineswegs überflüssig gemacht werden können. Es ist etwas Anderes, ob ich mit einem Lohnführer reise oder mit einem geistreichen Freunde, den ich als orts- oder geschichtskundig, als warmherzig zugleich und phantasiebegabt mit jedem Tage lieber gewinne. Man hat deshalb mit Recht an die Erneuerung des Buches gedacht, um es auch dem heutigen Geschlechte wieder zugänglich zu machen. Da erhob sich aber freilich eine schwierige Frage. Sollte der alte Text ganz unverändert wieder abgedruckt werden? Oder wenn dies bei einer Ortsbeschreibung nach fünfzig Jahren kaum durchzuführen war, inwieweit durfte man sich Veränderungen und Berichtigungen erlauben, ohne die Einheit der ursprünglichen Composition zu stören und sie ihres eigenthümlichen Duftes zu berauben?

Die Neubearbeitung ist in die Hand von Eduard Paulus gelegt worden, und schwerlich hat eine bessere Wahl getroffen werden können. Der „Conservator der württembergischen Alterthümer", der unlängst seinen verdienten Vater in dieser Stelle ersetzt hat, ist von Berufswegen ein genauer Kenner des schwäbischen Landes nach Natur und Geschichte, aber er ist mehr als dies: er hat durch seine verschiedenen Publicationen — Gedichte, Wanderungen, kunstgeschichtliche Forschungen — seinen Künstlersinn und seinen Ge-

ſchmack erwieſen, er iſt ſelbſt eine ächte, liebenswürdige Poetennatur. Paulus hat den Tact gehabt (was ihm übrigens noch ausdrücklich vom Sohne des Dichters zur Pflicht gemacht war), möglichſt wenig an dem Texte zu ändern und die Verbeſſerungen und Nachträge auf das Unerläßlichſte, zum Beiſpiel die Bevölkerungszahlen, kunſtgeſchichtliche Notizen und dergleichen zu beſchränken. So iſt es denn im Weſentlichen das alte Buch, das jetzt im neuen Gewande ſich wieder darbietet, und das mit Zuverſicht von neuem ſich zeigen darf, ſo große Umwälzungen auch ſeitdem im Reiſeweſen vor ſich gegangen ſind.

Daß durch jene Zuſätze, wie beſcheiden ſie ſind, doch ein fremdes Element hereingekommen iſt, läßt ſich freilich nicht in Abrede ſtellen. Sie ſind in Klammern dem Texte eingefügt, und das bringt ſchon äußerlich eine gewiſſe Beunruhigung. Es ſtört, zu ſehen: das iſt von dieſem, das von jenem Verfaſſer. Und zuweilen iſt es doch unvermeidlich, daß das Neue zum Alten einen eigenen Gegenſatz bildet. Im Ganzen hat ſich zwar, wie in der geſammten Phyſiognomie der Alb, ſo auch in den einzelnen Oertlichkeiten ſeit der Zeit, da Guſtav Schwab ſie durchwanderte, wenig verändert. Der Hohenſtaufen hat — den Bemühungen des wohlmeinenden Hohenſtaufenvereins glücklicherweiſe zum Trotz — noch eine ebenſo kahle und leere Fläche wie damals. Die Achalm hat noch denſelben viereckigen Thurm mit der unförmlichen, aber weithin ſichtbaren Wetterfahne. Auf dem Hohenneuffen hat ſich nichts verändert, als daß vielleicht ſeitdem das eine oder das andere Stück Mauer zuſammengefallen iſt, im Inneren aber eine Sommerwirthſchaft für Sonn- und Feiertage ſich eingerichtet hat. Auch daß das Stammſchloß der Rechberge, aus deren Geſchlecht der letzte kaiſerlich königliche Präſidialgeſandte am deutſchen Bundestag hervorgegangen iſt, vor etlichen Jahren, vom Blitzſtrahl getroffen, in ſeinen oberen Theilen abgebrannt iſt, will wenig beſagen. Etwas Anderes iſt es mit dem Lichtenſtein oder mit dem Hohenzollern. Mit denen iſt doch eine einſchneidende Veränderung und Verjüngung vor ſich gegangen. Und da macht es einen eigenen Eindruck, wenn dem heutigen Wanderer eine Beſchreibung der Zollernburg gegeben wird, wie ſie vor der Erneuerung durch Friedrich Wilhelm IV. war, und er dann nachträglich durch einige Sätze in Klammer dahin belehrt wird, daß dieſe Beſchreibung nicht mehr gilt, da ſich inzwiſchen an der Stelle jener dürftigen Ueberreſte die ſtolze Kaiſerburg erhoben hat. Indeſſen, derlei iſt zu entſchuldigen, weil es nicht zu vermeiden war. Aber ich geſtehe, ich ſelbſt ziehe mir mein altes Exemplar vor, das freilich auf ein unglaubliches Papier gedruckt iſt und noch nicht den goldgepreßten Prachteinband zeigt, wie er heutzutage Mode iſt, und das, ehrwürdig von innen und außen, lebhaft in jene entſchwundene Zeit zu-

rückversetzt, in der noch kein Bahnzug durch das Uracher Thal lärmte, der Traubensaft noch nicht durch verdächtige Künste veredelt wurde, die Bachforelle aber reichlicher und billiger als heute den Tisch des harmlosen Albwanderers zierte.

Der Aufstand in Bosnien.

Nichts ist bezeichnender für das Gewicht des Schlages, von dem die Orientpolitik des Grafen Andrassy und die in ihrem Fahrwasser treibende öffentliche Meinung durch die in völlig unerwarteten Verhältnissen vor ihnen aufsteigende Erhebung des muhamedanischen Bosnien sich getroffen sahen, als die Bestürzung und Rathlosigkeit der gesammten Presse und die Art, wie sie sich darauf bedacht zeigte, die Illusionen des Publicums und ihre eigenen vor einem allzu grausamen Schiffbruch zu bewahren. Ihrem verschiedenen Standpunct gemäß suchten die Regierungsorgane und der unabhängigere Theil der Presse diesen Zweck auf verschiedenen Wegen zu erreichen. Während erstere die bequeme Taktik befolgten, die Schlag auf Schlag sich folgenden Hiobsposten von Schlappen und Verlusten der Occupationsarmee zu dementiren oder gar zu ignoriren, machte letztere die verzweifeltsten Anstrengungen, um sich selbst und Europa über den Umfang, die Tragweite und die leitenden Ursachen der Insurrection zu täuschen. Als zuerst Hadschi Loja in Serajewo die Gläubigen zu den Waffen rief und der Wali mit sammt dem Regierungsapparat vor dem Derwisch und Sträfling das Weite suchte, fand die „Neue freie Presse" ihren Trost darin, daß der Aufruhr mehr socialistischer als politischer Natur sei und mehr die Cassen der Regierung und die Säckel der Reichen ins Auge fasse, als die Rettung des Vaterlandes. Den Zwecken der Intervention könnte es nur förderlich sein, gegenüber den Schrecknissen der einreißenden Anarchie und Pöbelherrschaft, die Rolle eines Retters und Erlösers zu spielen.

Als dann schon nach wenigen Tagen die langwierigen, verlustvollen Kämpfe, durch welche die Truppen des Generals Philippovitsch sich die Defiléen auch vor Mostar und Travnik eröffnen mußten, den unzweideutigen Beweis lieferten, daß nicht das Gesindel einiger Städte, sondern der Kern und die Blüthe der waffentüchtigen mohamedanischen Bevölkerung, voran der Grundadel der Begs und Aghas, ins Feld gerückt war, da wurde die Verwirrung in den Artikeln und Correspondenzen nicht blos Oesterreichs eine vollständige und nur durch die Uebereinstimmung übertroffen, mit der man beflissen war, von den unwissenden und hitzköpfigen Bosniaken die Verantwortlichkeit für

das Unterfangen abzuwälzen, womit sie, dem Mandat des geeinigten Europa zum Trotz, ihr Hausrecht übten.

Was konnte, so fragt man sich, die Begs bewegen, ihren besten Freunden, den magyarischen Regimentern des Grafen Szapary, den Weg zu vertreten und über sie herzufallen wie montenegrinische Kehlabschneider? Waren sie doch alte Vettern von uraltaischen Zeiten her! Hatten sie doch während des ganzen Krieges mit ihren Sympathien dem osmanischen Heere zur Seite gestanden, hatte ihnen Aerzte, Gelder und selbst Freiwillige zugeschickt, und war es nicht ihre, der Ungarn, Schuld gewesen, wenn ihre guten Wünsche sich nicht in noch klingendere Münze hatten umsetzen können! Hatten sie sich doch mit Hand und Fuß gegen die Intervention gesträubt, und wenn sie sich endlich durch die Macht der Verhältnisse dazu gezwungen sahen, so war doch gerade in der hervorragenden Betheiligung ungarischer Regimenter ein Zeichen zu finden, daß es sich mehr um einen bundesgenössischen Zuzug, denn um einen feindlichen Einmarsch handelte, und daß es bei demselben gar nicht auf sie, die Begs, sondern auf ganz andere Beute abgesehen war! Hatten die Begs doch Grund genug, sich bei Oesterreich-Ungarn für die freundnachbarliche Fürsorge zu bedanken, mit der dasselbe während des Krieges die Grenzen ihrer Provinz gegen den Einbruch serbischer und montenegrinischer Heerhaufen gehütet und ihnen freie Zeit gegeben hatte, ihre aufrührerischen Bauern zu Paaren zu treiben. Würden sie sich nur dazu verstehen, einige Stunden ihren Kopf dem Studium des „Pesti Naplo" oder „Hon" zu widmen, so konnte ihnen nicht verborgen bleiben, daß dieselbe Gesinnung, der sie es zuzuschreiben hatten, daß noch nicht die Serben die Herrschaft im Lande führten, auch bei der bevorstehenden Intervention in rücksichtsvollster Weise obwalten würde. Endlich mußten sie begreifen, daß jeder Widerstand, aussichtslos wie er war, nur ihnen selbst Verderben bringen mußte und lediglich dazu führen konnte, die Feindschaft Oesterreichs herauszufordern und es zu zwingen, statt in ihnen, den Begs, in ihren Todfeinden, der christlichen Rajah, eine Stütze zu suchen und ihnen zu Liebe mit den Privilegien und Herrenrechten des mohamedanischen Adels gründlich aufzuräumen. Kurz, es blieb kein Zweifel: wenn die Begs nur ihre eigene Einsicht, so beschränkt sie sein mochte, zu Rathe zogen, so konnten sie bei vorurtheilsloser Erwägung der Umstände, die beste Politik nur darin finden, das nun einmal Unvermeidliche mit der den Moslim geziemenden Ergebung in den Willen Allahs über sich ergehen zu lassen.

Es erübrigte die Frage, auf welcher Seite die Hände zu suchen waren, die den im Hause Osmans nie ausgehenden Brennstoff entzündet und den heißblütigen und unruhigen Begs die altgewohnten Waffen in die Faust gedrückt hatten. Wem konnte an einem Blutvergießen liegen, das aller Welt

unwiderleglich zeigte, wie die Truppen des Kaiserstaats nicht als liebe Freunde und gute Nachbarn unter stillschweigender Zulassung oder gar Zustimmung der Bevölkerung, sondern erst durch das Schwert nach Ueberwältigung eines verzweifelten Widerstandes als Eroberer in den Besitz des Landes zu gelangen vermochten? Wem konnte mit einem Gemetzel gedient sein, das fast mit Nothwendigkeit dazu führen mußte, gerade den Theil der Einwohnerschaft, bei dem fast allein Alles, was auf den Namen Intelligenz, Cultur, Besitz Anspruch erheben durfte, sich vorfand und der gegenüber der durch den Druck und das Elend von Jahrhunderten verwahrlosten und verkommenen „Heerde" der christlichen Bauern sich nicht mit Unrecht als das wahre bosnische Volk betrachtete, mit dem Sieger gründlich zu verfeinden und zwischen Beiden eine Kluft aufzureißen, die, wenn überhaupt, nur durch die Arbeit von Jahrzehnten auszufüllen war.

Die Antwort gab sich selbst, und so reichten sich denn vor den Augen des staunenden Europa Stambul und Moskau, Tscheragan und Zarskoje-Selo, Aksakoff und der Scheich-ul-Islam, ganz abgesehen von den Nachbarn hinter Drina und Dormitos, die Hände, um dem Doppelaar in seinem Fluge über die Save nach dem schönsten, reichsten und unglücklichsten Lande Europas die Schwingen zu lähmen. Ohne nun die Thätigkeit fremder Umtriebe ganz in Abrede zu stellen, muß doch nach unserer Ueberzeugung daran festgehalten werden, daß die eigentlichen und tieferen Ursachen der Insurrection nicht draußen, sondern im bosnischen Lande selbst und in dem Charakter und der Denkungsart seiner Bewohner zu suchen sind.

Im Folgenden wird es meine Aufgabe sein, diese Ansicht näher auszuführen und zu begründen.

Es war in den ersten Tagen des Juli, als ich auf der Rückkehr von Konstantinopel in Orsova den Dampfer bestieg, der mich nach Semlin führen sollte. Die Rüstungen Oesterreichs näherten sich ihrem Abschluß, Eisenbahnen und Schiffe waren mit Soldaten gefüllt, die ihren Bestimmungsorten an der bosnischen Grenze zueilten. Auch unser Dampfer hatte seine Ladung Truppen an Bord, die, einem Regiment aus dem südlichen Banat angehörig, es sich, so gut es ging, auf dem ihnen angewiesenen Oberdeck bequem machten. Meist waren es Serben, mittelgroße Leute mit dunklem Haar, scharfen Zügen und einem eigenthümlich unruhigen Ausdruck im Auge, der, bald mehr wild, bald mehr scheu und fast ängstlich, keineswegs dazu beitrug, ihr kriegerisches Aussehen zu erhöhen. Als unser Schiff die Schluchten und Windungen der Gebirge, welche, fast immer waldbedeckt, bis zu dem Wahrzeichen des „Papagei", einem mitten aus den Fluthen aufsteigenden Felsen, die Donau einengen, hinter sich ließ und der Blick freier über die sich auf beiden Seiten weiter öffnenden Gelände schweifte, benutzten einige unserer Serben die kurze Ent-

fernung, in der der Dampfer sich vom serbischen Ufer hielt, um bei jeder sich bietenden Gelegenheit mit den Vettern drüben in Verkehr zu treten. Sobald ein Nachen das Röhricht durchschnitt oder eine menschliche Figur aus dem Buschwerk des Ufers auftauchte, scholl das „pozdravi“ (Sei gegrüßt) und „fala“ (Dank) der Serben herüber und hinüber, man fragte nach dem „knas Milan“, wünschte dem Fürsten Heil, nicht anders, als gehörten beide Theile demselben Volke an und als wären die auf dem Schiffe nur einer Laune des Geschicks zu Liebe für Augenblicke in die blauen engen Hosen des Königs von Ungarn gefahren — bis der Einbruch der Nacht dem Kurzweil ein Ende machte.

Mein Aufenthalt in Semlin dauerte fast eine Woche. Da es mir unmöglich war, von den mißtrauischen serbischen Behörden einen Paß zu bekommen, um, wie meine Absicht war, durch Serbien nach Serajewo zu gehen und dem Einzug der Occupationstruppen beizuwohnen, mußte ich den Dampfer abwarten, der mich in einigen Tagen nach Szegedin befördern sollte. Belgrad und Toptschider waren nun besichtigt, und ich hatte mich aus der Langeweile und Hitze der unteren Stadt in den dachähnlich in weiten Gassen auf einer in mäßiger Entfernung von der Save streichenden Anschwellung sich ausbreitenden oberen Stadttheil geflüchtet, wo mir im Garten der „Novi Svet“, „Neuen Welt“, einem ländlichen Kaffee- und Bierlocale, der Wirth, ein aufgeweckter Kroat aus Agram, Gesellschaft leistete. Das Gespräch wandte sich bald auf die Frage des Tages, den immer näher rückenden Einmarsch der österreichischen Truppen.

„Was meinen Sie?“ fragte ich ihn, den seine Geschäfte öfter nach Bosnien führten, wo er Bekannte und Freunde hatte. „Man hört davon, die Begs hätten nicht übel Lust, Ihren Landsleuten Widerstand zu leisten; aber ich kann nur schwer daran glauben.“

„Sie kennen diese Bosniaken nicht,“ war seine Antwort. Wenn sie sich Etwas in den Kopf gesetzt haben, ist es ihnen ein Leichtes, mit ihrem dicken Schädel gegen jede beliebige Wand zu rennen, und vernünftiges Zureden hilft erst gar nichts. Nun haben sie sich aber in den Kopf gesetzt, wenn die Giaurs im Lande wären, hätte es mit ihrer bisherigen Wirthschaft ein für allemal ein Ende. Noch neulich sprach ich einen alten Bekannten dort drüben, Ali Agha. Ich redete ihn auf diese Gerüchte an und versuchte, ihm Vernunft beizubringen.“

„Höre, Ali,“ sagte ich zu ihm, „man munkelt, Ihr Begs dächtet daran, zu den Waffen zu greifen. Ich hoffe, du wirst kein solcher Dummkopf sein, unnützen Widerstand zu versuchen und mit deiner Muskete dich unseren Hinterladern gegenüber zu stellen. Ihr werdet zusammengeschossen wie eine

Hammelheerde, man wird Euch die Flügel beschneiden, und Eure Bauern werden sich die Hände reiben."

„Was ich heute habe," versetzte er, „weiß ich; was ich behalte, wenn die Giaurs das Regiment führen, weiß Allah allein."

„Ich weiß sehr wohl, was du meinst. Jetzt kannst du deine Rajah scheeren, wie du willst, rechts und links, die Kreuz und Quer, es sieht dir Niemand auf die Finger, am wenigsten dein Freund und Nachbar, der Kadi, und das einzige Rechtsmittel, was ihnen unbenommen bleibt, ist, wenn du ihnen das Fell ganz über die Ohren ziehst, über die Grenze zu gehen. Du ferner zahlst der Regierung so gut wie gar nichts."

„Sie sind doch steuerpflichtig," wandte ich ein.

„Natürlich," erklärte er, „aber sie zahlen doch nicht; werden die Steuern von ihnen eingefordert, so heißt es: ‚Es ist nichts da, der Bauer hat heuer Nichts gegeben', und dabei hat es sein Bewenden. Der Kaimakan drückt ein Auge zu, der Wali desgleichen, und nur neulich, als die Geldnoth in Stambul aufs höchste gestiegen war und ein Schreiben des Padischah in Serajewo ankam, die Begs müßten jetzt endlich einmal zahlen, man hätte ihnen lange genug durch die Finger gesehen, da hat ein Jeder von ihnen einen Beutel mit Dukaten auf den Tisch geworfen."

Er fuhr nach dieser erbaulichen Auseinandersetzung in seiner Erzählung fort:

„So wird es freilich nicht bleiben, Freundchen: du wirst deine Steuern bei Heller und Pfennig bezahlen müssen, aber laß gut sein. Laß unsere Regierung bei Euch eingezogen, laß Ruhe und Ordnung hergestellt, laß Wege, Straßen, Eisenbahnen gebaut sein, und du wirst in zwanzig Jahren alle Steuern bezahlen und doch deine Einnahmen verdoppelt sehen. Und dann noch eins, Ali. Willst du meinem Rathe folgen, so schicke, sobald unsere Truppen sich deinen Besitzungen nähern, zu ihnen und lade sie zu dir ein, noch besser, du gehst selbst. Betheuere deine gute Gesinnung und bewirthe sie noch besser. Schlachte ein Dutzend Hammel, laß es an Sliwowitz und Wein nicht fehlen, und sei überzeugt, es wird dir mehr Nutzen bringen, als wenn du deine Arnautka (lange albanesische Flinte) vom Nagel nimmst und dich hinter den Busch in den Hinterhalt legst."

„Uebrigens," so schloß ich, „thu was du willst; immerhin hoffe ich, daß wir uns nicht zum letzten Mal gesehen haben und daß ich noch öfter das Vergnügen haben werde, bei dir eine Tasse Kaffee zu trinken."

„Habe nichts dagegen," brummte er, „aber ohne Zucker, denn den trägts nachher nicht mehr ein."

„Soll nichts schaden," erwiderte ich und drückte ihm zum Abschied die Hand, „das laß meine Sorge bleiben. Du sollst doch sehen, daß, was wir

Oesterreicher mit einer Hand nehmen, wir mit der anderen doppelt zurückgeben."

Einige Tage später reiste ich nach Szegedin ab. Auch hier war der weite Hofraum der alten Türkenveste mit Soldaten in voller Feldausrüstung bedeckt, und täglich führten Eisenbahnen und Dampfschiffe neue Zuzüge herbei, denen ihre Weiber, Mutter und Bräute das Geleit gaben, weinend und jammernd, als würden sie geradeswegs zur Schlachtbank geführt und nicht zu einem militärischen Spaziergang nach Bosnien. Ob sie eine Ahnung, ein Vorgefühl hatten von dem, was sich dort vorbereitete?

Ueber ganz Ungarn lagerte eine trübe und gedrückte Stimmung, und jeder echte Magyar war überzeugt, daß der bosnische Handel der Krone des heiligen Stephan nimmermehr zum Segen gereichen würde.

So kam ich nach Pest. Es war spät Abends, als ich mich genöthigt sah, einige Goldstücke zu wechseln. Da die Wechselbüreaus schon geschlossen waren, wies man mich nach einer Tabakstrafic, deren Besitzer mir den gewünschten Dienst leistete. Als ich meine Dukaten und alten Zwanziger zum Vorschein brachte mit der Erklärung, ich hätte sie behufs einer bosnischen Reise in Semlin eingewechselt, war das Signal zu einem Gespräch gegeben, an welchem sich einige anwesende Ungarn betheiligten.

„Sie kommen aus Semlin," begann der Eine, „da sind Sie ja mitten unter unseren „Razen" gewesen! Nun, wie haben sie Ihnen gefallen?"

Ich mußte der Wahrheit gemäß bekennen, daß es mir wenig gelungen war, das günstige Vorurtheil zu bekräftigen, welches ich von Hause für die Nachkommen der Helden des Kara Georg und Miloſch mitgebracht und dem zu Liebe ich selbst dem Studium ihrer schönen, aber schweren Sprache obgelegen hatte. Im Gegentheil, meinen Gewährsmännern zu glauben, war ihr Lob bald erschöpft; sie waren hinterlistig, ränkevoll, ohne Treu und Glauben, niedrig gesinnt, faul, liederlich, eitel, prahlerisch, und nicht einmal wahre Tapferkeit und Vaterlandsliebe wollte man ihnen zugestehen, „kurz," so lautete in merkwürdiger Uebereinstimmung das Urtheil eines Engländers und Deutschungarn, „sie sind die elendesten Kerle der Welt und nicht werth, daß sie die Sonne bescheint."

Das war Wasser auf die Mühle des Magyaren.

„Da haben Sie es," rief er hocherfreut. „Wissen Sie aber, wer das beste Urtheil über sie gefällt hat? Daß ist ein General aus ihrer eigenen Mitte, selbst ein Serbe. Er schloß in den Achtundvierziger Jahren eine Ansprache an seine Soldaten folgendermaßen: „Ihr Razen," so waren seine Worte, „seid Alle mit einander keinen Schuß Pulver werth; hätte ich Gewalt über Leben und Tod, so ließe ich euch sammt und sonders den Prozeß machen

und wenn ich den Letzten am Galgen baumeln sähe, schösse ich mir selber eine Kugel vor den Kopf."

„Es war der General D . . .", fügte ein Anderer hinzu.

„Ganz recht," fuhr der Erste fort, „und er muß seine Leute kennen. Und wie haben diese Serben an uns gehandelt? Es ist nun fast ein halbes Jahrtausend, daß ihre Vorfahren auf der Flucht vor den Türken unter der Führung ihres Erzbischofs sich an unseren König wandten und um Aufnahme in unser Land baten, die ihnen auch gewährt wurde. Sie erhielten die fruchtbaren Landstriche am Zusammenfluß der Donau und am Banat, die ihre Nachkommen noch heute bewohnen. Damals versprachen sie alles Gute und was ist jetzt ihr Dank? Sie unterhalten hochverrätherische Verbindungen mit den Serben über der Donau, und wenn die Russen ins Land kämen, wären sie die Ersten, ihnen zuzufallen."

„Wenn die Regierung ihre Pflicht kennte," fuhr er mit steigender Erbitterung fort, „würde sie in jedem Hause fünfundzwanzig von ihnen aufhängen lassen. Aber was thut sie? Jetzt eben schickt sie sich an, uns noch eine volle Million von der Sorte aufzuhalsen. Denn Bosniaken, Serben, Montenegriner, es ist Alles Eins; es sind Alle Razen. Gehen Sie nach Agram, wandte er sich zu mir, und sehen Sie sich dieses faule und nichtsnutzige Gesindel an, das wir nun schon Jahre lang füttern müssen. Nun, die Begs und Aghas werden Augen machen, wenn sie diese Diebe und Mordbrenner unter dem Schutz unserer Bajonette zurückkehren sehen. Unsere Truppen sind keine Diebe und Mordbrenner, aber diese sind es."

Er hielt einen Augenblick inne, um Athem zu holen.

„Und was wird das Ende von dieser ganzen bosnischen Intervention sein? Bosnien ist ein reiches Land, aber um seine Schätze zu erschließen, ist vor Allem Geld nöthig, Geld und wiederum Geld, und wenn die Zeit gekommen ist, wo wir daran denken können, uns für unser hineingestecktes Capital, unsere Mühe und Arbeit bezahlt zu machen, was dann? Den muhamedanischen Theil der Bevölkerung, den einzigen, auf welchen wir für die Zukunft unsre Hoffnung setzen, sind wir genöthigt in der Durchführung unseres Mandats, bei jeder Gelegenheit vor den Kopf zu stoßen, und der andere Theil, die christlichen Razen? Jetzt, da ihnen das Wasser an den Hals geht, ist ihnen Jeder recht, der ihnen die Hand zur Hülfe reicht; wenn sie aber auf dem Trocknen sind und sich so weit erholt haben, um sich daran zu erinnern, daß sie die Brüder der Serben und Montenegriner sind, werden sie ihren Dank in derselben Münze abstatten, wie unsere ungarischen Serben."

So der Magyar.

Ich kehre, nachdem ich meinen Erinnerungen, charakteristisch wie sie mir für die Personen und Verhältnisse schienen, vielleicht einen zu freien Lauf

gelassen, zurück, um den Auseinandersetzungen meines Wirths in Semlin noch Einiges hinzuzufügen.

Der muhamedanische Bosnier ist bei seinen Nachbarn unter andern wegen dreier Eigenthümlichkeiten bekannt und verrufen:

Erstens wegen seiner Bigotterie und Intoleranz, in welcher er den Türken von reinem Wasser weit hinter sich läßt. Während der echte Türke auf vernünftiges Zureden hört und ein gutes Wort fast immer bei ihm eine gute Statt findet, ist dies bei seinen bosnischen Glaubensbrüdern weit seltener der Fall.

Zweitens wegen seiner bornirten Starrköpfigkeit, die, verbunden mit einer gewissen geistigen Schwerfälligkeit, Beschränktheit und Kurzsichtigkeit zur Folge hat, daß er bei seinen Ueberlegungen und Entschließungen nur das Nächstliegende ins Auge faßt und von einer vorgefaßten Idee schwer, am wenigsten durch fremde Rathschläge, abzubringen ist.

Drittens wegen der eifersüchtigen Wachsamkeit, mit der er die Vorrechte und Privilegien, welche ihm als Mohamedaner und Grundherrn zustehen, zu nähren und zu mehren und jeder höheren Aufsicht und Controle zu entziehen sucht. Dies ist für die Politik der Begs und Aghas der leitende Gesichtspunct, zugleich der Angelpunct der inneren und zum Theil der äußeren Geschichte Bosniens.

Es ist bekannt, wie nach der Schlacht auf dem Kossóvo Polje, dem Amselfelde, im Jahre 1389, die der Sache der serbischen Christenheit den Todesstoß versetzte, der bosnische Adel, um seinen Besitzstand zu retten, zum Islam übertrat, während seine Hintersassen zum größten Theil dem Bekenntniß ihrer Väter treu blieben. Es ist bekannt, wie seine fortgesetzten Bestrebungen, den Rajah immer neue Lasten aufzuerlegen, von solchem Erfolge gekrönt waren, daß der unerträgliche Druck zu immer wiederholten Aufständen und im Jahre 1875 zur Massenflucht auf österreichisches und montenegrinisches Gebiet, endlich zur Intervention Serbiens und Rußlands führte und so die Veranlassung zu dem jüngst beendeten Orientkriege wurde. Während jedoch auf allen Seiten der Krieg das Land umtobte, während die Russen ihre Fahnen bis vor die Thore Stambuls trugen, blieb Bosnien selbst, Dank der Eifersucht Oesterreichs, unangetastet und schon schien die Gefahr auch für dies mal beschworen, als der Erzherzog Johann Salvator sich anschickt, an der Spitze einer Armee, wie sie Bosnien noch nie gesehen, die Save zu überschreiten, in der einen Hand das Schwert, in der andern eine wohlgesetzte und vielversprechende Proclamation.

Was kümmert den Beg die Proclamation? Er sieht nur das Schwert. Er sagt sich, daß es mit der alten guten Zeit nun vorbei ist. Ein christliches Regiment wird seinen Sitz in Serajewo aufschlagen, die Abgaben und

Dienste seiner Bauern werden ermäßigt, geordnet und seinem Belieben entzogen, seine Steuern werden erhöht und strenge eingetrieben; nicht ferner werden die Klagen seiner Hintersassen durch den Klang des Bakschisch und das Klirren des Handjar betäubt werden, unbestechliche Richter, Giaurs, werden ihres Amts walten und, das Schlimmste, das alleinige Recht des Waffentragens wird ihm genommen.

Er sieht seine Bauern, die in hellen Haufen vor seinen Mißhandlungen über die Grenze geflohen sind, unter dem Schutz der österreichischen Bajonette und Kanonen zurückkehren und ihre verwüsteten Dörfer und Oerter wieder einnehmen, an Zahl gelichtet durch Hunger, Seuche und Elend, aber um so begieriger, den Tod ihrer Eltern und Kinder, ihrer Weiber und Brüder an ihren Peinigern zu rächen. Und er sagt sich, daß er schwerlich im Stande sein wird, sich und die Seinen vor ihren Anschlägen zu schützen. Die Vorgänge in Bulgarien und Rumelien belehren ihn, daß unter ganz ähnlichen Verhältnissen wie bei ihnen eine zerstreute Minderheit fast hülfslos den wüsten Mordplänen der Masse gegenüber steht. Schon zeigt sich das Schrecklichste seinem Blick, er selbst von einer Kugel aus dem Hinterhalt zu Boden gestreckt, das Haus seiner Väter in Asche, sein Weib und seine Kinder unter den Händen des tobenden Gesindels . . . .

Genug! Es wird dunkel vor seinen Augen; das aufsteigende Blut umflort seinen Blick, das letzte Bedenken schwindet und er hat nur einen Gedanken — das Aeußerste zu wagen, um das Aeußerste abzuwenden.

Auf diese Weise erklären sich der Aufstand und die gewaltigen Dimensionen, die er annehmen konnte, leicht und natürlich, und selbst die dreißig Tabors türkischer Truppen sammt den Zuzüglern aus Serbien und Montenegro würden, auch wenn sich die Angabe über ihre Betheiligung bewahrheiten sollte, Nichts an unserer Ueberzeugung ändern, daß der erste und letzte Grund der Insurrection in Bosnien selbst und nicht außerhalb seiner Grenzen zu suchen ist.

Unerklärlich bleibt mir die Möglichkeit, daß die Regierung so mangelhaft über Ereignisse unterrichtet sein konnte, die sich fast unter ihren Augen vorbereiteten. Denn wenn man auch auf vereinzelte Putsche und Insurgentenbanden gefaßt war, so war doch das Aufgebot eines so imposanten Heeres vielmehr dazu bestimmt, jeden Gedanken an Widerstand im Keime zu ersticken und der Bevölkerung von vorn herein eine vortheilhafte Vorstellung von der Macht des Kaiserstaates beizubringen.

Welche Rückwirkung aber alle diese Vorgänge, die blutige Niederwerfung des bosnischen Adels und der bisher herrschenden muhamedanischen Kaste, für deren Selbstvertrauen, Kraft und Waffentüchtigkeit die letzten Wochen ein glänzendes Zeugniß ablegten, der Straßenkampf in Serajewo und der trium-

phirende Einzug des siegreichen Heeres in der bosnischen Hauptstadt, auf die Ziele und Aufgaben haben werden, vor welche sich die österreichische Politik auf diesem Boden, dem Mittelpunct des von den Serben getrennten großserbischen Reiches, gestellt sieht, das ist eine Frage, deren Beantwortung wir der Zukunft überlassen müssen. Nur so viel dürfen wir getrost behaupten, daß die Wahrscheinlichkeit nicht groß ist, daß diese Wendung der Sache Oesterreichs zu Gute kommt und daß die Möglichkeit nicht ausgeschlossen ist, daß sie für die Geschicke Bosniens und damit des Südslaventhums, ja für die des Kaiserstaates selber, verhängnißvoll werden kann. Rh.

Jacob Casanova.

Der Name Casanovas ist weltbekannt; er ist bei den europäischen Nationen typisch geworden; an ihn knüpft sich die Vorstellung des äußersten Grades sittlicher Verworfenheit. So vielen indeß sein Name geläufig ist, so wenige wird es geben, die das bändereiche Memoirenwerk, das den genialen Wüstling für alle Zeiten gebrandmarkt hat, selbst gelesen haben. Man wird diese Thatsache wahrhaftig nicht beklagen, aber man wird auch nicht vergessen dürfen, daß wir die Kunde dieses grandiosen Lasterlebens dem allein verdanken, der es selbst gelebt hat. Denn, merkwürdig, in fast keiner der zahllosen zeitgenössischen Schilderungen des gesellschaftlichen Lebens ist seiner gedacht, und man könnte die ganze Erzählung für ein Werk freier Dichtung halten, wenn nicht das Dasein des Autors, wenigstens in seinen letzten Lebensjahren, durch zweifellose Angaben Anderer sicher bezeugt wäre. Erst als nach seinem Tode seine Denkwürdigkeiten erschienen, ging seine Name durch alle Welt. Um so mehr schien es geboten, ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Professor Barthold in Greifswald ließ es sich angelegen sein, an der Hand einer überaus reichen gleichzeitigen Literatur das umfangreiche Werk des Venetianers in Bezug auf die geschichtlichen Ereignisse und Persönlichkeiten, deren gedacht wird, einmal gründlich zu prüfen. Und er kam zu staunenswerthen Resultaten. Es ergab sich, daß das Werk in historischer Hinsicht mit Ausnahme einiger weniger Irrthümer, die wahrscheinlich auf Gedächtnißmängeln beruhen, vollkommen wahrheitstreu erzählt. Es zeigte sich, daß das verrufene Buch ein Sittengemälde im großen Stile ist, unschätzbar und in vieler Beziehung einzig, eine historische Quelle ersten Ranges. Es trat als unumstößliche Thatsache hervor, daß wir hier eine Schilderung der europäischen Gesellschaft des achtzehnten Jahrhunderts besitzen, die an und für sich schon die große Revolution erklären und rechtfertigen kann. Der Ankläger seiner

selbst ward hier zum furchtbaren Ankläger seiner Zeit, der Mensch Casanova, der verächtliche Lüstling, der widerwärtige Abenteurer, erhob sich zum großen Schriftsteller, der nicht nur die Erinnerungen eines vielbewegten Lebens geistvoll zu gestalten, sondern auch seine Zeit in ihren wesentlichen Eigenthümlichkeiten mit sicherer Hand zu zeichnen gewußt hatte. Ob das Werk auf die persönlichen Erlebnisse des Autors hin geprüft in gleicher Weise die Probe bestehen würde, scheint zweifelhafter, da es reich genug ist an physiologischen und psychologischen Räthseln: über seinen Werth als historische Quelle aber kann fürder kein Zweifel sein.

In der That, man wird nicht anstehen dürfen, Casanova literarisch neben Petron zu stellen, den geistvollen Maler der claudischen Kaiserzeit. Nur daß der Jüngere natürlich reicher, vollständiger ist. Manchmal sind wir für unsere geschichtliche Kenntniß geradezu auf ihn hingewiesen. Wo fände sich, um eines nur hervorzuheben, eine Schilderung der spanischen Zustände unter Aranda, die der auch nur gleichkäme, die uns von Casanova im elften Bande gegeben wird? Casanovas Darstellung ist uns hier einfach unentbehrlich; auch für die Kenntniß der socialen und rechtlichen Verhältnisse in Venedig dürfte man schwer anderswo ebenbürtigen Ersatz finden. Vielleicht ist deshalb eine kurze Uebersicht über den äußeren Gang dieses vielgestaltigen Lebens, so weit er in den Denkwürdigkeiten dargelegt ist, und so weit er das allgemeine Interesse haben darf, hier nicht unerwünscht, wenn die Darstellung auch darauf verzichten muß, absolut Neues zu bringen. Entziehen sich doch die letzten dreißig Jahre dieses merkwürdigen Lebens fast ganz unserer Kenntniß.

Um zu begreifen, wie es einem Manne, der bei allen Geistesgaben, die er in Fülle besaß, doch nur niederen Kreisen entstammte, möglich ward, nicht nur in Berührung zu kommen mit der höchsten Gesellschaft seiner Zeit, sondern auch in ihr eine Rolle zu spielen, muß man sich die Stellung vergegenwärtigen, welche italienische Emigranten in der ganzen Welt damals einnahmen. Man muß sich erinnern, daß schon seit mittelalterlichen Zeiten die Länder jenseits der Alpen das Ziel abenteuernder Italiener waren, die Glück und Genuß suchten. Nicht nur als Condottieri treffen wir sie in den deutschen und französischen Heeren, als Fecht- und Stallmeister, Hofdiener, Küchenbeamte, Friseure sind sie überall verbreitet, vor allem aber waren es ihre mimischen und musikalischen Anlagen, die sie zu verwerthen wußten. Dazu kamen dann noch Metiers minder ehrenvoller, aber noch einträglicherer Art, denen sie huldigten. Besonders an den Höfen hatten sie verstanden, sich festzusetzen, aber auch in den Provinzialstädten saßen sie, immer durch Bande der Landsmannschaft mit einander verbunden, stets bereit einander zu tragen und einander zu helfen. Sie bilden ein Land in den Ländern; ihre Bande reichen von der Newa bis an den Po. Mit Empfehlungsbriefen von einem

zum andern versehen, konnte der italienische Stammesgenosse nie ganz zu Grunde gehen; er fand Versteck und Unterstützung, Förderung durch Geld und Gunst, er knüpfte rasch lose Bande, die eben so rasch wieder gelöst, doch nie ganz vergessen wurden in diesen leichtlebigen Kreisen. Eine Vetternstraße führte für die Italiener durch den ganzen Welttheil. Keiner hat sie vielleicht öfter betreten, keiner sie mehr ausgebeutet als Casanova.

Jacob Casanova war 1725 in Venedig geboren als der Sohn eines Schauspielerpaares, das von Land zu Land zog. Er behauptete später, daß seine Familie von Adel sei, zog es aber doch vor für sich den Titel eines Chevaliers de Seingalt zu erfinden, mit dem er in der Gesellschaft aufzutreten pflegte. Er hatte noch zwei Brüder, von denen der eine, Franz, als Schlachtenmaler, der andere, Johann, als Director der Dresdner Malerakademie Ansehen erlangt hat. Casanova ward in Padua erzogen unter der Aufsicht einer Großmutter, er lernte hier geläufig Latein, besonders zogen ihn die Dichter an, aus denen er gern zu citiren pflegte. Er hatte bereits den Vater verloren und war elf Jahre alt, als sich die Mutter nach Petersburg zu gehen entschloß, wohin die Kaiserin Anna eine italienische Komödie verschrieben hatte. Als sie nach zwei Jahren heimkehrte, studierte Casanova in Padua bereits das canonische Recht. Sie ging darauf nach Dresden in die Dienste August III., während der Sohn, noch nicht fünfzehn Jahre alt und bereits mit den vier niederen Priestergraden versehen, im Hause eines alten Nobili die Elemente der Verführungskunst in sich aufnahm. Nach einigen Jahren gab Casanova seine geistlichen und juristischen Pläne ganz auf und widmete sich, wie es scheint, ausschließlich seinen galanten Neigungen, obwohl die Mutter von der Ferne aus alles that, den jungen Abbate in eine sichere geistliche Stellung zu bringen. Sie hatte einem Franziskaner das Bisthum von Martorano verschaffen helfen, der sollte seinerseits wiederum den Sohn befördern, welcher seines Gönners verlustig und obdachslos eben im Priesterseminar San Cypriano de Murano weilte. Mit seinem Bischof nun zog Casanova in abenteuerlichem Marsch über Rom und Neapel nach seinem ärmlichen Bestimmungsort, den er indeß nach vierzehn Tagen wieder verließ, um über Neapel nach Rom zurück zu kehren, wo er an den mächtigen Cardinal Acquaviva empfohlen war, noch im Jahre 1743. Zum erstenmal bewegte er sich hier in diplomatischer Gesellschaft, er ward in Acquavivas Canzlei angestellt, ein Posten, deß er jedoch in Folge eines Abenteuers bald verlustig ward. Mit Empfehlungsschreiben des Cardinals an den bekanuten Renegaten Grafen Bonneval versehen, begab er sich deshalb über Venedig nach Constantinopel, von wo er aber nach kurzem Aufenthalt nach seiner Vaterstadt zurückkehrte, in welcher er die nächsten Jahre verbrachte. Durch glücklichen Zufall machte er hier die Bekanntschaft des Senators Bragadino, der ihn wie einen Sohn hielt und ihm die Mittel gab,

wie ein großer Herr aufzutreten. So ſtreifte er unter allerlei Abenteuern in den Städten Oberitaliens umher, bis ihm im Jahre 1750 ein beträchtlicher Gewinn im Lotto eine Reiſe nach dem erſehnten Paris möglich machte.

Es waren Schauſpieler und Schauſpielerinnen, die ihn hier in die Geſellſchaft einführten. Während des Herbſtaufenthaltes des Königs Ludwigs IV. in Fontainebleau fiel Caſanova durch ſein lebhaftes Weſen im Theater der Pompadour auf und machte ihre und des Duc de Richelieu Bekanntſchaft. Dadurch kam er in die allerhöchſten Kreiſe, immer geſchoben und unterſtützt von alten Freunden und Geliebten aus ſeinen italieniſchen Jugendtagen. Seine körperlichen Eigenſchaften und ſeine geſellſchaftlichen Talente trugen ihn weiter, er überſetzte wohl Operntexte ins Italieniſche, auch hielt er ſich nicht für zu gut, dem König eine junge Schöne zuzuführen.

Von Paris begab ſich Caſanova 1752 nach Dresden, wo er eine Zeit lang für die Bühne arbeitete, dann ging er nach Wien und Preßburg und kehrte endlich in ſeine Heimath zurück, im Spätſommer 1753. Hier machte er durch ein galantes Abenteuer die Bekanntſchaft des Abbe Bernis, den die Pompadour vor kurzem zum Geſandten in Venedig ernannt hatte. Seine Verbindung mit dieſem jedoch, ſowie der Verkehr, den er nach Bernis' Abreiſe mit dem engliſchen Geſandten in Venedig, Lord Murray, unterhielt, hatten neben ſeinen Liebesaffairen die Aufmerkſamkeit des venetianiſchen Staatsinquiſitoriats auf ihn gelenkt, vor dem ihn ſeine patriziſchen Freunde längſt vergeblich gewarnt hatten. Der Meſſer grande erhielt denn auch von dem Tribunal der Dieci Befehl, ſich todt oder lebendig Caſanovas zu bemächtigen, und ſo ward er denn im Juli 1755 unter die Bleidächer geſetzt, aus welchem furchtbaren Gefängniß er im Anfang November des folgenden Jahres durch unerhörte Liſt und Kühnheit entkam. Die Erzählung dieſer wunderbaren Rettung, die ſich im vierten Bande befindet, enthält ſehr viel Unwahrſcheinliches, läßt ſich aber auf Grund des vorhandenen Prüfungsmaterials kaum mehr richtigſtellen. Jedenfalls giebt ſie überreich Zeugniß von der Zuverſicht, dem Erfindungsgeiſte, dem tollen Muthe des Italieners.

Caſanovas Flucht aus den Bleikammern, die bald ruchbar ward, gab denn auch Anlaß zu einer ihm günſtigen Wendung ſeines Geſchickes überhaupt, indem ſie ihn nach Frankreich zu ſeinem alten Freund und Orgiengenoſſen Bernis führte, der damals in Paris für allmächtig galt. Nur im Allgemeinen ſei hier der Verlauf des Wagniſſes ſkizzirt.

Man hatte Caſanova zuerſt in eine Dachkammer gebracht, von da ging es durch eine dicke mit Eiſen beſchlagene Thür in ſein eigentliches Gefängniß unter den Bleidächern ſelbſt. In dem ſtarken Beſchlag der Thür war eine eiſerne Vorrichtung ſehr feſt eingefügt, daneben befand ſich ein Loch. Die Maſchine hatte die Form eines Hufeiſens, war einen Zoll dick und hatte

von einem Ende bis zum anderen etwa fünf Zoll Durchmesser. Wenn Ihre Excellenzen nun befahlen, Jemand zu erwürgen, so setzte man ihn auf einen Schemel, den Rücken gegen das Halsband gewendet, und rückte seinen Kopf so, daß dieses Eisen seinen Hals zur Hälfte umfaßte. Ein seidener Strick, welcher die andere Hälfte umschloß, ging durch das Loch, seine beiden Enden liefen zur Achse eines Rades, an der sie befestigt waren. Dieses Rad ward dann von einem Manne gedreht, bis der Verurtheilte in Gegenwart des Beichtvaters seine Seele ausgehaucht hatte. In unmittelbarer Nachbarschaft dieser sinnreichen Vorrichtung ward Casanova einquartiert. Unter den glühenden Platten, auf denen behaglich dicke Ratten umherspazierten, verbrachte er lange Tage und Nächte in banger Ungewißheit über sein Schicksal. Im Uebrigen ward er nicht schlecht gehalten, nur daß man ihn mit frommer Lectüre quälte, „die mystische Stadt der Schwester Maria von Jesus, genannt von Agrada" war es, die ihm den geliebten Aretino ersetzen mußte. Von Tag zu Tag rechnete er umsonst, befreit zu werden, ein Erdbeben, dessen Wirkungen sich bis in seine Dachkammer fortsetzten, begrüßte er mit dem lebhaften Schrei: „Un' altra, un' altra, gran Dio! ma più forte." Mehr und mehr suchte er sich die Möglichkeit einer Flucht auszudenken.

Die Bleidächer waren nichts anderes als die Bodenräume des Dogenpalastes, sie hatten ihren Namen von den breiten Bleiplatten, mit denen derselbe gedeckt war. Um zu ihnen zu gelangen, mußte man durch den Saal, in welchem die Staatsinquisitoren sich zu versammeln pflegten, den Schlüssel zu diesem Saale hatte der Secretär in Verwahrung, der ihn nur einmal, und zwar Morgens, auf kurze Zeit dem Kerkermeister vertraute. Der Fußboden von Casanovas Gefängniß lag gerade über der Decke des Saales der Inquisitoren, die gewöhnlich Nachts zusammenkamen. Das einzige Mittel der Rettung bestand nach Casanovas Meinung nun darin, daß er diesen Fußboden durchbrach. Leider fehlte es ihm hierzu an Instrumenten, auch besaß er kein Geld, den Wächter zu bestechen. In einem langen Eisenriegel, den er in einer Ecke des Raumes fand und den er mit Hülfe eines Steinstückes mühsam zu einem spitzen Stilet ausschliff, glaubte er endlich ein Werkzeug seiner Rettung entdeckt zu haben. Er beschloß mit diesem Bohrer unter seinem Bett ein Loch in die Decke zu machen und sich dann an Betttüchern in den Saal herablassen. Unter allerlei Listen, wie sie die vielfachen Hindernisse, die sich der Sache entgegenstellten, erforderten, gelang es ihm endlich, die Decke zu durchbohren. Welcher Schrecken aber, als man ihm am anderen Tage, um ihm einen Gefallen zu erzeigen, auf einmal ein bequemeres Gefängniß gab, hell und neu, in dem der Gefangene frische Luft genoß und eine Aussicht auf den Lido hatte. Natürlich, daß seine Vorbereitungen bald darauf entdeckt wurden, doch verstand er es, den Kerker-

meister durch sein geistiges Uebergewicht sich fügsam zu machen. Es gelang ihm ferner, durch einen zugespitzten Fingernagel, den er als Feder brauchte, in Correspondenz zu treten mit zwei Mitgefangenen. Mit ihnen ward ein neuer Fluchtplan verabredet. Casanova sandte dem einem von ihnen, einem Mönche, seinen zugespitzten Eisenriegel durch den Kerkermeister im Rücken einer Bibel, auf der eine Schüssel Maccaroni stand. Pater Balbi brach damit durch die Mauer durch und gelangte in Casanovas Gefängniß, der dieses dann verließ, um auf das Dach zu kommen. Er kehrte hierauf, nachdem der eine der beiden Mitgefangenen wegen der Gefährlichkeit der Sache auf die Flucht verzichtet hatte, zurück, um Decken, Betttücher und Matratzen zu Stricken zu schneiden und zu verknüpfen. In der Nacht ward das oberste Dach völlig durchbrochen. Als der Mond untergegangen war, traten die Flüchtlinge auf das Dach hinaus. Sie kletterten über die Platten auf den First, auf dem sie sich rittlings festsetzten. Von hier aus ritt Casanova auf der Kante über die verschiedenen Dächer hin, in großer Noth, da sich nirgends etwas fand, an dem der Strick hätte befestigt werden können. Endlich gelang es ihnen, unter Lebensgefahr für Casanova, in eine Lucke des Gebäudes, das unter ihnen lag, zu gelangen. Nach mühsamen Arbeiten kamen sie von hier in den Saal der Archive, wo Casanova das Fenster öffnete und den Wächter zu holen bat. Dieser glaubte Jemand am vergangenen Tage eingeschlossen zu haben, er öffnete, und die beiden Flüchtlinge stürzten an ihm vorüber nach einer Gondel, die sie nach Mestre führte, von wo sie nach einigen Fährlichkeiten nach München gelangten. Mit einer Schauspielertruppe ging Casanova dann wieder nach Paris, wo er im Januar 1757 ankam, gerade als Damiens seinen Mordanfall auf Ludwig XV. gemacht hatte.

Vor ein paar Tagen war Bernis, der Günstling der Marquise, in den Staatsrath getreten, er lenkte in der That damals die auswärtige Politik Frankreichs. Er empfing Casanova sehr freundlich und beschloß, seine Talente auf dem Gebiete der Finanzen zu verwenden. Es war dies zwar nicht nach dem Geschmack des Italieners, aber er fand doch Gelegenheit, sich Gunst und Geld zu machen. Fast alle Kreise der Pariser Gesellschaft werden uns hier vorgeführt; die Darstellung ist ganz besonders reich an charakteristischen Zügen. Casanova selbst aber befand sich damals auf der Höhe seines Daseins. Er trat in Verbindung mit dem Grafen von St. Germain und mit der Marquise d'Urfé, er hatte diplomatische Geldnegotiationen mit Holland zu vermitteln und begab sich zu diesem Zweck in den Haag, er verkehrte mit der Pompadour und mit ihren Creaturen.

Diese Stellung war indeß nicht von Dauer, sie endete bereits im November 1758 mit dem Sturze des Abbé Bernis. Der Herzog von Choiseul war dem Italiener nicht gewogen, er drängte ihn aus dem auswärtigen

Dienst heraus, nicht minder verlor er mit dem Ministerwechsel seine Stellung im Finanzamt. Obwohl mit Geldmitteln reichlich versehen, sah sich Casanova doch bald wieder ohne Stellung und auf die Gunst seiner hohen Freunde angewiesen. Uebermüthig und verschwenderisch gerieth er bald in Streit und Schulden, bis ihm der Boden von Paris zu heiß ward. Es konnte ihn nicht reizen, daß Choiseul endlich doch Vertrauen zu ihm fassen zu wollen schien, er begab sich im Jahre 1760 nach dem Haag und von da durch Deutschland nach dem Süden.

In Cöln und Bonn war er Gast des Kurfürsten Clemens August von Baiern. Von da begab er sich nach Stuttgart. Wir erhalten hier eine Schilderung des deutschen Hoflebens, die, in ihrer Wahrheit vielfach anderwärts bezeugt, geradezu classisch ist. Von Stuttgart wandte sich der Abenteurer nach der Schweiz, wo er in Zürich und Bern, vor allem aber in Solothurn sich aufhielt und auch die Bekanntschaft Albrechts von Haller machte, mit dem er einen Briefwechsel ins Werk setzte. Natürlich, daß er auch nicht versäumte, von Genf aus Voltaire zu besuchen. Später finden wir ihn in einem kleinen savoyischen Spielbade, darauf in der Dauphiné und in Florenz. Hier bewegte er sich wieder in der besten Gesellschaft, und es war gar Aussicht vorhanden, daß er durch Vermittelung seiner Freunde als portugiesischer Geschäftsträger zu den stormontischen Friedensconferenzen nach Augsburg entsandt werden würde. Leider aber mußte ihn die Polizei wegen einer abscheulichen Geldaffaire aus Florenz ausweisen. Er versichert uns natürlich, daß er vollkommen unschuldig gewesen sei. Aber es ward von nun an Regel, daß er ausgewiesen ward. Schon in Paris war er diesem Schicksal mit knapper Noth entgangen; Schwindelei und Betrug treten von da ab neben der Sinnlichkeit doch mehr und mehr hervor.

Casanova ging nach Rom, wo er durch Raphael Mengs, mit dem sein Bruder Johann befreundet war, wieder in die beste Gesellschaft kam. Wir finden ihn mit dem „berühmten Winkelmann", mit den Albani und Passionei in naher Verbindung. Dann durchzog er wieder die Halbinsel, wanderte über Modena und Parma, wo er sich überall in seiner Rolle als portugiesischer Diplomat für die Augsburger Friedensversammlung aufspielte, nach Paris, von wo er dann mit reichgefüllter Casse seine Mission nach Augsburg antrat. Er kehrte hierauf nach Paris zurück im Anfang des Jahres 1762, das er jedoch bald wieder verließ, um in der französischen Schweiz und in Savoyen seinen Vergnügungen nachzugehen.

In Marseille vollzog er unerhörten Betrug an der alten aberwitzigen Gönnerin, der Marquise d'Urfé, ungeheure Summen gewann er dadurch, die ihn auf lange Zeit hin hätten sicher stellen können. Dann ging er, mit

Empfehlungen aus der Heimath gut versehen, nach England. Er lernte hier den räthselhaften Ritter d'Eon kennen, er ward Georg III. und seiner Gemahlin vorgestellt, kam aber auch, wie es seine Gewohnheit war, mit Gesindel in Berührung, ein Umstand, der ihn vor den Friedensrichter und auch für eine kurze Zeit nach Newgate brachte. Immer mehr sehen wir ihn sinken, ein falscher Wechsel, den er natürlich, „unschuldig wie immer", nur in der Zerstreuung gefertigt hatte, zwang ihn zur Flucht. Mühsam dem Galgen entronnen, krank und arm, kam der Wüstling in Tournay an.

Nachdem er sich nach allen Richtungen wieder erholt hatte, begab er sich im Frühling 1764 nach Braunschweig, wo ihn der Erbprinz gnädig aufnahm, von da nach Berlin. Es war sein alter Gönner Lord Marischal, der ihn ermunterte, eine Unterredung mit dem großen König nachzusuchen, die dann auch im Garten zu Sanssouci stattfand. Von Berlin reiste Casanova über Königsberg nach Mitau und Riga, wo er, freilich im Widerspruch mit der Geschichte, Katharina II. getroffen haben will, die er eingehend schildert. Nach allerlei Abenteuern kam er dann auch nach Petersburg, wo er Alexei Orlows Gast war. Wir finden ihn wieder mitten in der Hofgesellschaft, es konnte nicht fehlen, daß er auch mit Katharinen eine Unterredung hatte.

Von Rußland wandte sich Casanova nach Polen, das er so genau studirte, daß er sogar eine Geschichte der polnischen Wirren in drei Bänden schreiben konnte. Er hatte dort Aussicht, königlicher Geheimsecretär zu werden, ein Duell im Jahre 1766, das er wegen einer Tänzerin mit dem Großhetmann der Krone, Xawery Branicki, hatte, trug den Ruhm seines Muthes durch ganz Europa, aber Frauengeschwätz brachte gleichzeitig die Kunde seiner Vergangenheit in den Palast, und so ward ihm hier, wie vorher in Rußland, schonend die Weisung gegeben, Polen zu verlassen.

Nicht ohne erhöhtes Selbstgefühl wegen seines Duellruhms ging der Venetianer nun nach Sachsen, wo seine Familie eine bleibende Wohnstätte gefunden hatte. Er kam ohne polizeiliche Beschwerden durch das Land, freilich auch ohne Gewinn und Abenteuer. Dann trieb er sich in Wien, wo er ausgewiesen ward, in Stuttgart, Mannheim und Spaa, spielend und liebend, herum, streifte auch wiederum Paris, bis ihn ein königlicher Verhaftbrief Frankreich zu verlassen zwang. Man wußte hier nun, wie er die d'Urfé betrogen.

In Spanien, das er nun betrat, hätte er leicht unter dem Reformer Karl III. und seinem Aranda sein Glück machen können. Besaß er doch den Schutz und die Unterstützung des „Königsmalers", des alten Freundes Raphael Mengs, und als dieser nicht mehr ausreichte, das Interesse des Ministers selbst, dem er einen kühnen Brief geschrieben hatte.

Er gedachte ernstlich in Spanien seinen Wanderstab niederzulegen und als Statthalter der Colonie La Carlota den Ideen des Fortschrittes zu dienen. Aber durch eine Unvorsichtigkeit verdarb er sich seine Carriere. Nun wollte er nach Constantinopel, dort sein Glück abermals zu versuchen. Aber sein Geschick trieb ihn wieder über die französische Grenze, nachdem er noch die Rache eines eifersüchtigen Gouverneurs von Barcellona durchgelitten hatte.

Es galt Paris zu vermeiden, so zog unser Abenteurer in den Provinzen herum. In Aix besuchte er den Marquis d'Argens, den Freund Friedrichs des Großen, hier traf er auch den Schwindler Josef Balsamo, der, damals noch wenig bekannt, eben von einer spanischen Wallfahrt zurückkehrte.

Da ihm nun das Ausland nicht mehr sicher schien, ging Casanova nach Lugano, wo er sich durch eine kritische und patriotische Widerlegung von Houssayes Geschichte der venetianischen Regierung die Gunst der heimischen Machthaber zu erwerben suchte. Dann hielt er sich in Mailand, Turin und Livorno auf, hier in der Absicht, mit Alexei Orlow gegen die Türken zu ziehen. Er fand aber nicht die Gunst, die er gewünscht und gehofft hatte, und so begab er sich über Rom nach Neapel, wo er Interessantes am Hofe erlebte und erfuhr, und von da wiederum nach Rom, wo wir ihn Ende 1770 vorfinden.

Schon während des Aufenthaltes in Rom zeigen sich Spuren allmählicher Ermüdung, der Abenteurer beschließt ernstlicher als je, solid zu werden, er sehnt sich nach der Heimath. Es ist das Rom Ganganellis, das wir kennen lernen. Wir treffen Bernis und Mengs wieder. Casanova ward indeß bald wieder aus Rom vertrieben, nicht minder aus Florenz, weil er dort einen reichen Engländer hatte rupfen helfen.

Er fand in Bologna alte Freunde, die ihn gütig aufnahmen, dort auch die verwittwete Kurfürstin von Sachsen, Maria Antonia. Aber immer zog es ihn der Heimath zu, vielleicht weil er sich allenthalben sonst unmöglich gemacht hatte. Er weilte in Ancona und Triest, indem er von hier aus Verbindung mit seiner Vaterstadt suchte und erhielt. Er stand in Ansehen bei den österreichischen Behörden; man besuchte ihn von Venedig aus, unterstützte ihn gar von Staatswegen, dennoch war es nicht durchzusetzen, daß das Edict, das ihn verbannte, zurückgenommen wurde. In dieser Stimmung halbzweifelnder Hoffnung bricht die Lebensgeschichte im Anfang des Jahres 1774 plötzlich ab, da der Autor beinahe neunundvierzig Jahre alt ist. Er hatte später noch die Absicht, sie fortzusetzen; es hat sich bis jetzt indeß keine Handschrift gefunden.

Ueber das übrige Leben Casanovas sind wir wenig unterrichtet. Seine letzten Jahre verlebte er als Bibliothekar der Grafen von Waldstein in dem Schlosse Dux in Nordböhmen. Im Jahre 1803 ist er in Wien auf einer Reise gestorben, den Achtzigern nahe, ein grämlicher Greis, wie erzählt wird.

Man sieht schon aus dieser trockenen Aufzählung der äußerlichsten Lebensmomente, welch ein reiches Dasein in diesen zwölf Bänden uns geschildert ist. Dieses Leben im Auszuge voller darstellen zu wollen, als hier geschehen ist, wäre ein gewagter Versuch, da jede Phase desselben derartig mit scandalösen Liebesintriguen verwebt ist, daß man nothwendig ihrer gedenken müßte.

Mehr noch als die unersättliche Genußgier stößt die häßliche Art und Weise ab mit der Casanova seine Geldangelegenheiten zu ordnen pflegte. Er will es zwar nie Wort haben, und setzt sich falschen Spielern gegenüber gern aufs

hohe Pferd, aber seine Methode die Fortune zu corrigiren, sieht der schwindelhaftesten Gaunerei zum Verwechseln ähnlich. Sonst zeigt er sich mit Vorliebe als das Muster eines Cavaliers, vornehm, etwas zu achtsam auf äußere Formen, wohlthätig, hülfebereit, wohl auch großmüthig.

Indem Casanova seine Erlebnisse in voller Nacktheit darstellte, nahm er ihrer Schilderung vielfach den gefährlichen Charakter, aber auch die vollendete Kunst der Schreibweise, die es überall vermied sich zu wiederholen, kann seine Erinnerungen nicht schmackhaft machen, so sehr sie anderen Büchern ihrer Art an Geist überlegen sein mögen. Wenn somit auch die Zeit nie kommen wird, wo Casanovas Memoiren einen wesentlichen Bestandtheil der allgemeinen Lectüre bilden werden, der Historiker wird ihrer niemals entrathen können. Er und jeder denkende Leser wird aus diesem Buche die Ueberzeugung gewinnen, daß die Gesellschaft, in deren Höhen und Tiefen dieser wüste Italiener überall gleichen Anreiz und gleiche Befriedigung seiner Lüste suchen und finden konnte, mit Nothwendigkeit zu Grunde gehen mußte, daß sich nicht auf ihren Schultern eine neue Generation erheben konnte, sondern allein über ihrem Grabe. L. B.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Berlin. Unsere gegenwärtige Stellung zur Curie. Parlamentarisches. — Endlich ist über das Ergebniß der Kissinger Verhandlungen, sowie über die durch dieselben geschaffene Lage etwas Authentisches zu berichten. Ein hiesiges Blatt bringt über diese Dinge eine Mittheilung, welche als eine absolut zuverlässige anzusehen ist. Bei der großen Wichtigkeit des Gegenstandes und wegen der großen Bedeutung, die diese Mittheilung vermöge ihrer Authenticität für die Orientirung des Publicums hat, reproduciren wir hier vollständig, was dieselbe über die Kissinger Verhandlungen sagt. Es heißt dort, diese Verhandlungen hätten ein freundliches Entgegenkommen in der Form bethätigt und seien nicht ohne Aussicht auf Erfolg geblieben in der Richtung rein sachlicher praktischer Annäherung, ohne Berührung der Principien. Die anfänglich gehegte Erwartung einer schnelleren Förderung sei indessen durch das Bündniß des Centrums mit den Socialisten bei Gelegenheit der Reichstagswahlen erheblich herabgestimmt worden. Dieses Zusammengehen ultramontaner und socialistischer Elemente, namentlich in Mainz, sei im Widerspruch mit den erklärten Grundsätzen und Wünschen des Papstes erfolgt und habe der preußischen Regierung den Eindruck hinterlassen müssen, daß der Einfluß des Papstes auf die von den Jesuiten geleitete Centrumspartei doch kaum stark genug sein würde, um die Ausführung der Zusagen sicher zu stellen, welche auf dem Gebiete der polnischen, der parlamentarischen und der journalistischen Politik etwa gemacht werden könnten. Das Centrum stehe unter der Führung von Condottieren, welche vom Papste unabhängig seien, aber mit Geschick die katholischen Massen in dem Glauben zu erhalten wüßten, daß Alles, was sie thäten, im Dienste des römischen Stuhls geschähe.

Wer diese Sätze aufmerksam liest, wird in ihnen mannichfache und sehr bedeutsame Aufklärungen über unsere augenblickliche Lage gegenüber der päpstlichen Curie finden. Zunächst ersieht man deutlich, daß bei den Kissinger

Verhandlungen von vornherein der Gesichtspunct maßgebend gewesen ist, der schon in dem Schreiben unseres Kronprinzen an den Papst über das Verhältniß der Staatsgewalt zur römischen Kirche ausgesprochen war. Man hat dort wie hier die principielle Stellung beider Mächte unerörtert gelassen und sich darauf beschränkt, eine sachlich praktische Annäherung zu suchen. Natürlich ist aus dieser Thatsache nicht etwa der Schluß zu ziehen, den ein mißgestimmter Pessimismus in diesen Tagen schon öfters verkündet hat, nämlich, daß staatlicher Seits nun plötzlich alle fundamentalen Grundsätze gegenüber den Ansprüchen der römischen Hierarchie bei Seite gewiesen wären und daß der Staat sich willig den Anforderungen der Curie fügen werde. Daran ist natürlich nicht zu denken. Wenn man die principiellen Fragen unerörtert läßt, giebt man noch keinen principiellen Gesichtspunct auf, sondern man versucht vielmehr, unbeschadet derselben, zu einer praktischen Verständigung zu gelangen. Diese Methode ist wahrhaftig weder unweise, noch neu, und der Jahrhunderte währende principiell niemals beglichene Kampf zwischen Staat und Kirche hat nur durch ihre Befolgung zeitweilige Unterbrechungen erfahren können, und nur auf diesem Wege hat sich stets die Herstellung des Friedens ermöglichen lassen. Auch dieses Mal hat man ihn verständiger Weise beschritten, selbstverständlich mit aller Reserve und unter Wahrung aller der Autorität des Staates zukommenden Befugnisse. Es ist nun sehr klar aus der oben citirten Mittheilung zu erkennen, daß die auf diesem Wege eingeleiteten Verhandlungen anfangs einen recht erfreulichen Fortgang genommen haben und daß man gewisse Ausgangspuncte für eine practische sachliche Annäherung ohne Berührung der Principien gewann. Man liest weiter zwischen den Zeilen, daß die Annäherung über die Feststellung solcher allgemeinen Ausgangspuncte nicht hinausgegangen ist und daß von bestimmten, in das Detail gehenden Vereinbarungen nicht die Rede sein kann. Aus diesem Grunde sind auch die in der Presse circulirenden detaillirten Angaben über die Kissinger Verhandlungen seiner Zeit von amtlicher Seite so energisch dementirt worden. Vielleicht wäre man zu weiteren speciellen Abmachungen gekommen, wenn nicht ein sehr unliebsamer Umstand dazwischen getreten wäre, das Wahlbündniß der Ultramontanen und Socialisten. Es erhellt aus der obigen Mittheilung ohne weiteres, daß diese Thatsache den Werth der Verständigung mit der Curie in den Augen der preußischen Regierung sehr erheblich gemindert hat. Die Regierung ist zwar der Ueberzeugung, daß das Zusammengehen der Ultramontanen mit den Socialisten, wie viele andere Handlungen des Centrums, im Widerspruch mit dem Willen des Papstes erfolgt ist, aber sie kann über die Thatsache nicht hinwegsehen, daß die Jesuiten und die Centrumspartei eben von der Macht des Papstes unabhängig sind. Eine Verständigung mit dem Papste würde unter diesen Umständen nicht den inneren Frieden in Deutschland herbeiführen, der doch der Zweck dieser Verständigung ist. Der Einfluß des Papstes würde nicht genügen, um die von der preußischen Regierung im Interesse des Friedens gewünschten Aenderungen auf dem Gebiete der „polnischen, der parlamentarischen und der journalistischen Politik" herbeizuführen.

Die Hervorhebung dieser drei Gebiete ist sehr bezeichnend für den Standpunct des preußischen Staates im Kirchenkampfe, für die Uebelstände gegen die er ankämpft, und für die Wünsche, deren Erfüllung er anstrebt. Die polnische Agitation, das Centrum als Kriegspartei und die Caplanpresse, das sind die drei streitbaren Elemente, welche der Ultramontanismus gegen den

preußischen Staat in Bewegung gesetzt hat, deren bloße Existenz schon die Fortdauer des Kriegszustandes bedeutet. Soll Frieden werden, so müssen diese Elemente entweder beseitigt oder zur Ruhe gebracht werden. Sehr charakteristisch für die Lage ist es, daß die polnische Agitation von der gouvernementalen Stimme in erster Linie unter den den Frieden entgegenstehenden Hemmnissen genannt wird. Wir haben in diesen Blättern schon mehrfach darauf hingewiesen, daß der verderbliche Einfluß der ultramontanen Umtriebe auf die polnischen Landestheile der preußischen Monarchie für unsere Regierung stets ein Gegenstand ernstester Sorge gewesen ist und daß gerade dieser Einfluß und seine verhängnißvollen Wirkungen der Regierung die unbedingte Nothwendigkeit der Abwehr der Prätensionen der ultramontanen Hierarchie erwiesen haben. Mit anderen Worten die Zustände in den polnischen Provinzen Preußens und die Zukunftspläne der polnischen Ultramontanen waren für die preußische Regierung einer der zwingenden Gründe zur Aufnahme des Kampfes gegen die römischen Priester. Nicht minder nothwendig ist natürlich für die Herstellung des inneren Friedens in Deutschland, daß die ultramontane Partei im Parlament und in der Presse ihre kriegerische Haltung aufgiebt. Das Ersprießlichste wäre natürlich, wenn die Partei als solche verschwände. Es wäre das auch ganz logisch, denn sie ist als solche zum Zwecke des Kampfes entstanden, es wäre daher auch durchaus nur natürlich, wenn sie bei der Herstellung des Friedens auseinanderginge. Allein so weit reichen unsere kühnsten Hoffnungen noch lange nicht. Eine Organisation, die einmal besteht, hält sich noch lange durch ihr eigenes Gewicht und ihre eigene Kraft, auch wenn der unmittelbare Zweck, der sie einst in das Leben rief, längst nicht mehr vorhanden ist. Alles, was daher vor der Hand anzustreben wäre, ist, daß die Partei im Parlamente und in der Presse ihre starre, staatsfeindliche Haltung aufgäbe und sich auf den Boden der bestehenden Zustände stellte. Wie die Wahlen gezeigt haben, sind wir auch von der Erreichung dieses Zieles leider noch sehr fern und weil das der Fall ist, sind auch die Verhandlungen mit der römischen Curie einstweilen einigermaßen aussichtslos geworden. An der Curie ist es hier Abhülfe zu schaffen. Kann sie es nicht oder will sie es nicht, hat sie nicht die Macht oder den Willen, die streitbaren Herren des Centrums zum Frieden zu bewegen, so hat der preußische Staat keinesfalles Grund, sich um die Herstellung der Verständigung mit der Curie weiter zu bemühen. Der Kampf wird dann seinen Fortgang nehmen, bis es dem Staate auf anderem Wege gelingen wird, seiner inneren Feinde Herr zu werden.

In den nächsten Tagen werden wir hier in Berlin zwei Nachwahlen zum Reichstage zu vollziehen haben. In dem einen Wahlkreise ist der Freiherr Schenk von Stauffenberg gegen Ludwig Löwe aufgestellt, in dem andern kämpft Struckmann, der Candidat der vereinigten Freiconservativen und Nationalliberalen, gegen den Stadtgerichtsrath Hofmann, der von der Fortschrittspartei und einem Theile der Nationalliberalen unterstützt wird. Neben ihnen steht in nicht ungefährlicher Haltung der Socialist Baumann. Sehr geschickt hat man nicht operirt, was zum Beispiel aus der wunderbaren Thatsache erhellt, daß Herr von Stauffenberg als Candidat aufgestellt ist, trotzdem er formell erklärt hat, eine auf ihn in Berlin fallende Wahl nicht annehmen zu wollen. Sodann ist die Theilung der Wähler zwischen Struckmann und Hofmann angesichts der von den Socialdemokraten her drohenden Gefahr auch nicht besonders heilsam. Die Eröffnung des Reichstages steht nunmehr

vor der Thür, die Abgeordneten treffen bereits zahlreich ein, auch die Minister kehren einer nach dem andern von ihren Badereisen heim.

Der Bundesrath hat inzwischen über das Socialistengesetz Beschluß gefaßt, und die in dem Entwurfe vorgesehene Errichtung eines Reichsamtes für Presse und Vereinswesen ist dabei wirklich zu Falle gekommen. Das neue in Aussicht genommene Amt wurde bekanntlich von der liberalen Presse nicht gerade mit sympathischen Augen betrachtet, dennoch wird der Beschluß des Bundesrathes lebhaft beklagt, weil die Art, in der der Bundesrath für das projectirte Reichsamt Ersatz geschafft hat oder schaffen will, den Wünschen der liberalen Organe noch weniger entspricht. Der Bundesrath hat an die Stelle des genannten Reichsamtes einen Ausschuß des Bundesrathes gesetzt, an dem man fast alle die Garantieen vermißt, welche bei dem Reichsamte für eine gedeihliche Handhabung seiner Thätigkeit vorhanden waren. Namentlich gilt dies von dem Umstande, daß den Mitgliedern des Ausschusses die richterliche Qualification fehlt, die bei fünf Mitgliedern des Reichsamtes absolut erforderlich war. So ist es gekommen, daß das schon bei seiner Geburt verstorbene Reichsamt nach seinem Tode Fürsprecher gewonnen hat, die es bei Lebzeiten nicht gehabt haben würde. Ob der Gedanke seiner Wiederherstellung in irgend einer Form im Reichstage angeregt werden wird, läßt sich heute natürlich nicht übersehen.

2. September. J.

Literatur.

Gesammelte Schriften von Eduard Mörike. Stuttgart, Göschen. — Man kann es der Verlagshandlung nur Dank wissen, daß sie durch die vorliegende Ausgabe der Werke Eduard Mörikes das Andenken an einen der begabtesten Vertreter der schwäbischen Dichterschule, ja an einen der vorzüglichsten unter den deutschen Dichtern der Neuzeit überhaupt wiederbelebt hat; das Andenken an einen Dichter, dessen Hauptwerk, der Roman „Maler Nolten", freilich unvollendet geblieben ist, der aber als Lyriker so vieles von hoher Vollkommenheit und reiner Schönheit geschaffen hat, daß die verhältnißmäßig geringe Verbreitung seiner Dichtungen fast unbegreiflich erscheint. Die vorliegende Ausgabe bringt im ersten Bande die lyrischen Gedichte und die „Idylle vom Bodensee", im zweiten die Erzählungen „Der Schatz", „Das Stuttgarter Hutzelmännlein", „Der Bauer und sein Sohn", „Die Hand der Jezerte", „Lucie Gelmeroth", „Mozart auf der Reise nach Prag", im dritten und vierten Bande „Maler Nolten", dieses letztere Werk aber in der vom Dichter bei seinem Tode (1875) hinterlassenen Umarbeitung, die, von Mörike selbst freilich nicht mehr ganz zu Ende gebracht, in Professor Julius Klaiber zu Stuttgart, dem man auch eine kurze Biographie Mörikes zu Anfang des ersten Bandes dieser Sammlung verdankt, einen berufenen und feinsinnigen Herausgeber gefunden hat.

Es ist beinahe ein halbes Jahrhundert vergangen, seit Mörike zuerst auftrat. Sein „Maler Nolten" erschien 1832, die Gedichte zum ersten Male 1838. Die letzteren hatten sich allerdings im Laufe der Jahre einen weiteren Freundeskreis erworben, waren aber doch — wohl weil das allzu Individuelle, Persönliche und Gelegentliche einen verhältnißmäßig großen Raum einnahm und dagegen so schöne Gedichte, wie „Im Frühling", „Mein Fluß", „Das verlassene Mägdlein" u. s. w., die mehr in die Höhe der Allgemein-

heit der Stimmung gehoben waren, fast in den Hintergrund gedrängt wurden — nicht öfter als noch etwa drei- oder viermal aufgelegt worden; der Roman blieb schon zur Zeit seines Erscheinens fast unbeachtet, und selbst die gedankenreiche und der Anerkennung volle Studie, welche Friedrich Vischer in den Hallischen Jahrbüchern 1839 der Dichtung widmete (vergleiche Kritische Gänge, 1844, 2, 216 ff.), vermochte derselben kein besseres Schicksal zu bereiten. Und doch ist gerade „Maler Nolten" das Werk, in welchem, neben den Unvollkommenheiten, die ihr anhaften, auch die schönsten Seiten von Mörikes Dichternatur sich offenbaren. Diese Dichternatur ist eine vorwiegend romantische. Mörike hat eine Vorliebe für das Geister- und Märchenhafte, das Wunderbare, für die Darstellung der dunkeln Tiefen des Seelenlebens in seiner Lyrik ebenso wohl, wie in seinen Erzählungen. Und ganz besonders zeigt sich im „Maler Nolten" in dem Hereinziehen des Mystischen und Phantastischen in den Gang der Handlung, in dem barocken Durcheinanderwerfen der einzelnen Momente der Erzählung, in der Einschiebung phantastischer Märchenpoesie in die letztere der romantische Dichter, der zu keiner ganz vollen künstlerischen Einsicht gelangt ist. Aber gerade „Maler Nolten" zeigt Mörike auch noch von einer anderen Seite. Neben den Schwächen des Romantikers ist hier so viel Fähigkeit zu bestimmter künstlerischer Formgebung, so viel Feinheit und Sicherheit und plastische Ruhe in der Zeichnung von Figuren und Situationen, daß man, wie übrigens auch in vielen der Gedichte, an die besten unserer classischen Dichter erinnert wird, und speciell in einzelnen Parthien aus „Nolten" solche aus einem Romane von Goethe vor sich zu haben glauben könnte. Aus diesem Grunde ist die Herausgabe des umgearbeiteten „Nolten" gewiß das Dankenswertheste an dem Unternehmen der vorliegenden Ausgabe; wem aber der Vergleich, den wir soeben zwischen Mörike und unseren größten Meistern gezogen haben, als zuviel erscheinen sollte, den verweisen wir nur auf die reizenden Scenen, in welchen der Dichter die Geliebte Noltens, die einfache, liebliche, die später so unglückliche Agnes uns vorführt. Durch allerlei seltsame Umstände ist das gute Mädchen in Zweifel gerathen, ob sie ihrem Geliebten auch werde genügen können. In einem Zustande innerer Unsicherheit, aber ohne Schuld hat sie dem Geliebten Anlaß zu Eifersucht, zu Mißtrauen gegeben. Nolten, der in die Residenz gezogen ist, betrachtet sein Verhältniß zu Agnes als aufgelöst, aber Noltens Freund, der Schauspieler Larkens, setzt es unter Noltens Namen fort, indem er mit dessen Handschrift, die er täuschend nachzuahmen weiß, und ganz in dessen Sinne die Correspondenz mit Agnes weiterführt, sogar zu derselben Zeit, wo den Maler eine plötzliche tiefe Leidenschaft zu der hochgebildeten Gräfin Constanze ergriffen hat. Indessen das Verhältniß Noltens zu Constanze kann nicht von Dauer sein, durch Larkens von Agnes Unschuld und Treue überzeugt und von dem liebevollen Betruge seines Freundes unterrichtet, wendet er sich seiner Agnes wieder zu, kehrt nach dem kleinen Städtchen zurück, die alte Liebe, aber auch das peinigende Gefühl einer unseligen Täuschung im Herzen. Und nun eine reizende Scene. Agnes ist eben auf dem Kirchhof, als Nolten nach Neuburg zurückkommt. Ungesehen beobachtet er sie erst: „Die den Kirchhof umschließende Mauer bildet auf dieser Seite etwa in der Hälfte ihrer Höhe ein breites fortlaufendes Gesimse, worauf sich ein Kreuz von alter Steinhauerarbeit freistehend erhebt, an dessen Fuße auf dem Gesimse sitzt, noch immer in beträchtlicher Höhe über dem Boden, das liebliche Geschöpf mit dem Strickzeug und im Haus-

kleide so, daß dem Freunde das Profil des Gesichtes vollkommen gegönnt ist; an einem Arm des Kreuzes über dem Kopfe der Sitzenden hängt ein frischer Kranz von Immergrün, sie selbst bückt sich soeben aufmerksam, die Nadel leise an die Lippen haltend, gegen eine Staude vorwärts, worauf ein Schmetterling die glänzenden Flügel wählig auf- und zuzieht; jetzt, indem er auffliegt, gleitet ihr Blick flüchtig am Fenster Noltens hin, daß diesem vor entzücktem Schrecken beinahe ein Ausruf entfahren wäre; aber das Köpfchen hing schon wieder ruhig über dem geschäftigem Spiele der Finger. Schichtweise kam einigemal der süßeste Blumengeruch gegen den Lauscher herübergeweht, um den geistigen Nerv seiner Erinnerung nur immer reizender, betäubender zu spannen; denn diese eigenthümliche Würze, meint er, habe das Veilchen von jeher an keinem Orte der Welt ausgehaucht, als hier, wo sich sein Duft mit den frühen Gefühlen einer reinen Liebe vermischte." Nun das Scherzen des Mädchens mit dem herumspazierenden Storche, das Herbeikommen des Vaters, die Erkennung: „Als das herrliche Kind sich nun plötzlich gegen ihn herumwandte, ihm mit aller Gewalt leidenschaftlicher Liebe sich um den Leib warf und nur die Worte vorbrachte: „Mein! mein!", da hätte auch er laut ausbrechen mögen, wenn die Uebermacht solcher Augenblicke nicht die Luft selbst der glücklichsten Thränen erstarren machte". An solchen Wendungen, wie die letzte, ist Mörike reich, und durch sie besonders fühlt sich der Leser an Goethe erinnert. Ein einziges Wort oft reicht hin, aus ganz bestimmten concreten Verhältnissen in das Allgemeine, das Ewige hinüberzuleiten und aus dem einzelnen Ereigniß blitzschnell einen Ausblick in die großen Erfahrungen des ganzen Menschengeschlechtes zu gewinnen. So heißt es auch, als Larkens gestorben ist und Nolten, in tiefer Trauer um den Freund, vor dessen Leiche tritt: „Der Maler blieb nicht länger vor dem Bette stehen, als eben hinreichte, um jenes stumme langgedehnte Lebewohl — sei es auf Wiedersehen, ach! oder auch auf ewig Nimmersehn — durch das Tiefinnerste der Seele ziehen zu lassen und jeden stillen Winkel seiner Brust mit diesem Liebesecho schmerzlich anzufüllen". Wir glauben, daß schon die Mittheilung dieser wenigen Zeilen genügen könne, den Leser zu überzeugen, daß er mit Mörikes „Maler Nolten" ein Buch zur Hand nehmen werde, welches sich von der flachen Alltäglichkeit der modernen Romane auf das Vortheilhafteste unterscheidet. Mag auch das Buch des Unwahrscheinlichen und des Unausgereiften Manches enthalten, mag die mystische Grundlage der ganzen Handlung (das Erscheinen der geheimnißvollen Zigeunerin) unseren Widerspruch hervorrufen, mag endlich der Wahnsinn Agnes', in den sie verfällt, als Nolten ihr nach Larkens Tode den von diesem an ihr verübten Betrug entdecken zu müssen glaubt, uns in die traurigste Niedergeschlagenheit versetzen, — überall haben wir doch das Gefühl, daß wir in den Zauberkreis eines echten Dichters getreten sind, der unser Inneres ganz zu erfüllen und tief zu bewegen weiß und der als epischer wie auch als lyrischer Dichter das Interesse aller, welche Gefühl für poetische Schönheit haben, in weit höherem Grade beanspruchen kann, als eine große Anzahl seiner dichtenden Zeitgenossen, die, ohne nur annähernd so Schönes geleistet zu haben, wie er, doch häufig weit höher geschätzt wurden, als der sinnvolle, tiefe und mit Unrecht fast vergessene Mörike. L. H.

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.
Ausgegeben: 5. September 1878. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Kurfürſt Moritz.

Von K. Reichard.

Die deutſche Machtſtellung des Hauſes Sachſen im Beginn der neuen Zeit beruhte auf der Entſchiedenheit, mit der es an die Spitze der großen religiöſen Bewegung getreten war. Freilich der Gegenſatz, in den die unſelige Theilung die beiden Linien der wettiniſchen Familie gebracht hatte, war zunächſt verſchärft worden: gegen die proteſtantiſchen Reformen des mächtigeren Kurſtammes hatte ſich ſofort die reactionäre Oppoſition des Herzogthums erhoben, ein Antagonismus, der jedoch durch die Bekehrung Heinrichs des Frommen etwas ausgeglichen ward. Während aber bei den Erneſtinern die religiöſe Ueberzeugung mehr eine Sache des Herzens war, erſcheint ſie bei den Albertinern mehr als eine Sache des Verſtandes. Jene machten die proteſtantiſche Frage zu der ihren unter dem unmittelbaren Einfluſſe des Reformators ſelbſt, nicht nur Luthers Ueberzeugungstreue, auch ſeine großartige Schroffheit theilte ſich ihnen mit; an dieſe jedoch trat die Reformation heran faſt als vollendete Thatſache, ſicher als ein Zug der Zeit, dem ſchon die Klugheit zu folgen gebot, ſie waren von vornherein milderen und vermittelnden Anſchauungen zugänglich. Dieſer Umſtand iſt es im Grunde geweſen, der es Moritz möglich machte, das Verhältniß der beiden Zweige umzukehren. Indem er in dieſer Geſinnung ſeinem Hauſe den Kurhut verſchaffte, erweiterte er nicht allein die deutſche Machtſtellung des Fürſtenſtammes, er ſchuf ſie auch zu einer europäiſchen um; freilich legte ſeine vorſichtig unentſchiedene Politik auch zugleich den Grund zum Verfall dieſer Macht. Moritz hat es verſtanden einen der größten Herrſcher der Erde auf den Gipfelpunct der Gewalt zu erheben, wie er ihn wiederum zu ſtürzen gewußt hat, ſein Geſchick war mit dem Karls V. unlösbar verwachſen. Und darin liegt ſeine welthiſtoriſche Bedeutung.

Von jeher hat sich die Forschung mit Vorliebe mit diesem genialsten der Wettiner beschäftigt, von jeher hat die Gestalt des merkwürdigen Fürsten, der an der Schwelle des Mannesalters dahinsank, das Interesse der Menschen wachgerufen. Mehr als eines anderen Deutschen schwankt sein Charakterbild in der Geschichte. Lob und Tadel sind ihm im Uebermaß geworden, aber eins noch nicht: das volle Verständniß seines Wesens und seiner Thaten. Und kaum ist Hoffnung vorhanden, daß das Dunkel, aus dem sich seine glänzende Gestalt erhebt, je ganz gelichtet werden wird. Denn nur wenigen Getreuen pflegte er sich zu erschließen, und auch diese vertrauten gerade das Wichtigste, an dessen Kunde uns gelegen wäre, selten dem Papiere an. Dazu kam, daß der Fürst in den entscheidenden Momenten nur direct zu verhandeln pflegte. Was er aber in seinen Conferenzen mit Kaiser Karl und König Ferdinand mündlich abgemacht hat, entzieht sich völlig unserer Kenntniß; wir kennen die Versprechungen, die er dort erhielt, die Verpflichtungen, zu denen er sich dort bekannte, im Einzelnen nicht so genau, daß wir zu einem abschließenden Urtheil über seinen Charakter gelangen könnten. So sehr demnach nun auch vorsichtige Enthaltsamkeit geboten ist, immerhin liegt uns Material genug vor, die Grundsätze, Wege und Ziele seiner Politik im Allgemeinen zu erkennen.

Um sie zu verstehen muß man sich die Bedingungen vergegenwärtigen, unter denen er aufwuchs: an nicht weniger als vier Höfen verlebte er abwechselnd seine Knabenjahre. Und welche Gegensätze zeigten sich da seinem empfänglichen Sinn! Am Hof zu Freiberg, wo sein Vater saß, herrschte ein Leben, das beständig schwankte zwischen Noth und Völlerei. Herzog Heinrich hatte sich als junger Mann in den Niederlanden lebhaft und tapfer gezeigt, noch bewahrte er mit Stolz eine eiserne Kette, an der ihn die grimmen Ostfriesen einst hatten aufhängen wollen, jetzt aber war er faul und phlegmatisch geworden, aß und trank und sah gern, wenn's den Leuten schmeckte, immer in Respect vor seiner herrischen Gemahlin, die ihm auch das Lutherthum beizubringen wußte. Er hatte sich eine Zeit lang gesperrt, er könne nicht gut hören und verstünde die Prediger nicht, die sie ihm hatte kommen lassen; da ließ sie ihm einen Sessel dicht neben der Kanzel zimmern, so ward er wohl oder übel lutherisch. Nicht gerade mit Leidenschaft, denn er hatte immer Rückfälle und hütete sich lange Jahre, sich offen zur Reformation zu bekennen. Aus diesem wüsten, armseligen und unklaren Leben kam Moritz an den lustigen und üppigen Hof des Erzbischofs Albrecht von Mainz in Halle. Hier lernte er den verfallenen alten Glauben an der Quelle kennen, den höchsten Grad der Zuchtlosigkeit, den Typus jenes weltlichen Kirchenlebens, gegen das eben die Angriffe der Reformation gerichtet waren. Die späteren Jugendjahre aber verbrachte Moritz weiter am Hofe seines Oheims, Herzog Georgs

des Bärtigen, und seines Vetters, des Kurfürsten Johann Friedrich. In Wittenberg hatte er nun Gelegenheit, die reinste Lutherlehre zu studieren und sich im „Saufen" zu üben, — denn auch bei Johann Friedrich verbanden sich, wie später bei Johann Georg, Durst und Frömmigkeit, — in Dresden aber sah er wieder einen katholischen Hof, der an der alten Lehre nicht aus Ueberzeugung, sondern aus, man möchte sagen staatsrechtlichen Gründen festhielt. Hatte doch der Herzog einmal gesagt, er würde die kirchlichen Mißbräuche längst abgeschafft haben, wenn er aus Gottes Wort oder der päpstlichen Heiligkeit und kaiserlichen Majestät Zulassung Gewalt über geistliche Sachen hätte. Es war ein trauriger und trüber Hof, die Hand des Unglücks lag schwer auf dem Herzog, dem früh alle Kinder dahinstarben. Demohnerachtet hielt der alte mürrische Oheim etwas auf den Neffen, den man allgemein als seinen Nachfolger ansah. Nur nicht mißtrauisch hätte dieser ihn machen sollen. Denn Georg schlug es ihm rundweg ab, als Moritz einst die erledigte Burggrafschaft Leisnig begehrte. Seitdem ward das Verhältniß kühl. In diesen heterogenen Zuständen, die früh Selbständigkeit und Gewandtheit zeitigen mußten, wuchs Moritz heran, ohne eigentliche Bildung. Und auch ihn, wie einen anderen großen Meister der diplomatischen Kunst, den spanischen Ferdinand, hat allein das Schicksal erzogen.

Man kann leicht denken, was Moritz aus dieser Jugend für sein späteres Leben mitbrachte: die Erkenntniß, daß, wer als Fürst Ehre haben will, der Macht bedarf, den festen Willen diese sich zu erringen, und die Einsicht, daß, wer seinen Nutzen sucht in dem Verkehr mit allen, auf Compromisse angewiesen ist. So entwickelte sich in ihm früh schon jene Politik des Abwägens und Zuwartens, die er sein ganzes Leben hindurch befolgt hat. Kurz vor seinem Tode schrieb ein Franzose über ihn, daß er sich bei Ergreifung einer Partei immer den Uebergang zu einer anderen vorbehalte. Immer hatte er doch beide Hände frei, indem er sich beide zu binden schien. Er stand unabläßig in Verhandlungen; selbst während der Kriege liebte er es, mit dem Feinde zu verkehren, alte Fäden weiter zu spinnen, neue anzuknüpfen. Er spielte stets ein Doppelspiel und konnte in jedem Augenblick zurück, wenn er sich einmal zu weit vorgewagt hatte. Weder religiöse Vorurtheile noch auch Pietät waren ihm in der Befolgung dieser Maximen hinderlich. Trotzdem würde man ihm aber Unrecht thun, wenn man ihn schlechtweg der Heuchelei beschuldigen wollte. Mißtrauisch, wie er war, schenkte er nie Vertrauen, wie er nie Vertrauen empfing. Während er nun, auf seinen Nutzen rastlos bedacht, vorsichtig nach allen Seiten prüfte und abwog, im Geheimen überall nach einem festen Boden tastete, kam er bei der Unsicherheit menschlicher Dinge schwer zu Entschlüssen. Indem er sich so die Freiheit der Entscheidung bis zum letzten Momente offen hielt, wo der Erfolg sich besser übersehen ließ, hat er

niemals einen unklugen Entschluß gefaßt. In welcher Richtung dieser immer lag, Moritz wußte dem Gegner gegenüber, mit dem er es nie ganz verdarb, seine Maßnahmen als einen Act der Nothwendigkeit darzustellen, der seinerseits nicht zu vermeiden war. Immer wollte er so zum Handeln gedrängt sein, nicht selten vielleicht auch gedrängt erscheinen. Man darf wohl sagen, daß diese diplomatische Behandlung der Machtfragen von keinem Fürsten mit gleicher Virtuosität gehandhabt worden ist, wie von ihm, weder vom makedonischen Philipp, noch von Ferdinand dem Katholischen, noch auch endlich von Karl V. und seinem großen Kanzler Granvelle selbst. Nur der dritte Napoleon scheint mit Moritz in dieser Hinsicht zu vergleichen.

Zu welchem Ende dies geistvolle Spiel mit den Fäden der europäischen Politik, die er in der Hand hielt, schließlich geführt haben würde, wenn ihm ein längeres Dasein beschieden gewesen wäre, läßt sich freilich nicht absehen. Sicher ist, daß er bei Lebzeiten das Meiste erreicht hat von dem was er wollte, und noch einiges nebenher. Die verhaßten Ernestiner hatte er bei Seite geschoben und den Kurhut seinem Haus erobert, er war nach dem Kaiser der mächtigste Fürst im Reiche geworden. Die Scharten, die seine Protestantenehre an der Elbe empfangen hatte, hatte er am Inn glänzend wieder ausgewetzt, er wiegte sich, wie zu vermuthen erlaubt ist, vielleicht in noch kühneren Plänen, als ihn die feindliche Kugel zu Boden warf.

Schon am Hofe Georgs war er der Zielpunct entgegengesetzter Bewerbungen gewesen: sowohl von katholischer wie von protestantischer Seite hatte man sich um ihn bemüht, da man seine Nachfolge in des Herzogs Landen alsbald ins Auge faßte. Durch seine Verheirathung mit des Landgrafen Philipp von Hessen Tochter Agnes, die wider den Willen seiner Eltern stattgefunden hatte, hatte er sich der Heimath entfremdet und selbständig gestellt, Durch diese Heirath nun und durch die Familienbande in Wittenberg und Freiberg schien er naturgemäß der schmalkaldischen Sache anzugehören, durch sein Verhältniß zu Georg aber der katholischen nicht allzu feindlich gegenüber zu stehen. Als sein Vater nun an des Bruders Stelle rückte, schlossen sich dem Sohne sofort die Bestandtheile der georginischen Partei im Herzogthum an, der Adel und die Räthe, jene „gleißnerischen" Meißner, die „Schaar des Satans", wie sie Luther nannte. So besaß er eine Partei im Lande, als nach ein paar Jahren Heinrich die Regierung in seine Hände legte, da er gerade zwanzig Jahre alt war.

Man sah sofort, wie selbständig der Herzog verfuhr; wie er sich fernhielt von dem strenglutherischen Vetter in Wittenberg und sich mehr seinem Schwiegervater anschloß, ohne diesem jedoch allzuviel einzuräumen; wie er offenbar von dem schmalkaldischen Bunde nichts wissen wollte; wie er sich alsbald mit neuen Räthen umgab, alles Leuten, die eine

minder schroffe Richtung auf religiösem Gebiete vertraten. Trotzdem erweckte er den Evangelischen Hoffnung. Melanchthon sah in dem jungen Fürsten schon damals den Beschützer Deutschlands.

Zunächst gingen wohl Moritz' Pläne über Territorialvergrößerungen nicht hinaus, sein Gebiet zu arrondiren durch die Säcularisation der Stifter, die in ihm lagen, das war seine Absicht. Merseburg, Naumburg und Meißen galt es allmählich der Landeshoheit zu unterwerfen. Das ging nun nicht, ohne daß der Kaiser selbst eingriff, und ohne daß die ernestinischen Vettern, die gleiche Pläne verfolgten, zurückgedrängt wurden. Daß diese Tendenzen der beiden Linien sich kreuzten, entfachte den verstohlenen Haß, den die Theilung von 1485 großgezogen hatte. Und in der That, die Gemeinsamkeit des Schirmrechtes über Meißen erzeugte Competenzconflicte, die durch die Naumburger Händel schon vorbereitet waren. Zwar gelang es, die Wurzener Fehde zwischen den Vettern beizulegen, aber es blieb doch eine gegenseitige Eifersucht und in Moritz ein Haß zurück, der erst bei Mühlberg seine volle Befriedigung fand.

Damals entstand wohl der Plan, sich der Hülfe der Habsburger gegen die Verhaßten zu versichern, nichts schien ihn zu erreichen dienlicher, als wenn der Herzog sich jene durch Kriegsunterstützung verpflichtete, die er ihnen gegen die Türken gewährte. So nahm denn Moritz die Einladung König Ferdinands an und zog nach Ungarn, zugleich wohl um das Kriegshandwerk dort überhaupt zu studieren. Er zeigte sich tapfer, ja tollkühn, wie man weiß, kehrte aber bald aus dem elenden Feldzuge, der durch die Energielosigkeit der Oberleitung ohne Resultate verlief, nach Sachsen zurück, nachdem er noch in Wien eine persönliche Conferenz mit dem König gehabt hatte, in der möglicherweise der Grund zu späteren Abmachungen gelegt ward. Sicher ist wenigstens, daß seitdem die Annäherung an die Habsburger bei Moritz mehr und mehr in den Vordergrund des Interesses trat. Schon auf dem Reichstage zu Nürnberg im Anfang des Jahres 1543 verständigten sich Carlowitz und Granvelle darüber und das Resultat war, daß Moritz und mit ihm der Markgraf Albrecht von Brandenburg sich in kaiserlichen Dienst begaben. Zwar war der Kaiser nicht zu bewegen gewesen die Advocatie über die Stifter Magdeburg und Halberstadt dem jungen Herzog als leichtverdienten Sold auszusetzen. Noch war Moritz der Werbende. Aber galt ihm nun die Uebung des Krieges oder die Verbindung mit dem Kaiser zunächst für ein völliges Aequivalent: er nahm an. Um dies zu können hatte er sich schon vorher in Oschatz vom schmalkaldischen Bunde losgesagt, obwohl ihm dieser noch später jederzeit moralische und rechtliche Verpflichtungen nachgerechnet hat.

Moritz verstand es durch verspäteten Aufbruch von Dresden zu vermeiden, daß er zur Theilnahme am Kriege gegen Cleve gezwungen würde,

obwohl er sonst das Verhältniß der Protestanten zum Kaiser völlig ignorirte, dem Mißtrauen der evangelischen Bundesgenossen gegenüber aber ganz gleichgültig erschien. Als er aus dem französischen Feldzuge heimgekehrt war, hatte er doch schon die Gunst des Kaisers dermaßen gewonnen, daß ihm das Stift Merseburg zufiel, zu dessen Coadjutor sein Bruder August ernannt ward. Und vielleicht konnte er sich auf dem Reichstage zu Speier noch größerer Gunst des Kaisers rühmen, vielleicht schon damals hatte sich Karl im Gespräch gegen ihn gehen lassen. Näher noch trat er diesem persönlich auf dem französischen Feldzug des Jahres 1544, an dem er ebenfalls tapferen Antheil nahm. In diesen französischen Kriegen nun lag doch der eigentliche Keim zu des Herzogs späterer Politik. Damals bildete sich ein persönliches Verhältniß zwischen den Fürsten aus. Man erzählte wohl, daß der Kaiser einst Moritz bei einer Belagerung freundlich zur Seite genommen habe: „Es weiß nicht ein Jeder die Kunst, wie man unter das Geschoß reiten und unverwundet davon kommen kann." Damals hat er auch, wie sich aus Andeutungen vermuthen läßt, den jungen Fürsten tiefer in seine Karten sehen lassen, wie er denn überhaupt gnädigen Willen zu ihm trug, da er seine Lust zu hohen Dingen kannte. „Verlasset Euch nicht auf Fürsten", rief der Schwiegervater diesem warnend zu.

An eine vertrauensvolle Hingabe dachte indeß Moritz gar nicht; er wußte wohl, daß die Niederwerfung des Herzogs von Cleve nur ein Vorspiel zum Tanze gegen die Protestanten war. Und er traute dem Kaiser noch nicht deshalb, weil er selbst nicht von ihm in Glaubenssachen bedrängt ward. Er hielt sich in seiner Weise freie Hand, er stieß den Kurfürsten nicht vor den Kopf und den Kaiser auch nicht und eignete sich indeß, ohne daß die Habsburger opponirten, factisch das Gebiet des Bischofs von Meißen an. Auch auf dem Wormser Reichstag wußte er eine Parteistellung der Art zu vermeiden, daß man ihn und seinen Carlowitz gar für Papisten hielt. Trotzdem stand er mit dem Kurfürsten gerade damals in leidlichem Verkehr, bei einer Zusammenkunft auf dem Schellenberg soffen die beiden Vettern der Art, daß Moritz, der Johann Friedrich nicht gewachsen war, kaum mit dem Leben davon kam.

Der Herzog hatte sich gleichzeitig mit der Idee getragen, an Stelle des schmalkaldischen Bundes eine festere Liga der Evangelischen zu stiften, ein Gedanke, den er durch Philipp von Hessen colportiren ließ, der aber, wie vorauszusehen war, an der Opposition des Kurfürsten scheiterte. Moritz leitete davon die Veranlassung ab, sich immer mehr von den schmalkaldischen Bundesverwandten zurückzuziehen, wie er denn an ihrem Bundestag zu Frankfurt persönlich nicht theilnahm. Gleichwohl hatte er sie vorher in der Fehde gegen Heinrich von Braunschweig Lüneburg unterstützt, so jedoch, daß er sich auch den gefangenen Heinrich zu verpflichten gewußt hatte, ein

zweideutiges Verfahren, das ihm von beiden Seiten Mißtrauen und Tadel erweckte. Er war im Feld erschienen mit den Schmalkaldenern, aber er hatte nur Spott davon getragen. Derselbe Carlowitz, der die Evangelischen zu Frankfurt mit vagen Versprechungen hingehalten hatte, begab sich freilich nach Mastricht an den Kaiserhof, Moritz wegen eben dieses braunschweigischen Handels zu entschuldigen. Ob dieser entschuldigt war? Er erhielt aus Granvelles Munde das Lob, er habe sich wie ein alter und verständiger Fürst benommen, er erfuhr von Carlowitz, daß er das Vertrauen des Kaisers besitze, das übrige wollte dieser „muntlich" melden. Die Nachricht war um so bedeutungsvoller, als der Augenblick gekommen schien, in dem es galt, Stellung zu nehmen. Das Regensburger Gespräch hatte sich zerschlagen, der Kaiser hatte mit dem Papste einen annehmbaren modus vivendi erlangt, er dachte offenbar an den Krieg. Wollte Moritz das Schirmrecht über Magdeburg und Halberstadt erlangen, das ohne den scharfen Widerspruch der sächsischen Kur nicht zu erwerben war, so mußte er sich jetzt Karls versichern.

Der Kaiser rief denn auch Moritz nach Regensburg, und er kam. Gerade während der Entschluß zum Kriege sich in Karl festigte, unterhandelte er mit ihm. Er hatte den Krieg offen erklärt, er werde seine Autorität gebrauchen müssen gegen die Ungehorsamen; er bedurfte des Herzogs. Die ersehnte Schirmherrschaft ward diesem nun ohne Weiteres bewilligt. Auch ist evident, daß ihm damals schon im Allgemeinen Land und Leute des Kurfürsten in Aussicht gestellt wurden. Gleichwohl bewegten sich die schriftlichen Formulationen des „Verständnisses" mit den Habsburgern nur in allgemeinen Ausdrücken, die nur durch die Zeitverhältnisse Bedeutung gewinnen konnten: Moritz solle sich als treuen Reichsfürsten beweisen, hieß es. Die Hauptsachen wurden auch hier jedenfalls mündlich abgemacht. Gleich nach der verhängnißvollen Unterredung mit dem Kaiser, die am 20. Juni 1546 stattfand, ritt der Herzog zur Stunde von Regensburg ab, er scheute das Antlitz der Glaubensgenossen.

Seine Stände bewilligten ihm zu Chemnitz Geld zu Rüstungen, und er versicherte sie, daß ihre Religion unangetastet bleiben würde. Darauf ging er nach Prag, mit König Ferdinand das gemeinsame Vorgehen zu bereden. Er wolle die kurfürstlichen Lande angreifen und behalten, nur die böhmischen Kronlehen sollten an Ferdinand fallen. Durch seine Energie gelang es ihm, noch einige dieser Lehen zu seinen Gunsten zu eximiren, wenn auch Carlowitz, der die Gunst des Momentes auskaufen wollte, das halbe Schirmrecht über Meißen und das ganze über Naumburg in Regensburg nicht mehr zu erlangen vermochte. Der Kaiser versprach dagegen Schutz in der Noth und übertrug dem Herzog die Kur, so jedoch, daß das Document noch in Ferdinands Händen bleiben sollte, so lange Moritz nicht thätig am Kriege würde Theil genommen haben. An demselben Tage nun erklärte Moritz seinem Vetter, mit dem er bis

zur Stunde in Unterhandlungen gestanden hatte, um sich im Falle eines Waffensieges der Protestanten oder des Abscheidens des Kaisers, der sehr kränklich war, die Möglichkeit eines Rücktrittes offen zu halten, daß er den Auftrag der Achtsvollstreckung übernommen habe; er habe zur Erhaltung der Rechte des Hauses Sachsen Wege eingeschlagen, daß die kurfürstlichen Lande nicht in fremde Hände kämen. Diese Kriegserklärung, die auf einmal die geheimen Pläne des Herzogs bloslegte, erregte ungeheures Aufsehen im Lande; die gesammte öffentliche Meinung richtete sich gegen den „Trabanten des Kaisers und des Papstes", und wenn er auch einen Aufruhr noch verhüten konnte, der Rest des Vertrauens war völlig dahin; der Abscheu vor dem Verräther und die Furcht vor den Söldnern beherrschte die Gemüther.

In der That bald brachen die böhmischen Kriegsvölker, die Hussern, über den Kamm des Gebirges, und der Kaiser feierte jubelnd ihre wüsten Siege. Bald war das ganze Land mit Ausnahme von Wittenberg in des neuen Kurfürsten Händen. Da kam der Rückschlag: Johann Friedrich zog in Halle ein und belagerte Leipzig, Moritz ging zurück. Er zögerte, den Revers zu unterschreiben, der ihn zu ewiger Feindschaft gegen die Ernestiner verpflichtete, um sich nicht den letzten Weg zu versperren; gleichzeitig wurden beim Kaiser wie zwischen den Vettern Sühneversuche von verschiedenen Seiten angebahnt, die sich aber alle zerschlugen. Moritz war in Verzweiflung, er dachte schon daran, eine Landwehr zu organisiren. Da war es nun doch eine Freude, daß sich Leipzig hielt, daß endlich böhmische Hülfe nahte, daß der Kaiser selbst zu kommen beschloß. Denn der kluge König Ferdinand hatte gemeint, man dürfe Moritz nicht zum Aeußersten treiben. Dazu kam Hülfe durch den Markgrafen Albrecht von Brandenburg, der freilich bald bei Rochlitz geschlagen ward. Moritz war unterdessen nach Eger gegangen, den Kaiser, der langsam heranzog, zu erwarten. Er lag natürlich in Verhandlungen mit Johann Friedrich wegen eines Waffenstillstandes, die er, als Karl nahte, sofort abbrach. Der Kaiser beschloß diesmal schnell zu handeln; rasch durchzog er das vom Kurfürsten occupirte Meißen, als er schon in Gnandstein weilte, wollte noch kein Mensch in Sachsen daran glauben, daß er wirklich da sei, es sei eben ein Stücklein von Moritz. Karl marschirte direct auf die Elbe los, der Kurfürst zog sich langsam zurück; Wittenberg oder Magdeburg zu erreichen glaubte er noch hinlänglich Zeit zu haben, als Karl bereits die Furt bei Mühlberg überschritt. Verlassen von den Seinen ward der Kurfürst auf dem Schweinert in der Lochauer Heide gefangen, kaum einen Monat darauf ergab sich seine Hauptstadt.

Moritz hatte sich in der Schlacht tapfer gezeigt, auch hatte er sich gleich zum Beginn derselben vergeblich dem Vetter zum Vermittler beim Kaiser angeboten. Nun war das Ziel erreicht, er war wirklich Kurfürst und er nannte sich auch so, was er bis jetzt immer klug vermieden hatte.

Aber die Habsburger waren nicht gewillt ihn zu mächtig werden zu lassen: die Siegesfreude von Mühlberg wußten sie durch die Wittenberger Capitulation zu dämpfen. Moritz sah sich genöthigt den Ernestinern einen großen Theil ihres Landes zu lassen, Gotha obenan mit seinem festen Schlosse, und in voller Lebensfähigkeit blieb die verhaßte Linie bestehen; sein Land war durch die Fremden verwüstet, seine Unterthanen liebten ihn nicht, bei den Spaniern fand er Haß und Mißtrauen. So eng ihn Mühlberg an die Habsburger gefesselt zu haben schien, seit dem Tage von Wittenberg wandte sich seine Politik, die ihnen so erfolgreich in die Hände gearbeitet hatte, gegen sie.

Die üble Stimmung gegen den Kaiser, welche die Capitulation in Moritz hervorgerufen hatte, konnte sich durch die Gefangennahme des Landgrafen von Hessen, für den er sich vergeblich verwandte, nur steigern, um so mehr als er für Philipps Freiheit seine Fürstenehre verpfändet hatte. Der Kaiser ahnte von dieser Gesinnung nichts; als er den Herzog im Februar 1548 auf dem Weinmarkt in Augsburg feierlich mit der sächsischen Kur belehnte, glaubte er ihn noch ganz zu haben. Der Kurfürst war dem Interim persönlich entgegen, doch suchte er, wie wir aus einem Briefe an Doctor Fachs ersehen, sich beim Kaiser gegen den Verdacht zu entschuldigen, als sei er die Ursache, daß man in Sachsen gegen das Interim eingenommen sei. In der That suchte er später dem Leipziger Interim im Lande Autorität zu verschaffen, auch übernahm er es, wie man weiß, in Magdeburg das Interim zu vollstrecken. So kam der Reichstag von Augsburg im Jahre 1550. Karl hatte geglaubt, Moritz mit der Freilassung des gefangenen Johann Friedrich, die jener fürchten mußte, in Schach zu halten, aber er hatte sich getäuscht. Diesmal kam der Kurfürst nicht auf den Reichstag, er ließ zwar sein Gefolge vorausgehen, er selbst aber blieb aus; er entschuldigte sich mit der Achtsvollstreckung gegen Magdeburg, an seine Agnes aber schrieb er: „Ich will diesen Winter bei Dir bleiben und wollen untereinander Birnen braten und wenn sie ziſchen, so wollen wir sie ausnehmen und wollen mit Gottes Hülfe ein gutes Mütlein haben."

So friedlich waren nun freilich des Kurfürsten Gedanken nicht. Er sah wohl, daß der Angriffskrieg gegen die Schmalkaldener den letzten Rest von Popularität vernichtet hatte, dessen sich Karl noch erfreute. Aus jenen Tagen nun stammen die Annäherungen an Frankreich, wie auch an Hessen, die, schon seit dem Vorjahre geplant, jetzt bestimmtere Gestalt gewannen. Moritz schrieb damals, er wolle noch viele gute Leute an den Tanz bringen, sein Name müsse aber verschwiegen bleiben, er müsse laviren wo er könne, komme es aber zum Beschluß, so werde er Hals und Bart daran setzen; auf den Reichstag wollte er nicht gehen, er hörte denn „wo alle Wind hinwehten". Der Kaiser mahnte und mahnte zum Kommen, er schrieb zuletzt

brüsk, Moritz aber conferirte unterdeß zu Dresden mit dem Markgrafen Johann von Brandenburg, er sei gut augustanisch und werde nie in ein Concil willigen, noch auch sich dem Kaiser oder seinem Bruder verpflichten; dann verband er sich mit dem Markgrafen, mit Wilhelm von Hessen und mit dem Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg und sandte im Mai 1551 eine Botschaft nach Frankreich, den König zu einem Schutz- und Trutzbündniß einzuladen: die Gefangenschaft der Väter, Verwandten und Freunde, die Bedrohung der deutschen Libertät waren die Motive, man müsse die Rücken zusammenstellen. Auf dem Jagdschloß Friedewalde in Hessen ward dieses Bündniß, dem noch Albrecht von Brandenburg Culmbach beitrat, durch den Bischof von Bayonne, Herrn de Fresse, abgeschlossen und im Januar 1552 ward es von Heinrich II. in Chambord durch Unterschrift und Eid vollzogen. Es ist klar, daß der Franzose nicht aus Sentimentalität für die deutsche Freiheit zu den Waffen griff, es war ein sehr greifbarer Preis, den ihm diese deutschen Fürsten zusicherten, die Stifter Metz, Cambray, Toul und Verdun und autres semblables, qui ne sont de la langue Germanique, außerdem versprach man ihm die Anwartschaft auf die deutsche Kaiserkrone. So ward Heinrich II. „der Defensor der deutschen Libertät". Pour la défense des droits et libertés de toute la Germanie, wie die stehende Phrase der französischen Flugschriften der Zeit ist, unternahm er denn auch seinen Zug gegen Deutschland, die „voyage d'Allemagne". Moritz aber stand so plötzlich in Deutschland an der Spitze einer großen antihabsburgischen Coalition. Die Saat von Wittenberg war aufgegangen.

Der Kurfürst entwarf den Kriegsplan; er wollte dem Kaiser durch einen kühnen Schlag die Reputation im Reich entziehen. Er dachte an Augsburg und Köln als Operationsbasen. Dann wollte er sich durch die Etschpässe in Italien mit dem Franzosen vereinigen. Das religiöse Moment ward damals nicht betont, da die Absicht war, auch „die Pfaffen vom Kaiser abzuwenden und in der Fürsten Verpflichtung zu nehmen". Karl hatte wohl eine allgemeine Ahnung von dem Sturme, der sich gegen ihn erhob, doch traute er den Deutschen solche Ränke nicht zu, während Moritz wiederum seinerseits alles that, ihn nicht klar sehen zu lassen. Nun brach er im März auf. Die Gefangenschaft des Hessen, die deutsche Libertät, die Wortbrüchigkeit des Kaisers, der fremdes Kriegsvolk ins Reich geführt habe, bezeichnete er Ferdinand gegenüber als Ursachen des Krieges. Er nahm rasch Augsburg und schreckte damit den Kaiser, der in ärmlicher Tracht auf einem Bauernwagen eiligst Innsbruck verließ. Freilich kehrte er bald wieder um da Moritz in seiner Weise bereits mit Ferdinand eine Conferenz in Linz abhielt, die zu erfreulichen Resultaten führte, noch erfreulichere einleitete. Der Krieg war unterdeß fortgegangen, die Ehrenberger Klause war gestürmt worden, Karl hatte

abermals Innsbruck verlassen und war nach Kärnten geflohen, was Moritz übrigens ganz recht war: er habe keinen Käfig für diesen Vogel. Schon in den Linzer Conferenzen war auf einmal die Religionsfrage hervorgetreten, Moritz hatte die Freilassung Philipps, die Freiheit des augustanischen Bekenntnisses und die Abschaffung mancherlei Mängel in des Kaisers Hofregiment verlangt. „Pfaffen und Spanier" waren die Worte, die ihm im Munde lagen. Darüber wurde nun in Passau energischer verhandelt.

Indem auf diese Weise Moritz auf einmal die Sache der Reformation zu der seinen machte, erschien er in der That als der Vertreter des wichtigsten nationalen Interesses. Er stand auf dem Höhepunct seiner Macht. Man muß seine Art zu operiren sich vor Augen halten, um es zu begreifen, daß er die Gunst der Lage nicht noch mehr auskaufte. Der Kaiser war tief gedemüthigt, flüchtig, von Türken und Franzosen bedrängt: jetzt oder nie war die Zeit zu einem festen Religionsfrieden für immer gekommen. Aber der Kurfürst wie die Nation begnügten sich mit der Zusage, daß in den religiösen Dingen bis zu einer endlichen Vergleichung Frieden sein sollte. So war die große Frage abermals aufs Ungewisse vertagt. Die Habsburger aber durften sich freuen, denn der Same der Zwietracht blieb in den deutschen Landen und kaum ein Jahrhundert später trug er den Nachkommen Ferdinands tausendfältige Frucht. Außer den Kaiserlichen freilich war wohl Niemand zufrieden. Moritz schrieb an seine Gemahlin: „Die Sachen allhier sind mit dem Kaiser vertragen. Gott gebe, daß es gehalten werde." Er müsse noch ein trüb Wetter helfen klar machen. Auch König Heinrich schrieb, er habe im deutschen Interesse einen anderen Ausgang erwartet. Und noch einer war mit dem Passauer Vertrag in hohem Grade unzufrieden: der Markgraf von Culmbach. Ihn besonders hatte Moritz im Interesse der Kriegführung an sich zu ketten gesucht. Hatte er doch deshalb für ihn, wenn auch vergeblich, den Brautwerber bei Ercole von Ferrara gemacht, um ihm eine der schönen und reichen Töchter des Herzogs zu gewinnen. Nun hatte er einen Geist citirt, den er nicht los wurde. Und hier lag sein Verhängniß.

Daß der Kaiser gegen Moritz im Herzen unversöhnlich war, ließ sich erwarten; er hatte ihm Rache geschworen, die über seinen Tod hinausreichte. Selbst im eigenen Lande fürchtete man für den Kurfürsten. Da ist es nun merkwürdig, wie dieser darauf bestand, seiner Reichspflicht gegen die Türken in Ungarn Genüge zu thun. Freilich hatte er vom Kaiser Gewähr seiner Lande gegen die Angriffe des freigelassenen Johann Friedrich gefordert und erhalten, aber die habsburgischen Versicherungen waren, wie er selbst bekannte, auf Schrauben gestellt. Trotzdem zog er nach Ungarn, wo er „der schwarze Ritter" von den Türken bald sehr gefürchtet war. Nachdem er

Raab befestigt und ein paar Scharmützel mit den Feinden gehabt hatte, kehrte er mißmuthig heim.

Waren es nun wirklich die Reichstreue oder der Wunsch, Karls Gunst zurückzuerwerben, die Moritz zu diesem Türkenzuge veranlaßten? Es lag, wie man seit kurzem weiß*), vielleicht ein anderes Motiv zu Grunde. Auch nach dem Passauer Vertrage nämlich waren die Verhandlungen mit Frankreich nie sistirt worden, sie brachen erst mit dem Tode des Kurfürsten ab; kurz vorher noch hatte er geschrieben, daß er alles für Frankreichs Macht und Ehre thun werde. Diese Verhandlungen gingen durch das Haus Este in Ferrara; in den Papieren, die in der Sache gewechselt wurden, taucht nun der Plan auf, unter türkischer Oberhoheit ein Königreich Ungarn gründen zu wollen, an dessen Spitze Moritz treten sollte. Man wollte dadurch den Habsburgern einen Stoß in die Flanken versetzen. Moritz starb über den Plänen dahin, und sein Bruder August wies diese Projecte in seinem nüchternen und gesunden Sinne als „welsche Parolen" zurück. Vielleicht gewinnt durch diese Perspectiven der räthselhafte Zug einiges Licht, besonders auch die Befestigung von Raab, die damals das Hauptaugenmerk des Kurfürsten bildete.

Nach seiner Rückkehr sah sich Moritz genöthigt zur Sicherung seiner Länder gegen die Raubzüge des Culmbachers mit Ferdinand einen Bund zu Eger zu schließen; die Verwirrung war so groß, daß er besorgte, es sei mit diesem Reiche fast am Ende. Um nun dem Markgrafen Albrecht die Verbindung mit Erich von Braunschweig abzuschneiden, ergriff er die Initiative des Kampfes „nicht aus Vorwitz". „Sollen wir alles erdulden und in unseren Landen still sitzen und des ersten Backenstreiches gewärtig sein?" schrieb er damals. Kurz darauf ist er am Abend des glänzenden Siegestages auf der Ebene zwischen Sievershausen und Peina gefallen. Noch im Angesicht des Todes wühlte er in den aufgegriffenen Papieren des Markgrafen, dessen Beziehungen zum Kaiser zu erkunden.

Man sieht leicht, wie viel noch unklar bleibt in diesem merkwürdigen Leben; gleichwohl wird sich die Politik des Kurfürsten etwa in den angedeuteten Ideenkreisen, Zielen und Mitteln bewegt haben. Es läßt sich demnach unschwer eine habsburgische und eine französische Epoche seiner großen auswärtigen Politik unterscheiden, über seine Stellung zu den deutschen Fürsten aber regen sich doch allenthalben Zweifel, die noch der Lösung harren. Wie dem immer war, er, der der evangelischen Sache einst den härtesten Schlag versetzt hatte, galt doch seit Passau wiederum für den Erretter des Protestantismus. Und die öffentliche Meinung hat ihm deshalb andere patriotische Sünden leichter verziehen.

*) v. Druffel, Herzog Herkules von Ferrara. Sitzungsber. der kgl. bayr. Akademie der Wissenschaften. 1878.

Wie verhielt sich nun Moritz der Reformation im eigenen Lande gegenüber?

Daß Moritz persönlich kein besonderes religiöses Bedürfniß hatte, ist zweifellos. Er stand diesen Fragen kühl und ablehnend gegenüber. Die Person des Erlösers, auf welche die lutherische Lehre das Hauptgewicht legt, trat ihm vor dem allgemeineren Begriff Gottes in den Hintergrund, selbst auf dem Sterbelager. „Gott wird kommen" waren seine letzten Worte, wenn er auch der Vermittelung Christi gedacht hatte. Während sein Vetter in Wittenberg, wie damals schon bemerkt ward, die weltlichen Dinge den geistlichen nachstellte, that er umgekehrt. Es war ein Zug in ihm, der Luther mißtrauisch machte, dieser wünschte ihm in der Wurzener Fehde „einen blutigen Kopf und eine Schlappe". Die beiden kamen niemals zu einem gedeihlichen Verhältniß, und es ward nichts gebessert, als Luther Moritz vorwarf, er sei ein Undankbarer, der den Ernestinern viel schulde; dazu kam die Abneigung, die Luther gegen den Hof Georgs und gegen den meißnischen Adel überhaupt empfand. Nun verstimmte ihn vollends, daß der junge Herzog im Jahre 1543 die Reformation, die sein Vater seit 1539 in Meißen einführt hatte, mit fester Hand weiterführte, ohne sich um die geistlichen Herren in Wittenberg zu kümmern. Dabei konnte kein Segen sein, meinten sie. Es verdroß Luther, daß er, der Fürst, „den Staat in die Kirche mischen" wolle, doch zeigte er sich Moritz später nicht abgeneigt, wenn es auch nicht zu einem eigentlichen Einverständniß kam. Besser verkam Moritz mit Melanchthon, da er überhaupt in seiner Umgebung mildere Ansichten begünstigte. Sonst widmete er in seinem Lande diesen Dingen die gebührende Beachtung, er ließ 1544 und 1547 auf den Tagen zu Leipzig die Frage der Mitteldinge discutiren, er legte vorläufig Protest in Augsburg gegen das Interim ein, auf den Theologenconferenzen zu Meißen, Pegau, Torgau, Zella und Jüterbogk, auf den Landtagen zu Torgau und Leipzig wurden vermittelnde Tendenzen verfolgt, deren Zweck es eben war, den wüsten Streit der Prädicanten durch die ordnende Hand des Staates zu schlichten. So kam das Leipziger Interim zu Stande, das die Melanchthon, Bugenhagen, die Pflug und Anhalt zusammengebracht hatten, für das aber keiner verantwortlich sein wollte, da es den Kern der lutherischen Lehre bedenklich streifte. „Weil keiner sich dazu bekennt," sang man auf den Gassen, „scheubt mans dem Niemand in die Hend." Diesem Interim nun, das seine „Superattendenten und consistoria" geschaffen hatten, verhalf Moritz durch ein besonderes Edict zur Geltung. Er wollte Frieden und Ruhe vor dem Gezänk der Theologen, er wußte wohl, wie man ihn von den Kanzeln verdächtigt hatte, „als sei sein Wille, Gemüth, Vorsatz und Meinung, die alten Mißbräuche in den Ländern wieder einzurichten." Er trat den anmaßlichen Herren, die sich unduldsam zeigten, ernst

und mit Energie gegenüber, denn er hatte im schmalkaldischen Kriege Gelegenheit genug gehabt, die Macht ihres Einflusses zu erfahren.

Dem dogmatischen Kirchenthum, dem das Land zu verfallen schien, trat Moritz durch die Melioration des Schul- und Lehrwesens entgegen, und auf diesem Gebiete liegen seine größten Verdienste um sein Land. Sein Verhalten hier giebt in seiner ganzen Geschichte allein einen reinen und wohlthuenden Eindruck. In der That, der hohe Stand der allgemeinen Bildung, der Sachsen bis in die neuesten Zeiten ausgezeichnet hat, ist in erster Reihe dem Herzog Moritz zu verdanken. Den Segen einer regelmäßigen und geordneten Erziehung, den er selbst nicht genossen hatte, wie war er doch bereit, ihn Anderen zukommen zu lassen. „Mit den Alten ist nichts zu machen," meinte sein Rath Komerstadt, „mit der Jugend muß man anfangen." Und so stiftete er denn, indem er aus den eingezogenen Klostergütern die Mittel nahm, seine berühmten Fürstenschulen in Merseburg, Pforta und Meißen, von denen die erste bald nach Grimma verlegt ward. Hier sollten die Knaben in „Sprachen, Zucht und Tugend" sechs Jahre lang unterwiesen werden. Mit ganz besonderer Vorliebe wurden diese Anstalten von ihm und seinem Komerstadt behandelt, man sah darauf, daß das Kleinste in Obacht genommen ward, wie denn unter anderem auch verordnet ward, daß die Bouillonsuppen wohl geschäumet sein sollten. Diese Schulen fanden bald allgemeinen Beifall im Lande, um so mehr, als Moritz eifrig dafür bedacht war, daß sie auch den Armen zugute kämen, „weil er in solchem Fall den Armen seiner Unterthanen gleich den Reichen mit Gnaden geneigt, und ein gemein Sprüchwort sei, daß der Armuth gute Künste gegeben und geschenkt, wie denn auch die Erfahrung gebe, daß mehrmals armer Leute Kinder dem Studieren fleißiger oblägen, auch was Stattlicheres ausrichteten, als die Reichen." Auch trug Moritz Sorge, daß die Lehrergehalte genügend, ja reichlich seien.

Nicht minder aber war er für seine Universität Leipzig thätig, die trotz der Bemühungen Georgs damals etwas hinter Wittenberg zurückgeblieben war; gleich im Beginn seiner Regierung wurde die Reorganisation der Universität in Angriff genommen. Es ward eine vierte Facultät gestiftet, es wurden Gelder ausgesetzt, daß die Hochschule „gelehrte praeceptores erhalten" könne, die Gehalte der Professoren wurden erhöht, vor allem wurde die Universität mit reichen Dotationen aus den Fonds der Klöster Pegau und Petersberg, sowie mit Immobiliarschenkungen reich ausgestattet, auch das Convict- und Stipendienwesen ward vielfach gefördert. Und nicht nur äußerlich ward die Stiftung unterstützt, auch ward für ihre Reputation und ihr Ansehen gesorgt. Ein Uebelstand waren unter anderem die Doctorpromotionen. „Wir haben auch bei unseren Zeiten viel

klagen gehöret der unbilligen Promotion halber, die oftmals aus Gunst oder umb Geldes willen geschehen, dadurch die einfältigen merklich beschweret, die den Stand der Promovirten ansehen und also, wann die Promovirten in der Kunst nicht geschickt, verführet werden, derhalben ordnen und wollen wir, daß nun hinfürter zu ewigen Zeiten in dieser unserer Universität keiner in allen Facultäten soll promovirt werden, er sei denn seiner Geschicklichkeit und Kunst halber des Standes, dazu er soll promovirt werden, würdig. Und dabei soll kein Herkommen, Geschlechte, Gunst, Dispensation, Geldgabe oder anders angesehen werden. Wenn aber solches nicht gehalten, so oft das geschieht, sollen die Promotores die Strafe der Entsetzung ihres Amts und Lection zu gewarten haben." Also sprach sich ein Edict vom Jahre 1542 aus. Auch hier war Komerstadt thätig, neben ihm vor allem Moritz' besonderer Freund Christof von Carlowitz. Loriot, Pistorius, Mordeisen und Fachs lehrten nun Jurisprudenz, neben ihnen glänzten der Theolog Alesius, die Philologen Rheticus und Camerarius, der berühmte Astronom Hommel.

Daß der Kurfürst stets seine Landeshoheit dem Adel gegenüber, der wie überall auch in Sachsen seine Reichsunmittelbarkeit zu behaupten beflissen war, geltend zu machen verstand, war selbstverständlich die erste Grundlage einer kräftigen inneren Politik. Jeder Lehensbesitz innerhalb der sächsischen Landesgrenze bedingte ihm die Unterthanenpflicht, und er wußte diesem Grundsatz Anerkennung zu verschaffen; nicht nur dem Adel, sondern auch den Bischöfen gegenüber. Dagegen hat er seinen Ständen, die auf den Landtagen eifersüchtig ihr Steuerbewilligungsrecht wahrten, ihre Rechte niemals zu kürzen versucht. Freilich bedurfte er ihrer Hülfe zu den Zwecken seiner großen Politik wohl mehr als ein anderer Fürst.

Auch sonst zeigte er sich ihnen gnädig. Auf ihre Initiative hin creirte er im Jahre 1547 den Hofrath, eine juristische Behörde zunächst, unter dem Vorsitz des Kanzlers, die jedoch auch bald anderen Ressorts mit dienen mußte. Die Verwaltung selbst ward durch die Regimentsordnung des Jahres 1548 in großem Stile reformirt. Diese Regimentsordnung enthielt bereits die Keime eines Staatsraths, sie fixirte definitiv die Kreiseintheilung und nahm schon eine Art Premierminister in Aussicht, den Hofmeister. Daneben wurden die niederen Gerichte meliorirt, die Oberhofgerichte wiederhergestellt und mit dem Hofrath als oberster Appellbehörde in Verbindung gebracht, ein Instanzenzug, den praktisch einzuführen freilich ihm nicht in allen Fällen gelang, da der Adel sein früheres Privilegium, sein Recht sich direct vom Landesfürsten zu holen, sich schwer entreißen ließ. Nicht minder wurde durch eine Reorganisation der Polizei hauptsächlich auf Wegen und Straßen die Sicherheit des Verkehrs gehoben. Eine bessere und lucrativere Ausbeutung des Bodens wurde durch neue Gesetze über das Forst- und Bergwesen

wie über den Weinbau angebahnt, der Handel und Verkehr aber ward durch die Besserung der Münze und die Hebung der Leipziger Messen gefördert. Leipzig war überhaupt des Fürsten Augapfel. Der Stadt Wohlfahrt bedingte seine Handelspolitik, wie sich besonders bei den Verhandlungen über die Elb- und Oderschifffahrt gezeigt hat.

So kurz an Jahren die Regierung des Kurfürsten und so viel er selbst mit auswärtigen Händeln beschäftigt war, so wenig hat er doch auch die inneren Angelegenheiten seiner Länder vernachlässigt. Man sieht, es sind eine Menge neuer Reformen durch ihn eingeleitet worden, wenn es ihm auch an Zeit und Muße gebrach, sie überall durchzuführen. Auch auf diesem Gebiete hat sein Bruder August nur seine Erbschaft angetreten, viele Gedanken und Projecte, die man geneigt ist diesem ursprünglich zuzuerkennen, gehen in der That auf Moritz zurück.

Mit einem Stabe von wenigen Beamten beherrschte er sein Land; die Anforderungen, die er an sie stellte, waren bedeutend. Kamen sie einmal in Zwiespalt, so hielt seine Person die Einheit des Regimentes aufrecht. Am nächsten standen ihm die beiden Carlowitz, nach ihnen Komerstadt und Melchior von Osse, sowie der Leipziger Jurist Doctor Ludwig Fachs, von seinen Heerführern schätzte er Dieskau und Wallwitz am meisten. Ein näheres Verhältniß fand indeß auch hier nicht statt. Am meisten zugethan war er seinem Bruder August, doch auch diesem gegenüber waltet in seinen Briefen Ernst und Strenge vor.

Seine hessische Gemahlin Agnes, die er aus Neigung geheirathet hatte, hielt er lieb und werth. Freilich viel war er nicht zu Hause, und die junge Frau fühlte sich oft einsam, zumal der Herzog kein Briefschreiber war, sie selbst aber wenig Theil an seinen politischen Händeln nahm. Auch war sie wohl ein wenig eifersüchtig. Und sie mochte Grund dazu haben, besonders „bei dem bayrischen Frauenzimmer" in den lockeren und lustigen Tagen der Reichsversammlungen. Daß Moritz sich mit der schönen Jacobine in Augsburg die Zeit vertrieb, wohl auch mit ihr baden ging, ward wenigstens erzählt. Indeß hoffte die Gattin auch hierin mit den Jahren Besserung. Und in der That, gerade im Todesjahre des Kurfürsten herrschte in ihren Briefen eine heiterere Stimmung zwischen beiden. Moritz war da „der großen Herrn fast müde" und sehnte sich nach seiner Häuslichkeit. Er hatte zwei Kinder von ihr, Albert und Agnes. Als der Knabe starb, erwies er sich, wie uns berichtet wird, so „kläglich", daß man es ihm als einem tapferen Herrn gar übel auslegte.

So einfach seine Neigungen waren, so liebte er es doch öffentlich mit Pracht aufzutreten; das Silberzeug seiner Tafel war berühmt, seine Festlichkeiten, seine Tourniere, denen er auf einem leichten Gaul beiwohnte, ragten

durch ihre Pracht hervor, wie er denn überhaupt für einen reichen Fürsten galt. Die Finanzcalamitäten, die später zur Signatur der sächsischen Geschichte gehören, finden wir unter ihm und seinem Bruder noch nicht.

Was sein Aeußeres betrifft, so finde ich einmal folgende Schilderung von ihm: „Er ist rotes Angesichts gewesen und geler Haar, die sich von Jahr zu Jahr auch in rötliche Farbe begunten zu verändern, hat auch so scharff und munter ausgesehen, daß auf seinen Anblick einer stracks erschrecken müssen." Ein wenig bekanntes Bild von ihm aus dem Jahre der Kurverleihung, unbekannten Ursprungs, zeigt einen Kopf edelster Formen, die Züge voll Energie, in vornehmer Verschlossenheit, etwas düster. Im Umgang war der Fürst freundlich und herablassend, ein gefangener Türke wunderte sich über seine schöne stolze Gestalt, die die schwarze Rüstung noch mehr hob. Denn wie ein Ungethüm erschien er der Phantasie der Barbaren. Es gehörte zu seinen Gewohnheiten leicht zu vergeben, er machte sich absichtlich ganz gewiß nicht Feinde. Schmeicheleien wehrte er ab. „Lieber, wo war ich zu der Zeit?" sagte er einmal, als man seinen Muth in den Türkenkriegen lobend hervorhob.

Er war in seinem Lande nie populär gewesen, er hatte, wie erklärlich war, mehr Haß und Mißtrauen geerndet in Folge seiner politischen Grundsätze, und dennoch war die Welt tief bestürzt, als er am 11. Juli 1553 früh am Morgen nach schmerzvoller Nacht seinen letzten Seufzer aushauchte. „Das Land steht itzt in großen Trawren," hieß es, die Leute hörten Geheul in den Lüften, die Hunde geriethen auf den Feldern scharf aneinander, man merkte aus allerlei Anzeigen, daß Großes passirt war. Der depossedirte Kurfürst Johann Friedrich äußerte, der Kaiser werde sich über den Tod von Moritz mehr freuen als über die Nachricht vom glänzendsten Siege. Der aber soll ausgerufen haben: „Absalon, mein Sohn!" Ganz gewiß aber hat er aufgeathmet.

Was Moritz Erreichbares geplant hat, sein Bruder hat es zu Ende geführt: er hat die bestehende Rivalität der Ernestiner völlig gebrochen, er hat den Kurstaat der Albertiner stabilirt, nach innen und auch nach außen, zugleich aber hat er jene schwankende und dilatirende Politik fortgesetzt, deren Erfolg doch einzig und allein durch die Persönlichkeit ihres Trägers bedingt ist. Es war ein gefährlicher Weg, den die Schwachen nicht betreten durften. Hat er doch selbst den genialen Moritz mehr als einmal an den Rand des Abgrundes geführt oder auch ins Leere.

Als der Herzog Georg der Bärtige 1521 auf dem Reichstage zu Worms weilte, erhielt er die Kunde, daß ihm ein Neffe geboren sei. Moritz' Geburtsstunde fällt mit der des Protestantismus zusammen. Er war bestimmt dem neuen Glauben den ärgsten Schlag mit zu versetzen, er hat dann als sein

Retter gegolten, er hat aber auch durch ſeine Politik, welche die deutſche Frage, die ſie abſchließen konnte, nur vertagte, der habsburgiſchen Machtentfaltung im ſechzehnten Jahrhundert, deren Wirkungen uns noch heute fühlbar ſind, mehr als ein anderer die Bahn geebnet.

Das türkiſche Heer während des ruſſiſchen Krieges.

Von Seiten des unterliegenden Heeres wird ſelten oder doch nur ſpät zur Darſtellung des Feldzuges geſchritten. Die negativen Lehren des Krieges ſind theils im allgemeinen Bewußtſein, theils finden ſie ausreichende Erörterung in denjenigen Kreiſen, welche berufen ſind, an der Umformung der Organiſation, an der Beſeitigung der hervorgetretenen Schäden zu arbeiten. Der kriegsgeſchichtlichen Forſchung wird dann nur in dem Falle Vorſchub geleiſtet, wenn einzelne Ereigniſſe während des Feldzuges eine Unterſuchung erheiſchen, deren Lauf oder Ergebniß der Oeffentlichkeit nicht vorenthalten werden ſoll.

Nach dem deutſchfranzöſiſchen Kriege waren es die parlamentariſche Unterſuchung der Vertheidigung von Paris und der Proceß Bazaine, welche durch das umfaſſende Material, das dabei zu Tage gefördert wurde, eine actenmäßige Beleuchtung der Vorgänge des Krieges gewährten. Einen ähnlichen Erfolg durfte die Kriegsgeſchichte von dem gerichtlichen Einſchreiten gegen Suleiman Paſcha in ſeiner Eigenſchaft als Unter- und ſpäter Oberführer der osmaniſchen Truppen in Europa erwarten, wenn die Türkei nicht in ſtaatlicher Auflöſung ſich befände.

Allein dieſe ausbleibende Kenntniß der Vorgänge im türkiſchen Hauptquartier wird, was den Verlauf der Kriegsereigniſſe betrifft, durch die Geſchichtsſchreibung des ruſſiſchen Siegers erſetzt, welcher bereits während der Dauer der Feindſeligkeiten mehrfach ſachliche und eingehende Darſtellungen der Operationen gegeben hat und dadurch häufig auch ein recht deutliches Licht auf die Vorgänge beim Gegner warf.

Ein Anderes iſt es mit den Zuſtänden in der türkiſchen Armee während des Krieges, und über dieſe wird in zuverläſſiger Weiſe ſchwerlich der Schleier gelüftet werden. Von officieller Seite ſicherlich nicht, und diejenigen Berichterſtatter der Tagespreſſe, welche als Augenzeugen einige Auskunft geben könnten, bieten ſpärliche Angaben, weil die ſogenannten „militäriſchen" ſelten ehemalige Officiere von Berufserfahrung, ſondern häufiger noch „verfloſſene" Mitglieder irgend einer anderen Armee ſind.

Unter den Geſichtspuncten, welche eine eingehendere Kenntniß der Zu-

ſammenſetzung der türkiſchen Armee im jüngſten Kriege wünſchenswerth machen, ſteht das Zahlenverhältniß der Streitkräfte obenan. Die Menge der Soldaten, welche das weite Reich während des Laufes der Feindſeligkeiten nahezu ohne Unterbrechung aufſtellte, war einigermaßen überraſchend.

Zwar beſtand aus dem Jahre 1869 eine umfaſſende Organiſation des Heerweſens, und zwar beruhte dieſelbe in vielfacher Beziehung nicht lediglich in den zur Blendung des Auslandes gefertigten papiernen Aufſtellungen. Es gab ein jährliches Contingent, welches bei einer vierjährigen Dienſtzeit planmäßig eine Friedensſtärke von 150,000 Mann lieferte. Zwei weitere Jahrgänge der Reſerve fügten 70,000 Mann hinzu und die Landwehrorganiſation hatte im ganzen Reich mit Ausnahme eines Theils des Villajet Bagdad und des noch nicht völlig unterworfenen Yemen die Errichtung von 240 Rediſbataillonen (erſten und zweiten Aufgebots) zu 800 Mann vorgeſehen. Hieran ſchloſſen ſich noch acht Jahrgänge Landſturm oder Muſtahfiz, welche die muhamedaniſchen Einwohner bis zum Alter von vierzig Jahren umfaßten. Dabei gab es territoriale Bezirke, an deren Hauptort Behörden ſaßen, in deren Händen zugleich die regelrechte Recrutirung und die Aufſicht über die Mannſchaften des Beurlaubtenſtandes lag. Die Bezirkshauptorte waren zugleich die Sammelplätze und Ausrüſtungsſtellen der Rediſtruppen, hier lagen ihre Waffen und Uniformen. Es beſtand eine regelrechte Controle über die Reſerviſten und Landwehrleute, welche im Wechſel ihres Aufenthaltsorts beſchränkt waren. Alle dieſe Beſtimmungen waren 1869 bei der Neuorganiſation durch den vor zwei Jahren ermordeten Kriegsminiſter Huſſein Avni getroffen worden. Man ſieht, daß denſelben das preußiſche Vorbild nicht fremd iſt.

Wirklich durchgeführt war hiervon zur Zeit des Ausbruchs des ſerbiſchen Krieges vor allem die Bildung eines großen Theils der Rediſtruppen, welche auch thatſächlich an ihren Stammorten aufgeſtellt wurden und fortan ſtets unter dem Namen des letzteren, als „Rediſbataillon Smyrna“ u. a., in den officiellen Berichten erſchienen.

Was die laufende Recrutirung betrifft, ſo iſt es ſchwer dabei an ein anderes als ein Verfahren in Bauſch und Bogen zu denken. Der Paſcha des Bezirks läßt aufgreifen was er findet, um ſelbſt bei ſpäterem Ausfall auf dem Weitertransport dennoch die ihm aufgegebene Zahl abliefern zu können oder um einen Theil gegen entſprechende Vergütigung einſtweilen wieder freizulaſſen. Auf dieſe Weiſe war eine Innehaltung der vorgeſchriebenen Altersgrenzen natürlich nicht durchführbar.

Theils durch örtliche Verhältniſſe, theils durch beſondere Eigenthümlichkeiten waren ohnehin vielfache Abweichungen von der vorgeſchriebenen Heeresergänzung verurſacht worden. Hierhin gehören die tſcherkeſſiſchen Anſiedlungen,

welche besondere Geschwader aufbrachten, und der Versuch, aus dem Ueberschusse des Menschenmaterials der großen Städte Freiwillige zu gewinnen. Die förmliche Anwerbung indessen hatte keinen bedeutenden Erfolg. Im besten Fall wurden durch Versprechung eines bedeutenden Entgelts eine Anzahl Leute gewonnen, die sich dann in der Hoffnung auf diesen Gewinn schmerzlich enttäuscht sahen. Im Uebrigen waren diese Freiwilligen aufgegriffene Burschen, die bis zur Abfahrt des nächsten Dampfers in der Quarantäne eingesperrt wurden und dann eng zusammengepfercht nach Constantinopel fuhren. Ueber derartige Transporte wurde häufiger in den Zeitungen aus Smyrna berichtet. Der österreichische Lloyd machte ganz gute Geschäfte, da er sich die vorherige Erlegung des Fahrpreises ausbedang. Zuweilen aber weigerten sich die Capitäne, das elende, zerlumpte Gesindel an Bord zu nehmen, um nicht ihre Schiffe zu inficiren, auf denen ohnehin jegliche Vorrichtung für Mitführung eines ausreichenden Wasservorraths fehlte.

Als Theil der Heeresformation ist ferner noch die Bildung der Nationalgarde nach altem französischen Muster zu erwähnen. In Constantinopel rief ein kaiserlicher Irade alle tauglichen Unterthanen vom siebzehnten bis fünfundvierzigsten Lebensjahre, soweit sie nicht zum Heereseintritt verpflichtet oder herangezogen waren, zum Dienst in die Nationalgarde. Es war dies der erste Schritt zur Einstellung von Nichtmuhamedanern in die Armee. Die Patriarchen waren für diese Maßregel gewonnen worden, doch blieb späterer Widerspruch von Seiten der Griechen nicht aus. In den Provinzen sollten die Gouverneure selber befugt sein, zur Bildung dieser Bürgerwehr zu schreiten. In Constantinopel trat die Nationalgarde auch ins Leben, und hielt ihre Uebungen regelmäßig ab. Eine thatsächliche Verwendung hat sie jedoch nicht gefunden.

Schließlich konnte noch die militärisch organisirte Feuerwehr der Hauptstadt als Truppe gelten.

Vor Ausbruch des großen Orientkrieges hatte der Feldzug gegen Serbien die Organisation der türkischen Heeresmacht auf die Probe gestellt, und es hatte sich dabei gezeigt, wie wenig eine ordnungsmäßige Mobilmachung durchführbar sei. Ohne Rücksicht auf die territorialen Verbände waren die vorhandenen Truppen auf den Kriegsschauplatz geschoben worden, wie sie sich gerade zusammenfanden. Schon 1875 wurden Redifbataillone aus Anatolien nach Bosnien und der Herzegowina gesendet. Der Eintritt der Kriegspause 1876 zeigte daher die Armee in arger Verwirrung und stark gelichtet. Als die russischen Maßregeln den neuen Feldzug in Aussicht stellten, war die Schwierigkeit, die Verstärkung des Heeres ordnungsmäßig vorzunehmen, um so bedeutender, als nach wie vor die asiatische Reichshälfte die meiste Mannschaft aufbringen mußte. Da nun die Mehrzahl die Hauptstadt zu passiren

hatte, um dort Waffen und sonstige Ausrüstung zu erhalten, so fand häufig erst hier die Eintheilung und Formirung der neuen Truppenkörper statt, und dies konnte nicht ohne Ueberstürzung erfolgen. Von einer Ergänzung der bestehenden Bataillone auf die volle Kriegsstärke hatte das Seraskerat um so mehr Abstand genommen, als es während der Conferenz in Constantinopel sich Erfolg versprechen mochte durch Aufbietung einer hohen Zahl neuer Bataillone, deren geringe Kopfstärke man zu verbergen hoffte, auf die Vertreter der europäischen Mächte einen bedrohlichen Eindruck auszuüben. Da man auf die Zahl der Bataillone Gewicht legte, so blieben auch die neu formirten unter dem planmäßigen Stande. Auf diese Weise wurden allerdings im Frühjahr 1877 an hundert neue Bataillone errichtet.

Mit relativ größerer Regelmäßigkeit waren die Redifbataillone an ihren Sammelplätzen marschfertig gemacht worden. Allein es war dies eben nur auf Kosten der Linientruppen geschehen. Man hatte die Reservisten den Landwehrbataillonen zugewiesen und diese damit auf sieben bis achthundert Mann gebracht, während die Linienbataillone nur vier bis fünfhundert zählten. Ebensowenig war der planmäßig bestehende Unterschied zwischen Landwehr ersten und zweiten Aufgebots festgehalten, sondern beide in den Bataillonen vermischt worden.

Als der Krieg ausbrach waren trotzdem nur ungenügende Streitkräfte auf beiden Kriegsschauplätzen in Asien wie in Europa vorhanden, deren Vermehrung indeß während des ganzen Feldzuges rastlos betrieben wurde. Recruten verschiedenen Alters führte man in die Hauptstadt und die übrigen großen Depots Schumla, Adrianopel, Erzerum u. s. w. heran und schickte sie nach kurzer Ausbildung ins Feld. Aus den ältesten Jahrgängen wurden zum Theil Landsturm, „Mustahfiz"bataillone errichtet, zum Theil wurden die Bewohner der Umgegend ohne Unterschied des Alters in die nächststehenden Truppen eingereiht. Der kräftige Körper des türkischen Landmannes und seine Gewohnheit mit Waffen umzugehen, erhalten ihm bis in ein hohes Alter einen genügenden Grad von Kriegsfertigkeit. Auf diese Art hatte Osman Pascha Türken und Tscherkessen der Umgegend von Plewna seiner Armee hinzugefügt.

Am meisten machte der Zuzug irregulärer Schaaren die Zahl der Heere anschwellen. Es waren dies theils verschiedene Stämme, die in der Heeresorganisation des Reichs keinen rechten Platz gefunden, wie Tscherkessen, Kurden und die berüchtigten Zeybeks von den lydischen Bergen, theils rotteten sich die in den Dörfern zurückgebliebenen Leute zusammen, um unter dem Schutz der Armee gewissermaßen ihre Privatfehde gegen eine feindliche Rasse auszufechten. Wie sehr dies Unwesen die Leistung der Türken beeinträchtigt hat, ist bekannt, da die Botmäßigkeit dieser Kämpfer eine immer geringere wurde.

Wenn man auf Grund der spärlich in die Oeffentlichkeit gelangten Nachrichten sich ein Bild zu entwerfen sucht, wie aus allen den verschiedenartigen Elementen größere Heereskörper zusammengefügt wurden, die als solche eine zeitweise sehr achtungswerthe Festigkeit besaßen, so scheint die vorzügliche Anlage des gemeinen Mannes für das Kriegswesen sich hierfür besonders wirksam dargeboten zu haben. Die Officiere unteren Ranges, die man mehr brauchte, fanden sich unter den Soldaten selbst und diese in ihrer Art waren noch nicht die schlechtesten, da anscheinend zu den höheren Rangstellen die Befähigung, dieselben auszufüllen, in umgekehrtem Verhältniß stand. In der gesammten Geschichte des Krieges tritt immer der Widerspruch zu Tage zwischen hervorragenden Leistungen in einzelnen Momenten und einer gänzlichen Unfähigkeit durchschlagende Erfolge zu erzielen, beziehentlich auszubeuten. Zuweilen erklärte sich letzterer Umstand aus der Unfähigkeit, selbst aus dem bösen Willen der höheren Führer, im Kern aber doch aus der zu lockeren Verfassung der Armee. Was die höheren Führer betrifft, so war es nicht gelungen, eine Oberleitung mit vollgültigen Befugnissen auszustatten. Der alte Abdul Kerim, dessen sogenannter „Plan", gleichviel ob derselbe apokryph oder nicht, bis zum zweiten Balkanübergange den Russen thatsächlich Gefahr brachte, war ohne Autorität oder zu alt, dieselbe geltend zu machen. Was Suleiman gegen Reuf und später gegen Mehemed Ali verschuldete, ist ja vielfach erörtert worden.

Von Constantinopel aus wurde einerseits die Selbständigkeit der Führer erheblich eingeschränkt, andererseits ein Zusammenwirken der Armeen zu keiner Zeit in genügender Weise durchgesetzt.

In Bezug auf die Verfassung der Armee zeigte es sich, daß, so viel auch die öffentliche Meinung bei Beginn des Krieges die Russen überschätzte, doch schließlich, abgesehen von ihren größeren Hülfsquellen, die festere Organisation, so mangelhaft auch diese sich erwies, das Uebergewicht bewirkte.

Auf türkischer Seite bestanden zwar geschlossene Verbände, Divisionen, nach europäischem Vorbild, das heißt eine Anzahl Infanterietruppen war mit der entsprechenden Geschützmenge und Reitern unter einen Befehl gestellt, aber diese Gliederung wurde häufig ohne Noth zerrissen und ihre Führer wechselten ihre Posten mehrfach aus willkürlichen und schwer zu rechtfertigenden Gründen.

Neben all diesen Uebelständen traten wieder einzelne Leistungen des Seraskerats vortheilhaft hervor. Nicht nur daß, wie erwähnt, die Zahl der Mannschaft beständig gesteigert wurde, auch für Verpflegung und Bewaffnung war das Nöthige vorgesehen, wenn auch nicht immer ordnungsmäßig durchgeführt. Waffen und Schießbedarf waren überreichlich angeschafft und an den richtigen Plätzen. Die Verpflegung war dagegen vielfach an einzelnen Stellen

aufgehäuft, während die Mittel fehlten, eine gehörige Vertheilung zu bewirken. Doch Uebelstände dieser Art sind nothwendig in allen Feldzügen vorgekommen.

Eine fernere anerkennenswerthe Leistung während des Krieges bildet die Verwerthung der Verkehrsmittel zu Wasser und zu Lande für den Transport der Truppen. Die Flotte, derjenige Theil der Streitmacht, welcher am besten vorgerüstet den Krieg begann, hat zwar im Kampf sich nicht bewähren können, aber die wiederholte schnelle Ueberführung größerer Truppenmengen von Constantinopel nach verschiedenen Puncten des schwarzen Meeres, von der albanesischen Küste auf das thracische Kriegstheater und schließlich die Wegführung der Reste der Armee Suleimans von Kawala zu Ende des Feldzuges, Alles dies sind günstige Erfolge zu nennen, hinter denen die Leistungen der Eisenbahnen nicht zurückblieben. Dies letztere Verdienst gebührt indeß weniger dem Kriegsministerium, als der wohlgeordneten Verwaltung derselben durch ihre eigenen Behörden. Trotzdem die baulichen Verhältnisse der Bahnen keine sehr günstigen sind und das einfache Geleise nur in weiten Abständen Ausweichestellen besitzt, gelang es doch dem sorgfältigen Betrieb, eine große Anzahl Züge täglich fortzuschaffen. Dies gilt zumal von der Hauptlinie, welche von Constantinopel gegen den Balkan und Adrianopel führt. Die Bahn zwischen Warna und Schumla scheint vorwiegend Vorräthe und Kriegsmaterial für die Ostarmee herangefahren zu haben. Die ganze Leitung der Bahntransporte lag in Händen der Privatgesellschaft, welche in Folge dessen zeitweise vielleicht besser wie die Regierung über den Verbleib der Truppen im Klaren war. Auf diese Weise gelang es die einzelnen Armeen je nach dem Bedürfniß neu zu gruppiren und auf bedrohte Theile des Kriegsschauplatzes zu werfen. So wurden nach dem Fall von Plewna Theile der Ostarmee (Schumla) zur See nach Constantinopel oder über den Balkan nach Jamboli (nördliche Endstation) und von dort mit der Bahn zur Bildung der Reservearmee vor Adrianopel herangeführt. In dieser Weise wurde bis zum Frieden von S. Stefano und dem Congreß mit der Zusammenziehung von Truppen fortgefahren, so daß im Frühjahr trotz aller Verluste sich eine Armee von nahe an hunderttausend Mann zum Schutz der Hauptstadt vereinigt fand.

Hinter diesen immerhin großartigen Leistungen der Organisation blieben die Erfolge der Truppen allerdings weit zurück. Was hierin die obere Führung verschuldet haben mag, ist oben bereits angedeutet worden. Es ist schwer zu unterscheiden, in wie weit Ungehorsam oder Indolenz der Generale die geringen Leistungen auf dem Gebiet der kriegerischen Operationen verursachte. Daneben tritt in einzelnen Fällen, so in der Vertheidigung von Plewna, in den Angriffen auf den Schipka, endlich selbst in dem verlustreichen Rückzug Suleimans an die Küste nach seiner Abdrängung von Adrianopel, eine große Energie der Befehlshandhabung hervor. Aber der Grund-

zug der türkischen Oberleitung war doch der fehlende Wille zu siegen und das Vertrauen auf die gute Sache, ein Zeichen des erschlafften Staatsgefühls. Es hat wiederholt den Anschein, als erwartete man eine Einwirkung von außen, um eine Wendung herbeizuführen, statt selber alle Kräfte anzusetzen. Freilich der gefürchtete Name des russischen Gegners verfehlte seinen Einfluß nicht und erfahrungsmäßig hat man über die Bedrängniß des nahe gegenüberstehenden Gegners im Kriege selten die richtige Kunde, und wie arg es bei den Russen aussah ist erst spät ans volle Licht gekommen.

Derartige Verhältnisse im Kriege werden dem Sieger nachträglich als Glück über Verdienst gedeutet, und es ist richtig, daß der eine der streitenden Gegner häufig nur deshalb die Oberhand behält, weil er weniger Fehler begeht wie der andere. Es darf indeß nicht vergessen werden, daß der festere Halt und die sicherere Grundlage in der siegreichen Armee das Verdienst bildet, welches sich mit dem Glück und dem Unternehmungsgeist verbindet. Wenn auch für die russische Armee nach den Septemberniederlagen vor Plewna zeitweise der volle Rückzug geboten schien und ein concentrisches Vorgehen der türkischen Heere denselben möglicherweise schnell erzwungen haben würde, so vermochte doch dieselbe Armee wenige Monate später mit ihren Verstärkungen unter den schwierigsten Verhältnissen den Balkanübergang zu vollziehen und jeden weiteren Widerstand über den Haufen zu werfen. Dennoch bliebe es für die Kriegsgeschichte von Interesse zu erfahren, in welchem Grade man auf türkischer Seite über den Feind unterrichtet war und welche Pläne und Absichten sich auf diese Kenntniß gründeten. Vielleicht findet der vielgereiste Mehemed Ali noch einmal Muße seine Gedanken über diese Verhältnisse niederzulegen und hoffentlich dann mit mehr Erfolg als seine Feldherrnhandlungen aufweisen.

Was die türkische Truppe betrifft, so hat sie viele Kampfesleistungen ausgeführt, die volle Anerkennung verdienen. Der strenge Gehorsam, die Enthaltsamkeit, Begeisterung für die Sache und Haß gegen den Feind, Gelehrigkeit und Ausdauer, alle diese Vorbedingungen soldatischer Tüchtigkeit waren vorhanden. Der gute Geist bei den Truppen wurde von Augenzeugen zeitweise gewiß nicht übertrieben gefeiert. Doch waren diese Erscheinungen allem Anschein nach nicht allgemein. Desertionen und Zügellosigkeit, zumal bei den neuformirten Truppen, waren keine seltenen Vorkommnisse und so fiel die Last der Opfer des Kampfes meist auf einzelne fester geartete Truppentheile. In mehreren Gefechten wurden wiederholt dieselben Divisionen genannt, während von dem Rest der Armee nur beiläufig die Rede war. Die Verluste, welche diese einzelnen Heeresglieder erlitten, geben dann vielleicht Aufschluß über das häufige Stocken der Unternehmungen trotz günstigen Beginns.

Es würde auffallend sein, wenn diese Verhältnisse nicht eingetreten wären, denn bisher hat noch jede schnell zusammengeraffte Armee, welcher keine stetige Friedensschule den Kern härtete, an solchen Mängeln gelitten. Es bedarf gar nicht der böswilligen Pflichtverletzung der Soldaten, um eine solche Armee für energische Unternehmungen unfähig zu machen. Die Unordnung auf Märschen, die fehlende Disciplin im Bivouak, Nachlässigkeit in den Sicherheitsmaßregeln, Alles dies bilden Fehler, welche der Führung lauter Hemmnisse bereiten. Die vorzügliche Beanlagung der türkischen Truppe für andere Zweige des Felddienstes wog diese Mängel nicht auf.

Die Ausnutzung der Vortheile der Befestigung mittelst des Spatens hatten die Truppen in hohem Maße verstanden. Die Feldwerke und Schützengräben waren gleich vorzüglich bei der asiatischen wie bei der europäischen Armee der Türkei. Die Formen derselben emancipirten sich in glücklicher Weise von den Ueberlieferungen der älteren Schule. Die vorzügliche Waffe wußten die Truppen trotz vielfach geringer Ausbildung stets erfolgreich auszunützen. Die Verschwendung der Munition war eine gewaltige, aber es war eben gleichzeitig dafür gesorgt, daß der Vorrath nicht ausging.

So begegnen wir einem steten Wechsel von Mängeln und Vorzügen und können den Leistungen der türkischen Armee Anerkennung nicht versagen.

Ein Brief aus München.*)

Ja, es ist wirklich geschehen, was Sie mit Staunen und Betrübniß vernommen haben. Auch der erste Wahlbezirk Münchens ist dem Liberalismus verloren gegangen. Die Stichwahl, die zwischen dem Freiherrn von Stauffenberg und dem Rechtsrath Caspar Ruppert entscheiden sollte, hat zu Gunsten des letzteren entschieden. Nicht dem zufälligen Ueberschuß weniger Stimmen verdankt die ultramontane Partei diesen lange herbeigesehnten Erfolg: mit einer Ueberzahl von mehr als 3200 Stimmen ist hier gesiegt worden. Der Sieg ist vollständig.

Die bayrische Hauptstadt entsendet also in den deutschen Reichstag zwei Männer, die sich zum unverbrüchlichen Gehorsam gegen die Satzungen des unfehlbaren Papstes rückhaltslos bekennen. Diese Männer, hochachtbar in ihrem amtlichen und bürgerlichen Leben, müssen sich in Berlin der Partei

*) Dieser Brief kommt von einem Manne, der dem Treiben der politischen Parteien gänzlich fern steht, aber deshalb mit nicht minderer Aufmerksamkeit die Vorgänge im Vaterlande begleitet.

zugesellen, die bisher in dem Widerstreit gegen das Reich ihre eigentliche Aufgabe zu erkennen verpflichtet war.

Das Ergebniß dieser Stichwahl hat für München die Bedeutung eines tief eingreifenden Ereignisses. Wie weit die Nachwirkung desselben reichen wird, vermag Niemand zu bestimmen. Die nächste Wirkung möchte sich wohl in einer mehr oder minder gründlichen Umbildung der liberalen Partei kund geben. Denn will diese nicht darauf verzichten, die bis jetzt eingenommene Stellung in naher Zukunft wieder zu erlangen, so muß sie ihrem Kampfe eine andere Richtung geben und ihn mit anderen Kräften fortführen. Die Einsicht in diese Nothwendigkeit ist die heilsame Frucht der gewonnenen bitteren Erfahrung.

Noch vor wenigen Wochen schien dem Liberalismus sein herkömmliches Uebergewicht im ersten Wahlbezirk gesichert. Man hielt den älteren Besitzstand nicht nur für ungefährdet; man glaubte sogar, ihn mehren zu können. Hoffnungsvolle Blicke richteten sich auf den zweiten Kreis. Dort, im Machtbereiche der Ultramontanen, war bei früheren Wahlen dem Pfarrer Westermayer der Sieg nur allzu leicht geworden; jetzt trat ihm in der Person des Herrn von Schlör ein Mitbewerber entgegen, welcher den Einfluß des volksberedten Geistlichen auf die sonst gläubig folgenden Schaaren vielleicht erheblich schwächen konnte.

Man sah den Tag der Wahl mit ruhiger Erwartung herannahen. Herr von Stauffenberg hatte in zwei umfangreichen Reden vor einem wohlwollenden Hörerkreise seine längst bekannten Ansichten abermals dargelegt; er hatte mehrere Fragen der Staatswirthschaft, der inneren Politik umständlich erörtert; er hatte erklärt, wie er, im Einklang mit seiner Partei, dieselben aufgefaßt und wie er sie ferner zu behandeln gedenke. Der liebenswürdige, hochgebildete Mann mußte auch diesmal — so schien es — seine früheren Mitbürger wieder für sich gewinnen. Von seinem Worte ging eine beschwichtigende Wirkung aus. Vernahm man ihn, so erschien das gesammte Verhalten der nationalliberalen Partei gerechtfertigt; ja, der angenehm erwärmte Hörer fühlt sich zugleich emporgehoben über den Druck, mit dem die Vorahnung drohender Gefahren ihn belastet hatte. Die gewinnende Persönlichkeit eines solchen Mannes schien dafür zu bürgen, daß die Partei, der er angehörte, niemals den wohlbegründeten Forderungen der Regierung entgegentreten, niemals etwas wollen könne, was dem Heile des Reiches zuwider wäre.

Ernster gesinnte Freunde der deutschen Sache konnten sich freilich dieser heiteren Zuversicht kaum ganz unbedingt hingeben. Sie vermißten in den Worten des liberalen Candidaten ein bündiges und unzweideutiges Bekenntniß über sein Verhalten zur Socialdemokratie. Als Herr von Stauffenberg

zum erstenmale wieder vor seine Wähler trat, waren seit dem zweiten Mordanfall auf den Kaiser erst wenige Wochen dahingegangen. In den Gemüthern lebte noch frisch das Entsetzen über die Gräuelthat. Hätte man da nicht erwarten sollen, der bisherige Abgeordnete würde zumeist die Gefahren ins Auge fassen, welche die Gesammtordnung der bürgerlichen Gesellschaft mit Untergang bedrohen? Durfte man von ihm, der das Vertrauen seiner früheren Wähler abermals in Anspruch nahm, durfte man von ihm nicht hoffen, er werde auf das nachdrücklichste seine pflichtmäßige Bereitwilligkeit erklären, der Regierung im Kampfe gegen die Mächte des Umsturzes als treuester Mitkämpfer zur Seite zu stehen? Auf eine solche Erklärung hoffte man vergebens. Ein Mann wie Stauffenberg braucht uns nicht zu versichern, daß er vom Pesthauche der Socialdemokratie unberührt geblieben. Wie weit er aber entschlossen sei, der um sich greifenden Ansteckung zu wehren, darüber erfuhr man nur allzu wenig. Er verbreitete sich umständlich über viele wichtige Dinge, die aber diesmal nicht die wichtigsten waren. Erst gegen den Schluß seiner gehalt- und umfangreichen Rede gedachte er der Socialdemokratie. Den Bann, mit dem die liberale Presse das Wort „Ausnahmegesetz" belegt hatte, wagte auch er nicht zu brechen. Würde ein solches Gesetz bei ihm Zustimmung oder Abweisung finden? Weder in dieser, noch in einer späteren Rede gab er darauf eine völlig befriedigende Antwort.

Man möchte einen solchen Mangel an Entschiedenheit beklagen. Wie aber die Verhältnisse hier einmal geartet sind, mußte dennoch Stauffenberg für jeden Mann von vaterländischer Gesinnung der einzig denkbare Candidat bleiben. „Stauffenberg ist so gut wie gewählt", schrieb ich selbst um die Mitte des Juli einem auswärtigen Freunde. Aus dieser Sicherheit ward man auch nicht aufgeschreckt, als wenige Tage vor der Wahl eine neugebildete Partei, die conservative, mit einem höchst ehrenwerthen Candidaten, dem früheren Finanzminister von Berr, sich auf den Schauplatz drängte. Hätte sie sich früher gezeigt, so wäre ihr vielleicht von manchen Seiten ein freundlicher Willkommen zu Theil geworden. Denn ein Ueberdruß an dem unversöhnlichen und unfruchtbaren Hader zwischen Liberalen und Ultramontanen hatte sich schon längst aller derer bemächtigt, die noch einen Unterschied kennen zwischen dem Gedeihen einer Partei und dem Wohl des Staates. Mit Freuden hätten sich diese einer gesunden Mittelpartei angeschlossen, die, auf dem Boden des Reiches stehend, eine Ausgleichung der Gegensätze anstreben würde. Für jetzt aber konnte die neu erstandene Partei noch keinen ernstlichen Kampf mit den in festen Reihen geschlossenen Liberalen aufnehmen.

Als ich am Morgen des 30. Juli mich zur Wahl begab, gesellte sich mir auf dem Wege ein Freund, dessen klaren Einblick in die Zustände und Bestrebungen der deutschen Parteien ich oft zu bewundern Anlaß finde. Am

Digitized by Google

Schlusse einer bewegten Unterhaltung sagte er nachdenklich: „Dieser Tag wird den Deutschen mancherlei Ueberraschungen bringen". Aber auch ihm nicht kam die Ahnung, daß eine der auffälligsten Ueberraschungen uns in nächster Nähe treffen sollte.

Das Schicksal des zweiten Wahlkreises war bald entschieden: man vernahm es ohne Staunen. Er hatte keine Neigung verrathen, seine Herrschaft zu wechseln; er verblieb den Ultramontanen. Was aber im ersten Stadtbezirk vorgegangen, wußte man sich anfänglich kaum zu erklären. Hatten hier die Liberalen seit der jüngsten Wahl eine wesentliche Einbuße an ihren Kräften erlitten? War es der noch im letzten Augenblick hervorgetretenen conservativen Partei gelungen, größere Massen zu sich hinüberzuziehen? Erst ungläubig, dann mit wachsender Bestürzung hörte man auf die rasch umhergetragenen Nachrichten von dem zweifelhaften Erfolg der Wahl. Als die Ergebnisse im Einzelnen bekannt wurden, zeigte sich der ganze Ernst der Lage. Zwar die Conservativen hatten in der Eile nur erst fünfhundert Mann aufzubringen vermocht, aber von den Socialdemokraten standen zweitausend in Reih und Glied (etwa tausend weniger als im anderen Wahlbezirk). Der Hauptgegner endlich hatte seine ganze Kraft gefahrdrohend zusammengenommen; die Ultramontanen waren noch nicht Sieger, aber sie hatten den Triumph der Liberalen wenigstens verhindert. Vielleicht war derselbe nur verzögert. Aber immerhin! Die Herrscherstellung, welche der Liberalismus seit der Aufrichtung des Reiches ununterbrochen behauptet hatte, sie war erschüttert. Daß dem ersten Bezirk ein liberaler Vertreter gebühre, das galt bis dahin allen Parteien wie eine Art von Naturnothwendigkeit. Und an dieser Nothwendigkeit mußte man zweifeln lernen!

Die Hoffnung, daß das Unerhörte zur Wirklichkeit werde, befeuerte die Thatkraft der Ultramontanen. Mit staunenswürdiger Gewandtheit, mit glühendem Eifer betrieben sie die Rüstungen für die Stichwahl. Sie bethätigten alle die Energie der Begeisterung wie des Hasses, durch welche man auf Schlachtfeldern jeder Art den Sieg an sich zu reißen pflegt. Ihre Sache mußte jedem Kämpfer so heilig erscheinen, daß sie durch kein Mittel, dessen man sich zu ihrer Förderung bediente, entweiht werden konnte. Mit derselben Inbrunst, mit welcher man auf die nun wieder stolz erhobenen Häupter der Glaubensritter den Segen von oben herabflehte, verwünschte man die Bestrebungen der bisher siegreichen Widersacher. Die Säle, in welchen die katholischen Mannen sich zur Berathung vereinigten, widerhallten von Gebeten und Schmähreden.

Und diesen letzteren gab ein beträchtlicher Theil der Bürgerschaft nur allzu williges Gehör. Schon seit langem hatte sich in der städtischen Bevölkerung ein Zwiespalt hervorgethan, der theils wohl auf den Widerstreit

persönlicher Interessen zurückzuführen ist, aber doch auch naturgemäß aus den großen politischen Gegensätzen entspringt.

Im Magistrat ist während des letzten Jahrzehnts der Liberalismus zu voller Herrschaft gelangt; nach liberalen Grundsätzen, das heißt nach solchen, welche von der Partei nun einmal als gültig und bindend codificirt worden sind, verwaltete man die städtischen Angelegenheiten. Ich will hier nicht erörtern, ob bei der gründlichen Durchführung dieser Principien stets eine weise Rücksicht auf die eigenartigen Zustände gerade unseres Gemeindelebens beobachtet worden. Genug alle, welche der älteren Ordnung der Dinge anhangen, fühlten sich zurückgedrängt; sie empfanden den Mißmuth der Besiegten, die sich fürs erste nur durch Klagen oder drohende Scheltreden an ihren Ueberwindern zu rächen wußten. Jede Maßregel des Gemeinderaths ward der herbsten Kritik unterzogen; der kräftige Duft, welcher von der Sprache dieser Kritiker ausströmte, mußte die Nerven der Urbewohner Münchens angenehm reizen. Man jammerte über ein Parteiregiment, welches die wahren Interessen der Bevölkerung hinten ansetzte, um ihr die verderblichen Scheingüter des Liberalismus aufzuzwingen; man wehklagte über eine grundsätzlich betriebene Ausrottung der Religion und alten Sitte.

Wer mag es den Führern der Ultramontanen verdenken, wenn sie diese feindselige Stimmung noch verschärften, um sie dann für ihre Zwecke auf das geschickteste auszunutzen? Alles, was der liberale Magistrat verschuldet hatte oder verschuldet haben sollte, ward ohne Bedenken als Vergehen der gesammten Partei dargestellt; deren Sündenverzeichniß dadurch einen erwünschten Zuwachs erhielt. Die Liberalen wurden als freche Eindringlinge gebrandmarkt, welche den echten Söhnen Münchens den vaterstädtischen Boden streitig machen wollten. „Unsere Stadt," so hieß es, „bedarf dieser zerstörenden fremdartigen Elemente nicht. Warum darbt der steuerbelastete Bürger, während der Magistrat kostspielige Feste begeht? Warum muß der Gewerbtreibende, der sonst in behaglicher Fülle zufrieden lebte, jetzt den herkömmlichen Gewinn entbehren und der bitteren Noth entgegensehen? Warum wird die Religion mißachtet? Warum wird ihren Dienern die Schule verschlossen?" Und das entscheidende Losungswort erscholl: „München muß sich selbst wiedergegeben, muß von den fremden Drängern durch seine treuen Söhne befreit werden!" Dieser Lockruf galt den Unzufriedenen; er war demnach sehr verständlich; wer sich in seinen theuersten, das heißt in seinen persönlichen und gewerblichen, Interessen durch die jetzige städtische Verwaltung beeinträchtigt wähnte, folgte ihm getrosten Muthes. Und so ging die große Politik mit der kleinen, ja mit der kleinsten, hier einträchtig Hand in Hand.

Um aber den Sieg vollends zu sichern, durften die Ultramontanen keinen Bundesgenossen, der sich willig finden ließ, verschmähen. Dem frommen

katholiſchen Bürgersmann mußte der Socialdemokrat im heiligen Kampfe gegen den deutſchen Liberalismus die Rechte bieten. Wahrſcheinlich hätten die Anhänger Roms eine ſo unbehagliche Genoſſenſchaft lieber abgelehnt. Aber die Socialdemokratie hatte bei jeder neuen Wahl ein unzweideutiges Zeugniß ihrer wachſenden Kraft gegeben: es ſchien nicht gerathen, ſo viele koſtbare Stimmen ungenutzt zu laſſen. So ward denn auch hier, wie anderwärts, das verabſcheuungswerthe Bündniß geſchloſſen. Die Kämpen für Religion und Sitte, die Vertheidiger der alten Ordnung erhielten die Unterſtützung eines entarteten Haufens, dem Religion und Sitte zum Spott wird, der jeglicher Ordnung Hohn ſpricht. Um welchen Preis dieſe Unterſtützung geleiſtet worden, darüber wird uns die künftige Geſchichte der ultramontanen Partei ſattſam belehren.

Vor ſolchem Anſturm der treu vereinten Gegner konnten die Liberalen unmöglich Stand halten. Noch am Abende vor der Stichwahl ermunterten auch ſie nachdrücklich ihre verſammelten Getreuen, aber eine ehrenvolle Niederlage war alles, was ſie erhoffen durften. Auch dieſe ward ihnen nicht gewährt. Es blieb ihnen nicht einmal der traurige Troſt, der ſocialdemokratiſch-ultramontanen Coalition unterlegen zu ſein. Denn es hätte auch ohne Beihülfe der ſocialdemokratiſchen Rotte Herr Ruppert Herrn von Stauffenberg aus dem Felde geſchlagen.

Die Sieger überließen ſich einem unbändigen Jubel. Am Abend des entſcheidenden Wahltages äußerten die verhetzten Maſſen ihr Wonnegefühl mit ſo tobender Frechheit, daß ſie das ernſte Einſchreiten der Polizei herausforderten. In der Straße, wo die Redaction unſeres liberalen Hauptblättchens ihren Sitz hat, herrſchte unter den wogenden Haufen eine ſo gewaltſame Erregung, wie ſie ſonſt nur bei drohender Erhöhung des Bierpreiſes die Beſaſſen Münchens zu ergreifen pflegt. Seitdem ward der jauchzende Triumphton etwas gedämpfter. Vielleicht überkommt die Triumphatoren ein leichtes Bangen, wenn ſie auf die Spottreden horchen, welche die von ihnen ſelbſt geworbenen Bundesgenoſſen ihnen vernehmlich nachziſcheln.

Erlaſſen Sie mir für heute jede weitere Betrachtung! Was die liberale Partei verſchuldet? ob das Mißgeſchick ſie verdient oder unverdient getroffen? Darüber ſollen Sie künftig einmal meine Anſichten hören.

Mit matten Hoffnungen blicken auch von hier aus die Freunde des Vaterlandes auf den in Berlin verſammelten Reichstag, welcher die Nation vertreten ſoll. Mir aber ſchwebte während dieſer Monate, wenn ich die jüngſten Geſchicke Deutſchlands überdachte, nur allzuoft ein Wort des ſchon faſt ſterbenden Niebuhr im Sinne. Sie kennen es doch, dieſes ſchmerzdurchdrungene Wort, mit welchem der mächtige Forſcher die kurze Vorrede zu

seiner Ueberſetzung der erſten demoſtheniſchen Philippika ſchließt? Er ſprach es im Hinblick auf Griechenland, das von den hadernden Stämmen des eigenen Volks zerriſſen ward: Griechenland, das Deutſchland des Alterthums. Avertite et detestamini quaeso hoc omen, Dii immortales!

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus der Schweiz. Die Frage der Gotthardbahn in der Bundesverſammlung. — In unſerem letzten Bericht hatten wir nicht ohne ernſtliche Beſorgniß ausſprechen müſſen, daß die Frage, ob und wie die Gotthardbahn durch die Kantone und den Bund die nöthige Nachtragsſubvention erhalten könne, eine brennende geworden ſei und eine entweder den Credit oder die Einigkeit der Schweiz bedrohende Geſtalt angenommen habe. Als dann in den letzten Tagen des Monats Juli die Bundesverſammlung hauptſächlich zur Behandlung jener Frage zuſammentrat, war die Situation aufs höchſte geſpannt und die Stimmung im Schooße der Räthe und des Volkes ſchwül und bang. Der Bundesrath hatte, im Angeſicht der Unwahrſcheinlichkeit, daß die Kantone die ihnen zugetheilten Subventionen wirklich übernehmen würden, den Vorſchlag gemacht, dieſe Subventionen ganz fallen zu laſſen und eine Summe von 6½ Millionen direct von Bundes wegen zu beſchließen, während nach dem früheren Vorſchlag der Bund von dem Geſammtbedarf von 8 Millionen nur zwei Fünftel hätte übernehmen ſollen. Da ſchon dieſe beſcheidene Betheiligung des Bundes vielfachen Anſtoß erregt hatte, ſo mußte der neue Vorſchlag die Bedenken ſteigern, aber er hatte den Vortheil, daß er die Situation klärte und vereinfachte. Die dem Gotthard zugeneigten Kantone erblickten in der Uebernahme des größten Theiles der Subvention durch den Bund eine erwünſchte Befreiung von der Laſt, die ihnen zugedacht war, und eine entſchiedenere Aufſtellung des Princips, daß die Herſtellung einer Alpenbahn überhaupt Sache des Bundes ſei; aber ebenſo entſchieden ſtellten ſich die Kantone der Weſt- und Oſtſchweiz, welche ſchon vorher eine Bundesſubvention für Eiſenbahnen überhaupt als verfaſſungswidrig erklärt hatten, dem erhöhten Maße derſelben entgegen. So ſtanden die beiden Parteien ziemlich feſt geſchloſſen einander gegenüber, nicht geradezu feindlich, aber mit unverſöhnlich ſcheinenden Grundſätzen und Intereſſen. Die Gotthardpartei hatte der Zahl der Kantone und der Bevölkerung nach die Mehrheit und konnte alſo im Nothfall einen Beſchluß zu ihren Gunſten erzwingen, aber in der weiteren Frage, ob die Bundesverſammlung gemäß der Verfaſſung das Recht habe, einen Beſchluß in dieſer Sache zu

faſſen, ohne dem Volke die Abſtimmung über denſelben offen zu laſſen, waren die Anhänger der Gotthardſubvention ſelbſt nicht einig, und es ſchien zweifelhaft, ob die Volksabſtimmung eine Mehrheit für die Bundesſubvention ergeben würde, nachdem ſo mancherlei Mißtrauen und Mißſtimmung über die bisherige Leitung des ganzen Unternehmens auch in den Gotthardkantonen ſelbſt ſich verbreitet hatte. Aber auch abgeſehen von dem im Hintergrunde ſtehenden Volksentſcheid mußte es der Gotthardpartei bedenklich erſcheinen, durch einen Mehrheitsbeſchluß die Gegner niederzuwerfen, unheilbar zu verletzen und dadurch die Einigkeit der Schweiz zu untergraben. In ſeiner vortrefflich abgefaßten Botſchaft hatte der Bundesrath alle Gründe entwickelt, welche die beantragte Bundesſubvention als dringend geboten und auch als verfaſſungsmäßig erſcheinen ließen; das Recht der Volksabſtimmung hatte er als beſtreitbar erklärt, aber aus politiſchen Gründen zugelaſſen, weil die nun einmal vorhandene, weit und tief gehende Aufregung des Volkes nur durch jenes Mittel beſchwichtigt werden zu können ſchien. In allem Weſentlichen übereinſtimmend mit den Motiven und Anträgen des Bundesrathes, hatte ſich die vorberathende Commiſſion des Nationalrathes ausgeſprochen, welchem in der Behandlung dieſer Frage die Priorität zukam. Beide Schriftſtücke fanden in dem letzten Koſtenanſchlag der internationalen Gotthardconferenz, welchen der Bundesrath durch Fachmänner aufs genaueſte hatte prüfen laſſen, eine nach menſchlichem Vermögen hinlänglich ſichere Grundlage und Gewähr für den Ausbau der Bahn in dem Umfange, auf den man dieſelbe hatte reduciren müſſen; vorbehalten blieb natürlich bei der ſtaatlichen Subvention der von der Gotthardgeſellſchaft zu leiſtende Ausweis, daß ſie ihrerſeits die nöthigen Mittel wirklich zu beſchaffen vermöge.

Es war nun zunächſt die Frage zu entſcheiden, ob der Nationalrath auf Grund der beiden Vorlagen überhaupt auf die Frage einer Bundesſubvention eintreten wolle. Dieſe Frage wurde mit 87 gegen 41 Stimmen bejaht. Dieſe Zahlen zeigten ſo ziemlich das Stimmverhältniß in der Sache überhaupt; aber mit jener Mehrheit war doch das Materielle der Frage noch nicht erledigt. Denn ſofort traten nun nach Eröffnung der Discuſſion aus dem Schooße der Verſammlung einige Anträge hervor, welche das Quantum und die Modalität der Bundesſubvention anders faßten und eben durch eine etwas vermittelnde Richtung von Anfang an einige Ausſicht auf einen verſöhnlichen Ausgang des Streites eröffneten. Die Frage der Volksabſtimmung wurde zunächſt ausgeſchieden und vorbehalten; über das Materielle aber wogte nun vierzehn Tage lang eine Redeſchlacht, wie wir wohl noch keine geſehen; es wurden die Für und Wider von beiden Seiten aufs gründlichſte und nachdrücklichſte vorgebracht, wobei allmählich Wiederholung und Ermüdung ſich einſtellen mußten.

Der Bundesrath, von mehreren Seiten einiger Nachläſſigkeit und Parteilichkeit in der Leitung des Gotthardunternehmens beſchuldigt, vertheidigte ſich mit Erfolg und ſuchte über den ſtreitenden kantonalen Intereſſen die Wohlfahrt und Ehre des Geſammtvaterlandes zur Geltung zu bringen. Dies konnte aber nur erreicht werden, wenn der urſprüngliche Antrag einigermaßen modificirt, einerſeits eingeſchränkt, andererſeits erweitert wurde, denn nur dann konnte man eine Mehrheit erzielen, welche beruhigend wirken und auch einem allfälligen Volksentſcheid mit Ruhe entgegenſehen konnte. Es zeigte ſich daher, zunächſt nur in privaten Beſprechungen, bei einflußreichen Mitgliedern des Bundesrathes und der Gotthardpartei einige Geneigtheit, auf einen Compromiß einzugehen, der ungefähr im Sinne jener anfänglich geſtellten Vermittelungsanträge darauf berechnet war, auch bisherigen Gotthardgegnern, wenn ſie nicht in principiellem Widerſtand gegen jede Bundesunterſtützung von Alpenbahnen verharren wollten, die Zuſtimmung zu einer Subvention des Gotthard möglich zu machen und nahe zu legen. Zu dieſem Zwecke mußten einige Bedenken, welche in weiteren Kreiſen gegen die Gotthardſubvention herrſchten, ausdrücklich beſeitigt und es mußten einige Verpflichtungen zu Gunſten anderer Alpenbahnen übernommen werden. Eines jener Bedenken gründete ſich auf die Möglichkeit, daß eine dem Gotthard zuerkannte Unterſtützung zur Vollendung des Baues doch nicht ausreichen könnte, alſo weitere Opfer gebracht werden müßten, durch welche die Finanzen des Bundes ruinirt würden. Dieſem allerdings denkbaren Falle gegenüber mußte ausdrücklich erklärt werden, daß die dem Gotthard jetzt zu ertheilende Subvention ein für alle Mal gelten ſollte. Ferner nahm man Anſtoß daran, daß der Bund einſeitig nur die Gotthardbahn unterſtützen ſollte, welche den Intereſſen der öſtlichen und weſtlichen Kantone nicht förderlich ſei. Es mußte alſo der Bund ſich bereit erklären, einer öſtlichen und weſtlichen Alpenbahn, wenn ſolche von Geſellſchaften unternommen würden, eine gleiche Unterſtützung wie der Gotthardbahn zu gewähren. Sodann fand man es nicht billig, die Kantone, welche von der letzteren Vortheile haben, von einer entſprechenden Subvention ganz zu entlaſſen; es ſollten ihnen alſo wenigſtens 2 Millionen zu leiſten bleiben und die dadurch gewonnenen 2 Millionen von der urſprünglich beantragten Bundesſubvention ſollten der Fortſetzung der Gotthardbahn über den Monte Cenere zugewandt werden, ohne welche die ſüdliche Hälfte des Kantons Teſſin abgeſchnitten bliebe, alſo die politiſche und militäriſche Integrität der Schweiz gefährdet würde.

Man ſieht nun leicht, daß hier ein förmlicher Markt zwiſchen den widerſtreitenden Intereſſen eröffnet war und daß die Subvention der Gotthardbahn um einen ziemlich theuren Preis erkauft werden mußte; aber wenn damit zugleich die Einigkeit gerettet oder wiederhergeſtellt wurde, ſo war der

Preis nicht zu hoch. Daß der Monte Cenere, welcher aus dem ursprünglichen Plane hatte gestrichen werden müssen, so wieder auf die Bahn gebracht wurde, war ein großer Gewinn, weil damit der Kanton Tessin wieder ganz in das Interesse der Gotthardbahn gezogen wurde. Ob neben der letztern noch zwei andere Alpenübergänge, oder auch nur einer, zu Stande kommen werden, bleibt jedenfalls fraglich; übrigens wurde nachgewiesen, daß die Finanzen des Bundes, gehoben durch die zugleich beschlossene Erhöhung der Grenzzölle, im Stande wären, der übernommenen Verpflichtung zu genügen. Der einzige nicht ganz sichere Punct des Compromisses ist die Frage, ob die Gotthardkantone den ihnen zugemutheten Beitrag von 2 Millionen nun wirklich übernehmen würden. Aber wenigstens der Kanton Zürich, der im Mai seinen damals größeren Beitrag verweigert hatte, scheint nunmehr zur Annahme geneigt, und es ist zu erwarten, daß sein Votum dasjenige der anderen Kantone ebenso günstig beeinflußen werde, wie sonst ungünstig.

So wurde denn der Compromiß im Nationalrath mit großer Mehrheit angenommen und zwar, um die Bedenken gegen die Verfassungsmäßigkeit vollends zu beschwichtigen, ausdrücklich in der Form, daß die Subvention nicht der Gotthardgesellschaft, sondern den Kantonen zuerkannt und daß der ganze Beschluß in Form eines Gesetzes gebracht wurde. Damit gewann man nämlich das Recht, die Volksabstimmung einzuräumen, welche für bloße Beschlüsse nur dann vorgesehen ist, wenn dieselben allgemein verbindlich und nicht von dringender Natur sind, Bestimmungen, über deren Sinn und Anwendung auf den vorliegenden Fall man allerdings verschiedener Ansicht sein konnte. Der Ständerath stimmte dem Nationalrath mit geringen Veränderungen des Wortlautes der Anträge bei, und zwar, nachdem er vorher einstimmig neue Bundessubventionen für Flußcorrectionen beschlossen hatte. Dies ist darum bemerkenswerth, weil in der Hitze des Streites von Seite der Gotthardkantone fast etwas drohend gesagt worden war, wenn die Gotthardsubvention verworfen oder dem Volksentscheid unterworfen würde, so könnte man mit den Flußcorrectionen (welche größtentheils den außerhalb der Gotthardzone liegenden Kantonen zugute kommen) ebenso verfahren. Diese Consequenz war nun freilich nicht ganz richtig; um so erfreulicher ist es, daß sie in der Berathung wirklich nicht ernstlich geltend gemacht wurd. So blieb denn auch für die Flußcorrectionen die Volksabstimmung ausgeschlossen, während sie für die Alpenbahnen eingeräumt ist. Es ist nun aber sehr die Frage, ob das Volk von dem ihm zustehenden Rechte Gebrauch machen wird, und dem ganzen Versöhnungswerke würde unstreitig die Krone aufgesetzt, wenn die gesetzliche Frist für das Verlangen einer Volksabstimmung unbenutzt verstriche, so daß das Volk stillschweigend das Verfahren seiner Vertreter gut hieße. Es ist einige Aussicht vorhanden, daß dieser Verlauf eintreten werde,

denn die früheren Gegner des Gotthard haben ſich größtentheils verpflichtet, den Compromiß ehrlich zu halten und für denſelben auch in ihrer Heimath einzuſtehen, ſo daß ſie ſich ſchwerlich an die Spitze einer Agitation für das Gegentheil ſtellen werden. Sollte es dennoch zu einer Abſtimmung kommen, ſo darf derſelben nunmehr mit größerer Ruhe entgegengeſehen werden, nachdem ſo manche Bedenken beſeitigt und Aufklärungen über zweifelhafte Puncte verbreitet worden ſind. Schließlich dürfen wir mit einiger Genugthuung ſagen, daß auch diesmal unter den Eidgenoſſen gütliche Verſtändigung über drohende Entzweiung rechtzeitig geſiegt hat und daß der Compromiß, wenn er auch die Merkmale aller ſolcher Machmerke an ſich trägt und nicht ohne Berückſichtigung verſchiedener Intereſſen zu Stande kommen konnte, doch auch gezeigt hat, daß neben und über den Parteien noch immer ein guter Fond von wahrem Patriotismus vorhanden iſt, dem mehrere Mitglieder, auch aus der Minderheit der Bundesverſammlung, mit Aufopferung ihrer früheren Anſicht und mit Beiſeiteſetzung ihrer kantonalen Stellung, kräftigen und rühmlichen Ausdruck gegeben haben.

Aus Berlin. Die Lage im Orient. Eröffnung des Reichstages. — In die auswärtige Politik der Signaturmächte des Berliner Vertrages wird bald ein friſcherer, lebhafterer Zug kommen, da, wie es heißt, die deutſche Regierung in Folge des Anſuchens Griechenlands die Initiative ergriffen hat, um der von der Pforte ſo erfolgreich betriebenen Politik der Verzögerung und der Verſchleppung ein Ende zu machen. Man ſagt, Deutſchland habe jüngſt an die Contrahenten des Berliner Vertrages eine Circulardepeſche geſandt, in welcher dieſe aufgefordert werden, bei der Pforte einen gemeinſchaftlichen Schritt zu thun, um dieſelbe zur Ausführung der Beſtimmungen des Vertrages anzuhalten. Oeſterreich, Frankreich und Rußland ſollen dieſe Aufforderung Deutſchlands bereits zuſtimmend beantwortet haben und ſoll Rußland dabei darauf hingewieſen haben, daß es bereits während des Congreſſes einen ähnlichen Schritt befürwortet hätte. Die Antworten Italiens und Englands ſollen noch nicht eingegangen ſein. Die italieniſche Regierung konnte wohl noch nicht antworten, weil König Humbert ſich zuvörderſt mit dem Miniſter des Auswärtigen, Grafen Corti, verſtändigen mußte, zu welchem Zwecke letzterer in dieſen Tagen nach Mailand gereiſt iſt. England hat ſeinen Entſchluß anſcheinend noch nicht gefaßt. Man ſagt, der Marquis von Salisbury verhandele augenblicklich in dieſer Angelegenheit in Paris mit dem Miniſter Waddington. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß ſowohl die Antwort Italiens wie die Englands zuſtimmend ausfallen werden, obgleich natürlich die Dispoſition Englands zu einem Mahnruf an die Pforte ungleich lauer ſein dürfte, als die Italiens, das in

den orientalischen Dingen nur zu gern eine Rolle spielen möchte, während England bekanntlich seine Gründe hat, um die Pforte, so lange es irgend angeht, gewähren zu lassen. England hat schon auf dem Congresse in der griechischen Frage eine mehr als zweideutige Rolle gespielt, es wird sich daher auch vermuthlich nicht sonderlich dazu begeistern, auf eine praktische Durchführung der vom Congresse empfohlenen Rectificirung der griechischen Grenze hinzuwirken. Daß es vollends sehr geneigt sein sollte, Rußland die Durchführung der auf Rußlands Antrieb beschlossenen Aenderungen auf der Balkanhalbinsel zu erleichtern, läßt sich erst recht nicht annehmen. Indeß dürfte England trotz dieser in seiner Stellung begründeten, zur Passivität geneigten Disposition doch sich von den übrigen Mächten in dieser Frage nicht trennen wollen und können. Die Dinge liegen in dieser Beziehung nach dem Berliner Congresse doch anders, als zu der Zeit, da England durch sein dissentirendes Votum die Wirkung des Berliner Memorandums vereitelte. Es ist gerade das große Verdienst der Staatskunst, welche den Berliner Congreß ermöglichte und ihn durch eine meisterhaft umsichtige Führung zu einem positiven Abschlusse führte, daß durch diesen Abschluß die verderbliche Gegenwirkung der Mächte im Orient auf lange Zeit beseitigt ist. Die Mächte haben auf diese Gegenwirkung vor der Hand verzichten können, weil sich ihnen auf dem Wege gegenseitiger Verständigung die Aussicht geboten hat, ihre Ziele und Wünsche im Orient zu verwirklichen. Der Congreß hat alle zu diesem Zwecke erforderlichen Festsetzungen getroffen. Daß er sie im wesentlichen auf Kosten der Türkei getroffen hat, ist richtig, man darf dabei aber nicht übersehen, daß die Türkei andererseits gegenüber dem Zustande, in den sie durch den Frieden von San Stefano versetzt war, enorme Vortheile durch den Berliner Vertrag errungen hat, und daß auch sie von diesem doch sehr wesentlichen Gesichtspuncte aus keinen Grund hat, den Congreß allzu großer Härte anzuklagen. Dies sei nur nebenbei bemerkt. Was aber England anbelangt, so sind gerade ihm die Erleichterungen, welche die Türkei durch den Congreß erfahren hat, von dem größten Nutzen gewesen, da sie den russischen Einfluß auf der Balkanhalbinsel weit hinter sein ursprüngliches Ziel zurückwarfen. England hat zudem auf eigene Hand sich den Theil aus der türkischen Erbschaft angeeignet, der ihm am meisten zusagte, es hat überdies am Bosporus eine Stellung genommen, vermöge deren es mehr und mehr das türkische Reich seiner Macht und seiner Leitung unterwerfen wird. Wir möchten demnach meinen, daß England keinen Grund haben könnte, einer Politik der europäischen Mächte entgegenzutreten, deren Durchführung diesen nützt, ohne ihm zu schaden.

Inzwischen hat die Pforte auf dem Wege des passiven Widerstandes die Dinge in ein recht bedenkliches Stadium gebracht. Die österreichische Occu-

pation in Bosnien stößt fortdauernd auf den zähesten Widerstand, und wenn auch dieser Widerstand sich gewiß zum guten Theile unabhängig von der türkischen Regierung vermöge der eigenen Opposition der Einwohner Bosniens entwickelt hat, wenn auch die Pforte stellenweise geradezu mit dieser autochthonen Opposition in Conflict geräth, wie die Ermordung Mehemet Ali Paschas beweist, so hat doch ohne Zweifel im Großen und Ganzen die Türkei diesen localen Widerstand gefördert und groß gezogen. Sendet man doch auch ununterbrochen von Constantinopel reguläre Truppen nach Novibazar und Mitrowitza. Die Oesterreicher haben einen schweren Stand. Sie kämpfen mit äußerster Bravour, kommen aber nur mühsam vorwärts, so daß man bis jetzt nicht übersehen kann, in welcher Zeit sie ungefähr sich zu Herren des Landes werden machen können. Von der österreichischtürkischen Convention ist fast nichts mehr zu hören. Natürlicher Weise; die Oesterreicher müßten merkwürdige Politiker sein, wenn sie nach solchen Opfern an Blut und Geld noch sonderliche Lust haben sollten, mit dem Sultan über etwaige türkische Reservatrechte in Bosnien zu verhandeln. Dahingegen ist es jetzt die Pforte, welche sich um das Zustandekommen der Convention sehr bemüht zeigt. Vielleicht ist dieses Bemühen ein Anzeichen von militärischer Schwäche, vielleicht verbergen sich aber hinter demselben ganz andere Pläne. Die Pforte ist unerschöpflich in ihren Listen und Anschlägen. Man muß gestehen, daß sie in diesem Theile der diplomatischen Wissenschaft in den schweren Krisen der letzten Jahre eine fast unerreichte Meisterschaft bewiesen hat. Dieses etwas zweideutige Lob gebührt ihr auch auf dem Gebiete der griechischen Grenzfrage.

Nach langem Hin- und Herverhandeln, nach endlosem Wechsel von Noten, Memoranden und sonstigen diplomatischen Ergüssen sind die Dinge nun endlich auf dem Puncte angelangt, daß die Pforte rundweg erklärt, sie könne sich auf keine Rectificirung der Grenze einlassen. Die griechische Regierung hat darauf von dem letzten Mittel Gebrauch gemacht, das ihr der Berliner Vertrag in die Hand gegeben hat, sie hat die Vermittelung der Vertragsmächte angerufen. Dieser Schritt Griechenlands soll denn auch die deutsche Regierung zu ihrer oben erwähnten Mittheilung an die Mächte veranlaßt haben. So stehen wir denn wieder vor einer europäischen diplomatischen Action, die sich aber wesentlich von mancher früheren im Oriente unternommenen, durch den eminent friedlichen Zweck, den sie verfolgt, und durch die werthvollen Bürgschaften, die sie für ihr Gelingen mit sich führt, unterscheidet.

Die Eröffnung des Reichstages steht jetzt unmittelbar vor der Thür. Die Abgeordneten sind schon in großer Zahl hier eingetroffen, es finden sogar schon Besprechungen der Fractionen statt. Die Socialistenvorlage soll noch

am Tage der Eröffnung des Reichstags den Abgeordneten zugehen. Es ist vielfach aufgefallen, daß die Eröffnung des Reichstages nicht durch den Kronprinzen oder den Reichskanzler, sondern durch dessen Stellvertreter, den Grafen Stolberg erfolgen soll, und man hat darin ein Anzeichen einer gewissen Kühle entdecken wollen, die die Regierung dem Reichstage gegenüber annehmen wolle. Wir wissen nicht, wie die Temperatur sich im Reichstagshause gestalten wird. Daß die Regierung Angesichts der Haltung eines großen Theiles der Presse ihr gegenüber gerade zu großer Wärme disponirt sein sollte, ist nicht anzunehmen, daß sie aber andererseits von vorne herein eine ablehnende Kühle zur Schau tragen sollte, scheint uns ebensowenig verständlich. Noch weniger aber verstehen wir, wie eine solche Stimmung durch die Vertretung des Reichskanzlers durch den Grafen Stolberg angezeigt werden könnte. Dieser ist eben der Stellvertreter des Reichskanzlers und sich den Kopf darüber zu zerbrechen, weshalb der Reichskanzler nicht zur Eröffnung des Reichstages nach Berlin kommt oder weshalb der Kronprinz nicht die Eröffnung vollzieht, scheint uns ein ganz müßiges Beginnen, da es vom Reichskanzler ohnehin bekannt ist, daß er in Mitten seiner Badekur steht und da man die Gründe, die an höchster Stelle für die Art der Eröffnung maßgebend gewesen sind, selbstverständlich nicht kennt. Die Stimmung und Haltung der Parteien zu dem Socialistengesetz ist unverändert. Die Conservativen werden der Regierung zur Seite stehen, die Nationalliberalen werden, wenn sie gewisse ihnen unerläßlich erscheinende Abänderungen der Vorlage durchsetzen können, ebenfalls für das Zustandekommen des Gesetzes wirken und die Fortschrittspartei und das Centrum werden gegen die Vorlage Front machen. Das Centrum insbesondere ist wieder in schönster Kampfesstimmung, ein sicheres Zeichen, daß entweder die Verhandlungen der Curie mit der Regierung in das Stocken gerathen sind, oder daß die Curie das Centrum nicht zu zügeln vermag. Jedenfalls werden wir der Segnungen des inneren Friedens im Kampfe gegen den Ultramontanismus vor der Hand nicht theilhaftig werden.

Während wir dieses schreiben, ist die Thronrede zur Eröffnung des Reichstages im weißen Saale des königlichen Schlosses verlesen worden, ein kurzes aber gewichtiges Document. Sie beschäftigt sich ausschließlich mit dem Socialistengesetze, welches der alleinige Gegenstand der Verhandlungen des Reichstages sein soll. Der auswärtigen Politik, der Kissinger Verhandlungen, der Zoll- und Steuergesetzgebung wird mit keinem Worte gedacht. Der Standpunct der Regierungen in dem Kampfe gegen den Socialismus wird folgendermaßen in der Thronrede präcisirt: „Die verbündeten Regierungen haben ihre Ueberzeugung nicht geändert. Sie sind nach wie vor der Ansicht, daß es außerordentlicher Maßregeln bedarf, um der weiteren Ausbreitung des eingerissenen Uebels Einhalt zu thun und den Boden für

eine allmähliche Heilung zu bereiten; sie halten eben so an der Auffassung fest, daß die zu wählenden Mittel die staatsbürgerliche Freiheit im Allgemeinen zu schonen und nur dem Mißbrauch derselben entgegen zu wirken haben, mit dem eine verderbliche Agitation die Grundlagen unseres staatlichen und Kulturlebens bedroht." Man sollte denken, daß es der liberalen Partei möglich sein wird, sich entweder diesen Standpunct anzueignen, oder wenigstens zu ihm eine Position einzunehmen, welche ein gemeinsames Wirken für das Zustandekommen des Gesetzes ermöglicht.

9. September.

Literatur.

Vom Büchertisch. Bei Julius Springer in Berlin sind die Leiden und Freuden eines Schulmeisters von Jeremias Gotthelf in neuer wohlfeiler Volksausgabe erschienen, wie bereits früher desselben Verfassers „Uli", „Käthi" und drei Bände kleine Erzählungen. Alle diese Geschichten haben durch die neue Bearbeitung des Berliner Volksschriftstellers Ferdinand Schmidt ganz entschieden gewonnen. Nicht als ob dieser sich unterfangen hätte, wirklich zu ändern, an Stil oder Inhalt zu bessern: er hat einfach die langen Erörterungen in ihnen, die sich nur auf rein bernerische Verhältnisse bezogen, gestrichen. Die Schriften konnten dem norddeutschen Publicum dadurch nur schmackhafter werden und sind deshalb hiermit bestens empfohlen.

Notiz.

Der letzte Sickingen.

In Bacharach erdröhnten die Böller zur Sedanfeier und ein siebenfaches Echo rollte von der jenseitigen Berglette zurück. Im Uebrigen sah es wenig nach Festtag aus, dem Rheinstrom ist kein Ruhetag vergönnt, er schleppt jahraus jahrein, Tag wie Nacht, seine Lasten, und je mehr seiner Jahre werden, desto mehr muthet der egoistische und raffinirte Menschenwitz ihm zu. Die Luft war trübe, ab und zu ein feiner Staubregen. Mich trug ein besegelter Nachen durch Wellen und Sprühregen an das andere Ufer, von hier ging es auf Weinbergwegen steil bergan, dann eine Zeit lang auf dem Kamm des Gebirges weiter; abwärts, aufwärts, seitwärts, war nach anderthalben Stunde das Ziel der Wanderung erreicht, der Sauerberg, oder Fronberger Hof, ein armseliges Bauerngut. Hier klang Anno 1834 in seinem letzten

Sproß das berühmte Geschlecht derer von Sickingen tragisch aus, als dessen Hauptrepräsentant uns der gewaltige Held des Reformationszeitalters, Franz von Sickingen, welcher sein Ende bei der Belagerung seiner Burg Landstuhl fand, besonders sympathisch ist. Auch der letzte derer von Sickingen hieß Franz und war Reichsgraf. Von allem Glanz, aller Kraft und aller Bedeutung seiner Ahnen war ihm nichts geblieben. Er verwaltete — aber auch dies nur scheinbar — den Fronberger Hof für seine Schwester, die Freifrau von Spee in Riedlingen. Die Tochter des damaligen Wirthschafters Böttner entwarf uns folgendes Bild des „Herrn Grafen". Er trug eine röthliche Perrücke, grüne kurze Hosen, Stulpstiefeln, grünen Rock, Cylinder. Er führte stets einen dicken Knotenstock. Seine Gestalt war hoch, der Gesichtsausdruck ernst, sein Wesen verschlossen. Im Essen war er mehr als genügsam, Milchsuppe, Obst und Eierkuchen waren seine Lieblingsspeisen, welche ihm die Mutter der Erzählerin in schmutziger bäuerlicher Küche bereitete. „Geistreiche" Getränke rührte er nicht an. Er lebte in drückendster Armuth, mit Leibwäsche mußte nicht selten besagter Böttner aushelfen. Passionen hatte Sickingen nicht, nicht Reitpferd, nicht Jagd, es fehlten aber auch die Mittel dazu. Er brütete tagein tagaus in der armseligen Oberstube des baufälligen Bauernhauses über Reformen in der Bewirthung der sterilen Ländereien; da saß er, entwarf, schrieb und rechnete sich zum reichen Manne. Ob er sich mit Erinnerungen an seine Ahnen trug? Nichts darauf Bezügliches kam über seine Lippen. Seine Welt war der Fronberger Hof, sein Umgang beschränkte sich auf die Familie des Wirthschafters. In den Armen Böttners hauchte er auch seine Seele aus, selbst im Tode bekümmerte sich um ihn Niemand. Böttner besorgte Sarg und Leichenkleid und fuhr den Reichsgrafen Franz von Sickingen, den letzten seines Stammes, auf zweispännigem Ochsenwagen hinab ins Sauerthal — zwei Knechte bildeten das einzige Geleite — auf den Kirchhof des Dorfes Sauerthal. Hier ruht er am Fuße seiner Ahnenfeste, den Trümmern der alten Sickingenburg, welche die Franzosen im Jahre 1689 sprengten. Sein Grab trägt ein einfaches Denkmal aus rothem Sandstein mit der Inschrift: Franz von Sickingen (Wappen) Reichsgraf. Seines Stammes der letzte. Rückseite: Er starb im Elend 1834. Auf dem Sockel: Von einem Freunde vaterländischer Geschichte. (Dr. Rossel Wiesbaden?) Das ist der traurige Ausgang des einst so berühmten Geschlechtes derer von Sickingen. Sch.

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.

Ausgegeben: 12. September 1878. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Die Politik der nationalliberalen Partei.

Von A. Springer.

Unsere Abgeordneten empfangen von den Wählern keine Instructionen. Mit dem Rechte freier Selbstbestimmung, welches ihnen gewiß Niemand verkümmern will, sagen sie sich aber hoffentlich nicht von der Pflicht los, auf die Wünsche und Stimmen der Parteigenossen zu hören und dieselben zu wägen. In diesen Tagen und bei unserer, der nationalliberalen Partei, thut die Verständigung mit den Vertretern doppelt Noth. Von allen Seiten wird sie scharf bekämpft und von der Fortschrittspartei wie von den Conservativen gleichmäßig als Sündenbock gezeichnet. Im eigenen Schooße herrscht vielfach Unklarheit über die rechten Wege und Ziele, und mangelt die alte Zuversicht. Wäre diese vorhanden, so hätte die überreizte Empfindlichkeit unserer Hauptvertreter und ihrer Organe selbst gegen leise Vorwürfe nicht in so auffallender Weise überhand genommen. Sollen wir diesen Glauben von der absoluten Unfehlbarkeit der Partei blind annehmen und vor der Gefahr eines Niederganges derselben die Augen schließen oder die gegenwärtige Krisis zu einer vielleicht nicht willkommenen, aber jedenfalls offenherzigen und gewiß nothwendigen Auseinandersetzung benützen?

Der Ausfall der Wahlen stellt uns vor die Thatsache, daß keine Partei für sich allein die unbedingte Majorität im Reichstage besitzt, der Sieg stets nur durch das Bündniß mehrerer Parteien errungen werden kann. Der Reichstag wird daher in reicherem Maße als früher den Schauplatz von Coalitionen und Compromissen bilden. Nach welcher Richtung werden die Vertreter der nationalliberalen Partei gravitiren? Das Stichwort: „Politik der freien Hand" liegt am nächsten und hat viel Verlockendes in sich. Bedeutet die Politik der freien Hand ein stetes sorgfältiges Erwägen und genaues Prüfen jeder Frage vor der Abstimmung und im Zusammengehen

mit jenen Parteien, welche die aufgeworfene Frage in gleichem Sinne wie die Nationalliberalen beantworten, so wird Niemand ihre Anwendung tadeln. Eine solche Politik ist einfach selbstverständlich. Soll aber mit der Politik der freien Hand die Freiheit von allen grundsätzlichen Verpflichtungen und Rücksichten gemeint sein, so kann sie nicht früh und scharf genug als nichtsnutzig und verderblich gebrandmarkt werden. Die nationalliberale Partei ist wesentlich eine Partei der Grundsätze und bewahrt ihre Bedeutung und ihren festen Halt nur so lange, als sie sich dieses Charakters bewußt bleibt. Ihre besondere Aufgabe ist die lebendige Fortbildung des Reichsgedankens in den Volkskreisen. Das Reich und seine Verfassung können nicht gewaltsam zertrümmert werden, wohl aber dürfte es geschehen, daß die Macht des Reiches gelähmt und die Entwickelung seiner Verfassung gehemmt wird. Wir glauben gern, daß die persönlichen Beziehungen der einzelnen Fürsten die besten sind, wir wollen wenigstens es glauben. Darauf kommt es aber nicht an, entscheidend für die politische Erwägung ist die notorische Scheu fast aller Regierungen vor jeder weiteren Vermehrung der Reichsmacht. Sie würde leichter besiegt werden, wenn nicht auch vielfach in Volkskreisen eine Gleichgültigkeit gegen das Reich und ein geringes Verständniß seines Wesens und seiner Ziele herrschte. Hier einzugreifen und dem Reiche die Unterstützung der Volksmassen in reicherem Maße zuzuführen, muß als Kernpunct unserer Thätigkeit angesehen werden. Neben der realen preußischen Macht hat der politische Idealismus, der vorzugsweise nur in dem gebildeten Bürgerstande, unter Gelehrten und Beamten herrscht, das deutsche Reich geschaffen. Wir können nicht verlangen, daß dieser Idealismus rasch auch die weiteren und unteren Kreise durchdringe, wir müssen aber alles daran setzen, daß derselbe nicht verkümmere und in seiner allmähligen Ausbreitung verhindert werde. Daher ist eine nur negirende Politik von unserer Partei ausgeschlossen. Eine starre Opposition gegen die Reichsregierung können nur Freunde des politischen Selbstmordes anrathen. Denn wenn wir auch an der Verwaltung des Reichs keinen Antheil haben, von Reichsbehörden sogar als Feinde behandelt werden, mit der Reichsregierung, welche unsere idealen Gedanken verkörpert, bleiben wir trotzdem unlösbar verbunden, und sehen jede Schwächung derselben, jeden grundsätzlichen Widerstand gegen dieselbe als eine Bedrohung unserer eigenen Existenz als Partei an. Es mag dieses Verhalten zuweilen schwer fallen und persönliche Opfer kosten. Unsere Vergangenheit läßt die Opposition gegen eine Regierung als den Beweis besonderer Tugend erscheinen. Wir entstammen theilweise dem Schooße der Fortschrittspartei und haben in unseren politischen Knabenjahren den Spruch: was eine Regierung thut, ist immer schlecht gethan, als die Frucht tiefer Weisheit bewundert. Auch die Stellung der hervorragendsten Führer unserer Partei im Reichstage könnte unter Um-

ständen die Partei mit einem Rückfall in die blos verneinende Opposition bedrohen. Mehrere derselben sind durch persönliche Verhältnisse von der unmittelbaren Theilnahme an der Reichsverwaltung ausgeschlossen. Dadurch werden sie nur zu leicht zu der Rolle eines unerbittlichen Kritikers gedrängt, welcher keine höhere Pflicht kennt, als die Mängel der Maßregeln und Pläne der Regierung in das schönste Licht zu stellen und den geringen Verstand der wirklichen Staatsmänner zu beweisen. Die Neigung, politische Fragen wie Gegenstände eines civilrechtlichen Processes zu behandeln, wird bei uns ohnehin durch die juristische Gelehrsamkeit, welche als die beste Schule politischer Bildung gilt, verstärkt. Die Natur des Reichskanzlers, das müssen wir freimüthig eingestehen, hilft gleichfalls jene bedenkliche Neigung, so weit sie vorhanden ist, kräftigen. Zwei Eigenschaften machten sich während seiner Amtsführung bemerkbar. Er macht keinen Unterschied zwischen den Fragen der inneren und äußeren Politik und operirt bei jenen nach derselben Methode, welcher er seine großartigen diplomatischen Erfolge verdankt. Dann aber liebt der Reichskanzler die parlamentarischen Debatten in persönliche Spitzen auslaufen zu lassen. So entstanden nicht selten Rededuelle, welche den Gegner zwangen, schärfer und hitziger, als er es vielleicht anfangs vorhatte, seine Meinung zu verfechten. Es mag schmeichelhaft erscheinen, von dem größten Staatsmann Europas gleichsam als ebenbürtig angesehen zu werden, es wird aber der Gegner dadurch leicht zur Ueberschätzung der eigenen Kraft verleitet. Er bohrt sich in seine Argumente und Ansichten ein, wird einseitiger und übertreibt leicht und geräth in die Gefahr, durch unbedingten Widerstand und stete Opposition sein Ansehen aufrechtzuhalten, seine Berechtigung als entgegengesetzter Pol der Reichswelt zu bekräftigen. Wir erwarten und hoffen, daß diesen Schwierigkeiten zum Trotze die nationalliberale Partei im Reichstage keine Politik der bloßen Verneinung üben werde. Zwei Fragen sind es, welche die Klugheit der Parteileitung in nächster Zeit auf eine besonders harte Probe stellen werden. Es muß um jeden Preis versucht werden, daß die Regierung den Frieden mit der Curie über unsere Partei hinweg durch ein Compromiß mit der Centrumspartei schließe. Dieses hängt aber, wenn nicht alle Zeichen trügen, wesentlich von der Stellung ab, welche die nationalliberale Partei zu dem Nothgesetz gegen die socialdemokratische Agitation einnehmen wird. Wir dürfen das Doppelantlitz des Culturkampfes nicht vergessen. Es gilt nicht allein, die katholische Kirche zur Anerkennung bestimmter Rechte des Staates zu zwingen, sondern auch, die Bildung unserer katholischen Mitbürger von dem Druck, welchen ultramontane Kleriker ausübten, zu befreien. Diese letztere Frucht des siegreich durchgeführten Culturkampfes ist für uns, für die wissenschaftlichen und gebildeten Kreise Deutschlands, die einschneidendste. Der Regierung liegt aber weniger daran, die deutsche Bildung in einheitliche,

freisinnige Bahnen gelenkt zu sehen, als ihre kirchenpolizeiliche Autorität anerkannt zu wissen. Und wir müssen es sogar billigen, daß sie es nicht als die Aufgabe ausschließlich der Staatsgewalt ansieht, eine unmittelbare Culturmission in Anspruch zu nehmen, und was in der Wissenschaft, im Glauben, in der Weltanschauung Rechtens sei, zu bestimmen. Das ist unsere Sache und kann erfolgreich nur durch das freie Zusammenwirken der besten und tüchtigsten Volkskräfte erzielt werden. Unser Vortheil bestand darin, daß die Gegner unserer Bildung identisch waren mit den Feinden der Reichsregierung und bis jetzt die verschiedenartigen Forderungen als untrennbar darstellten. Unser Ziel muß es sein, sie in dieser hochmüthigen Verblendung, daß sie durch schroffes Auftreten Alles erreichen können, fest zu machen. Es ist kein Geheimniß, daß nicht blos in Rom der Friede mit dem Deutschen Reiche herbeigesehnt wird, sondern auch ein ansehnlicher Theil des Klerus in Deutschland viel bieten möchte, um den Culturkampf zu einem leidigen Ende zu bringen. Derselbe hat bereits die äußere Organisation der katholischen Kirche in Deutschland arg geschädigt, die Disciplin gelockert und einen Geist der Selbständigkeit und des Trotzes geweckt, welcher der älteren Generation unerhört und unerträglich erscheint. In den jüngeren Kreisen, in der sogenannten Caplanswelt, ist das demagogische Element ganz heimisch geworden, und die journalistischen Unarten finden nirgends so viele Anhänger wie unter den Volkshirten der Zukunft. Wie genau stecken die Herren die Grenzen des Gehorsams ab, welchen sie ihren geistlichen Oberen schulden, wie scharf beobachten und kritisiren sie die Handlungen der letzteren, wie wüthend fallen sie über jeden Standesgenossen her, welcher es wagt, mildere Gesinnungen zu hegen und das Aufhören der alten friedlichen Zeiten zu beklagen. Dieser Terrorismus herrscht zur Stunde noch unbesiegt und so gern auch zahlreiche Kirchenfürsten (aus dem Munde österreichischer Prälaten, welche die Produkte der deutschen Kaplanspresse zu lesen und zu verstehen in der Lage sind, kann man die derbsten Verwünschungen der Demagogen und „Zeitungsschmierer" in der That hören) eine Aenderung herbeiführen möchten, bei der Schwerfälligkeit der Curie und dem Schwanken des Papstes zwischen entgegengesetzten Einflüssen kann die bessere Einsicht sich noch nicht geltend machen. Stünde nicht eine zuchtlose durch ihr brutales Auftreten alle gemäßigteren und daher schwächeren Elemente dominirende Kaplanpartei im Wege, das Angebot einer Theilung der Gewalt zwischen der katholischen Kirche und dem Staate wäre schon erfolgt. „Gebt uns den Löwenantheil an der Leitung der Schule, überlaßt uns die Volksbildung, gewährt uns den für unsere Zwecke unerläßlichen Glanz des äußeren Auftretens und wir erziehen euch gehorsame Unterthanen und dulden, eine milde Praxis vorausgesetzt, die polizeiliche Hoheit des Staates." Noch kann dieses Angebot nicht gemacht werden; sorgen wir dafür,

daß wenn es über kurz oder lang gemacht wird, in dem Reichskanzler nicht der Wunsch sich regt, durch eine geschickte diplomatische Wendung aus einer peinlichen Zwangslage zu kommen, daß ihm vielmehr die Verbindung mit der nationalliberalen Partei noch immer nützlicher erscheint, als die Unterstützung durch eine katholisch-conservative Partei. Zu diesem Glauben soll ihn unser Verhalten bei den Berathungen des Socialistengesetzes verhelfen.

Die officiöse „Wiener Presse" begrüßt neulich die Bosniaken als Milchbrüder der Oesterreicher. Aehnlich sehen manche liberale Blätter in den Socialdemokraten ehrenwerthe Mitbürger, welche man bei Leibe nicht kränken und in ihrem verbrecherischen Wahnsinn beschränken dürfe. Die lieben Milchbrüder schneiden unterdessen den armen österreichischen Soldaten die Köpfe ab und unsere ehrenwerthen Mitbürger würden sich, wenn sie die Gewalt hätten, keinen Augenblick besinnen, auch den liberalen Anwälten den Garaus zu machen. In keiner Partei wuchert die Schmarotzerpflanze der Phrase so üppig wie in der liberalen und daher sind wir nicht ganz frei von der Sorge, daß so manche angebliche Gesinnungsgenossen lieber das Reich verderben sehen, als daß sie auf die kühnen, wahrhaft liberalen uneigennützigen Ansichten, wie sie es nennen, verzichteten. Es ist so wohlfeil, andere arbeiten und kämpfen lassen und selbst die Hände in den Schooß legen und mit dem Aussprechen volltönender Worte, die nichts bedeuten, sich zu begnügen.

Erleben wir doch in der Behandlung der Steuerfragen ähnliche Scenen. Da wird mit großem Aufwand von Worten der Beschluß gefaßt: Eine Tabaksteuer soll eingeführt werden, aber sie darf von Niemanden gespürt werden, weder Producenten noch Consumenten auch um den kleinsten Vortheil bringen. So soll auch die von der Socialdemokratie mit unerhörter Rohheit angegriffene Ordnung des Staates und der Gesellschaft geschützt werden, aber nichts darf geschehen, was die Socialdemokraten an der Ausführung ihrer verbrecherischen Pläne wirksam hindern könnte. Wenn die Vertreter der nationalliberalen Partei sich an den Phrasen: Kein Ausnahmegesetz, nur milde Belehrung kann die Socialdemokraten bekehren u. s. w., bethören und beschwatzen ließe, so würde sie ihr Ansehen und die Achtung gerade in jenen Kreisen einbüßen, aus welchen sie bisher ihre beste, fast einzige Kraft gezogen, im gebildeten Bürgerstande. Kein Mensch glaubt, daß durch die socialistischen Umtriebe die wirthschaftliche Lage der arbeitenden Classen gebessert werden könne. Es ist daher eine erbärmliche Lüge, wenn die Socialdemokraten als verirrte Idealisten geschildert werden, welche unser Mitleid verdienen. Kein Mensch glaubt, daß die Socialdemokraten in Wahrheit Arbeiterinteressen vertreten. Gerade die Führer und Agitatoren gehören gar nicht dem Arbeiterstande an, oder wenn sie demselben früher angehörten, so haben sie, seitdem sie von dem socialdemokratischen Strudel erfaßt wurden, sich sowohl der Ar-

beit wie des Arbeiternamens schämen gelernt. Der Cigarrenarbeiter entpuppt sich zum Redacteur, der Dreher in einer Metallfabrik zum Schriftsteller. Es ist also wieder eine Lüge, wenn das Socialistengesetz als gegen den Arbeiterstand gemünzt dargestellt wird. Im Gegentheil: Emancipation des wirklichen ehrlichen Arbeiters von der usurpirten Gewalt der Agitatoren, die selbst arbeitsfaul vom Mark des Arbeiters sich nähren und in der Permanenz der Arbeiternoth die Quelle ihrer Macht und ihres bequemen Lotterlebens findet, ist der Zweck des Gesetzes. Und dieser Zweck wird erreicht werden, wenn der Reichstag die Mittel gewährt, den Schandfleck in unserem politischen Leben wegzuwischen.

Mag sein, daß wir den wirklichen Sieg der Socialdemokraten nicht zu fürchten haben. In dem Augenblick, in welchem die Socialdemokraten daran gehen würden, ihre Pläne auszuführen, würden sich nicht die als Blutsauger angefeindeten Capitalisten, sondern die Masse der wahren Arbeiter gegen sie erheben. Jede Mutter, die in ihrer Lade die Ausstattung der Tochter mit rührendem Fleiße sammelt, jeder Vater, der einen Nothpfennig zurückgelegt, jeder Tagelöhner, der ein Kartoffelfeld aus seinen Sparpfennigen erworben, jeder Handwerker, der sich ein langes Leben abgemüht hat, in seiner Familie ein bescheidenes Erbe zu hinterlassen, sie alle würden sich erheben und die Apostel der Socialdemokratie erbarmenlos zusammenschmettern. Die größten Eigenthumsfanatiker findet man bekanntlich unter den kleinen Leuten. Es soll aber nicht diese letzte Entscheidung abgewartet, nicht die Verwilderung und Schuld unseres Volkes bis zur Selbstvernichtung gesteigert werden. Wir haben die Zuversicht, daß wenn dem Volksorganismus der Giftstoff nicht länger eingeflößt wird, derselbe auch gesunden kann. Gegen die Giftmischer und Giftverkäufer ist das Socialistengesetz gerichtet, und da Gottlob diese Giftmischer und Gifthändler nicht die Regel unter uns bilden, so rufen wir nach einem Ausnahmegesetz. Wir erwarten von den Vertretern der nationalliberalen Partei, daß sie die läppischen Vorwürfe, die man obenhin gegen ein Ausnahmegesetz schleudert, nach Gebühr mit Verachtung straft und ihre ganze Energie für das Zustandekommen des Socialistengesetzes einsetzt. Als ein Verrath am Reiche, als eine Todeserklärung der Partei müßten wir es ansehen, wenn aus pedantischen, sogenannten technischen Gründen ein Gesetz zurückgewiesen würde, dessen Wirksamkeit ebenso nothwendig wie sicher ist. Die Menschen, die bis jetzt mit socialdemokratischen Tendenzen spielten, sollen wissen, daß es mit dem frivolen Spiele von nun zu Ende sei, die anderen aber, welche ernstlich den Umsturz unserer Staatsordnung planten, sollen aber erfahren, daß ihre verbrecherischen Handlungen nicht länger ungestraft bleiben. Wir verlangen von den Vertretern der liberalen Partei noch mehr. Sie müssen für ein Hausgesetz des Reichstages Sorge tragen, daß ein so un-

flüthiges Benehmen, wie es bei der Eröffnung des Reichstages vorkam, fernerhin unmöglich gemacht wird. In den Beziehungen der Abgeordneten zu einander herrschen so manche Sitten und Gebräuche (wir erinnern an die Seniorenconvente), die an den Studentencomment erinnern. Es wird nicht schwer fallen, auch eine Regel zu statuiren, welche die Ehre des Reichstages gegen die Menschen sicher stellt, die es offenbar, durch die Strafloſigkeit gedeckt, darauf anlegen, die Geduld eines jeden ehrlichen, dem Kaiser und Reiche anhänglichen Deutschen zu erschöpfen. Wir haben durch bloßes Geschehenlassen, Zuwarten und falsche Nachsicht die Socialdemokratie groß werden lassen, so daß sie zu einer ernsten Gefahr für unser staatliches und wirthschaftliches Leben anwuchs. Die Gefahr wird sich mindern, wenn wir Muth und Kraft zeigen, sie wird ganz schwinden, wenn wir, nachdem die socialdemokratische Agitation niedergetreten ist, uns dem Interesse des wirklichen Arbeiterstandes widmen und mit zähem Ernst auf die sittliche und wirthschaftliche Hebung unserer Arbeiterclassen einwirken. Mit dem Rechte, gegen die Socialdemokraten rücksichtslos einzuschreiten, ist die Pflicht, für die Verbesserung der Lage unserer Arbeiter zu sorgen, untrennbar verknüpft.

Der achtzehnte volkswirthschaftliche Congreß in Posen.

In Posen? So hat wohl Mancher verwundert gefragt, als ihm die Einladung zum achtzehnten Congreß deutscher Volkswirthe vor Augen kam. Wer aber die ersten Septembertage dort mit durchlebt hat, wird gern bezeugen, daß die Wahl des Ortes von Seiten des ständigen Ausschusses sich als eine besonders glückliche bewährt hat. Die auswärtigen Besucher wurden in der herzlichsten Weise und mit regem Interesse aufgenommen. Die Freude, daß zum ersten Male eine derartige Versammlung Posen zu ihrem Sitze erkoren hatte, fand beredten Ausdruck nicht nur in den Ansprachen des Oberbürgermeisters Kohleis, des Vorsitzenden der Handelskammer Jaffé und des Vorsitzenden des landwirthschaftlichen Provinzialvereins, Rittergutsbesitzer von Schenck, sondern namentlich auch in der Thatsache, daß etwa hundertundvierzig neue Mitglieder aus der Stadt und der Provinz Posen sich hatten einschreiben lassen. Die festlich geschmückte Aula des der Stadt von einem ihrer Bürger zum Geschenk gemachten stattlichen Realschulgebäudes sah vom ersten bis zum letzten Tage eine zahlreiche und aufmerksame Versammluug.

Posen, eine der ältesten Städte des ehemaligen Königreichs Polen, trägt in seinem jetzigen Haupttheile, auf dem linken Ufer der Warthe, durchaus das Gepräge einer deutschen Stadt. Obgleich Festung, hat die Hauptstadt

der Ostmark sich behaglich ausbreiten können; ihre schmucken Häuser, ihre breiten Straßen und geräumigen Plätze, zum Theil mit Bäumen bepflanzt, zeugen von Wohlstand und Geschmack. An die ursprüngliche Nationalität erinnern die polnischen Aufschriften, welche neben den deutschen an Kaufläden, Wein- und Bierhäusern u. s. w. angebracht sind. Auch hört man auf der Straße manches polnische Wort. Das herrschende Element aber, wenn auch noch nicht der Zahl nach, ist das deutsche, mit Einschluß des jüdischen, welches — das wird auch von den Beamten dankbar anerkannt — bei der Germanisirung wesentliche Dienste leistet. Mit der polnischen Bevölkerung, die mit der katholischen so identisch ist, daß man auf die Frage nach dem religiösen Bekenntniß die Antwort „polnisch" erhält, findet ein geselliger Verkehr so gut wie nicht statt; höchstens durch die Dienstboten wird eine Berührung vermittelt. Der scharfe politische Gegensatz ist bekannt. Und so hatten die Polen auch einen Vorwand gesucht und gefunden, um die Einladung zur Theilnahme an dem deutschen Congresse ebenso auszuschlagen, wie sie sich am ersten Tage der Verhandlungen von der Sedanfeier grundsätzlich fernhielten.

Die Gegenstände der Verhandlungen waren folgende: die zweckmäßigste Art der Vornahme von Enquêten in volkswirthschaftlichen Fragen; Tabaksteuer und Tabaksmonopol; die Eisenbahntariffrage; Differenzialzölle und Recht der meistbegünstigten Nation. Vor Beginn derselben widmete der Vorsitzende Braun dem langjährigen verdienten Mitgliede Julius Faucher einen warmen Nachruf.

Bei dem ersten Gegenstande wurde die Art und Weise der bisherigen Enquêten einer zum Theil scharfen Kritik unterzogen; nicht ausgeschlossen war davon die gegenwärtige Industrie-Enquête, bei welcher es sich nach dem Ausdrucke des Berichterstatters Braun zeigt, daß „eine Commission mehr fragen kann, als sieben Industrielle zu beantworten vermögen". Das Ergebniß der Berathungen wurde in zwei Sätze zusammengefaßt, die man als selbstverständlich bezeichnen könnte, wenn nicht so oft dagegen verstoßen würde, daß eine Wiederholung durchaus am Platze erscheint. Die Hauptsache ist, daß die Enquête Thatsachen klar stellen, nicht aber Meinungen sammeln soll, und daß sie deshalb nach Art einer Zeugenvernehmung gehandhabt werden muß: mündlich, am besten mit Vereidung der Zeugen, und mit Kreuzverhör; und ferner: Schlüsse für die Gesetzgebung zu ziehen, gehört nicht zur Enquête, sondern ist Sache der gesetzgebenden Factoren, welche allein das maßgebende Interesse der Gesammtheit zu beurtheilen berufen sind.

Bei der Frage der Tabaksteuer — „dem Frosche, der nur deshalb noch am Leben ist, weil die Enten sich um ihn so heftig streiten" — fungirten als Berichterstatter Dr. Barth, Syndicus der Bremer Handelskammer, Dr. Philippson, Kaufmann aus Berlin, und Canzleirath Zwicker, Secretär

des Vorsteheramts der Magdeburger Kaufmannschaft. Einmüthig waren die Berichterstatter in der Verurtheilung des Monopols; auch sonst fand dieses keinen Vertheidiger, und der Antrag der anwesenden Reichstagsabgeordneten Kennemann, von Staudy und Genossen, mit Rücksicht auf die im Gange befindliche Enquête von einem bestimmten Ausspruche darüber abzusehen, erhielt nur einige wenige Stimmen. „Wir müssen den Muth haben, uns gegen das Monopol zu erklären," bemerkte unter dem Beifall der Versammlung der Secretär der Danziger Kaufmannschaft Ehlers, „unsere Lage ist nicht danach angethan, um einen Kaiserschnitt in unser wirthschaftliches Leben zu thun." Dem Director Born aus Berlin gegenüber, welcher für hohe Tabaksbesteuerung plädirt hatte, um dem Laster des Rauchens Einhalt zu thun, wies er darauf hin, daß Napoleon III. das Heer und mittelbar das ganze Volk gerade an reichlichen Tabaksverbrauch gewöhnt hat, um das Monopol einträglich zu machen; der pädagogische Gesichtspunct ist eben mit dem fiscalischen nicht vereinbar.

Als Anhänger des englischen Systems, welches den Tabaksbau im eigenen Lande ausschließt, bekannte sich nur der Redacteur der Ostseezeitung, Dr. Wolff, der rücksichtslose, schneidige Freihändler, während namentlich Dr. Philippson dasselbe aus dem nämlichen Gesichtspuncte der wirthschaftlichen Freiheit bekämpfte; letzterer führte u. a. die Thatsache ins Feld, daß England nur etwa achttausend Cigarrenarbeiter hat — ein Fingerzeig dafür, was unsere ausgebreitete Tabaksindustrie von diesem System zu erwarten hätte. Auch das amerikanische System wurde von mehreren Seiten abfällig besprochen; insbesondere zeigte Dr. Barth, wie schwer dasselbe mit unseren Gewohnheiten und mit der Art unseres Betriebes zu vereinigen sein würde.

Positiv empfahl Dr. Barth die schon von der 1873er Commission vorgeschlagene Gewichtssteuer, nur mit der Aenderung, daß diese erst von den fermentirten Blättern erhoben, und der Tabak zu dem Ende in öffentliche Fermentationsniederlagen gebracht werde. Seine Ausführungen darüber waren in hohem Grade interessant. Doch drangen die beiden anderen Berichterstatter mit der Ansicht durch, daß man mit Empfehlung neuer Steuern sehr vorsichtig sein müsse, und daß es namentlich nicht Aufgabe des Congresses sei, positive Vorschläge zu Tage zu fördern. Großen Eindruck machte die von Zwicker gegebene Darlegung der Beschwerden, welche die Gewichtssteuer in Preußen 1819/20 nach amtlichem Zeugnisse hervorgerufen hatte. Dr. Philippson mahnte schließlich, jede Hoffnung, daß man dem Monopol oder dem englischen Systeme entrinnen könne, aufzugeben, sobald man sehr hohe Beträge aus dem Tabak ziehen wolle.

So beschränkten sich die Beschlüsse des Congresses auf eine fast einstimmige Verurtheilung des Monopols und auf den bescheidenen Satz, daß, wenn

die Nothwendigkeit eines höheren Ertrages aus den indirecten Steuern nachgewiesen sei, auch eine Mehrbelastung des Tabaks zulässig erscheine. Die Verhandlungen haben aber immerhin manches neue Streiflicht auf die brennende Frage geworfen und das Verständniß dafür in weitere Kreise tragen helfen.

Eine desto ausführlichere Resolution hat der Congreß in der Frage der Differenzialfrachten gefaßt. Auf diesen einen wichtigen Punct hatten die Berichterstatter Dr. Sax, Privatdocent in Wien, und Dr. Eras, Secretär der Handelskammer zu Breslau, das ihnen gestellte Thema eingeengt; auch wäre es kaum möglich gewesen, das Eisenbahntarifwesen überhaupt gründlich zu behandeln. Der erstere hatte versucht, die Grenzen, jenseit deren eine Beschränkung der Differenzialtarife der Natur der Sache widerstreitet, wissenschaftlich festzustellen. Er fand die richtige Beschränkung im Allgemeinen in der sogenannten Rückwirkungsclausel: daß auf einer und derselben Bahnlinie und in derselben Verkehrsrichtung der Gesammttransportpreis (im Gegensatz zum Einheitssatze) eines gegebenen Frachtquantums für eine näher gelegene Station nicht höher sein darf, als für eine entferntere; er erklärte aber eine Durchbrechung dieser Schranke überall da als unumgänglich, wo die in Frage stehende Bahn durch die Concurrenz mit anderen Bahnen oder mit sonstigen Verkehrsmitteln sich zu weiteren Herabsetzungen gezwungen sieht; in den internationalen Verkehr empfahl er die Rückwirkungsclausel durch Verträge einzuführen. In geistvoller Weise legte der Redner dar, wie durch Frachtbegünstigungen innerhalb der bezeichneten Grenze das entferntere Verkehrsgebiet dem idealen Mittelpuncte näher gerückt und zu intensiverer Wirthschaft herangezogen wird, und wie die Differenzialtarife selbst der Landwirthschaft das Mittel bieten, die Schäden wieder auszugleichen, welche sie vorübergehend im Gefolge haben.

Sehr wirksam wurde der Antrag des Berichterstatters durch Ehlers (Danzig), welcher allerdings zunächst einen weiter gehenden, von Wolff (Stettin) formulirten Antrag vertheidigte, den auf Beseitigung aller Differenzialfrachten ausgehenden Landwirthen gegenüber unterstützt. Er zeigte an der Hand der Erfahrung, und zwar einer Erfahrung, die nicht an der Scholle klebt, sondern auch über die Meere hinüberreicht, die Erfolglosigkeit solchen Beginnens, legte aber andererseits dar, wie durch innigere Berührung der Betheiligten mit den Eisenbahnverwaltungen in gemeinsamen Sitzungen die Auswüchse der Differenzialtarife, die nicht selten lediglich auf Willkür und mangelnder Einsicht beruhen, beseitigt werden können. Von Dr. Marcus, dem andern Syndicus der Bremer Handelskammer, wurde besonders die Nothwendigkeit einer gesetzlichen Regelung der staatlichen Einmischung in das Eisenbahnfrachtwesen und die Uebertragung des Oberaufsichtsrechts auf eine

unabhängige, mit richterlichen Befugnissen ausgestattete Behörde hervorgehoben.

Ein in letzterer Richtung gestellter Antrag fand neben den Anträgen der Berichterstatter die Zustimmung der Versammlung. Dieser Theil der Verhandlungen wird sich voraussichtlich als der fruchtbarste erweisen.

Für die wichtige Frage „Differenzialzölle und Recht der meistbegünstigten Nation" blieben nur die Morgenstunden des letzten Tages vor der geplanten Fahrt nach Inowraclaw und Gnesen. Anträge lagen vor von den drei bestellten Berichterstattern Freiherr von Kübeck, Mitglied des österreichischen Reichstags, Dr. Max Weigert, Fabrikant in Berlin, und Dr. Wolff (Stettin); von Seyffardt, Fabrikant aus Crefeld, Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses, und von Dr. Eras (Breslau). Die Antragsteller und einige andere Mitglieder, welche an der Frage hervorragendes Interesse nahmen, waren jedoch am Abend zuvor (der im Uebrigen dem von der Stadt gegebenen urgemüthlichen Kellerfeste galt) zu einer Besprechung zusammengetreten und hatten sich dahin geeinigt, daß Dr. Alexander Meyer, stellvertretender Vorsitzender des Congreßausschusses und Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses, als Generalreferent eine Beleuchtung der Frage geben sollte, ohne weitere Discussion und ohne Beschlüsse. Dieser Aufgabe entledigte sich denn der Redner nicht nur mit der gewohnten Meisterschaft in Bezug auf die Form, sondern zugleich, im steten Hinblick auf die Verhandlungen mit Oesterreich-Ungarn, in so objectiver und lichtvoller Weise, daß eine baldige wörtliche Veröffentlichung seines Berichts zu wünschen wäre.

Im Ganzen kann der Congreß mit voller Befriedigung auf seine Arbeiten zurückblicken, und der Vorsitzende durfte am Schlusse die Hoffnung aussprechen, daß die gefaßten Resolutionen auf die weitere Entwickelung der behandelten Fragen von gleichem Einflusse sein möchten, wie dies seiner Zeit bei der Münz- und bei der Bankfrage der Fall gewesen. Zu bedauern war nur, daß die Mitglieder des Vereins für Socialpolitik von dem ihnen cartellmäßig zustehenden Rechte der Theilnahme in so geringer Zahl Gebrauch gemacht hatten.

Die Vergnügungen, welche die Arbeiten unterbrachen und die persönlichen Beziehungen zwischen den Mitgliedern enger knüpfen halfen, sind zum Theil schon im Obigen angedeutet. Alles war mit Umsicht und Geschmack und mit offenbarer Liebe geordnet. Von nicht officiellen Festlichkeiten ist noch der Weinprobe in dem trefflichen Ungarweinkeller von Gebrüder Anderfch rühmend zu gedenken. Die Fahrt nach der Saline von Inowraclaw (Klein-Breslau) und dem lieblich an einem kleinen See gelegenen Gnesen mit seinem berühmten Dom war vom schönsten Wetter begünstigt. Auch dort wurden die Mitglieder herzlich und gastfreundlich aufgenommen.

Digitized by Google

Zum Schluſſe mögen noch ein paar Sätze aus dem Abſchiedsworte hier Platz finden, welches die „Poſener Zeitung“ den Gäſten nachruft: „Auch wir in der äußerſten Oſtmark“, ſagt ſie, „wiſſen uns ſelbſt zu genügen, haben unter uns ein friſches und befriedigendes Leben; aber hineingeſtellt unter ſlaviſche Elemente, welche durch Zahl und Regſamkeit ſich unaufhörlich bemerklich machen, auf Vorpoſten an der Grenze des großen ſlaviſchen Nachbarreiches, empfinden wir doppelt wohlthuend den Druck der deutſchen Bruderhand, welche uns aus dem Reiche heraus gereicht wird, blicken wir mit doppelt freudiger Erregung in treue deutſche Augen und fühlen mit doppelter Freude den verwandten Herzſchlag deutſcher Stammesgenoſſen, der uns ſo recht zum Bewußtſein bringt, wie wenig iſolirt wir ſind, und welch große Nachhut hinter uns, den Pionieren des Deutſchthums im Oſten, ſteht. Zweierlei möchten wir daher unſeren Gäſten beim Abſchiede zurufen: einmal Dank, herzlichen Dank für ihren Beſuch, der, die Entfernung in Betracht gezogen, für Manchen gewiß ein großes Opfer war; ſodann aber die Bitte: behaltet uns in treuem Andenken! Wenn auch die dahinrollenden Bahnzüge Meile um Meile zwiſchen uns und euch legen, ſo möge doch nie in euch vergehen das Andenken an die treuen deutſchen Herzen, die ihr in Poſen gefunden. Und dieſes Andenken bethätigt dadurch, daß ihr, ſo viel an euch gelegen, auch fürderhin den Zug deutſcher Vereine hierher lenkt und unſere Stadt und unſer Land in immer engere und ſtändigere Wechſelbeziehung zum Kern deutſchen Lebens und Strebens bringet.“

Möchte vorſtehender Bericht dazu beitragen, daß dieſer Wunſch in Erfüllung gehe! *γ.*

Ein anderer Salvator Roſa.

Von Ludwig Rohl.

Stets wird uns das Wirken des künſtleriſchen Genius ein zur ſchweigenden Verehrung zwingendes Räthſel, wie das unbegreifliche ſchaffende Zeugen der Natur ſelbſt, bleiben, von dem es ſchon nach ſeinem Namen ein Theil und redendes Zeugniß iſt.

Hingeriſſenheit des ganzen Innern und wieder heimliches Schaudern vor der dunklen Macht, die wie Natur ſelbſt nicht gut noch böſe kennt, wonnevolles Schwelgen in einem Meer voll Licht, als beleuchte der erſte Schöpfungsmorgen die unermeßliche Fülle ſeiner Gebilde, und wieder Schrecken und Grauen vor dem Dämoniſchen dieſer Unermeßlichkeit und dunkeln Tiefe der zeugenden Urmacht, — mit ſolchen wechſelnden Empfindungen erfüllt uns jede

wahrhaft geniale Schaffenskraft, zumal in der Musik, wo uns diese mit Sinnen unfaßbare innere Weltpotenz, die endlos zerstörend schafft und schaffend zerstört, fast von Angesicht zu Angesicht gegenübertritt.

Warum kommt diesem einzelnen Individuum da eine Macht, die Millionen Herzen bändigt und Jahrhunderten Gesetze der Anschauung und Empfindung giebt, ja die Grenzen der Schöpfung selbst zu erweitern scheint, indem sie Gebilde und Gestalten schafft, die vorher nicht vorhanden waren? Oder ists nicht so mit diesen Gestalten der tragischen Dichtung? Leben sie nicht gleich der Antike neben und sogar über der Menschheit ein unvergängliches Leben? Geben uns diese Melodien Mozarts und Beethovens nicht ein ganz neues anderes Gesicht unseres Geschlechtes selbst und baut nicht der ungeheure Leipziger Cantor Sebastian Bach in bloßen Tönen Dome auf, die den Plan des geordneten Weltganzen, das wir Kosmos nennen, im frei überschaulichen Bilde den Sinnen selbst kenntlich als das Gotteshaus eines Ewigen darstellen?

Woher kommt, wiederholen wir, diese unbegreifliche Macht, ein Können, dem wir schier das Unerhörte und Unmögliche zutrauen? Ists Zufall der Naturbegabung, ists geheimnißvolle innere Verbindung mit Mächten, die der gewohnten Sinnenauffassung entgehen und in Zeit und Raum eine Ausdehnung und Wirkung haben, der wir uns eben mit bewußter Absicht erinnern müssen, um die auserwählten Kinder ihrer unermessenen Schaffenskraft zu begreifen?

Dem dichterischen Genius muß eine unabsehbare Weite der Entwicklung aller höheren geistigen Intuition vorangehen, ehe er die Strahlen zu einem vollen neuen Sonnenleuchten der Welt zu sammeln vermag: Homer und Sophokles wie Shakespeare und Goethe setzen für ihr überragendes Schaffen eine ganze Weltperiode der Menschheitsbildung voraus, und Beethoven wußte wohl was er sagte, wenn er in einem Briefe an Bettina den großen, das heißt den wahren Dichter das „kostbarste Kleinod einer Nation" nennt. Die höchste Steigerung der plastischen Anschauung in Verbindung mit äußerster Potenzirung jeder manuellen Geschicklichkeit durch lange Geschlechter begründete endlich die Möglichkeit der Erscheinung eines Phidias, eines Rafael. Und wer jenen großen Musikbaumeister Sebastian Bach völlig erfaßt hat, der blickt von einer wahren Menschheitshöhe auf ganze Generationen von Geistern hinab, die jene andere Welt lebten und dachten, wo aus bloßen ätherischen Tonschwingungen die ganze Schöpfung sich zu wiederholen scheint, nein eine Schöpfung bildet, die durchaus nichts mit der übrigen Welt zu thun hat, und nach der kühnen Hypothese des Philosophen am Ende wohl gar ohne sie und die Welt überhaupt vorhanden sein könnte!

Und Mozart? Wähnt man ein Dasein, in dem es wie Rosen und

Veilchen des zarteſten innerſten Gemüthslebens blüht, es könne vorhanden ſein, ohne daß ebenfalls in unendlicher Weite und unſagbarer Tiefe ſich eben jene Regionen der Menſchenbruſt zur vollen Exiſtenz entwickelt haben, aus denen das fließt, was wir „Melodie" nennen und in dem die ewige Schaffenskraft ſich eben ſo zum innerſten Daſeinsbewußtſein bringt, wie die Vernunft in Begriff und Wort? Dann Beethoven! Eine ganze tief verborgene, von aller weltläufigen Bildung weit abliegende dämoniſche Macht des Willens und der Intuition zugleich muß vorausgegangen ſein, ehe eine ſolche Erſcheinung hervortreten und wie ein neues Sonnenſyſtem an das ſcheinbar bereits abgeſchloſſene Firmament treten konnte. Und hätten wir nicht aus fernſten und vor aller Cultur liegenden Weltaltern Spuren dieſes höchſten Mannesgeiſtes — kännten wir nicht die Thaten, beſäßen wir nicht die ſie beſingenden Lieder dieſer unſerer germaniſchen Urahnen, — aus der bisher gekannten und beachteten „Bildung" wäre eine Erſcheinung wie dieſer Beethoven gar nicht zu begreifen. Aber wie er aus dieſem urgermaniſchen Niederdeutſchland ſtammt, ſo erſteht in ihm der ungebändigte Heldengeiſt früherer Weltalter wieder, der dieſe Stämme in den Kämpfen mit jeder fremden Cultur ſelbſtſtändig erhielt und ſie befähigte, der Welt ſelbſt eine neue und höhere Cultur bereiten zu helfen.

Von einer gleichen echt dämoniſchen Künſtlererſcheinung unſerer Tage, dem mächtigen Zauberer aus dem Ungarland, Franz Liſzt, wollen wir hier ein Stückchen Herkunft und Leben berichten, das uns wenigſtens auf einige Spuren ſeines Wunderwirkens führt und durch Erkenntniß der ſicheren Verbindung mit den geheimnißvoll zeugenden Mächten der Natur auch dem Verſtande glaubhaft herſtellt, was den empfangenden Sinnen durchaus nicht erſt erklärt zu werden braucht, wo es ihnen irgend durch des Meiſters Spiel und Schaffen ſelbſt lebendig überzeugend vor Augen gebracht wird.

Da ſteht in der „Gazette musicale de Paris" vom Jahre 1838 ein Brief von ihm, der das erſte Wiederſehen ſeiner ungariſchen Heimath ſchildert. Aus ihm erfahren wir, was auch dieſem Geiſte, der durch ſeine kosmopolitiſche Kunſt wie durch ſeine ſeltene internationale Bildung alles Bedürfniß irgend einer nationalen Sonderexiſtenz überwunden zu haben ſchien, dennoch dieſe ſeine Heimath geweſen und geblieben iſt.

Vor ungefähr fünfzehn Jahren, ſo heißt es hier, es war jedoch im Jahre 1821, alſo vielmehr ſiebzehn Jahre vorher, habe ſein Vater ſein friedliches Dach verlaſſen, um mit ihm in die Welt zu ziehen und die „prunkloſe Freiheit des Landlebens" mit der glänzenden Laufbahn eines Künſtlers zu vertauſchen, und Frankreich ſei demſelben bald als die geeignetſte Sphäre für die Ausbildung des Genius erſchienen, wie er „in ſeinem einfältigen Stolze" des Sohnes muſikaliſche Anlagen genannt. Nun ſchildert er auf das An-

ſchaulichſte die wichtige Epoche vom fünfzehnten bis zum fünfundzwanzigſten Lebensjahre, die er in Paris verlebt und die ihn vorzeitig ſeine Heimath habe vergeſſen und Frankreich als Vaterland anſehen laſſen. „Menſchen, Dinge, Begebenheiten, Orte, wirken mächtig auf ſeine Einbildungskraft," ſagt er geiſtreich genug von ſolch einem jungen Manne von zwanzig Jahren, „von ſeinem Herzen ſchießen eine Menge Strahlen aus, er iſt beherrſcht von einer ſo unbedingten Nothwendigkeit zu lieben, daß er allem was ſich ihm naht ein Theilchen ſeines Ichs hingiebt. Vom Tumult ſeiner eigenen Gefühle beunruhigt, lebt er nicht wirklich, ſondern ſtrebt nur zu lauter Leben. Er iſt ganz Neugier, Wunſch, unruhiges Verlangen; eine fortwährende Ebbe und Fluth der widerſprechendſten Empfindungen wogt in ihm, er erſchöpft ſich in einem Labyrinth ungeordneter Wünſche und Leidenſchaften, alles Einfache, Leichte, Natürliche kann er nur mitleidig belächeln. Er überſchreitet allüberall die Grenze, ſucht übermüthig Hinderniſſe auf, und das Gute, das er wirken könnte, die Gefühle, die ihn beſeligen könnten, werden von ihm kaum für werth gehalten. Mit einem Wort, er wird unbarmherzig von dieſem Stachel der Jugend gequält."

Dieſe Zeit des hitzigen Fiebers, der verſchwendeten Kraft, der energiſchen aber verkehrten Lebensfülle habe er auf Frankreichs Boden verlebt, derſelbe Boden habe die Ueberreſte ſeines Vaters aufgenommen, dort ſei ſein Grab, die geheiligte Stätte ſeines erſten Schmerzes: „wie ſollte ich mich nicht für das Kind eines Landes anſehen, in dem ich ſo viel gelitten, ſo viel geliebt hatte?"

Und doch, es giebt noch eine tiefere Heimath als ſolche der erſten perſönlichen Erlebniſſe und geiſtigen Mittheilung, die Stätte unſerer Geburt und früheſten Sinnen- und Empfindungseindrücke. „Ein Zufall weckte mit einem male das Gefühl das ich für erloſchen hielt, während es nur geſchlummert hatte," ſagt er von dieſem Heimathgefühl. Er las eines Morgens in Venedig die Beſchreibung des Unheils, das durch Ueberſchwemmung über die Hauptſtadt ſeines engeren Vaterlandes gekommen war. „Tief rührte mich ſolcher Jammer und lebhaft ſtieg in mir das Verlangen auf, den Unglücklichen zu helfen," ſagt er. „Wie aber ſollte ich helfen, der ich weder die Mittel beſitze die das Geld, noch den Einfluß den die Macht giebt? Gut! dachte ich, du findeſt keine Ruhe des Herzens, keinen Schlaf der Augen, ehe du nicht dein Scherflein zur Linderung ſo großer Noth beigetragen. Der Himmel wird den Pfennig des Künſtlers eben ſo ſegnen wie das Gold des Millionärs."

In ſolcher Empfindung ſei ihm plötzlich der Sinn des Wortes „Vaterland" lebendig geworden: „ich ging in der Erinnerung in die Vergangenheit zurück, that einen Blick in mein Inneres und entdeckte mit einem unaus-

sprechlichen Entzücken rein und unbefleckt den ganzen Schatz der Erinnerungen aus der Kindheit."

Und nun folgt die Beschreibung seines Geburtsorts Raiding bei Oedenburg und vor allem ein herzenswarmes Lob Ungarns und seiner Bewohner. Zu diesen letzteren gehören als uralter Bestand die Zigeuner, das äußerlich verstreuteste und verkommenste aller Völker der Erde und doch ein zusammengehöriges Volk und gar eines, das neben allen anderen Völkern einen wirklichen Eigenbesitz hat und ihn der Welt als seinen Beitrag zu der großen einigen Menschencultur geschenkt hat, die Zigeunermusik.

Dieser junge Franz Liszt da war Musiker, war es in dem Sinne, daß nichts auf der Welt ihm über einen solchen Seelenbesitz ging, da derselbe und er allein vielleicht völlig, auch dasjenige Gut in sich zu beschließen vermag, das das heiligste des Menschen ist und aus sich selbst auch eben diese Kunst der Töne so ganz und rein hervorgebracht hat, die Religion. Liszt kannte dieses unglücklich-glückliche Wandervolk, es hatte ihm mit seinen Tönen die Seele zuerst für die tief dämonische Welt erschlossen, als welche wir oben die Musik charakterisirten. Aus der leidenschaftlichen Erregung aller Willenskräfte und Lüste in diesen stürmisch erregten Rhythmen war ihm selbst auch das unauslöschliche Sehnen nach einem reineren und höheren inneren Bestande geworden, der aus diesen Zigeunermelodien wie Klage der Seele der Welt selbst ertönt. Er hatte erlebt und erfahren, daß wie ihm selbst so den Zigeunern die Musik ein All, ein Hast der ganzen Existenz sei, der selbst von den Naturbanden des nächsten menschlichen Daseins, von Kindes- und Elternliebe, kaum übertroffen werde. Er wußte, daß diesem elenden Volke, das keine Heimath, keinen Staat, keine sociale Vereinigung, keine Cultur, ja keine Religion hat, diese aus ihm selbst erwachsene Kunst der Töne alles dasjenige sei, was über die bloße Natur und ihre Gaben hinaus die Welt bietet, Bildung und Sitte, jedes höhere Denken und tiefere Empfinden der Menschenexistenz, ja sagen wir Religion und Gott selbst!

Er hatte als Knabe die Hingebung gesehen, die in der Erzeugung solcher Seelenweltweisen versinkt, erstirbt, er hatte in seinem frühesten Empfinden mit der ganzen Energie eines unerschöpflich jugendkräftigen Herzens diese Töne aus den verborgensten Tiefen eines räthselhaften Wesens emporbringen hören und sich selbst zwischen Entzücken und Schmerzen, zwischen Thränen und Wonnen, zwischen Stolz und Sehnen hin- und hergeworfen gefühlt, ein Spielball unerfaßter ewiger Mächte, die dennoch der Quell, der Bestand unseres Lebens sind. Er hatte selbst jetzt seit Jahren diese unermeßliche Fähigkeit, die die volle innere Hingabe an einen Gegenstand außer uns dem Geiste gewährt, in der Welt, in der großen Welt geübt, gelernt. Stürmisches Entzücken folgte ihm allüberall auf dem Fuße, wo seine Hand die Tasten

berührte, wo seine Seele in Tönen schwamm, sein Auge voll höherer Wonne an den Visionen einer übersinnlichen Welt hing, seine Brust vor der ungeheuren Fülle der Eindrücke solchen Fühlens, solchen Schauens stöhnte und er selbst den unbegreiflichen und erschütternden Eindruck völlig theilte, den seine Kunst, sein Zauberspiel da ausübte. Das hatte er selbst alles erfahren, hundertfach erfahren, wie sollte jetzt sein Herz nicht schlagen, wo er diejenigen wieder sehen, die Laute wieder vernehmen sollte, die ihn sozusagen zum Leben gerufen? Denn sein Leben war und ist ja nur Musik, und diese Zigeunerweisen sind wie die Seele des Landes, dem sie selbst von allen Ländern der Welt am eigensten angehören, dieses Land selbst schlägt in ihnen das Auge des ersten Bewußtseins auf, denn ein Ungarn, ein Magyarenfest ohne diese Musik, es ist kein Ungarn, kein Fest: die Zigeuner und ihre Musik sind wie ein zweites, das ideale Vaterland der Ungarn in jeder, der schmerzlich sehnsuchtsvollsten wie der lebensberauscht entzückendsten Regung ihrer nationalen Existenz.

So hat denn auch der unstreitig größte Sohn, den dieses Ungarn bisher erzeugt, Franz Liszt selbst, jenem äußerlich verkommensten aller Völker der Welt, den Zigeunern, ein Denkmal gesetzt, das in rührender Treue wieder erzählt, was sie eigentlich sind und was er selbst ihnen verdankt. Die Schilderung seines ungarischen Vaterlandes, seiner geliebten Landsleute, dann der Lebens- und Anschauungsweise jenes ewigen Wandervolkes, ihre räthselhafte Herkunft und noch räthselhaftere Fortexistenz, das Geheimniß ihres moralischen Bestandes, wenn man es so nennen darf, in all diesem äußeren Wechsel und entbehrungsreichen Dasein, der Hauch der Poesie, der sie wie alle echten Producte der Natur und man möchte sagen des unmittelbaren Weltgeistes umgiebt, alles dieses muß man in der ziemlich umfangreichen, ursprünglich französischen Schrift „Die Zigeuner und ihre Musik in Ungarn" selbst lesen, und wird nichts mit der zarten Liebe, feinen Beobachtung, treuen Wiedergabe, tiefen intellectuellen Erkenntniß und ethischen Würdigung und endlich mit der wahrhaft ideal poetischen Verklärung vergleichen können, womit hier einer scheinbar eben so gott- wie weltverlassenen Existenz ihr Recht und ihr Grund zu existiren und gleich uns tausend übrigen Völkern auch dauernd fortzubestehen aufs sicherste gewahrt wird. Es ist zugleich ein eben so schönes Herzens- wie Geistesdenkmal, das sich der große Künstler hier selbst gesetzt hat.

Ein Stück daraus aber, sein Besuch bei den Zigeunern, wird uns nun auch im einzelnen alles erhärten, was wir oben von dem Einfluß ihrer Kunst auf ihn und von dem göttlich frei waltenden und durch nichts einzuengenden Genius der Musik als eines directen Abkömmlings der Urmacht der Welt selbst gesagt haben. Wir lassen wieder unseren Zeugen selbst erzählen, es ist

ein buntes Bild, und wie einst ein Salvator Rosa bei seinen Räubern volle Ungehemmtheit und Individualität des Naturlebens und daher unvergleichliche Charakterfülle und Drastik der Landschaften, Gestalten, Gruppen, Trachten, Farben und Formen studiert haben konnte, so werden wir hier in heiter farbigem Bilde wenigstens einen der zahlreichen Keime und Sprossen wieder finden, die in Liszt zu einem so mächtigen und lebenskräftigen Baume erwachsen sind: von diesen reinen Kindern der Natur behielt er sich wenigstens den einen unentbehrlichen Factor alles Kunstschaffens, die volle Naivetät und die innerste Hingebung in allem was sie sind und geben.

Liszt erzählt also zunächst wie er bei jener ersten Rückkehr nach Ungarn im Sommer 1838 seine Jugenderinnerung mit einigen ihrer lebhaftesten Eindrücke auffrischen wollte und natürlich dabei diese Horden lieber in Wald und Feld, in dem pittoresken Durcheinander ihrer Wanderungen und Lagerplätze mit all ihren vom conventionellen Firniß unbedeckten Contrasten der Leidenschaft und Stimmung auf den verschiedensten Lebensstufen wiedersah, als in den dumpfen Straßen der Städte, deren Staub sie gern abschütteln, um die Füße an Dorn und Ginster der Haide statt am holperigen Pflaster zu stoßen: „ich besuchte sie draußen in ihrem Reich, schlief mit ihnen unter freiem Himmel, spielte mit den Kindern, beschenkte die Mädchen, plauderte mit den Herzögen und Häuptlingen, lauschte den Concerten vor ihrem eigenen nicht bezahlenden Publicum, im Schein der Herdfeuer, deren Platz der Zufall angewiesen", — Salvator Rosa unter den Räubern! Und nun folgt eine Schilderung, wie sie eben nur der äußerste Gegensatz eines im vollen Prunk der Städte und gar dieses weltgebietenden Paris erzogenen und wohl auch verzogenen Kindes des „Salons" zu der höchsten Einfachheit solcher Hordenmenschen zu geben vermochte, aber auch nur ein Künstler, der von sich selbst sagen konnte: „Später wurde ich selbst wandernder Virtuose wie sie es in unserem Vaterland sind, ich blieb dabei gleich ihnen den Bevölkerungen selbst fremd, verfolgte gleich ihnen mein Ideal in einem unausgesetzten Aufgehen in der Kunst, wenn nicht in der Natur.

Auf die dichten krausen Haare ihrer Lammfellmäntel hingestreckt, aus denen sie ihm ein Ehrenbett mit einem Sockel von soeben gepflückten frisch duftenden Blumen bereitet hatten, vor sich eine Colonade hoher Eschen, deren weitgestreckte Zweige den zu einem weiten Pavillon von blauem Atlas ausgebreiteten, mit einigen Vorhängen duftiger Wolken geschmückten Himmel zu stützen schienen, zu seinen Füßen eine von buntesten Haideblumen gestickte Moosdecke, jenen Colibriteppichen der mexicanischen Caziken gleich, habe er stundenlang mit dem Anhören eines der besten Orchester von Zigeunern zugebracht, die von dem schönen Sommertage und der reichen Fülle ihres alkoholischen Lieblingsgetränks angeregt, mit unbeschreiblichem Feuer die Tänze

ihrer Frauen begleiteten, deren Tamburins unter glühend leisem Aufschrei und zauberischen Gebärden erklangen. Während der eintretenden Ruhepuncte, so erzählt er, vernahm man das Kreischen der schlecht geschmierten Holzaxen an ihren Wagen, die, um den Tänzerinnen mehr Raum zu schaffen, weiter weggeschoben wurden, die Hurrahs der Buben in ihrem eigenen Jargon, die von den Musikern „höflicherweise" in Eljen Liszt Ferencz! Hoch Franz Liszt! übersetzt wurden. Dann Ueberraschungsjubel beim Anblick eines Mahles, das Fleisch und Honig bot, ein raketenartiges Nußknacken der weißzahnigen Kinder unter hellem Lachen, tollen Sprüngen, Purzelbäumen und einem gar wunderbaren Geschwirr und Lärm — ein volles Bild tollster Natur und Lebenslaune! Förmliche Schlachten wurden dabei um eine Lieblingsnascherei, einige Säcke Erbsen, geliefert, wobei zerlumpte Megären mit aufgesträubtem Haar, triefenden Augen, zahnlosen Kiefern, espenhaft zitternden Händen unglaublich wilde Sarabanden um diese Geschenke tanzten, die ihrer Naschhaftigkeit weiblich Befriedigung versprachen. Die Männer, denen er schöne Pferde geschenkt, zeigten lachend die glänzenden Zähne, ließen die Fingergelenke wie Castagnetten klappern, warfen ihre Mützen hoch in die Höhe, stolzirten wie Pfauen umher und nahmen dann die gespornten Rhythmen ihrer Tänze mit einem Feuer wieder auf, das sich bald zur vollen Tollheit steigerte und zuletzt jenes taumelnde, kreisende Drehen hervorbrachte, wie es den Culminationspunct der Ekstase der Derwischtänze bildet. Wahrlich ein Vorwurf für den Pinsel eines echten Niederländers! Ob so etwas die Musik auch wohl malen kann? Wir wollen sehen, fahren aber erst in der Erzählung fort, die uns wenigstens an den äußeren Rand des inneren Lebens dieses so sonderbar verwahrlosten und scheinbar völlig inhaltslosen Nomadenexistenz führt.

Er unterhielt sich lange mit den Greisen der Horde, bat sie, ihm einige Episoden aus ihren Erinnerungen zu erzählen. Ihre Chronik geht aber nicht weit über die lebende Generation hinaus, und er mußte ihnen behülflich sein, den Lauf der Begebenheiten zurückzuwandern, damit sie dieselben wieder aneinander zu reihen vermochten. Haben sie, so belehrt uns der sichere Kenner der Sache hier, den Faden eines solchen Abenteuers aber einmal gewonnen, so finden sie selbst ungemein viel Gefallen daran, und die alten, unter späteren Eindrücken längst begrabenen Empfindungen steigen in der ganzen Intensität ihres Erlebnisses wieder auf. Je seltener ihnen dies zu Theil wird, je größer ist die Lebhaftigkeit, mit der sie den Ton alter Tage wieder anschlagen, und mit steigendem Interesse, oft mit einer bizarren Poesie, mit Bildern von stets wachsender orientalischer Farbengluth schildern sie dann die Scenen, die man ihrem Gedächtniß abschmeichelt.

Das Berichtete selbst jedoch war nur Aeußerung momentaner und zu-

fälliger Leidenschaft, nicht überlegtes Vorhaben, beharrlich durchgeführter Plan. Denn diese heftigen, regellosen, unbezwungenen Triebe schließen jede Nothwendigkeit der Verstellung aus. Die Originalität der Begebnisse besteht hauptsächlich in der mehr oder minder energischen oder phantastischen Leidenschaft des Helden, die dann meist mit einem unvorhergesehenen Nebenumstand in Verbindung tritt. Die ungemeine Einfachheit ihrer gegenseitigen Beziehungen schließt jene Folge von Begebenheiten, jenen Wechsel der Umstände aus, denen wie keimende Saaten die Gefühle entsprießen, welche in ihrer Reife die Wendung unserer Geschicke herbeiführen. Geduld und Abwarten steht ihrer eigenwilligen, rasch und derb zugreifenden Art zu fern, sie bemächtigen sich ebenso rasch des Begehrten, wie sie schnelle Rache für jeden Angriff nehmen, wenn nicht einer einmal wie ein verwundetes Wild den Pfeil mit sich fortträgt und, um die Wunden zu verbergen, seinen Stamm verläßt. Denn sie beobachten, meldet unser Gewährsmann weiter, über ihre eigenen Herzenskrisen ein aus Stolz und Scheu gemischtes Schweigen wie aus einem Gefühle männlicher Verschämtheit, und von Gefährten berühren sie nur die Verstorbenen und Abtrünnigen, halten aber selbst dann ein Wort, ein Kopfnicken, eine Anspielung für genug, um alles gesagt zu haben. So erfuhr auch Liszt hier nur einzelne Abenteuer von Liebeshändeln, Kampf, verschmitzter Gaunerei u. s. w., und selbst hier verbarg sich gerade stets die Hauptsache, die persönliche Theilnahme und innere Leidenschaft aufs hartnäckigste, obwohl sich bei Manchem hinter aller Verschlagenheit, mit der sie die milde Spende hervorzulocken wissen, ein sehr poetischer Sinn für die Scenen bekundete, deren Zeuge sie waren. So würden sich denn auch hier die kleinen Erzählungen nur „wie Perlen von gleicher Farbe an ein und denselben Faden reihen lassen".

Bunter und schwirrender aber ward das Bild, als er zum zweiten Male unter seine Freunde zurückkehrt. Es waren wieder dieselben Hochebenen des Oedenburger Comitats, in dem er selbst geboren. Er hatte seiner alten Wirthe nicht vergessen, und auch sie gedachten seiner recht wohl. Denn als er in der ärmlichen alten Kirche, in der er als Kind so innig gebetet, die Messe verlassen, in der alle Anwohnenden laut zu Ehren des gleichen Knaben mitsangen, welchem die guten Frauen des Dorfes beim Abschied prophezeiten, daß es „im gläsernen Wagen", d. h. in glänzender Equipage zurückkehren werde, da empfing ihn eine große Schaar Zigeuner, die festlicher, lärmender und ergötzlicher als je ihn umschwärmten.

Ihr Orchester richtete sich alsbald in einem nahen Eichenwalde ein. Umgestülpte Fässer, mit Bretter bedeckte Tische, von „römischen Betten" aus Heuhaufen umgeben, darunter ein wahrer Thron von Thymian, Schmetterlingsblumen, Flachsblüthen in eleganter Halbtrauer, Anemonen in weißer

Tunica, wilden Malven, Kornblumen, Schwertlilien und Goldglocken, „würdig, einer Titania seine Blüthenstufen darzubieten". Nachtschatten mit breiten schildförmigen Blättern bildeten einen colossalen Fächer um das ländliche Fest. Und nun kommt eine Naturschilderung, die fast schon selbst wie ihr lebendiges Abbild in Tönen klingt: „Bienen in Schaaren verließen, vom Dufte des frischen Heues gelockt, summend ihren Stock in den alten Baumstämmen der nächsten Umgebung, in Waizen- und Roggenfeldern zirpten die Grillen. Hornisse und dünkelhafte Wespen brummten ihren Alt, raschelnden Flugs kamen die Wasserjungfern mit ihren knitternden Taffetschwingen, Wachteln und Lerchen schlugen, verscheuchte Spatzen schreien dazwischen, die kleinen Smaragdfrösche überquackten das Rauschen des Baches, und eine ganze Bande obdachloser Jesuiten schwärmten mit den confusesten Melodien um uns her. Welche Polyphonie! Welche ätherische Musik! Welche Smorzandor auf Orgelpuncten! So etwas muß Berlioz vorgeschwebt haben, als er seinen Sylphentanz componirte!" — nein, sagen wir, solche Bilder der unerschöpflich mannichfaltigen Lebendigkeit schaffender Natur müssen die kühne und allzeit sichere Phantasie desjenigen Künstler erfüllt haben, der bald in seinen „Ungarischen Rapsodien" all das „Weh und Wehen der allmächtigen Natur" so wundervoll treffend wie nur je eine Landschaft des Salvator Rosa oder Ruisdael malte und zudem mitten hinein das lebendige Menschenherz mit all seinem thörichten Stolz und innerem Sehnen setzte! Denn dies that Liszt in den Werken, in denen er gewissermaßen das Vermächtniß dieses ewig unsteten, im Elend glücklichen Natur- und Wandervölkchens der Zigeuner sammelte und die deshalb, wo man sie in einem Musikladen sucht, überall zu finden, aber ebenfalls nie „zu Hause" sind.

Doch weiter, ein wahrer Höllenbreugel schon in den bloßen schildernden Worten!

„Die Nacht kam eher als die Müdigkeit. Um das Dunkel zu scheuchen, loderte bald ein Dutzend Pechfackeln im Kreise umher. Die Flammen stiegen wie Cylinder von glühendem Eisen empor, denn kein Hauch bewegte die gluth- und duftschwere Atmosphäre, die alles unsichtbare, aromatische Blut der morgens gemähten Kräuter in sich gesogen. Den halbgeschlossenen träumenden Augen erschienen die Fackeln wie tragende Säulen des dunklen Himmelsgewölbes. Der Rauch wogte langsam empor, das goldene Sternenmeer bald bedeckend bald enthüllend. Die Finsterniß war wie ein dichter Wall um den phantastischen Waldpalast gezogen, und bizarr gewundene Zweige knorriger Bäume ragten wie Sculpturen daran empor. Die Kinder sprangen wie Gnomen umher und zerzausten die Büsche. Immer traumhafter, unzusammenhängender wurde der Anblick. Gespenstisch waren die Frauen anzusehen, wenn sie mit kohlenglühenden Augen, mit liebewinkender oder zauberkundiger

Hand plötzlich aus irgend einer dunklen Ecke hervortraten, um „gutes Glück" zu weissagen. An einem Abend wie dem heutigen konnte das Beiwort nicht für lügnerisch gelten."

Daneben stellt sich dann zum guten Schluß ein Stück Humor der Sache, wie es ja echter Natur und ihren Kindern niemals fehlt.

Am anderen Morgen wollten die Männer nichts von einer sofortigen Trennung wissen und gaben ihrem Gönner theils zu Pferd, theils laufend bis zum nächsten Dorfe das Geleit. Der gestrigen Gluth war Gewitter und Sturm gefolgt, aber alles war, schon von einem Scheidetrunk aufgefrischt, rüstig und funkelte vor Vergnügen, sie hatten sogar ihr Gaudium an dem lustig stoßweise niederprasselnden Regen. In ihren nach außen gekehrten Lammfellen nahmen sie sich wie Bären auf wüthenden Hengsten aus und ließen dabei die Sporen klirren, daß die neuen Pferde wie Karpfen in die Höhe sprangen. Der Uebermuth dieses Geschlechts, das „nie und nimmer weise wird", war schon kaum mehr zu zügeln. Sie erreichten bald miteinander in anhaltendem Galopp eine nicht sehr entfernt liegende Schenke, und hier war denn mit einem Morgenständchen der Abschluß der sonderbaren Festbegegnung. Unter einem großen Schoppen, „wo man eben that, als glaube man, es regne nicht", begann die Symphonie con estro poetico, mit begeistertem Schwung. Der circulirende Wein erweckte den gestrigen Alkohol zu neuem Leben und führte alsbald ein rinforzado con rabbia herbei. Wie ein basso continuo grollte dazu in der Ferne der Donner. Das hohe Gebälk und die halb zerfallenen Mauern des Schoppens gaben mannichfachen Widerhall, so daß jeder Ton mit doppelter Kraft ans Ohr schlug. Die leidenschaftlichen Passagen, die virtuosen Kraftstellen verfolgten und vermischten sich. Das musikalische Morgengeheul ward von unartikulirten Tönen durchschnitten, und in dem ungestümen Finale war es, als ob alle Klänge und Töne wie Bergkämme übereinander stürzten: „man war wirklich nicht ohne Sorge, ob nicht auch das alte Gebäude niederbrechen würde, so betäubend war die Instrumentation dieses Concertes, das gewiß dem Verdict keines Conservatoriums entgangen wäre und das selbst ich diesmal für etwas gewagt erklären mußte."

So in geistvoller Schilderung ein Bild lebensvollsten Lebens! Aber was ist dies alles gegen die Darstellungen, wo der Künstler nun auch den eigensten Pinsel ergreift und in Tönen diese Bilder malt, deren Innerstes fast alles miteinander schon Klang ist. Wenn Salvator Rosa in seine leidenschaftlich bewegten Naturscenen und seine kühne Entfesselung der Elemente Banditen und andere wilde Gestalten nächsten Naturlebens und Bedürfens als passendste Staffage hineinwarf, so meinte man annehmen zu müssen, er habe selbst zeitweilig mit diesen Räubern gelebt. Hier lauschte nun nach

eigenem Bericht der Künstler der unentweihten Natur und ihren Söhnen, und in der That eine gar merkwürdige Bereicherung unserer musikalischen Bildersammlung sind diese „Ungarischen Rhapsodien", in denen Liszt die ganze Existenz, die er uns oben in Worten skizzirte, in Tönen nun wirklich ausmalt und so in die Kunstwelt hinüberrettet. Die „Ungarische Phantasie" für Clavier und Orchester aber und gar die stolze symphonische Dichtung „Hungaria", sie geben ein monumentales Bild dieses seltsam kraftvollen und von den innersten Gegensätzen belebten ungarischen Lebens, das auch jene Naturwelt des Zigeuners in diesem einen Puncte völlig in sich aufgesogen. Von ihr wollten wir hier sicheren Bericht geben, denn es ist, was allerdings an dieser Stelle nicht näher auszuführen, noch zu begründen nothwendig erscheint, neben unserer in herkömmlichen Formen schaffenden europäischen Musik in Harmonie, Rhythmus, Melodik und Instrumentation eine musikalische Welt für sich und wie wir schon hier erkannten, eine gar wunderbar phantastische, farbenreiche, aber sprühenden Lebens voll. Besäßen wir nicht den unnachahmlichen Zauber des Webens der Natur in Shakespeares „Sommernachtstraum", wir müßten an künstlerischer Darstellung der wunderbaren Poesie der reinen Natur diese aus der Zigeunermusik entwickelten ungarischen Rhapsodien Liszts für das Poetischste aller solchen Naturpoesie erklären. Jedenfalls haben sie nur wenig malerische Genrebilder an Kraft, Feinheit und Leben neben sich, und wir sahen, ihre Studien sind ebenfalls direct „nach der Natur" gemacht.

Zur socialen Frage.

Von A. Bock.

Möge man den Ausschreitungen der Socialisten strenge Maßnahmen entgegensetzen: das Ringen des vierten Standes nach Verbesserung seiner Lage bleibt gleichwohl berechtigt. Fast alle Wahlmanifeste der jüngsten Zeit enthielten ein Wort des Wohlwollens für die mühseligen und beladenen Gesellschaftsschichten. Wenn ein officiöses Blatt der preußischen Regierung eine Reichstagsmehrheit herbeiwünschte, die mit dem Reichskanzler die dem Staat und der Gesellschaft drohenden Gefahren „beschwöre" nnd „sichere" Grundlagen für einen „neuen Aufschwung" des politischen und wirthschaftlichen Lebens schaffe, so verkennen wir nicht, daß die in Vorbereitung begriffenen Zoll- und Steuerreformen eine Rücksicht auf unsere industrielle und landwirthschaftliche Arbeiterbevölkerung wenigstens nicht ausschließen. Viel wird auf dem von Victor Böhmert in seinem Werk über Arbeitslöhne und Unternehmergewinn empfohlenen Wege auszurichten sein, viel durch die unaus-

gesetzte Weiterbildung der Gewerbeordnung. Statt jedoch die Freizügigkeit und damit das Suchen nach Beschäftigung und Erwerb wieder zu beschränken und nur die Heimathsbehörden zu belasten, wo man die den Zuzug erfahrenden Gemeinden schützen und entbürden will, erweitere man die Verbände der Armenpflege, bis sie beide umfassen. Mit anderen Worten: möge die Armenpflege, ohne deshalb aufzuhören, zunächst eine örtliche zu sein, eine staats- und womöglich reichsseitige Organisation empfangen. Die in allen Berufsarten immer zahlreicher zur Geltung kommenden Verbände zu gegenseitiger Aushülfe bedürfen des planmäßigen Zusammenwirkens, und solches thunlichst zu erleichtern ist abermals Aufgabe der Bundesstaaten und des Reiches. Die Erörterungen, die sich kürzlich an die Verwendung der Kaiserspende knüpften, trafen mehrfach das Richtige, indem sie in den Knappschaftscassen und den für die Militärinvaliden errichteten Anstalten das Muster für weitere Einrichtungen fanden. Sind die Schwierigkeiten, welche sich den zu Gunsten der gesammten Arbeiterbevölkerung Deutschlands zu treffenden Veranstaltungen entgegenstellen, unermeßlich, so sind doch die Vorarbeiten, wie sie vereinzelt bestehen, nicht unerheblich, und sollte auch der verhältnißmäßig geringe Anfang für Uebersicht und Gesammtleitung nicht versäumt werden.

Tiefer wird man greifen, wenn man die Gründung der Familie, den löblichen Eifer, Nachkommenschaft zu erzielen, wieder in strenge Verpflichtung nimmt, damit der Eintritt des jungen Geschlechts in das bürgerliche Leben nicht blos in den günstiger gestellten Gesellschaftskreisen, sondern allgemein und ausnahmslos, vielleicht eine bescheidene aber ausreichende materielle und dadurch bedingte moralische Grundlage des Bestehens finde. Daß man die Ergänzung des Mangels an Großjährigkeit vor dem Standesamt zuließ, daß man von erlittener Bestrafung und „schlechtem Ruf" als Ehehindernissen absah, mochte in der Ordnung sein. Von den Bedingungen der Gemeindeangehörigkeit oder des Einkaufs in die Gemeinde hätten die die Ehe beabsichtigenden Personen unter Rücksicht auf den Unterstützungswohnsitz nicht ohne Weiteres befreit werden sollen. Ihnen den Nachweis von Vermögen und Erwerbsfähigkeit zu erlassen, war ein nicht zu entschuldigender Fehler. Nach Wegfall dieser Ehebedingungen empfinden wir mehr denn je die grenzenlose Gedankenlosigkeit der die Ehe schließenden Paare, den Mangel und die Ohnmacht der Einwirkung auf sie von Seiten des öffentlichen Gewissens in Gestalt der Verwandtschaft, der Arbeitgeber, der Kameradschaft, der berufsmäßigen Verwalter der Sittlichkeit und des gemeinen Wohls. Wir werden nicht behaupten, daß vor der neuen Ehegesetzgebung das Elend nicht in zahllosen Familien vorhanden gewesen sei, aber es hat nach der Freigabe Schrecken erregend zugenommen.

Ohne Verzug sollte das Recht, die Ehe einzugehen, wieder von der Bei-

bringung zuverlässiger Nachweise und Erfüllung ganz positiver Leistungen abhängig gemacht werden. Bei Militärpersonen werden sie verlangt. Unsere Achtung vor der „Freiheit", der nur zu oft mißbrauchten, hält uns nicht ab, Aehnliches allgemein zu fordern. Nicht unbedeutende Einzahlungen für die Frau und die zu erwartenden Kinder sollten auferlegt werden, um diese für den Lebens- und Sterbensfall mit einem den Verhältnissen entsprechenden, jedenfalls sicher und unantastbar anzulegenden Capital, als stetig wachsendem Vermögenskeim, auszustatten. Bliebe der eintreffende Kindersegen hinter dem vorausgesetzten, was erfahrungsmäßig nicht häufig, zurück, oder stürben Kinder in den Jahren der Minderjährigkeit, so würde dies den thatsächlich vorhandenen und heranwachsenden schon zugute kommen. Um dem Einwande zu begegnen, daß die neue Erschwerung der Ehe die Vermehrung der unehelichen Geburten bewirke, werde die Ausstattung der unehelichen Kinder nicht minder und ohne jede Nachsicht auferlegt. Wo es dem Vater wie der Mutter schier unmöglich fiele, für sie aufzukommen, müßte allerdings das Gemeinwesen Hülfe gewähren, aber unter beständigem Rückgriff auf die Eltern im Falle eintretender Leistungsfähigkeit.

Wir müssen es den Fachmännern anheimgeben zu berechnen, wie weit die Verbindung und Verschränkung der bereits bestehenden und weiter zu gründenden Ausstattungs-, Versicherungs- und Rentenanstalten mit Nutzen durchführbar, wie weit die Wahrscheinlichkeitsrechnung über Lebensdauer und Todesfälle Vorsicht der Verwaltung erheischt. An Verwendung der neu angehäuften Capitalien würde es namentlich im Gebiet der Landwirthschaft nicht fehlen. Wie conservativ im besten Sinne des Wortes würden die heute begehrlichsten und ungeduldigsten Kreise der Gesellschaft, wenn ihnen der Besitz und das Wachsthum eines eigenen kleinen Capitals durch öffentliche Veranstaltung angebahnt und gesichert, der Wunsch des weiteren Sparens nicht unter den Fuß gegeben, sondern gebunden würde! Wir wollten nur kurz andeuten. Albert Schäffle liefert in seinem Handbuch der Volkswirthschaft und neuesten, vielfach überladenen, aber dessen ungeachtet höchst beachtenswerthen, neue Bahnen eröffnenden Werk: „Bau und Leben des socialen Körpers" bereits nähere Ausführung. Wenn er unter Anderem darauf hinweist, daß bei der gesetzlichen Ausstattung Jedermanns sich die Arbeitslöhne so reguliren würden, daß der für die Bildung der Ausstattungscapitale nothwendige Prämiensatz im Lohne mitenthalten sei, so entging dieser Punct den Befürwortern der allgemeinen Hülfsanstalten für Arbeiter ebenfalls nicht. Aber zur Beruhigung läßt sich hinzufügen, daß in nicht wenigen der längst bestehenden privaten Spar- und Unterstützungscassen der Fabriken die Arbeitgeber den höheren Löhnen gegenüber die Hälfte des wöchentlichen Einschusses, den geringeren gegenüber den ganzen Beitrag schon einlegen.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande

Von der Elbe. Die Provinz Schleswig-Holstein und der Socialismus. — Daß in den Elbherzogthümern die socialistische Propaganda seit Jahren ein besonders günstiges Feld für ihre Thätigkeit gefunden hat, ist unbestritten. Aber für denjenigen, der nicht Gelegenheit gehabt hat, Land und Leute aus eigener Anschauung kennen zu lernen, wird es nicht leicht sein, sich klar zu machen, wie das so hat kommen können. Schleswig-Holstein hat eine überwiegend ackerbautreibende Bevölkerung, die Fabrikthätigkeit ist eine ungemein geringe, es hat nur eine große Stadt, der Charakter der Bevölkerung ist so ruhig wie möglich, ja man kann ihn geradezu schwerfällig nennen; und trotzdem und alledem. Man sollte meinen, eine so große Ausbreitung der socialistischen Irrlehren wäre in Schleswig-Holstein eben so wenig möglich gewesen wie etwa in der Provinz Pommern, die in ihrem ganzen Charakter manches ähnliche hat; aber die Sachlage hellt sich auf, wenn man sich vergegenwärtigt, wie das politische Leben in den letzten dreißig Jahren in der jetzigen preußischen Provinz sich gestaltet hat. Nachdem die von den Schleswig-Holsteinern mit der schönsten nationalen Begeisterung ins Werk gesetzte Erhebung gegen Dänemark das bekannte tragische Ende genommen hatte, war es nur zu natürlich, daß kein anderer politischer Gedanke in dem Herzen des unglücklichen Volkes Platz greifen konnte, als der von der Nothwendigkeit des zähesten Widerstandes gegen Alles, was dänisch hieß. Da es unmöglich war, eigentlich activ vorzugehen, mußte man sich darauf beschränken, durch einen passiven Widerstand dem Feinde so viel Schaden als möglich zuzufügen. Dieser Zustand war naturgemäß so wenig als möglich dazu angethan, politische Charaktere zu bilden, die geeignet gewesen wären, in einem großen constitutionellen Staatsleben als freie Unterthanen im Dienste einer bestimmten politischen Partei in der politischen Arena aufzutreten.

Zwar das ist richtig, eine Probe für die politische Ausdauer und Zähigkeit war es immerhin; aber der politische Gedanke, um den es sich handelte, war doch verhältnißmäßig ein einfacher und man bedurfte, um ihn zur Geltung zu bringen, gerade keines großen politischen Geschicks und vor allen Dingen keiner großen politischen Beweglichkeit. Nun kamen die Jahre 1864, 1865 und 1866 und mit ihnen die Befreiung vom dänischen Joche. Es war plötzlich, als wenn man sich für das lange auferlegte politische Schweigen in Schleswig-Holstein nun durch um so größere politische Rührigkeit revanchiren wollte. Aber das Unglück wollte es, daß auch jetzt eigentlich die Haupt-

thätigkeit auf politischem Felde wieder in einem passiven Widerstand sich manifestirte. Diesmal war es der Widerstand gegen alles preußische; man opponirte ohne weiteres zuerst gegen die Annexion, und als diese sich vollzogen hatte, gegen alle preußischen Einrichtungen. Man bedachte auffallender Weise nicht, daß man jetzt zu einem großen Staate gehörte und daß man sich beeilen mußte, ein nützliches und womöglich einflußreiches Glied dieses Staates zu werden; sondern das Gros der Bevölkerung war, man kann es dreist behaupten, von blindem Haß darüber erfüllt, daß die Wünsche nach politischer Selbständigkeit nicht in Erfüllung gegangen waren. Man schloß sich mit Vorliebe derjenigen Partei in Preußen an, die dort quand même Opposition gegen die Regierung machte, das heißt der Fortschrittspartei. Das Regirende in dieser Partei entsprach der augenblicklich in Schleswig-Holstein vorherrschenden Stimmung am meisten. Ueber dem Frontmachen nach oben nun vergaß man nur allzusehr, daß es sehr bald auch in Schleswig-Holstein angezeigt gewesen wäre Front nach unten zu machen, wo eine sehr unheimliche Phalanx sich in aller Stille gebildet hatte. Man bemerkte das erst, als es fast zu spät schien, und als es jedenfalls schon ganz außerordentlicher Anstrengungen bedurfte, um mit Erfolg die socialdemokratischen Bestrebungen zu bekämpfen. Wenn so die jüngste politische Vergangenheit schon recht ungünstig für eine erfolgreiche Bekämpfung der Socialdemokratie war, so kam noch dazu, daß der ganze Charakter der schleswig-holsteinschen Bevölkerung und die dort in maßgebenden Kreisen herrschenden Anschauungen für den eigentlichen politischen Parteikampf überhaupt nicht besonders günstig sind. Es ist weltbekannt, eine wie große Anzahl ausgezeichneter Gelehrter aus Schleswig-Holstein hervorgegangen sind; man braucht nur zu erinnern an die Namen Niebuhr, Theodor Mommsen, Jhering, Otto Jahn, Trendelenburg, Georg Beseler, Namen, auf welche die Schleswig-Holsteiner mit Recht stolz sind, und die einen sprechenden Beweis dafür liefern, wie dieser Volksstamm für tiefe und ernste Forschung gewiß als ganz besonders gut veranlagt angesehen werden muß. Damit hängt es ohne Frage auch zusammen, daß es keinen Zweig der Staatsverwaltung giebt, für den die Schleswig-Holsteiner sich ihrer ganzen Anlage nach mehr qualifiziren als für die richterlichen Functionen. Diese ruhige, leidenschaftslose, wissenschaftliche Thätigkeit, die so zu sagen der vulgären öffentlichen Besprechung ganz entzogen ist und weit ab von der bewegten Heerstraße des öffentlichen Lebens ein vornehmes Dasein führt, ist noch immer das Eldorado der jungen schleswig-holsteinschen Beamten. Aber in den spezifisch schleswig-holsteinschen Beamtenkreisen herrscht eine förmliche Aversion, man kann es in Wahrheit so nennen, gegen das Auftreten in öffentlichen Criminalverhandlungen, sei es als Staatsanwalt oder als Vertheidiger. Das kommt nicht etwa daher oder wenigstens nicht allein

daher, weil man die entsprechende Procedur nicht billigt, sondern zum großen Theil daher, weil man überhaupt vor dem öffentlichen Auftreten eine gewisse Scheu hat und fühlt, daß man der Sache eigentlich nicht recht gewachsen ist, da man der erforderlichen Beweglichkeit und Schlagfertigkeit entbehrt. Noch viel mehr aber als im Gerichtssaal muß diese Scheu sich geltend machen in der Volksversammlung. Die Situation wird hier noch bedeutend unbehaglicher; während man dort wenigstens einem gebildeten Mann nicht nur, sondern einem Collegen gegenübersteht, wird man hier in Situationen hineingedrängt, die außerordentlich wenig Vornehmes an sich haben, und den Herren Bebel, Liebknecht und Genossen gegenüber ist noch eine viel größere Schlagfertigkeit, ja Unverfrorenheit erforderlich. Wir sind in Schleswig-Holstein in Volksversammlungen zugegen gewesen, in welchen die Beredtsamkeit von Rechtsanwälten sehr bedenklich durch die socialistischen Wortführer paralysirt wurde. Dieselbe vornehme Abneigung, die gegen das öffentliche Reden in politischen Versammlungen herrschte, machte sich aber auch in den schleswig-holsteinschen juristischen Kreisen geltend gegen die politische Agitation überhaupt. Es ist wahr, zu den angenehmsten Beschäftigungen gehört überhaupt das Agitiren nicht; aber eben so wahr ist es, daß ohne Agitation und ohne sehr heftige Agitation durch die Presse, durch öffentliche Versammlungen und durch Geltendmachung privater Einflüsse gegen die Socialdemokraten, die in dieser Richtung, um es vulgär auszudrücken, mit allen Hunden gehetzt sind, nichts auszurichten ist. Noch mehr zurückgezogen als die Juristen ist der Stand der Grundbesitzer, vornehmlich der adeligen Grundbesitzer, die ohne Frage auch sehr viel mehr dafür hätten sorgen können, daß das socialdemokratische Gift nicht ihre Gutseingesessenen inficirte. Aber sie waren viel zu vornehm, die Grafen Ranzau und Reventlow, die Barone von Brockdorf und die Herren von Buchwald, um sich um solche Lappalien zu kümmern. Sie zogen es vor, ihre Güter zu verpachten; und für sie hatte dann keine Bedeutung, was über dem Rayon des Herrenhauses hinaus lag. Sie zogen die Pacht von den Pächtern ein und lebten im übrigen als Grandseigneurs. Da hatten sie denn natürlich keine Lust und kein Interesse daran, einmal nachzusehen, wie es um ihre Insten bestellt sei. In der allerneuesten Zeit ist ohne Frage wohl wie in ganz Deutschland so auch in Schleswig-Holstein eine Aenderung zum Besseren eingetreten, und es kann nicht fehlen, daß da eigentlich alle natürlichen Vorbedingungen für das Gedeihen der Socialdemokratie in der Provinz nicht vorhanden sind, es bei größerer Rührigkeit der reichsfreundlichen Parteien bald gelingen wird, dem Socialismus diese Domäne zu entreißen. B.

Digitized by Google

Aus Berlin. Die Präſidentenwahl im Reichstage. Die Debatte über das Socialiſtengeſetz. — Der Reichstag iſt bereits in voller Thätigkeit. Er hat ſchon ſeine Hauptaufgabe, die Berathung des Socialiſtengeſetzes, in Angriff genommen und hat außerdem noch zwei bedeutſame Sitzungen zu verzeichnen. Die eine galt der Präſidentenwahl, die andere der Beſprechung der Interpellation des Abgeordneten Mosle über die Urſachen des Unterganges der Panzerfregatte „Großer Kurfürſt". Die Wahl der Präſidenten des Hauſes nahm dieſes Mal ein ganz beſonderes Intereſſe in Anſpruch. Wochenlang war dieſe Frage von der Preſſe erörtert worden, mit größter Spannung verfolgte man alle Symptome, welche über die Stellung der Parteien zu dieſer Angelegenheit irgend welchen Aufſchluß geben konnten. Sowohl die Haltung der Nationalliberalen wie die der Conſervativen, wie die des Centrums wurde mit größter Aufmerkſamkeit beobachtet. Insbeſondere war die Perſönlichkeit des Herrn von Forkenbeck der Gegenſtand dieſer Beobachtungen. Nachdem der Streit darüber, ob derſelbe eine auf ihn fallende Wahl annehmen würde oder nicht, lange reſultatlos geführt worden war, wurde endlich von authentiſcher Seite mitgetheilt, daß Herr von Forkenbeck eine Wahl annehmen würde, wenn ihm dieſelbe durch eine entſchiedene Majorität, welche man als ſicheren Ausdruck des Willens der Mehrheit des Hauſes anſehen könne, zu Theil werden ſollte. Damit war die Möglichkeit gegeben, ihn als Candidaten aufzuſtellen. Die große Mehrzahl der Fractionen entſchied ſich darauf, ſeine Wahl zu unterſtützen. Eine namhafte Oppoſition gegen ſeine Candidatur wurde eigentlich nur von dem Centrum gemacht, welches, nachdem ſeine Verſuche, mit irgend einer der größeren Fractionen des Reichstages eine Coalition zu Stande zu bringen, geſcheitert waren, ſich zur Aufſtellung von eigenen Candidaten für alle drei Präſidentſchaftsſtellen entſchloß. Dieſe Iſolirung des Centrums war eine ſehr erfreuliche Thatſache, welche durch die ganz richtige gemeinſame Ueberzeugung der liberalen wie der conſervativen Parteien herbeigeführt wurde, daß dem Centrum, welches ſich in grundſätzliche Oppoſition gegen die Inſtitutionen des Reiches ſtelle, keine Vertretung im Präſidium zukomme.

Die Wahl ſelbſt hat ein Reſultat gehabt, das wohl von keiner Seite erwartet worden iſt. Es ergab ſich am Schluſſe eines langen, ſpannenden Kampfes die Wiederwahl des Präſidiums des aufgelöſten Reichstages. Die Wahl Forkenbecks freilich konnte nach der eben dargelegten Stellung der Parteien nicht überraſchen, noch zweifelhaft ſein, und ſie erfolgte auch mit der erwarteten großen Majorität. Die Wahl Stauffenbergs hingegen und die des Fürſten Hohenlohe zum erſten reſpective zweiten Vicepräſidenten war keineswegs als wahrſcheinlich anzuſehen, zumal man annehmen konnte, daß den Deutſchconſervativen durch irgend eine Combination eine Vertretung im

Präſidium zufallen werde. Dieſe Eventualität trat aber nicht ein, vielmehr ging nach dreimaligem Scrutinium Stauffenberg als erſter Vicepräſident aus der Wahl hervor. Das Intereſſante an dieſem Ergebniß war die Wirkung, welche das geſchloſſene Vorgehen der beiden liberalen Parteien gegenüber der Iſolirung des Centrums und der Zerſplitterung der Stimmen der Conſervativen hatte, denn auf dieſe Weiſe iſt die Wahl Stauffenbergs zu Stande gekommen. Zum zweiten Vicepräſidenten wurde dann der Fürſt Hohenlohe-Langenburg mit großer Majorität gewählt. Das Verhalten der Parteien bei der Wahl Stauffenbergs iſt in der Preſſe ſehr eingehend beſprochen worden, namentlich hat man aus demſelben gewiſſe Folgerungen für das Schickſal des Socialiſtengeſetzes ziehen wollen. Uns ſcheint das abſolut unzuläſſig, die Vorgänge bei der Präſidentenwahl ſcheinen uns gar keinen Schluß auf die Parteigruppirungen bei der Abſtimmung über dieſes Geſetz zu geſtatten. Weder dürften die liberalen Parteien geſchloſſen für oder gegen das Geſetz ſtimmen, noch auch dürften die Conſervativen dann ſo auseinanderfallen, wie bei dieſer Gelegenheit, noch dürfte endlich das Centrum ſo iſolirt bleiben wie heute.

Es ſei geſtattet, hier ſogleich der heutigen Sitzung des Reichstages zu gedenken, welche das Intereſſe der öffentlichen Meinung ſo mächtig und ausſchließlich in Anſpruch genommen hat, daß gegenüber derſelben alle anderen politiſchen Angelegenheiten ſehr bedeutend zurücktreten müſſen. Die Sitzung galt bekanntlich dem Beginne der erſten Berathung des Socialiſtengeſetzes. Schon die Phyſiognomie des Hauſes zeigte, daß es ſich um etwas Außerordentliches handelte. Die Tribünen, ſowohl die öffentlichen wie die der Diplomaten und Journaliſten, waren vollſtändig beſetzt. Auch das Haus, obwohl es ſich langſam füllte, war recht vollſtändig beiſammen. Vor dem Reichstagsgebäude herrſchte reges Leben. Nur mit Mühe konnte die Schutzmannſchaft den heranrollenden Wagen Platz ſchaffen, denen meiſt Damen entſtiegen, die in ganz beſonders großer Anzahl von der bevorſtehenden Debatte angezogen zu ſein ſchienen. Die Vertreter der Preſſe waren in imponirender Zahl zur Stelle. Wir bemerkten faſt alle Correſpondenten der hier vertretenen großen deutſchen, engliſchen, franzöſiſchen, amerikaniſchen, öſterreichiſchen und belgiſchen Zeitungen, ſelbſtverſtändlich auch alle Berichterſtatter der hieſigen Blätter. Die Sitzung begann ſchon um elf Uhr und wurde eingeleitet durch eine kurze ſachgemäße Rede des Stellvertreters des Reichskanzlers, des Grafen Stolberg. Graf Stolberg, eine ariſtokratiſche Erſcheinung von ſicheren und angenehmen Formen, debütirte vor dem Hauſe, wie geſagt, mit einer kurzen Rede, die den Zweck und die Nothwendigkeit des Geſetzes nur in ganz allgemein gehaltenen Ausführungen hervorhob. Offenbar beobachtet die Regierung zunächſt eine ſehr reſervirte Haltung und will

nur sehr vorsichtig und klug bemessener Weise in den parlamentarischen Kampf hineingehen. Dem Grafen Stolberg folgte der Abgeordnete Reichensperger (Olpe) als Redner des Centrums und diesem von Helldorf (Bebra) als Führer der Conservativen. Reichensperger sprach natürlich gegen das Gesetz und hob andererseits die Belebung des kirchlichen Sinnes als das geeignetste Mittel zur Abwehr der socialistischen Ausschreitungen hervor. Helldorf trat für das Gesetz ein, und zwar in sehr rückhaltloser Weise, aber nicht ohne auch seinerseits die Stärkung des religiösen Lebens zur Heilung der socialen Schäden zu empfehlen und nicht ohne sehr nachdrücklich eine Reform unserer wirthschaftlichen Gesetzgebung zu demselben Zwecke zu fordern.

Nach Helldorf betrat Bebel die Tribüne. Seine fast zweistündige Rede bildete entschieden den Mittelpunct der heutigen Debatte. Das Haus wie die Tribünen folgten seinen Ausführungen mit der gespanntesten Aufmerksamkeit. In der That waren diese Ausführungen sowie die Art ihres Vortrages in mehr als einer Beziehung höchst merkwürdig. Zunächst ist ohne Weiteres zuzugeben, daß Bebels Rede oratorisch eine ganz außerordentliche Leistung war. Nicht allein daß er die Aufmerksamkeit des Hauses fast zwei volle Stunden lang ganz und gar zu fesseln vermochte, er überraschte uns auch durch die effectvollsten oratorischen Kunststücke, zeigte eine eminente Begabung in der Construction von Trugschlüssen, entwickelte vor dem Hause eine philosophische Weltanschauung, die, so corrupt sie war, doch im Augenblick etwas Frappantes hatte, gab seinen Theorien eine Art von wissenschaftlicher Begründung, die zwar eben so verdreht war wie die Theorien selbst, die aber durch die Weise ihres Aufbaues höchst merkwürdig war. Wenn man Bebel hörte, so konnte man, wenn man nicht scharf aufpaßte, zeitweilig wirklich meinen, man habe es nicht mit einem Autodidakten zu thun, der die Lehren der Wissenschaft entstellt und tendenziös ausbeutet, sondern mit einem wissenschaftlich gebildeten Mann, der zwar einem etwas absonderlichen Systeme anhängt, der aber seine Meinung doch immerhin auf wissenschaftliche Weise zu begründen versteht. Wenn man ihn Werke der Wissenschaft citiren hörte, so meinte man Jemanden vor sich zu haben, der völlig in der wissenschaftlichen Welt lebt, oder doch ihrer Sphäre angehört. So sicher, so gewandt, wir möchten sagen so nachlässig vornehm war seine Art, wissenschaftliche Theorien unter Beweis zu stellen und zu ihnen Position zu nehmen. Geradezu meisterhaft in seiner Weise war sein abscheulicher Versuch, den Nachweis zu führen, daß die moderne Wissenschaft an den Universitäten, im Staate und in der Gesellschaft eigentlich nichts Anderes lehre als was die socialdemokratischen Agitatoren predigten, und daß, wenn die Lehren der Letzteren für gemeingefährlich erklärt würden, auch die der modernen Wissenschaft in den Bann gethan werden müßten. Hier war Wahres und Falsches so unendlich geschickt combinirt, daß man sehr scharf zusehen mußte, wenn man nicht im Gewebe dieser trügerischen Deductionen gefangen sein wollte. Dazu die Dreistigkeit seines Auftretens. Die Unverfrorenheit, mit der er versicherte, viele seiner Parteigenossen wünschten die Annahme des Gesetzes, weil dadurch die Sache der Socialdemokratie am besten gefördert werden würde. Die hämische Ironie, mit der er auf gewisse Schichten der höheren und mittleren Gesellschaft hinwies, welche Parteigänger der Socialdemokratie sind. „Sie ahnen gar nicht, wo wir Parteigenossen haben", rief er mit triumphirender Miene.

Wir hoffen, daß diese Worte Manchen, den es angeht, zum Nachdenken

und zu der Erkenntniß bringen werden, daß es die höchste Zeit ist, sich des Luxus so bedenklicher Privatliebhabereien zu entschlagen. Wer es noch nicht erkannt, daß es ein schweres Vergehen ist, aus theoretischer Verschrobenheit und Eigenwilligkeit sich das Specialvergnügen socialistischer Denkweisen im Studierzimmer oder im Salon oder an der Wahlurne zu gestatten, dem ist nicht mehr zu helfen. Dann aber möchten wir noch auf die hohe Gefährlichkeit hinweisen, die die agitatorische Thätigkeit eines Mannes wie Bebel haben muß und gerade an diese bei diesem Anlasse constatirte Thatsache müssen wir die dringende Mahnung knüpfen, die Schule möglichst schnell und fest zu schließen, deren weiterer Besuch unvermeidlich eine furchtbare und immer allgemeiner wirkende Vergiftung unseres Volkslebens zur Folge haben muß.

Nachdem Bebel geendet, erhob sich der Minister des Innern, Graf Eulenburg, um in kurzer aber wirkungsvoller Weise einigen der kühnsten Herausforderungen Bebels entgegenzutreten und namentlich den Nachweis zu führen, daß die Socialdemokratie trotz der Verwahrungen Bebels die Schuld an der Verwilderung der Massen und insbesondere an den Attentaten auf den Kaiser trage. Aber auch Graf Eulenburg wie vor ihm Graf Stolberg hielt sich in engen gemessenen Grenzen. Die Regierung will sich wohl, wie gesagt, noch möglichst zurückhalten. Vielleicht wird Fürst Bismarck, der heute eingetroffen ist, morgen sich ausführlicher vernehmen lassen, zumal Bebel ihn heute mehrfach heftig angegriffen hat. Vielleicht wird das Gesetz schon morgen oder übermorgen an die Commission verwiesen, aber ehe es dazu kommt, werden wir sicherlich noch einige erregte Debatten erleben.

16. September. J.

Literatur.

Vom Büchertisch. Vocabulaire technique-français-allemand. Technisches Vokabular. Für technische Lehranstalten, sowie zum Selbststudium für Techniker, Studierende und Industrielle. Von Dr. Wershoven. Leipzig, Brockhaus. — Nicht nur technische und industrielle Kreise, für welche dies Werkchen zunächst bestimmt ist, werden dasselbe willkommen heißen, sondern auch Lehrer und Studierende der Naturwissenschaften und neueren Sprachen, sowie Freunde der populärwissenschaftlichen Literatur Frankreichs. Denn die in Physik und Mechanik, Chemie und Technologie, Maschinenwesen und Eisenbahnbau vorkommenden technischen Ausdrücke und Redensarten sind hier, in achtundsechzig Capiteln nach den Gegenständen geordnet, praktisch und übersichtlich deutsch und französisch neben einander gestellt. Wer also eine französische Abhandlung über Wärmelehre, Akustik, Brechung des Lichtes, Spektralanalyse, elektrische Maschinen, Meteorologie, Dampfmaschinen, Eisenbahnbau, Papier- und Zuckerfabrikation, Keramik, Hüttenkunde, Laboratorium ꝛc. lesen will, schlage das betreffende Capitel des „Vocabulaire“ auf, das ihm die schwierigen Ausdrücke verdeutscht und langes Nachschlagen erspart. Zuverlässigkeit und Uebersichtlichkeit empfehlen das verdienstliche Werkchen; mögen Viele es benutzen. t.

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.

Ausgegeben: 19. September 1878. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Die Gotthardfrage.

Jede politiſche oder wirthſchaftliche Frage pflegt bei näherer Betrachtung ſich in eine Anzahl von Fragen aufzulöſen. Die Gotthardfrage, welche ſeit einigen Jahren einen ſtark pathologiſchen Charakter angenommen hat, iſt ſowohl politiſcher als wirthſchaftlicher Art, und löſt ſich in jeder dieſer beiden Richtungen in eine Reihe von Fragen auf, welche wenigſtens theilweiſe der Beantwortung noch harren. Nur ein Stück auf dieſem problematiſchen Wege iſt durch das neueſte ſchweizeriſche Bundesgeſetz vom 22. Auguſt dieſes Jahres erledigt; ein anderes Stück bleibt noch übrig. Denn in dem Weſen derartiger Unternehmungen ſelber liegt das Problematiſche begründet.

Zunächſt deshalb, weil jede Eiſenbahn, welche nicht durch einen ſchon vorhandenen reichen Verkehr hindurchgeleitet wird, auf einer bloßen Wahrſcheinlichkeitsrechnung beruht über das Verhältniß der Koſten und des Ertrages: und jemehr die großen Verkehrsadern durch die Fortentwickelung des Eiſenbahnbaues ihre Befriedigung gefunden haben, um ſo fragwürdiger iſt dieſes Verhältniß bei den noch zu bauen übrig gebliebenen Bahnen. Gerade die Zeit der letzten Ueberproduction hat gezeigt, wie oft derartige neue Unternehmungen nicht auf dem Boden einer nüchternen Berechnung in die Hand genommen werden, ſondern unter dem Einfluſſe einer ſo oder ſo hoch geſteigerten Temperatur des induſtriellen Aufſchwunges. Die Schwierigkeiten einer gewiſſenhaften Projectirung werden aber dadurch noch vergrößert, daß keineswegs jedes Eiſenbahnunternehmen abhängig gemacht werden darf von dem unmittelbaren ſofort ſich einſtellenden Reinertrage, ſondern daß Rückſichten verſchiedener Art jeweilen in Betracht kommen können, wenn auch nicht immer in Betracht kommen müſſen, die über das enge Intereſſe einer prompten Verzinſung des Baukapitals weit hinaus gehen. Je mehr es ſich um derartige Rückſichten handelt, um ſo weniger wird ſich das Unternehmen

eignen für eine Kapitalgesellschaft nach Art der heutigen Actiengesellschaften, deren Inhalt und Zweck aufgeht in der Erzielung eines möglichst hohen Gewinnes. Hier ist es denn namentlich, wo die Nothwendigkeit öffentlicher Unternehmungen durch politische Körperschaften, welche ihrer Natur nach das allgemeine und dauernde Interesse vertreten, sich geltend macht, aber freilich wiederum nur in dem Sinne, daß die öffentlichen Gelder mit noch strengerer Gewissenhaftigkeit verwendet werden als die Kapitalien speculirender Actionäre. Stellt sich unter solchen Verhältnissen der selbständigen Uebernahme der Aufgabe durch die staatlichen Verbände ein politisches Hinderniß entgegen, so wird man in die Lage versetzt, einerseits die private Unternehmung in der Gestalt der Actiengesellschaft zu acceptiren, andererseits, bei der Unvermeidlichkeit öffentlicher Unterstützung, soll anders das Unternehmen zu Stande kommen, die staatliche Subvention als Zuschuß zum Actiencapital heranzuziehen.

Das Gotthardbahnunternehmen, das großartigste Bauwerk der Gegenwart, ist ein Beispiel für alle die hier angedeuteten Fragen, aber es ist nicht nur ein eigenthümlich bedeutendes Beispiel für diese allgemeinen Gesichtspuncte, sondern es ist mit besonderen Umständen und Eigenschaften behaftet, welche seine theoretische Merkwürdigkeit wie seine praktische Schwierigkeit steigern müssen.

Die hervorragendste Besonderheit ist jedenfalls die, daß drei von einander vollständig unabhängige Staaten für ein gemeinsames Interesse eintreten, welches für alle drei als ein großes wirthschaftliches Interesse anerkannt wird und von einem derselben auch als ein politisches (sofern es sich für die Schweiz darum handelt, ein Stück ihres Gebietes in nähere Berührung mit ihrer Gesammtheit zu bringen).

Sollte auf lediglich staatlichem Wege der Durchstich durch den St. Gotthard bei der gemeinsamen Theilnahme der drei souveränen Staaten, Italien, Schweiz, Deutschland, zu Stande kommen, so war hier für die hohe Politik des Völkerrechts eine Nuß zu knacken, an welche man sich in der Wirklichkeit nicht herangewagt und vorgezogen hat, durch die Form der subventionirten Actiengesellschaft die Schwierigkeit einer derartigen Erörterung bei Seite zu schieben. Da es an diesem Orte weder unser Zweck noch unsere Neigung ist, theoretische Betrachtungen über die Fortbildung des Völkerrechts der Gegenwart im Dienste internationaler Bauwerke anzustellen, so wollen wir das hier nur andeuten, um zu bemerken, daß es angesichts der neuerdings eingetretenen Verwickelungen mindestens eine offene Frage ist, ob der betretene Weg — die von drei Staaten subventionirte Actiengesellschaft — das einzig mögliche oder das bestmögliche gewesen.

Eine zweite Besonderheit der Gotthardbahn ist die technischökonomische Größe der aufzuwendenden Mittel. In technischer Hinsicht eine Aufgabe von

eigenartiger Schwierigkeit, von mühsamer Berechenbarkeit; in ökonomischer Hinsicht von einem Umfange der Kosten und einer Langwierigkeit der Bauzeit, welche weit über das gewohnte Maß des üblichen Eisenbahnbaues hinausgehen.

Und um nun die Schwierigkeiten zu häufen, als geographischer Mittelpunct der drei betheiligten Staaten ein Land, dessen politische Einrichtungen sowohl nach ihrer kantonalen Zerklüftung als nach ihrem demokratischen Radikalismus recht eigentlich dazu gemacht zu sein scheinen, den ohnehin sich einstellenden großen Mühseligkeiten der Angelegenheit ihrerseits die möglichst ungünstigste hemmungsreichste Behandlung zu Theil werden zu lassen.

Die Geschichte des Gotthardbahnunternehmens, und namentlich in den letzten drei Jahren, ist voll von Erscheinungen und Aeußerungen, die nur die Symptome der hier skizzirten Krankheit sind.

Zu Stande gekommen ist das Gotthardunternehmen dadurch, daß nach langen Debatten, die großentheils an lokale Interessengegensätze anknüpften, die italienische Regierung in der Mitte der Sechziger Jahre sich für den Durchstich des Gotthard entschied. Sie that es auf Grund einer sehr eingehenden amtlichen Prüfung durch technische und kommerzielle Sachverständige und sie war es auch, welche bei den Opfern für dieses Unternehmen in die erste Reihe trat. Deutschland und die Schweiz schlossen sich dem italienischen Vorschlage an, und bis zur Stunde hat noch keine sachverständige Hand den Gegenbeweis geliefert gegen die vorzugsweise Zweckmäßigkeit der Auswahl des Gotthard.

Die Verhandlungen der drei Vertragsstaaten fanden im Jahre 1871 ihren Abschluß; gleichzeitig constituirte sich die Gotthardbahnactiengesellschaft. Der Gesammtbedarf für das Unternehmen wurde auf 187 Millionen Francs veranschlagt. Dazu trugen die drei Staaten 85 Millionen Francs an Subventionen bei; die übrigen 102 Millionen wurden von der neuen Actiengesellschaft so aufgebracht, daß nur 34 Millionen in Actien, das Doppelte, nämlich 68 Millionen, in Obligationen emittirt wurde. An der Subvention der drei Staaten hatte Italien den Hauptantheil: es leistete nämlich oder machte sich anheischig zu leisten 45 Millionen Francs, dagegen Deutschland und die Schweiz je 20 Millionen. Die schweizerische Subvention wiederum wurde auf die an dem Gotthard nach geographischer Nähe am meisten interessirten Kantone vertheilt, ohne daß die Finanzkraft des Bundes herangezogen wurde.

Man begann darauf den Bau. Zunächst schloß man einen scheinbar günstigen Contract in Generalentreprise für den Haupttunnel durch den Gotthard, und baute die tessinischen Thalbahnen. Aber bald begannen sich Besorgnisse in der Oeffentlichkeit geltend zu machen darüber ob die vorgesehenen

Mittel ausreichend sein würden um das große Werk erfolgreich zu Ende zu führen. Der Druck der öffentlichen Unruhe veranlaßte den schweizerischen Bundesrath, von der Verwaltung der Gotthardbahngesellschaft (deren Domicil in der Schweiz und die damit der staatlichen Oberaufsicht des Bundesraths unterstellt ist) einen Bericht zu verlangen über den Zustand und die Aussichten der Unternehmung. Dieser Bericht wurde am 3. März 1876 erstattet und er zeigte, daß die Gerüchte begründet waren; denn an Stelle der ursprünglich vorgesehenen 187 Millionen Francs ergab sich gegenwärtig ein Gesammtbedarf von 289 Millionen und zwar viel weniger wegen inzwischen geänderter Umstände (wie etwa der Preissteigerungen) als wegen Ungründlichkeit des ersten Projects. Auf Grund dieses ersten, wie sich zeigte, viel zu niedrigen Voranschlages waren die großen staatlichen Subventionen zusammengebracht, waren die Actien und Obligationen in die Hände des Publicums geführt worden. Und jetzt sollte dieser Voranschlag nicht einmal zwei Drittel des wirklichen Bedarfs decken! Die Folge war begreiflicherweise eine allgemeine Bestürzung und zwar in erster Reihe da, wo die große Masse volkswirthschaftlicher, finanzieller, politischer, privater Interessen damit verknüpft waren, in der Mittelschweiz. Der erste amtliche Schritt, um die Sache aus dieser schweren Verlegenheit zu reißen, war eine Conferenz der drei subventionirenden Staaten, welcher eine amtliche Prüfung des Gotthardverwaltungsberichts durch eine zu diesem Zwecke niedergesetzte Commission von Sachverständigen vorausgegangen war. Es war letzterer Commission gelungen, den Kostenvoranschlag von 289 Millionen auf 261 Millionen zu ermäßigen, so daß nur noch ein Deficit von 74 Millionen übrig blieb. Die internationale Conferenz, welche zu Luzern im Juni 1877 tagte, verminderte das Deficit ferner um 34 Millionen dadurch, daß sie alle diejenigen Linien strich, welche nicht unbedingt nothwendig oder wenigstens vorläufig entbehrlich waren; das heißt die nördlichen Bahnen Immensee-Luzern und Zug-Arth und die südliche Linie über den Monte Cenere (Bellinzona-Lugano). Das hiernach noch übrige Deficit von 40 Millionen Francs wollten nun zum größeren Theile die drei Staaten übernehmen, nämlich zur Höhe von 28 Millionen, wenn die Actiengesellschaft den Rest von 12 Millionen aufbrächte. Von den 28 Millionen übernahm Italien und das Deutsche Reich je 10 Millionen und die Schweiz 8 Millionen. Für den ganzen Bedarf von 227 Millionen hatten somit die drei Staaten zusammen 113 Millionen zugesichert (Italien 55, Deutschland 30, die Schweiz 28), so daß die Gesellschaft fast genau die Hälfte — 114 Millionen — aufzubringen behielt.

Es waren, neben den Sorgen der Gotthardverwaltung, wie sie die ihr verbliebenen Verpflichtungen zu erfüllen im Stande sein würde (Verpflichtungen und Sorgen, die auch heute noch nicht erledigt sind) namentlich die von der

Schweiz aufzubringenden 8 Millionen Francs, welche seit einem Jahre und länger die Gemüther in der Schweiz beschäftigt haben. Was in Italien, was namentlich in Deutschland bei größeren Verhältnissen und größeren politischen Einrichtungen mit verhältnißmäßiger Kürze durchging, das traf hier auf eine Mannichfaltigkeit von Instanzen und Hindernissen, die eins nach dem andern zu besiegen waren. Auch ist das bis jetzt erreichte Resultat, das in dem Eingangs genannten Bundesgesetze vom 22. August dieses Jahres soeben festgestellt worden, der treuliche Ausdruck der Hindernisse und Rücksichten, durch die man sich mühselig hindurchgewunden. Während nämlich die ursprüngliche Subvention der Schweiz von 20 Millionen durch Vertheilung auf dreizehn Kantone und zwei ebenfalls interessirte Eisenbahngesellschaften (Nordostbahn und Centralbahn) aufgebracht war, zeigte sich bei der Nachsubvention alsbald die Unmöglichkeit, ohne Beihülfe des Bundes die ganzen 8 Millionen zu schaffen; aber durch die Beihülfe des Bundes wurde der kantonale Interessenkampf, der kaum über diese Angelegenheit zur Ruhe gebracht war, aufs lebhafteste angeregt. Dennoch blieb nichts anderes übrig; ja als im Mai dieses Jahres das Volk des Kantons Zürich (im Widerspruch mit seinem Regierungsrathe und seinem Kantonsrathe) seinen Antheil an der Subvention verwarf, da hielt es der Bundesrath bei dem Drange der Umstände für angemessen, auf die kantonalen Beiträge gänzlich zu verzichten, das heißt, die nothwendig aufzubringenden $6^1/_2$ Millionen ($1^1/_2$ Millionen hatten die beiden Eisenbahngesellschaften übernommen) von Bundeswegen beizusteuern. Er konnte sich hierbei politisch auf die allgemeine Bedeutung der Gotthardbahn für die ganze Schweiz oder doch deren größten Theil berufen, konnte darauf hinweisen, daß ein viel größerer Beitrag als die gegenwärtige Nachsubvention bereits von den zunächstbetheiligten Kantonen geleistet sei; er konnte staatsrechtlich auf die Paragraphen der Bundesverfassung sich stützen, welche die Unterstützung öffentlicher Werke aus Bundesmitteln genehmigen oder verlangen und welche für andere Zwecke als Eisenbahnen (Flußcorrecturen, Alpenstraßen) bereits mehrfach verwirklicht worden sind; er konnte namentlich darauf hindeuten, daß es eine nationale Ehrensache gegenüber den anderen Vertragsstaaten sei (wie es in meisterhafter Rede der Bundesrath Welti vor der Bundesversammlung that). Gleichzeitig aber sah sich der Bundesrath veranlaßt, die Bundesverfassung im demokratischen Sinne vorwärts zu interpretiren, indem er die Einräumung der Volksabstimmung, die nach der revidirten Verfassung vom Jahre 1874 nur für Gesetze besteht, zwar als nicht der Verfassung gemäß anerkannte, aber für eine so sehr die Gemüther aufregende Frage wünschenswerth erachtete. Man hatte nun eben in einem an dem Gelingen der Gotthardbahn in erster Reihe betheiligten Kanton, in Zürich, die fatalste Erfahrung mit der Volksabstimmung gemacht; auch hatte bei

anderen Anläſſen dieſe Inſtitution nicht gerade ermuthigend auf die wirklichen Geſetzgeber, nämlich die repräſentativen Körperſchaften, gewirkt. Dennoch — nachdem der Bundesrath in ſeiner Gotthardbotſchaft das verhängnißvolle Wort einmal ausgeſprochen — ſchien es unmöglich dem Referendum zu entgehen und bei dem erfahrungsgemäßen Vorſprunge, den bei den Volksabſtimmungen die Neinſager (zumal für Steuerbewilligungen) immer gehabt, ſagten ſich die Freunde des Gotthard und der nationalen Ehre, daß die größte Gefahr für Verwerfung vorhanden ſei. Dieſe Ueberzeugung war ſo lebhaft und wirkte ſo durchgreifend in der Bundesverſammlung, welche zur Berathung der Subvention Ende Juli dieſes Jahres zuſammentrat, daß man es vorzog, eine größere Majorität in der Bundesverſammlung für einen Compromiß zu gewinnen und dadurch die Ausſicht auf Annahme beim Volke, ſtatt einer kleinen Majorität für Annahme der Vorſchläge des Bundesrathes mit der Ausſicht der Verwerfung durch das Volk. Nachdem nämlich ſchon eine anſehnliche Majorität für Annahme der vom Bundesrathe befürworteten $6^1/_2$ Millionen Bundesſubvention feſtgeſtellt war, ging dieſe Majorität gleichwohl auf eine neue Verhandlung ein, die ſich an den Vermittlungsantrag knüpfte, dem Bunde nur $4^1/_2$ Millionen zuzumuthen, den betheiligten Kantonen 2 Millionen, ferner je einem öſtlichen und einem weſtlichen Alpendurchſtich die gleiche Bundesſubvention von $4^1/_2$ Millionen im Voraus zuzuſichern, endlich aber 2 Millionen Bundesſubvention dem Kanton Teſſin zur Vollendung der von dem Gotthardunternehmen fallen gelaſſenen Monte-Cenere-Bahn zu gewähren.

Zwar ſind die zweite und dritte Alpenbahn, links und rechts vom Gotthard, ein großer Unſinn und werden hoffentlich im Nichts noch lange verharren, weil man zuerſt einmal abzuwarten hat, wie die *eine* Gotthardbahn die Erwartungen erfüllt und ob vollends zweite und dritte Concurrenzbahnen durch irgend ein entſprechendes Bedürfniß verlangt werden. Zwar geht jetzt an die Kantone die mühſelige Pflicht zurück, abermals ihr Theil der Subvention zu berathen, und wenn ſie mit dem Finanzreferendum geſegnet ſind, ſie ans Volk zu bringen. Aber dafür iſt das Große erreicht, daß man das Fatum, gegen das ſich kein Staatsmann der Schweiz mehr öffentlich zu erklären wagt (im engeren Kreiſe freilich eher), daß man das Fatum beſchworen hat, die Furcht vor dem unberechenbaren geſtrengen Herrn, dem ſouveränen Volk. Und ſo erklingt jetzt, nachdem das Werk vollbracht iſt, ein Lobgeſang von Bundestreue und Einigkeit und Brüderlichkeit. Eine Probe davon giebt der Berichterſtatter der ſtänderäthlichen Commiſſion in ſeinem Gotthardſubventionsberichte vom 17. Auguſt; ſeine Schlußworte ſind:

„Meine Herren! wir ſtehen vor dieſem Compromiſſe wie vor einem Orakelſpruch, der unverhofft dem Geheimniß des Tempels entſtiegen und aus

dem uns die Stimme unserer Geschichte, unserer Zukunft entgegenschallt. Manches mag an ihm befremdlich klingen, manches mag noch verhüllt sein in der Zukunft, zu welcher er uns führt. Es ist eben ein Compromiß, und an jedem Compromiß haben alle sich Vertragenden etwas auszusetzen, weil sie alle nicht erhalten was sie gewollt und weil sie alle vor und nachgegeben haben. Allein der Geist aus dem er kommt ist gut, denn es ist der Geist der Einigung; der Preis, den er einbringt, ist hoch, denn es ist der Friede unter den Eidgenossen; und die Frucht, die er zeitigen soll, ist werthvoll, denn es ist die Lösung der brennendsten Wohlfahrtsfrage unseres Landes aus eigener Kraft. So möge denn dieser Zauberstab (!) getrost ergriffen werden und gehen wir an ihm (!) unsern Weg weiter, vertrauend daß mit Gott das Vaterland stets wohl behütet sein werde vom gesunden, werkthätigen Sinn seiner Bürger. Es möge der Compromiß auch hier geschlossen werden als ein Bund brüderlichen Vertragens unter den Eidgenossen und als solches wird er auch gehalten und nach bestem Wissen und Gewissen vertreten werden von dem Volke."

Das Gesetz aber, welches diese also gerühmte wunderthätige Eigenheit besitzt, zugleich Zauberstab und Wanderstab zu sein, lautet folgendermaßen:

Artikel 1. Die Eidgenossenschaft bewilligt den Kantonen, welche sich bei dem Gotthardbahnunternehmen mit Subventionen betheiligt haben, zur Ausrichtung an die durch den internationalen Vertrag vom 12. März 1878 für die Schweiz in Aussicht genommenen Subvention von 8 Millionen Francs eine Summe von 4,500,000 Francs unter der Bedingung, daß diese Kantone 2 Millionen und die beiden Eisenbahngesellschaften, Central- und Nordostbahn, $1^1/_2$ Millionen der genannten Subvention übernehmen, sowie unter der weiteren Bedingung, daß die Einzahlung des Saldo der von den Kantonen und den Gesellschaften ursprünglich übernommenen Subvention zugesichert werde.

Artikel 2. Die den vorbezeichneten Kantonen bewilligte Bundessubvention, die Nachtragssubventionen der Kantone, so wie diejenigen der Eisenbahngesellschaften sind in den durch den Staatsvertrag vom 12. März 1878 bestimmten Fristen und Modalitäten zahlbar, vorausgesetzt, daß die nachstehenden Bedingungen und Voraussetzungen nachweislich erfüllt sind:

a. daß der Rest der Nachsubvention, bestehend in $1^1/_2$ Millionen, durch bindende . . . Verpflichtungsscheine der schweizerischen Nordostbahn und Centralbahn gesichert sei;

b. daß die vom Deutschen Reiche und vom Königreich Italien laut Zusatzconvention vom 12. März 1878 übernommenen Nachsubventionen von je 10 Millionen Francs durch officielle Mittheilung beider Staatsregierungen fest zugesagt seien;

c. daß die Gotthardbahngesellschaft binnen einer vom Bundesrathe ihr

anzusetzenden Frist durch einen zuverlässigen Finanzausweis volle Gewißheit darüber schaffe, daß sie unter Einrechnung der 28 Millionen neuer Subventionen die erforderlichen Mittel besitze, um das Programm der Luzerner Conferenz, beziehungsweise des Staatsvertrages vom 12. März 1878, nach den vom Bundesrathe genehmigten Plänen und Kostenvoranschlägen durchzuführen;

d. daß die Gotthardgesellschaft sich in verpflichtender Weise dahin erkläre, die für den Transitverkehr zwischen Deutschland und Italien normirten Maximaltaxen auch im directen Verkehr zwischen der Schweiz und Italien als Maximalsätze anzuerkennen und demnach auf diejenigen höheren Ansätze zu verzichten, zu deren Bezug sie durch einzelne kantonale Concessionen berechtigt wäre.

Artikel 3. Für den Fall, daß die in Artikel 2 des Vertrags vom 12. März 1878 festgestellte Nachsubvention von 28 Millionen Francs zur Vollendung der Gotthardunternehmung aus irgend welchem Grunde nicht ausreichen sollte, so wird der Bund keine weiteren Subsidien für dieses Werk bewilligen.

Artikel 4. Der Bundesrath wird ermächtigt, dem Kanton Tessin eine Subvention von 2 Millionen Francs ein für alle mal zu geben, um ihm die Vollendung der Monte-Cenere-Bahn auf den gleichen Zeitpunct zu erleichtern, in welchem die Hauptlinie Immensee-Pino vollendet sein wird.

Artikel 5. Eine Subvention von gleichem Betrage wie die den Kantonen gesicherte (vergleiche Artikel 1), nämlich von je $4^1/_2$ Millionen, wird ein für alle mal auch je für eine dem Artikel 3 des Eisenbahngesetzes vom 23. December 1872 entsprechende Alpenbahn im Osten und Westen der Schweiz denjenigen Kantonen zugesichert, welche sich an einer solchen finanziell betheiligen werden.

Dies sind die wesentlichen Bestimmungen des fraglichen Gesetzes. Im Anschluß daran ist von der Bundesversammlung noch das Postulat beschlossen worden, der Bundesrath möge die Gotthardgesellschaft veranlassen, die den jetzigen Verhältnissen entsprechenden Veränderungen in ihrer Organisation und die gehörige Bestellung der Gesellschaftsbehörden vorzunehmen.

In diesem Postulate, noch mehr aber im alinea d des Artikel 2 von obigem Gesetze, liegen die nächsten Probleme der Unternehmung; und nachdem man sich soeben auf der Seite der staatlichen Beihülfe und auf dem Wege demokratischer Einigkeit ein Stück weiter geschleppt, wobei man nicht sicher ist, ob die politische Ursache oder die ökonomische Folge fragwürdiger sei — kommt wieder einmal die andere Seite heran, die Actien- und Obligationen-Misere tritt in den Vordergrund, und es soll sich zeigen, ob der nach vorwärts gegebene politische Ruck den Credit der Gesellschaft so weit befestigt,

um theils die noch nicht eingezahlten Beträge der Actien, theils die noch unbegebenen Obligationen rechtzeitig flüſſig machen zu können.

Daß dies gelinge, wollen wir wünſchen und hoffen. Und namentlich wollen wir darauf vertrauen, daß, wenn endlich das große Werk (ums Jahr 1882 oder 1883) vollendet iſt, alle die Opfer und Mühen der vielen betheiligten Perſonen und Körperſchaften Niemanden gereuen, ſondern ſich reichlich vergelten mögen. Um ſo beſtimmter iſt davor zu warnen, daß der unſinnige Eiſenbahnbau, der in der neueſten Zeit der Schweiz ſo bittere Erfahrungen eingetragen hat, jetzt nicht im großen Stile der Alpenbahnen ſich wiederhole. Daß man nicht, wie eben zuvor zwiſchen Dorf und Dorf Concurrenzbahnen, die ſich nothwendigerweiſe gegenſeitig zu Grunde richten mußten, ſo jetzt concurrirende Durchſtiche durch die Alpen mache, blos um der eidgenöſſiſchen Einigkeit willen, welche der Mittelſchweiz die Alpenbahn nicht gönnt, ohne daß Graubünden, ohne daß die wälſche Schweiz je ihren eignen Durchſtich haben. Das wäre eine Vergeudung nicht blos von Bundesmitteln, ſondern die je $4^1/_2$ Millionen würden verſchwinden vor der coloſſalen Maſſe der Opfer, die hier gebracht wurden auf unabſehbar lange Zeit.

Von der Pariſer Ausſtellung.

Paris, im September.

Wir kehren dem Trocaderopalaſt den Rücken zu (die paſſendſte Stellung, welche man gegenüber dieſer neueſten Leiſtung der franzöſiſchen Architektur einnehmen kann), zu unſeren Füßen rauſchen die Waſſerkünſte, flimmert die Seine, auf welcher wir vor acht Stunden demſelben Platze zugeſchwommen ſind, breitet ſich das Chaos von Kuppeln und Giebeln und Thürmen, über allen erhaben, aber wie dazu gehörig die reich vergoldete Kuppel des Invalidendoms, und auf allen Seiten Grün, allmählich in duftiger Ferne verſchwindend: das giebt im Abendſonnenlichte ein Bild ſo zauberhaft, daß man alle anſtößigen Einzelheiten vergißt. Es iſt wahr, der Waſſerfall und die Springbrunnen ſind ohne architektoniſche Form, die ſie in dieſer Umgebung haben ſollten; aus tauſenden von feinen Röhren aufſteigend bilden die Waſſermaſſen keine Strahlen, keine Linien, ſondern feine Schleier, welche in einem engliſchen Parke von reizendem maleriſchen Effect ſein würden, iſolirt auf dem Plateau aber zu ſchattenhaft erſcheinen. Die vergoldeten Ungethüme, welche man um das Becken aufgeſtellt hat, ſind grotesk aber ſonſt nichts. Das Ausſtellungsgebäude bringt alle ſeine Vorgänger zu Ehren, ſelbſt den von Butter- und Käſeglocken gekrönten Londoner Palaſt von 1862. Von

höheren Puncten aus gesehen war das Bild der Ausstellungsstadt im Prater unendlich reicher, mannichfaltiger und zugleich anziehender in den Details. Und dennoch! Wie begründen wir dies Dennoch?

Ueberlegen wir das auf dem Heimwege. Unendliche Menschenmengen schieben sich zu allen Ausgängen durch. Wenige Minuten später wandeln wir fast allein am Fluß hinauf. Es sind so viele Verkehrsmittel da, daß beinahe im Nu der gewaltige Strom in eine Menge von Canälen abgeleitet werden kann. „Fliegen" und „Schwalben" gleiten, fast immer vier bis sechs zugleich in Sicht, über die Seine hin, Tramway, Omnibus und andere Fuhrwerke jeglicher Form, Größe und Bespannung jagen um die Wette, alle überfüllt, daß dem Kleinstädter bei dem Anblick schwindelt, aber es geschieht kein Unglück. Wir biegen in die Champs-Elisées ein, die zu anderen Zeiten allerdings belebter waren, aber es mangelt doch nirgends an Spaziergängern und an fröhlichen Gästen in den Etablissements, welche in vergangenen (für wie lange Zeit vergangenen?) Tagen sich mit dem Namen des Empereur oder der Imperatrice schmückten, übrigens aber keine Veränderung bemerken lassen. Und im Tuileriengarten spenden ehrwürdige Kastanien ihren Schatten wie vor hundert, vor fünfzig, vor zehn Jahren, rauscht die Musik, spielen graziöse Kinder. Stierte uns nicht plötzlich eine colossale moderne Ruine aus hohlen Augen an, wir könnten völlig vergessen, was vor so wenigen Jahren über diese Stadt dahingegangen ist. Wir vergessen es auch wieder, sobald wir dieser Stätte der Zerstörung den Rücken gewandt haben. Die Gewölbe im Palais Royal sind lauter Glanz und Pracht und Reichthum, in den Restaurants ist kein Platz zu finden. Und die geräuschvolle und scheinbar sorglose Heiterkeit fort und fort durch alle Straßen und Gassen, auf dem Opernplatz und den Avenuen zu demselben blendet uns das electrische Licht, die Boulevards, bei Tage monoton durch die Architektur und trotz der vielen Läden, strahlen, die Menge drängt sich, man hört alle Sprachen und Französisch in allen Zungen. Paris bei Abend und Nacht berauscht uns heute, wie es seit Jahrhunderten berauscht hat. Auf jedem Schritte sagen wir uns, daß Paris die einzige Stadt für eine Weltausstellung ist, das heißt für eine internationale Volksbelustigung, für welche die Industrie den Vorwand hergeben muß. Paris allein kann noch ein solches Geschäft riskiren, und das Geschäft ist auch diesmal geglückt.

So sagt sich der Fremde und so sagen die Besitzer von Hôtels, Speisehäusern, Boutiquen. Ob die politische Speculation eingeschlagen habe, das ist eine andere Frage. Die Staaten sind mit Ausnahme Deutschlands der Einladung Frankreichs gefolgt, aber die gekrönten Häupter bleiben fast sämmtlich aus, wie die Reaction mit Befriedigung und Hohn hervorhebt, Geschäfte im größeren Stil werden fast garnicht gemacht, wie die Industriellen klagen.

Natürlich soll auch dafür die Republik verantwortlich sein. Das ist lächerlich, aber nichts desto weniger gefährlich. Die Ausstellung sollte auch dafür Ersatz leisten, was Paris durch den Mangel einer Hofhaltung entbehrt, sie hat das nicht gehalten, die Provinzen werden das bald mitempfinden, und wenn auch bei den bevorstehenden Senatorenwahlen die monarchischen Parteien noch nicht einen derartigen Zuwachs aufzuweisen haben sollten, um zu siegen, so dürfte dann die Forderung an die nach keiner Seite hin mehr gehemmte republikanische Regierung und deren parlamentarische Stützen um so energischer herantreten, nunmehr zu beweisen, daß die jetzige Staatsform dem Lande wirklich das materielle Gedeihen wiederbringen könne, dessen es sich unter dem Kaiserreich erfreute. Die großen Anstrengungen, welche Herr von Freycinet macht, und die warme Befürwortung seiner Hafen-, Canal-, Eisenbahn- u. s. w. Projecte durch die republikanische Presse beweisen, daß man sich dieser Sachlage wohl bewußt ist. Ebenso wenig kann es auffallen, daß die Bonapartisten die Unzufriedenheit der Industrie schüren und ausbeuten. Eine ganz seltsame Rolle muß hierbei die Frage der Veröffentlichung der Preiszuerkennungen spielen. Die Regierung schiebt diese Publication hinaus, die Bonapartisten fordern heftig die Beschleunigung derselben, und beide im Interesse der französischen Industrie. Herr Krantz sagt, wir wollen das Ausstellungspublicum nicht auf die von der Jury ausgezeichneten Ausländer aufmerksam machen, der „Figaro" behauptet, die Fremden werden bei denjenigen Franzosen kaufen und bestellen, welche prämiirt worden sind, — und höchst wahrscheinlich glaubt weder der eine noch der andere Theil das, was er sagt.

In der That läßt sich das Meiste, was mit der Notiz „vendu" versehen ist, in eine der beiden Kategorien unterbringen: 1) besonders gute, oder wenigstens originelle, oder eine neue oder vervollkommnete Technik repräsentirende Gegenstände, angekauft von Museen und Bildungsanstalten und erfahrenen Sammlern Europas und Amerikas; 2) Dummheiten und besonders kecke Sünden gegen die Stilgesetze. Wollte man doch nicht immer aufs Neue die Irrlehre predigen, daß durch die großen Ausstellungen „der Geschmack" verbessert werde! Der Unsinn steht heute in so üppiger Blüthe wie je zuvor und findet Beifall vor allem anderen. Italienische Bildhauer mißbrauchen noch immer so schmählich den edlen Marmor, und der schmutzige Junge, der sich nicht waschen lassen will, wird in Paris bewundert, wie 1873 in Wien der heulende Bengel. Französische Broncefabrikanten zeigen mit Stolz Zinkbüsten und Zinkstatuetten, welche täuschend wie Terracotta aussehen. In Belgien hat man Tische erfunden, welche ganz und gar mit Plüsch von verschiedenen Farben überzogen sind, welcher in der Mitte der Platte nur Raum läßt für eine Faiencemalerei. Zerdrückte Schlafhauben, aufgerissene Briefcouverts, Kartenhäuser, Papiervögel und hundert ähnliche

Dinge werden aus Porzellan fabricirt. Eine Uhr ſtellt eine Weltkugel dar, welche von Broncewolken getragen wird und über der ein Amor ſchwebt. In der italieniſchen Abtheilung paradirt ein Kronleuchter aus Korbgeflecht. Und ſo könnte man Seiten lang Abgeſchmacktheiten namhaft machen, welche täglich und ſtündlich très-joli, very nice, reizend u. ſ. w. geſunden werden und ſo und ſo oft verkauft ſind. Für die ſogenannte Nationallotterie iſt faſt nur Mittelgut ausgewählt, und zwar iſt der Vorgang in der Regel der: ein ſpeculativer Ausſteller hat einen Gegenſtand, für welchen er auf keinen Käufer rechnet und der nicht viel koſtet, geſpendet, und zum Dank hat die Commiſſion ihm einen zweiten ähnlicher Beſchaffenheit abgenommen.

Allerdings können neben dieſen von Jedermann zu controllirenden Geſchäften die eigentlichen großen, nicht wahrnehmbar für das Publicum, hingehen, aber da allgemein verſichert wird, die franzöſiſchen Händler machen grundſätzlich keine Beſtellungen im Auslande, die Engländer nur dann, wenn der fremde Fabrikant darauf verzichtet, ſeine Firma zu nennen, und die übrigen Nationen ſeien nicht kaufluſtig, weil ſie ſich in gedrückten finanziellen Verhältniſſen befinden — ſo muß es doch wohl wahr ſein, daß die ungeheuren Auslagen für dieſe Schauſtellung von dem Einzelnen und von den fremden Staaten umſonſt gemacht worden ſeien. Lauter und allgemeiner als je erhebt ſich denn auch der Ruf, es dürfen ſich dergleichen Unternehmungen nicht ſo raſch folgen. Selbſt franzöſiſche Stimmen ſprechen nun davon, daß „vielleicht in zwanzig Jahren" wieder eine exposition universelle in Paris ſtattfinden könne. Allein dieſelbe Ueberzeugung iſt ja nach jeder großen Ausſtellung vorhanden geweſen und wieder vergeſſen worden, ſobald an irgend einem Ende der Welt ein neues Project ausgeheckt worden war.

Nach alledem ſieht heute die deutſche Regierung ihre Haltung in dieſer Frage völlig gerechtfertigt. Sie hat dem Lande große Summen erſpart, und die deutſche Induſtrie hat eben ſo viel Gelegenheit zu lernen und ſich anregen zu laſſen, wie irgend eine andere. Aber ſie wird dieſe Gelegenheit nicht benutzen, ſagte man früher, die Deutſchen werden nicht nach Paris gehen, da ihr Land auf dem Marsfelde fehlt. Nun iſt es Thatſache, daß namentlich der Spätſommer unendliche Schaaren aus Deutſchland hierher geführt hat, Leute aus allen Ständen. Und ſie können mit Vergnügen beobachten, wie die deutſche Malerei hier einen entſchiedenen Erfolg errungen hat. Man ſieht und hört namentlich häufig, wie ſehr ſich die Franzoſen durch das deutſche Sitten- und Familienbild, durch den harmloſen und gemüthlichen Realismus eines Knaus, Vautier, Defregger u. ſ. w. angeſprochen fühlen. Das ewige Einerlei von Gräueln und lüſternen Scenen in ihrer eigenen Malerei ſcheint ihnen endlich ſelbſt zum Ueberdruß zu werden.

Wenn wir von Lernen und Sichanregenlaſſen ſprechen, ſo ſcheint das

nicht zu der Behauptung zu ſtimmen, daß die Ausſtellung von 1878 nichts neues gebracht habe. Es iſt aber in der That mehr als eine merkwürdige Erſcheinung zu beobachten, welche ſich unſere Induſtrie nicht entgehen laſſen ſollte. Faſt überall äfft man jetzt die Aeußerlichkeiten der japaniſchen Kunſt nach, dieſe ſelbſt hingegen hat in Europa gewiſſe Stilgeſetze gelernt, welche ſie bisher gänzlich mißachtete, und ſie befolgt dieſelben ohne ihren nationalen Charakter aufzugeben. Diejenigen ſcheinen Recht zu behalten, welche prophezeihen, daß von Japan eine Concurrenz ausgehen werde, gegen die auch die franzöſiſche und engliſche Induſtrie ſich nicht werde halten können. Ein zweites iſt die in verſchiedenen Ländern auftretende Reaction gegen das architektoniſche und mit Schnitzwerk überladene Mobiliar, die Rückkehr zu einfachen Formen und einfachen Verhältniſſen.

Briefe von Karoline von Humboldt an den Grafen Schlabrendorf.

I.

Mitgetheilt von H. Wentzel.

1.

Erfurt den 3. Mai 1804.

Deinen Brief von den letzten Tagen des Septembers vorigen Jahres habe ich erſt wenige Tage vor meiner Abreiſe aus Rom empfangen, lieber Guſtav. Der Fremde der mir ihn bringen ſollte, iſt nicht nach Rom gekommen; durch einen ſeiner Bekannten erfuhren wir, daß er Briefe von Dir habe, wir ließen ihm ſchreiben u. endlich erhielten wir dann Deine Briefe, die wir beinahe ſchon aufgegeben hatten. Theodors Geſundheit hat meine Entfernung von Rom auf einige Monate unumgänglich nothwendig gemacht [1]), ich machte mit Humboldt den Plan die Monate meiner Abweſenheit zwiſchen Deutſchland u. Paris zu theilen und fing mit Deutſchland an, weil der Arzt der Theodors Leben gerettet hat, und der mich bis hierher gebracht, ſeiner eignen Verhältniſſe wegen die Seinigen wiederſehen mußte [2]). Aber ſeitdem ich nun hier bin, d. h. ſeit dem 6ten April plagt man mich dermaßen mit Nachrichten von der Schwierigkeit des Reiſens, in jetzigen politiſchen Umſtän-

1) Siehe Wilhelm von Humboldt an Goethe. Rom den 25. Februar 1804.

2) Der Arzt war Kohlrauſch aus Hannover, der Karoline auch wieder zurückbrachte. Ueber die gefährliche Erkrankung des zweiten (nach Wilhelms Tod älteſten) Sohnes Humboldts berichtet unter dem 17. September 1803 ausführlich Karoline an Charlotte von Schiller.

den, nach Frankreich, daß ich von dem unerträglichen Gedanken gepeinigt war, ich würde nicht hinkommen, weil es mir an einigen Formalitäten mangle. In dieser Angst vermochte ich Dir u. Sophien nicht zu schreiben. Endlich bekomme ich Briefe aus Mainz die mich beruhigen. Die Maasregeln, schreibt man mir, seien nur für Engländer genommen. Ich nehme den Weg über Mainz, u. reise den 3ten Junius ab. Ich zähle mir ein paar Ruhetage zu, weil ich guter Hoffnung bin[1]), u. denke den 15ten Junius in Paris zu sein. Caroline W.[olzogen] behauptet nun zwar, Du reistest im Junius von Paris ab, allein ich weiß ja wie alles Reisen sich verzieht. Doch sitze ich wie auf Kohlen hier u. reiste gern morgen, aber ich habe Papa versprochen bei meiner Ankunft, den Mai bei ihm zu bleiben. Sollte ich so unglücklich sein Dich zu verfehlen Gustav, oder zu kommen, wenn Du eben gehst? Ich kann das gar nicht ausdenken, ich, die ich nur komme um Dich wiederzusehen, die ich seit 3 Jahren keinen anderen Plan als den mache, sollte ich es grade so treffen? Ach, es ist nicht Freude, die ich bei Dir suche, ich bringe Dir auch keine, aber Du bist es, nach dem ich verlange, mit allen Deinen Eigenthümlichkeiten, die Sehnsucht, die Du mir im Herzen, in der tiefsten Seele gelassen hast, die kann mir nichts stillen als wieder Du selbst. Wo soll ich Dich je wiedersehen wenn es nicht in Paris ist? Wenn Du Dich einmal von allen Deinen Verbindungen dort losgemacht hast, so bleibst Du auch lange u. reisest vielleicht nicht wieder.

Ich bin so wenig wie Du geschickt meine Gedanken u. Empfindungen schriftlich auszudrücken. Darum eben muß ich Dich wiedersehen. Ich darf es mit der tiefsten Wahrheit sagen: ich brauche es, brauche den Genuß mein innigstes Verlangen darin zu befriedigen, um weiter fortzuleben. Ich habe Caroline u. Theodor bei mir, um dessen Leben ich in steter Besorgnis bin. Laß mir, wenn es Dich quält, durch Sophien ein Wort über Dein Bleiben schreiben.

---

1) Ich muß hier die Schwierigkeit betonen, diese Angabe mit dem Kalender in Uebereinstimmung zu bringen Wie Schlesier (Erinnerungen II. S. 61 ff.) berichtet, gebar Karoline am Anfange dieses Jahres ein Mädchen, Luise, welches bald nach der Geburt starb. Das nächste Kind, welches zur Welt kam und welches hier nur gemeint sein kann, war der im Jahre 1807 gestorbene Knabe Gustav. Schlesier und Urlichs (Charlotte von Schiller und ihre Freunde II. S. 104) setzen seine Geburt ins Spätjahr 1804; doch ist diese Annahme unmöglich; denn Karoline befand sich den übrigen Theil des Jahres auf Reisen und auf ihrer Rückfahrt nach Rom hatte sie nur die beiden Kinder, Karoline und Theodor, bei sich, die sie nach Deutschland mitgenommen hatte. Dazu kommt, daß sie selbst in dem Briefe vom 5. December 1807 als Geburtsjahr 1805 angiebt; ist diese Angabe richtig, so kann die Geburt des Knaben nur in das Spätjahr 1805 fallen und jene Hoffnung, von der hier Karoline schreibt, ist wahrscheinlich in Folge der Anstrengungen der Reise vereitelt worden.

2.

Lyon, den 1. Januar 1805.

Wir ſind vorgeſtern glücklich hier angekommen, mein geliebter Guſtav, allein ſehr ermüdet, denn die üblen Wege, die wir fanden, machten, daß wir beinah alle Nächte hindurch fahren mußten, um richtig einzutreffen. Die letzte Tagereiſe von Macon bis hierher machten wir zu Schiffe auf der Saone. Wir bleiben bis zum 4ten hier, denn ohnerachtet meiner Vorſicht hierher um Plätze ſchreiben zu laſſen können wir keine für uns alle früher bekommen. Die Kinder haben ſich gut unterwegens gehalten, Caroline lieb u. ſtill u. in ſich verſchloſſen hat ſich beſchäftigt Verſe zu machen, Theodor hat viel geſchlafen, u. die übrige Zeit ſich leidlich in die Umſtände geſchickt, die beiden Italiener die ſo barſch ausſahen, als wir einſtiegen, humaniſirten ſich nach u. nach. Der jüngere war ein Groß-Prior, der aeltere ein Kommandeur von dem Maltheſer-Orden. Wir haben nun den Mont-Cénis vor Augen, allein mir bangt nicht ſehr; die Schwierigkeiten u. Gefahren ſolcher Expeditionen vermindern ſich immer, je näher man kommt u. ich hoffe, es ſoll alles gut gehen. Ach wie viel, mein theuerſter Freund habe ich an Dich gedacht u. auch an Deine bevorſtehende Reiſe. Ich bitte Dich inſtändig, die kleinen Bequemlichkeiten nicht zu verſäumen, Du biſt lang nicht gereist, Du biſt nicht der Stärkſte u. Du reiſeſt nach Norden. Vergiß nicht über Deine Schuhe Socken anzuziehen, oder Dich eines Fußſacks zu bedienen u. kaufe Dir einen von den warmen Houpelanden [1]) die einen großen Kragen haben, der ganz über die Arme fällt. Du mußt um alles Dich hüten, den böſen Huſten wieder zu bekommen, den Du hatteſt, wie ich in Paris ankam. Innigſt bitte ich Dich, mir einige Zeilen nach Rom zu ſchreiben. Es wäre mir unausſprechlich traurig, gar nichts mehr von Dir zu hören, nicht einmal zu wiſſen wo Du wäreſt, Du haſt es mir verſprochen, mich nicht ganz ohne Nachricht Deines Ergehens zu laſſen u. ich rechne auf Dein Wort. Ich lege Dir ein Brieſchen für die B[ielfeld] [2]) ein u. bitte Dich es ihr nur durch die kleine Poſt zu kommen zu laſſen, Du verzeihſt mir, allein ich wollte ihr gern das Porto erſparen. — Ich habe nicht die Zeit gehabt, noch einmal bei Richenet [3]) vorzuſprechen, ich bitte Dich ihn deshalb in meinem Namen um Verzeihung zu bitten, u. ihm zu ſagen er möchte die kleinen Summen ſo wie ſie nach u. nach aus der P[obechheimſchen] Liquidation herkommen an

1) Houppelande, nach der ſchwediſchen Provinz Upland benannt, iſt ein weiter Reiſerock.

2) Sophie von Bielefeld, verehelichte Leuchſenring.

3) Compagnon von Humboldts Banquier Pobechheim.

Fould[1]) Faubourg Montmartre Rue Bergère Nro. 1004 gegen Quittung abgeben. Humboldt wird Richenet gewiß selbst schreiben, nachdem ich mit ihm gesprochen haben werde. Wenn ich Dich nicht beschwerde, so bäte ich Dich einige Erkundigungen über die neuen Lampen einzuziehen, u., wenn Du sie gut befindest, mir 2 zu kaufen nebst den Kugeln, allein mehr wie 60 bis 70 Livres für eine möchte ich nicht daran wenden, besonders da der Erfolg wegen der Qualität des Brennöls in Rom noch ungewiß ist. Ich bäte Dich, mir sie durch Alexander[2]) zu schicken und Dir von ihm die Auslagen ersetzen zu lassen, ich schreibe Alexandern u. bitte ihn auch darum sie mir mitzubringen. Sie wären mir von einer großen Hülfe u. Brauchbarkeit in Rom. Ich bleibe jetzt recht lange ohne Nachricht von dorther u. sehne mich darum sehr nach Mailand wo ich Briefe zu finden hoffe. Ich werde Dir auf gut Glück, ob der Brief Dich noch treffe oder nicht, einige Zeilen aus Mailand schreiben; ach, wenn ich die Hoffnung, daß Du uns in einem Jahre in Italien aufsuchen würdest, meinem guten Humboldt mitbringen könnte. Da Du einmal nicht jetzt in P[aris] bleiben kannst, so möchte ich, Du wärest schon fort; denn das Loseisen ist fürchterlich. Du hast einige Briefe von H[umboldt] u. die Abschrift[3]) von Sikler behalten; letztere bitte ich Dich Alexander mitzugeben, die H[umboldt] Briefe aber versiegelt Siklern[4]). Ich schreibe ihm u. werde ihm sagen, er möge bei Dir vorsprechen. Alexander muß man nichts anvertrauen, was er nicht lesen soll; er macht alle Briefe auf. — Wir haben hier das nebligste Wetter, man sieht nicht drei Schritte vor sich, wir hoffen auf besseres morgen, um die Lage von Lyon zu sehen, die ausgezeichnet schön sein muß. Die Verwüstungen in der Stadt, auf den Plätzen ist (sic) unglaublich.

Adieu lieber Gustav. Ich schreibe Dir in einer . . . .[5]) Stube, unter allem Kindergeschwätz. K.[ohlrausch] empfiehlt sich Deinem Andenken. Caroline und Theodor umarmen Dich mit mir. Wir sprechen immer von Dir u. unser aller innigster Wunsch wäre erfüllt, wenn Du mit uns lebtest.

---

1) Fould, Banquier in Paris, der Vater des Finanzministers unter Napoleon III., Achille Fould.

2) Alexander von Humboldt war, nachdem kurz vorher ein Gerücht seinen Tod gemeldet, von seiner großen amerikanischen Reise am 3. August 1804 wohlbehalten im Hafen von Bordeaux gelandet und alsbald nach Paris geeilt, wo er mit seiner Schwägerin zusammentraf und mit ihr einen regen Verkehr bis zu ihrer Abreise unterhielt. Bald folgte er ihr nach Rom, wo er am 5. Juni 1805 anlangte.

3) Einer Aristophanesübersetzung.

4) Erzieher der Kinder Humboldts, gestorben 1836 als Gymnasialdirector in Hildburghausen, bekannt als Archäolog (Urlichs).

5) Unleserlich.

Noch Eins. Du wollteſt mir u. Humboldt den Entwurf der Stiftung[1]) die Du machen willſt mittheilen. Willſt Du ihn nicht A.[lexandern] oder Siklern mitgeben? Lebe wohl u. denke mit Liebe Deiner Caroline.

3.

Den 16. Januar 1805.
eine Stunde vor Parma.

Ich ſchreibe Dir hier, mein lieber Guſtav, in einer elenden Kneipe, wo wir ſeit gern Nachmittag ſind u. auf die Ueberfahrt über den Taro[2]) warten. Wir ſind eine Stunde vor Parma, u. können nicht hin, weil ein unmäßiger Schnee u. Regen, der vorgeſtern gefallen iſt, den Strom ſo angeſchwellt hat, daß er die Schiffbrücke mitgenommen hat. Bei ſolchen Gelegenheiten iſt nichts ſo nützlich wie Geduld, u. ich liege ganz ſtill im Bette, habe den Theter[3]) neben mir, u. die übrigen ſitzen um's Feuer u. kochen ſich Eier mit Parmeſankäſe. Dies iſt der erſte kleine Unfall auf unſerer Reiſe. Ich hoffe, Du haſt meinen Brief aus Lyon bekommen. Seitdem hatten wir, vorgeſtern ausgenommen, das ſchönſte Wetter. Der Weg von Lyon bis Turin, den man in fünf Tagen macht, gehört zu den ſchönſten, aber auch zu den gefährlichſten, die man machen kann. Die Savoiſchen Gebirge ſind alles was man reizendes u. imponirendes denken kann. Die Straße läuft beinahe ununterbrochen an der hohen Seite des Gebirges, der Abgrund, den man neben ſich ſieht, iſt oft unabſehlich, u. der Waldſtrom, der ſich drinnen ergießt, donnernd. Er bildet zwei der ſchönſten Waſſerfälle, die ich je geſehen habe. So, in dieſer großen ungeheuer wilden Natur, läuft der Weg bis Lanslebourg[4]), wo man über den Cénis geht. Uns blieb keine Wahl über die Art des Uebergangs; denn das Glatteis war ſo ſtark, daß kein Träger tragen wollte. Wir ließen uns alſo ramassiren[5]), wie ſie es nennen. Es iſt eine Art Schlitten, wie man ſie Pickſchlitten bei uns nennt. Man ſpannt einen ſtarken Mauleſel vor, u. ſo lange es aufwärts geht arbeitet einen dieſer hinauf, der Führer geht treibend neben her. Wenn man auf der Höhe des Cénis iſt, wenigſtens auf der, auf der man übergeht, findet man eine ſchöne Plaine; der Führer ſetzt ſich einem zu Füßen auf den Schlitten u. man gleitet neben dem See, den man auf der Höhe findet, mit Schnelligkeit hin. Die Hinunterfahrt iſt

1) Gemeint ſcheint die in einem Entwurfe aus dem Jahre 1785 bei Niemeyer, Beobachtungen auf einer Deportationsreiſe durch Frankreich, II. S. 548 vorliegende Schulſtiftung zu ſein, die auch nach ſeinem Tode, wenngleich in anderer Geſtalt, durch Errichtung eines Lehrerſeminars zu Steinau in Niederſchleſien ins Leben trat.

2) Südlicher Nebenfluß des Po.

3) Theodor.

4) Lans le Bourg, Flecken am M. Cénis.

5) Von ramasse, Bergſchlitten.

fürchterlich, u. für mich war sie es doppelt, einmal weil ich die schrecklichste Angst für Carolinen ausstand, die allein in einem Schlitten saß, u. ich mich des Gedankens nicht erwehren konnte, daß sie sich so vor dem Anblick der wirklich großen Gefahr entsetzen, daß sie alle Besinnung verlieren könnte, dann aber auch, weil mein Schlitten von einem hinter mir kommenden gefaßt, umgedreht, aus den Händen meines Führers gerissen u. auf dem Rande des Abgrunds hinuntergerissen wurde, so daß ich nur durch eine Art Wunder durch einen Stein, an dem mein Schlitten anschlug, aufgehalten u. verhindert wurde in das [Unleserlich] zu fallen. Noch vor dem gänzlichen Hinuntergelangtsein wurde ich indeß um meine geliebte Caroline beruhigt. Sie saß wie ein Engel voll Unschuld u. Ruhe in ihrem kleinen Schlitten. „Der Führer," sagte sie mir, „hat mir gesagt, ich sollte mich nicht ängstigen, u. ich fürchte mich gar nicht." Theodor saß neben der Valois [?] (weil sie beide leicht sind hatte man sie zusammen genommen) u. amüsirte sich göttlich über die pfeilschnelle Fahrt. Keinen von uns andern hatte man anders als einzeln hinunterfahren wollen, weil wir schwer u. gewichtig sind u. natürlich die Schnelligkeit durch die Last zunimmt. Das Maulthier wird hinten angespannt, damit es etwas zum Aufhalten diene, der Führer sitzt oder läuft mit dem Schlitten je nachdem die schnellen Wendungen u. der Weg es ihm erlauben. Der gute Kohlrausch war wie ohnmächtig als wir in Novalese ankamen, von dem Gedanken ergriffen, was aus ihm werden sollte, wenn er uns nicht alle unbeschädigt dem guten Humboldt zurück brächte. Wir sind es indeß alle, aber in sich hat ein Jeder sich versprochen, diesen Weg im Winter mit Kindern nie wieder zu machen. Nur auf der italienischen Seite ist der Weg so furchtbar, auf der französischen wäre es ein Spaß hinunterzufahren. Turin ist die schönste Stadt die man sehen kann. Wir fuhren mit dem Courier in 24 Stunden bis Mailand u. blieben dort drei Tage. Wir trafen mit der Fr. v. Stael zusammen u. sie folgt mir um wenige Tage nach Rom [1]). Sie können denken wie angenehm es ihr war jemand zu sehen der aus der Hauptstadt kommt. In Mailand verbreitete sich eben die große Nachricht des neu sich gestaltenden Koenigreichs [2]) u. alle Menschen waren in der größten Spannung. Wir lebten die drei Tage viel mit Moscati [3]) u.

1) Goethe schreibt aus Weimar Ende Juli 1804 an Wilhelm Humboldt: „Das Project der Frau von Stael, einen Theil des Sommers hier zuzubringen, ist durch den Tod ihres Vaters (Necker starb in Coppet den 9. April) vereitelt worden. Sie hat [A. W.] Schlegeln von Berlin mitgenommen, sie sind zusammen in Coppet und werden wohl gegen den Winter nach Italien kommen." Frau von Staël verweilte bis Anfang Juni in Rom.

2) Die Umwandlung der italienischen Republik in eine erbliche Monarchie.

3) Graf Moscati (1736—1824), italienischer Staatsmann, gehörte zu den Mit-

Monti[8]) u. einem gewiſſen Cigognara der ein Menſch von Character iſt. Man ſetirte u. ſchmeichelte mir ſehr; denn alle Menſchen ſind der feſten Ueberzeugung, daß Humboldt Geſchäftsträger des Königs in Mailand wird. Ich ſah auch die Familie, der ich Briefe u. allerlei Sachen mitbrachte. Ich konnte es nicht evitiren. Die Frau iſt wirklich ausnehmend ſchön. Man ſprach auf eine verbindliche Art von dem baldigen Wiederſehen in Rom u. ohne Menſchen oder Verhälniſſe zu deutlich zu nennen berührte man ſie genug um die höchſte Unzufriedenheit ahnen zu laſſen. — Dieſe habe ich überall gefunden. Sobald ich in Parma ſein werde hoffe ich in 12 Tagen in Rom über Ancona zu ſein. Ach wüßte ich doch wo Du biſt u. fände ich in Rom ein Wort von Deiner lieben Hand. Denke ſelbſt, wie traurig es iſt von dem den man über alles liebt nichts mehr zu hören. Lebewohl. Wir hoffen über den Taro in zwei Stunden zu gehen. Die Kinder u. K[ohlrausch] grüßen u. wir ſind alle wohl. Adieu. Ewig Deine Caroline.

4.

Rom, den 28ſten Februar 1805.

Ich habe Dir noch nicht geſchrieben, liebſter Guſtav, weil ich unentſchloſſen war, wohin ich meinen Brief zu ſenden hätte u. von einem Tage zum andern hoffte aus Paris oder Deutſchland ein Lebenszeichen zu empfangen. Geſtern kam der erſte Brief von Alexander, ſeit meiner Ankunft, hier an, u. er erwähnt Deiner darinnen mit keinem Worte. Von Siſkern, der mir zu ſchreiben verſprochen, u. der die Berichtigung einiger kleinen Geſchäfte für mich in Paris übernommen hatte, höre ich auch nichts, er hat Dir meinen letzten Brief von der Reiſe bringen ſollen, u. ich hoffte, er würde mir etwas von Dir ſchreiben. So wird mir die Hoffnung wenigſtens auf eine indirecte Weiſe etwas über Dich zu vernehmen fern und ferner. Ich mag Dir nicht ſagen, wie weh mir dieſes gänzliche Verſtummen thut, Du mußt es fühlen.

Wenn Du je meine innige Anhänglichkeit an Dich empfunden haſt, mein innerſtes beſtes Leben in der Nähe u. den freien Genuß Deines theuren Weſens, ſo mußt Du auch wiſſen, wie ſchmerzlich es iſt, nun keinen Laut mehr von Dir zu hören. Wer Stunden u. beinah Tage möchte ich ſagen, mit Dir hingelebt hat wie ich, der kann ſich einmal an dies gänzliche Schweigen nicht mehr gewöhnen. Dazu macht Deine Geſundheit mir oft viel Sorge, u.

---

gliedern der Staatsconſulta der italieniſchen Republik, welche im März 1805 dem Kaiſer Napoleon die Königskrone anboten.

8) Vincento Monti (1754—1827), italieniſcher Dichter, nach der Krönung Napoleons Hiſtoriograph des Königreichs Italien.

vor allem Deine lieben Augen, die ich tausendmal in Gedanken küsse. — Ich schreibe Dir heute auf gut Glück, weil es mir ein wahres Bedürfniß ist Dir zu sagen, wie es uns geht u. schicke meinen Brief nach Paris, weil ich vermuthe, Alexander hätte es doch wohl erwähnt, wenn Du abgereist wärest. Auf unserer Reise habe ich Dir zweimal geschrieben, einmal aus Lyon u. einmal aus einem einzelnen Hause einige Stunden vor Parma. Der letzte Theil unserer Reise ist eben so glücklich als der erste gewesen, wir sind den 29sten Januar ohne allen Unfall hier angekommen u. der Umweg, den wir genöthigt gewesen sind zu machen, um Toskana nicht zu berühren, hat uns Gelegenheit gegeben, ein wunderschönes Land zu sehen. Die ganze Mark Ankona, die sich längs dem Adriatischen Meere hinstreckt, ist durch ihre Lokalität, ihre Bevölkerung u. Industrie eines der reizendsten Länder, u. der Uebergang über die Apenninen, der zwischen Bologna und Florenz nur rauh ist, ohne groß zu sein, ist dort außerordentlich schön u. imposant. Hier kam mir Humboldt 2 Stunden vor der Stadt entgegen, u. brachte mir die lieben kleinen lieblichen Mädchen. Adelheid ist für ein Kind von noch nicht fünf Jahren außerordentlich groß und stark. Ihre großen Augen, die Beweglichkeit u. der unbeschreiblich kluge Ausdruck ihres Gesichts machen sie hübsch, obgleich sie es eigentlich nicht durch ihre Züge ist. Dazu hat sie den lieblichsten Körperbau, allerliebste Arme, Hände u. Füsse u. alle ihre Bewegungen haben die natürlichste Grazie, die ich je gesehen habe. Die kleine Gabriele ist aber so klein als die Schwester groß ist, sie ist nicht höher wie eine große Puppe, dabei aber jetzt kerngesund u. eben so dick wie sie lang ist. Ihr Gesicht ist regelmäßig schön u. hat einen himmlischen Ausdruck von Sanftmuth u. Fröhlichkeit, ihr ganzes Körperchen ist die Miniatur eines schönen Mädchenkörpers. Sie ist durch meine lange Abwesenheit gewohnt worden, die Schwester wie eine kleine Mutter anzusehen. Sie flüchtet sich in ihre Arme u. schließt sich an sie, wenn sie von dem stürmischen Bruder irgend ein kleines Unrecht glaubt erlitten zu haben, sie klagt ihr ihre Schmerzen wenn sie gefallen ist, u. es ist ein rührender Anblick die beiden Kinder so zusammen zu sehen. Beide sprechen nichts wie italienisch, u. wenn man es mit Adelheid durchsetzen will deutsch zu reden — denn sie versteht es noch, erwiedert aber nie ein Wort — so schreit sie gleich: „non capisco, non mi dite di quelle brutte panolazze. Nach und nach, hoffe ich, soll das Deutsche doch wiederkommen; denn wir sprechen es natürlich unter uns immer. Humboldt konnte sich nicht genug über Carolinens Größe und Theodors Aussehn wundern. Bis jetzt ist unser aller Gesundheit gut. Der Himmel helfe nur für die Kinder im Sommer. Wir sind noch unentschlossen, was wir thun, ob wir hier bleiben oder ob wir einen Aufenthalt auf dem Lande wählen. Alexanders Herkommen verzieht sich gewaltig. Er kann mit den 8 u. 10 Tagen, die er

unterwegens hier u. da zu bleiben gedenkt, nicht vor dem April hier sein. Nach Berlin kann er also auch erst im Herbst u. dort thut er sich gewiß dadurch Schaden, was ihm am Ende doch nicht gleichgültig ist. Humboldt habe ich sehr lieb u. gut wieder gefunden. Er hat die Kleinen mit einer Sorgsamkeit gepflegt u. bewacht, die ihn allein dem Herzen einer Mutter theuer machen müßte. Unsere Abwesenheit hat er tiefer empfunden als ich es je geglaubt hätte. Für mich hat er in hundert kleinen Details des Hauswesens die liebenswürdigste Aufmerksamkeit gehabt. Er hat mir das Haus weit bequemer einrichten u. mir ein Bad zurecht machen lassen, welches ein großes Bedürfnis für mich, u. hier um so angenehmer ist, da es nur ein einziges u. schlechtes öffentliches Bad giebt. Er ist dabei auch fleißig in seinen Arbeiten gewesen u. hat den ganzen Agamemnon metrisch übersetzt, die Reise nach Biscaya beendigt und noch manches andere gemacht. Er grüßt Dich herzlich u. dankt Dir sehr für die freundlichen Zeilen, die Du Alexanders Brief am Tage meiner Abreise beigefügt hast u. bittet Dich, falls Dir dieser Brief noch in Paris zu Händen kommt u. falls Du beim Aufräumen Deiner Papiere ein paar Scenen aus dem Aristophanes wiederfinden solltest, die er Dir ehemals geliehen, sie Siklern zu geben, damit dieser sie ihm gelegentlich zurückbringe. — In einem Briefe von meinem Vater, den ich kürzlich bekommen, fand ich folgende Stelle die ich Dir wörtlich abschreibe. „Noch ist Graf Schlaberndorf nicht hier angekommen, für mich würde seine Anherokunft ein wahres Fest sein; u. es wartet auch hier ein nicht unbedeutendes Geldgeschäft auf ihn, da ihm ein schuldiges Kapital von 7500 Thlr. gezahlt werden soll, das seinem Geschäftsträger nicht hat ausgezahlt werden können, weil niemand weiß, wo er die Obligation gelassen hat." — Und in einem Briefe von Karolinen steht folgendes „Sagte Gustav Dir nichts von einem Project seine schlesischen Güter an Graf Stollberg gegen dessen Besitzungen in den Rheindepartements zu vertauschen? Hr. Oelsner[1]) soll in das noble Project gemischt sein. Wenn Gustav in die Falle geht, so ist er verloren; denn wenn man seinem Vermögen beikommen könnte, würde man leicht Motive finden, ihn nach einem fernen Lande wandern zu lassen." Ich schreibe Dir diese beiden Stellen ab, mein liebster Freund, nicht eben weil ich glaube daß sie Dir wichtig wären, aber weil es doch auch nichts schaden kann. — O laß mich mit einem Wort erfahren wo Du bist, mein über alles theures Wesen, u. wie es Deinem Auge geht. Laß mich an irgend einer Aussicht unserer Wiedervereinigung mich erfreuen u. nur zuweilen einen Laut Deines Herzens zu mir herüberkommen. Du hast es mir versprochen.

1) Oelsner, preußischer Legationsrath, starb 1828, der langjährige Freund Schlabrendorfs und Varnhagens.

Könnte ich Dich hier haben! Wie könnte ich in einer still freundlichen häuslichen Existenz den Abend Deines Lebens erheitern — wie könnte ich als fleißige Familien u. Hausmutter Dir noch lieber werden als ich es bin, u. Dein reiches, überreiches Wesen auf freundlichen u. tief eingreifenden Gegenständen ausruhen und zugleich auf's Neue aufblühen sehen.

Ich höre hier auf, um die Post nicht zu versäumen. Tausend Grüße von Li [1]) u. Theodor u. Kohlrausch.

5.

Rom den 5. December 1807.

Du hast mir seit Jahren nicht geschrieben, mein theurer Gustav, und ich sollte eigentlich nicht mehr hoffen, in Deinem Andenken zu leben, u. doch habe ich den festen Glauben, daß Du nie aufhören kannst, mir gut zu sein u. daß Du weißt, wie innig ich Dich liebe. Ach, Gustav, ich bin sehr unglücklich. Das einzige Glück was mir in diesen trüben Jahren ward, ist mir auch wieder entrissen, und auf das Schmerzlichste. Der Knabe, mit dem ich im Jahr 1805 niederkam, u. dem ich in Andenken an Dich, dessen Name und Bild mir unauslöschlich in der Seele sind, Deinen Namen beigelegt hatte, ist mir durch den unerwartetsten Tod wieder entrissen. Er war groß und stark u. in einem wunderbaren Grade verständig, er hatte ohne alle Mühe gezahnt und es fehlten ihm nur noch zwei Zähne, um mit den ersten Kinderzähnen fertig zu sein und an diesen zwei Zähnen, den letzten, mußte er sterben, ach und in den furchtbarsten Convulsionen. Sein Leben verlöschte nicht wie das meiner holden Luise nach wenigen Stunden Leiden — sein Todeskampf war fürchterlich und dauerte viele Tage. Er war zu dem längsten Leben bestimmt, und ich habe das alles mit ihm ausgehalten, wie Du wohl denken kannst. Wer könnte sein Geliebtestes verlassen in solchen Momenten. Ach, aber wie es um mich aussieht, mag ich Dir nicht beschreiben, Du weißt es. Im Innern so zerrissen, nach außen hin alles so dunkel! Was gäb ich nicht, o Gustav, um einige Stunden stiller Unterredung mit Dir. Du bist der menschlichste und edelste Mensch, den ich kenne. O wenn es Dir wohl thut zu denken, daß Du einem guten Geschöpfe Trost giebst und es recht eigentlich aufrichtest, so schreibe mir einige Zeilen, damit ich mich wieder ganz zu Dir finden und Dir aus meinem Innersten . . . . [2]) kann.

Ich grüße Dich in Humboldts und Kohl[rausch] Namen und von Theodor und Caroline. Alles liebt Dich. Wir sind alle recht unglücklich; wir reden oft von Dir. Werde ich wohl noch je Dich wiedersehn? Lebe wohl, sage nur ein Wort.

1) Der kleinen Karoline.
2) Abgerissen.

6.

[Rom] den 4. December. [1809.]

Wie ſüß hat mich Dein Brief überraſcht, mein theurer geliebter Freund. Nein, ich habe Dein Schweigen nie auf Vergeſſenheit gedeutet; in meinem Herzen iſt eine Stimme, die mir ſagt, daß Du mich nie vergeſſen kannſt, es hat mich nur wohl zuweilen geſchmerzt, ohne ein ſichtbar Zeichen Deines Lebens zu ſein, u. ich ſage Dir den innigſten Dank dafür, daß Du es mir gegeben haſt. Du giebſt mir einige Hoffnung, Dich in Deutſchland zu ſehen, wenn Du Dich entſchließen kannſt nach Schleſien zu gehen, u. ich in B[erlin] bin, ſo kann es nur von Deinem Wink u. Deiner Erlaubniß abhängen, daß ich Dich ſehe, u. ein paar Wochen Deiner ungeſtörten Nähe auf Deinem Gute[1]) oder wo Du ſonſt willſt genieße. Ich ſehne mich immer mit derſelben Innigkeit nach Deinem Anblick, den mir alles Tiefſte meiner Empfindung rege und lebendig erhält, u. wenn Du nicht nach Schleſien kommſt u. ich bin einmal in B[erlin] ſo gebe ich gar nicht auf Dich ganz eigen in P[aris] aufzuſuchen, u. ein paar Monate Dir nahe zu leben. Meine Reiſe nach Deutſchland iſt projectirt, aber noch gar nicht entſchieden[2]) u. das beſonders weil H[umboldt's] Lage u. Dienſtverhältnis noch nicht ſo ſolide u. beſtimmt u. unabänderlich ſind als ſie ſcheinen. Wir möchten es auch umgehen uns vielleicht wieder auf's Neue 2 mal zu etabliren; denn ſo einfach wir auch zu leben gewohnt ſind, ſo koſtet es doch viel mit einer ſo zahlreichen Familie, wie die unſrige u. unſer Vermögen hat ſo durch die Zeitumſtände gelitten, daß wir gar nichts zu leben gehabt hätten, wenn H[umboldt] nicht gedient hätte; denn ſein ganzes Vermögen iſt in Polen placirt u. ſeit langer Zeit bekommt er von dort keine Zinſen u. ſelbſt das Kapital iſt bedroht. Tegel iſt ein unbedeutendes Gut u. hat ſeit dem Kriege mehr gekoſtet als eingebracht, auch nicht verkauft werden können u. mein Vater hat uns keine Unterſtützung geben können, im Gegentheil H[umboldt] hat ihm noch Geld geſchickt, um die Contributionen leiſten zu können. Jetzt ſind die Verhältniſſe in B[erlin] ſo, daß H[umboldt] noch nicht weiß, ob er bleiben wird oder nicht, oder ob er ſich wieder auswärtig verſchicken laſſen wird. Nähme er ſeinen Abſchied, ſo zögen wir ruhig auf's Land. Ich laſſe ihm darin ganz freien Willen; denn an einem äußern Titel liegt mir gar nichts, u. um alles möchte ich nicht, daß er ſich in Verhältniſſe ſchmiegte, die dem inneren Gefühle von Ehre u. Recht u. Pflicht nicht entſprechend wären.

1) Kolzig in Niederſchleſien.

2) Frau von Humboldt verließ erſt im Herbſt 1810 Rom und begab ſich direct nach Wien, wo ſie mit Humboldt zuſammentraf, der durch Cabinetsordre vom 14. Juni zum außerordentlichen Geſandten in Wien ernannt worden war.

H[umboldt] hat in allem dieſem einen ſchönen, klaren Blick, den ich ihm wahrlich nie trüben werde. Früher als zum April oder Mai hätte ich übrigens Rom nicht verlaſſen können; denn erſt im Februar 808 (?)[1]) entſchied es ſich daß H[umboldt] nicht hierher mitkommen würde; in den letzten Tagen Aprils kam ich nieder[2]), u. meine Geſundheit hatte ſo in meiner Schwangerſchaft gelitten, daß ich Ruhe u. Erholung bedurfte, die ich mir in der Stille des Landlebens geſucht habe. Denn wer einmal die heißen Monate auf dem Lande zugebracht hat, ſo fürchtet man hier zu Lande ſehr in die Stadt zurück zu kommen, ehe ſich die Luft durch häufigen Regen gereinigt hat u. ich habe auf eine ſehr eruſte Art hier das Klima reſpectiren lernen; da ich nun erſt im October zurück kam, ſo konnte ich unmöglich mein ganzes Hausweſen aufgeben u. mich auch noch auf den Weg machen u. durch die Schweiz nach Hauſe reiſen. Dieſe Urſachen u. Humboldt's ſchwebende Lage in B[erlin] haben alle Veränderungen in der meinigen bis zum Frühjahr ausſetzen machen. Außerdem aber geſtehe ich Dir, daß ich mit bitterm Schmerz von hier ſcheide, denn Du, Du weißt es wie Leiden, wie zu Grunde gegangene Hoffnungen an den Boden binden auf dem ſie aufblühten oder ſchöner ſich entfalteten. Hier liegen meine beiden ſchönen Knaben Wilhelm u. Guſtav u. die Hälfte meines Herzens u. meines Daſeins bleibt hier. — Alex. R[ennenkampff][3]) hat Dir viel von meinen Kindern erzählt, ja laß Dir ſagen, wie hold Adelheid, Dein Pathchen, u. Gabrielle iſt, die Du nie geſehen. Caroline iſt größer u. ſtärker, ungefähr geblieben wie ſie als Kind war, u. wird ſich erſt ſpäter entwickeln. Adelheid ſieht mir von Geſicht unendlich ähnlich, hat aber den Vorzug einer ſchönen Geſtalt u. verſpricht ſehr groß und ſchlank zu werden, ohne es deshalb an weiblicher Fülle mangeln zu laſſen. Gabrielle iſt wohl die hübſcheſte als Kind — noch zu unentwickelt um zu behaupten, ob ſie es bleiben wird, kindiſch eigenſinniger als Adelheid, die die Sanftmuth ſelbſt iſt, bei unendlicher Lebhaftigkeit, aber gracieuſe in allem was ſie ſagt und thut, daß man ihr gut ſein muß. Wenn ich nach Paris komme, bringe ich ſie Beide mit. Meine Geſundheit hatte nach dem Tode Guſtav's durch den allerzerreißendſten Schmerz gelitten, u. meine dar-

1) Da Humboldt erſt Mitte October 1808 Italien verließ, ſo muß offenbar das folgende Jahr gemeint ſein, bei deſſen Beginn (6. Januar) er in Erfurt die Berufung erhielt, die Stelle eines Directors der Section für den Cultus und öffentlichen Unterricht im Miniſterium des Innern zu übernehmen. Siehe Haym, Wilhelm von Humboldt, S. 254.

2) Den 23. April 1809.

3) Alexander Baron von Rennenkampf, geboren 1783 in Liefland, ſpäter Viceoberhofmeiſter der Großherzogin von Oldenburg, mit Alexander von Humboldt eng befreundet. Siehe Alexander von Humboldt. Ein biographiſches Denkmal von Dr. Herm. Klencke. 1876. S. 279.

auf folgende Schwangerschaft war mit vielen Unbequemlichkeiten verbunden, meine Niederkunft schwer u. nicht ohne Gefahr, allein seitdem erhole ich mich sehr — im Sommer litt ich noch viel an Migrainen, allein seitdem die Hitze vorüber ist, nimmt mein Aussehen u. mein inneres Gefühl an Gesundheit u. Stärke täglich wieder zu. Mein kleiner Junge heißt Herrmann u. ist ungemein stark u. gesund. Möge ein freundliches Schicksal mir ihn lassen. Von Theodor[1]) habe ich die besten Nachrichten, obgleich er selbst mir seit 4 Monaten nicht schreibt. Er ist in einer Familie, in der alles, was Anlage zu Charakter in ihm ist, genährt und unterstützt wird, u. er hat davon viel von der Natur bekommen. Ich hoffe noch immer, er soll einmal den guten Hoffnungen entsprechen die Du über ihn hattest. Rennenkampf kann Dir am besten von unserm römischen Leben im Innern u. Aeußern erzählen; denn er war über ein Jahr lang hier, und von Jugend auf gewohnt in einer zahlreichen Familie zu leben, fühlte er sich nun recht zufrieden im Kreise der unseren. Er trägt unter einem crassen und beinahe kalten Wesen ein liebebedürfend innig Herz u. hat wenig oder keine Zwischen-Grade zwischen Liebe u. Gleichgültigkeit. — Die Leuchsenring hat mir seit Jahren nicht mehr geschrieben — ich habe immer Rennenkampf bitten wollen, sie einmal für mich zu besuchen, u. mir von den Kindern zu erzählen. Lebt der Mann noch?[2]) — Ich fürchte mich, daß ich es grade heraus sage vor Deutschland u. diesem überhand genommenen Mysticismus. Hier wird in Stille, u. umgeben von der ernstesten u. schönsten Natur, die Seele, selbst im Schmerz klar, wie der Himmel, der einen umfließt, u. ich kann nichts lieben als das was ich empfinden u. begreifen u. mir aneignen kann. — Burgsd[orf][3]) schreibt mir zuweilen und schreibt ungemein glücklich. Mein Schwager Alex. schreibt mir nur selten.

Ich wurde letztens unterbrochen u. seitdem durch die Unruhe, in der ich um das Leben meines Vaters war, abgehalten fortzufahren. Den 6ten Dez. erhielt ich die Nachricht seiner gefährlichen Krankheit u. heut die seines Hinscheidens. Es ist ein bittrer Hohn vom Schicksal ihn mir zu nehmen 5 Monate vorher, ehe ich hätte bei ihm sein können, u. ihn noch einmal umarmen. — Ich schreibe Dir bald wieder, ich wollte nur diese Zeilen nicht länger liegen lassen. Denke meiner mit Liebe. Ewig Deine Li.

1) Humboldt hatte ihn nach Deutschland mitgenommen und ihn in eine pestalozzische Anstalt gegeben.

2) Er starb in Paris zu Anfang des Februars 1827, in einem Alter von mehr als achtzig Jahren. Zwei Jahre früher war Elise gestorben. Siehe Varnhagen, Vermischte Schriften II. S. 49. 51.

3) Wilhelm von Burgsdorf, ein alter Freund Humboldts, mit dem er den Winter 1796 in Jena zugebracht hatte. Siehe Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe Nr. 250 und seine kurze Charakteristik in Varnhagens vermischte Schriften I. S. 324—327.

Die Synode der Reformirten in Niedersachsen.

Von J. Brandes.

In den Tagen vom 18. bis 22. August dieses Jahres hat zu Göttingen eine kirchliche Versammlung stattgefunden, welche vielleicht doch einige Beachtung verdient, wenn auch der Kreis, den sie repräsentirt, kein großer ist. Es ist dies die Synode des Verbandes reformirter Kirchen in Niedersachsen, welche nach einem feststehenden Umlaufe in diesem Jahre in der Stadt der Georgia Augusta zusammen getreten ist, und schon die eigenthümliche Verfassungsgestalt, welcher sich dieser Verband erfreut, ist von Interesse, jedenfalls auch schon deshalb, weil sie die einzige ihrer Art im deutschen Reiche ist. Der Verband, um das zunächst zu erwähnen, ist nicht durch Territorialgrenzen abgeschlossen, da nicht blos reformirte Gemeinden in der Provinz Hannover, sondern auch die im Herzogthum Braunschweig und im Fürstenthum Schaumburg-Lippe zu demselben gehören, und die Kirchenordnung, wie sie nun schon seit nahe an zweihundert Jahren in rechtlicher Uebung gewesen ist, stellt die reine Synodalverfassung dar, wie dieselbe auf der Grundlage der presbyterialen Gemeindeordnung sich auferbaut. Diese kirchliche Gemeinschaft hat kein landesherrliches Consistorium, das von oben herab die Verwaltung zu führen hätte, vielmehr ruht die Kirchengewalt, wie es in dem Verfassungsstatute ausdrücklich heißt, in den Händen der Presbyterien und Synoden, und die Staatsregierung ist bei den Zusammenkünften der Synoden nur durch einen landesherrlichen Commissar vertreten, der wohl Sitz, keineswegs aber eine mitbeschließende Stimme auf denselben hat, so daß dort denn freilich wohl Alles unter den Augen des Staates geschieht und dieser im Stande ist, in jedem Augenblicke sein Veto einzulegen, sobald seine Interessen durch die Beschlüsse der Synoden verletzt werden sollten, aber daß die Kirche in Hinsicht auf die Verwaltung ihrer eigenen Angelegenheiten denn auch dasjenige Maß von Freiheit genießt, das sie ihrer Natur nach für sich in Anspruch nehmen darf. Zu verdanken aber hat diese Kirchengemeinschaft diese ihre eigenthümliche Gestaltung dem Umstande, daß es ursprünglich französische Gemeinden waren, welche in Folge der Bedrängungen durch Ludwig XIV. ihr Vaterland verlassen und in diesen nordwestdeutschen Ländern eine Zufluchtstätte gefunden hatten und denen damals verstattet worden war, nach der aus Frankreich mitgebrachten Ordnung auch in der neuen Heimath ihr Kirchenwesen einzurichten. Bis zum Jahre 1839, wo der Verband eine neue Kirchenordnung, freilich durchaus nach den Grundsätzen der alten, aufgerichtet hat, galt auch für diese Kirchen die Discipline écclesiastique der französischen Re-

formirten als die zurecht bestehende und durch die verschiedenen Landesherrschaften bestätigte Ordnung ihres kirchlichen Lebens, wie denn dieselbe auch im Jahre 1711 ausdrücklich zu Heidelberg „zum Gebrauch der vereinigten französischen und deutschen Reformirten Kirchen in den Chur- und Fürstlich Braunschweig-Lüneburgischen und einigen umliegenden Landen" gedruckt worden war, und kann man nicht anders sagen, als daß diese Ordnung ein festes Band des Friedens und der Gemeinschaft um diese Kirchen geschlungen und dieselben vor manchen Verirrungen bewahrt hat, auf welche wir andere Kirchen gerathen sehen.

Was nun die diesjährige Versammlung selbst angeht, so wurde dieselbe in Gegenwart des zum landesherrlichen Commissarius bestellten Geheimen Oberregierungsraths Barkhausen aus Berlin und unter Vorsitz des zum zeitigen Moderator erwählten Pastors der Göttinger Gemeinde, des Dr. theol. Brandes abgehalten und bot ohne Zweifel ein Bild dar, das alle Anerkennung verdient, nicht blos des wahrhaft christlichen und brüderlichen Friedens der betreffenden Kirchen und ihrer Vertreter unter einander, sondern auch der friedfertigen Gesinnung, wie gegenüber den anderen Confessionen, so auch namentlich gegenüber dem Staate und seinen Ordnungen. Außer einzelnen nach außen hin weniger wichtigen Beschlüssen, welche hauptsächlich die Handhabung der Oeffentlichkeit der Sitzungen und die bei denselben zu übende Geschäftsordnung betrafen, sind es hauptsächlich zwei Beschlußfassungen, auf welche, als den Geist des Verbandes charakterisirend, hinzuweisen sein dürfte, und welche beide durch das Göttinger Presbyterium in Vorschlag gebracht worden waren. Der eine, der das in Zukunft von den Synodalkirchen zu beobachtende Verfahren bei Eheschließungen betrifft, zeigt, wie sehr man gerade hier auf dem Boden eines wirklich freien Kirchenthums mit den Gesetzen des Staates sich in Einklang zu setzen weiß, ohne den wahren Bedürfnissen und Aufgaben des kirchlichen Lebens auch nur das Mindeste zu vergeben, und der andere, die interconfessionelle Stellung dieser Gemeinden betreffend, zeugt in schöner Weise von dem Geiste, welcher auch in den Unterschieden, in denen man selbst steht, doch immer noch ganz und voll die höhere Gemeinschaft anzuerkennen weiß, welche wirklich zwischen den verschiedenen christlichen Bekenntnißkirchen besteht.

Der erstgenannte Beschluß, das Verfahren bei Eheschließungen betreffend, lautet:

§ 1. Die Kirchen des reformirten Synodalverbandes in Niedersachsen stellen sich hinsichtlich der Eheschließungen durchaus auf den Boden der neuen, diese Sache betreffenden und durch die legitimen Instanzen geschaffenen Ordnungen.

§ 2. Daher hat das früher bestehende Aufgebot der Brautleute in den

Kirchen, sofern es eine Edictalladung mit rechtlichen Folgen war, in Wegfall zu kommen und ist an dessen Stelle eine Verkündigung des Eheverlöbnisses von der Kanzel herab zu setzen in dem Sinne, daß diese Verkündigung als eine Aufforderung zur Theilnahme und Fürbitte an die Gemeinde zu gelten habe.

§ 3. Bei der Einsegnung der Ehe ist die bürgerliche Trauung als ein Act anzusehen und vorauszusetzen, durch welchen die Ehe als eine gültige zu Stande gekommen ist, und danach sind sowohl die an die Einzusegnenden zu richtenden Fragen, als auch die Form der Einsegnung selbst zu gestalten.

§ 4. In Beiden, sowohl in den eben bezeichneten Fragen, als auch in der Form der Einsegnung ist aller Ton darauf zu legen, daß es sich nicht erst um Schließung der Ehe überhaupt, sondern um eine christliche Führung der bereits geschlossenen Ehe handelt, und hat in diesem Sinne dann die Einsegnung auch die Bedeutung einer Bestätigung der bereits geschlossenen Ehe im Namen der christlichen Gemeinde und des Herrn derselben, sowie einer Aufnahme der durch die Eheschließung entstandenen neuen Familie in die Gemeinschaft der Kirche."

Daß durch diese Bestimmungen etwas von dem preisgegeben worden wäre, was in Beziehung auf das eheliche Leben ihrer Glieder Pflicht und Aufgabe der Kirche sei, kann gewiß nicht behauptet werden, aber ebenso tritt hier auch hervor, wie sehr die Synode es verstanden hat, gerade hier, wo die Interessen von Kirche und Staat sich so eng berühren, auch dem Staate zu geben, was des Staates ist, und wohl möchte auch noch darauf aufmerksam zu machen sein, daß die Synode, gemäß dem Grundsatze dieser Kirchen, alles Stereotype und Phrasenhafte auszuschließen, es vermieden hat, Formeln anzubefehlen, die bei der Einsegnung der Ehen gebraucht werden müßten, daß sie sich im Gegentheil damit begnügt hat, die großen Grundsätze aufzustellen, nach denen verfahren werden soll, die Form im Einzelnen dem gewissenhaften Ermessen des kirchlichen Beamten überlassend.

Und denselben Geist friedfertiger Gesinnung, die aber keineswegs die Bestimmtheit der eigenen Ueberzeugung preiszugeben meint, wenn sie mit Andersdenkenden Gemeinschaft sucht und ihnen Gemeinschaft gewährt, athmet auch der andere obenerwähnte Beschluß, die interconfessionellen Verhältnisse betreffend: hier hat sich die Synode, freilich ohne Aufgabe ihrer Stellung als einer reformirten Kirchengemeinschaft, doch auch durchaus auf den Boden einer Union gestellt, wie sie bestimmter wohl nicht hätte ausgesprochen werden können. In der alten französischen Kirchenordnung (Capitel 14, Artikel 1) hatte sich ein Beschluß der Synode von Charenton vom Jahre 1631 gefunden, der folgendermaßen lautete: „Weil die Augsburgischen Confessions-Verwandten mit den übrigen reformirten Kirchen im Grunde der wahren

Religion übereinkommen und ihr Gottesdienst keiner Abgötterei, noch Aberglaubens kann beschuldigt werden, daß auch dem zufolge die Gläubigen besagter Confession, welche mit einem Geiste der Liebe und des Friedens sich zu den öffentlichen Versammlungen der reformirten Kirchen dieses Königreiches halten und in ihrer Gemeinschaft begehren zu stehen, gar wohl ohne vorhergegangene Abschwörung ihrer Meinungen zum heiligen Abendmahle können zugelassen und zur Ehe mit unseren Glaubensgenossen eingesegnet, auch als Taufzeugen Kinder zur Taufe halten mögen", doch war dieser Beschluß, der auch in dem für die Gemeinden in Niedersachsen bestimmten Abdrucke der Discipline écclesiastique sich fand, und zwar in dem eben mitgetheilten Wortlaute der deutschen Uebersetzung, nicht wieder in die neue Kirchenordnung vom Jahre 1839 mit aufgenommen worden, noch findet sich in dieser ein Artikel, der den Inhalt jenes Beschlusses reproducirt hätte, so daß dann deshalb die Stellung der Synodalkirchen nach dieser Seite hin wenigstens als eine unklare und zweifelhafte hätte erscheinen können. Und um nun diese Unklarheit zu beseitigen, hat die Synode auf Antrag des Göttinger Presbyteriums beschlossen, jenen in der französischen Kirchenordnung enthaltenen Artikel wieder in sein Recht einzusetzen, „und zwar der Art, daß die niedersächsischen Synodalgemeinden zwar fest auf dem Boden des reformirten Bekenntnisses stehen, daß sie aber nichtsdestoweniger auch an der Glaubensgemeinschaft festhalten, die zwischen ihnen und den der lutherischen und der unirten Kirche angehörenden Christen vorhanden ist, und daß sie deshalb gar kein Bedenken tragen, Mitglieder der beiden ebengenannten Kirchen, falls dieselben es begehren, zu ihren Sacris zuzulassen." „Bei allem festen Beharren," so fährt der Beschluß fort, „auf den Bekenntnissen und Ordnungen der reformirten Kirche betrachten und bekennen wir uns doch zugleich als Glieder der einen Kirche der Reformation und als Verwandte des Augsburgischen Glaubensbekenntnisses, wie dies auch schon bei Gelegenheit der dem westfälischen Friedensschlusse vorausgehenden Verhandlungen reformirter Seits stets behauptet und in dem genannten Friedensinstrumente selbst mit rechtlicher Gültigkeit für das Reich festgesetzt worden ist" — ganz gewiß ein Standpunct, von welchem gehofft werden muß, daß er auch in den Gebieten Niedersachsens überhaupt mehr und mehr Eingang finden und die Basis kirchlichen Friedens bilden möge.

So dürfen die auf der Synode zu Göttingen vertretenen Kirchen denn ohne Zweifel mit Befriedigung auf dieselbe zurückblicken, wie denn auch der landesherrliche Commissar am Schlusse der Verhandlungen der Genugthuung Ausdruck gab, mit welcher er denselben gefolgt sei, und was dann noch weiterhin nicht außer Acht gelassen werden mag, das ist der Umstand, daß bei der, wie regelmäßig auf den Synoden, so auch diesmal vorgenommenen Revision

der Synodal- und Presbyterialcassen sich herausgestellt hat, daß sich das Cassenwesen der verbündeten Gemeinden in musterhafter Ordnung befindet. Nicht blos, daß sich das Vermögen der einzelnen Kirchen auf seinem bisherigen Stande erhalten hat, es zeigte sich auch, daß durch gewissenhafte und umsichtige Verwaltung seitens der Presbyterien bei allen eine nicht unbedeutende Vermehrung der Vermögensbestände stattgefunden hatte, und was besonders eine erfreuliche Blüthe zeigte, das waren die Wittwen- und Waisenfonds des Verbandes, welche theils in Braunschweig, theils in Hannöverisch-Münden durch die dortigen Presbyterien verwaltet werden. Es will etwas sagen, wenn eine geringe Anzahl von kleinen und meistens aus nicht sehr begüterten Mitgliedern bestehenden Gemeinden im Laufe der Zeit von geringen Anfängen aus so reiche Fonds zusammengebracht haben, daß sie ihren Predigerwittwen Pensionen von jährlich 1500 Mark nebst Erziehungsgeldern für noch unversorgte Kinder und ihren Predigertöchtern im Ordinarium jährlich 500 Mark, eventuell sogar bis zu deren Ableben, den Hinterbliebenen der Lehrer aber 600, resp. 250 Mark gewähren können. Daß auch diese materiellen Dinge bei durchgeführter Selbstverwaltung nicht nothwendig zu kurz kommen müssen, davon hat der niedersächsische Synodalverband wenigstens ein schlagendes Beispiel geliefert.

Noch mag erwähnt werden, daß die Versammlung bei ihrer Eröffnung ein Loyalitätstelegramm an den Kaiser erlassen hat, und daß derselben von Seiten der Universitätsverwaltung die schönen Räume der Aula zu ihren Sitzungen in zuvorkommender Weise waren eingeräumt worden.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Stuttgart. Zum deutschen Parteiwesen. — Die zunehmende Wahrscheinlichkeit, daß Regierung und Reichstagsmehrheit sich über das Ausnahmegesetz verständigen werden, zerstört wieder einen Theil der schweren Wolken, die sich in den Sommermonaten über dem Vaterland zusammengezogen haben. Ist die Aussicht, daß die gegenwärtige Session nicht erfolglos sein wird, einmal um der Sache willen erfreulich, sofern wider die socialistiche Agitationsfluth vorläufig ein Damm aufgerichtet wird, der die Vorbedingung weiterer Arbeit ist, so ist sie auch aus dem anderen Grunde willkommen, weil sie das etwas aus den Fugen gerathene Parteiwesen wieder in die normale Verfassung bringt. Nur in der Leidenschaft eines erbitterten Wahlkampfes hat vergessen werden können, welches die natürliche und bis dahin ersprießliche Gruppirung der Parteien gewesen ist; sobald es ernstlich an die

Arbeit ging, waren die Versuche, das bewährte Verhältniß auf den Kopf zu stellen, so gründlich abgethan, als wären sie nie angestellt worden. Von der ersten Stunde des neuen Reichstags an hat sich immer deutlicher herausgestellt, daß, wie es bei allen fundamentalen Fragen des Reichs bisher gewesen ist, so auch diesmal die nationalliberalen und die conservativen Fractionen zusammen die positive Aufgabe zu übernehmen haben gegenüber der negativen Kritik, dem Formalismus, dem Uebelwollen der anderen Parteien. So war es seit der Votirung der Reichsverfassung fast ohne Ausnahme, warum sollte es heute anders sein? Das trotz der Verirrungen des Wahlkampfes und der Verbitterung, welche sie zurückließen, gleichwohl das alte Verhältniß sofort sich wiederhergestellt hat, ist der beste Beweis dafür, daß sich nicht willkürlich daran ändern läßt. Das Gleichgewicht der politischen Strömungen war einen Augenblick gestört, aber es hat, sobald der Schwerpunct aus der journalistischen Fehde wieder auf den Boden der parlamentarischen Arbeit zurückversetzt war, von selber sich wiederfinden müssen.

Es ist jetzt glücklicherweise überflüssig, Betrachtungen darüber anzustellen, was für Wirkungen eine nochmalige Berufung an das allgemeine Stimmrecht haben würde. Aber die Behauptung, daß die Auflösung im Sommer keine Wirkung gehabt, vielmehr alles beim Alten gelassen habe, kann denen unmöglich Ernst sein, welche sie frohlockend immer wiederholen. Der Wahlkampf, der die Tiefen des Volkes aufrührte, hat aus diesen Tiefen sehr vernehmliche Wünsche, Forderungen, Instincte ans Licht und zum Ausdruck gebracht, von denen die Gewählten unmöglich unberührt bleiben können. Man hat zum großen Theil den alten Vertrauensmännern abermals das Vertrauen geschenkt, aber doch in der Zuversicht, daß sie auch bei den veränderten Anforderungen der heutigen Lage das Richtige treffen würden; es ist ihnen der Wunsch der Verständigung mit der Regierung sicher in mehr als einer Wahlversammlung deutlich ans Herz gelegt worden. Das allgemeine Stimmrecht hat aber zum Theil auch die Personen gewechselt, und es wäre eine fatale Täuschung, zu verkennen, in welcher Richtung dies geschehen ist. Wenn die Reichsregierung sich wirklich Hoffnung auf einen Reichstag gemacht hat, in welchem sie eine sichere Mehrheit besäße, oder besser gesagt, in welchem statt der jetzigen Fractionenzersplitterung blos zwei scharfgetrennte Lager wären: für und wider die Regierung, so hat sie dieses Ziel zwar nicht erreicht. Aber die Veränderungen in der Zusammensetzung des Reichstags liegen doch unverkennbar eben in dieser Richtung. Die Mittelparteien sind empfindlich geschwächt, die dem Reich abgewandten Fractionen sind etwas und die conservativen erheblich verstärkt worden; also eine Schwächung der für die Regierung zweifelhaften Elemente auf Kosten der entschiedenen Freunde und Feinde. Man darf wohl vermuthen, daß eine nochmalige Auflösung in derselben Richtung weiter

wirken, die Mittelparteien also noch mehr schädigen würde. Dies wird aber Niemand wünschen wollen, der die Dienste zu schätzen weiß, welche gerade die ausschlaggebende Partei bis dahin dem Ausbau der gemeinsamen Einrichtungen geleistet hat, und der einen stetigen Gang der inneren Reichspolitik unberechenbaren Krisen vorzieht. Es wäre eine verhängnißvolle Bahn, vor der bewahrt zu bleiben aufs innigste zu wünschen ist.

Wie hat es kommen können, daß ein paar Wochen lang die elementaren Grundlagen für die Stellung der Parteien sich verrückten und verschoben? Wie kam es, daß in einem entscheidenden Zeitpuncte, wo zugestandenermaßen die Sammlung aller reichstreuen Elemente gegen die geschworenen Widersacher zur Pflicht wurde, gleichwohl unter bisher Verbundenen heftige Fehde ausbrach und hier die brutale Kriegserklärung gegen den Liberalismus erfolgte, dort die verwirrende Fiction der „einen großen liberalen Partei" aufgestellt wurde, die eben damit ihre Kreise bis in bedenkliche Nähe der gesellschaftfeindlichen Demokratie ausdehnte? Die Frage, wer zuerst den Fehler beging, ist natürlich eine müßige, denn Fehler auf der einen Seite geben der anderen Seite nicht das Recht gleichfalls Fehler zu begehen. Wenig beachtet scheint aber bis jetzt der Umstand zu sein, daß die Dinge sehr verschieden in den einzelnen Ländern lagen, wie denn gerade im Parteiwesen die Nachwirkung früherer Zustände und Erfahrungen ungleich länger und tiefer fühlbar ist, als dem neuen Reiche zuträglich ist. Es ist deshalb auch mißlich, Verhältnisse, wie sie da und dort sind, zum allgemeinen Maßstab zu machen. Wenn man z. B. vernimmt, daß hier in Stuttgart beim Bankett des Sedanfestes die officiellen Redner theils der deutschen Partei, theils der deutschconservativen angehörten, so wird die Demonstration der Eintracht, die darin liegt, von Seiten eines orthodoxen Liberalismus vielleicht sehr abschätzig beurtheilt; hier war es einfach selbstverständlich. Die Deutschconservativen sind hier nicht dieselben, die sie in Preußen sind, wie überhaupt die Parteiverhältnisse im Norden und im Süden, auch wo die Namen die gleichen sind, sich keineswegs decken. Die kirchlich Strengen sind hier seit dem Jahre 1866 mit am treuesten und eifrigsten zur nationalen Sache gestanden, hier ist also eine Bundesgenossenschaft, die trotz aller Verschiedenheiten und Zerwürfnisse in minder wichtigen Dingen, gleichwohl sich behauptet hat und immer wieder durchschlagen wird. In Preußen, scheint es, hält die Erinnerung an Schmach und Leiden der Reactionszeit um so nachhaltiger und empfindlicher an, als ihr nicht durch eine Katastrophe, nicht durch einen augenfälligen, jähen Systemwechsel ein Ende bereitet worden ist, sondern zum Theil die nämlichen Personen die allmähliche Schwenkung zu einem anderen Regime vollzogen haben. Darum wird dort der Alarmruf, daß eine Reaction im Anzug sei, leicht willige Hörer finden und die Liberalen von ehedem geneigt machen, ihre

Spaltungen zu vergeſſen und gegen das drohende Unheil ſich wieder zuſammenzuſchließen. Allein die Spaltung iſt doch auch dort tiefer gegangen, als daß ſie durch die Behauptung von der Solidarität der einen liberalen Partei ſich zudecken ließe. Es will nicht mehr gelingen, Parteien, die über die höchſten Fragen des Vaterlandes grundſätzlich auseinandergegangen ſind, durch Schreckrufe von zweifelhafter Begründung wieder zuſammenzubringen. In Süddeutſchland vollends iſt im vorigen Jahrzehnt der Bruch der Parteien mitten durch das vormalige liberale Lager gegangen und hat es dermaßen auseinandergeſprengt, daß ſeitdem Niemand mehr ſo harmlos ſein wird, von der einen liberalen Partei und der Solidarität ihrer Intereſſen reden zu wollen. Die ſchroff verneinende Stellung, welche die ſchwäbiſche Volkspartei erſt zum Norddeutſchen Bunde und dann zum Reich einnahm, hat die glückliche Wirkung gehabt, daß die Trennung von liberal und conſervativ hier eine gänzlich untergeordnete Bedeutung hat gegenüber dem einen Gegenſatz: für oder wider das Reich.

Daher kommt es denn auch, daß die deutſche Partei in Württemberg ſich nicht ganz deckt und niemals ganz gedeckt hat mit der nationalliberalen Partei, die ja ihrerſeits gleichfalls ihre beſondere, in preußiſchen Verhältniſſen begründete Herkunft hat. Die deutſche Partei ſammelte im Jahre 1866 alles, was zur nationalen Sache hielt, gleichviel wie ſonſt Geſchmack und Neigungen auseinandergingen. Die Führung war im Allgemeinen in nationalliberalen Händen, aber es hingen demokratiſche und hingen conſervative Elemente daran, die erſteren ſpärlich, die letzteren reichlich, und der Umſtand, daß die Demokratie immer obſtinater wurde, während die Conſervativen ſich mehr und mehr mit dem Boden des Reiches befreundeten, hat allerdings die Folge gehabt, daß das conſervative Element in der Partei das ſtärkere wurde, zugleich im Einklang mit der Stimmung im Volke, die ſeit den letzten Jahren unfraglich conſervativer geworden iſt, wovon vielleicht ein anderesmal. Unter dieſen Umſtänden kann es kaum befremden, daß mehrere Führer der deutſchen Partei im württembergiſchen Landtag in Berlin bei den Freiconſervativen ſitzen. Möglich, daß man einmal den Kampf gegen dieſes conſervative Element aufnehmen muß, bis jetzt fehlt jeder Grund dazu und wird ſo lange fehlen, als nicht die „Reaction" greifbarere Geſtalt gewonnen hat als bis jetzt der Fall iſt. Unter allen Umſtänden wäre zu jenem Feldzug am übelſten die Zeit gewählt geweſen, in welcher das Volk durch die ſchlimmſten Ausbrüche eines ſtaatuntergrabenden Parteifanatismus mit Recht in die tiefſte Bewegung verſetzt war. Auch an Herausforderungen von Seite der Conſervativen hat es nicht gefehlt, es gab fromme Heißſporne, welche ihr Roß im Kampf gegen den Liberalismus zu tummeln verlangten. Doch die realen Intereſſen ſind zum Glücke ſtärker geweſen als die Luſt zu unbeſonnenen

Streichen. Angesichts der Stärke der reichsfeindlichen Parteien sind auch die reichstreuen immer genöthigt gewesen, ihre Reihen wieder zu schließen. Bestünde die deutsche Partei nicht, so müßte man sie heute erfinden.

Aus Berlin. Herr von Blowitz. Das Socialistengesetz. — Seit den Tagen des Berliner Congresses erfreut sich der Name des Herrn von Blowitz, des Pariser Timescorrespondenten, in der journalistischen Welt wie auch in weiteren politischen und unpolitischen Kreisen einer gewissen Berühmtheit. Gleich unzähligen seiner Collegen von West und Ost traf er zum Beginn des Congresses hier ein, um der „Times" und der Welt die Geheimnisse der diplomatischen Verhandlungen zu enthüllen. Bekanntlich war das, namentlich beim Beginn des Congresses, kein ganz leichtes Unternehmen, da das Gelübde der Verschwiegenheit den Mitgliedern des Congresses den Mund verschloß. Auch Herr von Blowitz hat diesen Umstand gewiß sehr schmerzlich empfunden. Lange Zeit hörte man in Folge dieser Sachlage fast nichts von ihm; die „Times" wußte ebensowenig etwas von den Vorgängen in der Wilhelmstraße zu erzählen als ihre inländischen und ausländischen Colleginnen. Herr von Blowitz wohnte gemächlich im Kaiserhof in unmittelbarer Nähe seines Premiers und interessirte die Berliner lediglich als Object der Beobachtung. Man amüsirte sich über seinen Train und seine kleine kugelrunde Gestalt. Aber plötzlich wurde es anders. Herr von Blowitz wirkte Wunder. Er hatte erkannt, daß der Fürst Gortschakoff das tiefe Bedürfniß empfand, der Welt wissen zu lassen, ein wie großer Mann er sei und wie klein seine russischen Congreßcollegen von der Natur angelegt seien. Herr von Blowitz war der Mann, um ein solches herzliches Bedürfniß zu verstehen und beeilte sich, seine Befriedigung herbeizuführen. Alsbald las man in der „Times" eine sehr rührende Geschichte, wie Fürst Gortschakoff nach zweitägiger Abwesenheit im Congresse erschienen sei und in überaus feiner und liebenswürdiger Weise eine Rede über die von seinen Collegen inzwischen an England gemachten Concessionen gehalten hatte, eine Rede, die, wenn man sie aus dem diplomatischen in ein derberes Deutsch übersetzte, ganz glatt und klar besagte, daß seine Collegen ganz unverantwortliche Dinge zugegeben hätten, angesichts derer er seine Hände in Unschuld wasche. Die Talente des Herrn von Blowitz schienen in Congreßkreisen Anerkennung zu finden. Merkwürdige Erscheinungen traten zu Tage. Dem Grafen Corti mochten zuweilen Bedenken kommen, ob seine italienischen Landsleute an seinen Leistungen hinreichend erbaut sein würden und siehe da, mit wunderbarer Rechtzeitigkeit kam die „Times" mit Besprechung dieses Themas und führte mit Glanz den Beweis, daß der Graf Corti ein vortrefflicher Diplomat sei und

daß die Italiener trotzdem nicht bei jeder Gelegenheit ein Geschäft zu machen brauchten.

Aber Herr von Blowitz sollte sich auch ein wirkliches, ernsthaftes, großes Verdienst um die Politik und den Frieden erwerben. In jener Krise des Congresses, wo die Engländer bezüglich Batums solche starke Anforderungen an die Russen stellten, daß der Friede bedroht war, verfiel Fürst Bismarck bekanntlich auf das ebenso einfache wie ingenieuse Mittel, dem Herrn von Blowitz bei Tische auseinanderzusetzen, daß seine Landsleute sich hüten möchten, wegen einer verhältnißmäßig untergeordneten Frage Rußland zum Aeußersten zu treiben. Herr von Blowitz telegraphirte diese Warnung getreulich an die „Times", das Mittel wirkte, und in der öffentlichen Meinung Englands vollzog sich der gewünschte Umschwung. So weit waren wir mit Herrn von Blowitz sehr zufrieden, theils hat er uns in harmloser Weise erheitert, theils erfreuten wir uns der Erinnerung an einen von ihm uns und dem Frieden geleisteten Dienst. In neuester Zeit nun aber hat Herr von Blowitz dieses angenehme Andenken recht erheblich getrübt, indem er einige sehr bedenkliche Fabeleien in die Welt gesetzt hat. Er fühlte sich nämlich plötzlich gedrungen, die Welt über die Ursachen aufzuklären, aus denen Rußland auf dem Congresse in die Modification des Friedens von San Stefano willigen mußte und weiß dem erstaunten Publicum zu erzählen, daß Rußland das habe thun müssen, weil Fürst Bismarck seit den Vorgängen des Frühjahrs 1875 ein heftiger Gegner des Fürsten Gortschakoff sei und diesen jetzt seine damalige Handlungsweise habe entgelten lassen. Wir können auf diese ohnehin bekannten Behauptungen des Herrn von Blowitz hier nicht näher eingehen. Glauben haben sie natürlich nicht gefunden, wenigstens nicht in Deutschland, wo man den Reichskanzler denn doch zu gut kennt, um ihm eine solche kleinliche persönliche und unzweckmäßige Politik zuzutrauen. Dagegen dachte man sehr eifrig über die Motive nach, die Herrn von Blowitz zu seiner Romanschriftstellerei veranlaßt haben könnten. Es war so schwierig nicht, denselben auf die Spur zu kommen, man erkannte vielmehr sehr bald, daß hier die Absicht vorlag, im Interesse Englands eine Verstimmung zwischen den Cabineten von Berlin und Petersburg herbeizuführen. Andere wohl etwas zu optimistisch gestimmte Leute haben aus der Geflissentlichkeit, mit der Blowitz den Fürsten Bismarck gegen die russischen Insinuationen im Jahre 1875, den Frieden mit Frankreich gefährden zu wollen, in Schutz nahm, den Schluß gezogen, Blowitz habe den Franzosen zeigen wollen, ein wie guter Freund ihnen der Reichskanzler gewesen sei und wie Unrecht sie thäten, zuweilen mit Rußland zum Nachtheile Deutschlands zu kokettiren. Diese wohlwollende Absicht des Herrn Blowitz können wir in seinen Auslassungen leider nicht entdecken, es müßte denn sein, daß er sie so ungeschickt ausgeführt hätte, daß er uns einen

Dienſt um einen Preis leiſtete, der den Werth dieſes Dienſtes völlig aufhob. Ein ſo ſchlechter politiſcher Rechner iſt aber Herr von Blowitz nicht.

Natürlich war Jedermann auf das höchſte geſpannt, wie ſich die deutſche Regierung zu dieſem Tendenzmanöver des engliſchen Blattes ſtellen würde. Mehrere Tage vergingen, ohne daß dieſſeits etwas geſchah, und die inländiſche und ausländiſche Preſſe erging ſich mittlerweile in den abenteuerlichſten Conjecturen. Da trat ganz unerwartet Fürſt Bismarck ſelbſt in der Sache auf, und erklärte im Reichstage ganz gelegentlich in ſeiner gegen Bebel gerichteten Rede, die Fähigkeit dieſes Herrn, Wahres und Falſches zu vermiſchen, befähige ihn Correſpondent der „Times" zu werden. Dieſe Abfertigung, ganz kurz und wie zufällig hingeworfen, machte überall einen tiefen Eindruck. Aber nun erhob ſich die Frage, was von den Mittheilungen des Herrn von Blowitz iſt wahr und was iſt falſch? Auch dieſe Frage iſt regierungsſeitig ſehr gründlich und eingehend beantwortet worden. Ein hieſiges leitendes gouvernementales Blatt beleuchtete am Sonnabend in einem kurzen, vorzüglich geſchriebenen Artikel die Mittheilungen des Timescorreſpondenten in ſo klarer Weiſe, daß nun wohl Niemand mehr die gewünſchte Aufklärung vermiſſen wird. Der Artikel iſt, ganz abgeſehen von Herrn von Blowitz' Auslaſſungen, auch für die Erkenntniß eines Theiles der heutigen politiſchen Lage von der größten Bedeutung, namentlich für die Beurtheilung unſerer augenblicklichen Stellung zu Rußland. Von Blowitz, der in dem Artikel mit einem unverkennbaren vornehmen Wohlwollen, das zu hoch ſteht, um wegen kleinlicher Intriguen alterirt zu werden, behandelt wird, wird geſagt, er bringe viel Richtiges und Neues, nur ſei das Richtige nicht neu und das Neue nicht richtig. Der größere Theil deſſen, was er geſagt habe, ſei theils unbegründet, theils entſtellt, jedoch müſſe man mit Herrn von Blowitz nicht zu ſcharf in das Gericht gehen, da er auf Grund derſelben Interview bei dem Fürſten Bismarck, aus der er jetzt angeblich Nachträge liefere, dem Frieden erhebliche Dienſte geleiſtet habe. Dieſe Bemerkung bezieht ſich natürlich auf die oben erwähnte Timescorreſpondenz in der Frage wegen Batum. Was Herr von Blowitz über das Verhalten des Fürſten Gortſchakoff im Jahre 1875 andeutet, heißt es dann weiter, ſei nicht neu. Die ruſſiſche Preſſe habe ähnlichen Tendenzen im Laufe der letzten fünf Jahre zur Freude Frankreichs und zur Sorge Deutſchlands hinreichend Ausdruck gegeben. Dieſe Thatſache gehöre der Geſchichte an, unrichtig ſei aber, daß Deutſchlands Verhalten durch ſolche Eindrücke bisher beeinflußt worden ſei. Deutſchland habe vielmehr ſein volles Gewicht dem befreundeten Nachbar auf dem Congreſſe zur Verfügung geſtellt. Was Herr von Blowitz von einer Niederlage Rußlands auf dem Congreß ſage, ſei eine tendenziöſe Wendung, auf Erweckung von Verſtimmung berechnet. Von einer Niederlage könne er doch nur dann ſprechen, wenn er

die ersten ignatiefſſchen Bedingungen des Friedens für den berechtigten Ausdruck der Situation halte. Wären dieſe nicht vorhergegangen, ſo würde Jedermann auch in Rußland in dem Berliner Ergebniß einen glänzenden Erfolg der ruſſiſchen Politik ſehen, und für denſelben nächſt der Tapferkeit des ruſſiſchen Heeres dem diplomatiſchen Geſchick des Grafen Schuwalow Anerkennung zollen.

Dieſe merkwürdigen Auslaſſungen klären uns über mehrere ſehr wichtige Dinge in ſehr unzweideutiger Weiſe auf. Was den Fürſten Gortſchakoff anlangt, ſo wird die Erzählung des Herrn von Blowitz über ſeine Intrigue gegen den Fürſten Bismarck im Jahre 1875 als nicht neu bezeichnet, und da kurz vorher geſagt wird, daß die neuen Mittheilungen des Herrn von Blowitz unrichtig ſeien, ſo liegt die Annahme ſehr nahe, daß die nicht neuen nicht unrichtig zu ſein brauchen und daß „nicht neu" hier eine feinere Ausdrucksform für „richtig" iſt, eine Annahme, deren Correctheit auch dadurch erwieſen wird, daß es weiter im Texte heißt: „Unrichtig dagegen iſt es, daß Deutſchlands Verhalten durch ſolche Eindrücke beeinflußt worden ſei." Blowitz' Angaben über das Verhalten des Fürſten Gortſchakoff ſind alſo richtig, ſeine Mittheilungen über die Revanchepolitik des Fürſten Bismarck dagegen unrichtig. Bezeichnend iſt ferner, daß eine Erwähnung des ruſſiſchen Reichskanzlers bei den Erfolgen der ruſſiſchen Congreßpolitik nicht ſtattfindet, daß dieſe Erfolge vielmehr dem Grafen Schuwalow vindicirt werden. Da nun vorher der Freundſchaft Deutſchlands für Rußland der wärmſte Ausdruck gegeben iſt, ſo kann es nicht zweifelhaft ſein, daß man deutſcher Seits Rußland für den beſten Freund Deutſchlands hält. Es kann auch nicht zweifelhaft ſein, daß nach deutſchem Willen die guten Beziehungen zwiſchen beiden Nachbarreichen, ſo viel an Deutſchland liegt, unerſchüttert ſein ſollen, und es kann endlich auch nicht zweifelhaft ſein, auf welchem Wege Rußland die letzten Spuren des früheren Intriguenſpiels austilgen und auch ſeiner Seits die alte Intimität bethätigen könnte.

Der Reichstag hat in dieſer Woche noch eine ſehr intereſſante Sitzung der erſten Leſung des Socialiſtengeſetzes gewidmet, alsdann daſſelbe an eine Commiſſion von einundzwanzig Mitgliedern gewieſen und ſich bis zur Beendigung der Commiſſionsſitzungen vertagt. Den Mittelpunct jener Sitzung des Reichstages bildete eine Rede des Fürſten Bismarck, die die ganze Welt in den letzten acht Tagen auf das lebhafteſte beſchäftigt hat. Der Reichskanzler ging in derſelben weniger auf das vorliegende Geſetz ein, ſondern ließ ſich vielmehr die Abwehr der am Tage vorher vom Abgeordneten Bebel gegen ihn gerichteten Angriffe angelegen ſein. Bebel hatte bekanntlich eine Reihe von meiſt recht alten Klatſchgeſchichten vorgebracht, aus denen hervorgehen ſollte, daß die Regierung, insbeſondere der Reichskanzler ſelbſt, früher ein guter Freund der jetzt ſo grimmig verfolgten Socialdemokratie geweſen wäre. Eine hervorragende Stellung nahm in dieſen legendariſchen Darſtellungen die Schilderung des Verhältniſſes von Bismarck zu Laſſalle ein. Gegen dieſes Truggewebe richtete der Reichskanzler auch zumeiſt ſeine Erwie-

derung, in der er eine Schilderung seiner Beziehungen zu Lassalle gab, die das Wahre von dem Falschen trennte und in der er zugleich eine Charakteristik Lassalles lieferte, die nach verschiedenen Richtungen sehr bedeutsam war. Erstens entwarf er ein Bild der großen geistigen Eigenschaften Lassalles, das diesen in hohem Maße ehrte und ihn zugleich von seinen Epigonen, die heute an der Spitze der socialistischen Partei stehen, in einer für die Letzteren geradezu vernichtenden Weise unterschied. Indem er sodann fort und fort das geistreiche, unterhaltende, effectvolle Element im Wesen Lassalles betonte und andererseits seine praktischen Ziele, so weit bei diesen überhaupt von einer Uebersetzung in das Praktische die Rede sein konnte, mit einigen schonungslos treffenden Witzen abfertigte, gab er eine furchtbare Kritik des positiven Werthes dieses Gefeiertsten der socialistischen Agitatoren, eine Kritik, die vielleicht sogar in den Kreisen der Socialisten, so weit sie nicht völlig dem Fanatismus verfallen sind, einen nachdrücklichen Eindruck machen wird. Bezüglich des vorliegenden Gesetzentwurfes beschränkte sich Fürst Bismarck auf eine kurze, höchst ernste und eindrucksvolle Mahnung, den Staat vor den Gefahren sicher zu stellen, die ihn bedrohen. Ueber die einzelnen Puncte des Gesetzes wird sich der Fürst erst in der zweiten Lesung aussprechen.

Die Commission hat inzwischen täglich Sitzungen gehalten und rüstig gearbeitet. Die Presse hat im allgemeinen das Resultat ihrer Arbeiten mit großer Befriedigung aufgenommen und allerdings ist manche erfreuliche Thatsache zu verzeichnen. Die Fortschrittspartei scheint ihren rein negirenden Standpunct zum Theil aufgegeben zu haben, wenigstens entsandte sie den Abgeordneten Hänel mit einem Amendement in die Commission, das sich zwar nicht auf den Boden des Ausnahmegesetzes, sondern auf den des gemeinen Rechts stellte, das aber so wirksame Bestimmungen enthielt, daß sogar ein conservatives Mitglied der Commission äußerte, der „Haß- und Verachtungsparagraph" sei wieder aufgelebt. Auch hat sich die Commission über die schwierige Definition im ersten Paragraphen zu einigen gewußt, auch sonst ist sie bisher noch stets zu einem endlichen Ergebniß gelangt. Aber erstens ist die Einigung über den schwierigsten Punct, über den der Recursinstanz gegen die Entscheidungen der Landespolizeibehörden, noch nicht erfolgt und sodann ist es noch völlig ungewiß, ob sich die Regierungen mit den Beschlüssen der Commission werden einverstanden erklären können. Von dieser Frage hängt aber Alles ab und es scheint bis jetzt durchaus nicht, ob in Regierungskreisen große Befriedigung über die Beschlüsse der Commission herrscht. Wir verzweifeln keineswegs an einem befriedigenden Ausgange der Verhandlungen, zumal die maßgebenden Parteien offenbar von dem besten Willen beseelt sind, eine Verständigung herbeizuführen. Aber wenn wir Rechenschaft geben sollen von dem Stande, in dem die Dinge heute sind, so können wir nur sagen, daß der Weg der Verständigung noch nicht zu erkennen ist. Hoffentlich bringen uns die nächsten Tage schon in dieser Erkenntniß weiter.

23. September. J.

Literatur.

Kirchliche Kunstdenkmäler aus Siebenbürgen. Hermannstadt 1878. — Wer vielleicht des Engländers Ch. Boner „Siebenbürgen, Land und

Leute" gelesen hat, der wird in dem, was er über die Kunst in Siebenbürgen sagt, wohl einen neuen Beweis für die landläufige Ansicht gefunden haben, im Grunde sei das Land halt doch ein halb barbarisches. Boner, der sonst mit so viel feinem Verständniß Leben und Charakter des Landes und der Völker geschildert hat, hat nach dieser Seite unrecht. Wohl giebt es keine Museen, die einer Großstadt genügen, aber für provinzielle Verhältnisse sind die Sammlungen in Klausenburg, Hermannstadt keine geringen. Besonders bietet Hermannstadt für die Malerei in der brukenthalischen Bildergallerie mehr als sonst eine andere Stadt in Siebenbürgen. Bedeutender aber sind jene Kunstalterthümer, die im Laufe der Zeit sich in der alten Sachsenstadt angesammelt haben, und denen die neue Zeit eingehendere Aufmerksamkeit widmet. Das Interesse an diesem Theil der Vergangenheit hat in den letzten Jahren bedeutend zugenommen, und das Arbeitsfeld ist nicht wenig gewachsen, indem eine Menge Gemäldereste, Flügelaltäre aus der vorreformatorischen Zeit, alte Grabdenkmale aus Stein und Erz, Kelche, Kreuze, Taufbecken, Kannen, geistliche Prachtgewänder mit kunstvollster Stickerei aus dem fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert aufgefunden und gewürdigt wurden. Und was ihre Bedeutung erhöht, ein Theil geht zurück bis ins dreizehnte und vierzehnte Jahrhundert, und die meisten sind Arbeiten siebenbürgisch-sächsischen Kunstgewerbes.

Denn das war in früheren Zeiten sehr bedeutend. Schon die jetzt noch erhaltenen Arbeiten geben einen sprechenden Beweis davon. Wie die evangelische Kirche ein Bollwerk der deutschen Nationalität war, so hat sie in Siebenbürgen auch treulich bewahrt die Kunstschätze, die Türken und Tartaren nicht geraubt oder zerstört haben. Es ist eine schöne Aufgabe, die der Verein für siebenbürgische Landeskunde sich gestellt, die kirchlichen Alterthümer des Landes zu veröffentlichen, und der ungarische Cultus- und Unterrichtsminister hat einen würdigen Culturzweck unterstützt, indem er dem Verein einen Betrag von fünfhundert Gulden dafür zur Verfügung stellte.

Die erste Lieferung, die Bilder von Römler und Jonas in Dresden schön ausgestattet, enthält vier Grabsteine, einer aus Erz gegossen, aus dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert, zwei Kannen und einen Kelch, sowie ein Hochrelief, Christus am Oelberg darstellend. Die Meister, die sie verfertigt haben, sind nicht bekannt; nur eine Kanne trägt den Stempel Seb. Hanns, eines trefflichen Goldschmiedes, der am Ende des siebzehnten Jahrhunderts in Hermannstadt seine Kunst trieb und mehrere prachtvolle Meisterwerke hinterlassen hat. Die sächsischen Goldschmiedearbeiten gehören überhaupt zum bedeutendsten, was das Kunsthandwerk dort geleistet hat. Die Handwerke wurden, wie überall im Mittelalter, auch in Siebenbürgen zünftig betrieben, und der Zusammenhang mit dem Auslande ist durch die Wanderung der Gesellen stets aufrecht erhalten worden. Es wird, wenn die Veröffentlichung weiter fortgeschritten ist, nicht uninteressant sein, zu verfolgen, in welcher Abhängigkeit oder wie verschieden vom deutschen Kunstgewerbe sich das in Siebenbürgen entwickelt hat.

Der Christus am Oelberg, ein Hochrelief in grauem Sandstein eingehauen, weicht von den gewöhnlichen Darstellungen etwas ab, indem der Kelch dem knieenden Heiland nicht vom Engel gereicht wird, sondern neben ihm steht. Zur rechten desselben schlafen die drei Apostel, die nach der biblischen Erzählung ihn dorthin begleitet; sie gehören zum besten auf dem Bilde. Die Ruhe und Sorglosigkeit, mit der sie schlafen, ist in sprechenden

Gegensatz gesetzt zu der Sorge und Furcht vor den bevorstehenden Leiden, die sich im Antlitz des Betenden ausdrücken. Die Zeit, aus der das Bild stammt, ist das fünfzehnte Jahrhundert, ohne daß sich jedoch Näheres darüber bestimmen ließe.

Die Grabsteine sind für die Kunst des Erzgußes und der Steinmetzerei von Bedeutung. An der Hermannstädter schönen evangelischen Pfarrkirche, einem hochgewölbten gothischen Bau, ist um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts ein Anbau gemacht worden, der durch den Thurm, der auf romanischer Grundlage ruht, von der älteren Kirche getrennt ist. Aus diesem Anbau ist in den letzten Jahren ein schönes Mausoleum gemacht worden, indem man die an Zahl und Kunstwerth überaus bedeutenden Grabsteine, die früher zum Theil als Fußboden benutzt, zum Theil gar nicht beachtet waren, hierher einmauerte, nachdem sie aus der Kirche, die früher zugleich Begräbniß gewesen war, entfernt werden mußten. So ist der Platz für die Kunstgeschichte und die nationale Erinnerung des sächsischen Volkes eine bedeutende Stätte geworden; denn die besten ihrer Männer, die für das Recht des Volkes kämpfend als Nationsgrafen und Hermannstädter Bürgermeister an der Spitze der Nation standen, haben da ihr Grab und Ehrenmal. Von zweien, Peter Haller († 1560) und Albert Huët († 1607), theilt die Publication die Grabsteine mit. Von einem dritten, M. Semrizer († 1680), ist der Stein doppelt interessant, weil er ihn in Lebensgröße in der Amtstracht zeigt und für die Geschichte der Tracht somit einen Beitrag liefert.

Besondere Beachtung verdient die silbervergoldete Kanne, im Besitz der Hermannstädter Kirche befindlich, die eines der besten Erzeugnisse der Kleinkunst ist. Der Fuß der Kanne ist durch Laub- und Blumenwerk, sowie Früchte und durch vorstehende Löwenköpfe geziert. In elegantem Aufbau wächst die Kanne daraus empor, deren Seitenwände durch figurale Darstellungen aus zum Theil getriebener, zum Theil gegossener und aufgelötheter Arbeit geschmückt werden. Auf der einen Seite ist das salomonische Urtheil zu sehen; der König auf dem Thron, vor ihm die um das Kind, das zwischen ihnen liegt, streitenden Frauen. Die Hofleute, sinnend, wie das Problem lösen und erstaunt über des Königs weisen Spruch, umstehen den Thron. Auf der anderen Seite ist der Besuch der Königin von Saba bei Salomo abgebildet. Auf dem breiten Rand der Kanne steht die Widmung geschrieben: Die Wittwe des Hermannstädter Königsrichters Semrizer „opfert dies Werk der Ehre Gottes 1682, den 29. Marte". Auf dem Deckel, der ebenfalls Blumen- und Laubwerk zeigt, dazwischen Engelsköpfe, steht ein schreitender Löwe, der in der rechten Pfote einen Lorbeerkranz trägt. Ein eleganter Henkel dient zum Heben der Kanne. Einen überraschenden und effectvollen Eindruck macht der Gegensatz der figuralen Darstellungen, die in gedämpftem Silberweiß gehalten sind, zu dem hellen Golde der übrigen Theile. Die Kanne könnte im grünen Gewölbe in Dresden stehen.

Wir empfehlen die Publication nicht nur dem Kunsthistoriker und den Sachverständigen, sondern Allen, die einen Platz auf ihrem Tisch für edlen Schmuck und Sinn für alte Kunst haben.

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.

Ausgegeben: 26. September 1878. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Digitized by Google

Montesquieu.

Von Th. Schott.

Eine doppelte Todtenfeier hat Frankreich dieſer Sommer gebracht, den hundertjährigen Todestag der zwei Männer, welche mehr als irgend andere der Geiſtesentwickelung des achtzehnten Jahrhunderts ihre eigenthümliche Richtung und Signatur gegeben haben. Es wäre ungereimt und müßig, noch viele Worte an den Beweis zu verſchwenden, daß in der großen Schaar der bedeutenden ſtarken Geiſter, welche in den Siebziger Jahren zwiſchen dem Tode Ludwigs XIV. und dem Anfange der Reformation lebten, Voltaire und Rouſſeau die gewaltigſten, einflußreichſten geweſen ſind, die populärſten ſind ſie jedenfalls; der Typus der eignen Nation in der ganzen Fülle ihrer glänzenden Seiten, welcher freilich die tiefſten, bedenklichſten Schatten nicht fehlen, tritt in dem einen ſcharf und klar hervor, die revolutionären Ideen des andern haben einen Widerhall in der empfänglichen Natur Frankreichs gefunden, deſſen tiefgreifende Folgen heute noch in Staat und Nation nachzittern. Meiſtens pflegen ſolche Gedächtniß- und Jubelfeiern eine reiche literariſche Ausbeute zu geben, es regnet Gelegenheitsſchriften, bisher unbekannte Correſpondenzen kommen an das Tageslicht, populäre Biographien ſtehen in allen Buchhandlungen und aus der Fluth der ephemeren Literatur taucht hie und da ein ernſthaftes, tüchtiges Werk hervor, das ſeine Anregung, wohl auch das Neue ſeines Inhalts einer ſolchen Feier verdankt. Wir wiſſen nicht, was die Zukunft bringen wird, etwas wirklich bedeutendes, das zur Feier ſelbſt erſchienen wäre*), iſt uns nicht bekannt worden. Aber beinahe zu gleicher Zeit iſt die Biographie eines Mannes**) erſchienen, der, älterer

*) Vergleiche übrigens: „Im neuen Reich" 1878 I. Nr. 20 die von L. Hirzel angegebene Literatur über Rouſſeau.

**) L. Vian, Histoire de Montesquieu, sa vie et ses oeuvres d'après des documents inédits. Paris, Didier et Co.

Zeitgenosse der beiden, zwar nie so tonangebend geherrscht hat wie sie, aber durch die stille Macht der Ideen, die seiner etwas sparsamen Feder entflossen, tiefgreifenden Einfluß auf die Mit- und Nachwelt ausübte — Montesquieu.

Sainte-Beuve hat in der geistreichen Causerie über Montesquieu behauptet, daß man sich an diesen wirklich bedeutenden Mann nur mit einigem Unbehagen mache, besonders auch, weil eine Art von Cultus sich um ihn gebildet habe; es mag dies mit zu den Gründen gehören, warum in der umfangreichen Literatur über sein Leben und seine Werke (die bibliographische Notiz darüber nimmt bei Vian nicht weniger als neun eng gedruckte Seiten ein) eine wirklich gute Biographie, wie die moderne Zeit sie forderte, nicht zu finden ist, aber auch andere in der Sache und in der Person liegende Gründe mögen ebenfalls dazu mitgewirkt haben. Der Esprit des lois ist keine leichte Nachmittagslectüre und die Betrachtungen über die Ursachen der Größe und des Falles des römischen Staates interessiren das große Lesepublicum nicht, die Werke wurden nie vom Henker verbrannt und noch weniger der Verfasser in die Bastille geschickt, ruhig, ohne bemerkenswerthe Ereignisse ist das Leben des gascognischen Edelmanns dahingeflossen, er hat nie eine Rolle im Staatsleben gehabt, keine königliche Gunst hat ihm den Sonnenschein ihrer Gnade zugewandt oder entzogen, er hat nie den Sonderling gespielt, seiner maßvollen Natur lag nichts ferner als Weltschmerz und dem mit Glücksgütern reich Gesegneten sind die harten Kämpfe um das Dasein erspart geblieben. So scheint dies Leben wenig Beziehung für die gestaltende Hand eines Geschichtschreibers zu bieten, der dramatische Effect fehlt durchaus, aber doch ist der Mann ein so eigenartiger, daß es sich wohl lohnt, seinen Lebensumständen weiter nachzugehen. Es kann ja auch nicht anders sein, als daß die Zeit, in welcher er lebte und welche er so gut beobachtete, mit zur Darstellung kommt, und in den neuen Strahlen, welche auf sie fallen, spiegeln sich wiederum alle, welche derselben Epoche angehören. Fünfzehn Jahre eifrigen Studiums hat Vian seinem Helden gewidmet, sie sind nicht vergeblich gewesen, eine Fülle neuer unbekannter Details wird in diesen Memoiren (denn dies ist das Buch eigentlich und keine abgerundete Biographie) aus dem Dunkel hervorgezogen, und wenn unter dem scharfen Hauch der Wahrheit auch einige der Lorbeeren, welche hergebrachter Weise das Haupt von Montesquieu schmücken, verwelken, die Geschichte kann nur gewinnen.

Einige Meilen südwestlich von Bordeaux steht sein Ahnenschloß La Brède; mit seinem gewaltigen Thurme beherrscht der massive gothische Bau, der im dreizehnten Jahrhundert errichtet wurde, weithin das Land, ein stolzes Sinnbild der Macht, welche der Schloßherr über die lehns- und zinspflichtige Bevölkerung ausübte. Noch bestanden damals diese Rechte in ziemlichem

Umfang, die Abgaben und Steuern, welche jetzt der Staat erhebt, floſſen in ſeine Taſche, er hatte die Rechtspflege in ſeinen Händen, der Kriegsdienſt entband ihn von der Verpflichtung der ſchwerſten Steuern, ſein war das Privilegium der Jagd, eine ſolche Stellung mußte nothwendig Einfluß haben auf die ganze Lebensanſchauung. Und Montesquieu hat ſie voll in ſich aufgenommen; die ariſtokratiſche Ader tritt in allen ſeinen Werken hervor, als geiſtreicher Mann ſieht er wohl die Verkehrtheiten und Laſter ſeines Standes und macht ſich luſtig über den grand Seigneur, der mit ſteifer Vornehmheit das Unbedeutendſte thut, hochbeglückt iſt, wenn er den König und die Miniſter ſieht und ſeinen Müßiggang durch eine geſchäftige Miene verbirgt, aber der conſervative, der hiſtoriſche Sinn, dieſer Grundzug ſeines Weſens, erlaubt ihm nicht, an dieſem Pfeiler des Staats und der Geſellſchaft zu rütteln; daher ſeine Vorliebe für das republikaniſche Rom, für das conſtitutionelle England, in welchen beiden Staaten die Ariſtokratie die Gewalt in der Hand hatte; daher hielt er feſt an der Erblichkeit und Käuflichkeit der Gerichtsſtellen, es ſollte ſich das Amtsbewußtſein von einer Generation zur andern fortpflanzen, er verbietet dem Adeligen Handel zu treiben, aber auch den Klerus unmittelbar und für immer zur Steuer zu ziehen, nichts iſt ihm ferner geſtanden als das ſpätere Feldgeſchrei der allgemeinen Gleichheit. Auch in ſeiner Lebensweiſe iſt er ſtets ein vornehmer Herr geweſen, es verſtand ſich von ſelbſt, daß ihm alle Cirkel der guten Geſellſchaft geöffnet waren, und wenn ſein Vater in bizarrer Laune das neugeborne Knäblein (geboren den 18. Januar 1689) durch einen Bettler Namens Karl über die Taufe halten ließ, „damit er ſich immerdar erinnere, daß die Armen unſere Brüder ſind," wenn er die drei erſten Lebensjahre im Hauſe ſeiner Amme zubrachte, in der einfachen Mühle ein kräftiger Burſche wurde, auch das Patois des Landes ſo gut lernte, daß in ſeiner Rede wie in ſeinen Schriften immer etwas vom heimiſchen Dialect ihm anklebte, wenn er in alten und jungen Tagen voll Freundlichkeit gegen ſeinen Milchbruder, voll Güte gegen ſeine Bauern war, überhaupt ein Herz für den armen Mann hatte: als der Anwalt, welcher ihnen eine neue Bahn des Glücks öffnet, iſt er nie aufgetreten, und der Kreis ſeines Umgangs blieben ſeine Standesgenoſſen. Und wie der Stand, ſo hatte das Land, die Gegend, in welcher er geboren war und welcher er angehörte, gewaltigen Einfluß auf ihn. Bei dem Mangel an Verkehrswegen, bei den Zoll- und andern Schranken, welche ſich damals überall erhoben, trugen die einzelnen Provinzen Frankreichs weit mehr eigenthümliches Gepräge als jetzt. Die Gegend von Bordeaux hat von den Reichthümern, mit welcher ein gütiger Himmel Frankreich ſegnete, von allem ein wenig, gemäßigtes Klima, ſanfte Hügel mit der edelſten Rebe bepflanzt, lachende Thäler, eine reich angebaute Landſchaft, einen gewaltigen Strom und eine mächtige Hauptſtadt, die des

Meeres Vortheil genießt, ohne seinem Wüthen ausgesetzt zu sein; die fleißige, sparsame, ordnungsliebende Bevölkerung freut sich des Wohlstandes, den sie sich errungen, wacht eifersüchtig über ihre Privilegien, aber sie kann den beweglichen Gascogner mit seinem Witz und seinen Fanfaconaden auch nicht verleugnen. Montesquieu ist ein ächtes Kind der Gascogne, geistreich, witzig, angenehm, auch Paradoxen nicht abgeneigt, wo sie ihm helfen konnten, nicht irreligiös, aber noch weniger streng fromm oder kirchlich, immer skeptisch, arbeitsam und sparsam, von allem hat er etwas, man könnte sagen, auch das gemäßigte Klima spiegelte sich in ihm wieder, denn keine gewaltige Leidenschaft störte das ruhige Ebenmaß der Seelenkräfte.

Wenig wissen wir über die Jugendjahre, über das Leben im Elternhause; die Mutter, Marie Françoise de Penel, einer englischen Familie entstammend, war eine einfach fromme Frau, aber schon 1696 starb sie, der Vater, Jacob de Secondat, Baron von La Brède (geboren 1654, gestorben 1713) scheint nicht über das Maß des Gewöhnlichen hinausgeragt zu haben. Die bedeutendste Person in der Familie war der Präsident des Parlaments von Guyenne, Jean Baptiste de Secondat, Baron von Montesquieu, des Vaters älterer Bruder. Seine Laufbahn sollte der junge La Brède ergreifen, und die Tradition der Familie, welche schon mehrere angesehene Juristen zu ihren Mitgliedern zählte, fortsetzen, für den Edelmann, der nicht in die Armee treten oder auf dem Lande seinen Kohl bauen wollte, war dies ohnedies die passendste. Mit elf Jahren kam er in das damals hoch berühmte Institut von Juilly bei Meaux, bis zum 22. ist er dort geblieben; zu der Zahl der Wunderkinder, welche durch ungewöhnliches Wissen alles frühe in Erstaunen setzen, gehörte er nicht, aber er lernte gern und leicht, man mußte ihn eher von den Studien abhalten, als dazu treiben. Die Kenntnisse, welche er sich dort erwarb, waren sehr solid, hier bildete sich jene auf das Wissen, auf die Vermehrung der Kenntnisse gerichtete Richtung aus, welcher er sein Leben lang treu blieb und welche in dem schönen Worte Vergils ihren vollen Ausdruck findet: Ante omnia Musae; die classischen Studien waren ihm die liebsten, was auf dem Boden von Attika und Rom sich ereignet, machte einen unauslöschlichen Eindruck auf ihn, an den großen Gestalten, die das Forum von Rom mit dem Klang ihrer Worte, mit dem Widerhall ihrer Thaten erfüllten, bildete sich sein politischer Sinn und es ist ein bedeutsames Zeichen von seiner Liebe zu den herrlichen Todten des Alterthums, zugleich von dem Ernste, mit welchem er die höchsten Probleme des Lebens erfaßte, wenn er im 22. Jahre in einem kleinen (ungedruckt gebliebenen) Schriftchen die kirchliche Meinung seiner Lehrer von der ewigen Verdammniß der Heiden entschieden bekämpfte, nicht minder davon, wie wenig Eindruck der langjährige Aufenthalt im Ordenshause auf seine religiöse Anschauung ausübte.

Nach Vollendung seiner Studien wurde er im Februar 1714 zum Parlamentsrathe in Bordeaux ernannt, ein Jahr nachher (30. April 1715) heirathete er Johanna Lartigue — ein protestantisches Mädchen; wenige Wochen vorher (8. März) hatte Ludwig XIV., am Rande des Grabes das Verfolgungswerk seines Lebens krönend, jenes entsetzliche Edict erlassen, welches den Protestantismus geradezu als nicht mehr existirend erklärte, und alle Protestanten als Abtrünnige (relaps) mit den schwersten Strafen bedrohte. Die Geschichte jener Zeit erzählt nicht, daß viele Hugenotten dadurch zum Uebertritt bewogen wurden, man hielt das Bekenntniß nur um so sorgfältiger geheim; auch Johanna Lartigue blieb eifrige Calvinistin, ihr Vater war schon früher zum Katholicismus übergetreten, nur zur Trauung nach katholischem Ritus verstand sie sich, da die Ehe sonst als Concubinat angesehen worden wäre. Es war keine romantische Schwärmerei für eine verfolgte Confession, welche Montesquieu zu dieser Heirath veranlaßte, denn zum Schwärmer hatte er keine Anlage, am allerwenigsten begeisterte er sich für das, was Christenthum, Religion, Confession hieß. Es finden sich in seinen Schriften sehr schöne Worte über den Glauben an die Unsterblichkeit der Seele, über den Werth der Religion, über den segensreichen Einfluß des Christenthums auf die Völker, aber die losesten Spöttereien und die schärfsten Urtheile laufen daneben her; Montesquieu war ein viel zu klarer und besonnener Mann, um den Einfluß ganz zu verkennen, welchen der größte Factor in Welt und Leben ausübt, aber eine ungeheuchelte Bewunderung für die Stoiker, eine deistische Ansicht bilden den Grundton seiner religiösen Gesinnung, von welcher er auch in seinen Schriften kein Hehl macht. Es mag sein, daß der Protestantismus seiner Frau es ihm leichter machte, sich von der überkommenen katholischen Lebensanschauung zu lösen, aber eigentliche Spuren ihres Einflusses lassen sich in seinen Werken nicht verfolgen.

Denn jene glückliche Häuslichkeit, welche man so gern auch bei den Heroen des Geistes treffen möchte, ohne welche das reichste Leben viel von seinem Zauber verliert, zog nicht in das Schloß La Brède ein. Johanna war reich, aber nicht hübsch, sie hinkte ein wenig, freilich versichert man, Montesquieu habe eine gewisse Vorliebe für häßliche Frauen gehabt, diesmal hat sie nicht lange vorgehalten; die Frau mag anspruchslos, unbedeutend gewesen sein, und es ist nicht unmöglich, daß Montesquieu, ein Aristokrat des Geistes, sie gerade deßwegen heirathete, bei ihm selbst galt die Stimme des Herzens nicht als die erste, er war seinem eigenen Geständniß nach der Freund der Geister und der Feind der Herzen, konnte ihm doch eine einzige Stunde Studiums jeden Kummer vertreiben; er meinte, nicht für die Ehe geschaffen zu sein, in Jünglingsjahren hat er aus dem Becher der Lust manchen Zug gethan und auch später sich von der Frivolität und dem Leichtsinn jener sitten-

losen Zeit nicht fern gehalten, in allen seinen Schriften finden sich Zeilen, welche ein ehrbarer Vater seinen Töchtern nicht vorlesen kann, und wenn auch die damalige Frauenwelt mehr ertragen konnte in dieser Hinsicht als unsere feinfühlende Gegenwart, so hat er doch sehr bedenkliche Aeußerungen über Ehescheidung, Polygamie ꝛc. ausgesprochen, die einen — und nicht den höchsten Maßstab für die Werthschätzung der Frau überhaupt gewähren. So herrschte also eine kühle Atmosphäre in Montesquieus Hause, nie hat die Frau seinen Aufenthalt in Paris getheilt, in keinem Briefe ist ihrer erwähnt und auch als das Schloß sich mit Kindern füllte, wurde das Verhältniß wenig geändert. Erst in späteren Jahren wurde die jüngste Tochter Denis, ein gescheidtes lebhaftes Mädchen, die eifrige Correspondentin ihres Vaters, sie las ihm vor, unterstützte ihn bei seinen Arbeiten; den Sohn ließ er am Zustandekommen des „Geistes der Gesetze" theilnehmen.

Mit dem Tode seines Oheims (gestorben 1716), der ihn zu seinem Universalerben einsetzte, gingen nicht blos die Güter und der Titel Montesquieu, sondern auch die Präsidentenwürde auf ihn über; unter diesem letzteren Namen war er in der französischen Gesellschaft bekannt. Bis zum Jahre 1728 erfüllte er getreulich seine richterlichen Amtspflichten, aber nicht auf dem Felde der praktischen Thätigkeit sollten seine Lorbeeren reifen, mit der Gestaltung des französischen Rechts steht sein Name in keiner Verbindung; wer schon in seinen Studienjahren, als man ihm die ersten Rechtsbücher in die Hand gab, ihren Geist zu erforschen suchte, der wird dem Detail des Rechtsganges nie eine besondere Vorliebe abgewinnen können. Und neben der philosophischen hat er stets die historische Seite des Rechts im Auge gehabt, die vielen coutumes des Landes — und er war nicht wenig stolz darauf, daß die Herrschaft Montesquieu ihren eigenen hatte — zogen ihn besonders an, der Unifikation des französischen Rechts widerstrebte er stets, das historisch gewordene, naturgemäße wünschte er immer zu erhalten. Wie scharf aber sein Auge für die vielen Mißbräuche in der Rechtspflege, für die Unwissenheit der Richter und die Geldgier der Advokaten war, davon legen die bittern Stellen in den persischen Briefen sattsam Zeugniß ab.

Amt, Familie, Verwaltung des ererbten Besitzes nahmen den regen Geist des Präsidenten nicht völlig in Anspruch; Neigung und Anlage führten ihn zu literarischem Wirken. Die Kaufmannstadt Bordeaux durfte sich doch rühmen, eine Art Akademie zu besitzen, in welcher Musik, Literatur, Naturwissenschaften gleichmäßig gepflegt wurden, ein ehemaliger Sekretär Laws Mentlon war das eifrigste Mitglied derselben; 1716 trat Montesquieu in sie ein und bereitwilligst nahm alles den vielversprechenden, reichen und vornehmen jungen Mann auf, sein Ruhm strahlte dereinst hell auf die Akademie selbst zurück, bis an seinen Tod blieb er ihr eifrigstes Mitglied, hier las er seine ersten schrift-

ſtelleriſchen Arbeiten vor, er ſetzte Preiſe aus, ſchenkte Inſtrumente und führte ihre Proceſſe. Weit waren die Grenzen, welche er ſeinem Wiſſen ſteckte, in die damalige Strömung der Literatur iſt er voll eingetreten. Frankreichs klaſſiſche Periode war vorüber, man hielt ſich nicht mehr durchaus in den Lorbeerhainen der Poeſie auf, die größere Freiheit unter der Regentſchaft, welche nach dem langjährigen despotiſchen Drucke von Ludwig XIV. doppelt aufregend wirkte, das Finanzelend, die Einwirkung Englands lenkten die geiſtige Thätigkeit naturgemäß auf philoſophiſche und politiſche Discuſſionen, die Naturwiſſenſchaften fingen an, immer breiter und glänzender den Strom ihrer Forſchungen und Entdeckungen zu treiben, das Zeitalter der Aufklärung zog am Horizonte herauf, immer helleres Licht überallhin verbreitend. Neben einander pflegte Montesquieu philoſophiſche und naturwiſſenſchaftliche Studien, trotz ſeines kurzen Geſichts machte er anatomiſche Präparate, legte ein Herbarium an, er ſchrieb Abhandlungen über das Echo und die Schwere der Körper, zu gleicher Zeit wo er die Politik der Römer in der Religion und das Syſtem der Ideen ſchriftſtelleriſch behandelte. Da erſchienen 1721 ziemlich unerwartet zwei kleine Bändchen, die perſiſchen Briefe. Sie enthalten die fingirte Correſpondenz zweier Perſer, Usbek und Rica, vom 21. Januar 1711 an bis zum 1. November 1720, welche auf der Reiſe und während ihres langen Aufenthaltes in Frankreich ihren Heimathgenoſſen über die Wunder, die Sitten und Lächerlichkeiten der abendländiſchen Welt ausführlich berichten. Die romantiſche Hülle, welche durch die Antworten aus dem Orient, durch die Klagen aus dem Harem über die Satire geworfen wird, iſt gerade dicht genug, um das Intereſſe des Leſers für die Fiction in Spannung zu halten, aber fühlbar ernſt ſchimmert der reale Hintergrund überall hervor. Wenn Montesquieu in der harmloſen Form der Briefe alle Kreiſe des franzöſiſchen Lebens und Denkens nach einander die Revue paſſiren läßt, und keinen mit ſeiner Geißel verſchont, wenn er hier den großen Magier verſpottet (den König), welcher durch Berührung Kröpfe heilt und ſeine Unterthanen glauben macht, daß ein Stück Papier Geld ſei, und dort die vierzig Unſterblichen (die Akademie), deren Ohren ſtets nur auf die ſchöne Cadenz der Worte lauſchen, wenn er die Allmacht der Frauen bei der Beſetzung der Stellen, die vornehmen Wichtigthuer, die neugierigen Journaliſten, die wechſelnde Mode mit ihren Thorheiten in ein paar wohlgelungenen Pinſelſtrichen perſiflirt, ſo ſind das alles nicht blos die witzigen Einfälle eines lachenden Philoſophen, eines ſcharfen Beobachters, der ſeinem Humor freien Lauf läßt, ſondern es iſt der tiefe Ernſt des Vaterlandsfreundes darin ausgedrückt, der mit den Idealen der klaſſiſchen Welt, an welchen er ſeine Seele genährt, die mannichfach troſtloſe Gegenwart vergleicht und im Gewand der Satire ein getreues Bild der letzten Tage Ludwigs XIV. und der Regentſchaft mit all

ihrem Jammer, Finanzschwindel, Verfolgung der Protestanten, Streit über die Bulle Unigenitas, Sittenlosigkeit ꝛc. entwirft, es ist der Staatsmann, der Charakter, Zustand und Verfassung seines Volkes genau beobachtet und zergliedert, es ist der Freigeist, der kühn über die Schranken der positiven Religion sich hinwegsetzt, und nicht blos die Klöster und den Reichthum, die Habsucht der Geistlichkeit tadelt, sondern auch die Erbsünde läugnet und wie Rousseau den Selbstmord vertheidigt, so daß er seiner eigenen Tochter, als sie die persischen Briefe in die Hand nahm, sagen mußte: „Laß dies, mein Kind, es ist ein Buch in meiner Jugend geschrieben, nicht für die deinige bestimmt".

Der Erfolg war ein ungeheurer; noch nie war die Hand auf so viele Wunden gelegt worden, noch nie waren solche unerhörte Angriffe auf alles erfolgt; ein früherer Lehrer, dem Montesquieu das Manuscript vorgelegt, hatte das Werk zwar nicht gebilligt, aber geweissagt, es werde weggehen wie neugebackenes Brod; vollständig ging dies in Erfüllung. Fein, geistreich, elegant geschrieben, voll epigrammatischer Schärfe und tiefer Maximen, war das Buch, das anonym in Amsterdam erschienen war, überall gekannt und verbreitet, in einem Jahre erlebte es acht Auflagen. Jedermann kannte den Verfasser, aber genannt hat er sich nie. Wie Fenelon sich nie öffentlich zu seinem Telemach bekannte, aber auch ihn nie verleugnete, so hielt es Montesquieu mit seinen persischen Briefen. Schüchternheit, sagt er, ist von jeher die Geißel meines Lebens gewesen; auch bei seinen Wohlthaten wollte er nicht erkannt sein; weltbekannt, auch dramatisch verwerthet, ist folgende That von ihm: Anfangs Juni 1734, an einem Sonntag Morgen, machte er eine kleine Bootfahrt auf dem Meer bei Marseille. Der Kahnführer schien nicht der geschickteste zu sein; im Gespräch darüber gestand der arme Junge, daß er allerdings die Woche über ein anderes Handwerk treibe, aber auch am Sonntag etwas zu verdienen suche, um seinen Vater, der in der Gefangenschaft in Marokko schmachte, sobald als möglich loskaufen zu können. Sechs Wochen nachher kehrte der Gefangene unerwartet zu seiner Familie zurück, Niemand weiß, wem die Befreiung zu danken ist, nur der Sohn ahnt es. Nach zwei Jahren begegnet er seinem unbekannten Fahrgast, wirft sich ihm zu Füßen, dankt ihm und bittet ihn, sich von dem Glücke, das er geschaffen, selbst zu überzeugen, aber Montesquieu leugnet und entfernt sich rasch. Erst nach seinem Tode ersah man aus seinen Papieren, daß er einen Banquier beauftragt hatte, 7500 Francs nach Marokko zu schicken, um einen Mann von Marseille loszukaufen. Doch erklärt diese Schüchternheit nicht alles, so wenig als die witzige Art, womit er sich selbst persiflirt: Ich habe die Krankheit Bücher zu schreiben und mich nachher derselben zu schämen. Montesquieu war eine vorsichtige, ja ängstliche Natur, als Mann des Rechts hütete er sich sehr, mit den Behörden in einen ernsthaften Conflict zu kommen,

er hat an seinen Werken gestrichen und gebessert, was Anstoß erregte; bei der Abreise von Venedig warf er die Reisenotizen, die er sich sorgfältig jeden Abend aufgezeichnet, ins Wasser, als eine verdächtig aussehende Gondel die seinige umschwärmte, ein Märtyrer seiner Ueberzeugung wollte er nie werden und wenn er aus Klugheit manches scharfe Urtheil unterdrückte, manches beißende Wort wegließ, es blieb genug übrig, woran der denkende Leser seine wahre Absicht erkennen konnte.

In seinen persischen Briefen hat er den Ruhm ein zweites Leben genannt und die Maxime ausgesprochen: wir glauben nur dann zu leben, wenn dies auch im Gedächtniß der Nachwelt stattfindet. Ein bekannter Mann war er jetzt, berühmt konnte er nur in Paris werden, dorthin eilte er; gastlich wurde der zweiunddreißigjährige Mann mit dem feinen denkenden Antlitz, welches den von Cicero erhaltenen Bildern merkwürdig gleicht, dort aufgenommen. Bolingbroke hatte im Hause des Präsidenten Henault einen literarischen Cirkel gegründet, Club d'Entresol, von der Zimmerlage, genannt. Dort trafen sich die Berühmtheiten des Tages, d'Argenson, der Abt St. Pierre, Fontenelle und andere, ihnen allen trat Montesquieu näher, auch mit der galanten Mademoiselle de Clermont wurde er bekannt, ihr widmete er die beiden anstößigen Gedichte „der Tempel von Gnidos" und „die Reise nach Paphos", welche damals seiner Feder entflossen. Aber schwieriger war es, den Eintritt in die Akademie zu erringen; durch seine bisherigen Leistungen war er vollständig berechtigt, andern ebenbürtig als Bewerber aufzutreten, aber einige Neider benutzten den Umstand, daß er nicht in Paris wohne, um ihn abzuweisen. Nun war seine Eigenliebe gereizt, rasch legte er seine Stelle in Bordeaux nieder unter der Bedingung, daß sie später seinem Sohne übertragen werde, dann nahm er ohne seine Familie einen festen Wohnsitz in Paris. Durch eine kleine Abhandlung führte er sich aufs glücklichste in den Salon der Frau von Lambert ein, wo die meisten Sitze der Unsterblichen vergeben wurden, die Wahl schien sicher, da legte Cardinal Fleury, dessen Mißfallen einige Stellen der persischen Briefe erregt hatten, sein Veto ein. Montesquieu legte dem Beherrscher Frankreichs eine eiligst gedruckte Ausgabe vor, in welcher die beanstandeten Puncte ausgemerzt waren, und Januar 1728 nahm er den ersehnten Fauteuil ein — über welchen er früher so unbarmherzig gespottet hatte.

Verstimmt durch diese widerwärtigen Erfahrungen beschloß er, für eine Zeit lang Paris und sein Vaterland zu verlassen und zu reisen. Schon trug er sich mit dem Plane seines großen Werkes über die Gesetze, und wenn noch jetzt der Historiker und Nationalökonom die Stätten besuchen muß, über welche seine Feder berichten will, wie viel nothwendiger als Bildungsmittel war das Reisen damals, wo die Nationen noch weit mehr getrennt lebten,

und nicht Dampf noch Telegraph und Photographie Raum und Zeit überwunden hatten!

Im Frühjahr 1728 schied er vom heimischen Boden, als er im April 1731 zurückkam, hatte er Oesterreich, Ungarn, Italien, die Niederlande gesehen, einen besonders langen Aufenthalt aber in England genommen. Bedeutungsvoll in hohem Maße ist diese Reise für ihn gewesen, denn reich an Kenntnissen, an persönlichen Bekanntschaften kehrte er zurück. In einem Augenblick des Unmuths hatte er daran gedacht, den Pfad der Literatur zu verlassen und die diplomatische Laufbahn einzuschlagen, zum Glück für ihn und die Wissenschaft wurde sein Gesuch abschlägig beschieden. In Wien lernte er Prinz Eugen von Savoyen kennen, in Venedig traf er mit Law zusammen, in Rom dispensirte ihn Benedict XIII. vom Fastengebot, dankend nahm der Gascogner die Erlaubniß an, das päpstliche Breve aber sammt der Sportelrechnung gab der Sparsame zurück mit den Worten: der Papst sei ein solch ehrenwerther Mann, daß er ihm auf das bloße Wort hin glaube. In England war er während der achtzehn Monate (October 1729 bis April 1731), welche er dort weilte, der Gast von Lord Chesterfield, er wurde bei Hofe vorgestellt, in die Kreise der englischen Aristokratie eingeführt, lernte Walpole, Locke, Swift und andere kennen und Jahre lang blieb er mit manchen englischen Bekannten in vertrautem Briefwechsel. Aber wichtiger war für ihn, der die politischen und socialen Zustände der Länder und Völker, ihre Gesetze und Verfassungen studieren wollte, daß er durch seine Freunde einen genauen Einblick gewann in das Triebwerk der englischen Staatsverwaltung, in das ganze Parteiwesen des mächtigen Staates; seit der Revolution von 1688, seit Wilhelm III. hatte die englische Staatsverwaltung eine entschiedene freiheitliche Entwickelung angenommen, beinahe in gleichem Schritt mit dem gewaltig pulsirenden Leben der Nation und der zunehmenden Machtentfaltung gegen außen ging der Einfluß der englischen Naturforscher und Philosophen; die Ideen und Ansichten von Newton, Locke, Hume bürgerten sich jenseits des Canals eben so ein, wie in der Gegenwart die von Darwin, Herbert Spencer und Stuart Hill. Tief empfand Montesquieu den schneidenden Gegensatz, in welchem dies Land der Freiheit mit dem damaligen Frankreich stand, wo Hofdienst und Regierung zusammenfielen, wo die Bureaukratie in der schönsten Blüthe stand, wo die Gegenwart trübe, aber noch düsterer die Zukunft drohte. Von da an war er ein Bewunderer der englischen Verfassung, freilich ohne blind zu sein gegen ihre Mängel und Fehler, aber das berühmte Capitel über sie im „Geiste der Gesetze" hat mehr als alles andere dazu beigetragen, das Festland, ja England selbst, über dieselbe aufzuklären, und wenn er sie als Ideal einer Repräsentativverfassung darstellte, so sind dafür die Engländer auch seine größten Lobredner gewesen.

1734 erschienen seine Betrachtungen über die Ursachen der Größe und des Verfalls der Römer, wiederum anonym, der Form nach sein vollendetstes Werk, denn es ist aus einem Gusse. Mit Meisterhand hat Montesquieu in dem kleinen Büchlein eine Skizze der römischen Geschichte entworfen von Romulus bis Constantin Paläologus, aber nicht als Philologe oder Geschichts- und Alterthumsforscher geht er an dies großartige, einheitlichste Thema der Weltgeschichte, sondern pragmatisch, nach dem Zusammenhang und der Gesetzmäßigkeit, in welcher die allgemeinen sittlichen Ideen, die staatenbildenden und -stürzenden Ursachen mit den äußeren Ereignissen stehen, forscht er, es ist mehr eine philosophische als historische Betrachtung der römischen Geschichte, manche Unrichtigkeiten und falschen Urtheile laufen dabei mit unter, aber das Ganze mit seiner spannenden und anregenden Darstellung bleibt ein interessantes Gemälde von des römischen Staats Werden und Vergehen.

Ruhig, mit seinen literarischen Arbeiten beschäftigt, brachte er die nächsten Jahre zu; an Ehren war ihm zu Theil geworden, was die gelehrte Welt ihren Größen zu bieten vermag, die königliche Gesellschaft in London, die Berliner Akademie hatten ihn zum Mitgliede gewählt. War er in Paris, und einen großen Theil des Jahres hielt er sich dort auf, so war der Präsident hochwillkommen in den Salons der Mademoiselles Geoffrin, du Deffand, Aiguillon und anderen; auch die bizarre Frau du Tencin zählte ihn zu den „Bestien ihrer Menagerie" wie sie ihren Salon zu nennen pflegte und Montesquieu gehörte ebenfalls zu den Glücklichen, welchen sie jedes Neujahr ein paar schwarze Sammtbeinkleider zum Geschenk machte, man behauptete, im vollendeten Laufe der Jahre habe sie mehr als 8000 Ellen Sammt so sinnig verwendet! Behaglich schwamm er mit in dem leichten Ton der Conversation, welcher dort herrschte, immer bereit witzig und angenehm den Ball der Rede weiter zu schleudern, wenn er zu ihm heranflog; er liebte die Gesellschaften, zu welchen er nichts mitzubringen brauchte, als seinen Alltagsverstand. Die jüngere Generation der zahlreichen Schriftstellerschaar Frankreichs, Helvetius, Diderot, Maupertius, Suard und andere verehrten in ihm den freundlichen Meister, der allen hülfebereit entgegenkam, das aufstrebende Talent unterstützte, und sie auf den Pfad wies, Völker und Regierungen aufzuklären, als die einzige des Philosophen würdige Beschäftigung. Nur mit Voltaire war das Verhältniß gespannt, zwei Sterne kreisen nicht in einer Sphäre, und wenn der Verfasser der Henriade die persischen Briefe kindisch fand und dem Verfasser der Betrachtungen über Roms Größe und Verfall vorwarf, einen solch wichtigen Stoff leichtsinnig behandelt zu haben, ja ihn der Gottlosigkeit zieh, was sich gewiß seltsam in seinem Munde ausnahm, so zahlte ihm Montesquieu mit gleicher Münze heim: Voltaire sei nicht schön, nur hübsch, er sei der Mensch, aus dessen Munde in der kürzesten Zeit möglichst

viele Lügen gehen. Die übrige Zeit brachte er in seinem Schlosse La Brède zu; noch ist sein Arbeitszimmer, die Bibliothek, erhalten, ein hohes geräumiges Gemach mit dem Blick auf die reiche blühende Landschaft, noch finden sich die Lieblingsschriftsteller dort vereinigt, deren Studium seine wichtigste Beschäftigung war, es sind die klassischen Werke aus allen Wissenschaften mit besonderer Bevorzugung der Alten; auf- und abgehend dictirte er seinem Sekretär, freilich oft in großen Pausen. Denn Montesquieu war kein rascher Arbeiter, ungesucht flossen ihm bei seiner lebhaften Einbildungskraft die Gedanken zu, aber seine Sprache war nicht im Stande, diesem raschen Strome zu folgen; fünfmal wurde eine Phrase angefangen, gewendet, corrigirt, bis sie ihm gefiel, man sieht dies an den vorhandenen Originalmanuscripten; man erzählt, einmal sei der Schreiber drei Stunden still gesessen, bis eine neue Zeile fertig geworden. Nach der Arbeit erfrischte er sich durch einen Spaziergang in seinem Garten, welchen er gleich nach seiner Rückkehr aus England in einen Park hatte verwandeln lassen; Fremde, welche ihn besuchten, führte er gerne dort und in der Umgegend umher, trefflich kannte er sie, wie auch die Bauern seiner Ortschaften. Denn Studium und Schriftstellerei ließen dem praktischen speculativen Manne immer noch Zeit genug, seine Ländereien zu verbessern, neue Weinberge anzulegen, er mußte deswegen einen Proceß führen, weil die damalige Regierung eine weitere Ausdehnung des Weinbaues in Bordeaux nicht dulden wollte, eifrigst trachtete er danach seine Weine möglichst gut zu verkaufen, er war sparsam und genügsam, ohne daß man ihm bei einer oft bewiesenen anspruchslosen Wohlthätigkeit Geiz vorwerfen konnte.

Langsam rückte das Werk, an welchem er seit Jahren arbeitete, vorwärts, er selbst klagte darüber; „mein Leben verstreicht, mein Werk bleibt stehen," Bruchstücke zeigte er hie und da seinen Freunden, 1745 las er es seinem Sohne und den langjährigen Freunden, dem Abt Guasco und dem Präsidenten Barbot vor, 1747 war das Manuscript druckfertig. Jetzt durften die Pariser Bekannten Henault, Helvetius, Silhouette, Fontenelle darüber zu Gericht sitzen und ihr Urtheil fiel nicht zu Gunsten desselben aus, aber Montesquieu vertraute dem interessanten Gegenstande, etwas auch seiner Darstellung. In Genf, welche Stadt von Alters her das Privilegium hatte, ihre Bücher zollfrei in Frankreich einzuführen, unter Aufsicht des reformirten Geistlichen Vernet, der hie und da einige kleine Aenderungen anbrachte, wurde es gedruckt. November 1748 erschien der Esprit des lois.

Es ist hier nicht der Ort, eine ausführliche Darstellung dieses merkwürdigen und wichtigen Buches zu geben, eine kurze Skizze seiner Bedeutung möge genügen. Montesquieu schrieb keine Rechtsphilosophie, keinen contrat social, weniger als Jemand ist er Systematiker, auch ist das Buch im

Grunde ein Fragment geblieben; wer von dem Verfaſſer der perſiſchen Briefe eine neue Utopia erwartete, wurde gründlich enttäuſcht. Ausgehend von dem Begriff des Geſetzes, als der nothwendigen Beziehung, welche die Dinge ihrer Natur nach zu einander haben, wird der ganze politiſche und ſociale Bau der menſchlichen Geſellſchaft beſprochen. Natur-, Völkerrecht, poſitives Recht, die Arten der Regierung, das Verhältniß der bürgerlichen Freiheit zur Verfaſſung, der Einfluß von Land und Klima auf die Geſetze, auf die Religion, Sklaverei, Handel, Geld, wird in den Kreis der Erörterung gezogen. Bei der ungemeinen Beleſenheit des Verfaſſers war es ihm leicht, nicht etwa Beiſpiele für alles anzuführen, ſondern die einzelnen beſtehenden Geſetze und Verhältniſſe aus ihrer innern Nothwendigkeit nachzuweiſen, zum Allgemeinen ſich zu erheben und die innige Wechſelwirkung zwiſchen Volksgeiſt und Geſetz, das natürliche Bedingtſein des Staates überall klar zu legen und ſo den factiſchen Widerſpruch um ſo greller hervortreten zu laſſen. Es iſt begreiflich, daß manche ſchiefe Urtheile ſich einſtellen, aber es enthält eine Fülle der weitgreifendſten Ideen, der Verfaſſer führt die ethnographiſchen Verhältniſſe gern auf die klimatiſchen zurück, der Einfluß, welchen das Land auf das Volk, ſeine Verfaſſung, ſeine ganze Entwickelung hat, wird ſtark betont, er ſpricht offen aus, daß der Proteſtantismus mehr für die nördlichen, der Katholicismus mehr für die ſüdlichen Gegenden der Erde beſtimmt ſei, er iſt der Vater aller modernen Verfaſſungen durch ſeine berühmte Unterſcheidung der legislativen, executiven und richterlichen Gewalt, durch ſeine Vorliebe für die engliſchen Inſtitutionen iſt als Ideal einer Staatseinrichtung die conſtitutionelle Monarchie mit einer Erb- und Wahlkammer beinahe allgemein anerkannt. Montesquieu iſt nichts weniger als ein politiſcher Brandſtifter, er will der franzöſiſchen Monarchie nicht die Wurzeln ihrer Kraft abſchneiden, ſondern ſie beleben, er hält mit angeborenem hiſtoriſchen Sinn Erbadel, privilegirte Stände, Provinzialſtände ꝛc. feſt, aber das Buch mit ſeinen freiheitlichen Grundſätzen, in einer gährenden Zeit geſchrieben, trug nicht dazu bei die Bewegung der Geiſter aufzuhalten, es beförderte ſie und wurde eine Rüſtkammer, aus welcher auch die Parteien der Revolution, des Umſturzes ihre Waffen holten.

Merkwürdig war das Schickſal des Buches; die Cenſur verbot es anfangs in Frankreich, natürlich gab es doch Leute genug, welche es ſich zu verſchaffen wußten, auch ſolche, welche vieles daran auszuſetzen hatten, an der etwas abgeriſſenen Form, wie an dem gefährlichen Inhalt. Eine witzige Dame ſagte: es ſei Geiſt über die Geſetze, eine ganze Broſchürenliteratur entſpann ſich, bald zogen die geiſtlichen Behörden es vor ihr Forum. Die Sorbonne verdammte dreizehn Artikel darin, und nach langen Verhandlungen ſetzte Rom 2. März 1752 es auf den Index der verbotenen Bücher. Montesquieu,

dem daran lag, mit der Geiſtlichkeit gut zu ſtehen, hatte, wie Büffon, corrigirte Ausgaben in Ausſicht geſtellt, die Abſchnitte, in welchen er Chriſtenthum und Offenbarung vertheidigt, beſonders betont, aber es blieb bei dem Urtheil; öffentlich bekannt gemacht wurde es zwar nicht, aber während in dem kurzen Zeitraum von zwei Jahren zweiundzwanzig Auflagen nöthig geweſen war, erſchien nun drei Jahre lang keine mehr. Tröſten konnte er ſich dafür an dem großen Beifall, mit welchem man ſein Werk im Ausland, beſonders in England aufnahm, mehr als ſechs Jahre lang war es ihm vergönnt, denſelben in ungeſtörtem Wohlſein zu genießen. Der Gewohnheit der Jugend, fleißig zu arbeiten, blieb er auch im vorgerückten Lebensjahre treu, das ſchöne Wort von Aeſchylus an ſich beſtätigend: Zum ſteten Lernen bleibet auch das Alter jung. Eine Geſchichte des Oſtgothenkönigs Theodorich beſchäftigte ernſtlich den beinahe Erblindeten, zum Abſchluß kam ſie nicht. Anfang 1755 reiſte er nach Paris, ein Unwohlſein überfiel ihn, das bald in eine tödtliche Krankheit überging. Nun kam die große Frage der Beichte, der Abſolution, denn die Möglichkeit eines kirchlichen Begräbniſſes hing davon ab; es war noch nicht allzulange her, daß die Pariſer Geiſtlichkeit eine ganz beſtimmte formelle Urkunde über Rechtgläubigkeit verlangt hatte, ehe ſie das Sacrament gewährte; man weiß, wie die Neffen Voltaires ſich beeilten, den Leichnam ihres Oheims in die Abtei Scellières zu bringen, um allem Scandal vorzubeugen.

Montesquieu hatte eine principielle Feindſchaft gegen Klerus und Chriſtenthum gezeigt, zu Geſtändniſſen war ſeine „Mäßigung“ ſtets bereit geweſen, ſo erfüllte er denn auch getreulich ſeine Pflicht als guter katholiſcher Chriſt. Seine Frau und ſeine Kinder waren nicht an ſein Krankenbett geeilt, wir wiſſen nicht, aus welchem Grunde; machte ſich vielleicht jenes kühle Verhältniß zwiſchen Mann und Frau noch im letzten Augenblicke geltend? Montag, den 10. Februar 1755 ſtarb er, in dem Gewölbe der St. Genofeva Kirche fand ſein Leichnam eine vorläufige Ruheſtätte, zu welcher eine kleine Anzahl von Verwandten und Freunden, von der gelehrten Welt nur Diderot ihn geleitete. Als Frankreich unter die Herrſchaft der Jacobiner kam, verſchwanden die Ueberreſte des Präſidenten, wahrſcheinlich ſind ſie mit anderen in die Katakomben von Paris geworfen worden und Frankreich weiß nicht, wo einer ſeiner größten Meiſter in Politik und Geſchichte, Satire und Recht ſeinen letzten Schlummer ſchläft.

Die Gegend von Sophia.

Wenn die längst im Tracé festgelegten Bahnen fertig gestellt sein werden, welche von Norden her den Anschluß an das türkische Eisenbahnsystem bilden sollen, so wird neben dem Handelsverkehr auch der Reiselust ein weites Feld geöffnet sein. Das lebhafte Interesse, welches Oesterreich und überhaupt das mitteleuropäische Productionsgebiet an der Vollendung dieses Werkes nimmt, wird ohne Zweifel den Bau schnell fördern helfen, sobald nur friedlichere Verhältnisse auf der Balkanhalbinsel eintreten. Bisher dienten die von der Südküste gegen den Balkan geführten beiden Linien lediglich englischem Vortheil, indem von den Häfen von Salonik, Enos und Konstantinopel die Waaren leicht ins Innere gelangten, und die österreichischen Producte, welche auf den schwierigen Landtransport angewiesen waren, mehr und mehr selbst von den Messen nördlich des Balkan verdrängten.

Noch wichtiger für Oesterreichs Handel als die bosnische Linie wird die serbische sein, welche von Belgrad im Moravathal aufwärts, dann längs der Nissawa nach Nisch und dem alten Sophia führen soll und über den Paß des Trajansthors den Anschluß an die bereits im Betrieb stehende Strecke der rumelischen Bahn östlich von Philippopel sucht. Diese Richtung der Hauptbahnlinie der Balkanhalbinsel folgt genau der uralten Verkehrsstraße von Belgrad nach Konstantinopel, deren römischer Unterbau bis heute eine um so größere Bedeutung behauptet hat, als in späteren Jahrhunderten zwar zahlreiche Heereszüge auf diesem Wege von der Donau zum ägäischen Meer und zurück zur Donau gefluthet sind, aber weder das alte Bulgarenreich noch der osmanische Staat je wieder genügend für ihre Herstellung gesorgt hat. Wie lebendig zu allen Zeiten die Erinnerung an die römische Verwaltung geblieben, bezeugen am besten die zahlreichen Bauten, Orte und Straßen, die, zum Theil ohne historische Begründung, den Namen des Kaisers Trajan, des Bauherrn κατ' ἐξοχήν, tragen. Von der Narrentabrücke bei Mostar, die dem Orte selber den Namen gab (most, slavisch = Brücke) bis zum Trajanswall fern in der Dobrudscha kehrt der Name häufig wieder.

Die Gegenden, welche die neue Bahn in der Mitte der Halbinsel durchschneidet, sind äußerst fruchtbar, wohl angebaut und hier und da gewerbreich, vor allem die Gegend um Sophia und Samalow. Die Stadt Sophia ist zwar heute ärmlich und zählt kaum 20,000 Einwohner, Türken, Juden und Bulgaren zu annähernd gleichen Theilen. Die große Moschee und ein gemeinsames Bad über einer warmen Quelle, wie sie in dem vulkanischen Gebirge der Umgegend häufig sind, bilden die Sehenswürdigkeiten. Im Süden der Stadt, in der Mitte zwischen Balkan und Rilogebirge, erhebt sich der

gewaltige Vulkankegel des Witosch zu einer Meereshöhe von 7000 Fuß, der Rigi der centralen Türkei, wie der erfahrene Verfasser von „la Turquie d'Europe", Boué, ihn bezeichnet. Der Witosch ist der Wetterberg von Sophia. An seinem breiten Felsengipfel verdichten sich im Hochsommer die Wasserdünste der Luft zu schweren Gewitterwolken, die fruchtbringend sich über die Ebene ergießen. Ist die Kuppe in Schnee gehüllt, so beginnt der Winter mit seinen Stürmen.

Man ersteigt den Witosch ziemlich steil von Sophia, leichter von Samakow aus, doch vermögen die einheimischen Pferde auch über Felsblöcke den Gipfel zu erklimmen. Den Abhang des Berges bedecken herrliche Alpenweiden, höher hinauf wechseln Trümmerfelder mit sumpfigen Strecken. Eine mächtige Pyramide mit grasbedeckter Fläche bildet den höchsten Gipfel des Berges, von dem man die Stadt Sophia tief unten erblickt.

Auf den Alpweiden am Witosch und im Gebirge von Ichtiman sind im Hochsommer Tausende von Pferden, und ungeheure Mengen von Schafen werden, selbst aus der Gegend von Konstantinopel, hier hinauf getrieben, um für den Winter nach den wärmeren Landstrichen zurückzukehren.

Vom Gipfel des Witosch überblickt man den größten Theil des Balkan. Sein schroffer Südabfall ist durch eine ungeheure Spalte im Gefüge der Schichten gebildet, deren entsprechende Fortsetzungen in dem südlich vorgelagerten Mittelgebirge wieder auftreten. Noch um ein Drittel höher als die sechstausend Fuß zählenden höchsten Gipfel der Balkankette treten im Süden die Hochgebirge des Milo hervor, deren wilde zackige Kämme den Horizont abschließen. Nach Westen trifft das Auge auf eine unentwirrbare Fülle von Gipfeln, und die einfache Umschau von dieser centralen Höhe widerlegt die früher gebräuchliche Darstellung einer zusammenhängenden alpinen Kette, welche die illyrische Halbinsel vom adriatischen bis zum schwarzen Meere durchschneiden ließ. Für den Bahnbau, insbesondere für die Verbindung der Hauptlinie über Nisch mit der bereits im Betriebe stehenden Strecke Salonik-Mitrowitza, sind die Schwierigkeiten bedeutende. Die weit durchgehenden Thalbildungen verlaufen zumeist von Nord nach Süd und die unregelmäßig eingeschnittenen Querthäler weisen Terrassenbildungen von ungemein scharfem Niveauwechsel auf.

Nach allen Seiten führen durch die Gebirge von Sophia aus fahrbare Straßen. Außer der großen Heerstraße von Belgrad nach dem Bosporus münden in Sophia Wege von Radomir und Küstendil im Süden, sowie zwei Balkanübergänge über Etropol und Berkowatz. Nach Osten geht in Richtung auf Wranja eine Fahrstraße gegen das neu von Serbien erworbene altserbische Gebiet, hört indeß im Gebirge auf. Von der großen Heerstraße nach Konstantinopel zweigt sich östlich Sophia ein Weg nach Samakow ab. Die Lage

dieſer gewerbreichen Stadt auf nahezu dreitauſend Fuß Meereshöhe gewährt derſelben ein friſches Klima, das im Süden zu einer Höhe von neuntauſend Fuß aufſteigende wildgezackte Rilogebirge, aus deſſen Schluchten der Iſker in klaren Fluthen hervorbricht und zahlreiche Waſſerwerke treibt, geſtaltet die Lage des Ortes zu einer ungemein großartigen und mit Behagen wird der Reiſende vor der Hitze im Maritzathal bei Philippopel dorthin entfliehen.

Die Eiſeninduſtrie von Samakow beruht auf dem Vorkommen von Magneteiſen in der Form von kleinen Brocken im Syenit der Umgegend. Bei der Verwitterung des körnigen Geſteins werden auch die Eiſentheilchen frei und dieſe ſammeln ſich durch einen natürlichen Schlemmproceß vermöge ihrer eigenen Schwere in der Form eines feinen Sandes in allen Waſſerriſſen und Bachrinnen des Gebirges. Seit undenklichen Zeiten wird derſelbe zur Erzgewinnung ausgebeutet. Künſtliche Waſſerleitungen und Teiche dienen zum Sammeln des Metalls. Die Arbeit beginnt im Frühjahr, wenn die angeſchwollenen Bäche das aufgelockerte Geſtein mit ins Thal reißen. In den Sammelbecken wird die Maſſe umgerührt, damit die Eiſentheile ſich ſenken, und dieſe Arbeit wiederholt ſich in mehreren Stockwerken. Gewöhnlich wird eine derartige Anlage von mehreren Familien gemeinſam betrieben. Das Schmelzen des Erzes geſchieht in Oefen von einfacher Form, aus welchen wohl die Hälfte des Erzſandes vom Feuer unberührt hinausfliegt und auf dem Dache der Schmelzhütte niederfällt, ein anderer Theil trennt ſich wegen der geringen Temperatur gar nicht von der Schlacke. Der Geſammtertrag der Gegend von Samakow an Eiſen überſteigt daher im Jahr auch nicht einige fünfzigtauſend Centner, eine Summe, die ein einziger großer Hochofen zu erzeugen vermag. Die Eröffnung des Bahnbetriebes in dieſen Gebieten dürfte daher durch die leichtere Herbeiſchaffung fremden Eiſens die eingeborene Induſtrie erheblich beeinträchtigen.

Die Waſſerkraft wird übrigens auch in großen Gerbereien und Tuchfabriken verwerthet.

An dem Südabhang des Rilogebirges, von Samakow aus auf ſteilem Paßpfade, von der anderen Seite auf bequemen Straßen zu erreichen, liegt in einem abgeſchloſſenen Thale das große Rilokloſter.

Ganz abweichend von der Lage der Klöſter im Norden, deren ſtolze Gebäude häufig die hervorragendſten Puncte der ſchönſten und fruchtbarſten Landſchaften einnehmen, liegt das Monaſtir der orthodoxen Kirche einſam und verſteckt, von nirgends her ſichtbar.

In den wildeſten und unzugänglichſten Schluchten, ja mit Vorliebe in ſolchen, finden ſich mönchiſche Anſiedelungen, in romantiſcher Umgebung an klaren Felſenbächen. Dieſe Anſiedelungen werden indeß gerade um ſolcher

Reize willen nicht nur von Wallfahrern, sondern zur Sommerzeit auch von Gesunden wie Kranken zum Ziel der Ausflüge gewählt.

Man wandert nach dem Kloster wie in ein Bad oder zur Sommerfrische und die ursprünglich als Einsiedeleien errichteten Niederlassungen sind heute nahezu Gasthäuser, in denen für umfangreiche Unterkunftsräume gesorgt wird. In der Nähe der größeren Städte bilden die Klöster geradezu Vergnügungsorte und reichere Einwohner haben draußen ihre eigenen Baulichkeiten. Diesen Charakter tragen die Klöster in den Schluchten des Balkan bei Kasanlik und Kaldser, in der Rhodope bei Philippopel, am Witosch und am Rilogebirge. Für alle diese Klosteranlagen in Rumelien dient der Mönchsstaat auf dem Berge Athos gewissermaßen als der geistige Mittelpunct. Auf diesem schmalen Landstreifen der macedonischen Halbinsel sollte nach dem Gedanken der Stifter in einem kleinen, von der Außenwelt abgetrennten Reiche christliche Entsagung als Grundlage einer gesellschaftlichen Vereinigung gelten. Der kleine Kirchenstaat dort zählt noch heute an dreitausend Mitglieder, und entrichtet zur Bewahrung seiner Unabhängigkeit einen Jahrestribut an die Pforte. An zwanzig Klöster und zahllose Einsiedeleien liegen über den heiligen Berg zerstreut, in welchen Unwissenheit, Faulheit und Eigennutz der Bewohner das unerquickliche Gegenstück einer leeren Ausübung religiöser Formen bilden.

Einen wohlthuenderen Anblick gewährt das Rilokloster. Es liegt in einer Waldschlucht am Südabhange des Gebirges, etwa auf der Meereshöhe der Schneekoppe. Von Samakow aus steigt der Saumpfad durch das stets sich verengende Thal des Iskr hinauf bis zu der über dem Baumwuchs liegenden Wasserscheide zwischen ägäischem Meer und Donau und senkt sich jenseits in waldige Gründe voll Edeltannen und Buchen. Der herrliche Hochwald öffnet sich auf eine weite Wiesenfläche, über welche quer hinweg das Klostergebäude das Thal abschließt. Die Großartigkeit des Baues in dem abgelegenen Gebirge überrascht. Während die Außenfront wie eine mächtige Mauer erscheint, erheben sich auf der Innenseite drei Stockwerke mit offenen Säulenhallen und mächtigen Treppenanlagen und Erkervorsprüngen. Das Kloster umschließt den Hof in einem Fünfeck von unregelmäßigen Seiten, in dessen Mitte eine byzantinische Kuppelkirche liegt.

An den Außenwänden der Kirche, deren Eingang durch große Monolitharkaden führt, sind grausige Höllenbilder zur Abschreckung der Gläubigen gemalt. Im Gegensatz hierzu wird der Blick beim Eintritt durch eine ungeahnte Pracht der Ausstattung angezogen.

Der Reichthum des Klosters wird zweckmäßig genährt durch forstmäßige Bewirthschaftung des schönen Waldes. Die Riesenstämme werden auf den Sägemühlen der Mönche, deren über hundert zum Kloster gehören, geschnitten.

Weiter abwärts an der Fahrstraße nach Dubnitza zeugen zahlreiche schöne Meierhöfe mit guter Obst-, Wein- und Tabakkultur von dem Wohlstande. Im Gebirge rings ist kein Mangel an Hochwild, wie auch nicht minder an Wölfen, Luchsen und Bären.

Der Fremde wird im Kloster gastlich und besser wie irgendwo in der Türkei aufgenommen, ohne daß der Vorstand von ihm irgend Rechenschaft fordert.

Nach den neuen Grenzfestsetzungen liegt das Rilokloster hart an der türkischen Grenze auf bulgarischem Gebiet. In der That ist in dem ganzen Becken von Sophia das bulgarische Element das vorherrschende.

Die mehrfach genannte große Heerstraße schneidet die neue Grenze bei Vakarel, oberhalb Ichtiman, zwischen Maritzagebiet und dem Isker. Ein waldiges Defilé von mehreren Meilen führt von hier hinunter ins alte Seebecken von Ichtiman.

Briefe von Karoline von Humboldt an den Grafen Schlabrendorf.

II.

Mitgetheilt von H. Wentzel.

7.

Wien, den 25. Jan. 1813.

Ich weiß nicht, welche Ursache ich Dir angeben soll, mein allertheuerstes Wesen, daß ich Dir so lange nicht geschrieben, ja daß ich sogar einen theuren u. geliebten Brief von Dir nicht beantwortet habe? — Aber, wenn Du glaubtest, mein Gustav, daß ich Dich weniger liebte, daß ich weniger mit ganzer voller Seele an Dir hänge als ehemals, so thätest Du mir ein bitteres u. schreckliches Unrecht. Du bist u. bleibst für mich ein einzig theures geliebtes und mir innigst verwandtes Wesen u. ich sehne mich nach nichts so als Dich wiederzusehen.

Du hast mir im October 11. durch meinen Schwager Alex. geschrieben [1]) und daß ich Dir nicht durch ihn antwortete, kam vorzüglich daher, daß er in unserm Hause wohnend den ganzen Tag in meinem Wohnzimmer zubrachte u. ich nie einen Augenblick allein war. Seitdem wollte ich immer und Du weißt es ja wohl selbst, wie man ins Zaudern kommt?

1) Alexander von Humboldt hatte gegen Ende des Jahres 1811 Paris verlassen, um sich von der Familie seines Bruders in Wien zu verabschieden, bevor er die von Rußland projectirte Reise nach Centralasien anträte, deren Ausführung jedoch durch den Krieg zwischen Rußland und Frankreich vereitelt wurde. S. Klenze a. a. O. S. 252 ff.

Harbauer [1]) bringt Dir diesen Brief, der auf seiner Reise von Petersburg einige Monate hier verweilt hat um Augenkrankheiten zu studiren. Er hat sich in einer schweren Krankheit, die meinen jüngsten Knaben, den Herrmann, im November, betroffen hat, gegen mich äußerst theilnehmend und liebenswürdig als Mensch, u. sehr klug u. verständig als Arzt, im Zusammentreffen mit dem Hausarzt betragen. Ich sehe ihn recht ungern von hier weggehn, fühle aber, daß dies kein Ort ist wo seines Bleibens ist.

Ich denke auf eine Reise nach Paris, um Dich wiederzusehen; denn es ist doch vergebens zu hoffen, daß Du jemals Paris verlassen wirst. Ohne die eingetretenen Umstände hätte ich sie im Mai wohl möglich gemacht. H[umboldt], der meine tiefe Sehnsucht Dich wiederzusehen u. übrigens meine einfachen Bedürfnisse kennt, hätte mir die Mittel dazu verschafft, nun aber kann ich nichts bestimmen u. muß den Moment in der Zukunft abpassen. Wenn Du mich unaussprechlich glücklich machen willst, so schreibst Du mir paar Zeilen. Mein Name ist auf der Adresse hinreichend u. sagst mir daß es Dich freuen wird, Deine Lina wiederzusehen. Und wenn ich auch das süße Zutrauen dazu im Herzen tief bewahre, so wirds mir doch unaussprechlich lieb sein.

Meine Gesundheit war nach der Krankheit des kleinen Herrmann durch körperliche Fatigue, mehr noch durch die Furcht ihn unterliegen zu sehn, sehr angegriffen. Seitdem aber geht es wieder ganz gut. Von meinen Kindern bin ich Dir umständliche Relation schuldig. Caroline hat sich eigentlich wenig verändert, seitdem Du sie nicht gesehen hast. Es fehlen ihr einige äußere Zierden, allein sie ist innig gut, treu, zuverlässig, wahrhaft im Herzen u. im Gemüth. Sie grüßt Dich tausendmal u. denkt mit Rührung u. Dank an Deine viele Liebe. Theodor ist seit dem Ende Mais in Heidelberg u. hat mir von dort geschrieben, daß Du ihm durch einen nach H. zurückkehrenden Studenten einen Gruß überschrieben hättest. Es konnte aus Theodors Erziehung hier nichts werden, darum wir uns entschloßen, ihn aus dem Hause zu thun. Th. Erziehung hat durch die schwere Krankheit in der ersten Periode seiner Entwicklung, mehr aber noch durch den ewigen Wechsel seiner Lehrer gelitten. Bestimmten Schaden, kann ich leider nicht läugnen, hat ihm Siller gethan, der nach seiner Ankunft in Rom ein Nervenfieber bekam, was ihn zu einem ganz andern, heftig aufgereizten, toll leidenschaftlichen Menschen machte, daß gar kein Auskommen mehr mit ihm war. In Berlin hatte Humboldt Theodorn (denn er hatte ihn im Herbst 808 mitgenommen) in eine öffentliche Anstalt gethan, allein Humboldt trug doch Bedenken ihn

1) Harbaur, der treue Freund Schillers, war von 1810—1812 in Petersburg als Arzt im Hause des Grafen Kotschoubey angestellt, ging alsdann nach Belgien und darauf nach Cambray, wo er den 26. März 1829 starb.

810. als er hierherging, dort zu laſſen u. brachte ihn nebſt einem Hofmeiſter mit hierher. Allein dies ging nicht. Der Hofmeiſter (den wir übrigens noch immer haben und der den Unterricht der beiden kleinen Mädchen beſorgt) war nicht ſo übel, konnte aber über Theodor keine Autorität haben, der ein wunderbares Composé von Gutmüthigkeit, Eitelkeit, großem Starrſinn u. dennoch großer Weichheit iſt. Das wenige Lernen war H. fatal genug, aber noch weit mehr das eigentliche Verwildern im Innern. Nach einigen vergeblichen Verſuchen gelang es H. mit Herrn von Roeder eins zu werden. Roeder war vor dem preußiſchen Kriege in unſern Dienſten, hat dieſen und zuletzt noch die Belagerung von Colberg mitgemacht, bei der einer ſeiner Brüder blieb u. hat ſeitdem ſeiner eigenen Ausbildung u. Studien bei eingeſchränkten Vermögensumſtänden gelebt, ſtill hoffend auf andere Zeiten. Roeder iſt ohngefähr 27 Jahre alt, von Geſinnung, Milde u. Feſtigkeit des Charakters, alles was man wünſchen kann, und uns iſt es ein großes Glück geweſen, daß er ſich mit Theodor, den er von Berlin aus kannte, befaſſen wollte. Wir haben ihm unumſchränkte freie Hand in Theodors Erziehung u. über den Ort des Aufenthaltes gelaſſen u. die guten Folgen, die er auf Thodor hat, ſind ſchon jetzt nach einem Zuſammenſein von 8 Monaten fühlbar, allein viel bleibt noch zu wünſchen übrig u. da es einmal ein Schickſal zu ſein ſcheint daß Theodors Erziehnng ewig durchkreuzt und unterbrochen werde, ſo wollte ich beinahe wetten, wird dies auch wieder hier geſchehen. Roeder hat ſich einen einzigen Fall ausgenommen, in dem er Theodor (der vor 8 Tagen 16 Jahre alt geworden iſt) nicht bis in ſein 18tes lehrte u. dieſer Fall könnte eben jetzt eintreten. Unſere Verlegenheit würde ſehr groß ſein, allein wenn es geſchehen ſollte, ſo ſind wir beinahe entſchloßen Theodor auch ins handelnde Leben eintreten zu laſſen. Du fühlſt wohl ohne weitere Erklärungen was das für ein Fall iſt.[1])

O könnte ich Dich nur zuweilen ſehen u. meinem Herzen, das ſich außer meinen häuslichen Verhältniſſen beinah vor allem verſchließt, in Deinem Anblick u. an dem Deinen Luft machen. Doch ſtill, ich gehe noch zu meinen übrigen Kindern über.

Dein Patgen — Adelheid — Ich will nicht ſtolz thun, mein Guſtav — haſt Du ihr aber den ſüßen Liebreiz als Pathengeſchenk eingebunden, den wunderſüßen Liebreiz den das liebe Mädchen hat?? Sie iſt, wie Du Dich beſinnen wirſt, 12 Jahre und einige Monate alt. Sie iſt beinahe ſo groß wie ihre kleine Mutter, ſchön und ſchlank gewachſen u. hat ein freundlich liebes Geſicht. Die Leute ſagen, ſie ſähe mir im Geſicht und in Mienen, Blicken u. ſ. w. ſehr ähnlich: da man eigentlich nie recht weiß, wie man

1) Die Erhebung Preußens.

ſelbſt ausſieht, ſo könnte ich Dir nicht dafür ſtehen, daß Adelheid ein gar liebes und herziges Kind iſt, verſtändig, zart mägdlich und die Anlage zu allem Edlen und Schönen im Innern des Weſens hat. Ich hoffe Du wirſt ſie ſehr lieb haben und nicht weniger Gabriele, die 2 Jahre jünger, aber ſo klein für ihr Alter als Adelheid groß für das ihrige iſt, aber im Aeußern auch lieblich und niedlich. Die große Aehnlichkeit und dennoch die große Verſchiedenheit dieſer beiden Kinder iſt etwas recht ſonderbares. Außer aller Sorgfalt, die ich auf ihre Erziehung verwende, kann ich ſagen, daß ſie ſich auch unter einander erziehen. Adelheids Lebhaftigkeit iſt durch die Stille von Gabrielens Weſen gemildert, in Gabriele wird dieſe Stille vielleicht in Trägheit ausgeartet (sic), allein dafür ſorgt nun Adelheid. Wie ich beinahe vor 2 und einem halben Jahr herkam, konnten ſie kein Wort deutſch. Adelheid hatte es als noch nicht vierjähriges Kind während meiner Abweſenheit in Rom vor vier Jahren, als ich in Paris war, verlernt u. Gabriele, bei der ſich damals eben die erſten Worte entwickelten, hatte es nie gelernt. Sie ſprechen aber jetzt ſo ſchönes, ſo reines Deutſch, daß es Dich freuen wird ſie zu hören. Im Franzöſiſchen ſind ſie nicht ſo weit (denn das Italieniſche iſt unter ſich die Familienſprache geblieben), allein ſie ſind weit genug, um vollkommen gut es zu lernen, wenn ich einige Monate in Frankreich ſein könnte. Uebrigens ſind ſie gut und zweckmäßig unterrichtet, wie es Mädchen zukommt. Mit einem Wort, geliebter, alter, treuer Freund, ich kanns gar nicht läugnen, ich thue mir ordentlich auf die Mädchen was zu gute. — Caroline bedauert es ſehr, daß Du damals Deine flüchtigen Gedanken nicht ausführteſt u. ihr einige Zeilen ſchriebſt, u. alle drei, und Mama dazu bittet gar herzlich, daß Du ſie und mich ja nicht anders als mit dem herzlichen Du nennen mögeſt. Ach Gott, eine andere Anrede wäre ja gar ſchrecklich!

Herrmann iſt ein blondes Bübchen von noch nicht vier Jahren, derb und groß, ſpricht ſo wie man eben im vierten Jahre ſpricht die Sprachen, ſieht meiner Meinung nach Carolinen ähnlich, u. ſoll, hoffe ich, ein braver Junge werden.

Dein Bild, mein theurer Freund, (das Medaillon von Tieck)[4]) hängt in meinem Schlafzimmer und die Kinder kennen Deinen vielgeliebten theuren Namen wie einen der zu den unſeren gehört. O lernten ſie Dich bald von Angeſicht zu Angeſicht kennen! Du kannſt mir glauben, mein lieber Guſtav, daß mich nach Dir oft eine ſolche Sehnſucht erfaßt, daß ich mein Herz nicht mehr zu halten weiß. Du biſt doch der menſchlichſte Menſch, den ich je kannte. Früher konnte ich auf keine Weiſe danken, Herrmann war zu klein,

4) Chriſtian Ludwig Tieck, der Bildhauer, 1776—1851, genoß in Paris von 1798 bis 1801 den Unterricht Davids und verkehrte in Rom viel im Hauſe Humboldts.

Adelheid und Gabriele mußten eine Zeit lang in dem Zug eines wohlgeordneten Unterrichts und ununterbrochener Uebung des Deutschen bleiben. Auch waren unsere Ausgaben hier zu mannigfach. Du mußt bedenken, daß Humboldts ganzes Vermögen im Herz.[ogthum Posen] u. mit Alex. seinem steht u. daß Jahre schon lang keine Zinsen einkommen. Meine Güter[5]) sind nicht ganz schuldenfrei, die letzten Jahre hatten meinen armen Vater mitgenommen; dazu ging er nicht mehr in den letzten 3 Jahren seines Lebens, seitdem er nach der Schlacht am 14. October persönlich geplündert worden war, auf die Güter und dadurch sind die Gebäulichkeiten einigermaßen verfallen. Auf diese müßen wir vieles verwenden; was aber noch drückender ist, sind die harten Abgaben, die immer und immer steigen. Mit Burgörner sind wir natürlich ins Westf[älische] gerathen. — Hier war das Leben sehr wohlfeil u. zu wohlfeil als wir vor 27 Monaten hierher kamen; wir wohnten und mußten 1 Jahr lang in einem meublirten Quartier wohnen u. genoßen also die Früchte dieser großen Wohlfeilheit für unsere Einrichtung, die ins zweite Jahr unsres Hierseins fiel, nicht ganz. Doch war es noch leidlich. Allein welche Theurung hier seit 10 Monaten, wo das neue Papiergeld in Cours gesetzt worden ist, herrscht, laß Dir von Harbauer erzählen. Die Preise stehen mit dem Werthe des Geldes in gar keinem Verhältnis. Wir kommen nur mit Mühe aus und laßen uns in nichts die Zügel schießen.

Mit der hiesigen Welt kommen wir leidlich aus. Humboldt sieht sie mehr wie ich, doch nicht mehr als er eben muß. Diesen Winter lebe ich sehr eingezogen, wozu mir die Krankheit Herrmanns Veranlassung gab. Ueberdem hängts auch sehr schwer über das sonst so lustige Wien wie eine Gewitterwolke. Die Zeiten drängen sich sogar denen gewaltig auf, die eigentlich nur Sinn für ein unbefangen lustig Leben hatten. Fr. Schlegel und Gentz und Adam Müller sind hier. Hr. Schlegel studirt viel, aber langsam, die Katholizität kostet ihm überdem, glaube ich, viel Zeit; seine Frau ist mir doch aber eigentlich lieb. Sie ist gut und treu gesinnt und beide haben gute Gesinnungen. Gentz ist nicht mehr der Gentz, den ich ehemals gekannt habe, doch scheint er sich jetzt wieder zu heben und seine Hinneigung zu Humboldt bewährt sich in allen Verhältnissen. Adam Müller hat hier eine fortune gemacht. Er hat durch die Protection und durch die Einlösungsscheine (so heißen die neuen Gulden) des Erzherzogs Maximilian, Bruder der Kaiserin, ein Erziehungsinstitut errichtet, in dem lauter Staatsmänner u. große Generale gebildet werden sollen. Harbauer wird genug davon wissen um Dich mit der Erzählung zu unterhalten. Das hat Adam Müller sichtbarlich ver-

5) Burgörner im Mannsfeldischen und Auleben, die sie nach des Vaters Ableben geerbt hatte.

mieden. Ich glaube, es juckt ihn der einzige kluge Mann zu sein wo er ist. Der Ausdruck von Eitelkeit den dieser Mensch im Gesicht u. Sprache, Ton, Geberden hat, den habe ich kaum je so gesehen.

Von Burgsdorf kann ich Dir nur sagen, daß er eben jetzt in Berlin in den gespanntesten Erwartungen der . . . . . .

(Schluß fehlt.)

8.

Bern, den 31. Mai 1814.[1])

Mein theurer geliebter alter Freund! Ich habe, ganz auf Deine Güte rechnend, Dir mehrere Briefe für Wilhelm addressirt, seitdem ich Wien verlassen habe, und thue es auch noch heute. Es geschah aber immer so im Flug, daß ich Dir nicht dabei schreiben konnte. Aber Du weißt, wie ich immer dieselbe bin, wie ich nie u. nimmer aufhören kann, Dich auf das innigste zu lieben, u. auch ich weiß daß Du mich treu im Herzen behältst. — Es ist meine süßeste Hoffnung Dich wiederzusehen, mein Gustav, u. ich würde gern u. gleich nach P.[aris] gegangen sein, wenn zwei Dinge mich nicht abgehalten hätten, der große Lärm dort in dem jetzigen Moment, u. meine Gesundheit. Seit Monaten ist sie nicht mehr was sie früher war, allein, da es meist nur Nervenbeschwerden sind, so, hoffe ich, wird Ruhe u. Luftveränderung von Wien mich wieder herstellen. Ich bin auf der Reise wenigstens nicht kränker gewesen als die letzten Wochen in Wien, wo wirklich die staubige Luft für mich etwas tödtendes hatte, u. ich warte nur hier auf Theodor, den ich in 15 Monaten nicht gesehen habe. Wenn die Jahreszeit es erlaubt, die dieses Jahr noch zu wenig vorgerückt ist, so denke ich tiefer in die Berge zu gehen u. die Schweiz so viel zu sehen wie meine physischen Kräfte es erlauben. — Ich habe hier noch ein anderes u. wichtiges Interesse. Ich denke nemlich das Fellenberg'sche Institut[2]), von dem Du gewiß hast reden hören, kennen zu lernen, u. wenn es meinen Ideen u. dem was man mir davon gesagt hat, entspricht, den kleinen Herrmann hineinzugeben. Es ist mein Wunsch, die Fehler, die bei Theodor's Erziehung vorgefallen sind, bei Herrmann zu vermeiden. Unsere wechselnde Lage thut bei der Erziehung nicht gut, u. die öffentliche [Stellung], besonders wenn man einen Knaben, wie es bei Theodor durch den Tod seines Bruders Wilhelm, u. bei Herrmann desgl. durch den Tod des lieben kleinen Gustav's der Fall war u.

1) Humboldt war den 7. April 1814 zum Congreß nach Paris gegangen; Karoline verweilte unterdeß zur Stärkung ihrer Gesundheit in der Schweiz.

2) Fellenberg gründete in Buchsee bei Hofwyl (im Kanton Bern) ein ökonomisches Lehrinstitut und verband mit demselben 1808 eine Erziehungsanstalt für Knaben höherer Stände.

iſt, allein u. einzeln erziehen muß, ſo wird es ſehr ſchwierig. Herrmann iſt ein ſehr kräftiger Knabe, der viel Anlagen zu haben ſcheint u. an dem mir, hoffe ich, noch recht die Freude meines Alters aufblühen ſoll. Meine drei Mädchen habe ich bei mir. In Zürich ſehe ich Ebel u. Specher (?) wieder. Welch ein Wunder die an Adelheid hatten, kann ich gar nicht ſagen. Sie wollten es gar nicht glauben, daß das die kleine Adelheid ſei. Das größte Feſt wird mir's aber ſein, Dir dies Pathchen zuzuführen, welches ein unendlich gutes u. liebes Kind iſt, doch hoffe ich wirſt Du auch ihre jüngere Schweſter Gabriele, u. die alte blonde Li (die ſich in Art u. Unart ſehr gleich geblieben iſt) nicht minder lieben.

Wenn Du mir u. wäre es auch nur 2 Zeilen hierher ſchriebeſt wird es mich unbeſchreiblich freuen. Meine Addreſſe iſt à L'addresse de Mr. Marmard Bentner à Berne. Wilhelm hat mir gar keine Addreſſe gegeben, ſo daß ich von dem Augenblick an, wo ich mich nicht mehr in Wien durch die Staatskanzlei ſchrieb, nicht wußte u. nicht weiß, wie ich addreſſiren ſoll. So hat er mir auch keine für London geſchickt.

Wenn Alexander v. Rennenkampf noch in Paris iſt ſo bitte ich Dich ihn zu fragen, warum er mir nicht ſagt, ob ich hoffen kann, ihn in der Schweiz zu ſehen? u. um welche Zeit. Die Ungewißheit ob er noch in Paris iſt verhindert mich ihm zu ſchreiben.

Dich, mein Guſtav umarme ich auf das innigſte u. treueſte.

Ewig Deine Caroline.

9.

Excerpt von Schlabrendorfs Hand aus einem Briefe Wilhelms von Humboldt an Karoline.

[Rom 1804]

— . . . Wenn ſich nur ein Punkt erſt öfnet, durch den das eindringt was mehr als irrdiſch iſt, ſo fängt der Menſch ſchon an geborgen zu ſein und bereitet ſich eine innere Heimath. Ich habe immer in — den Punkt erwartet, auf dem ſich ein höheres Intereſſe in ihr zeigte u. ſ. w.

— wir haben immer beide die ſogenannten Schonungen gehaßt und mir und Dir iſt es gleich verhaßt der Empfindung willkührliche Schranken zu ſetzen. Wohl haſt Du Recht, daß ſein Tod [1]) die Folge der Verkettung einer Menge kleiner Umſtände war. Aber, Liebe, wie überall, ſo ſind auch hier dies nur ſcheinbare Urſachen. Das Leben des M.[enſchen] hängt nicht von dieſen unbedeutenden Ereigniſſen ab. Wenn er geboren wird, trägt er den Keim

1) Der Tod des älteſten Sohnes Wilhelm?

ſ.[eines] Todes wie ſ.[eines] Lebens in ſich: nicht die Umſtände ſind es die über ihn gebieten, ſ.[eine] Beſtimmung lenkt und ordnet ſie ſelbſt. Schon darum hätten wir Recht, uns keine Vorwürfe zu machen, aber es iſt auch nicht einmal, daß wir ſeinen Tod veranlaßt hätten u. ſ. w.

Glaube mir, liebe, das iſt das eigentliche geheimnisvolle, Furchtbare, aber auch Wohlthätige in der Menſchen Exiſtenz, daß er und das Schickſal in zwei verſchiedenen Sphären wandeln, die er aber doch, nur in unabſehbarer Ferne, vereinigt entdeckt oder ahndet. Der M[enſch] muß nie nach etwas anderem als nach der Nothwendigkeit des Augenblicks handeln; der Erfolg muß ihn unbekümmert laſſen. Wenn alsdann das Geſchick zu einem großen Glück oder Unglück leukt, dann führt ihn Schmerz oder Genuß in eine unbekannte Region ein, dann erkennt er eine ihm unerreichbare und doch verwandte Macht, entdeckt Kräfte in ſich die ihm wirklich bis dahin fremd waren; zu verknüpfen, was ſonſt widerſtrebend ſchien, Gewißheit zu fühlen wo er ſich nur Ahndung erlaubte. So bildet ſich das, worauf alle innere Größe und alles innere Glück beruhet: der unwiderſtehliche Hang, ſein eigentliches Daſeyn nur da zu ſuchen wo ſich die recht tief empfundene Wirklichkeit in Unendlichkeit auflöſet: nur im handelnden Leben die Ruhe und Beſonnenheit, die ſich in jeder Lage nur nach demjenigen beſtimmt was der Moment und die Vernunft gebieten; und aus dieſer Feſtigkeit des Handelns und der Ruhe jenes Daſeyns geht die Kraft hervor der auch der Glückliche bedarf das Leben zu ertragen, den Zwieſpalt des Geſchickes mit den Wünſchen der Bruſt, ſelbſt noch zu einer neuen Quelle, wenn nicht des Glückes, doch des Genuſſes ſelbſt im Schmerz, und wenigſtens immer größere und tiefere Gefühle zu machen. Der eignen Vernunft kan daher der Menſch nicht entgehen, wenn er handelt wie er nicht ſoll; die Veranlaſſung eines Erfolges kan er nie ſich nennen und das iſt wirklich eine der größten Wohlthaten des Himmels, unſere Handlungen gleichgültig gemacht zu haben für den Weltlauf und um ſo wichtiger für die innere Anſicht und die innere Zurechnung. Wer wie wir und vor allem wie Du, Theure — gegen ſeine Kinder immer nur aus reiner anſpruchloſer und uneigennütziger Liebe handelt, der kan ihnen nur Glück geben, wenn ſie früh oder ſpät mit Freude dieſe Liebe erkennen. Das Unglück, und wäre es ſogar eine Folge ſeiner gut gemeinten Handlungen, lege er ruhig in die Hand des Schickſals und freue ſich es zu dürfen. Denn auch das Schickſal kan nur eine wohlthätige Macht ſeyn und aller wahrer Schmerz iſt nur eine Dumpfheit die ſich nach der Freiheit ſehnt, deren künftigen ungeſtörten Genuß ſie mit Sicherheit ahndet. Verzeih u. ſ. w. aber was ſich ſo oft ſo unaufhörlich im Innern bei meinen einſamen Spaziergängen bewegt hat, das kömmt mir von ſelbſt zurück wenn ich mit Dir rede die Du ſo innig mit mir empfindeſt und handelſt. Ich habe wirklich in

Sicherheit meiner innern Ueberzeugungen in diesem Sommer so zugenommen. Ich hatte lange nicht eigentlich die Natur genossen und nun ergriff mich hier auf einmahl eine wundergroße und magisch reizende. Könnte ich Dir nur die Sonnenuntergänge hinzaubern. Mir ist es jetzt zum Bedürfnis geworden sie zu sehen: ginge ich auch gar nicht aus, so bin ich in der Stunde gewis nicht in der Stube und habe ich in Rom auch noch so viel zu thun, so liege ich da im Fenster.

— doch bin ich auch immer sehr verbit ..... Wenn ich da wäre, würde es mir entsetzlich gefallen. Das wahrhaft Menschlichste ist immer die Gegenwart u. ich hänge um so mehr an ihr, weil sie bei mir den Abwesenden nie Schaden thut.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Gotha. Pferderennen. — Wenn der alte Prophet Elias im gelobten Lande, wo ein anderes den Zaum annehmendes Thier bei weitem mehr heimisch ist als das Pferd, dessen ungeachtet in einem keineswegs mit feurigen Eseln bespannten feurigen Wagen gen Himmel fährt, so erwarten wir von Hugo Delff, dem gelehrten und scharfsinnigen Forscher vergleichender Religionsgeschichte, den näheren Aufschluß darüber, wie weit die Rosse in 2. Könige 2, 11, denen des Sonnengottes der Assyrer, Perser und Hellenen etwa nahe kamen. An den klugen Schimmeln in den heiligen Hainen der Germanen haben wir noch heut unsere Freude. Die Franzosen nennen das Pferd nie ohne eine Art Ehrerbietung „le plus noble des animaux". Ob der Mensch im Umgange mit dem Pferde an Sitte mehr gewinnt, als das Pferd in seiner Gesellschaft an stiller Beschaulichkeit verloren hat, lassen wir inzwischen dahin gestellt. Denn seitdem Herzog Ernst II. von Coburg-Gotha einen Platz am Boxberge bei Gotha zu alljährlichen mitteldeutschen Pferderennen, verbunden mit Pferdeschau und Pferdemarkt, auserfah, bekam unser Gedankengang eine etwas andere Richtung. Monate lang beschäftigte diese Staatsangelegenheit die Bewohner des Herzogthums. Die Frage, ob man, wie Mr. Campbell empfahl, Regenwürmer aus England kommen lasse, oder die Lockerung des Bahngrundes einheimischen Kräften anvertraue, wurde schließlich zu Gunsten der letzteren entschieden. Der mit der Leitung aller Vorbereitungen betraute Landrath sah sich — er war in dem Falle des Generals Pater von der ostindischen Armee, dessen Lenz, Naturgeschichte I, S. 441, erwähnt — genöthigt, sich ein Geschirr anzuschaffen, um die Arbeiten an Ort und Stelle zu überwachen, und doch hatte er, endlich zum Ziele gelangt, keineswegs an Gewicht überhaupt, aber mehrere Pfunde an Leibesumfang verloren. In mehr als einem Damenkaffee handelte es sich ernsthaft darum, wie die Handschuhe zu den bevorstehenden Festlichkeiten, aus internationaler Rücksicht, von Paris bezogen werden sollten. Als Farbe der Bänder wurde Isabelle vorgeschlagen. Bebrillte wußten über das Berberroß Bolingbrokes, den Wallach Gadshills, den Schecken des Heißsporns in

König Richard II. und Heinrich IV. zeitgemäße Auskunft zu ertheilen. Zuletzt beaugenscheinigte ein Geheimer Regierungsrath die Einrichtungen, welche auf dem Schlosse Friedensstein für Pferdeschau und Pferdemarkt getroffen wurden, und sah, daß Alles gut war. Der Tag der Schau kam, und in dem Schloßhofe Bet-Ernsts, des Stammvaters der sachsen-ernestinischen Linie, hörte man von nichts als Rappen- und Fliegenschimmeln, Fesseln und Widerrist, Stern und Schnippe. Besonders dem Eigenthümer einiger Zugpferde schwerster Gattung mit erstaunlicher Hals- und Brustbreite gönnten wir den Preis fünfter Classe! Der Tag des Rennens erschien, und kein Omnibus, keine Droschke, kein Fiaker, Gig oder Tilbury war mehr zu haben. Da die Truppen aus Gotha und der Nachbarschaft, wegen Verschiebung der Manöver, noch im Lager bei Wabern standen, erblickte man wenig Uniformen; desto mehr Schwarzröcke und solche, die dafür gelten konnten, hatten sich in Bewegung gesetzt, von der strengen wie von der munteren Observanz. Die Rennen um die Preise des Prinzen von Wales, des Herzogs Ernst II., des Prinzen Leopold von Coburg-Cohary begannen, und die Sieger wendeten den Blick sofort auf die Tribüne des Landesherrn. Allein das Schauspiel verlief nicht ohne erhebliche Unglücksfälle, so daß gefühlvollere Zuschauer, durch den Anblick von Blut und Zerfleischung verstimmt, nach Haus kamen und ein hiesiges Blatt folgenden Tags nicht mit Unrecht darauf aufmerksam machte, daß, während die Polizei mit Strenge auf Freihaltung der Straßen zum Rennplatz achtete, auf der Bahn selbst Gräben, Wälle und Mauern, nicht weniger als fünfzehn an der Zahl, arge Hindernisse bildeten; daß, während jede Ortsobrigkeit die Schaustellung gefährlicher Künste verbietet und Thierschutzvereine Schonung des Viehs angelegentlich befürworten, hier, wie die geschehenen chirurgischen Vorbereitungen zeigten, zerbrochene Arme und Beine, wenn nichts Schlimmeres, wo nicht als gewiß, so doch als höchst wahrscheinlich vorausgesetzt werden und Prämien zu Waghalsigkeiten einladen. Wenn ein namhafter Jockeyclub das Motto führt: Pro republica est, dum ludere videmur, so beruht das, ganz davon abgesehen, daß der geschätzte Club sich angesichts des zu erwartenden Socialistengesetzes, um Unannehmlichkeiten zu vermeiden, unzweideutiger über öffentliches Wohl oder Republik ausdrücken sollte — auf Täuschung. Es ist kein sonderlicher Ruhm, wenn junge Gutsbesitzer damit prunken, schon mehr als einhundertfünfzig Rennen beigewohnt zu haben. Gegen Wetten mit mäßigem Einsatz ist wenig zu erinnern. Aber bleibt es dabei? Jedenfalls sollten die Rennen mit Hindernissen als augenfällig zu gefährlich unterbleiben. Der Vertrieb der Pferdelotterielooſe, welcher die Unkosten der gesammten Veranstaltung hauptsächlich decken sollte, war, wollen wir nicht unbemerkt lassen, nicht in allen deutschen Staaten erlaubt worden. Die nachhaltigste Heiterkeit erregte jedoch die Art, wie, wann und wo manche dem Sport ziemlich fernstehende Herren zur Annahme einer Rennvereinactie veranlaßt worden waren. Mit ebenso viel Würde wie Ergebung trugen sie nachher die bezügliche Medaille als Passepartout im Knopfloch. A. B.

Aus Berlin. Das jüngste Schreiben des Papstes. Zum Socialistengesetz. — Ein höchst bedeutsames Actenstück zur Geschichte der kürzlich zwischen der preußischen Regierung und der römischen Curie gepflogenen Verhandlungen ist vor einigen Tagen in Rom erschienen, ein Brief des Papstes an den Staatssekretär Cardinal Nina vom 28. August, also aus

der Zeit nach den Kissinger Besprechungen. Das Schreiben ist sowohl für die Erkenntniß der Genesis der Verhandlungen als auch für die Beurtheilung ihres gegenwärtigen Standes und der Intentionen des Vaticans von großer Wichtigkeit. Der alte Streit, wer den ersten Schritt zur persönlichen Annäherung gethan habe, der Papst oder die preußische Regierung, wird hier durch die Worte des Papstes selbst dahin entschieden, daß er es gewesen ist, der die erste Anregung zur Wiederaufnahme des persönlichen Verkehrs gegeben hat. Er sagt, er habe sich, durchdrungen von der Ueberzeugung, daß die Kirche die Kraft habe, die Uebel, an denen die Gesellschaft kranke, zu heilen, an die Häupter der Nationen gewendet, und sie ersucht, der Kirche ihren Beistand zu leihen. So habe er sich auch an den erhabenen Kaiser der deutschen Nation gewandt. Dieser Schritt habe seitens des Kaisers eine gute Aufnahme gefunden und das erfreuliche Ergebniß gehabt, daß Verhandlungen eingeleitet worden seien. Bei diesen Verhandlungen sei es nicht etwa der Zweck des Papstes gewesen, einen Waffenstillstand zu erlangen, sondern sein Ziel sei darauf gerichtet gewesen, einen wahren und dauerhaften Frieden zu erreichen. Er vertraue, daß die Wichtigkeit dieses Zieles, von der hohen Weisheit derjenigen erwogen, welche die Geschicke des Deutschen Reiches leiten, diese dazu führen würde, ihm die Freundeshand zu reichen. Die Kirche würde sich glücklich schätzen, den inneren Frieden in Deutschland wieder hergestellt zu sehen, aber auch das Reich würde glücklich sein, denn es würde dann in den Söhnen der katholischen Kirche wieder wie ehedem seine treuesten Unterthanen finden.

So hat also der Papst die Verhandlungen über die Möglichkeit, den Frieden herbeizuführen, eröffnet, und zwar in einem Sinne und Geiste, der durch seinen Ernst und seine Friedfertigkeit unsere Regierung nur in der angenehmsten Weise berühren konnte, und auch sicherlich berührt hat. Die Einleitung der Kissinger Verhandlungen waren die Folge dieses guten Eindruckes. Die sehr heftig discutirte, im Grunde sehr müßige Frage, wer speciell zu den Kissinger Besprechungen die Initiative ergriffen hat, wird durch das Schreiben des Papstes nicht entschieden. Die Frage ist aber auch eigentlich absolut gleichgültig und unwichtig, da bereits feststeht, daß der Papst schon vorher den ersten Schritt zur Annäherung gethan hat. Es ist sehr wohl möglich, daß die Aufforderung zur eigentlichen Verhandlung von Berlin gekommen ist. Es ist das schon deßwegen nicht unwahrscheinlich, weil die preußische Regierung, wenn sie auf die Intentionen des Papstes eingehen wollte, dies auf diese Weise am einfachsten documentiren konnte. Ein solcher Schritt der preußischen Regierung wäre nichts weiter als eine bei friedfertiger Gesinnung beider Theile ganz natürliche Consequenz des päpstlichen Verfahrens gewesen. Es wird übrigens auch vielfach behauptet, die römische Curie habe den Wunsch zu erkennen gegeben, die Verhandlungen in Berlin zu führen, die preußische Regierung habe aber diesem Wunsche nicht entsprechen wollen und die Curie in diesem Sinne beschieden. Als dann der Reichskanzler sich nach Kissingen begab, soll er die Curie von dieser Reise benachrichtigt und gleichzeitig darauf hingewiesen haben, daß man bei dieser Gelegenheit in persönliche Verhandlungen eintreten könnte. Nach dieser Version wäre es wahrscheinlicher, daß man von Rom aus auch den Anstoß zu den speciellen Verhandlungen gegeben hätte. Indeß, wie gesagt, der Streit um diese Priorität entbehrt der wirklichen Bedeutung, das fühlt man jetzt am besten, wo ein vollgültiges Zeugniß über das Bedürfniß des Vaticans vor-

liegt, dem Kriegszustande ein Ende zu machen. Die Constatirung dieser Thatsache ist für uns die Hauptsache, und der Papst selbst hat sie in einer Klarheit und Offenheit constatirt, die uns außerordentlich befriedigt, und seine Parteigänger in Deutschland sichtlich überrascht hat. Die ultramontanen Zeitungen, die bisher eine lebhafte Kampflust an den Tag gelegt hatten, waren offenbar angesichts dieser eminent friedlichen Kundgebung ihres geistlichen Oberhauptes in großer Verlegenheit. Sie beschränkten sich meist zunächst auf die einfache Wiedergabe des Documentes und erklärten dann resignirt, den Willen des Papstes unbedingt respectiren zu wollen. Diese Versicherung ist zwar eine sehr allgemein gehaltene, auch ist es noch durchaus zweifelhaft, wie bald und in wie weit ihr die entsprechende That folgen wird, immerhin aber wird doch der Eindruck des päpstlichen Wortes auf die deutsche ultramontane Presse und auf die Ultramontanen im Parlamente von mächtigem Einflusse sein.

Es wird noch erinnerlich sein, daß die preußische Regierung jüngst in der Presse sich dahin vernehmen ließ, daß die bisher fortgesetzte oppositionelle Haltung der Ultramontanen in der Presse und im Parlamente und das anscheinende Unvermögen des Papstes, diese seine Condottieren in Deutschland zu zwingen, seinen friedfertigen Intentionen nachzukommen, den Werth einer Verständigung mit dem Papste sehr zweifelhaft erscheinen lasse. Der Papst scheint sehr wohl verstanden zu haben, einen wie hohen Werth die preußische Regierung auf den Zerfall der kriegerischen inneren Coalition in Deutschland legt, und er hat es als die vornehmste Folge der Friedensstiftung bezeichnet, daß das Deutsche Reich dann wieder wie ehedem in den Söhnen der katholischen Kirche seine treuesten Unterthanen finden werde. In diesem Hinweis liegt wohl deutlich die Zusage, daß der Papst seine Macht in dieser Richtung geltend machen werde. Es kommt nun darauf an, ob und wann ihm dieses gelingen wird. Dieses Gelingen aber wird wesentlich von dem ferneren praktischen Verhalten des Papstes selbst abhängen. Daß die Curie schließlich die Macht hat, eine Auflösung oder wenigstens eine Demobilisirung der Centrumspartei herbeizuführen, wenn sie nur selbst ernstlich will, halten wir schon deßwegen für unzweifelhaft, weil wir ihre Macht über den Klerus für völlig intact und zu diesem Zwecke für durchaus ausreichend halten. Wenn erst einmal die Ordre zur Demobilisirung gegeben sein wird, wird sie durch die Kleriker unbedingt und schnell ausgeführt werden und zwar derart, daß die Elemente des Centrums, welche sich dieser Partei angeschlossen haben, um durch sie partikularistische oder sonstige oppositionelle Tendenzen zu verfolgen, nicht mehr die Kraft haben werden, staatsfeindliche Politik zu treiben. Sobald das Moment der kirchlichen Opposition und Agitation aus dem parlamentarischen wie aus dem öffentlichen nationalen Leben überhaupt verschwunden sein wird, werden die bisherigen Elemente des Centrums entweder auseinander gehen und sich verschiedenen Gruppen, je nach ihrer speciellen Beschaffenheit, anschließen, oder wenn sich dieser Auflösungsproceß nicht oder wenigstens nicht vollständig vollziehen, und die Partei ganz oder theilweise bestehen bleiben sollte, so wird doch weder dieses Ganze noch der Theil mehr sein als eine relativ ungefährliche Oppositionspartei, welche gezwungen ist, sich auf der Basis unseres nationalen Lebens zu halten. Aber freilich, erst muß die Curie das befehlende Wort sprechen, davon hängt Alles ab und darauf wartet man unsererseits.

Der Eindruck des päpstlichen Schreibens auf die Kreise unserer Regie-

rung ist sicherlich ein sehr guter gewesen, aber man hat doch sogleich geltend gemacht, der Papst möge auf praktischem Wege beweisen, daß er den Frieden will. Alles Andere nützt uns nichts und eine andere als eine praktische Verständigung ist auch gar nicht möglich. Die Entwickelung von Jahrhunderten beweist, daß eine principielle Auseinandersetzung zwischen Staat und Kirche unmöglich ist. Das Schreiben, welches unser Kronprinz im letzten Sommer an den Papst richtete, ging in sehr glücklicher Weise von dieser Unmöglichkeit einer principiellen Verständigung aus und strebte gleich von Hause aus eine rein praktische Einigung an. Soll diese erreicht werden, so ist es jetzt an dem Papste, einen praktischen Schritt in dieser Richtung zu thun, das heißt, zu veranlassen, daß die Kleriker in Preußen den durch die staatliche Kirchengesetzgebung an sie gestellten Anforderungen thatsächlich entsprechen. Ist dies erst geschehen, ist beispielsweise die Nennung der neuanzustellenden Geistlichen bei den Oberpräsidenten erfolgt, so ist der erste praktische Schritt zur Herstellung des Friedens gethan. Dann können die eigentlichen Friedensverhandlungen beginnen und die preußische Regierung wird dann sicherlich auch ihrerseits der Curie bereitwillig entgegenkommen und ihr gerne die Concessionen machen, die sie ihr unbeschadet ihrer Würde und ohne Nachtheil der Entwickelung des Landes gewähren kann. So liegen die Dinge. Wir erwarten noch weiteres von der römischen Curie zu hören, ehe wir uns der Hoffnung des Friedens hingeben.

Die Socialistengesetzcommission des Reichstages hat am letzten Freitag die Berathung des Gesetzes in erster Lesung beendet, und soll die zweite Lesung am Dienstag beginnen. Die wichtigsten Beschlüsse, welche die Commission in der letzten Woche gefaßt hat, sind die Bestimmung einer zweieinhalbjährigen Dauer der Gültigkeit des Gesetzes und die Bildung einer Recursinstanz, bestehend aus einer Behörde von neun Mitgliedern, von denen vier dem Bundesrathe angehören und fünf richterliche Qualification haben müssen. Die große Frage, ob eine Verständigung über das Gesetz erzielt werden wird, ist noch nicht gelöst. Die Regierungen haben sich den Beschlüssen der Commission gegenüber noch kaum ausgesprochen, und die Beschlüsse selbst sind in der Commission oft durch Majoritäten von Parteien zu Stande gekommen, welche im Plenum nicht Seite an Seite stehen dürften. Indeß ist der Glaube, daß etwas Ausreichendes geschaffen werden wird, und die Ueberzeugung, daß dieses geschaffen werden muß, in allen politischen Kreisen sehr lebhaft und allgemein, und das ist unter solchen Verhältnissen ein gewaltiges Ding. Das ist eine treibende Kraft, welche schließlich alle betheiligten Factoren zur Verständigung führen wird und muß. Kein Geringerer als unser Kaiser selbst hat dieser Nothwendigkeit in seinem jüngst publicirten Schreiben an das Präsidium des Reichstages in ernsten Worten Ausdruck gegeben, und es ist zu erwarten, daß diese feierliche Mahnung von Allerhöchster Stelle ihre Wirkung nicht verfehlen wird.

Was den Reichstag anlangt, so handelt es sich hier schließlich um die Haltung der nationalliberalen Partei und an deren principieller Geneigtheit, das Zustandekommen des Gesetzes herbeizuführen, ist nicht wohl zu zweifeln. Es wird also für die Regierung darauf ankommen, sich mit der nationalliberalen Partei über die einzelnen Hauptpuncte zu verständigen. Hierbei wird vor allem die Frage der Dauer des Gesetzes Schwierigkeiten bieten. Man sieht, daß man nationalliberalerseits großes Gewicht darauf legt, an der zweieinhalbjährigen Dauer festzuhalten, während die Regierungen offenbar eine längere Frist

verlangen werden. Einen anderen Differenzpunct wird die Frage bieten, ob die Polizeibehörden gegen die socialdemokratische Presse ohne vorherige Verwarnung vorgehen können oder nicht. Regierungsseitig wird entschieden die letztere Befugniß verlangt werden. Möglicher Weise werden die Regierungen auch noch eine anderweitige Zusammensetzung der Recursinstanz fordern. Diese drei Puncte werden bei den Verhandlungen vorzugsweise in Betracht kommen.

Bei diesem Anlasse möchten wir noch auf die vortrefflichen Ausführungen hinweisen, welche der Abgeordnete Gneist seinen übrigens abgelehnten Anträgen zu § 4 des Gesetzes, betreffend die Recursinstanz, schriftlich beigegeben hat. Diese Ausführungen sind ein Meisterstück politischer Einsicht und wahrhaft staatsmännischer Gesinnung. Sie gelten dem Nachweise, daß man dictatorischen Gewalten wohl Formen und Schranken vorschreiben, auch eine Verantwortlichkeit für das Ganze herstellen kann, daß es aber unmöglich ist, dem Dictator einen Controleur für jeden Einzelact zu setzen. Die Klarstellung dieser Dinge ist offenbar für die Beurtheilung des ganzen Socialistengesetzes von der höchsten Bedeutung. Es handelt sich heute allerdings um die Uebertragung dictatorischer Gewalten auf die Regierung. Steht das aber einmal fast, so ist es auch sehr nothwendig, daß man die Erkenntniß gewinne, daß eine dictatorische Gewalt mit einer Rechtscontrole für jeden Einzelact ein unlösbarer staatsrechtlicher Widerspruch ist, und daß man zu keiner Zeit und in keinem Gesetze den praktischen Versuch gemacht hat, eine Dictatur mit einer collegialischen Rechtscontrole zu verbinden. Bewilligt man der Regierung die dictatorische Gewalt, so kann man ihr Richtung, Schranken und Zeitdauer geben, man kann aber dann nicht mehr jeden einzelnen Act unter einem Censor oder Corrector stellen. Es heißt vielmehr die Generalvollmacht versagen, wenn man jeden Act der Ausführung an die Gutheißung eines Dritten bindet. Es wäre zu wünschen, daß diese Deductionen Gneists in weitesten Kreisen bekannt würden, sie würden viele Unklarheiten in der öffentlichen Meinung beseitigen.

30. September. J.

Literatur.

Vom Büchertisch. In dem Illustrirten Lexicon der Verfälschungen der Nahrungsmittel und Getränke, der Colonialwaaren und Manufacte, der Droguen, gewerblichen und landwirthschaftlichen Producte, Documente und Werthzeichen und die Erkennungsmittel ihrer Echtheit und Fälschung. Von Hermann Klenke, das soeben in zweiter vermehrter und umgearbeiteter Auflage im Verlage von J. J. Weber in Leipzig erscheint, liegt ein wirklich zeitgemäßes Unternehmen vor. In alphabetischer Ordnung werden uns die Objecte trügerischer Speculation, durch viele in den Text gedruckte Abbildungen veranschaulicht, vorgeführt. Und auch deshalb ist das Buch zu empfehlen, weil es gleichzeitig dem Laien eine Menge gemeinnütziger Kenntnisse aus den berührten Gebieten vermittelt, die er sich anzueignen sonst wenig Gelegenheit und Anlaß findet. p.

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.
Ausgegeben: 3. October 1878. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Die letzten Zeiten einer deutschen Reichsstadt.

Von Chr. Meyer.

Die Katastrophe zu Anfang unseres Jahrhunderts, durch welche das deutsche Reich aufgelöst und die jetzige Staatenordnung angebahnt wurde, hat sich im Kleinen vielleicht nirgends in einer so deutlichen und lehrreichen Weise abgespielt, als in der vormals freien Reichsstadt Nürnberg. Nachdem bereits in den Sechziger Jahren eine kleine gehaltvolle Schrift des früheren Nürnberger Archivars Baader die letzten Schicksale der Reichsfreiheit dieser Stadt beleuchtet hatte, ist soeben von demselben Verfasser ein zweites Buch über denselben Gegenstand zur Ausgabe gelangt.*) Während die erste Schrift meist der Zeit des Uebergangs Nürnbergs an die Krone Baiern gewidmet ist, beschäftigt sich die zweite vorwiegend mit der Vorgeschichte jenes Ereignisses. Sie zerfällt hierbei in zwei Theile: der erste behandelt Nürnbergs erste Deputation nach Paris im Jahre 1801 und schildert die Bemühungen der nürnbergischen Abgeordneten bei Bonaparte, Talleyrand und anderen einflußreichen Persönlichkeiten für die Erhaltung der reichsstädtischen Selbstständigkeit Nürnbergs; der zweite enthält die Berichte des Legationsrath Woltmann an Nürnberg aus den Jahren 1803—1806. Woltmann war Geschäftsträger der Reichsstädte am Berliner Hofe und sollte für Nürnberg einen Ausgleich mit Preußen und Baiern anbahnen, die der Reichsstadt mehrere Aemter entrissen hatten. Indem er in seinen Berichten Rechenschaft ablegte über seine diplomatische Thätigkeit, die er in dieser Richtung entfaltet, verbreitet er sich zugleich über die allgemeine Weltlage; insbesondere aber über die damalige Politik Preußens. Wir lassen hier diesen allgemein wichtigen

*) Streiflichter auf die Zeit der tiefsten Erniedrigung Deutschlands oder die Reichsstadt Nürnberg in den Jahren 1801—1806. Nürnberg, Daiber.

Inhalt bei Seite liegen und beschränken uns darauf, ein Bild jener letzten Zeiten der Reichsstadt an der Hand des gebotenen Materials zu entwerfen.

Ehe wir aber auf unsere eigentliche Aufgabe eingehen, wird es nöthig sein, zuvor mit einigen Worten die öffentlichen Zustände Nürnbergs uns vor Augen zu führen.

Es ist ein trübes Bild, das sich da unseren Blicken entrollt, scharf verschieden von demjenigen, das in unserer Phantasie sich sofort mit der Nennung des Namens Nürnberg verbindet. Das kommt, weil diese nur das Nürnberg des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts vor sich hat, jene Zeit, an welche die heutige Entwickelung dieser echt deutschen Stadt unmittelbar wieder anzuknüpfen scheint, gleichsam als wären die Zwischenzeiten des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts mit den Bildern des traurigen Verfalls gar nicht vorhanden gewesen. Welch eine Fülle des Wohlstandes war in dieser Stadt damals zusammengeströmt! Nicht nur die Pracht und Ueppigkeit eines Lebensgenusses, wie ihn die Höfe und Burgen kaum kannten, war hier eingekehrt; nicht nur in stolzen Bauten, Malereien und Zierrathen kündigte sich der satte Reichthum dieses Sitzes bürgerlicher Arbeit an, auch die Kunst und die Wissenschaft fand lange Zeit hier die sicherste Pflege. Jahrhunderte hindurch hatte die mächtige Reichsstadt in zum Theil überaus hartnäckigen Kämpfen ihre Unabhängigkeit den benachbarten Fürsten gegenüber aufrecht erhalten, die edelsten Bürgertugenden hatten sie vor Uebergriffen fremder Herrscher in ihren Rechten geschützt. Eine große Anzahl trefflicher Geschlechter stellte Männer an die Spitze des Gemeinwesens, welche durch eine eben so weise als kräftige Regierung das Ansehen nach außen, die Ordnung nach innen aufrecht erhielten.

Wie sticht von diesem Bilde das Nürnberg des achtzehnten Jahrhunderts ab! Das sechzehnte Jahrhundert hatte die Stadt noch in dem Vollgenuß ihres Wohlstandes, ihres behaglichen Lebens, ihrer Blüthe in Kunst und Wissenschaft gesehen, aber es war auch ein Zeitraum, in welchem der Umschwung begann. Es folgten rasch nach einander eine ganze Reihe tiefeingreifender Ereignisse, welche die Katastrophe vorbereiteten. Der Welthandel suchte sich neue Wege, die Niederlande fielen vom Reiche ab, die nordischen Königreiche emancipirten sich, Liefland ging verloren, und nirgends bot sich ein Ersatz für die Einbuße des Binnenverkehrs und die Verkürzung der Handelsmonopole. Es folgte der dreißigjährige Krieg, der, wie er dem ganzen Reiche und dessen einzelnen Gebieten verderblich ward, so auch die Städte mit der nachhaltigsten Verwüstung heimsuchte und beinahe nicht eine ganz verschont ließ. Die Zeit nach dem westphälischen Frieden schaffte aber keine Erholung. In sich so tief erschüttert und zum Theil für immer in ihrem Wohlstand gebrochen, schienen die Städte schon damals dem Schicksal der Ein-

verleibung in die fürstlichen Gebiete erliegen zu müssen, das sie anderthalb Jahrhundert später traf. Von der landesherrlichen Macht allenthalben umdrängt, von ihrer Vergrößerungspolitik bedroht und gequält, verlor damals manche früher gewaltige Stadt ihre Unabhängigkeit. Die Zeit war vorüber, wo sich die friedlichen Künste des Lebens, bürgerlicher Fleiß, Wissenschaft und Kunst fast nur hinter den Mauern der Reichsstädte in ungestörter Blüthe entfalten konnten; die größeren fürstlichen Gebiete waren jetzt der Raum geworden, auf dem sich das staatliche und Culturleben rührig und wohlthuend entwickelte.

Zwar besaß Nürnberg noch ein reichsstädtisches Gebiet, war aber dafür mit Schulden überhäuft. Der Handel lag ganz darnieder, die Stadt wurde aber gleichwohl nach dem Maßstabe ihrer früheren Kräfte von Reichswegen taxirt und besteuert. Die alte Verfassung war in Erstarrung gerathen: eine Coterie patrizischer Familien hatte sich des Stadtregiments bemächtigt und vertheilte die einzelnen Aemter fast ausschließlich unter ihre Angehörigen. Das früher so blühende bürgerliche Gewerbe war verfallen, der handwerktreibende Theil der Bevölkerung theils in eine tiefe Erschlaffung gerathen, theils durch eine verkehrte Zunftgesetzgebung gehindert, sich zu einer freien und selbständigen Thätigkeit zu entwickeln. Das ganze Gedächtniß an die alte Zeit mit ihrem ungebeugten Freiheitssinn, ihrer Tapferkeit und ihrem Opfermuthe schien erloschen; die förmliche und bedächtige Art der alten Zeit war in wunderliche und pedantische Manieren umgeschlagen, denen man die dumpfe Schwerfälligkeit des hergebrachten Lebens und den engen Gesichtskreis anfühlte, in dem sich die städtische Bevölkerung selber festgebannt.

Als im Anfang der Neunziger Jahre über die tief zerrüttete Stadt wieder einmal eine Commission des fränkischen Kreises kam und die Gründe der ökonomischen Krisis prüfte, da tauchten von Seiten der Nürnberger wohl die alten Klagen auf: der geänderte Zug des deutschen Handels, der dreißigjährige Krieg, die Kriegsbedrängungen der späteren Zeit, Theuerung und Getreidesperre, auch unbillige Matricularanschläge hätten sie so tief herabgebracht. Aber mit Recht sucht die Commission die Quellen des Verfalls zugleich in den Bürgern selbst und schließt ihren Bericht mit den ahnungsvollen Worten: „Keine menschliche Kraft noch Weisheit kann den hereinbrechenden Umsturz und alles das unermeßliche Elend, was die Folge davon sein muß, abhalten, es sei denn daß eine ganz neue Schöpfung in der gesammten Staatshaushaltung eintritt. Eine ganz neue Schöpfung muß es sein, welche die todten Kräfte beleben, die schlummernden wecken, ein richtiges und ungehindertes Zusammenwirken herstellen und Alles auf den Mittelpunct des öffentlichen Wohles vereinigen kann."

Nürnbergs Lage war dadurch eine doppelt schwierige, daß es zwischen

zwei größere Staaten eingekeilt lag, die, beide nach seinem Besitze lüstern, einander mit Eifersucht belauerten und in Gewaltmaßregeln gegen die schutzlose Reichsstadt zu überbieten trachteten. Zuerst hatte Baiern den alten, lange Zeit ausgesetzten Prozeß auf Zurückgabe der im Landshuter Erbfolgekriege (1504) von Nürnberg erworbenen Pflegämter wieder erneuert und, ohne ein Erkenntniß der Reichsgerichte abzuwarten, einen Theil des Nürnberger Gebietes und namentlich alle Einkünfte mit Beschlag belegt, die Nürnberg von seinen zahlreichen in der Oberpfalz und im sulzbachischen Gebiete seßhaften Unterthanen bezog. Einige Jahre später suchte auch Preußen seine alten Ansprüche auf einige landesherrliche Rechte und Besitzungen, die Markgraf Friedrich 1427 an die Stadt verkauft hatte, wieder hervor. Es war eine förmliche Reunionspolitik im Stile Ludwigs XIV., die Preußen seit dem Heimfall der fränkischen Provinzen nicht nur gegen Nürnberg, sondern auch gegen andere geistliche, reichsstädtische und ritterschaftliche Enclaven und Nachbargebiete betrieb. Der Regierungsrath Kretschmann spielte dabei eine ähnliche Rolle wie der Metzer Parlamentsadvokat Rayaux bei den berüchtigten Reunionen Ludwigs XIV.

Der tiefe Verfall der Reichsstadt versprach den streitigen Ansprüchen jetzt besseren Erfolg, als in den Zeiten, wo die stolze Stadt mächtig genug war, den Forderungen der hohenzollernschen Markgrafen Trotz zu bieten.

Nachdem der Schriftenwechsel seit dem Baseler Frieden lebhaft erneuert worden, Nürnberg beim Reichshofrath Schutz gesucht und gefunden hatte, entschloß sich die preußische Verwaltung in Franken, mit Gewalt ihr streitiges Hoheitsrecht auf das angesprochene Nürnberger Gebiet und die Vorstädte Wöhrd und Gostenhof geltend zu machen. Am 2. Juni 1796 benachrichtigte der Minister von Hardenberg den Rath, es sei höheren Orts beschlossen worden, die dem Kurhause Brandenburg bis an die Stadtthore zuständige Landeshoheit sofort in Besitz zu nehmen. Einen Monat später rückten wirklich zwei preußische Regimenter mit mehreren Geschützen gegen die Vorstädte der Stadt. Sie vertrieben die auf den äußeren Linien und Schanzen aufgestellten städtischen Wachtposten, hieben die Thore der Vorstädte Wöhrd und Gostenhof ein und zwangen die in den Kasernen und Wachthäusern außerhalb der Stadt befindlichen Milizen zum Abzuge. In den Vorstädten wurde ein Besitznahmspatent angeschlagen und den Zöllnern die Ablieferung der Zollerträgnisse an die preußischen Zollämter befohlen. In gleicher Weise wurde auch das sogenannte Reichswäldergebiet, das sich in einem weiten Halbkreis um die Stadt herumzog, von Preußen ohne Weiteres occupirt. Als dann vier Wochen später die französische Sambre- und Maasarmee in den fränkischen Kreis eindrang und Nürnberg mit unerhörten Erpressungen und Contributionen bis aufs Mark aussog, nahm es die Verwendung des preußischen

Ministers bei dem französischen General in Anspruch. Preußen beeilte sich, der aufs äußerste bedrängten Stadt seine Schutzherrschaft anzubieten. Nürnberg nahm sie an. Am 1. September 1796 wurde ein Subjectionsvertrag ausgefertigt und dem König nach Berlin zur Unterzeichnung gesendet. Die Preußen warteten aber diese nicht ab, sondern besetzten die Stadt ohne Verzug. Der Gewaltstreich, dessen materieller Gewinn kaum der Rede werth war, gab den Anstoß zu einer Reihe der widerwärtigsten Erörterungen, in denen Preußen sich ganz isolirt fand, die gesammte Masse der Reichsstände den lebhaftesten Protest gegen die neue Reunionspolitik erhob und dem grollenden Mißtrauen gegen Preußen die ergiebigste Nahrung geboten ward, so daß der Berliner Hof sich bald veranlaßt sah, seine Truppen wieder aus der Stadt zurückzuziehen. Die Vorstädte aber und das Reichswäldergebiet blieben von Preußen besetzt, das nicht müde ward, Nürnbergs Selbständigkeit und politische Existenz durch die geflissentlichsten Vexationen und Bedrückungen, durch Anlegung von Zoll- und Niederlagshäusern unmittelbar vor den Thoren der Stadt und durch Erschwerung des Handelsverkehrs zu untergraben und unmöglich zu machen und auf diese Weise es von neuem in seine Arme zu treiben.

Alle diese Vorfälle, verbunden mit den düsteren Aussichten, welche sich nach dem unglücklichen Ausgang des zweiten Coalitionskrieges und den darauf eingeleiteten Friedensverhandlungen wie für Deutschland insgemein, so namentlich auch für dessen kleine und kleinste Bestandtheile eröffneten, mußten Nürnberg veranlassen, zur Erhaltung seiner Unabhängigkeit geeignete Schritte zu thun. Schon auf dem Congreß zu Rastatt hatte die Stadt eine von dem Consulenten Popp verfaßte Schrift über die Nothwendigkeit der Erhaltung ihrer Reichsunmittelbarkeit den kaiserlichen Ministern vorgelegt; jetzt wurde dieselbe in deutscher und französischer Redaction dem Druck übergeben. Daneben wurde die Vermittelung nicht nur des Kaisers, des Erzherzogs Karl und anderer hervorragender Persönlichkeiten am Wiener Hofe, sondern auch diejenige des ersten französischen Consuls Bonaparte, des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, Talleyrand, Carnots, Josephs Bonaparte und des französischen Geschäftsträgers Bacher zu Frankfurt in besonderen Schreiben angerufen. Es fehlte denn auch nicht an Huldversicherungen und Versprechungen der verbindlichsten Art, doch konnte ihnen, Angesichts der Zwangslage, in welche sich das deutsche Reich durch die Stipulationen des Luneviller Friedens versetzt sah, die eine Entschädigung der auf dem linken Rheinufer depossedirten erblichen Fürsten auf Kosten des übrigen Reichsgebiets aussprachen, eine größere Bedeutung nur innerhalb optimistischer Kreise beigelegt werden. Es wurde daher, namentlich auf Anrathen des Nürnberger Gesandten am kaiserlichen Hofe, die Abordnung einer eigenen Gesandtschaft nach

Paris beschlossen. Nicht so schleunig aber kam dieser Beschluß zur Ausführung. Vorerst gab es zwischen der Centraldeputation — einer aus dem kaiserlichen Subdelegaten Gemming, einigen Mitgliedern des Raths und etlichen Rathsconsulenten bestehenden Behörde, in deren Händen seit einigen Jahren das Regiment der Stadt ruhte — und dem genannten Ausschuß eine Reihe unerquicklicher Erörterungen, wem von beiden das jus ablegandi zustehe und in wessen Namen die Gesandtschaft handeln solle. Die Genannten behaupteten schließlich das Feld; sie gaben nur nach bezüglich des Ausdruckes „gemeinschaftliche Abordnung"; es wurde aus derselben eine „persönliche" gemacht. Schwieriger gestaltete sich die Aufbringung der benöthigten Geldmittel. Zuerst hatte man sich an eine andere Reichsstadt gewendet, um eine Reise auf gemeinschaftliche Kosten zu arrangiren; aber vergebens. Endlich schossen einige vermögende Bürger zusammen, und es wurden zwei Abgesandte abgeschickt, der Marktadjunct Kiffling und der Senator Tucher; der letztere verstand sich erst dann dazu, nachdem man ihm die Kosten einer früheren Abordnung zu dem französischen General Augereau mit sechzig Karolin wieder erstattet hatte.

Die Gesandtschaft fällt in die Zeit, als in Regensburg das Entschädigungsgeschäft die Sorge des Reichstages und der von ihm bestellten sogenannten Reichsdeputation bildete. Aber nur scheinbar befand sich hier der entscheidende Mittelpunct. Der Regensburger Verhandlung lief eine andere in Paris zur Seite, deren Geschichte unter allem dem Unrühmlichen, was die Erlebnisse der jüngsten Zeit aufzuweisen hatten, bei weitem die schmachvollste Episode ausmacht. Aus diesen Vorgängen lernte Bonaparte zuerst Deutschland genauer kennen; der Grad der Achtung, den er vor uns empfand, ist aus den Eindrücken erwachsen, welche ihm damals unsere Lenker erweckten. Gleich nach dem Abschluß des Luneviller Friedens hatte das Wettrennen der deutschen Fürsten begonnen, um sich mit erlaubten und unerlaubten Künsten die französische Protection bei dem bevorstehenden Menschenhandel zu sichern. Die beiden hessischen Höfe hatten schon im März zwei Agenten in Paris sitzen, um den Heimfall kurmainzischer und fuldaischer Gebiete zu gewinnen. Die Stände des fränkischen Kreises waren fast sämmtlich in gleicher Absicht zu Paris versammelt; sogar Würzburg und Bamberg hatten, um sich aus dem Schiffbruch zu erretten, ein paar gewandte Vertreter, nicht aus dem geistlichen Stande, hingeschickt. Löwenstein-Wertheim sandte die Herren Städel und Feder, die sich auf diesem schlüpfrigen Gebiete einen gewissen Namen machten. Von den Reichsfürsten hatten sich manche persönlich auf den Weg gemacht, z. B. die Erbprinzen von Isenburg und Hechingen, der Graf von Solms-Laubach, der Graf von der Leyen u. a. Sie alle waren in der angenehmen Lage, mit großen Mitteln arbeiten zu können, während die Nürn-

berger Deputation von vornherein durch die Kargheit ihrer Bezahlung und des Credits ihres Auftraggebers an einer befriedigenden Lösung ihrer Aufgabe gehindert war.

Die Gesandten mußten ihre eigenen Secretäre sein und sich mit einem Bedienten begnügen, der die Stellen eines Mundisten, Kammerdieners und Dieners in sich vereinigte. Sie wohnten in einem abgelegenen Theil der Stadt, in drei Pieçen des dritten Stockwerks eines bescheidenen Hauses. Ihre Besuche machten sie zu Fuß. Aber diese täglichen weiten Märsche, die veränderte Lebensweise, Klima und Wasser äußerten einen so nachtheiligen Einfluß auf ihre Gesundheit, daß sie sich gezwungen sahen, zu einem Wagen ihre Zuflucht zu nehmen. Sie bedienten sich Anfangs eines Fiakers zu ihren Besuchen und eines Commissionärs zur Besorgung ihrer Gänge. Aber das dauerte nicht lange; denn die meiste Zeit ihres Aufenthaltes zu Paris war Regenwetter, und da war es oft gar nicht möglich, einen Fiaker aufzutreiben, oder es wurde ihnen ein schmutziger, mit einem einäugigen Schimmel und einem hinkenden Rappen bespannter Wagen zugebracht, den ein Kutscher in bloßen Hemdärmeln oder in einer zerlumpten Jacke, hinter dem Bock stehend, leitete. Ohne ihren Charakter als Gesandte zu beschimpfen und die Ehre der Reichsstadt, die sie repräsentirten, zu compromittiren, war es nicht möglich, einen solchen Wagen zu besteigen. Und wenn sie auch bisweilen einen etwas besser aussehenden Fiaker bekamen, so konnten sie sich desselben zu ihren Besuchen doch nicht bedienen, weil der Fiaker in der Straße stehen bleiben und sie selbst durch die zu Paris üblichen großen Vorhöfe bis zu den Hausthüren zu Fuß wandern mußten, während sonst nicht blos die Gesandten und Deputirten der übrigen Reichsstädte, sondern jede nur etwas bemittelte Privatperson durch den Hof bis zur Hausthüre fuhren. Ein eigener Miethwagen wurde ihnen also unentbehrlich und dazu ein Lohnbedienter. Ihr Aufwand erhöhte sich dadurch monatlich um 580 Livre, so daß sich sämmtliche Ausgaben eines Monats auf 2816 Livres oder 1290 Gulden beliefen. So bedeutend diese Summe auch war, so waren sie doch nicht im Stande, es damit den übrigen Deputirten nachzumachen, die in Wohnung, Tafel, Dienerschaft u. s. w. einen ungleich größeren Aufwand machten. Für Geschenke in klingender Münze, die bei den französischen Machthabern jener Tage mehr ausrichteten, als Empfehlungen, war überdies in diesem Budget kein Raum; die Nürnberger sollten hierin sehr bald eine arge Enttäuschung erleben, als sie glaubten, daß ihrer gerechten Sache der Erfolg nicht versagt bleiben könne. Das weiteste Gewissen in dieser Beziehung hatte Talleyrand, der einflußreichste Minister des damaligen Frankreichs. Ein förmlicher Wettlauf fand um die Gunst jenes Mannes statt; Mittel entwürdigender Art, wie die Liebkosung eines kleinen Schoßhündchens des Ministers, wurden dabei von

Seiten der deutschen Diplomaten nicht verschmäht. Was sich sonst von den kleinen gesellschaftlichen Künsten, womit man in diesen Kreisen die Leerheit übertünchte, gebrauchen ließ, ward emsig angewandt, um die Gunst des mächtigen Mannes und seiner Umgebung zu gewinnen; der stolze deutsche Reichsadel sang und tanzte, spielte Plumpsack und Blindekuh, um sich im Kreise der revolutionären Machthaber möglichst angenehm zu machen. Der ehemalige Bischof von Autun liebte aber stärkere Mittel; eine Dose, mit Goldstücken gefüllt, machte bei ihm einen nachhaltigeren Eindruck, als das Hundetragen und Plumpsackspielen. Neben Talleyrand war es namentlich der Straßburger Matthieu, dessen Stimme von großem Einfluß auf die künftige Gestaltung des deutschen Reiches war. Von Zeitgenossen werden die Summen genannt, die an beide von deutschen Reichsständen bezahlt wurden. Hessen-Darmstadt versprach eine Million und Herrn Matthieu insbesondere noch zwei Rittergüter, Württemberg, wie es sich selbst in aufrichtigem Schmerzenslaut berühmte, lieferte seine Summen centnerweise und überdies noch an Matthieu eine ansehnliche Rente. Von Baden wird berichtet, daß es sechstausend Louisd'or an die Franzosen und noch eine Dose zu viertausend an den russischen Staatsrath Bühler gegeben; Wittgenstein zahlte zweitausend Louisd'or und so abwärts, die Wenigsten ausgenommen.

Nürnberg gehörte zu diesen wenigen. Die wiederholten Mahnungen der Gesandten, sie mit reichlicheren Geldmitteln zur Bestechung der einflußreichen Pariser Staatsmänner hatten keinen Erfolg. Ihre Lage wurde zudem gleich von vornherein durch ein fatales Vorkommniß noch mehr erschwert. Wir haben oben bereits erwähnt, daß Nürnberg unter Anderen sich auch an Bonaparte mit einem Bittschreiben für Erhaltung ihrer Reichsunmittelbarkeit gewendet hatte. Der erste Consul antwortete der Stadt in gnädigen Ausdrücken, verpflichtete sich aber zu nichts und verwies sie im übrigen an den Minister des Auswärtigen. Kurze Zeit darauf erschien plötzlich dieses Handschreiben in den Pariser Zeitungen abgedruckt. Die französische Regierung beargwöhnte die Nürnberger Gesandten, als hätten diese das Schreiben den den Redactionen zugestellt; die Gesandten hingegen, sowie der Nürnberger Senat schoben die Schuld auf Preußen, das auf irgend eine unerlaubte Weise sich Kenntniß von dem Schreiben zu verschaffen gewußt habe und durch dessen Publication die Reichsstadt in den Augen Bonapartes discreditiren wolle. Wie dem auch sei, charakteristisch bleibt es jedenfalls, wie dieser letztere das ihm unangenehme Vorkommniß zu pariren suchte. Er ließ rundweg in den öffentlichen Blättern das Actenstück ableugnen. Doch die drohende Wolke zog diesmal noch gnädig vorüber. Bei der ersten Audienz, welche unsere Gesandten bei Bonaparte hatten — derselbe ertheilte nur öffentliche allgemeine Audienzen, wozu alle Gesandte Zutritt hatten und wo-

bei er mit Allen, jedoch nur in Gegenwart Aller, sprach — kam der erste Consul noch einmal auf die Briefgeschichte zu sprechen. „Vous avez fait imprimer la lettre que je vous ai écrite“ fuhr er die Nürnberger Gesandten an, als er bei seinem Umgange an sie kam und Talleyrand dieselben ihm vorstellte. Sie erwiderten, ihre Committenten hätten sich einer solchen Indiscretion niemals schuldig gemacht. Der Brief, welcher in den Pariser Zeitungen erschienen, sei nicht das Schreiben, das der Rath von ihm zu erhalten das Glück gehabt habe, sondern nur die elende Erfindung einer müssigen und der Stadt feindlich gesinnten Person. Als sie noch weiter reden wollten, fiel Bonaparte ihnen in das Wort: „Oui! oui! je le sais bien, ce n'est pas mon style et mes expressions — d'ailleur de la ne fait rien, il n'y a point de mal a cela“. Bonaparte war schon im Begriffe weiter zu gehen, da empfahlen sie sich und ihre Committenten noch einmal seiner Protection, und im Gehen wendete er sich dann zu ihnen mit den Worten: „Votre ville est bien recommandée au gouvernement!“

Ein stehendes Capitel in den Berichten der Gesandten bilden die Klagen über die Schwierigkeiten, die es ihnen koste, zu den einflußreichen Persönlichkeiten zu gelangen, Talleyrand bewilligte ihnen trotz mehrfacher Anschreiben keine Privataudienz. Nicht besser erging es ihnen bei Durant, dem Chef der deutschen Angelegenheiten und Vertrauten Talleyrands. Als sie ihn einst auf der Treppe zu seinem Büreau erwischten und baten, ihnen Gehör zu schenken, entschuldigte er sich mit den Worten, sie möchten später wieder einmal kommen. Hatte man sie einmal bestellt, so mußten sie Stunden lang in den Vorzimmern warten, um schließlich wieder unverrichteter Dinge aus dem Hause weggeschickt zu werden. Sogar Liborin, dem sie durch Bacher warm empfohlen waren, hatten sie nur im Verborgenen, nachdem sie dreimal bei ihm angefahren und zweimal an ihn geschrieben, und nur gegen die Versicherung, seinen Namen gegen Niemand zu nennen, sprechen können.

Auf den Rath Bachers hatte Nürnberg an die übrigen Reichsstädte Vorschläge zu einem gemeinsamen Vorgehen gemacht. Allein die in unserer Geschichte, namentlich der Geschichte jener Jahre, so verhängnißvoll hervortretende Uneinigkeit ließ es nicht dazu kommen. Nur Hamburg, Lübeck und Augsburg antworteten zustimmend und wiesen ihre Gesandten in Paris an, gemeinsame Maßregeln mit den Nürnberger Deputirten zu treffen; ein praktisches Resultat ist aber auch hier nicht erzielt worden.

Die Bemühungen der Gesandten waren in erster Linie dahin gerichtet, von der französischen Regierung eine schriftliche Zusicherung zu erlangen, daß die Unabhängigkeit der Stadt bei den künftigen definitiven Abmachungen erhalten bleiben solle. Durant hatte dieselbe bereits entworfen, Talleyrand aber untersagte ihre Ausfertigung. Als sie ihm darüber Vorstellungen

machen zu müssen glaubten, fuhr er sie mit den Worten an: „Was verlangen Sie denn, meine Herren? Der erste Consul hat Ihnen ja unter Bezeugung seines Wohlwollens die Versicherung ertheilt, daß alle Reichsstädte, welche sich selbst erhalten können, und sonach auch Nürnberg, erhalten werden sollen. Ich habe Ihnen die gleiche Versicherung wiederholt, und der Minister Bacher hat dieselbe auf dem Reichstag öffentlich abgegeben. Trauen Sie diesen Zusicherungen nicht, oder trauen Ihre Committenten Ihnen nicht." Endlich erklärte sich Talleyrand doch bereit, ihnen in einem Briefe die Versicherung zu geben, daß Frankreich stets ein Interesse an der Erhaltung der Stadt nehmen werde. Und als sie baten, diese Versicherung auch auf die Wiedererlangung des Gebietes und die Gleichstellung Nürnbergs mit den Hansa- und Schweizerstädten auszudehnen, äußerte er: „Pour vivre il faut d'abord exister". Einige Tage später zeigte ihnen Durant wirklich das Concept eines von Talleyrand an sie gerichteten Schreibens, wobei Durant ihnen mittheilte, daß er schon in einem früheren Entwurf der verlangten Erklärung einen auf die Wiedererlangung des Gebietes bezüglichen Passus habe einfließen lassen; derselbe sei aber vom ersten Consul und dem Minister gestrichen worden, weil sie glaubten, daß Preußen darüber Lärm machen würde, wenn eine solche Aeußerung an den Tag käme. Frankreich sei günstig für Nürnberg gestimmt und auch geneigt, ihm zu seinem Gebiete zu verhelfen; unmöglich aber könne man öffentlich sagen, was man zu thun Willens sei. Am 3. September erhielten endlich die Deputirten, nachdem sie seit Anfang Mai sich dafür bemüht hatten, die schriftliche Erklärung Talleyrands. Indem sie dieselbe augenblicklich der Centraldeputation zu Nürnberg mittheilten, schrieben sie in der Freude ihres Herzens: „Zu unserer ausnehmenden großen Freude haben wir gestern, aller fremden Machinationen ungeachtet, Namens des Französischen Gouvernements durch den Minister Talleyrand eine unsere Erwartung bei weitem übertreffende günstige Erklärung zu erhalten das Glück gehabt. Wir verlieren keinen Augenblick, solche einer wohllöblichen Centraldeputation mitzutheilen, müssen jedoch Wohldieselbe auf das angelegendste und dringendste bitten, Niemand eine weitere Abschrift davon nehmen zu lassen, indem unsere Ehre für deren Geheimhaltung verpfändet worden ist. Eine wohllöbliche Centraldeputation, belebt von den wärmsten Wünschen für die Erhaltung der Freiheit unseres Staates und für die Wiedererlangung seines ehehörigen Flors, wird mit uns die reinste Freude über die in jener öffentlichen Erklärung des Ministers zu Tage liegenden, zu den schönsten Hoffnungen berechtigenden Kennzeichen eines ganz besonderen Wohlwollens und einer ausgezeichneten Zuneigung des Französischen Gouvernements genießen und Wohldieselbe wird sich überzeugen, daß nach dem ungünstigen Eindruck, den die Gemeinmachung des Bonaparte'schen Schrei-

bens allhier aller Orten zurückgelassen hat, und bei den die größte Vorsicht erheischenden dermaligen politischen Verhältnissen Frankreichs mit den größeren und kleineren Mächten Teutschlands der Minister Taleyrand den bestimmten Willen des Gouvernements, die Unmittelbarkeit der Stadt zu erhalten, ihr zu ihrem Gebiete wieder zu verhelfen und mit derselben in gewisse Handelsverbindungen einzugehen, uns in der gewöhnlichen Sprache der Politik unmöglich habe deutlicher zu erkennen geben können." Am Schlusse des Briefes bemerken sie noch, daß weder Frankfurt, noch irgend ein anderer der mittleren und kleineren Staaten Deutschlands eine noch bestimmtere oder noch verbindlichere Erklärung in gleich kurzer Zeit und unter gleichen Umständen und Verhältnissen erhalten habe.

Die Freude sollte nicht lange dauern. Bei einer Abschiedsaudienz, die ihnen Napoleon gewährte, unterbrach dieser ihre Anrede mit den Worten: „Ich bin mit Nürnberg sehr unzufrieden. Sie haben Personen in Ihrer Stadt, welche der Bestimmung des Luneviller Friedens entgegen den Engländern zur Fortsetzung des Krieges Gelder vorschießen und sie in ihren schädlichen Unternehmungen unterstützen." Man denke sich den Schrecken der Deputation. Umsonst waren ihre Betheuerungen der Unschuld der Stadt, sie wurden in Ungnaden entlassen. Einige Tage später theilte ihnen Talleyrand mit, es sei dem ersten Consul hinterbracht worden, daß der englische Minister Withkam, wie in Augsburg und andern Orten, auch zu Nürnberg Gelder liegen habe, um damit Unruhen anzustiften. Diese Gelder seien durch einen Banquier an die englischen Emmissäre ausbezahlt worden. Den Namen des Banquiers nannte Talleyrand nicht, wahrscheinlich weil er ihn nicht wußte. Darauf erwiderten die Deputirten mit aller Bestimmtheit, zu Nürnberg befänden sich keine englischen Fonds, und Talleyrand wenigstens schien ihren Worten Glauben beizumessen. Dagegen war es bekanntlich stets sehr schwierig, einen so mißtrauischen und eigensinnigen Charakter wie Napoleon von einmal gefaßten Meinungen abzubringen. Jedenfalls aber blieben die Empfindungen, mit denen die Nürnberger nunmehr ihre Rückreise antraten, sehr gemischte. War auch die unmittelbare Gefahr für den ferneren Bestand der Reichsstadt — freilich aus Erwägungen Bonapartes, bei denen etwa das Wohlwollen gegen Nürnberg die allerletzte Rolle spielte — hinweggeräumt, so war doch an eine Unterstützung von französischer Seite behufs Wiedererlangung des von Preußen occupirten Gebietes nicht zu denken. Viel zu sehr hatte Napoleon jetzt noch Ursache, Preußen eng an sein Interesse zu ketten. Und auch vom Wiener Hof war keine Hülfe zu erwarten. Der Kaiser selbst war ja unter den ersten gewesen, der die Reichsstädte sich als Entschädigungsobjecte für Toskana ausgesucht hatte. Hatten die Städte im Kaiser ihren natürlichen Beschützer verloren, so waren darum die Landes-

fürsten nicht etwa an dessen Stelle getreten; wenn diese ihres Looses auch in scheinbarer Theilnahme gedachten, so geschah es nur, um dahinter einen Vorwurf gegen Oesterreich zu verstecken. Die Städte sahen das auch zeitig ein und waren zum größten Theil auf den Verlust ihrer Reichsunmittelbarkeit gefaßt. Bei Nürnberg kam auch noch die elende Finanzlage der Stadt die nichts bieten konnte als ihr gutes Recht, wesentlich in Betracht. Beim Reichsdeputationshauptschluß trat dies recht fühlbar zu Tage. Unter den Reichsstädten waren das reiche Frankfurt und die noch reicheren hanseatischen sichtbar begünstigt. Das verarmte Nürnberg ging leer aus, und sein Schicksal war den ferneren Unterhandlungen überlassen.

Die definitive Entscheidung über das Schicksal Nürnbergs ward durch die Conföderationsacte des Rheinbundes entschieden, die am 12. Juli 1806 zu Paris abgeschlossen ward. Zwar suchte der dortselbst anwesende Ministerpräsident Abel als Vertreter der Reichsstädte deren Selbständigkeit zu retten, allein umsonst. Auch die desfallsigen Bemühungen des Nürnberger Raths, der nicht wußte, daß über die Zukunft der Stadt bereits in Paris entschieden sei, konnten deren Unmittelbarkeit nicht retten.

Als die Hoffnung auf die Erhaltung derselben geschwunden war, suchte man wenigstens möglichst günstige Bedingungen von König Max zu erlangen, und schickte eine Deputation an den Generalcommissär in Franken, den Grafen Thürheim. An Abel wurde eine aus vierzehn Postulaten bestehende Punctation erlassen, welche die Bedingungen enthielt, unter denen nöthigenfalls auf die Selbständigkeit verzichtet werden könnte. Am 16. Juli gab Talleyrand an Abel die Erklärung: Nürnberg komme an Baiern, und es sei daran nichts mehr zu ändern. Als die Nachricht hiervon an das Septemvirat kam, fand sie wenig Glauben, und man theilte sie vorerst nicht einmal dem Rathe mit, indem man eine günstige Wendung von Verhandlungen mit Thürheim erwartete. Derselbe verwies die Abgesandten nach München. Hier erst erhielten sie Kenntniß von dem ihre Stadt betreffenden Artikel 17 der Conföderationsacte. Montgelas sicherte ihnen noch zu, daß ihrer Stadt von Baiern nichts verweigert werden solle, was ihr von Preußen bei der im Jahre 1796 intendirten Unterwerfung zugesichert worden sei. Auch von dem König wurden die Abgeordneten mit der ihm eigenen offenen Freundlichkeit empfangen. „Ist es denn schon so bekannt, daß Nürnberg mein gehört?" fragte er lächelnd die Deputirten. Und im Laufe des Gesprächs meinte er: „Ihr Herren habt viele Schulden," beruhigte sich aber mit der ihm gegebenen Versicherung, die Stadt habe aber auch Capital genug, um bei weisen Einrichtungen die Schulden ausgleichen zu können.

Am 15. September erfolgte die Besitzergreifung Nürnbergs durch Graf Thürheim und Feirion, Napoleons Bevollmächtigten. Charakteristisch ist bei

den Vorgängen dieſes Tages namentlich ein bei einem gemeinſamen Feſteſſen ausgebrachter Toaſt auf den rheiniſchen Bund, der hier als ein ſchmachvolles Denkmal der nationalen Entſittlichung Deutſchlands den Schluß bilden möge:

Am Rhein, am Rhein reicht man die Hand zum Bunde,
Der deutſchen Muth belebt.
O ſingt ſein Lob, ſingt es mit lautem Munde,
Weil deutſche Kraft er hebt.

Nauplia.

Von A. Böttticher.

Die „beglückende Fahrt, von den kahlen arkadiſchen Berghöhen hinab an den leuchtenden Golf von Nauplia", den raſchen Wechſel der Landſchaftsbilder, den Gegenſatz zwiſchen dem unwirthlichen, rauhen Hochlande Arkadiens und der begrünten, fruchtbaren Ebene von Argos — Wilhelm Lang hat ſie uns in ſeiner „Peloponneſiſchen Wanderung" in der ihm eigenen Sprache erzählt, einer Sprache, die der lebendige Ausdruck des Glückes jener Fahrt iſt, die dem Leſer den freudigen Widerhall jenes Glückes wachruft.

Wer ſich von Süden her, von Lakonien aus, zu Schiffe der argoliſchen Küſte nähert, empfängt zunächſt nicht einen ſo freudigen Eindruck. Dieſelben langen, eintönigen, kahlen Bergrücken, die vom Cap Malea an bis zur Grenze von Argolis mit ihrem grell grauen Lichte das Auge reizten und den Geiſt ermüdeten, begleiten uns zur Linken faſt bis unter die Höhe von Nauplia. Nur einmal treten ſie vom Meere zurück, um einer kleinen Ebene Raum zu laſſen, die kaum eine Meile lang und nicht viel über eine Viertelmeile breit — ein fruchtbares Schwemmland — ſich zwiſchen den Winterflüſſen von Aghi' Andres und Aghios Petros ausbreitet, die Tanos-Ebene der Alten.

Mit der Geſchichte der neugriechiſchen Erhebung iſt die Erinnerung an die argoliſchen Flachlande unzertrennbar verknüpft. Auch dieſes beſcheidene Thal hat einen Theil an dieſer Erinnerung. Zwiſchen dem Winterdorfe von Aghios Joannis — Aghiannitika — und der Filiale des Lukasklоſters, deren Häuſer uns aus dem matten Baumgrün entgegenſchimmern, breitet ein herrlicher Olivenhain ſeinen kühlenden Schatten auf die wohlgepflegte Niederung. In dieſem Haine tagte im Jahre 1823 die zweite helleniſche Volksverſammlung, „ἡ ἐν Ἄστρει συνέλευσις". Petros Mavromichalis, der berühmte Bei der Maina, hatte ſie einberufen, um die als ungenügend erkannte Conſtitution

von Epidauros einer Reviſion zu unterwerfen. Hier erklärte die verſammelte Menge am letzten Tage des Congreſſes, am 18/30. April, entgegen dem Willen der in Verona tagenden Großmächte, von Neuem das factiſche Beſtehen und die politiſche Unabhängigkeit des griechiſchen Volkes. Aſtros, nach welchem die Verſammlung ihren Namen trägt, und welches jetzt als aufblühender Flecken auf einem mitten aus dem Schwemmlande hart am Meere aufſteigenden Felſen gelagert iſt, war damals noch ein einſamer unbewohnter Ort, ein Landungsplatz der Schiffer, die hier in einer vor Nordſtürmen geſchützten Bucht eine ſichere Zufluchtsſtätte fanden. An der ſüdlichen Einbuchtung dieſes natürlichen Hafens zieht ſich weit in das Land hinein der Muſtos, ein Brackwaſſerſumpf von etwa 2000 Morgen Fläche. Seit der Mitte der Dreißiger Jahre hat man wiederholt vergebliche Anſtrengungen gemacht, dieſen Sumpf trocken zu legen und ſein Gebiet für die Landwirthſchaft zu gewinnen: eines der leider nicht ſeltenen Beiſpiele nutzloſer Vergeudung von Geld und Kraft, die das junge Königreich in gut gemeintem Eifer aufwendete; denn wenn auch die durch Niveauverhältniſſe mit beſonderen Schwierigkeiten verknüpfte Aufgabe gelöſt würde, ſo hätte man ein Terrain erobert, deſſen dürrer, harter und mit Kochſalz durchdrungener Thonboden ſelbſt für die genügſame jumelliſche Baumwolle kaum eine genügende Nahrung hergeben würde.

Nördlich von Aſtros treten die Berge wieder dicht an das Meer heran, Ausläufer des Zavitzagebirges, das ſich vom Kamme des Parthenion in einer Höhe bis gegen tauſend Meter der See entgegenſtreckt. Zwiſchen Berg und Meer zieht ſich der ſchmale Paßweg hin, den die Alten Anigraia nannten. Dicht vor dem ſüdlichen Ende deſſelben erblickt der Segler bei ruhiger See ein eigenthümliches Schauſpiel. In einer Entfernung von mehr als dreihundert Meter von der Küſte wallt das Meer hoch auf in einem mächtigen ſenkrechten Strome, um den ſich weite concentriſche Wellenringe ausbreiten: das iſt die unterſeeiſche Süßwaſſerquelle Dine der Alten, ein Strom, der im Meere ſelbſt entſpringt, in den die Argiver dem Poſeidon ſchöngezäumte Roſſe als Opfer verſenkten. Dieſe Quelle, heute Anavolo genannt, liefert wohl den beſten Beweis für die Erklärung Fiedlers über die Entſtehung der zahlreichen ſalzhaltigen Quellen an den griechiſchen Küſten. Die Alten haben ſich lebhaft mit ihnen beſchäftigt. Pauſanias verſäumt nie, bei ſeinen Wanderungen ſolche ſalzhaltige Quellen zu erwähnen, ihren größeren oder geringeren Salzgehalt und ſogar ihre verſchiedene Temperatur zu beſprechen. Fiedler ſchreibt die Entſtehung ſolcher Salzquellen der eigenthümlichen Beſchaffenheit des Kalkgeſteines am Mittelmeere zu. Der Kalkboden Griechenlands iſt von ſtarken und zahlreichen Zerklüftungen durchzogen, die im Innern des Landes unterirdiſche Flußläufe bilden. Das Waſſer dieſer Flüſſe bricht dann aus den ſogenannten Katavothren plötzlich mit vollem

Strome hervor, um nach kurzem Laufe am Tageslichte wieder in einer anderen Spalte zu verſchwinden. An der Küſte nun tritt die See durch unterirdiſche Kalkſchlotten weit in das Land hinein, und die Süßwaſſerquellen, welche mit ausreichender Kraft unter dem unterirdiſchen Seeſpiegel hervorbrechen, heben das Seewaſſer mit ſich empor und miſchen ſich mit ihm. Ja ſelbſt die Geſchöpfe des Meeres heben ſie mit ſich empor, und ſo kommt es, daß man in kleinen Salzbachläufen (wie z. B. bei Kenchreai am Iſthmos) auf den im Waſſer liegenden Steinen dunkle Seeanemonen, Meerneſſeln und Klippenroſen ihre feinen Fühlfäden bewegen ſieht.

Wie geeignet waren ſolche Erſcheinungen, die leicht bewegliche Phantaſie der Alten zu erregen und jene wunderbaren Mythen zu ſchaffen von den gewaltigen Bewäſſerungsanlagen des Herakles, oder von Strömen, die ihre Wogen unter dem Meere fortwälzen, wie der heilige Alpheios, der ſeiner geliebten Quellnymphe, Arethuſa, bei Sicilien in das ortygiſche Heiligthum folgt! Am nördlichen Ende des Anigraiapaſſes breitet ſich wiederum eine kleine Ebene aus, nördlich begrenzt von dem Gebirgsausläufer des Pontinos. Hinter dieſem letzten Bergarme, an deſſen Fuße die vereinzelten Häuſer von Myli liegen, beginnen die großen weiten Flußebenen der roſſenährenden Argos, die Thäler des Cheimarrhos, Eraſinos und Inachos mit ſeinen Parallelbächen. Deutlich hebt ſich jetzt aus dieſer Ebene die langgeſtreckte Silhouette des Inſelfelſens von Tirynth heraus, und weiter im Hintergrunde die Höhe der Lariſa, der Burg von Argos.

Aber weder das linksſeitige Ufer, wo die lernäiſche Hydra hauſte, noch das Flachbild der Ebene vermag nunmehr den Blick noch zu feſſeln, denn je mehr wir uns dem inneren Winkel des argoliſchen Golfes nähern, in deſto gewaltigerer und imponirenderer Wirkung tritt die Steilküſte des rechten Ufers uns entgegen, ein von dem Hauptſtock des Arachnaion geſondertes Inſelgebirge. Nördlich ſendet es weit in den Golf hinein ein ſchmales, jäh empor ſteigendes Vorgebirge, um deſſen Fuß die Stadt Nauplia gelagert iſt.

Wir fuhren um die Mittagszeit in den Hafen ein, ſchnell umdrängt von einer Schaar beutegieriger Bootsführer. Ein ſtämmiger Burſche, der den Namen des Schutzheiligen von Morea, Andreas, führte, ruderte uns mit Kraft und Eleganz an Land; da wir unſer Gepäck an Bord gelaſſen hatten, waren auch keine Formalitäten am Zollamte zu erfüllen, und wir konnten unverweilt dem Rufe unſeres Magens folgen. Nauplia bietet dem Fremden etwas in Griechenland ſehr ſeltenes, drei Hôtels, in denen man wohnen, ſpeiſen und in wirklichen Betten ſchlafen kann. Der „Agamemnon", dicht am Landungsplatze, machte trotz ſeiner Geräumigkeit und Größe keinen günſtigen Eindruck auf uns, auch kam der ausgeſandte Kundſchafter, unſer trefflicher Arzt, mit der Nachricht zurück, der Speiſeſaal wie das darin Gebotene ſehe

nicht einladend aus, ja es speisten jüngere Officiere darin. In Griechenland, wo der niedere Officier eine sehr geringe Stellung in der Gesellschaft einnimmt und einen kläglichen Monatssold bezieht — ein Unterlieutenant 100 bis 120 Mark, ein Oberlieutenant etwa 15 Mark mehr — sind diese Jünger des Ares auf eine sehr bescheidene Lebensweise angewiesen; wir mißtrauten daher der Küche des „Agamemnon" und wanderten in die Stadt hinein, wo wir an dem sehr freundlichen „Platanenplatze" im Gasthofe zum „Vaterland" in Herrn Kaimaxis einen aufmerksamen Wirth und an seiner Tafel ein gutes Mittagsmahl und blanken Wein fanden. Auch später am Abend trafen wir hier nach heißer Wanderung ein herrliches laubüberdachtes Plätzchen und eine bunte Menge von Kaffeetrinkern und Rauchern, die bei dem etwas spärlichen Laternenscheine die Lokalblätter von Nauplia studirten, wöchentlich einmal erscheinende Zeitungen, die „Argolis" und die „Anexartisia (Indépendance).

Nach der Mahlzeit lag uns die an einem griechischen Junitage buchstäblich heiß zu nennende Aufgabe ob, die Stadt und ihre Umgebung zu besichtigen. Nauplia, heute Navylion genannt, ist die stärkste Festung Griechenlands und selbst moderner Kriegskunst gegenüber von einem wachsamen Vertheidiger leicht zu halten. Ein schmaler Landstreifen zwischen dem Steilfelsen und dem Meere bietet der Unterstadt einen nur sehr beschränkten Raum; deshalb sind ihre Straßen außerordentlich eng und ihre Häuser hoch gebaut, deshalb ähneln die spärlichen Plätze baumbepflanzten Höfen, die denn auch in den Abendstunden von Tischen und Stühlen vollkommen bedeckt werden. Nur unmittelbar am Hafen dehnt sich vor dem Hôtel „Agamemnon" ein etwas größerer, ziemlich wüst aussehender Platz aus.

Schon die Unterstadt wird durch zwei starke Forts vertheidigt, das „Zeughausfort" und die „Fünf Brüder". Letzteren gegenüber liegt im Meere auf einer kleinen Insel das Fort Bourtsi, ein berüchtigtes Staatsgefängniß, dessen Zellen tief unter dem Spiegel der anbrandenden See gelegen sein sollen. Die Spuren einer Pilotage zeigen, daß dies Inselchen einst mit der Stadt durch eine Pfahlbrücke verbunden war. Ueber der unteren Stadt erhebt sich auf den kyklopischen Mauerresten der antiken Akropolis die obere, Akronavylia, wie man sie modern getauft hat, Itschkale, wie sie bis vor Kurzem noch officiell hieß und im Volksmunde auch noch heißt. Itschkale ist durch drei Forts befestigt: Kodhonostasion („der Glockenstuhl"), Alvanitias und das „Landseitenthor". Das Hauptwerk der Veste aber ist das vielberühmte Palamidhi. Seinen grauen Schieferfuß umbraust von drei Seiten die Brandung des Meeres. Steil wie Gibraltar steigt daraus der Felsen zu schwindelnder Höhe empor, über dem Schiefer hochrothes Kieselgestein, darüber in oberster Lage grauweißer dichter Kalkstein. Wo die Regengüsse des Herbstes in seinen Spalten ein wenig mageren Erdreichs aus verwitterndem

Geſteine zuſammengeſpült haben, hat breitblättriger Epheu ſeine Wurzeln eingeniſtet und klimmt Hunderte von Fuß hoch an dem Felſen empor. Dazwiſchen ſtehen in kleinen Gruppen, weidenden Heerden gleich, die dickblättrigen Stachelbüſche des indiſchen Feigencactus, in beſchatteteren Schlupfwinkeln auch das zarte Silbergefieder der zierlichen Abſynthſtaude. Kleine Gärtchen, welche die Staatsgefangenen droben ſich anlegen durften, grüßen dem aufklimmenden Pflanzenwuchſe freundlich entgegen und verdecken zum Theil die dunklen Mündungen der Wallgeſchütze. Das Palamidhion beherrſcht mit ſeinen ſieben Forts — deren ſtärkſte Miltiades, Phokion und Ghiourouſis — den Landzugang vollkommen, Itſchkale deckt die Meerſeite, die Geſchütze von Bourtſi beſtreichen ſowohl die Einfahrt zum inneren Hafen, wie den Landweg von Argos her.

Dieſe feſte Lage gegen Land und See hin hat die Stätte ſchon in vorgeſchichtlicher Zeit zu einem Waffenplatze gemacht. Aber nicht von der Landſeite her, nicht von griechiſchen Autochthonen war die Stadt gegründet, ſondern von fremden Einwanderern, die hier feſten Fuß faßten und den Einwohnern gegenüber dieſes Trutz-Argos erbauten. Wie die Phoinikier hier eingewandert ſind, wie der Name des Palamidhi ſich durch alle Zeiten hindurch gerettet hat, entſtanden aus dem eines Heiligthums des Palamedes, der den Griechen als Erfinder der Kunſt des Seefahrens gilt, als Erfinder der Leuchtthürme, der Rechenkunſt und des Würfelſpiels, der Wage und der Buchſtabenſchrift, alſo aller derjenigen Kulturfactoren, die von Phoinikien nach Griechenland übertragen wurden — das Alles hat Ernſt Curtius in ſeinem Aufſatze „die Phönizier in Argos“ („Rheiniſches Muſeum“ 1850) mit vollgültigen Beweiſen und in ſeiner allezeit claſſiſchen Darſtellungsweiſe dargethan.

In antiker Zeit hat Nauplia eine wenig bedeutende Rolle geſpielt und iſt frühe untergegangen. Schon Pauſanias findet ſie wüſt und weiß nur noch wenig von ihr zu berichten: „Von ihren Mauern ſind noch Trümmer übrig; auch ein Tempel des Poſeidon und Ankerplätze ſind in Nauplia, ſowie die „Kanathos“ genannte Quelle. Hierin, ſagen die Argeier, badete Hera in jedem Jahre und ging daraus immer wieder jungfräulich hervor.“ Pauſanias macht hierzu eine etwas ketzeriſch klingende Bemerkung; es mag ihm vielleicht ähnlich ergangen ſein wie uns, denen in Nauplia nichts weniger als junoniſch-jungfräuliche Schönheiten begegneten, obſchon die Quelle Kanathos noch heutzutage zwiſchen der Vorſtadt Pronia und dem nahen Dörfchen Aria luſtig emporſprudelt. Die Venetianer haben ſie gefaßt und ihr Waſſer nach der Stadt geleitet. Welche unberechenbare Concurrenz würde für Lourdes und Marpingen erwachſen, wenn die Quelle ihre alte Kraft noch bewährte!

Seit jenem Berichte des fleißigen Touriſten liegt bis zum Mittelalter völliges Dunkel über der ſtillen Bucht von Nauplia. Erſt 1204 beginnen

die Flammen, in denen der lateinische Kreuzzug das ganze Morgenland auflodern ließ, ihren Widerschein auch auf diesen verborgenen Winkel zu werfen. Damals herrschte als Archont in Nauplia ein Mann, dessen unruhiges Auge oftmals begehrlich von dem Gipfel des Palamidhi über die engen Grenzen seines kleinen Machtbezirkes hinausgeschweift haben mochte, ehe ihn plötzlich der kühne Gedanke durchzuckte — griechischer Kaiser zu werden, Leon Sguros. Mit fast unglaublicher Schnelle war ein Heerhaufen gesammelt, Argos besetzt und Korinth geplündert. In gleicher Eile ward eine Flotte organisirt, der Hafen von Athen blokirt, während das Landheer über den Isthmos ging und die Hauptstadt von der Landseite umschloß. Vermochte auch die Energie und das hinreißende Beispiel des athenischen Erzbischofs Michael Choniates, der sich an die Spitze der Truppen stellte und eigenhändig die Vertheidigungsmaschinen richtete, die Akropolis zu halten, so ging doch die Unterstadt in Flammen auf. Nordwärts wälzte sich der Heerhaufe weiter, Theben wurde besetzt, der Engpaß der Thermopylen ungehindert durchzogen und endlich in Thessalien Halt gemacht, wo Sguros sich mit der Tochter des vertriebenen Kaisers Alexis vermählte. Weiter sollte der Eroberungszug nicht gehen. Bonifacio an der Spitze des abendländischen Heeres jagte die Räuber bis unter die Thore von Nauplia zurück, ohne freilich die Veste selbst nehmen zu können. Damit war die schnell emporgeloderte Flamme des Aufruhrs eben so schnell erloschen, und das Ereigniß wäre an sich hier nicht der Erwähnung werth gewesen, wenn es nicht den Anstoß zu einer weit folgenschwereren That gegeben hätte. Unter den Wällen von Nauplia nämlich begegneten sich in dem Lager der Normannen zum ersten Male zwei eigengeartete abenteuernde Männer, die — Jeder auf eigene Hand — auf Eroberungen im Osten ausgegangen waren, ohne bis jetzt dauernde Erfolge erzielt zu haben, Wilhelm von Champlitte und Gottfried Villehardouin, energische Charaktere, eben so tapfer im Kampfe wie scharf von Verstande und klug als Politiker. Gleiche Herkunft, ähnliche Ziele und ein schnelles gegenseitiges Verständniß der Charaktere führten Beide rasch zusammen und ließen den Plan einer gemeinsamen Eroberung Moreas reifen, der, mit gleicher Schnelligkeit entworfen und ausgeführt, das Schicksal der Halbinsel auf mehr als zwei Jahrhunderte bestimmt hat. Das war im Jahre 1205.

Die Stadt, vor deren Mauern dieser Plan geschmiedet wurde, sollten die beiden Abenteurer freilich nicht in ihrer Gewalt sehen. Wilhelm Champlitte wurde nach kurzer Regentschaft zur Uebernahme seiner Stammherrschaft in der Champagne nach Frankreich zurückberufen; er fügte sich der Familienpflicht, freilich, wie der Chronist berichtet, unter den bittersten Thränen. Ja, wer ließe gern dieses Land, der es je einmal — wenn auch noch so vorübergehend — als Heimath besessen, „das Land mit dem klaren, reinen Himmel,

wo bei ſpärlichem und magerem Boden der Fleiß mit reicher Fruchtbarkeit belohnt wird, das Land voll Felſen, gleich wie ſichere Burgen, das Land voll Buchten und Häfen, drei Welttheilen nahe, das Land, was vor allen ſelbſt die Götter liebten.“ Auch Wilhelms Nachfolger, Gottfried, ſtarb nach faſt vierzigjähriger Herrſchaft mit dem bitteren Gefühle, daß die beiden Hauptbollwerke Moreas, Nauplia und Monemvaſia, noch unbezwungen ſeiner trotzten. Es war ein heiliges Vermächtniß für ſeinen Sohn Wilhelm (Kalamata) dieſe Veſten zu nehmen. Nauplia fiel nach einjähriger Einſchließung, nicht vom Schwerte ſondern vom Hunger bezwungen, zwiſchen 1245 und 1247, Monemvaſia aus gleicher Urſache 1248. Klug wie ſein Vater trat Wilhelm mit großer Milde gegen die Beſiegten auf; in Nauplia ward nur das Palamidhi beſetzt, während die Rhomäer die Veſte von Itſchkale behalten durften. Daher führt in fränkiſcher Zeit das erſtere auch den Namen Frankikon, während die zweite das Rhomaïkon genannt wird. Nauplia und Argos wurden nun als Herzogthum ein Lehen des Großherrn von Athen, Otho La Roche und gingen ſpäter durch Erbſchaft in die Hände der Familie Enghien-Cornaro über. Von dieſer Familie kaufte die Republik Venedig das Herzogthum im Jahre 1388, ohne jedoch vor dem Beginne des fünfzehnten Jahrhunderts dieſer Erwerbung froh zu werden, die ihr von Nerio Acciajuoli und deſſen Schwiegerſohne Carlo Tocco hartnäckig ſtreitig gemacht wurde. Mit der endlichen Beſitzergreifung von Nauplia gewinnt Venedig zum erſten Male feſten Fuß auch auf der Oſtſeite von Morea. Bis 1540 trotzte hier der Löwe von San Marco allen Angriffen türkiſcher Heeresmacht, während das flache Land längſt dem Islam zur Beute gefallen war. Soliman erhob die endlich eroberte Stadt zum Sitze des erſten Sandſchak von Morea, einem Range, den ſie erſt nach dem Frieden von Paſſarowitz an das arkadiſche Tripolitza abtreten mußte.

Im Jahre 1686 aber erſchienen die Venetianer von Neuem unter dem Felſen des Palamidhi. Graf Königsmark nahm die noch nicht hinreichend befeſtigten Höhen mit ſtürmender Hand und nun erſt beginnt für Nauplia die eigentliche, wenn gleich kurze, Blüthezeit unter venetianiſcher Herrſchaft.

Zuerſt ging man unter Moroſinis Leitung an eine gänzliche Umgeſtaltung der Feſtungswerke auf dem Palamidhi. Tiefe und breite Gräben wurden in den Kalkfelſen geſprengt, hohe ſteile Böſchungen aufgemauert und ſo ein Syſtem von ſieben iſolirten, einander deckenden Forts geſchaffen, das ſelbſt der heutigen Kriegskunſt noch für ein außerordentlich ſchwer zu nehmendes gelten ſoll. Gegenüber dem Inſelfort Bourtſi bewahrt eine Inſchrift am Stadtthore das Andenken an die Leiſtungen Moroſinis:

Post urbes arcesque expugnatas valideque munitas,
Post sexies fugatos hostes hoc regnum patriae restituit
Franciscus Maurocenus, C. supmus armum moderator,
Et Alexander Bono, maximae triremis gubernator
Hoc aeternitatis monumentum posuit
A. D. MDCLXXXVII.

Auch die Unterstadt ging nicht leer aus. Neben mannichfachen heute noch wohl erhaltenen Nützlichkeitsbauten, wie der oben erwähnten Wasserleitung, errichtete man mehrere Kirchen, von denen San Giorgio die hervorragendste ist, ein edler Bau in reicher venetianischer Architektur und mit kostspieliger Ausschmückung seiner inneren Wandflächen durch Malerei. Hier befindet sich, den Kunstforschern wohl noch unbekannt, eine dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts entstammende, mäßige Copie al fresco des lionardoschen Abendmahls. Bei der immer mehr um sich greifenden Zerstörung des Originals dürfte diese Copie für spätere Zeiten einen willkommenen Beitrag zur Kenntniß der ursprünglichen Farbengebung bieten und sich ergänzend dem hinzugesellen, was für das Studium des verlorenen Originales in der Gallerie der Brera und in der Sammlung zu Weimar an unschätzbarem Materiale noch vorhanden ist.

Im Jahre 1715 wechselte die Stadt abermals ihren Besitzer: die Türken eroberten sich das Palamidhi trotz seiner furchtbaren Befestigungen zurück und hielten nun die Stadt mehr als hundert Jahre lang, auch während des griechischen Freiheitskampfes noch bis 1822, wo in der Nacht des Andreasfestes die Citadelle von den hellenischen Pallikaren gestürmt wurde. Die unglückseligen Wirren wieder zu erzählen, die seit jenem Tage bis zur Thronbesteigung König Ottos über Griechenland hereinbrechen, liegt nicht im Rahmen meiner Aufgabe. Nauplia, seit dem 18. Januar 1828 Sitz der Regierung unter Johannes Kapodistrias, war der Mittelpunct dieser Bewegungen. Von der unbegreiflich kurzsichtigen Politik der Londoner Conferenz (Februar 1830) immer mehr auf die Seite Rußlands gedrängt, begann Kapodistrias hier in gutgemeinter Absicht die Talente eines russischen Despoten zu entfalten; Freiheitsbeschränkungen, Unterdrückung der Presse, die entschiedene Weigerung, eine neue Volksversammlung zu berufen, erbitterten das Volk mehr und mehr gegen seinen einstigen Liebling „Väterchen Johann", bis die ungerechte Einkerkerung des alten Mainafürsten Petros Mavromichalis das Maaß voll machte, und die Söhne des Gefangenen am 6. October 1831 den verhaßten Gegner vor der Kirche des heiligen Spiridhion mit meuchlerischer Kugel niederstreckten. Man zeigte uns, als wir die Kirche besichtigten, neben dem Steinpfosten des Portales die Stelle, wo eine der Kugeln ein breites Loch in den Stein geschlagen hat.

Die Mörder sollten die Früchte ihrer Blutthat nicht genießen. Augustin, der Bruder des Ermordeten, trat mit Kolettis und Mavrokordatos zu einem Triumvirate zusammen, dem die Entzweiung der beiden ersteren ein schnelles Ende bereitete. Mittlerweile war Prinz Otto von Baiern von den Großmächten zum Könige vorgeschlagen worden, und das griechische Volk trat in Nauplias Vorstadt, dem etwa drei tausend Einwohner zählenden Pronia, zusammen, um am 8. August 1832 die Anerkennung des Königs auszusprechen und über die Grundlagen einer Verfassung zu berathen. Die sich hier abspielenden Scenen gehören zu dem Unerfreulichsten, was während der Freiheitsbewegung der Haß der Parteien zu Wege gebracht hat. Kolokotronis in Tripolitza, Tzavellas in Patras, Grivas in Missolonghi beeinflußten die Versammlung durch Waffenaufstände, die russische (Nappisten-) Partei raubte die Staatsdruckerei aus Nauplia und erklärte den russischen General Ricord zum Präsidenten, während die Soldaten der Regierung ungestraft unliebsame Deputirte einfach aus der Versammlung wegschleppten, um Lösegeld von ihnen zu erpressen. Die Versammlung von Nauplia löste sich auf diese Weise schmachvoll auf.

Am 6. Februar 1833 zog der junge siebzehnjährige König mit seinen drei Curatoren, von Armansperg, Maurer und Heideck in Nauplia ein, mit ihm der beste Wille und — die mangelhafteste Einsicht in die Verhältnisse; 1834 indessen siedelte der Hof nach Athen über, der historischen Hauptstadt des Landes. Aber wie Nauplia der Vorort von Ottos Thronerhebung war, so sollte auch von hier aus der erste Anstoß zu seinem Falle ausgehen. Nauplia war die erste Stadt, die nach dem verhängnißvollen 1. März (a. St.) 1862, der Revolution auf Kythnos, sich gegen den König erhob, und in der unter der Führung von Pagonis und Dyovruniotis eine förmliche Belagerung der regulären Truppen durch die aufständischen Bürger begann.

Uns, die wir diesen jungen Ereignissen verhältnißmäßig noch sehr nahe stehen, wird es schwer, diese Katastrophe richtig zu beurtheilen. Die mannichfachen Stimmen, die ich unter den Griechen selbst sammeln konnte, sind sehr getheilt. Unter den Gemäßigteren scheint sich die Ansicht geltend zu machen, daß die Vertreibung Ottos keinen glücklichen Schritt in der Entwickelung des Landes bezeichnet; man erkennt mehr und mehr, was man an ihm trotz aller Schwächen gehabt hat. Allgemeiner ist die Verurtheilung der Königin Amalia. Ein wahrhaft tödtlicher Haß herrscht in einzelnen Kreisen gegen die vor Kurzem heimgegangene Monarchin; bei deren Namen ich die Fäuste sich habe ballen sehen, ein Haß, der so weit geht, ihr das schlimmste Verbrechen vorzuwerfen, dessen man in Griechenland eine Frau bezichtigen kann, den Willen, ihrem Volke einen Thronerben zu versagen.

Die Urtheile der bisherigen Geschichtschreibung über diese jüngste Zeit

litten noch unter der zu großen Nähe des dargestellten Objectes. Mit Ungeduld erwarten die Freunde Griechenlands die Darstellung der Ereignisse seit 1820 aus Herzbergs unparteiischer Feder, dessen letzter Band der Geschichte Griechenlands hoffentlich in wenigen Wochen die Presse verläßt.

Seit Nauplia von dem Range einer Landeshauptstadt herabgestiegen ist, muß es sich damit begnügen, als Vorort der Provinz Argolis-Korinth die Residenz eines Erzbischofs und Sitz eines Obergerichtshofes zu sein. Aber die kurze Zeit der Präsidentschaft Kapodistrias und das erste Jahr der königlichen Hofhaltung haben genügt, der Stadt ihren Stempel aufzudrücken; keine andere griechische Stadt, den neuen Theil Athens ausgenommen, trägt so sehr einen modern abendländischen Charakter. Man kann sich zwischen den hohen Häuserzeilen mit den freundlichen grünen Fensterläden und eisengeländerten Balcons sehr leicht in eine mittelgroße italienische Stadt versetzt glauben. Die bedeutenderen Gebäude, das ehemalige Residenzschloß, das Waffenmagazin und die Zeugkammer, die Kasernen, Lazarethe und auch die Schulgebäude — ein Gymnasium, eine mittlere Bürgerschule und zwei Volksschulen — alle tragen ein durchaus modernes Gepräge. Und selbst eines der jüngsten Kinder der modernen Cultur fehlte zur Zeit unseres Besuches in Nauplia nicht: Als wir spät am Abend noch einen Gang durch die Gassen machten, trafen aus einem erleuchteten Garten längst vergessene aber wohlbekannte Töne mein überraschtes Ohr. Eine Harfe und zwei Geigen begleiteten eine hohe Sopranstimme, die vor einer andächtig lauschenden Griechenmenge mit unaussprechlichem Gefühle ein ach! wie lange nicht gehörtes Lied sang:

„Zieht im Herbst die Lerche fort
Sagt sie leis Ade!"

Wir konnten nicht umhin, einzutreten und einen Blick auf die Gesellschaft zu werfen. Da saßen sie auf einem erhöhten bretternen Podium leibhaftig vor mir, wie ich sie in meinen Gymnasiastenjahren gekannt und bewundert hatte, die „Geschwister" N. N aus Preßnitz oder Pardubitz im Lande Böhmakien, drei weibliche Wesen gesetzten Alters und ein Geigenspieler, ein café chantant, oder nach deutscher, unübertrefflich onomatopoietischer Uebersetzung, ein „Tingeltangel" nach alter solider Art. Bei uns in Deutschland sind diese ehrsamen böhmischen Haupscapellen fast ganz verdrängt worden. Die Tiroler, echte und imitirte, machten ihnen die erste Concurrenz, mehr noch die frivole französische Chansonnette, die Cancanpoesie. Nach Griechenland und dem Orient rettete sich der Rest der ehrsamen Bierfiedelei, hier kann der Deutsche noch die vergessenen Lieder seiner Kindheit wieder hören: „Zerdrück' die Thräne nicht in Deinem Auge", „Wenn die Schwalben heimwärts ziehn", „O Seele, zage nicht!"

„Aber Demodokos hemmte nunmehr die klingende Harfe," er hatte die Fremdlinge erspäht und an ihrem freudigen Verständnisse für die Lieder deutsch redende Männer erkannt; auch die Damen kamen herbei und wir bildeten eine Zeit lang den umgafften Mittelpunct der Versammlung. Die „Geschwister" erzählten uns von den Kunstreisen der Capelle: in Smyrna waren sie gewesen und in Brussa am Fuße des asiatischen Olympos, dann in Stambul und Saloniki, Athen aber hatten sie gemieden, weil dort Monsieur Frédéric mit seiner französischen Operettengesellschaft den Musentempel am Ilissos besetzt hielt. Die Geschäfte waren überall vortrefflich gegangen; noch zwei Jahre lang wollte man reisen und dann in der Heimath des Wohlerworbenen genießen. Wir schieden von den wackeren Landsleuten nicht ohne ihnen unsere Freude und unseren Dank in einer international verständlichen Sprache auszudrücken, und ließen uns über die blanke See zu unserem Dampfer hinüberrudern, wo die zwar engen, aber doch einigermaßen reinlichen Cabinenbetten eine angenehmere Ruhe in Aussicht stellten, als wir sie wohl in einem der Hôtels gefunden hätten.

Von Nauplias Umgebungen, von unserem Besuche in Tyrinth, der Wiege des Herakles, und von dem, was Heinrich Schliemann dort jüngst zu Tage gefördert hat, will ich meinen Lesern das nächste Mal berichten.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Stuttgart. Wilhelm Zimmermann. — Am Ausgange des Lenninger Thals, zu Füßen der Teck, eines mit spärlichen Burgtrümmern bekrönten Vorbergs der schwäbischen Alb, liegt das alte Städtchen Owen: im dortigen Pfarrhaus hat Wilhelm Zimmermann die letzten Jahre eines arbeitsamen und für die Wissenschaft nicht unfruchtbaren, doch vielbewegten und eine Zeit lang durch die politischen Stürme aus dem Gleichgewicht gerathenen Lebens zugebracht. Mit ihm ist wieder einer der Achtundvierziger aus dem Leben geschieden, Zimmermann hat als württembergischer Abgeordneter dem Frankfurter Parlament angehört. Zum Studium der Theologie bestimmt, trat er im Jahre 1821 in das Seminar Blaubeuren, zugleich mit Strauß und Vischer, Märklin, Gustav Pfizer und anderen hochbegabten Genossen, wie sie sich nie wieder in einer und derselben Promotion zusammengefunden haben. Unter ihnen allen war Zimmermann der aufgeweckteste und frühreifste Kopf. Baur, der große Theologe, damals noch Lehrer in Blaubeuren, hielt gerade auf ihn die meisten Stücke. Strauß selber bezeugt es, der in seiner Biographie Märklins auch Zimmermanns mit folgen-

den Worten gedenkt: „Der ausgezeichnetste unter allen fünfzig war damals unstreitig Wilhelm Zimmermann. Der begabte Sohn armer Eltern, hatte er spät zu lernen angefangen, bald aber die raschesten Fortschritte gemacht; nach Blaubeuren kam er als der geistig entwickelste von uns allen und übte dadurch bei seiner mittheilsamen, enthusiastischen Natur, der es andrerseits an einem barocken Humor nicht fehlte, den größten und im Ganzen höchst dankenswerthen Einfluß aus. Mit guten philosophischen Kenntnissen und reger Empfänglichkeit für die Größe und Schönheit des Alterthums, galt er besonders bei Baur viel und war für uns ein wohlthätiger Vermittler, gleichsam ein zugänglicher Vorhügel dieses unersteiglichen Gebirgs." Noch in Tübingen, wo eben mit dieser „Geniepromotion" das eifrige Studium der hegelschen Philosophie begann, stand Zimmermann anfangs auch in vorderster Reihe; er war der erste, der seinen Genossen voraneilend, trunken sich in die Tiefen der Logik und der Phänomenologie stürzte. Aber hier trat auch bald seine excentrische, des Maaßes entbehrende Natur hervor, er durchbrach die Schranken des Stifts und gerieth im Umgang mit Wilhelm Waiblinger in ein genießüchtiges Wesen. Seine poetische Begabung hatte er schon in Blaubeuren gezeigt, und bereits mit vierundzwanzig Jahren, 1831, trat er mit einer eigenen Gedichtsammlung hervor; doch brachte das „Jahrbuch schwäbischer Dichter und Novelliſten", das er fünf Jahre später mit E. Mörike zusammen herausgab, nur mehr wenige Beiträge von ihm. Dafür warf er sich auf die Geschichte, vornehmlich die deutsche, und das geistliche Amt, in das er eingetreten war, ließ ihm Muße genug zur Ausarbeitung geschichtlicher Darstellungen, die bei der außerordentlichen Leichtigkeit seines Talentes schnell auf einander folgten. Die bekanntesten unter ihnen sind seine Geschichte der Hohenstaufen und die Geschichte des Bauernkrieges. Die letztere, sein bestes und reifstes Werk, erschien erstmals 1841. Sie ruht auf einem ernsthaften Quellenstudium und zeichnet sich durch eine geistreiche Beherrschung des Stoffs und eine angenehme, leicht fließende Darstellung aus. Die zweite Ausgabe, 1856, durfte er dem Altmeister Schlosser widmen, als dessen Schüler er sich bekennt: in ihr ist auch das rhetorische und enthusiastisch-demokratische Element, das der ersten Bearbeitung anhaftete, erheblich gemäßigt. Es war ein glücklicher Griff, daß ihm die Regierung im Jahre 1847 den Lehrstuhl für deutsche Sprache und Literatur, sowie für Geschichte am Stuttgarter Polytechnicum übertrug. Allein nur zu bald riß ihn die Revolution aus dieser Lehrthätigkeit heraus, er warf sich mit dem ganzen ungezügelten Enthusiasmus seiner Natur in die Politik und ließ sich zum Abgeordneten in die Paulskirche wählen, wo er der äußersten Linken, dem Club Donnersberg, sich anschloß und unter seinen Parteigenossen durch seine Kenntnisse wie durch seine bedeutende Rednergabe geschätzt war. Nach dem Schei-

tern des Parlaments saß er mehrere Jahre in der württembergischen Landesvertretung, auch hier auf der äußersten Linken, wofür ihn die einbrechende Reaction mit Entziehung seiner Professur bestrafte. Erst im Jahre 1856 fand er wieder Anstellung im Kirchendienst, und von da ab floß sein Leben in ruhiger Bahn, doch ausgefüllt mit rastloser Arbeit. Eine Reihe populärer und patriotischer Geschichtsbücher sind noch von seinem Schreibtisch ausgegangen; man sieht aus ihnen, daß er mit dem letzten Umschwung der deutschen Geschichte sich befreundet hat, wenn auch zuweilen noch des schwäbischen Demokraten Abneigung gegen Preußen sich Luft machte. Die Frische und Beweglichkeit des Geistes ist ihm, dem lebhaften, witzigen Gesellschafter, bis ans Ende treu geblieben. L.

Aus Baden. Der Modus vivendi. — Gegenüber den allzu ungünstigen Beurtheilungen eines modus vivendi, wie sie seit den Kissinger Verhandlungen hervortraten, darf daran erinnert werden, daß in Baden seit dem vor zwei Jahren erfolgten Amtsantritte des Ministeriums Turban Beziehungen zur römischkatholischen Kirche sich herausbildeten, die auf einen modus vivendi hinauslaufen. Es wurde an dieser Stelle versucht, der Entwickelung nachzugehen, soweit das für die Betrachtung aus der Ferne überall möglich scheint. In der Hauptsache kennzeichnete sich das neue Verhältniß des Staates zur römischkatholischen Kirche in Baden durch die Beobachtung einer Unterlassungspolitik. Auf beiden Seiten war man bedacht, frische Streitigkeiten zu vermeiden. Dadurch kam man wie von selbst auch dazu, die Ausgleichung schwebender Streitigkeiten zu unternehmen, und der trotz seiner Kleinheit wichtige Balger Handel lieferte in dieser Hinsicht ein bedeutsames Beispiel. Bemerkenswerth war dabei vor allem, daß der badische modus vivendi unter Pius IX. entstand, der durch sein verhängnißvolles Auftreten gegen Kaiser Wilhelm dem Culturkampfe in Preußen die eigentliche Schärfe verlieh. Das in Rom so beliebte Doppelspiel wurde in Scene gesetzt, und vermöge dessen befindet sich Baden ziemlich weit auf dem Wege vorgeschritten, der für Preußen insbesondere erst betreten werden soll. Dieser Umstand reicht hin, um die Vorstellung zu beseitigen, als sei durch einen künftigen preußischen modus vivendi ein Rückschlag für Baden zu besorgen. Baden hat in der That in der kirchenpolitischen Frage die führende Stellung, die ihm seit den Sechziger Jahren zugefallen war, behauptet. Seit jener Zeit im Besitze von Maigesetzen, hat Baden im Volksschulwesen auch die Erfahrung gemacht, daß die römischkatholische Kirche staatliche Einrichtungen, welche sie erst auf das Entschiedenste zurückwies, anerkennen kann. Die ruhige Beharrlichkeit, mit welcher die Regierung den gesetzlichen Standpunct festhielt, hat wie immer zum Ziele geführt.

Die Verhältnisse sind in Baden, schon wegen der geringen Größe des Landes, von denen in Preußen so verschieden, daß der hier bestehende modus vivendi für den dort zu schaffenden nicht wirklich vorbildlich zu dienen vermag. Modus vivendi ist überhaupt kein bestimmter Begriff, es ist die Bezeichnung eines der strengen Regel widerstrebenden Uebergangs- oder Durchgangszustandes. Das Gefühl der darin sich ausprägenden Unbestimmtheit und Unsicherheit ist es auch wohl, das gegenwärtig so viele Bedenken und

Zweifel laut werden läßt. Ernst wie die Deutschen die Sachen zu nehmen pflegen, verlangen sie nach dem ordentlichen Culturkampfe einen ordentlichen Culturfrieden. Es wurde nicht umsonst gekämpft, denn der Rechtsstandpunct des Staates ist scharf gewahrt worden. Nachdem der Kampf zu Ende, soll nun aber auch — so die herrschende Anschauungsweise — ein dauernder Friedenszustand begründet werden. Könnte man diesen Standpunct in Rom vollkommen verstehen, vielleicht wüßte man die Gunst des Augenblickes besser zu nutzen. Der römischen Kirchenstaatskunst ist es jedoch einmal eigen, keine festen Zugeständnisse zu machen, keine dauernden Bündnisse zu schließen. Die Besorgniß, einen Vortheil zu verlieren, läßt den Vatican oder doch die ihn gewöhnlich bestimmende Richtung den Gewinn außer Augen setzen, der in stetigen Beziehungen und ihrer Pflege liegt.

Der badische modus vivendi wird durch das Vorhandensein eines Erzbisthumsverwesers in vieler Beziehung erleichtert. Herr von Kübel hat die persönlichen Obliegenheiten seiner Stellung während der letzten Jahre mit Mäßigung und unleugbarem Geschicke zu erfüllen gewußt und dadurch nicht unwesentlich zur Beruhigung der Gemüther beigetragen. Was in seiner Lage und nach seiner Vergangenheit von Herrn von Kübel zu erwarten war, hat er gethan. Selbständiges Eingreifen und Vorgehen verbietet ihm wohl schon sein stellvertretendes Verhältniß. Wie lange dasselbe noch dauern werde, darüber ist schwerlich auch nur eine Muthmaßung möglich. Irgendwelche nähere Anzeichen, daß die Besetzung des Freiburger Stuhles, die in der ersten Zeit des Ministeriums Turban zur Sprache kam, erfolgen könne, fehlen. Es gehört keine Sehergabe dazu, um vorauszusagen, daß die Freiburger Curie nicht eher ein Oberhaupt erhält, als bis die Bischofsfrage im übrigen Deutschland ihre Lösung gefunden hat. Die Gestaltung der oberrheinischen Kirchenprovinz, mag sie unverändert bleiben oder Veränderungen dieser und jener Art ersehen, legt die Annahme von selbst nahe.

Die eigentlich bewegende Frage des modus vivendi ist, dem politischen Wesen der römischkatholischen Bestrebungen entsprechend das politische Verhalten der römischen Katholiken oder vielmehr der Partei, die als Wortführerin derselben sich hinstellt. Die letzten Landtagswahlen ließen das Schiboleth dieser Parteibestrebungen unverkennbar hervortreten. Dagegen haben die jüngsten Reichstagswahlen gezeigt, daß die Partei durch das allgemeine Stimmrecht Siege erfechten kann, über deren Bedeutung kaum eine Täuschung besteht. Die Zukunft muß zeigen, wieweit die römischkatholische Partei in ihrer Mitte die Spaltung eintreten sieht, die für die Partei in Bayern so verhängnißvoll geworden ist. Spuren einer solchen Spaltung wurden auf dem letzten Landtage bemerkbar und gaben — es muß genügen, hier den Namen des Abgeordneten Hansjakob zu nennen, da die durch ihn hervorgerufene Bewegung einstweilen wieder verstummt ist — über die Gegenbestrebungen innerhalb der römischkatholischen Partei überraschende Aufschlüsse. Vorgänge wie in Baiern sind in Baden schon vermöge der geringen Bedeutung der Partei nicht möglich. Die römischkatholische Partei muß nach Verbindungen suchen, und sie hat durch ihre Verbindung mit den Deutschconservativen bei der letzten Reichstagswahl dieser beachtenswerthe Dienste geleistet. Ein dauerndes Bündniß zwischen den beiden Parteien ist nichts weniger als wahrscheinlich, und würde, wenn es geschlossen werden sollte, bei den Gegensätzen der Parteibestrebungen voraussichtlich nicht lange bestehen.

Werfen wir einen Gesammtblick auf den badischen modus vivendi, bei

dem, wie hervorgehoben zu werden verdient, der Einfluß Leos XIII. nicht oder so gut wie nicht zu erkennen ist — bekanntlich scheiterten die ersten Versuche, zu einer Verständigung mit dem gegenwärtigen Papste zu gelangen — so wird sich nicht sagen lassen, daß auf die bisherige Gestaltung der kirchenpolitischen Lage in Baden mit besonderer Befriedigung zu blicken sei. Etwas Herzerhebendes kann und wird ein modus vivendi nie sein. Legt man den Maßstab der Nothwendigkeit an, geht man davon aus, wie keine Wahl zwischen verschiedenen Möglichkeiten war, so ist gerne zuzugestehen, daß schwere Besorgnisse gehoben wurden, ohne dabei wesentliche Dinge auf das Spiel zu setzen. Wer freilich meint, jeder Sieg müsse bis auf das Aeußerste verfolgt, bis auf das Letzte ausgenutzt werden, wird in einem modus vivendi eine wahre Niederlage sehen. Wer der richtigen Ueberzeugung huldigt, daß der Sieger seinen Sieg am besten verwerthet, wenn er dem Gegner nur die unentbehrlichsten Bedingungen auflegt und die berechtigten Eigenthümlichkeiten desselben zu schonen strebt, wird in einem modus vivendi nicht ohne weiteres eine Selbstschädigung finden können. Das ist vor allem nicht zu vergessen, daß die kirchenpolitischen Fragen mit Rom spielen, aber das geistige Wohl und Wehe von Deutschen, von Angehörigen des Reichs, auf das Unmittelbarste angehen und berühren. Das widerwärtige Schauspiel, daß Deutsche mehr nach dem Auslande blicken und von ihm ihr Heil erwarten, wird durch einen modus vivendi nicht vollständig aufhören, es wird jedoch zweifelsohne an Gemeinbedeutung erheblich verlieren. Die Wirksamkeit des Reiches muß mehr und mehr auch die deutschen Kreise durchdringen, die in Rom das eigentliche Oberhaupt ihres gesammten Seins suchen. Diese Sinnesänderung wird um so leichter sich vollziehen, je sicherer die Gewissen vor Glaubensbeeinträchtigung sich fühlen dürfen. Von einer solchen war und ist im Ernste nicht die Rede. Die kirchenpolitischen Bestrebungen zielen gerade darauf hin, die römische Kirche, alle Kirchengemeinschaften zu höherer Ausgestaltung kommen zu lassen. Die Beruhigung der Gemüther, welche ein modus vivendi mit sich bringt, dient aber dazu, manche leichtgenährten Vorurtheile zu zerstreuen, sie ist geeignet, den Sinn der Eindrücke der Wirklichkeit zugänglicher zu machen. Der Werth, welchen ein modus vivendi etwa unmittelbar vermissen läßt, wird durch seine mittelbaren Wirkungen reichlich aufgewogen. Wäre der modus vivendi das letzte Wort, so müßten die ernstesten Besorgnisse gerechtfertigt erscheinen. Wie der badische wird der preußische modus vivendi nur ein Wendepunct in der Entwickelung sein, in einer Entwickelung, deren Endziel ist die kirchenpolitischen Beziehungen in Deutschland im Geiste des Reiches und nach den Anforderungen der Zeit zu regeln. Und dieser Entwickelung darf um so getroster entgegen gesehen werden, je zweifelloser sie in der Hauptsache in deutschen Händen liegt. Die Befürchtungen, welche immer von Neuem auftauchen, sind natürlich und nichts weniger als überflüssig. Wirkt der Geist der Nation in dem kirchenpolitischen Thun und Lassen, so kann der Erfolg so wenig fehlen, wie er auf anderen Gebieten zu anderer Zeit fehlte.

Aus Berlin. Zum Socialistengesetz. Vom Kaiser. — Die Commissionsberathungen über das Socialistengesetz sind beendigt, das Ergebniß derselben, der Gesetzentwurf, wie er durch die Beschlüsse der Commission gestaltet worden ist, liegt bereits der Oeffentlichkeit vor, die zweite Lesung der Vorlage im Plenum des Hauses soll am nächsten Mittwoch beginnen. In-

zwischen halten die einzelnen Fractionen Sitzungen, um zu den noch unausgeglichenen Streitfragen Stellung zu nehmen, inzwischen benutzt auch die Presse die kurze Ruhepause, um sich über das Resultat der Commissionsverhandlungen wie über die Chancen des Gesetzes in den bevorstehenden Sitzungen des Reichstages auszusprechen. Die fortschrittliche und die klericale Opposition ist, wie dies zu erwarten war, in ihrer starren, ablehnenden Stellung verblieben, dagegen ist in den Organen der nationalliberalen Partei erfreulicher Weise mehr und mehr die Ueberzeugung hervorgetreten, daß das Zustandekommen des Gesetzes eine für das Staatswohl unbedingte Nothwendigkeit ist und es ist dem entsprechend auch in entschiedenster Weise der gute Wille an den Tag gelegt worden, um zu einer Verständigung mit den Regierungen zu gelangen. Vielfach wird behauptet, die nationalliberale Partei als solche werde im Hause für diese Verständigung nicht wirken. Dies werde nur von ihrem größeren Theile geschehen, während eine Minorität der Partei in einigen der Hauptfragen mit der Opposition stimmen werde. Wir wollen dem gegenüber gleich von vorn herein bemerken, daß die nationalliberale Partei überhaupt noch keinen endgültigen Beschluß über ihre Haltung gefaßt hat. Wenn trotzdem ein Schisma der Nationalliberalen prophezeit wird, wenn trotzdem von einem Abgeordneten behauptet wird, daß er in jenen Hauptfragen an der Spitze der Minorität stehen und daß diese etwa zwölf Stimmen umfassen werde, so möchten wir aus dem eben angeführten Grunde davor warnen, solchen Angaben Glauben zu schenken. Sie können nach Lage der Dinge gar nicht begründet sein und können nur auf ganz luftigen unzuverlässigen Combinationen und Vermuthungen beruhen. Wir möchten viel eher glauben, daß das Gefühl für die Verantwortlichkeit ihrer Stellung zur Zeit in der gesammten nationalliberalen Partei ein so lebendiges und entschiedenes geworden ist, daß eine Gefährdung des Werkes durch eine etwa aus ihrer Mitte hervorgehende Opposition nicht zu befürchten ist. Gerade die Organe der Partei, welche man wohl mit gutem Grunde für die Dolmetscher der Anschauungen hält, welche in dem sogenannten linken Flügel der Partei herrschen, betonen neuerdings sehr entschieden die Verpflichtung der Reichsvertretung, den Arm der Staatsgewalt mit ausreichenden Waffen zu versehen und wenn dabei auch mancherlei Clauseln und Vorbehalte gemacht werden, so geschieht dies doch keineswegs in einer Weise, welche die Aussicht auf Verständigung verschlösse.

Am Montag wird die nationalliberale Partei ihre entscheidenden Beschlüsse fassen. Man darf hoffen, daß ein wahrhaft staatsmännischer Geist dieselben beherrschen wird und daß die Partei beweisen wird, daß sie verstanden hat, das Unerläßliche zu rechter Zeit für den Staat zu thun. Ein Fehler in dieser Stunde müßte für die Partei von den verderblichsten Folgen sein. Schon die Ablehnung der ersten Socialistenvorlage hat der Partei einen großen Schaden bereitet. Eine Wiederholung dieses Vorganges würde von ganz unberechenbarer Wirkung sein, und die nationalliberale Partei selbst würde dieselbe am schwersten empfinden. Doch, wie gesagt, wir halten einen derartigen Ausgang für unmöglich, finden wir doch noch eben jetzt in einem hervorragenden Organe der Partei, welches früher bei übrigens unzweifelhaftem Verständnisse für die Bedeutung des Gelingens des Werkes doch vielfach den Bedenklichkeiten der Opposition Ausdruck gab, eine ganz entschiedene Anerkennung der Haltung der Conservativen und Freiconservativen in den Commissionsverhandlungen. Das ist ein erfreuliches und bedeutsames An-

zeichen für den Willen auch derjenigen Nationalliberalen, welche sonst keine Berührung mit den Conservativen wünschen, in dieser Cardinalfrage mit diesen zusammenzugehen. Es ist ein außerordentliches Glück, daß diese Anschauung sich, wie es scheint, endlich in der ganzen Partei Bahn gebrochen hat. Wir hoffen, daß die Verhandlungen im Plenum diese Thatsache bezeugen werden. Das Land erwartet vom Reichstag Beschlüsse, durch die ein wirksamer Schutz gegen die socialdemokratischen Ausschreitungen geschaffen wird, und diejenigen, welche diese Beschlüsse erschweren oder gar vereiteln wollen, werden sich schwerlich den Dank des Landes verdienen. Im Lande, wo man die Größe und Schwere der drohenden Gefahr unmittelbar fühlt, hat man wenig Verständniß für die feinsinnigen und doctrinären Unterschiede, um deren Begleichung sich oft in parlamentarischen Kreisen der heftigste Kampf erhebt. Im Lande will man, daß etwas Wirksames schnell geschehe, um der weiteren Ausbreitung des Uebels vorzubeugen. Vereitelt man die hierzu erforderlichen Maßregeln oder trifft man ungenügende Vorkehrungen, so wird die Opposition, die dem Unheil in Zukunft Thür und Thor öffnet, sicher dem Verdict des Landes nicht entgehen.

Die Regierungen haben mittlerweile wenigstens einigermaßen zu den Beschlüssen der Commission Stellung genommen. Wir bemerkten bereits, daß es vorzugsweise drei Puncte sein würden, in denen die Regierungen eine Abänderung der Commissionsbeschlüsse wünschen würden. Diese drei Puncte sind in der That von dem Minister des Innern, Grafen Eulenburg, in der Commission als der Abänderung bedürftig bezeichnet worden. Der erste war der Beschluß der Commission, daß das Einschreiten der Landespolizeibehörden gegen die socialdemokratische Presse nicht ohne vorhergehende Verwarnung erfolgen könne, der zweite war die Zusammensetzung der Recursinstanz, der dritte die Bestimmung einer zweiundeinhalbjährigen Frist für die Geltung des Gesetzes. In dem ersten Puncte ist eine Verständigung im Sinne der Regierungen eigentlich schon erreicht. Man wird von der vorhergehenden Verwarnung bei dem Einschreiten gegen die socialistische Presse Abstand nehmen. Bezüglich des zweiten Punctes stimmen die Regierungen zwar principiell mit dem Beschlusse der Commission überein, wünschen aber thatsächlich eine etwas andere Zusammensetzung der Recursinstanz, und zwar wahrscheinlich in der Weise, daß derselben noch einige Mitglieder aus den höchsten Verwaltungsgerichten der einzelnen Bundesstaaten beigegeben werden. Indeß wird sich auch hierüber eine Verständigung unschwer erzielen lassen, da eben die Regierungen principiell gegen die von der Commission beliebte Zusammensetzung der Recursinstanz nichts einzuwenden haben. Um den dritten Punct, die Geltungsdauer des Gesetzes, wird offenbar der heftigste Streit im Reichstage entbrennen. Dem äußeren Anscheine nach stehen die Gegensätze in dieser Frage noch völlig unvermittelt einander gegenüber. Die Nationalliberalen erklären bei jeder Gelegenheit auf das entschiedenste, daß sie eine längere Dauer als die von der Commission beschlossene zweiundeinhalbjährige nicht bewilligen können und die Regierungen bezeichnen diese Frist als zu kurz und unannehmbar. Ein Ausgleich ist noch nicht gefunden worden, man hat eine dreijährige Dauer in Vorschlag gebracht, aber man weiß weder ob die Nationalliberalen noch ob die Regierungen auf diesen Vorschlag eingehen werden. So gespannt aber auch die Lage in Bezug auf diesen Punct aussieht, so glauben wir doch, daß man sich verständigen wird. Wir können nicht annehmen, daß gerade diese Frage einen unüberwindlichen Stein des Anstoßes bilden werde. Hat

man sich über so viele materielle Fragen geeinigt, so wird man sich um der Zeitfrage willen nicht entzweien. Es scheint uns überhaupt ein sehr günstiges Symptom, daß man diese keineswegs wichtigste Frage als den hauptsächlichsten Differenzpunct ansieht. Unwillkührlich schließt man daraus, daß die Dinge so schlimm nicht stehen können, wenn das Zustandekommen des Gesetzes hauptsächlich von der Einigung über die Frage seiner Dauer abhängen soll. Und in der That hört man von allen Seiten große Zuversicht in das Gelingen des Werkes äußern. Die Betheiligten zeigen sich freilich meist alle sehr spröde und reservirt, man gewinnt aber den Eindruck, daß unter dieser zugeknöpften Haltung sich eine sehr große und starke Neigung zum Entgegenkommen verbirgt, welche die Verständigung schließlich herbeiführen wird.

Wenn die Aufregung der nächsten Tage, in denen die parlamentarische Schlacht geschlagen wird, vorüber sein wird, werden wir wahrscheinlich für einige Zeit in ein gänzlich unpolitisches Stillleben zurücksinken, denn der preußische Landtag wird erst im November zusammentreten und anderweitige Vorgänge sind auf dem Gebiete der inneren Politik nicht in Aussicht. Ein großes freudiges Ereigniß freilich steht uns bevor: die Rückkehr unseres Kaisers. Sicherlich wird sich an dieses Ereigniß eine der großartigsten und herzlichsten öffentlichen Manifestationen knüpfen, die Berlin je gesehen hat. Der Tag der Rückkehr wird sich zu einem glänzenden patriotischen Feste gestalten. Schon jetzt ist ein Comité thätig, um die Feierlichkeiten des Empfanges vorzubereiten. Die Stadt hat eine namhafte Summe für eine möglichst allgemeine Illumination bewilligt. Das Beste aber wird die spontane Begeisterung der Bevölkerung leisten, die gewiß an diesem Tage Alles übertreffen wird, was sie jemals hier hervorgebracht hat. Das Befinden des Kaisers ist, nach Allem was man hört, ein sehr befriedigendes. Er wird wohl noch bis gegen Ende des Monats in Baden-Baden bleiben. Ob er dann sogleich nach Berlin zurückkehrt, oder ob er vorher noch einen kurzen Aufenthalt in Wiesbaden nimmt, das wird von der Entscheidung der Aerzte abhängen, welche in diesen Tagen zu einer Berathung zusammentreten werden. Nach allgemeiner Annahme wird der Kaiser nach seiner Rückkehr nach Berlin wieder die Regierung übernehmen, eine Thatsache, die gewiß von der ganzen Nation, ja von der ganzen Welt mit aufrichtigster Freude begrüßt werden wird, denn alle Welt wird empfinden und empfindet schon jetzt, wie unbeschreiblich groß das Glück ist, daß das deutsche Volk und das neue deutsche Reich vor der Schmach bewahrt worden ist, die die furchtbarste Verruchtheit ihm anzuthun gedachte.

6. October. J.

Literatur.

Vom Büchertisch. Die Wohlfahrtseinrichtungen der deutschen Reichspost- und Telegraphenverwaltung. Berlin 1878. Gedruckt in der vormaligen Geheimen Oberhofbuchdruckerei. — Unter diesem Titel ist unlängst anläßlich des internationalen Congresses für Wohlfahrtseinrichtungen in Paris Seitens der deutschen Reichspost- und Telegraphenverwaltung eine Denkschrift veröffentlicht worden, welche die innerhalb dieser Verwaltung bestehenden und auf der Grundlage gegenseitiger Selbsthülfe beruhenden Wohlfahrtsanstalten umfaßt und zwar die

Postarmenkasse, den Sterbekassenverein für Post- und Telegraphenbeamte, die Lebensversicherung für Post- und Telegraphenbeamte, die Spar- und Vorschußvereine und die Kaiser-Wilhelm-Stiftung für die Angehörigen der Reichspost- und Telegraphenverwaltung. Diese Denkschrift wünscht, wie in der Einleitung bemerkt wird, zu veranschaulichen, in welchem Umfange innerhalb des Reiches einer mehr als 60,000 thätige Mitglieder zählenden Berufsgemeinschaft durch das Princip freiwilliger Fürsorge Wege erschlossen werden, welche das Einzeln- und Familienwohl ihrer Angehörigen nachhaltig fördern helfen. Dabei sind diejenigen Wohlfahrtsanstalten, die aus der unmittelbaren Thätigkeit des Reiches und der zum Reich gehörigen Staaten hervorgegangen, einen Theil des allgemeinen Rechts der Reichs- oder Staatsbeamten darstellen, ausgeschlossen.

Die älteste dieser Wohlfahrtsanstalten, die Postarmen-, bezw. Postunterstützungskasse mit dem Zwecke, den Angehörigen der Verwaltung und deren Hinterbliebenen da, wo gesetzliche Ansprüche fehlen, durch Gewährung von Pensionen oder Unterstützungen zu Hülfe zu kommen, ist aus kleinen Anfängen, aus einer Art von Postillonsarmenkasse, die bis in das Jahr 1711 zurückdatiren, hervorgegangen, hat sich aber im Laufe der Zeit außerordentlich entwickelt und entfaltet gegenwärtig eine umfassende Thätigkeit. Nach dem Rechnungsabschlusse für das Geschäftsjahr 1877/78 betrug die Einnahme der Postarmenkasse, deren Kapital sich jetzt beiläufig auf 1,048,650 Mark beläuft, insgesammt 521,176 Mark, worunter 200,000 Mark als Beitrag aus der Postkasse, 209,039 Mark an Abträgen von den Besoldungen ꝛc., 50,726 Mark aus dem Verkaufe unbrauchbarer Dienstpapiere, der Rest aus den Erträgen der Zinsen und Geldstrafen; die Ausgaben dagegen 498,213 Mark, worunter 103,338 Mark für Ruhegehälter an 1022 Unterbeamte, 109,491 Mark an Erziehungsgeldern für 2343 Kinder, 144,790 Mark für fortlaufende Unterstützungen an 1820 Beamte (bis zu Vorstehern kleinerer Postanstalten aufwärts), 119,867 Mark für einmalige Unterstützungen an 5099 Beamte dieser Kategorien, 16,249 Mark für Belohnungen an 295 Postillone und 13,274 Mark an Zuschüssen zu den Lebensversicherungsprämien für 2160 Personen.

Der Sterbekassenverein, auf dem Princip der gegenseitigen Hülfe beruhend, wurde 1827 von Beamten der preußischen Postverwaltung ins Leben gerufen; er bietet den Angehörigen der Reichspost- und Telegraphenverwaltung Gelegenheit, ihren Hinterbliebenen die sofortige Auszahlung einer Summe von 300, 600, 900 oder 1200 Mark, je nach der Höhe ihrer Beiträge, zu sichern. Der Verein hat seit seinem Bestehen 720,237 Mark an die Hinterbliebenen seiner Mitglieder ausgezahlt, er zählt jetzt deren 904 und besitzt ein Stammkapital von 303,500 Mark.

Die Lebensversicherung für Post-, Telegraphen- und Unterbeamte ist eigentlich kein selbständiges Institut. Um das heilsame Princip der Lebensversicherung unter ihren Angehörigen thunlichst zu verbreiten, traf die Postverwaltung zuerst 1867, umfassender 1871, mit einer Reihe bewährter deutscher Lebensversicherungsanstalten besondere Abkommen, wodurch denjenigen Beamten, welche ihr Leben durch Vermittelung der Verwaltung versicherten, nicht unerhebliche Vortheile (von drei bis zehn Procent der Prämie) geboten wurden. Die Leistungen der Postverwaltung bestehen in der Einziehung der Prämienbeiträge durch monatliche Abzüge vom Diensteinkommen der Versicherten und in der Abführung der Prämien an die Versicherungsanstalten. Am Ende des Geschäftsjahres 1877/78 war die Zahl der so abgeschlossenen

Versicherungen auf 6569 mit einem Gesammtversicherungskapital von 15,499,896 Mark gestiegen.

Spar- und Vorschußvereine für Angehörige der Reichspost- und Telegraphenverwaltung wurden in Anlehnung an Schulze-Delitzschesche Principien von der obersten Postbehörde Anfangs 1872 in Anregung gebracht; sie haben den Zweck, Ersparnisse der Mitglieder anzusammeln, zu verzinsen und durch Antheil am Gewinn zu erhöhen, sowie den Mitgliedern, so weit sie die erforderliche Sicherheit bieten, und die Mittel des Vereins es gestatten, in Fällen der Bedrängniß durch Gewährung zinsbarer, in Raten rückzahlbarer Vorschüsse beizustehen. Die Einlagen (bis zu 150 Mark) werden mit drei, die Darlehne (bis zu 1000 Mark) mit sechs Procent verzinst. In jedem Oberpostdirectionsbezirk besteht ein solcher Spar- und Vorschußverein mit dem Oberpostdirector an der Spitze. 1872 fungirten 35 Vereine dieser Art mit 12,067 Mitgliedern und einem Vereinsvermögen von 388,170 Mark. Jetzt zählen die 40 bestehenden Vereine 27,000 Mitglieder, d. i. nahezu die Hälfte des gesammten Personals, mit einem Gesammtvermögen von 3,868,031 Mark. Im Jahre 1877 wurden 2,294,385 Mark Vorschüsse ausgeliehen, und 1,950,926 Mark zurückgezahlt, trotzdem betrugen die Verwaltungskosten, da die meisten Geschäfte von den Beamten besorgt werden, insgesammt nur 355 Mark! Diese Vereine sind es auch, welche für ihre Mitglieder Massenbezüge von Waaren aller Art kommen lassen, und dieselben dann wohlfeil abgeben, z. B. Nähmaschinen, wovon bereits 2414 verkauft wurden, Brennmaterial, Lebens- und Genußmittel, Leinenzeug, Bekleidungsgegenstände, größere Musikinstrumente ꝛc., was schließlich in Berlin, Leipzig, Hamburg, Cöln und an anderen Orten zur Einrichtung förmlicher Konsumvereine führte. Es haben sich diese Vereine, wie die erwähnte Denkschrift constatirt, aufs Trefflichste bewährt; sie dürfen sich rühmen, zur Hebung des Wohlstandes und Wohlergehens der Post- und Telegraphenbeamtenschaft in wirksamer Weise beigetragen zu haben, die Verwaltung aber erblickt in diesem Acte der wirthschaftlichen Selbsthülfe mit Recht eine schätzenswerthe Stütze ihres Organismus.

Die Kaiser-Wilhelm-Stiftung für die Angehörigen der Reichspost- und Telegraphenverwaltung ist am 20. Juni 1872 durch Ueberweisung von 300,000 Mark seitens des Deutschen Kaisers begründet worden mit der Bestimmung, die Wohlfahrt der Angehörigen der Reichspostverwaltung zu fördern, insbesondere den Beamten dieser Verwaltung und ihren Hinterbliebenen Unterstützungen zu gewähren. Seit 1876 nehmen daran auch die Angehörigen der Reichstelegraphenverwaltung Theil. Das Kapital dieser Stiftung ist inzwischen auf 393,000 Mark angewachsen, die Zinsen werden für Unterstützungen, Reise- und Studienstipendien ꝛc. verwendet.

Der interessanten Denkschrift, welche ein sprechendes Zeugniß von den fürsorglichen und erfolgreichen Bestrebungen der obersten Reichspost- und Telegraphenbehörde gegenüber ihren Angestellten ist, hat dieselbe schließlich noch einen Plan zu einem Postsparkassensystem für das deutsche Reich angefügt, in welchem sie die Aufmerksamkeit der gesetzgebenden Factoren auf diesen wichtigen Gegenstand lenkt und die Einführung des Sparkassensystems nach dem Vorgange anderer Länder, insbesondere Englands, empfiehlt. D.

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.
Ausgegeben: 10. October 1878. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Digitized by Google

Die Bücherornamentik der Renaissance.

Von A. Springer.

Wir danken dem verdienstvollen Verleger der Zeitschrift des Kunstgewerbevereins in München, Herrn Dr. Georg Hirth, zwei durch Werth und Umfang gleich bedeutende Publicationen. Unter dem Titel: „Der Formenschatz der Renaissance" giebt er seit Jahresfrist eine reiche Auswahl von Ornamentblättern alter Meister vorwiegend des sechzehnten Jahrhunderts heraus, in gutem Facsimiledrucke und zu so wohlfeilem Preise, daß selbst der dürftigste Kunstfreund und der sparsamste Kunsthandwerker sich eine stattliche Sammlung trefflicher Muster anlegen kann. Ob das Werk die ausgedehnte Verbreitung bereits gefunden hat, welche der Herausgeber mit Recht erwarten durfte und welche allein die großen Kosten des Unternehmens decken kann, wissen wir nicht. Bei der Schwerfälligkeit unserer kunstindustriellen Kreise, welche wohl unmittelbare Vorlagen für mechanisches Copiren lieben, aber Anregungen zu eigener Thätigkeit unbequem finden, möchten wir es bezweifeln: denn es ist richtig, daß die Ornamentblätter des „Formenschatzes" eine unmittelbare Verwendung nicht immer gestatten und keineswegs als sogenannter Faulenzer zum Ersatz der mangelnden eigenen Phantasie sich gebrauchen lassen. Wer aber lernen will und die Gesetze der Ornamentik erkennen, dem giebt, richtig betrachtet, der Formenschatz eine treffliche Anleitung. Daher sollte er in keiner Schule fehlen und eignet er sich wie kaum ein anderes Buch zu Schülerprämien. Mögen dessen die Vorstände der Fachschulen und die Förderer des Kunstgewerbes eingedenk sein.

Außer dem Formenschatze erscheint im Verlage von G. Hirth gegenwärtig die „Bücherornamentik der Renaissance", ebenfalls trefflich ausgestattet und beispiellos billig im Preise gestellt. Die Musterblätter sind aus der Sammlung des Antiquars F. Butsch in Augsburg genommen, und von

diesem bewährten Kenner alter Drucke rührt auch der Text her, welcher die Ausgabe begleitet. Das Werk richtet sich zunächst an engere Kreise, besitzt aber, ganz abgesehen von seinem besonderen Interesse für Bücherliebhaber, eine unmittelbar praktische Bedeutung und ist auch für Kunsthistoriker eine reiche Quelle der Erkenntniß.

Wir haben in der Bücherausstattung seit einem Jahrzehnt entschiedene Fortschritte gemacht; der Schmuck des Bildes begleitet häufiger als sonst das Wort, kunstreich gezeichnete Initialen, Leisten, Vignetten u. s. w. erfreuen öfter das Auge. Aber noch größere Fortschritte müssen gemacht werden, ehe wir die feine und harmonische Schönheit der Renaissancedrucke wieder erreichen. Glaubt man doch zuweilen, ein Musterreiter lege Einem die Vorräthe seines Lagers vor, wenn man zum Beispiel Leisten ohne Wahl und ohne rechtes Maß Seite für Seite gehäuft sieht. Und kein Lehrling einer alten guten Werkstätte würde einen Buchstaben als nebelhaften Rauch, welcher der Flamme eines Leuchthurmes entsteigt und vom Winde seitwärts getrieben wird, gezeichnet haben, wie es in einem neuen Prachtwerke vorkommt. Denn daß das Abc, um deutlich gelesen zu werden, feste Umrisse besitzen muß, gehört eben zum Abc eines Initialenzeichners. Aehnliche Beispiele falscher Ornamentik ließen sich in größerer Anzahl aufweisen. Genug, daß das Bedürfniß guter Vorbilder vorhanden ist. Dasselbe findet in den von Butsch mitgetheilten Alphabetproben hinreichende Befriedigung. Doch nicht die Schule der Ornamentisten allein soll hier zum Studium des Stiles angehalten werden; auch dem Kunsthistoriker möchten wir die eingehende Betrachtung der „Bücherornamentik der Renaissance" nachdrücklich empfehlen. Er findet in derselben die Frage: wie die die deutsche Renaissance entstanden sei, zu einem guten Theile gelöst.

Schon der oberflächlichste Blick zeigt scharfe Unterschiede zwischen der italienischen und der deutschen Bücherornamentik. Sie sind aber erst später so stark hervorgetreten; anfangs bestand eine größere Annäherung. Selbst unmittelbare Entlehnungen lassen sich in der ersten Zeit nachweisen. Mit diesen Ergebnissen der stilistischen Untersuchung müssen folgende Thatsachen verknüpft werden: Die künstlerische Bücherillustration findet zuerst in Italien eine heimische Stätte, sie ruht aber hier, wie der Buchdruck überhaupt, vorwiegend in deutschen Händen. Junge unternehmungslustige Deutsche sind nach Italien gewandert, treiben hier das Druckergewerbe, lernen neue Kunstformen und Schmuckweisen kennen und verbreiten, wenn sie zurückkehren, die letzteren in ihrer nordischen Heimath. Es bildet auf diese Art die Bücherornamentik ein wichtiges Bindeglied in den internationalen Beziehungen, als deren reichste Frucht die deutsche Renaissance erscheint. Nicht ausschließlich wird die letztere durch die italienischen Einflüsse bestimmt. Das wissen wir

recht gut. Auch gothische Traditionen ragen in die deutsche Renaissance herein, wie denn überhaupt die nordische Phantasie keineswegs auf ihr Recht verzichtete und blindlings dem fremden Wesen sich ergab. Die italienischen Kunstformen mußten sich eine vielfache Umbiegung gefallen lassen, ehe sie im Norden heimisch wurden. Ohne die Berührung mit Italien aber wäre der Bann der Gothik nicht gebrochen worden und hätten wir an der Stelle der deutschen Renaissance nur einen gothischen Barockstil empfangen. Insbesondere hob die persönliche Kenntniß Italiens das künstlerische Bewußtsein und half die Schranken lösen, welche das Handwerk, die freie individuelle Bewegung hemmend, aufgerichtet hatte. Trügen nicht alle Zeichen, so offenbaren sich im Kreise der Bücherornamentik zuerst die Regungen des neuen Geistes.

Bekanntlich schlägt die Renaissance in Italien und im Norden einen verschiedenen Weg der Entwickelung ein. In Italien nimmt die Architectur den Vortritt, im Norden zeigt die Baukunst unter allen Kunstzweigen zuletzt eine tiefere Empfänglichkeit für die neuen Formen. Längst hatten dieselben in den anderen Künsten das Heimathsrecht erworben, ehe die am meisten zünftig betriebene Architectur nach denselben griff. Am frühesten beobachtet man die Aufnahme italienischer Motive in der ornamentalen Kunst. Das decorative Beiwerk, der architektonische Hintergrund auf Gemälden und Kupferstichen zeigt schon im ersten Jahrzehnt des sechzehnten Jahrhunderts Anklänge an die italienische Renaissance. Noch früher kommen dieselben in den Holzschnitten vor, mit welchen deutsche Drucker die Bücher zierten. Das Titelbild in Breydenbachs „Opusculum sanctarum peregrinationum in montem Syon, Mainz 1486“, wie die anderen Illustrationen von dem Maler Erhard Reuwich von Utrecht gezeichnet, führt uns im Einzelnen bereits in die italienische Kunstweise ein. Der Sockel, auf welchem eine prächtig gekleidete Dame als Wappenhalter steht, besitzt noch die aus der Gothik überlieferte achteckige Gestalt und gothische Profile. Auf den älteren heimischen Stil gehen auch die beiden Säulen mit ihren fassetirten Basen zurück, welche das Bild einfassen, und das Geäste wie das zackige Laubwerk, das oben den Raum füllt. In dem Laube spielen aber nackte Kinder, die wohlbekannten italienischen Putti. Dieselben sind nicht nach einer dunkeln Erinnerung des vielgereisten Erhard Reuwich entworfen, sondern, wie Butsch richtig bemerkt, einem bestimmten italienischen Vorbilde, den Reliefs am westlichen Portale des Dogenpalastes in Venedig entlehnt. Die Anordnung gefiel aber so sehr, daß sie 1493 von Wilhelm Pleydenwurf oder Michael Wohlgemuth auf dem ersten Blatte der schedelschen Chronik, wenn auch in plumper Weise, nachgeahmt wurde. Auch hier sehen wir die Mittelfigur, den thronenden Gott, von zwei Säulen eingerahmt, welche die gleiche fassetirte Basis besitzen, wie die Säulen auf dem Blatte Reuwichs, um deren Schäfte ebenfalls wie dort

ein Band sich windet. Oben werden die Säulen durch ein belaubtes Astwerk verbunden, in welchem sich nackte Knäblein tummeln. Der eine derselben, der herabhängende, ist beinahe vollständig aus der älteren Vorlage herübergenommen, die anderen zeigen in grober Zeichnung selbständig erfundene Bewegungen. Hier liegen also die ersten Proben deutscher Renaissance vor. Nicht zufällig haben sich dieselben in den Formschnitten, welche zur Bücherzier dienten, gefunden. Man muß die gewaltige Revolution, welche der Bücherdruck in der Cultur Europas hervorrief, sich vor Augen halten, um zu begreifen, daß der den Druck begleitende künstlerische Schmuck gleichfalls eingreifenden Neuerungen zugänglich war, und man braucht nur an das Schicksal des deutschen Kupferstiches zu denken, um einen ähnlichen Einfluß der italienischen Kunst auf das verwandte Fach des Formschnittes als wahrscheinlich anzunehmen. Ohne das Studium Mantegnas und des Jacopo dei Barbari hätte Dürers Phantasie und Formensinn kaum so rasch die volle Reife erreicht. Gerade so übte die italienische Kunst auf die deutschen Formschneider einen durchgreifenden Einfluß, zwang sie zum Bruche mit der Tradition und verwandelte sie in Apostel des neuen Stiles in ihrer Heimath.

Als die deutschen Drucker und Formschneider nach Italien kamen, was zuerst in den Sechziger Jahren des Quattrocentro geschah, fanden sie hier die Renaissance in voller Blüthe und längst unbestrittener Herrschaft. Natürlich fügten sie sich derselben. Während im Norden noch gothische Typen im Gebrauche waren und die Illustrationen schlecht und recht handwerksmäßig gezeichnet wurden, griff der erste Drucker Italiens, Ulrich Han aus Ingolstadt, in seinem Lactanz (1465) zur „classischen Cicerotype", und traten die Formschneider sofort mit Künstlern, nach deren Zeichnungen sie arbeiteten, in unmittelbare Verbindung. Keine Landschaft Italiens hat im fünfzehnten Jahrhundert den Bücherdruck mit größerem Eifer betrieben, als Lombardo-Venetien. Das rege wissenschaftliche Leben, namentlich in Padua, der große Strom von humanistischen Anschauungen, welcher sich hier sammelte und auch die Localkunst stoffreicher als die mittelitalienische machte, übte darauf wohl den größten Einfluß. Die deutschen Drucker und Formschneider, die hier arbeiteten: Erhart Radolt, Bernhard der Maler aus Augsburg, Peter Loslein von Langenzenn, Jacob von Straßburg, Peter Lichtenstein kamen in eine treffliche Schule. Der Wettstreit mit italienischen Genossen, unter welchen Aldus besonders hervorragte, zwang sie zur Anspannung aller Kräfte und zur willigen Annahme des hier herrschenden Geschmackes. Sie sahen und hörten, daß kein Geringerer als der Maler und Goldschmied Francia aus Bologna zum Typenschneiden verwendet wurde, daß hervorragende Künstler, Benedetto Montagna, Florio Bavassore, vielleicht selbst Gian Bellini die Vorlagen für die Holzschnitte zeichneten. Was sie in ihrer Heimath als Handwerk erlernt

hatten, trat ihnen hier als Kunst entgegen. Keine Entdeckung hat bisher den Glauben erschüttert, daß der Kupferstich und der Holzschnitt im Norden erfunden wurden; desto schärfer muß aber die Thatsache betont werden, daß beide Kunstzweige erst in Italien ihre künstlerische Durchbildung empfingen. Zwischen die handwerksmäßigen Anfänge des Kupferstiches und Holzschnittes im Norden und die künstlerische Vollendung derselben auf deutschem Boden schiebt sich als Läuterungsmittel der Einfluß und das Studium der italienischen Renaissance. Da diese längst in ausschließlicher Uebung bestand, als die graphischen Künste in Italien bekannt wurden, so nahmen die letzteren sofort den Charakter der Renaissance an. Von einem unsicheren Tasten, von dem langsamen Emporsteigen zur künstlerischen Wirkung bemerkt man keine Spur. Eben so rasch wie die mühseligen Anfänge überwunden werden, so daß gar nicht von einer Vorgeschichte gesprochen werden kann, schwindet auch die Blüthe. Die Entwickelung des italienischen Holzschnittes zeigt viel weniger Stufen und umspannt einen engeren Zeitraum, als jene des nordischen Formschnittes.

Der Charakter der italienischen Bücherornamentik wird durch die von Butsch mitgetheilten Proben hinreichend klar gemacht. Wir bemerken durchgängig eine strenge Stilisirung derselben unter dem Einflusse der Architectur. Die einzelnen Glieder werden der monumentalen Kunst abgelauscht, ihre Profile, ihre Maße und Verhältnisse nach dem Muster der letzteren bestimmt. Auch die Details, die Füllungen der Pilaster, die Friese zum Beispiel, stimmen mit dem in der Renaissance gebräuchlichen architektonischen Schmucke vollkommen überein. Das gleiche Bildungsgesetz des Ornamentes tritt uns hier und dort entgegen. Nicht vergessen darf weiter die Beschränkung auf das Linien- und vegetalische Ornament werden. Figürliche Darstellungen werden selten in die ornamentale Schilderung eingeflochten, mit Vorliebe als selbstständige Bildfriese angeordnet oder in kleine Rahmen gespannt. Man empfängt überhaupt den Eindruck, als ob die Künstler Italiens, sobald sie die ersten Formenschnitte gesehen, ihren Werth erkannt und alsbald die Zeichnung selbst in die Hand genommen hätten; dafür verlangten sie aber auch, daß die Zeichnung als die Hauptsache anerkannt werde. Der Formschneider tritt gegen den Zeichner entschieden in den Hintergrund zurück. So erklären wir, daß die decorativen Motive, die Grotesken der monumentalen Kunst in den Holzschnitten immer wiederkehren und daß in den letzteren die Umrißzeichnung auffallend vorwaltet. Auf der Schönheit und Feinheit der Umrisse beruht wesentlich der Werth der italienischen Holzschnitte. Schattenangaben fehlen oft vollständig, auch wenn die Schraffirung angewendet wird, bleibt sie auf ein bescheidenes Maß beschränkt. Hier liegt ein Grundunterschied zwischen italienischen und deutschen Holzschnitten vor. Die Incunabeln der letzteren,

die Briefe, die Blockbücher, von Briefmalern und Handwerkern entworfen, suchten die Schwächen der Zeichnung durch die Illuminirung der Blätter zu verdecken. Die ältesten Holzschnitte kamen vielfach nur bemalt in den Handel. Das hörte auf, als geschulte Künstler den Holzschnitt in die Hand nahmen. Aber das malerische Element ging nicht verloren, zeigte sich in der stärkeren Betonung des Schattens, in dem Streben nach Rundung der Gestalten und den bald auftretenden Anfängen eines ausgeführten landschaftlichen Hintergrundes.

Nun begreifen wir auch, daß die Kenntniß der italienischen Kunst und die Uebung des italienischen Formschnittes für die deutschen Zeichner und Holzschneider nur ein Durchgangspunct, eine Schule bildete. Die Wurzeln der Phantasie waren allzu verschieden, als daß die in Italien geschauten Muster sich dauernd und unverändert hätten befolgen lassen. Auch mußte auf den Geschmack der Käufer und Besteller Rücksicht genommen werden. Dieser war aber nicht rasch gewonnen, bedurfte vielmehr erst einer langsamen Gewöhnung an den neuen Stil. Wir vermuthen dieses aus einem doppelten Umstande. Die Renaissancemotive tauchen im Norden zuerst nur sporadisch auf und werden, einmal angewendet, wieder für längere Zeit fallen gelassen. So finden wir zum Beispiel auf der köstlichen Madonna auf dem Throne Memlings in der Uffizigalerie einen Renaissancebogen mit Putti und Fruchtkränzen, offenbar der Anschauung italienischer Renaissancesculpturen entlehnt. Ung dennoch hat weder Memling selbst, noch seine nächsten Nachfolger dem neuen Stil weiter gehuldigt. (Nebenbei gesagt führt uns Memlings Florentiner Madonna vor ein kunsthistorisches Räthsel. Es setzt den Aufenthalt des Malers in Italien voraus. Denn nimmermehr konnte er in seiner Heimath eine so genaue Kenntniß der italienischen Decorationsweise erlangen. Entweder muß man also einen Aufenthalt Memlings in Florenz (um das Jahr 1480) annehmen, und das ist meine Ansicht, oder neben Memling einen zweiten flandrischen Meister, der ihm täuschend ähnlich sieht und mindestens ebenso gut malt wie dieser, aufstellen.) Der andere Umstand, welcher ein langsames Eindringen der Renaissance in die Kreise der nordischen Kunstfreunde vermuthen läßt, bezieht sich auf die persönlichen Verhältnisse der Drucker und Formschneider. Sie kämpfen anfangs mit großer Noth, gerathen häufig in Armuth und leben in ungeordneten Verhältnissen. Manches mag ihre durch lange Wanderungen zuchtlos gewordene Natur verschuldet haben; gewiß hatte aber auch die Schwierigkeit, die neue Kunstweise einzubürgern, Antheil daran. Die Drucker und Formschneider wechselten ja vollständig ihr Publicum. An die Armen im Geiste hatten die ältesten Briefdrucker und Herausgeber der Blockbücher appellirt; für die illustrirten Werke, welche seit dem Schlusse des fünfzehnten Jahrhunderts aus der deutschen Presse hervor-

gingen, fanden sich vorzugsweise in den gelehrten und wohlhabenden Kreisen die meisten Abnehmer. Man braucht nur die Titel der bekanntesten künstlerisch geschmückten Bücher zu lesen, um sich von der großen Wandelung des Büchermarktes zu überzeugen. Außer der Bibel sind es vorzugsweise theologische, juristische und philologische Commentare, die alten Classiker und ihre Uebersetzungen, historische und poetische Werke, welche mit reichen Initialen, Bordüren, Rahmen u. s. w. versehen werden.

Die Bücherornamentik ist mit der humanistischen Literatur eng verknüpft, ihre neue Wendung ohne die Herrschaft des Humanismus gar nicht denkbar. Ueber den Einfluß der humanistischen Literatur insbesondere auf den deutschen Holzschnitt und Kupferstich ließe sich ein interessantes Capitel schreiben, und wie viel die letzteren von jener empfangen haben, mühelos nachweisen. Hier genügt hervorzuheben, daß ohne den neuen Geistesinhalt auch die künstlerischen Formen keine Verjüngung erfahren hätten, und an der Hand des Textes von Butsch die bisher nicht bekannte Thatsache der trüben persönlichen Verhältnisse deutscher Drucker zu betonen. Butsch hat insbesondere die Augsburger Drucker an der Hand archivalischer Forschungen eingehend geschildert. Augsburg darf für sich den Ruhm in Anspruch nehmen, den zeitlichen Vorort der deutschen Renaissance zu bilden. Mit Unrecht wurde bisher in der Schilderung der deutschen Kunst zwischen den Nachfolgern der eyckschen Schule auf deutschem Boden und den Spitzen der Augsburger und Nürnberger Schule im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts kein scharfer Einschnitt gezogen. Es ist zwar mit der organischen Gliederung der neueren Kunstgeschichte überhaupt schlecht bestellt — wie verzerrt erscheinen zum Beispiel die Züge der giottoschen Schule, wenn sie schlechthin der gothischen Periode eingeordnet wird —, die gröbsten Mißverständnisse erzeugt aber doch die Zusammenstellung der Maler der Kölnischen Schule, Schongauers, Mosers, Zeitbloms mit den Holbeins, mit Burgmair und Dürer. Eine ganze Welt trennt die Einen von den Anderen.

Nach zehnjährigem Aufenthalt in Venedig kehrte Erhart Ratdolt 1486 in seine Vaterstadt zurück und begann, der erste in Augsburg, in seinen Drucken Initialen im Renaissancegeschmack anzuwenden. Ihm selbst blieb das Schicksal freundlich gesinnt, er erreichte in wohlgeordneten Verhältnissen ein hohes Alter. Minder gut erging es aber seinen zahlreichen Berufsgenossen, über welche uns leider die Gerichtsbücher die meiste Kunde bringen. So hat der berühmte Drucker des Theuerdanck, Hans Schönsperger, beinahe unaufhörlich mit Schulden zu kämpfen. Vollends sein Sohn Hans Schönsperger der jüngere lebte in dürftigen Verhältnissen, er mußte wiederholt die Gant über sein Vermögen vollstrecken lassen. Auch Erhart Oeglin, neben Hans Othmar unter den Druckern Augsburgs hervorragend, Max Würsing,

Sigmund Grimm, der Schwager Daniel Hopfers, und Heinrich Steyner bringen es auf keinen grünen Zweig und erleben große Trübsal. Mit Recht hebt Butsch hervor, daß die mißlichen Verhältnisse so vieler deutscher Buchdrucker am Anfang des sechzehnten Jahrhunderts in der Ueberproduction ihren Hauptgrund haben. Wie Pilze schießen selbst in kleinen deutschen Städten die Buchdruckereien empor. Sie rechneten auf die Fortdauer und die Steigerung des Enthusiasmus, mit welcher die neue Bücherwelt begrüßt worden war. Aber der Verbrauch der Bücher hielt auf die Länge mit der Production nicht gleichen Schritt. Die Druckereien gingen ein, ihre Besitzer geriethen in Elend oder wanderten aus.

Den Augsburger Drucken geben die nach Burgmair und Daniel Hopfer geschnittenen Ornamente und Illustrationen ihr eigenthümliches Gepräge. Merkwürdig, daß der alte Holbein, der sich doch seit 1512 entschieden der Renaissance zugewendet hatte, mit den Formschneidern in keine näheren Beziehungen trat. Dagegen kann es nicht auffallen, daß der Einfluß Kaiser Maximilians bei aller seiner gerühmten Kunstliebe auf die Ausbildung des neuen Stiles sich im Ganzen als unbedeutend erweist. Seine schwächliche Natur lähmte auch seine künstlerischen Pläne, der alterthümelnde Zug in seinem Charakter ließ keine energische Förderung der Renaissance zu. Die typographische Ausstattung des Theuerdanck und des Gebetbuches geht auf die durch die Renaissance eben erst gebrochenen Traditionen zurück.

Von Augsburg führt uns Butsch in den bis jetzt vorliegenden drei Lieferungen nach Nürnberg, Oppenheim, dann nach Basel, dem gelobten Lande der Bücherillustration, Zürich und Straßburg. Von höchstem Interesse erscheint die Art und Weise, wie sich die Zeichner der Holzschnitte im Laufe der weiteren Kunstentwickelung zur italienischen Ornamentik verhalten. Noch immer tauchen einzelne Anklänge an die letztere auf. So entlehnt Hans Springinklee (Titelblatt der Bibel Kobergers vom Jahre 1516) die architektonische Einfassung einem älteren italienischen Holzschnitt; Urse Graf copirt wiederholt italienische Vorbilder, auch die älteste Vorzeichnung des jüngeren Holbein: das Titelblatt mit Genien und Tritonen (Woltmann Nr. 203) weist entschieden auf das Studium der italienischen Renaissance hin, auf welche auch das Knotenornament auf der Nürnberger Ausgabe Plutarchs (de compescenda ira) 1523, gewöhnlich Dürer zugeschrieben, zurückführt. Die Selbständigkeit der nordischen Phantasie dringt aber dennoch durch und erobert sich allmählich einen reichen Boden. Sie offenbart sich am stärksten in der Vorliebe für die Mischung des Ornamentes mit figürlichen Darstellungen.

Die Scheidung des Ornamentes von figürlichen Schilderungen wurde als Hauptmerkmal der italienischen Bücherillustration hervorgehoben, die Verbin-

dung beider charakterisirt besonders deutlich die nordische Kunst. Die Initialen werden nicht allein mit „putti“ geschmückt, sondern in dieselben mit Vorliebe auch Todten- und Bauerntänze, biblische, mythologische und der antiken Geschichte entlehnte Scenen gezeichnet. Die Titelblätter aber verwandeln sich in Gemälde, in welchen das rein decorative und architektonische Element gegen die reichen Bilder vollständig zurücktritt. Als Beispiele mögen die imago vitae aulicae, die Verleumdung des Apelles, die Teutoburger Schlacht, die arx verae felicitatis, der Hercules gallicus u. s. w. in Baseler Drucken dienen. Man geht wohl nicht irre, wenn man diese Sitte mit der Stofffreude der nordischen Phantasie in Verbindung bringt und mit der Wendung, welche der Humanismus diesseits der Alpen nahm, vergleicht. In Italien hat derselbe die Lebensformen zu virtuoser Vollendung geleitet, bei uns hat der reiche Gedankenstrom, die neue Stoffwelt, welche derselbe uns zuführte, die Geister am meisten gefesselt. Zu einem bloßen Formencultus haben wir uns niemals bekannt, diesem den Inhalt der neu gewonnenen Anschauungen zu opfern niemals vermocht. So spiegelt sich also auch in dem unscheinbaren Kreise der Bücherornamentik der historische Zug unseres Volkes deutlich wieder.

Goetheana.

Von L. Hirzel.

I.

Schon lange hat man Goethe als den Verfasser der Recension in den Frankfurter gelehrten Anzeigen (1772) betrachtet, in welcher der dritte Band von Lavaters Aussichten in die Ewigkeit besprochen wird. Schon lange fand sich auch die Recension in Goethes Werken abgedruckt.

Dennoch sind bis in die neueste Zeit Zweifel an Goethes Urheberschaft in Bezug auf diese Recension laut geworden. Die ganz nach Eckermanns Gutdünken geschehene Aufnahme in die Werke (vgl. Gespräche mit Goethe, 1^3, 30.) war kein zwingender Grund, die Recension als eine Arbeit Goethes anzusehen; auch nicht die Stelle eines Briefes Lavaters an Zimmermann, vom 4. Mai 1773, die man citirt hat, und in welcher es heißt: (Der Recensent) „ist nicht Herder, sondern N., der auch Geßners Idyllen recensiert hat. Ich erwarte ihn bald in Zürich. Unstreitig wird seine Bekanntschaft mir unendlich vortheilhaft sein.“ Ist doch in dieser Stelle der Name Goethes gar nicht genannt, und konnte doch Lavater eben so gut einen andern Recensenten, von dessen Bekanntschaft er sich viel versprach, in Zürich erwarten, wohin überdies Goethe ja erst im Jahre 1775 zum ersten Male reiste!

Gleichwohl ward aus der angeführten Stelle von Düntzer schnell die Autorschaft des Dichters gefolgert: „Der Name des Beurtheilers ist hier unbestimmt gelassen, weil Lavater bei der öffentlichen Bekanntmachung des Briefes Goethe nicht nennen wollte." (Freundesbilder, Seite 12.)

Woher ward Herrn Düntzer die Kenntniß dessen, was Lavater wollte oder nicht wollte?

Und hatte daher beim Mangel aller eigentlich positiven Beweise für Goethes Autorschaft nicht Herr von Biedermann das Recht, zu sagen (Einführung zum neunundzwanzigsten Bande der hempelschen Ausgabe, S. XXII): „Man hat bisher an diesem N. keinen Anstoß genommen, weil man gläubig annahm, daß alle in Goethes Werke aufgenommene Recensionen auch wirklich von ihm geschrieben seien. Warum nicht G.? Und stand Lavater am 4. Mai 1773, an welchem Tage dieser Brief geschrieben ist, mit Goethe schon in irgend welcher Verbindung? Wußte er auch nur etwas von ihm?"

Gewiß Bemerkungen, die vollkommen hinreichend sind, die Autorschaft Goethes wenigstens sehr verdächtig zu machen!

Aber dennoch ist Goethe wirklich der Verfasser der Recension. Ich bin in der Lage, den Beweis dafür zu bringen. Die Briefe Lavaters an Zimmermann, in den Abschriften, die der erstere von denselben hat nehmen lassen, und die in Lavaters Nachlaß zum Theil noch vorhanden sind, liegen vor mir.

Schon im November 1772 stand Lavater in Beziehung zu Frankfurt. Er schreibt in einem nicht genauer datirten Briefe aus dieser Zeit an Zimmermann:

„Am gleichen Abend, da mich deine Zufriedenheit mit meinen Aussichten erquickte, erhielt ich von einem vortrefflichen Mann, Hrn. Schlosser in FFurth die Nachricht mit dem demüthigenden Urtheile: „In unserem nächsten Blat (den FFurther Anzeigen, dem genievolsten Journale, den ich J. C. Lavater kenne) wird eine Recension von ihren Aussichten erscheinen, aber nicht von mir. Ein Freund ist mir zuvor gekommen, und seine Recension ist so gut gesagt, enthält so viele Wahrheit, daß ich sie nie ersezt haben würde. Sie ist nicht zu ihrem Vortheil, das sag ich ihnen ungeheuchelt, weil sie ein Mann sind, und kein Autor. Sie haben wirklich den Gedanken, daß das künftige Leben Fortsezung des izigen ist, nicht in seinen rechten Gesichtspunct genommen, und das was wahres Leben ist, verkannt. Wenn sie die Recension gelesen haben, so wollen wir wenn es ihnen gefällig ist, mehr von der Sache reden; legen Sie indessen vor der Zeit keine Hand ans Gedicht*), bis wir über die Recension conferiert haben."

*) Wie bekannt ist, beabsichtigte Lavater die in den „Aussichten" niedergelegten Gedanken in ein großes Gedicht umzuformen.

„Ich fürchte und hoffe" (so fährt Lavater nach der Mittheilung des schlosserschen Briefes fort), „daß diese Leute Recht haben; denn wirklich habe ich aus keiner Schrift so viel gelernt, als aus den Anzeigen. Ihr cavalierischer Wizton mißfällt hier sehr, aber du kennest Zürich und kennest Herdern, den vermuthlichen Verfasser dieser Recension. — Ich will mich gefaßt machen — und herzlich gerne belehren lassen" ꝛc.

Daß Lavater, schon im Voraus von dem Tone der Recension seiner „Aussichten" durch Schlosser unterrichtet, diesen nach dem Verfasser gefragt, und ihm seine Vermuthung, derselbe sei Herder, mitgetheilt habe, kann kaum einem Zweifel unterliegen. Aber eben so wenig, daß Schlosser es war, der Lavater den wirklichen Verfasser, Goethe, genannt hat.

Denn am 4. Mai 1773 schrieb Lavater an Zimmermann: (Der Verfasser) „ist nicht Herder, sondern Goethe, der auch Geßners Idyllen recensiert hat" ꝛc. —

So nämlich —, nicht N., sondern Goethe steht deutlich in der Abschrift von Lavaters Briefe geschrieben. Wir haben also die Recension von Lavaters Aussichten und von Geßners Idyllen jetzt sicher als ein Werk von Goethe zu betrachten.

II.

Im neunten Bande der Zeitschrift für deutsches Alterthum und deutsche Literatur, Berlin 1877, Neue Folge, S. 254 ff. ist nachgewiesen worden, daß Goethe als der Verfasser jenes Artikels in Lavaters Physiognomik zu betrachten ist, in welchem die Charakteristik des berühmten Stempelschneiders Karl von Hedlinger aus Schwyz gegeben wird.

Ich habe bei diesem Nachweis an der genannten Stelle zugleich einer Vermuthung Raum geben zu dürfen geglaubt: daß ein von Goethe zugleich mit dem Hedlinger-Artikel an Lavater versprochner Aufsatz über Brutus in dem Brutus-Artikel des Zweiten Versuches der Physiognomik wirklich zu finden sei; daß somit Goethes Antheil an Lavaters Werke, der bisher noch bei weitem nicht vollständig erweisbar, aller Wahrscheinlichkeit nach sich, außer dem Aufsatz über Hedlinger, auch um den Artikel „Brutus" vermehre.

Die Vermuthung, betreffend Goethes Autorschaft an dem herrlichen Brutus-Artikel, war, obgleich von allen Seiten gebilligt, doch nicht mehr als eine bloße Vermuthung. Daß sie aber wichtig war, mögen folgende Mittheilungen darthun, durch welche sich zugleich unsere Kenntniß des Antheils, den Goethe an Lavaters Physiognomik genommen, aufs Neue und auf überraschende Weise erweitert.

Wieder ist es der Briefwechsel zwischen Lavater und Zimmermann, der hier Beweis und weitere Auskunft bringt.

Man gestatte zuerst einige einleitende Bemerkungen.

Unter den vielen Männern, deren Hülfe Lavater für seine Physiognomik in Anspruch nahm, war J. G. Zimmermann einer der allererſten und allerthätigsten. Zimmermann hat schon 1772 Lavaters erste Gedanken über die Physiognomik herausgegeben (J. C. Lavater, Von der Physiognomik, 2 Stücke, Leipzig 1772). Für Lavater sammelte Zimmermann Silhouetten und Porträts, mit ihm correspondirte er über physiognomische Fragen und an Lavaters seit 1775 erscheinendem großen Werke nahm er so regen und thätigen Antheil, daß auch von ihm Gedanken und Urtheile, theils wörtlich, theils in lavaterischer Ueberarbeitung, in großer Menge in den Text der Physiognomik übergingen.

In welchem Maße sich Lavater selbst die Mitwirkung Zimmermanns an seinem Werke erbat, zeigen folgende am 20. October 1774 an Zimmermann gerichtete Worte (Lavater hat von seinen eigenen Briefen zum großen Theile Abschrift nehmen lassen, welche Abschriften in seinem Nachlaß theilweise noch vorhanden sind): „Unaussprechlich wünscht ich, daß Du Zeit hättest, mir sans apropos, pele mele physiognomische, anatomische, medizinische Bemerkungen hinzuwerfen. Meine profonde Unwissenheit macht mir die gemeinsten Beobachtungen neu. — Nenne mir auch Autoren, Stellen, Männer, die ich zu Rathe ziehen kann, Titel von Capiteln, die du wünschest, Einwendungen, die du gehört hast. Doch nein, armer Müdling! Nicht! Ich vergesse einen Augenblick Dein Gedränge." Und in gleicher Weise ein Brief vom 20. December 1774: „Sende mir bis zu Ostern, was du senden kannst. Es währt immer noch ein paar Jahre, bis ich fertig bin . . . Deine Physiognomien sind mir ein unschäzbares Geschenk sammt den Urtheilen. Du kannst nicht glauben, wie sichtbar dadurch die Wahrheit wird. Die Einwendungen verdienen Aufmerksamkeit und Dank. Vom A bis ins Z — o du Guter!"

Und in welcher Weise Lavater Zimmermanns Beiträge, die er freilich auch oft genug im Texte seines Werkes als solche bezeichnet und wörtlich wiedergiebt, auch indirect verwerthete, zeigt eine andere Stelle aus einem undatirten, aber in die erste Zeit nach der Vollendung des zweiten Theiles der Physiognomik fallenden Briefe, in welchem Lavater sagt: „Liebe Seele, es ist wahr, sichtbaren Gebrauch deiner mannigfaltigen Beyträge zur Physiognomik hab ich wenig gemacht, aber dessen ungeachtet — wie du gewiß sehn wirst — sehr vielen unsichtbaren Gebrauch. Zudem sind einige Duzend wenigstens fürs kleine Werk in octavo bestimmt, manche dem französischen vorbehalten und endlich erscheinen in den noch übrigen zween Bänden noch manche . . . . . Sicherlich ist mirs sehr lieb, wenn Du nicht müde wirst, mir ferner Deine

mir unentbehrliche Hand zu geben, mir zu schicken was du hast, und den großmüthigen Beförderern meiner Arbeit, die du mir nennest, aufs allerverbindlichste zu danken."

Wenn aus den angeführten Briefstellen, von denen die letzte in ihrem ersten Theile wohl das theilweise Schicksal aller Beiträge, die Freundeshand zur Physiognomik lieferte, ausspricht — die engen Beziehungen Zimmermanns zur Physiognomik genugsam ersichtlich werden, so kann es auch nicht Wunder nehmen, daß in dem lebhaften brieflichen Verkehr zwischen Lavater und Zimmermann auch von der Betheiligung anderer Freunde Lavaters an der Physiognomik gesprochen und daß insbesondere von Goethes Betheiligung an Lavaters Werke nicht geschwiegen wird.

Es scheint, daß Zimmermann nach dem Erscheinen des ersten Theils der Physiognomik Lavater zur Rede gestellt, warum er der Mitwirkung Goethes bei diesem Band keine Erwähnung gethan. Auf diese Frage antwortete Lavater in einem Schreiben vom 11. und 12. Februar 1776:

„Daß ich, Liebster, nicht schon öffentlich gesagt, daß Goethe mir geholfen, — ist nicht Unbescheidenheit, sondern Bescheidenheit? — Wieland sagt: „Die Zugaben seyen (von Goethe) von einer Meisterhand."*) Nun hat Goethe zusammen etwa ein Bogen oder 9 Seiten gemacht, — wärs nun nicht unbescheiden ihm das Seinige zuzuschreiben?

Die Römische Kayser, Brutus, ein halbes Blat über Menschenschädel, ein halbes über Thierschädel, Etwas am Neuton und eine halbe Thoren-Tafel am 2ten Theil sind, so viel ich izt weiß von ihm. Willst du in der Anzeige etwas davon sagen, daß ich etwa 10 bis 12 Bläter, die ich mir nicht zu machen getraute, einer Meisterhand übergeben, — welche Stüke werd' ich selbst anzeigen."

Man sieht, Lavater spricht in diesem Briefe von Goethes Mitarbeit am ersten und am zweiten Theil der Physiognomik. Und was in der ersten Hälfte der angeführten Stelle von Goethes Antheil am ersten Versuche gesagt wird, stimmt ziemlich mit dem überein, was man aus Lavaters Revision des Textes (zu Anfang des dritten Versuches) und aus einigen Briefstellen Goethes schon früher entnehmen konnte (vgl. S. Hirzel, Neuestes Verzeichniß, 1874, S. 16).

Aber in Bezug auf Goethes Antheil am zweiten Versuche bringt die mitgetheilte Stelle ganz neue Aufschlüsse. Es stimmt zwar auch hier mit den

*) Man vergleiche Wielands Recension des ersten Theils der Physiognomik. Teutscher Merkur 1775, 3. Band, S. 282.

von Lavater zu Anfang des dritten Versuches gemachten Angaben, daß das Fragment über Thierschädel, S. 139, von Goethe sei; aber was sonst an dieser Stelle als von Goethe herrührend bezeichnet wird, ist hier zum großen Theil zum ersten Male als des letzteren Arbeit genannt.

Indessen Lavater wollte in dem mitgetheilten Briefe Zimmermann nur eine vorläufige Angabe machen: So viel ich izt weiß, sagt er in seinem Schreiben. Gewiß war in andern an Zimmermann gerichteten Briefen, die nicht mehr erhalten sind, noch mehr von Goethes Antheil an der Physiognomik in der Weise die Rede, daß den Worten des Schreibenden weitere positive Angaben über Goethes Antheil an der Physiognomik zu entnehmen gewesen wären. Nur einer der in Lavaters Nachlaß erhaltenen Briefe tritt noch als Ergänzung in dem angegebenen Sinne zum oben Mitgetheilten. Lavater schreibt am 20. Mai 1776 (als eben der Druck des zweiten Versuches im Gange war): „Soeben erhalt ich die Bogen P. R. S. da hat Goethe gemacht S. 121. 129. 130 bis 137—142."

Auch in dieser Stelle eine neue Mittheilung: Seite 121 (auf Bogen O, daher P oben Schreibfehler sein muß)*) von Goethe! Es ist der Artikel: „Vier weibliche Silhouetten von zwo Personen".

In der Revision des zweiten Bandes hat Lavater von allen in diesen Briefstellen bezeichneten Beiträgen Goethes nur die auf Seite 137—142 namhaft gemacht. Dazu noch die auf Seite 125, 126, die wiederum in den vorliegenden Briefen übergangen sind. Den Grund dieser Abweichungen in den Angaben, die Ursache dieses Nennens und Verschweigens zu finden, dürfte vergebliche Mühe sein; vielleicht liegt in dem genialen Ungestüm, dem die ganze Physiognomik Entstehung und Vollendung verdankt, noch die beste Erklärung.

Uns genügt es, aus den mitgetheilten Actenstücken folgendes als Beiträge Goethes zum zweiten Bande der Physiognomik ermittelt zu haben und mit dem schon früher als von Goethe herrührend Bekannten in ein Verzeichniß zusammenzustellen:

Seite 121. Vier weibliche Silhouetten von zwo Personen.

Seite 125. 126. Vier männliche Silhouetten.

---

*) So wenigstens glaube ich unbedenklich annehmen zu können, obwohl der Widerspruch von Seitenzahl und Bogenbezeichnung auch auf einen Fehler in der Abschrift der ersteren schließen lassen könnte. Aber selbst wenn dies der Fall wäre und Lavater, wie man vermuthen könnte, statt 121 geschrieben hätte 125, in welchem Falle dann die Angabe vorliegenden Briefes mit der zu Anfang des Dritten Versuches gedruckten fast ganz in Einklang käme, so wäre doch das P in O zu ändern, da auch Seite 125 auf Bogen O gedruckt ist. Und in der Druckerei wurden doch gewiß die drei unmittelbar auf einander folgenden Bogen fertig gemacht, nicht aber einer in der Reihenfolge ausgelassen.

Seite 129. Was ſich aus bloßen Schattenriſſen ſehen laſſe. — Wahrſcheinlich die hier mit Anführungszeichen gegebenen (allerdings ſchon auf der letzten Zeile von S. 128 beginnenden) Worte.

Seite 130. Was ſich aus bloßen Schattenriſſen ꝛc. — Jedenfalls die mit Anführungszeichen angeführten Worte eines „Freundes": „Großer, umfaſſender weiblicher Verſtand" ꝛc.

Seite 132—134. Vier Kahlköpfe von hinten im Schattenriſſe.

Seite 137—142. Zweyter Abſchnitt. Eingang („Der Geſchlechtsunterſchied des Menſchen von den Thieren" ꝛc.). Dreyzehntes Fragment. Thierſchädel. Ariſtoteles von der Phyſiognomik.

Seite 143 ff. Vierzehntes Fragment. Menſchenſchädel. Allerdings nur ein halbes Blatt über Menſchenſchädel" und welches?

Seite 183 ff. Vier Thorenköpfe. „Eine halbe Thorentafel". Jedenfalls die auf Seite 183 mit Anführungszeichen gegebenen Worte eines „äußerſt ſcharfſinnigen Freundes". Man vergleiche übrigens S. Hirzels Neueſtes Verzeichniß (1874) S. 16 und Goethes Brief an Lavater S. 10.

Seite 255. 256. 259. Helden der Vorzeit. (Lavater an der oben mitgetheilten Stelle: „Die Römiſche Kayſer". Alſo:) Titus. Tiberius. Julius Cäſar. (Vielleicht auch Scipio?)

Seite 256—258. Brutus.

Seite 276 ff. „Etwas am Neuton". (Vgl. Goethes Brief an Lavater, S. 25.)

III.

Unter Zimmermanns Briefen an Lavater findet ſich ein Blatt, überſchrieben: Die Cenci.

In Kurzem iſt auf demſelben die Geſchichte der Beatrice Cenci erzählt. Dann heißt es weiter:

„Von dieſer Cenci hat man ein Bild in Rom. Der Meiſter iſt jedoch unbekannt. Manche halten den Guido Reni dafür. Er lebte von 1575 bis 1642, und alſo iſt wenigſtens kein Anachronismus in der Angabe."

„Pour rendre la chose plus touchante, ſagen die Italiäner dieſes Bild ſey kurtz vor der Hinrichtung der Cenci im Gefängniſſe gemacht."

„Von dieſem Bilde hat ein junger deutſcher Mahler, namens Naumann, ein Schüler und Vertrauter von Mengs, vier Copeyen gemacht. Eine beſaß der Baron von Haugwitz und ſchenkte ſie an Goethe, bey dem ich ſie geſehen habe. Eine andere die jener völlig ähnlich iſt, kauffte der Herr Hofrath Falke aus Hannover von Naumann in Rom und von dieſer hat im Sommer 1777 der Herr Etatsrath Sturtz aus Oldenburg beyliegende vollkommen ähnliche Zeichnung gemacht."

„Goethe sagte mir, dieses Gesicht der Cenci enthalte mehr als alle Menschengesichter, die er je gesehen habe. Er glaubte, daß es die höchste Zierde für Lavaters Physiognomik seyn würde, und war der Meinung, daß mit diesem Stücke Lavaters Werk geschlossen werden müsse. Nur schmeichelte er sich damals nicht, daß es möglich sein werde in Deutschland einen Zeichner zu finden, der würdig wäre dieses Gemählde abzuzeichnen, noch einen Kupferstecher, dasselbe zu stechen.

Hannover 7. October 1777.

J. G. Zimmermann.

Antwort auf einige die Cenci und ihr Bild betreffende Fragen, erwarte ich aus Rom."

Im vierten Theil der Physiognomik hat Lavater die Charakteristik der Cenci wirklich gegeben, Seite 124. Das dort zum Abdruck gebrachte große Porträt Beatricens ist das „von Sturzens Meisterhand nachcrayonirte", von Lips radierte. Lavater hat Goethes in dem eben mitgetheilten Schreiben Zimmermanns geäußerten Gedanken in der Physiognomik keine Verwirklichung zu Theil werden lassen. Aber ein großes Interesse an Beatrice Cenci scheint sowohl Lavater als Goethe selbst nach dem Erscheinen des vierten Theils der Physiognomik noch geblieben zu sein, wie die beiden Stellen in Goethes Briefwechsel mit Lavater aus dem Jahre 1780 beweisen (S. 69 und S. 91), auf welche aus dem vorliegenden Schreiben Zimmermanns ein neues und interessantes Streiflicht fällt.

IV.

Nicht blos von Goethes Antheil an der Physiognomik, auch von sonstigen Beziehungen Goethes zu Lavater und Zimmermann ist in der Correspondenz dieser beiden Freunde die Rede. Notizen verschiedenartigsten Inhalts, die wohl am besten in einfachem Auszug nach chronologischer Ordnung der Goethegemeinde zur Benutzung dargeboten werden..

Lavater an Zimmermann, den 5. März 1774 (morgens 7 Uhr): „Ueber die vermischte Gedanken must du erst am Ende des Jahres urtheilen, denke daß unter meinen Correspondenten Säuglinge [!], Kinder, Jünglinge, Tochtern, Männer, Weiber, Wittwen, Greisen, Orthodoxe, Heterodoxe, Deisten, Atheisten, Philosophen, Herrnhuter sind, daß mir aber unter allen niemand so lieb ist, als Goethe, Herder und Zimmermann" . . . .

Den 7. Juni 1774. „Izt kann ich nicht athmen: An Einem Abend Briefe von Goethe, Herder, Spalding, Dir — ist zu viel Freude."

Den 27. August 1774: „Goethes Leiden des Werthers wird dich entzücken und in Thränen schmelzen. Von meiner Reise kein Wort, als:

Basedow ist der gewaltigste Verstandesmann, die ehrlichste Seele, — aber doch auch gar keine sanfte erwärmende Wärme. Goethe, du würdest ihn vergöttern, er ist der furchtbarste und liebenswürdigste Mensch."

Den 20. October 1774: „Goethe wär ein herrliches handelndes Wesen bey einem Fürsten. Dahin gehört er. Er könnte König seyn. Er hat nicht nur Weisheit und Bonhomie sondern auch Kraft."

Den 20. December 1774: „Dir ins Ohr gesagt, Goethe geht alles durch (bei der Physiognomik) .... Werthers Leiden sind mir Bürgen, daß, obgleich G. noch wild ist, seine Seele einen Grund dennoch hat."

Den 14. März 1775: „Das was Du mir von Werther erzähltest, wußt ich nur den Quart. Danke dir herzlich. Von Jerusalem und Goethe überhaupt wußt ichs. So nicht ..... Goethe liebt dich sehr. Du und Er, das fiel mir tausendmal auf, da ich ihn sahe, würden sich, wie kaum zween Menschen zusammen passen ... G. versprach mir auch Lottens Schattenbild, aber auf meine Seele sollt ichs nicht publiziren. Ich habe sie aber heut doch, auf bessere Zeiten, ohne was versprochen zu haben, radieren lassen ..... Von Goethe, (dir ins Ohr gesagt, denn wüßt ers, er würde thun wie ein Löwe) kommen wol 10 Porträte. Hab auch schon einen Schattenriß ohne sein Wissen von ihm zu einer Vignette an Reichen geschickt. Der geschmacklose Kranz ist eine Sottise ..... Kann gar wohl sein, daß die 4 Schatten-Weiber zusammenkommen. Noch hab ich zwar keine Silhouette von der Frau von Stein. Lottens Schattenriß verhält sich gegen Deiner Tochter, wie Karrensalb und Rossoli*), ungeachtet sie unaussprechlich liebreizend ist."

Den 16. März 1775: „Erbärmlich seicht, leer und atonisch, und rasend partheyisch fängt der Merkur, den ich heute durchblätterte, zu reden an. Wie doch Wieland dem Herder und Hamann, denen er nicht die Füße zu waschen werth ist, erniedrigen kann. Was erniedrigen? Sich und nicht sie erniedrigen. Wenn das nicht dem Genius Säculi gefrohnet heißt! O, wie verächtlich, klein, erbärmlich klein, rasend klein, weibisch, wie wir zu sagen pflegen: hinterm Gräbliwerk, diese Verkleinerungen der grösten Genies, diese Erhebungen der schaalesten Köpfe sind. Wie z. E. die Schreibtafel! Es ist doch unaussprechlich, unerduldbar, daß diese Nervenlosen Weichlinge, diese Sodomiten des Geschmacks jene Riesen Genies so necken ..... Goethe behauptet, Haman sey der Autor, von dem er am meisten gelernt**). Ich sage von Herder (von dem Haman sagt „alles recht, wenn der gute Mann

*) Ein Vergleich, der noch heute in der Schweiz gäng und gäbe ist, Rossoli gleich Rosoglio.

**) Man vergleiche hierzu den Brief Goethes an Reich, vom 2. November 1775, und den vom 15. Januar 1776. Auch Goethe an Lavater, S. 78.

nur auch so simpel schriebe wie Er!!"). Wenn Herder in seiner Urkunde nichts geschrieben hätte, als was ich auszog, verdiente er keine so bübische Abfertigung. Ein solch Werk, mit einer so passionvollen verächtlichen Anzeige verächtlich machen wollen, heiß ich Pyramiden wegferzen wollen. „Das sind mir Hunde" hör ich Goethe stampfend rufen. Und diesmal wolt ich ihm den Mund mit der Hand nicht zuhalten! Doch genug hievon."

Den 19. März 1775: „Die Susanna Klettenberg, meine erhabenste, Goethes einzige Freundinn — war eine Frankfurterin von 50 Jahren, welche erst anonym, nachher namentlich an mich schrieb, und da ich sie letzthin in Frankfurt sahe, mir mehr sagte, als wenig Sterbliche mir sagen konnten. Du hast weder ihr Porträt, noch ihren Schattenriß. Sie war einer der speculativsten Köpfe und der nervenreichsten Herzen; hatt einen kränklichten Körper und starb in wenig Tagen. Da Goethe eben von Frankfurt weg war, wurde sie krank; und ohne ein Wort zu wissen, fand er sie eine Stunde vorher begraben, da er wieder zurücklam. Die religioseste, freyeste, philosophischste Seele, die ich je gesehen."

Den 22. April 1775: Nein, Zimmermann, siegen werd ich nicht, aber würken wird mein Werk; rumoren und in stillen kraftfähigen Seelen auftreiben was gepackt da lag! Der Beurtheilungspunct am Ende ward von Goethe verworfen! Er fand ihn nicht liebreich! treflich! Mich freuts sehr, des Mannes Bonhomie.*)

Den 3. Mai 1775: „Schon soll zu Leipzig noch eine viel ärgere Schrift wider mich**) unter der Presse seyn. Ha! Freund! Laß sie anprellen. Ich will schweigen — bis ich reden muß. Dann will ich reden, daß ihnen das Reden verleiden soll! „Thu nichts gegen Hottinger, bis er reif ist, daß das Volk auf einmal sprenge" schreibt mir Goethe."

Den 14. Juni 1775: „Izt ist Goethe in meinem Hause und die Grafen Stollberg leben bey uns ..... Am Sonntag tret ich mein Amt an."

Den 18. Juli 1775: „Goethe hab ich in Deinem Namen geküßt. Ich hoffe, daß ers gegen Dich in meinem gethan haben werde ..... Die Grafen Stollberg und Baron Haugwitz, der dich ach! so gern gesehn hätte, verreisen morgen."

Den 12. August 1775: „Frau Mitgevatter von Stein verkündet mir die Ankunft der Frauen aus Hannover. Goethe hält sich trefflich."

Den 17. August 1775: „Lilli ist eine reiche, herrlich schöne, reformirte Kaufmannstochter, in die G. bis zu Heurathsgedanken verliebt ist."

---

*) Man vergleiche den Brief Goethes an Reich vom 14. März 1775.

**) Als das „Sendschreiben an den Verfasser der Nachricht von den Zürcherischen Gelehrten" ꝛc. von P. J. Hottinger.

Den 20. September 1775: „Ich weyne dir nach und wünsche Frieden allen deinen Fußpfaden. Bist du bey Schlossern, dank ich dirs. In Carlsruh Vollmacht zu sagen was du willst. Eine Portion Kupfer schick ich dir auf FFurth nach. Goethe ist mir treflich beholfen, dank ihm. Rafael und deinen unendlichen physiognomischen Seegen ꝛc. ꝛc. hab ich richtig erhalten."

Den 23. Dezember 1775: „Der II. Theil Physiognomik ist nun ein Drittel fertig und an Goethe abgegangen ..... Den Artikel Deutschland kann ich nicht beantworten. Schau was geschehen ist. Goethe und Wieland ꝛc."

Den 11. u. 12. Februar 1776: „So was erkünsteltes erzwungenes wie Herders Vocation mögt ich in meinem Leben nichts; das ist wieder alle meine Natur. An Goethe werd ich indeß seinetwegen zu Handen des Herzogs schreiben" ..... Am letzten Carli-Mahl*) hatt ich Nachts von 10 bis 11 Uhr einen ganz simplen bonhomiereichen Discours über Wielands und Goethes Versöhnung mit ? — Herrn Prof. Hottinger. Dessen Geist war: „Wems Gehen eines redlichen Menschen nicht Empfindung weckt, — der ist verloren." Nun ist alles kurz, richtig, kalt, vernunftmäßig beantwortet."

Den 2. März 1776: Herder ist Generalsuperintendent in Weimar, schreibt mir Goethe heute."**)

Den 20. Mai 1776: „Zwo oder vier Zeilen ausgenommen hab ich in 14 Bogen der Fragmente noch nichts von Goethe wahrgenommen. Hoff' in folgenden mehr; wär mir bange, hab ihm viel überlassen."

Den 25. Mai 1776: „Mit Schlossern hab ich herrliche Tage gehabt" (Lavater begleitete ihn von Zürich nach Schinznach) „und mit Kaufmann, dem Verfasser der Rezension in den FFurther Anzeigen."

Den 22. Juni 1776: „Daß Lenz alle Streiche machen kann weiß ich, und daß er sie macht, fürcht ich. Goethe hat der Fr. Sch. (Frau Schultheß) einen herrlichen Brief über sein Wesen in Weymar — und das Geträtsch geschrieben. Daß Schlosser kein Genie seyn will und gewiß eines der grösten ist, macht mir ihn unendlich schätzbar."

Den 21. September 1776: „Letzthin sandte mir Goethe des Herzogs von Weymar himmlische Silhouette."

Den 10. Januar 1777: „Der Verfasser der Beantwortung des Bremischen Prüfers, item der kleine Mann in W. Merkur über die luzianischen

*) Eine festliche Vereinigung der „Gelehrten auf der Chorherrenstube" zu Zürich, die seit alten Zeiten am 28. Januar stattfand, dem Todestag Karls des Großen, und zu dessen Ehren. Noch heute wird das Karli-Mahl von der „gelehrten Gesellschaft" gefeiert.

**) Vgl. Der junge Goethe 3, 136.

Geiſter ꝛc. kanns nicht begreifen, daß der ſtarke Zimmermann den ſchaalen Kopf Nicolai ertragen kann.“ Liebe Seele! Nicolai hab ich letzthin eine Portion Kupfer geſchickt, und will ihm thun was ich kan, aber hochachten kan ich ihn nicht und wenn er alles ordentliche Gute von der Phyſiognomik ſagte. Mit drey Zeilen wolt ich ihn für mich gewinnen, aber ich mag nicht, weil ich ihn verachte. Nicht von Weymar her, Goethe hat mir keine Silbe wider ihn eingehaucht. Glaub mir das ſind alles Träume; du meinſt es gut mit mir, aber nicht mit der Wahrheit, wenn du mich und Nicolai, dem ich freilich viel mehr Witz, Gelehrſamkeit u. — Manier zutraue als mir —, zuſammenfügen willſt.“

Den 16. Mai 1777: „Izt warum ich Dir eigentlich ſchreibe. Um Gotteswillen proſtituir dich nicht mit dem Weymarſchen Weſen. Kaufmann, Linker, Lenz, alles was von Weymar kommt, verſichert mich feyerlich, daß alle die Lügen von dem Grafen Görz, dem Entkräfteten, herkomme. Ich habe mich ſehr genau erkundigt. Du biſt izt angeſteckt von Anti-Weymarismus — Liebe Seele, es wird dich gereuen, wenn du nicht hinterhältſt.“

Den 20. Mai 1777: „Lindau iſt todt. Salis und ich ſind Executoren ſeines Teſtaments, worinn er einem adoptirten Bauernknaben 2000 Thaler vermacht.“

Den 14. Juni 1777: „Goethe ſchreibt überall keiner Seele; verſchließt ſich allem; ſezt ſeine ganze Stärke darin, in einem kleinen von ihm ſelbſt beſchränkten Kreiſe ganz und allein zu exiſtieren. Aus dieſem Geſichtspunct muß alles beurtheilt werden; daher ruhet er auf keiner Seele und läßt keine Seele auf ihm ruhen. Er will nur ſeyn und thun, was er thun und ſeyn will. Ich glaube ſogar nicht, daß ſeiner Schweſter, der Frau Schloſſern Tod — ein entſetzlicher Schlag auf mein Herz — großen oder ſpürbaren Eindruck auf ihn machen werde, obwol er ſie mehr als alle Menſchen liebte, ſchrieb er ihr dennoch in acht Monaten keine Zeile. Das hieß doch nicht — Liebe Schweſter ꝛc. ꝛc. . . . . Für das Billiet der Steinin — Dank. Aber mich verſichert Lenz doch ausdrücklich, daß die Herzogin und der Herzog oft beyſammen Stundenlang allein und vertraut mit einander ſeyen . . . . . Ueber Reichens Klagen antwort ich nicht weils Tracaſſerie veranlaßte. Steiner ſagte mir geſtern davon. Es war entſetzlicher Mißverſtand auf Reichens Seite. Denn ich z. E. vergütete 100 Rthlr. meinen Verlegern für unbrauchbare Abdrücke. Item, unter 1100 Thalern ſind ſchon 30—40 ganz abgedruckte Kupfer für den IV. Theil. Doch laß es, alles das wird ſich aufheitern. Reich iſt mißmuthig, weil das Manuſcript von Goethe aufgehalten ward. Laß es gehen und es wird ſich alles geben.“

Den 24. October 1777: „Von Goethe weiß ich nichts. Er ſchreibt keinem Menſchen. Er bleibt aber doch wer er iſt.“

V.

Der folgende Brief Lavaters an Goethe ist die Veranlassung zu Goethes Brief an Lavater vom 18. März 1781 (Briefe an Lavater S. 118):

Lieber Goethe,

Damit es nicht vergessen und aufgeschoben werde, so fang ich gleich an, das im heut abgegangenen Briefe unbeantwortete Dir zu beantworten.

C° [Cagliostro] ist ein höchst originneller, kraftvoller, unerhabner und in gewissem Betracht unaussprechlich gemeiner Mensch; ein Parazelsischer Sternnarr, — ein hermetischer Philosoph — ein Arkanist — ein Antiphilosoph — — das ist nun wohl das Schlimmste, was von ihm gesagt werden kann. Ohn' alles, was von ihm erzählt wird — So, wie er dasteht, gewiß ein Erzfester, höchstprägnanter Mann. Was mir die Recke von Mietau von ihm erzählt und an sich allen Glauben überstieg, wenn Sies nicht umständlich und zum Theil als Augenzeugin erzählte — wird einem sogleich wahr, wenn man den Mann eine Viertelstunde gesehen und gehört hat. Die sieben Geister Gottes stehen ihm zu Dienste, sagt er, diese könn' er sehen, hören, fühlen wie mich. Auf den Wahrsagergeist macht er unzweydeutigen Anspruch.

Ich glaube ganz ruhig provisionell, was er sagt, obgleich ich sicher bin, daß der Mann oft über seinen Glauben hinauswill und anprellt. Ohne Charlatanerie ist er gewiß nicht, — obgleich er dennoch kein Charlatan ist. Ist er so schrecklich mit medizinischen Consultationen beschäftigt, daß er nichts hören, nichts antworten kan? Eigentlich anziehendes, amuroses hat er nichts. Uebrigens steht er neben andern Menschen wie ein ewiger Fels neben Strohhütten. Seine Stimme ist physisch so stark, daß es einem wie natürlich scheint, daß ihr die Geister gehorchen müssen. Auf meine Fragen hat er mir nicht geantwortet, und er scheint sie mißverstanden zu haben, sodaß mir Br[anconi] durch Toblern rathen läßt, mit ihm abzubrechen. Ich laß izt alles ruhig gehen — antwortet er, wohl und gut; wo nicht, so laß ich den Geistern ihre Freyheit, von meiner Unwürdigkeit ungesehen zu bleiben. Es ist wirklich seltsam, daß ich kaum die leiseste Regung von Neugier danach fühle. Es ist doch scharfes Schicksal, daß alle großen Menschen solchen Zusatz von Rohheit oder Narrheit haben müssen, daß man ihnen nicht nahe kommen kan, ohne gedrückt, verwundet oder befleckt zu werden.

Herrlich war die Schöne und Gute. Ich sahe sie des Morgens im Negliſchée mit noch verbundener Stirn. Sie jauchzte auf bey der plötzlichen Erscheinung — Hoz Tobler, Lavater! Wir aßen ein paar mal mit ihr. Unsere Discurse waren: Kirchberger, Goethe, Testament; Welt, Rzwnsky, und das unendliche Capitel — — Ebenbild Gottes und Liebe. Sie machte auf meinen physischen Menschen keine Sensation — Ich heiße Sie nun personificirte Güte! Ich glaube, Sie hat weit mehr Güte als Liebe.

Iphigenie und Wilhelms Sendung hat sie gut genossen, das übrige interessirte sie nur, als Produkt von Dir — Deine Güte und Hon-

neteté in Weymar rühmte sie sehr und ließ sich nicht leicht unterbrechen, davon zu reden.

Warum habt Ihr zu einem Prinzen und nicht zu einer Prinzessinn Hofnung? Gibts zuverlässige Anzeichen?

Noch ein Wort von Cagliostro. — um andere was aus jener Welt oder von abwesenden Dingen wahrnehmen zu lassen, bedarfs immer der Vermittlung eines jungen unschuldigen Kindes. Das sieht, das erzählt, durch das geben die Geister Antwort denen, die draußen sind. Man kan ihn fragen was man will. Er braucht den Namen Jehovah. Christus ist ihm der größte Magier. Moses, Elias, Salomon sind, um ihres Glaubens, nicht gestorben. — Sobald er räsonnirt gehts ihm wie Gassnern. Er muß handeln.

Deine drey Könige hab ich gesehen, und gelächelt, weil die Sch[ultheß?] lächelte.

Cölln und der junge van der borg sind izt bey mir.

Nun, Lieber, ein Wort von Mahlereyen. Du wirst in 3 oder 4 Wochen, denk ich, vielleicht etwas später — eine unendliche Last erhalten.

Mach dich zu 7 Louisd'or Fracht parat. Fluche nicht, wenn Du oben erst ein bloß herrlich Rubensisches Fruchtstück, das der alte Offizier in England um 20 Guineas anzubringen dachte, findest. Das frische markige hervorspringende wird dir wohlthun. Sodann laß das Kistgen mit dem retouchirten Vandyk uneröffnet bis zuletzt. Sodann wirst du sagen: „Ist Lavater toll?" — — (aber — wenn der Herzog um den Weg ist, so packe nicht weiter ab, als zum ersten — und fluch eins über Narr Lavater —),

bist du aber vor seiner Nähe sicher, so pak ab — und wenn du alles Uebertünchungsgräuels ungeachtet nicht am Ende der unendlichen Kraft und der Titianischen unübertrefflichen Rohheit und Großheit froh bist — und allenfalls nur noch ein Gedanke aufsteigt — Lavater ist ein Narr — anders als darum, daß er solche Dinge aus seinen Händen läßt, so hab ich Dich und nichts Großes gesehen. Erwarte aber doch nichts feines, nichts unverdorbenes, nichts anders als Füßlische Skizzen, väterliche Urkunden, aus denen Sohn Füßli sog!

Fracht und alles nehm ich gern auf mich, wenn Du mirs nicht mit ganzer Freude abnimmst — obgleich Du manches verbrennenswerth finden wirst.

B[äbe, Barbara Schultheß?] war mit beym Einpaken — half mir. Ach! wie wir uns der Größe freuten, und die Verdorbenheit verfluchten! So muß Gott seine Menschen ansehen. Wenn dus nicht zurücksendest, (welches zurücksenden nämlich mich nicht schenirt weil ich die Dinger gleichsam verrätherischer Weise wegsende), so frage mich dann — wieviel der Herzog dafür von meiner Schuld abrechnen soll.

Noch Eins:

Ich ließ sie alle in statu quo — du kannst vielleicht was nachbessern, sie wenigstens entstauben —

Z. d. 3 März 1781.

N. S. Neben der großen Kisten wirst du noch ein kleines erhalten, worin einige nicht ganz verwerfliche, hochgeschäzte, aber nicht aufs beste conservirte oder wohl halb verdorbene Stücke sind. Ich mußte alles zusammen nehmen. Ein Kruzifix und ein paar Familienporträts und einen Quark Erbärmlichkeiten, die ich heut alle rechts und links an alte Weiber und Knaben

vertheile, war auch dabey. Z. E. ein Hiob, dessen Frau einen Kopf an einem Schwert hält, und deren Namen auf einem Gürtel geschrieben Vermaledeyung heißt; dem Hiob ruft eine Himmelsstimme, „Kommet zu mir". Item, ein schöner aber fürchterlich verdorbener Boromäus, den ich einem katholischen Geistlichen aufzubehalten gedenke.

Tscharner von Bern fragt Peters*) ökonomischem Schicksal nach — doch ich lege die Abschrift seines Briefes bey.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Berlin. Die Debatte über das Socialistengesetz. Ueber den Orient. — Bereits fünf Tage lang wogt die Debatte der zweiten Lesung des Socialistengesetzes im Reichstage und trotzdem läßt sich noch gar nicht übersehen, wenn sie zum Abschlusse gelangen wird. Bis zum sechsten Paragraphen ist die Berathung vorgedrungen, an einen großen Theil des Gesetzes ist sie noch überhaupt nicht herangetreten. Bisher konnte man sich über das langsame Vorschreiten der Discussion wenigstens dadurch trösten, daß man sich der bei der Debatte zwischen den Regierungen und der reichstreuen Majorität des Hauses jedesmal schließlich hervortretenden Einigung erfreute, seit heute ist aber diese Freude getrübt, da die Regierungen und die Conservativen sich gegen den Paragraph Sechs in der Fassung der Commission erklärten, während die Nationalliberalen an dieser Fassung festhielten. Auf diese Weise erzielte man bezüglich dieses wichtigen von der Presse handelnden Paragraphen gar kein Resultat und eben so mußte man auch die Berathung über die mit demselben zusammenhängenden Paragraphen Sieben bis Zehn aussetzen und mit der Berathung des elften Paragraphen beginnen. Das ist eine unerfreuliche Thatsache, welche ohne Zweifel von den Gegnern des Gesetzes in der stärksten Weise ausgebeutet werden wird. Wir möchten angesichts dieser Perspective doch davor warnen, nun bei dem ersten wirklichen Hemmniß gleich den schwärzesten Befürchtungen Raum zu geben. Gewiß handelt es sich hier um einen Punct, auf den die Regierungen ein großes Gewicht legen, um das Recht der Landespolizeibehörden, die socialdemokratische Presse ohne eine vorhergehende Warnung zu unterdrücken. Wir haben schon mehrfach darauf hingewiesen, einen wie hohen Werth die Regierungen auf diese Befugniß legen und es schien vor dem Beginne der Verhandlungen im Plenum, als ob man diese Frage im Sinne der Regierungen erledigen würde. Dieser Schein hat sich nun einstweilen als trügerisch erwiesen und der Zwiespalt der Anschauungen ist schroff hervorgetreten. Indessen scheint uns hieraus noch keineswegs eine ernste Gefahr für das Zustandekommen des Gesetzes zu folgen, ist doch sogar die Hoffnung noch gar nicht ausgeschlossen, daß man noch während der zweiten Lesung zu einer Verständigung kommt. Der Wille, sich zu einigen, ist sowohl auf Seiten der Regierungen wie auf Seiten der Nationalliberalen ein so lebendiger, daß man wohl annehmen kann, daß man bald zu einem Compromisse gelangen wird. Allerdings wäre es sehr wünschenswerth, daß dieses Compromiß noch während der zweiten

---

*) Der Schweizer Knabe Peter Imbaumgarten, der dem Hannöverschen Baron v. Lindau das Leben gerettet hatte und den Goethe im Weimarischen auferziehen ließ. Dichtung und Wahrheit IV, (Hempel) 201, und oben IV, Lavaters Brief vom 20. Mai 1777.

Lesung erfolgte, eine Verständigung zwischen der zweiten und dritten Lesung hat immer etwas Mißliches und Unsicheres.

Die Debatten der ersten vier Tage ergaben, wie gesagt, ein durchaus befriedigendes Resultat. Die ersten drei Paragraphen wurden vermöge des einträchtigen Zusammengehens der Conservativen und Nationalliberalen, in einer Fassung angenommen, gegen welche regierungsseitig Einwendungen nicht erhoben wurden. Die wichtige Frage des Schutzes der Genossenschaften wurde in befriedigender Weise gelöst, indem ein Amendement Lasker-Gareis zur Annahme gelangte, welches den gewünschten Schutz in ausreichender Weise bot. Die Reden, welche in diesen Tagen vom Tische der Regierungen wie von den verschiedenen Seiten des Hauses gehalten und gehört wurden, reihen sich vielfach den besten parlamentarischen Leistungen an, die wir überhaupt zu verzeichnen haben. Freilich haben wir auch manche Rede hören müssen, welche wir gern dem Redner geschenkt hätten und welche dem hohen Hause keineswegs zur Ehre gereichte. Hierher gehörten vor allem die wüste Agitationsrede des Socialdemokraten Hasselmann und die dreiste, von Provocationen aller Art strotzende Rede Sonnemanns, des Abgeordneten für Frankfurt am Main. Die Rede Hasselmanns hatte wenigstens das eine Gute, daß sie vermöge ihrer frechen Herausforderung und unverhüllten Tendenz zur Revolution die furchtbare unmittelbare Gefährlichkeit der socialistischen Agitation dem ganzen Lande noch einmal in ihrer ganzen Größe zeigte. Insofern kann man sagen, daß Hasselmann die wirksamste Propaganda für die Annahme des Gesetzes gemacht hat. Der Rede Sonnemanns können wir auch nicht einmal diese unbeabsichtigte Wirkung nachrühmen. Dagegen hat sie allerdings einen anderen, gleichfalls unbeabsichtigten und keineswegs unerfreulichen Erfolg gehabt, nämlich die vernichtende und wohlverdiente Abfertigung und recht unschmeichelhafte Charakteristik, die Fürst Bismarck dem Redner in seiner unmittelbar darauf erfolgenden Antwort hat zu Theil werden lassen.

Diese Antwort bildete die Einleitung zu einer der bedeutendsten Reden, die der Reichskanzler unseres Erachtens jemals gehalten hat. Sie bewegte sich in der Hauptsache um drei Puncte. Zuerst gab der Reichskanzler eine meisterhafte Darstellung der Entwickelung der socialistischen Agitation in Deutschland, der Ausbreitung des „Evangeliums der Negation", wie er sie treffend nannte. Sodann wandte er sich zu einer eingehenden Schilderung der Gebrechen unseres Parteilebens, der Zerklüftung unserer politischen Kreise, der Neigung des Einzelnen wie der Gesammtheit zur Isolirung und oppositionellen Abschließung. Endlich schritt er zu einem mächtigen Appell zur Einigung der Parteien, welche auf dem Boden der Reichsverfassung stehen und für ihren Ausbau wirken wollen, der conservativen, freiconservativen und nationalliberalen. Als die Basis dieser Einigung bezeichnete er das Wirken für das Wohl des Landes, die Einigung selbst erklärte er für die unbedingte Voraussetzung jeder gedeihlichen praktischpolitischen Thätigkeit, sowohl hinsichtlich des vorliegenden Gesetzes wie überhaupt.

An diesen Appell schloß sich dann noch die sehr bedeutsame Verwahrung, daß es ihm bei der Auflösung des Reichstages niemals in den Sinn gekommen sei, die Tendenz seiner inneren Politik zu ändern. Diese großartige Darlegung seines Standpunctes und seiner Auffassung der inneren Lage fand ein würdiges Gegenstück in der Rede Bennigsens am folgenden Tage. Bennigsen acceptirte Namens der nationalliberalen Partei die vorgeschlagene Einigung auf der Basis der Wirksamkeit für das Wohl des Landes. Er

machte nur den Vorbehalt, daß diese Einigung mit den conservativen Parteien die selbständige gleichberechtigte Existenz der nationalliberalen Partei nicht gefährden dürfe und solle. Er nahm ferner Act von der Erklärung des Reichskanzlers, daß eine Aenderung der Richtung der inneren Politik der Regierung nicht beabsichtigt gewesen sei, und führte aus, daß der Reichskanzler wie die nationalliberale Partei durch die historische Entwickelung der Reichsverhältnisse auf gegenseitige Verständigung und gemeinsames Wirken angewiesen seien. Die übrigen ausführlichen Auslassungen seiner Rede galten dem vorliegenden Gesetze. Diese öffentliche Aussprache des Kanzlers und des Führers der Nationalliberalen hat selbstverständlich eine Tragweite, welche über den Zweck der gegenwärtigen parlamentarischen Discussion weit hinausreicht. Sie bedarf eigentlich keines Commentars, sie ist deutlich genug. Der Reichskanzler empfiehlt auf das dringendste die Herstellung einer festen sicheren parlamentarischen Majorität, welche der Regierung in allen großen, das Wohl des Landes betreffenden Fragen als Operationsbasis dienen kann, er erklärt gleichzeitig, daß seine befreundete Stellung zur nationalliberalen Partei unverändert ist, und die Nationalliberalen gaben ihrerseits die Versicherung, daß sie vorbehaltlich der Wahrung ihrer gleichberechtigten selbständigen Stellung neben den Conservativen eine feste Einigung der reichstreuen Elemente anstreben wollen und daß sie von der Fortdauer ihrer freundschaftlichen, auf gemeinsames Wirken gerichteten Beziehungen zur Regierung überzeugt sind. Das ist das bedeutende Ergebniß dieser Debatten nach dieser allgemeinen politischen Richtung hin. Das Resultat der Discussion bezüglich des vorliegenden Gesetzes ist, wie oben bereits dargelegt wurde, noch zweifelhaft, doch haben wir trotz des weiten und dunklen Weges, der noch vor uns liegt, noch keinen Augenblick die Hoffnung aufgegeben, daß wir das gewünschte Ziel erreichen werden.

Ein Wort über die auswärtige Politik scheint uns heute nothwendig. Die Lage weist wieder so viele bedrohliche Symptome auf, daß ernste Besorgnisse hier und dort laut werden. Die Occupation Bosniens hat Oesterreich-Ungarn in eine doppelte schwere Ministerkrisis geworfen, die griechische Grenzfrage macht in der Richtung ihrer Lösung gar keine Fortschritte, die Räumung Rumeliens seitens der Russen ist in das Stocken gerathen und im fernen Osten, in Afghanistan, scheint sich ein neuer englisch-russischer Conflikt vorzubereiten. Alles dieses ist wohl geeignet, ängstliche Gemüther zu beunruhigen und auch ruhigere Naturen scheinen angesichts dieser Ereignisse vielfach ängstlich zu werden. Doch glauben wir, daß bei näherer Ueberlegung der Dinge sich alle Befürchtungen für den Bestand des Friedens als ungegründet herausstellen müssen. Man darf nicht vergessen, daß die große und wirksame Annäherung der Mächte, welche der Berliner Congreß herbeigeführt hat, dem europäischen Frieden eine so feste Grundlage gegeben hat, wie er sie seit sehr langen Zeiten nicht besessen hat. Alle die kleinen Erschütterungen, von denen der Orient noch heimgesucht werden wird, können die ruhige Stellung der Mächte zu einander nicht alteriren und also auch nicht den europäischen Frieden gefährden. Die bosnische Occupation, so schwierig sie die inneren Verhältnisse Oesterreich-Ungarns gestaltet, enthält doch kein Moment für eine weitere äußere kriegerische Verwickelung. Die Frage der Rectification der griechischen Grenzen wird ebenso wenig eine europäische Complication herbeiführen. Die Verzögerung der Räumung Rumeliens seitens der Russen ist erstens eine Folge der Weigerung der Pforte,

über die durch den Berliner Vertrag offen gelassenen Puncte ein Separatabkommen mit Rußland zu treffen, und zweitens eine Folge des traurigen Umstandes, daß dem Abzuge der Russen sofort Massacres der Christen durch die Mohamedaner zu folgen pflegen. Es wird vielleicht noch lange dauern, bis die Pforte ihre Politik gegenüber Rußland ändert und bis sie ihre eigenen Unterthanen wieder in die Gewalt bekömmt, aber daran ist doch nicht zu denken, daß Rumelien wieder der Schauplatz kriegerischer Ereignisse werden könnte. Die Vorgänge in Afghanistan endlich sind allerdings die Vorläufer eines englisch-russischen Conflikes, aber doch eines Conflikes, der noch in nebelgrauer Ferne liegt. Vor der Hand werden die Engländer mit dem Emir von Afghanistan allein zu thun haben. Die Russen werden diesen zwar unter der Hand unterstützen, aber sie werden sich hüten, selbst in die Action zu treten. Bis Engländer und Russen in jenen Gegenden selbst aneinander gerathen, darüber können noch sehr viele Jahre vergehen, jedenfalls liegt durchaus kein Grund vor, von dieser Seite her jetzt eine Störung des europäischen Friedens zu befürchten.

14. October. J.

Literatur.

Engelbert Wusterwitz' märkische Chronik nach Angelus und Hafftiz herausgegeben von Julius Heidemann. Berlin, Weidmann. 1878. — Daß der Schwerpunct unseres Reichs nach langem Schwanken endlich in der Mark Brandenburg Ruhe gefunden, wird immer als ein geographisches Paradoxon erscheinen, dessen Enträthselung man allein von der Geschichte gewärtigen darf. Auch diese freilich ist zu solchem Behufe großentheils auf den indirecten Weg angewiesen: bis zu den Tagen des westfälischen Friedens wird sie den Hauptgrund für die spätere centrale Bedeutung jener Landschaft jedenfalls negativ in dem politischen Ausleben und Absterben anderer deutscher Provinzen zu suchen haben; insofern bedarf die preußische Geschichte eigentlich stets einer Einleitung durch die ganze Nationalhistorie der früheren Zeiten. Aber unstreitig kommt doch auch den älteren brandenburgischen Begebenheiten selbst, so territorial beschränkt sie sich ausnehmen mögen, eine gewisse positive Wichtigkeit für die nachfolgende hohe Bestimmung des Landes zu; deshalb läßt sich nicht leugnen, daß in dem tüchtigen, wenngleich dürftigen Stück deutschen Volkslebens, das in vergangenen Jahrhunderten an den Ufern der Havel und Spree abgespielt, auch wiederum etwas Gemeininteressantes liegt, das wir Deutsche von heut alle gleichermaßen als eine Vorbereitung unserer gegenwärtigen Gesammtexistenz ansehen müssen. Und nicht etwa diejenigen Momente der märkischen Geschichte verdienen in dieser Hinsicht vorzugsweise unsere Theilnahme, in denen dem verhältnißmäßig entlegenen Gebiete schon ehedem hie und da vergönnt ward, in die allgemeinen Geschicke der Nation mehr oder weniger wirksam einzugreifen; im Gegentheil, da es gerade die Eigenthümlichkeit unseres modernen Reichsstaates ist, daß er sich von unten auf aus dem Territorium entwickelt hat, so gewinnen vielmehr die localen Vorgänge in dem letzteren, soweit sie dessen eigenes Dasein wesentlich bedingt haben, einen überwiegenden historischen Werth in den Augen auch des außerbrandenburgischen Betrachters. Indem sich nun um die Erkenntniß dieser selbständigen märkischen Landesgeschichte die moderne Forschung

längst fleißig bemühte, trat ihr eine besondere Schwierigkeit hemmend entgegen: während nämlich urkundliches Material reichlich vorhanden ist, zeigt sich ein auffallender Mangel an Geschichtsquellen im engeren Sinne, an Berichten zeitgenössischer Erzähler; zu den Musen und Grazien, die sich auf dem Sandboden der Mark lange Zeit über durchaus nicht heimisch fühlen wollten, gehören, wie man schmerzlich wahrnimmt, auch die historischen. Desto schätzbarer ist da natürlich eine merkwürdige Ausnahme, die einzige namhafte gleichzeitige einheimische Chronik, welche das Brandenburger Land im Mittelalter hervorgebracht hat, von geringem Umfang zwar, aber von ausgezeichneter innerer Beschaffenheit; es ist die märkische Chronik des 1433 verstorbenen Engelbert Wusterwitz, welche, die Jahre von 1391 bis 1425 ungefähr umspannend, demnach die vom Verfasser selbst durchlebte Zeit der Quitzows, deren Emporkommen, ihre Thaten und Unthaten, endlich ihren Sturz durch Friedrich von Nürnberg zum Hauptgegenstande hat, wie man sieht: gerade eine Epoche von fundamentaler Bedeutung für die märkische und somit gewissermaßen zugleich für die deutsche Geschichte. Doppelt schade daher, daß auch diese Chronik seit beinah dreihundert Jahren im Original verschollen und auf uns nur in den Auszügen, welche gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts zwei historisch schriftstellende Schulmeister zu Berlin, Angelus und Hafftitz, jeder für sich daraus gefertigt, herabgekommen ist. Ihrem Inhalte nach sind die aus jener Quelle fließenden Nachrichten indessen selbstverständlich wieder und wieder verbreitet und verwerthet worden. Wenn schon vor funfzig Jahren der alte Klöden, der mit gleichem Eifer die Natur wie die Geschichte seiner märkischen Heimat erkundete, die Quitzows und ihre Zeit in einem vierbändigen Werke abzuschildern unternahm, das zwischen wissenschaftlicher Historie und Culturroman eine unzulässige Verbindung versucht, so hat er nach beiden Richtungen hin seine stärksten Antriebe offenbar vornehmlich von Wusterwitz empfangen. Ward dann durch die novellistischen Partien des klödenschen Buches leider bewirkt, daß Willibald Alexis gerade an diesen unzweifelhaft dankbarsten Stoff aus der mittelalterlichen Romantik der Mark sein soviel größeres Erzählertalent nicht zum zweitenmale wenden mochte, so ließ sich die strenge historische Arbeit der Gelehrten natürlich nicht abschrecken, den wirklichen Verlauf jener denkwürdigen Epoche in wiederholter Behandlung immer schärfer und reiner herauszubilden. Vor allem ist durch Untersuchung und Darstellung auf diesem Felde Riedel thätig gewesen, dessen umfassende archivalische Studien die Zuverlässigkeit der kleinen Chronik Meister Engelberts übrigens nur in helleres Licht gesetzt haben. Allein auch die jüngste großartige Ueberschau über die brandenburgische Geschichte, die uns Ranke in seiner Genesis des preußischen Staates gegeben, lehnt sich da, wo sie die Tage der Quitzows und den Eintritt des ersten Hohenzollern in die Mark berührt, in einigen Urtheilen und Wendungen noch unmittelbar an die naiv verständigen Worte des Wusterwitz an, dem dann der moderne Historiker auch in einer Anmerkung ausdrücklich sein gewichtiges Lob ertheilt. Kurz und gut: Jeder, dem der Name Quitzow ein bestimmtes geschichtliches Bild vor die Seele ruft, verdankt bewußt oder unbewußt die lebendigsten Züge darin dem rechtskundigen Brandenburger Bürger des beginnenden funfzehnten Jahrhunderts, der sie einst mit sicherer Hand nach der Natur entworfen hat.

Bei solcher Sachlage rechtfertigt sich von selbst das Bestreben des Herrn J. Heidemann, in einer neuen Ausgabe, da der ältere Abdruck bei Riedel

diesem Zwecke nicht genügt, auch der verlorenen Originalfassung einer so einflußreichen Quelle so nahe wie möglich zu kommen und dieselbe zugleich dem bequemen Gebrauch und Genuß weiterer Leserkreise zugänglich zu machen. Mit Recht hat der Herausgeber dabei von dem immer ungewissen, hier aber geradezu aussichtslosen Versuch abgesehen, einen einzigen, vermeintlich ursprünglichen Text aus den beiden im Ganzen übereinstimmenden, im Einzelnen von einander abweichenden Benutzungen, der genaueren durch Angelus, der ausführlicheren durch Hafftiz, herauszuschälen. Er hat vielmehr die entsprechenden Stellen der späteren Autoren, von denen wenigstens der eine mancherlei kritische Vorbereitung erheischte, jedesmal in zwei Spalten einander gegenübergestellt, so daß nun dem Leser das anziehende, meist übrigens sehr leichte Geschäft obliegt, die beiden einseitigen Aufnahmen des alten Chronisten durch geistige Stereoscopie gleichsam zum echten, leibhaftigen Wusterwitz zu vereinigen. Zahlreiche Noten geben sachliche Erläuterung, eine knappe Einleitung theilt das Wenige mit, was über die Person des Geschichtschreibers und die Schicksale seines Werkes zu ermitteln war. Mit allem Wesentlichen einverstanden, möchten wir doch in einem materiell unerheblichen Punct eine abweichende Meinung aussprechen. Heidemann weist eine ältere Vermuthung, wonach Wusterwitz seine Aufzeichnungen in niederdeutscher Zunge verfaßt habe, als unbezeugt zurück und nimmt seinerseits an, daß die märkische Chronik in „dem Hochdeutsch geschrieben worden, wie es um 1400 in Brandenburg gesprochen wurde." Aber eben dies wäre erst zu beweisen oder dürfte vielmehr unmöglich zu erhärten sein, daß zur angegebenen Zeit in Brandenburg irgendwelches Hochdeutsch eigentlich gesprochen ward. Man verstand es ohne Zweifel und wußte es im Nothfall geschäftlich anzuwenden, wie zum Beispiel die Eidesformel, nach der die Brandenburger 1412 dem Nürnberger Burggrafen huldigten, dem fränkischen Herrn zu gefallen natürlich hochdeutsch lautete und in dieser Form, in der sie im Stadtbuch steht, auch von Wusterwitz in seine Chronik aufgenommen ward. Daß ferner der letztere des Hochdeutschen auch sonst mächtig war, versteht sich von selbst bei einem Manne, den seine Reisen bis Rom führten, der sich zwei Jahre lang an Kaiser Sigismunds Hof in Baiern, Böhmen, Schlesien und Ungarn aufgehalten. Die Sprache jedoch, in welcher hundert Jahr vor Luther ein geborener Brandenburger, der weitaus den größten Theil seines Lebens daheim, ein paar Jahre als Syndikus in Magdeburg in Geschäften gestanden, die Sprache, in der ein solcher Mann für gewöhnlich dachte, redete, schrieb, war entschieden niederdeutsch; wie sollte er da zu seiner Chronik, für deren durchweg localgeschichtlichen Inhalt er nur bei Landsleuten Interesse verhoffen konnte, künstlich einen anderen Dialect als den rings um ihn her gangbaren gewählt haben? Daß ihn seine Ausschreiber Angelus und Hafftiz mitunter wörtlich gleichlautend in das Hochdeutsch ihrer Zeit übertragen haben, darf nicht befremden; denn abgesehen davon, daß sie doch auch an vielen Stellen für den nämlichen Begriff verschiedene Ausdrücke gesetzt, stand das Brandenburger Platt vom Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts, wie man aus dem Gedenkbuche des dem Wusterwitz gleichzeitigen Abtes Heinrich von Lehnin ersieht, in der That bei aller Lautdifferenz doch in Wortschatz und -Fügung dem Hochdeutschen nahe genug, um beide Uebersetzer von selbst im Ganzen den gleichen Weg zu führen. Den formalen Verlust also, den wir durch den Untergang des echten Wusterwitz erlitten haben, muß man, geringfügig wie er ist, doch wohl unserer niederdeutschen Literatur anrechnen.

Ist nun der Mehrzahl der heutigen Leser der Text der märkischen Chronik durch die geschehene Umgestaltung nur mundgerechter gemacht worden, so werden sich jedenfalls alle an dem gediegenen historischen Gehalt des bescheidenen Büchleins gleich sehr erfreuen. Sein Thema ist von einer gewissen elementaren Einfachheit: die tiefe Zerrüttung der öffentlichen Zustände der Mark unter der ohnmächtigen Scheinherrschaft des Markgrafen Jobst, das Emporkommen der Gebrüder von Quitzow zum faktischen Regiment, welches sie jedoch keineswegs in höherem politischen Sinne in der eigenen Hand zu consolidiren trachten, sondern in kurzsichtiger Selbstsucht lediglich zur Ausbeutung der geflissentlich genährten anarchischen Verwirrung benutzen, endlich die Bewältigung der adligen Uebelthäter und die Herstellung der Ordnung durch den neuen Fürsten, auf dessen aufblühendes Haus der dankbare Chronist noch fürder seinen Blick mit herzlichem Antheil gerichtet hält. Das alles ist nun mit der schlichtesten Einfalt vorgetragen, wie es sich in seinen einzelnen Momenten äußerlich vollzog, und doch zugleich mit dem Ernst eines männlichen Patriotismus in den inneren Zusammenhang einer einzigen großen Angelegenheit gebracht. Eben deshalb ist denn freilich auch dem wackeren Wusterwitz in unseren Tagen, wo für jeden historischen Bösewicht ein gelehrter Rechtsanwalt für den billigen Preis des Rufes der Superklugheit zu haben ist, von einem edlen Retter der Quitzows der Vorwurf parteiisch tendenziöser Geschichtschreibung nicht erspart worden. Zu Wahrheit aber hält der alte Brandenburger allerdings fest zu einer Partei; gerade das jedoch muß man ihm zum Lobe anrechnen, denn diese Partei ist schlechtweg die des Landfriedens und der öffentlichen Wohlfahrt; natürlich stellen sich ihm da die Quitzows von selbst als vornehmste Zielscheibe gerechten Hasses und Abscheus dar. Er hat ihr Treiben jahrelang aus nächster Nähe beobachtet und Raub und Todtschlag ohne Ziererei beim rechten Namen genannt; und doch muß man sagen, daß selten ein Extrem so einleuchtend durch Stufen, die zu ihm geführt, und Stützen, die es umringen, zwar nicht entschuldigt, wohl aber motivirt erscheint, als das Gebaren der Dietrich und Hans von Quitzow in der strengen und doch ruhigen Schilderung des Wusterwitz. Nicht sowohl an Rohheit und Bosheit — das ist der Eindruck, den man davonträgt — als an Frechheit und Geschick überragen jene Herren ihre Umgebung, und sobald sie dadurch zu Meistern im Lande geworden, kommt ihnen die feige Schwäche oder die eigennützige Berechnung ihrer natürlichen Widersacher nur immer weiter fördernd entgegen; es ist höchst ergötzlich, bei Wusterwitz zu lesen, wie besonders die reichen Bürger Berlins, das schon damals der Bischofsstadt Brandenburg, dem älteren politischen Vororte der Mark, an Macht entschieden den Rang abgelaufen, sich in dienstfertiger Liebenswürdigkeit gegen den gefürchteten Ritter Dietrich überbieten, der ihnen bald darauf zum Danke Vieh und Leute vor den Thoren wegfängt. Noch feiner zeichnet der Chronist die schlaue Politik, mit welcher beide Brüder einander unterstützen, indem sich jeder zum Scheine der vom anderen Bedrängten freundlich annimmt. So bekannt nun alle diese kleinen Züge sind, so fest haben sich ja längst auch die umfassenden Urtheile des Meister Engelbert bei uns eingebürgert, wie: daß, je näher jemand zur Zeit der Quitzows der Mark gekommen, er desto gefährlicher gereist oder gewandert sei, oder: daß Gott, durch Bitte der Armen bewogen, Friedrich von Nürnberg als von der Höhe hergesandt habe. Diese beiden Aussprüche bezeichnen übrigens gleichsam die Angeln, um die sich die ganze märkische Chronik dreht, und besonders der letztere drückt eben so

epigrammatisch scharf wie sinnig fromm die Bedeutung des Ereignisses aus, auf das er sich bezieht. Er bildet wie die ganze Arbeit des Engelbert Wusterwitz das schönste Denkmal des Kurfürsten Friedrichs I., der, so vieles und ansehnliches er auch in der allgemeinen deutschen Bewegung seiner Zeit erstrebt und errungen, doch nichts von so zukunftsreichem nationalen Werthe unternommen und durchgeführt hat, als jene rettende That von scheinbar örtlicher Natur, die Niederwerfung der Quitzows und Genossen in den Sümpfen und Sandflächen der Mark. Von der unabsehbaren Tragweite dieser That, wodurch die am letzten Ende wichtigste Landschaft des deutschen Reiches staatlich neu begründet ward, hat der vollauf mit seiner rauhen Gegenwart beschäftigte Wusterwitz freilich nichts geahnt; aber auch vom historischen Berichterstatter darf man mit leichter Abwandlung des Dichterwortes rühmen, daß er, wenn seine Darstellung den besten Begebenheiten seiner Zeit genug gethan, für alle Zeiten geschrieben hat. a/D.

Notiz.

Neunzehnte Plenar-Versammlung der historischen Commission bei der königl. bayer. Akademie der Wissenschaften. Bericht des Secretariats. München, im October 1878. Die historische Commission hielt in den Tagen vom 26. bis 28. September ihre diesjährige Plenarversammlung. An den Sitzungen betheiligten sich der Vorstand der k. Akademie der Wissenschaften Stiftspropst und Reichsrath von Döllinger, der Vicepräsident der k. k. Akademie der Wissenschaften zu Wien und Director des geheimen Haus-, Hof- und Staatsarchivs, Ritter von Arneth, der Director der preußischen Staatsarchive Geheimer Oberregierungsrath von Sybel, der Reichsarchivdirector Geheimrath von Löher, der Geheime Regierungsrath Waitz aus Berlin, der Klosterpropst Freiherr von Liliencron aus Schleswig, der Hofrath Professor Sickel aus Wien, die Professoren Dümmler aus Halle, Hegel aus Erlangen, Wattenbach aus Berlin, Wegele aus Würzburg und Weizsäcker aus Göttingen, der Director der hiesigen polytechnischen Hochschule Professor Kluckhohn und der Geheime Haus- und Staatsarchivar Professor Rockinger. In Abwesenheit des Vorstandes, Geheimen Regierungsrathes von Ranke, leitete der ständige Secretär der Commission, Geheimrath von Giesebrecht, die Verhandlungen.

Nachdem die vorjährige Plenarversammlung an Seine Majestät den König die Bitte um Verlängerung der ihr zur Vollendung ihrer Arbeiten gestellten Frist gestellt hatte und diese Bitte in der huldvollsten Weise Gewährung fand, begann die Commission ihre diesjährigen Sitzungen mit dem Ausdruck des frendigsten und wärmsten Dankes für die hochherzige Munificenz König Ludwigs II. Sie fühlte, daß sie gleichsam in eine neue Aera ihrer Thätigkeit einträte, in welcher es ihr vergönnt sein werde, ihre umfassenden Arbeiten in würdiger Weise durchzuführen und zu ergänzen. Indem sie sich bewußt ist, Werke von dauerndem Werthe und grundlegender Bedeutung für unsere nationale Geschichte in das Leben zu rufen, hofft sie zugleich in ihnen Monumente zu hinterlassen, welche allen späteren Zeiten bekunden werden, wie die Könige Bayerns Maximilian II. und Ludwig II. mit beharrlicher Fürsorge und edelster Liberalität das Studium der Geschichte Bayerns und des gesammten deutschen Vaterlandes gepflegt haben.

In dem Gefühle neuen Lebens beschloß die Commission jetzt die Zahl ihrer ordentlichen Mitglieder, was seit mehreren Jahren nicht geschehen war, durch einige namhafte Historiker zu ergänzen, wie die Ausführung von Arbeiten, die sie früher hatte zurückstellen müssen, aufs Neue in Betracht zu ziehen. Auch die Unterstützung einer landwirthschaftlichen Schrift, die nicht ohne historisches Interesse ist, glaubte sie nicht von der Hand weisen zu sollen, um ihr Bestreben, das Geschichtsstudium nach den verschiedensten Seiten zu fördern, an den Tag zu legen.

Mehr als hundert Bände sind bereits durch die Commission veröffentlicht worden, aber kein Geschäftsjahr ist reicher an neuen Publicationen gewesen, als das letzte. Seit der vorjährigen Plenarversammlung sind erschienen;

1) Bayerisches Wörterbuch von J. Andres Schmeller. Zweite mit des Verfassers Nachträgen vermehrte Ausgabe, bearbeitet von G. Karl Frommann. Lieferung XII. (Schluß.)

2) Geschichte der Wissenschaften in Deutschland. Neuere Zeit. — Bd. IV. Geschichte der Erdkunde von Oscar Peschel. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage, herausgegeben von Sophus Ruge. — Bd. XVII. Geschichte der Mathematik in Deutschland von C. J. Gerhardt.
3) Deutsche Reichstagsacten. Bd. VII. — Deutsche Reichstagsacten unter Kaiser Sigmund 1410—1420. Herausgegeben von Dietrich Kerler.
4) Die Chroniken der deutschen Städte vom vierzehnten bis ums sechzehnte Jahrhundert. Bd. XIV. — Die Chroniken der niederrheinischen Städte. Cöln. Bd. III.
5) Briefe und Acten zur Geschichte des dreißigjährigen Krieges in den Zeiten des vorwaltenden Einflusses der Wittelsbacher. Bd. IV. — Die Politik Bayerns 1591—1607. Erste Hälfte. Bearbeitet von Felix Stieve.
6) Jahrbücher der Deutschen Geschichte. — Philipp von Schwaben und Otto IV. von Braunschweig von Eduard Winkelmann. Bd. II. 1208—1218.
7) Weisthümer, gesammelt von Jacob Grimm. Bd. VII. Namen- und Sachregister, verfaßt von Richard Schröder.
8) Forschungen zur Deutschen Geschichte. Bd. XVIII.
9) Allgemeine Deutsche Biographie. Lfg. XXVIII—XXXVI.

Aus den Berichten, welche im Fortgange der Verhandlungen die Leiter der einzelnen Unternehmungen erstatteten, ergab sich, daß auch für das nächste Jahr eine größere Anzahl neuer Publicationen zu erwarten ist. Zugleich erhellte aus diesen Berichten die überaus bereitwillige Unterstützung, mit welcher die Vorstände der Archive und Bibliotheken die Arbeiten der Commission zu unterstützen fortfahren und durch welche sie aufs Neue die Commission zum größten Danke verpflichtet haben.

Wie im verflossenen Jahre die neue Ausgabe von Schmellers Wörterbuch zum Abschluß gebracht ist, hofft die Commission bald auch die von J. Grimm begonnene Sammlung der Weisthümer vollendet zu sehen. Nachdem das vortreffliche Namen- und Sachregister von Professor R. Schröder vollendet ist, steht nur noch das von Professor Birlinger in Bonn bearbeitete Wortregister aus.

Das große Unternehmen: „Geschichte der Wissenschaften in Deutschland. Neuere Zeit" geht seiner Vollendung entgegen. Voraussichtlich werden im nächsten Jahre die Geschichten der Historiographie, der classischen Philologie und der Geologie publicirt werden und die Geschichten der Physik und Medicin alsbald folgen. Von Anfang an war eine Ergänzung dieses Unternehmens für die früheren Zeiten in Aussicht genommen und nur wegen äußerer Schwierigkeiten später außer Betracht gelassen. Ein schriftlich eingereichter Antrag des Vorstandes Geh. Raths von Ranke regte jetzt die Ausdehnung der Geschichte der Wissenschaften auch auf das Mittelalter von Neuem an und gab zu eingehenden Berathungen Anlaß, als deren Resultat sich ergab, daß es sich empfehlen würde, zunächst die Bearbeitung der Geschichte des deutschen Unterrichtswesens von den Anfängen desselben bis zur Mitte des dreizehnten Jahrhunderts zu veranlassen und für eine erschöpfende Schrift über diesen Gegenstand einen größeren Preis auszusetzen. Sobald es thunlich ist, wird darüber das Weitere bekannt gegeben werden.

Das von Professor J. Weizsäcker geleitete Unternehmen der deutschen Reichstagsacten wird gleichzeitig nach verschiedenen Seiten gefördert. Der kürzlich erschienene siebente Band ist der erste der Acten Kaiser Sigmunds; ihm wird sich bald ein zweiter, gleichfalls vom Oberbibliothekar Professor Kerler in Würzburg bearbeitet, anschließen. Für die Periode König Ruprechts arbeitet Dr. E. Bernheim in Göttingen unter Beihülfe des Dr. Friedensburg, und auch von dieser Abtheilung steht ein Band in naher Aussicht. Für die Zeiten Kaiser Friedrichs III. sind die Arbeiten durch Dr. Fr. Ebrard in Straßburg fortgesetzt worden; auch ist Dr. H. Witte eine Zeit lang an ihnen betheiligt gewesen.

Auch die Arbeiten für die große durch Professor C. Hegel herausgegebene Sammlung der Deutschen Städtechroniken sind nach verschiedenen Richtungen fortgeführt worden. Der zuletzt erschienene vierzehnte Band brachte die Cölner Chroniken zum Abschluß. Der fünfzehnte Band, die Chroniken der bayerischen Städte, ist im Druck nahezu vollendet; er enthält die widmannsche Chronik von Regensburg in der Bearbeitung vom Archivsecretär Edmund Freiherrn von Oefele, die Landshuter Rathschronik und Mühldorfer Annalen nebst Stadtrecht aus dem vierzehnten Jahrhundert in der Bearbeitung des Archivassessors Dr. Th. Heigel, endlich Kazmairs Chronik von München, bearbeitet vom Reichsarchivrath von Muffat; nur durch die schwere Erkrankung des Letzteren ist der völlige Abschluß des Druckes verhindert worden. Außerdem ist für das nächste Jahr die

Edition des zweiten Bandes der Braunschweiger Chroniken durch Archivar Hänselmann in Braunschweig in sichere Aussicht genommen. Ferner hat der Herausgeber die Bearbeitung der Mainzer Chroniken begonnen und zu diesem Zwecke Dr. Robert Pöhlmann als Mitarbeiter berufen. Die bisher noch unedirte Chronik: „Sagen von alten Dingen der erlichen Stadt Menze" aus der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts, welche über die inneren Angelegenheiten der Stadt seit dem vierzehnten Jahrhundert ausführlich berichtet, wird den Anfang dieser Publication bilden.

Für die Sammlung der Hanserecesse hat der Herausgeber Dr. K. Koppmann neues Material theils durch einen längeren Aufenthalt in Königsberg, theils aus ihm übersandten Danziger Stadtbüchern gewonnen. Der Druck des fünften Bandes, welcher voraussichtlich bis zum Jahre 1415 reichen wird, ist angefangen.

Von den Jahrbüchern des deutschen Reichs werden demnächst zwei neue Jahrbücher veröffentlicht werden. Der Druck der Jahrbücher Kaiser Lothars des Sachsen, bearbeitet vom Oberlehrer Dr. W. Bernhardi in Berlin, ist bereits weit vorgeschritten, und der erste Band der Jahrbücher Kaiser Konrads II. (bis 1031), bearbeitet von Professor H. Breßlau, wird alsbald beginnen. Die Bearbeitung der Jahrbücher Kaiser Friedrichs II. hat Hofrath Professor Eduard Winkelmann in Heidelberg übernommen. Auch für die Jahrbücher Heinrichs IV. und Heinrichs V. wird sich voraussichtlich ein geeigneter Bearbeiter jetzt gewinnen lassen.

Für das umfassende Unternehmen der Wittelsbachschen Correspondenz im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert sind die Arbeiten regelmäßig fortgesetzt worden. Für die ältere pfälzische Abtheilung, namentlich die Correspondenz des Pfalzgrafen Johann Casimir, hat Dr. Fr. von Bezold theils aus den hiesigen Archiven, theils aus den handschriftlichen Schätzen der Bibliothèque nationale zu Paris neues werthvolles Material gesammelt; andere Bereicherungen wurden durch eine Reise nach Zürich und die überaus liberale Mittheilung von Actenstücken aus dem Archiv des Herrn Grafen von Dohna-Schlobitten gewonnen. Die Correspondenz des Pfalzgrafen Johann Casimir ist auf drei mäßige Bände berechnet, von denen der erste im Laufe des nächsten Jahres im Manuscript vollendet werden wird. Auch für die unter Leitung des Geheimraths von Löher stehende ältere bayerische Abtheilung sind die archivalischen Nachforschungen fortgesetzt worden. Dr. A. von Druffel fand wichtiges neues Material theils in den hiesigen Archiven, theils bei einer nach Wien unternommenen Reise in dem dortigen k. k. Haus-, Hof- und Staatsarchiv und in dem Archive des Ministeriums des Innern. Die Bearbeitung des Materials für den zweiten Band und die diesem entsprechende zweite Hälfte des dritten Bandes der „Briefe und Acten zur Geschichte des sechszehnten Jahrhunderts" ist jetzt so weit fortgeführt, daß der Druck des zweiten Bandes beginnen konnte und seinen regelmäßigen Fortgang nehmen wird. Die Arbeiten für die jüngere pfälzische und bayerische Abtheilung, geleitet von Professor Cornelius, waren besonders auf die Vollendung des vierten Bandes der „Briefe und Acten zur Geschichte des dreißigjährigen Krieges" gerichtet. Man hoffte in demselben eine vollständige Darlegung der bayerischen Politik in den Jahren 1591—1607 geben zu können. Aber der Stoff erwies sich so umfangreich, daß in dem jüngst erschienenen vierten Bande nur die erste Hälfte veröffentlicht werden konnte, der aber in Jahresfrist die zweite folgen wird. Der Bearbeiter dieser Bände, Dr. Felix Stieve, wird alsbald im Interesse der Arbeit eine Reise nach Wien und Brüssel unternehmen.

Die Allgemeine Deutsche Biographie hat unter der Redaction des Freiherrn von Liliencron und des Professor Wegele regelmäßigen Fortgang. Mit der 33. Lieferung ist der siebente Band zum Abschluß gekommen, und auch vom achten sind bereits mehrere Lieferungen gedruckt.

Die Zeitschrift: „Forschungen zur Deutschen Geschichte" wird in der bisherigen Weise unter Redaction des Geheimen Regierungsraths Waitz, der Professoren Wegele und Dümmler auch in Zukunft fortgeführt werden.

Leider erfuhr die Commission noch vor dem Schluß ihrer Sitzungen, daß sie ein langjähriges, ihr werthes Mitglied durch den Tod verloren hatte. In der Frühe des 28. Septembers starb der Reichsarchivrath Aug. von Muffat, der als außerordentliches Mitglied der Commission seit ihrer Begründung angehörte und im Jahre 1863 zum ordentlichen Mitgliede ernannt wurde. An den Bestrebungen der Commission nahm er unausgesetzt Antheil, und noch seine letzte Arbeit war für eine ihrer Publicationen bestimmt.

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.
Ausgegeben: 17. October 1878. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Der fliegende Holländer.

Von L. Nohl.

„Traft ihr das Schiff im Meere an,
Blutroth die Segel, ſchwarz der Maſt?
Auf hohem Bord der ſchwarze Mann,
Des Schiffes Herr wacht ohne Raſt.
Hui, wie ſauſt der Wind!
Hui, wie pfeifts im Tau!
Wie ein Pfeil fliegt er hin,
Ohne Ziel, ohne Raſt, ohne Ruh!"

— Wie kommt die Phantaſie des Volkes auf ein ſolches Bild ewig ruheloſen Daſeins? Denn das Volk iſt es, das in den unberührten Tiefen ſeines Gemüthes von je dieſe ergreifenden Bilder unſeres menſchlichen Weſens ſchuf, und wenn auch in ſagenhafter Geſtalt, ſo redet doch jedes derſelben mit der vollſten Deutlichkeit zu uns und blickt uns förmlich wie ein vertrauter Freund ins Auge. Ja einzig ſolcher bildlichen Form, wie Sage und Mythe ſie haben, gelingt es, uns auch Dinge, die ganz allgemeiner und gar geiſtiger Natur ſind, zur perſönlichen Gegenwärtigkeit zu bringen. Nur ſolche Dinge aber, die eben allen Zeiten und Völkern eigen ſind und wie unſer inneres Weſen ſelbſt nicht altern noch ſich ändern, gewinnen auch ein anſchauliches Bild ihres Sinnes in einer ſchönen Sage und allbedeutenden Mythe. Daher das tiefere Gefühl an ihrem Tiefſinn die gleiche räthſelvoll beſeligende Freude hat wie der einfache Sinn des Kindes, deſſen Phantaſie und Empfindung noch von keiner Lebenserfahrung beengt ſind und deshalb das Weſen unſerer Exiſtenz ſtets lebendig gegenwärtig haben!

Wie ſteht es nun mit dieſem „Fliegenden Holländer", den uns vor allem Richard Wagners gleichnamige Oper heute zu jener völlig greifbaren Anſchauung gebracht, deren eben die Kunſt fähig iſt?

Die Gestalt dieses Holländers ist ein uraltes Gedicht des Volkes und gehört, wie der Faust, nicht der modernen Zeit und unserer germanischen Weltanschauung allein. „Ein ewiger Zug des Menschengeschlechts spricht sich in ihr mit herzergreifender Gewalt aus," sagt Richard Wagner selbst und unterrichtet uns über den seelischen Gehalt dieser Sage auch des Weiteren. Unser Mozart, der das Leben so recht wehmuthvoll tief in seinen inneren Gegensätzen empfand und daraus jene so unwillkürlich unser Gefühl ergreifenden Melodien schuf, bezeichnete noch in jungen Jahren, ehe er den „Don Juan" vollendet, den Tod „als den Schlüssel zu unserer wahren Glückseligkeit" und nahm daraus „viel Beruhigendes und Tröstendes", das heißt für uns die schöne Weihe, die namentlich die Musik seiner letzten Lebensjahre auszeichnet. Eben so sagt scheinbar wenig tröstlich Schopenhauer geradezu: „Das Sterben ist allerdings als der eigentliche Zweck des Lebens anzusehen, der Tod ist das Ergebniß, das Resumé des Lebens." Unser Tondichter aber fand als Grundlage jenes mythischen Gedichtes in seiner allgemeinsten Bedeutung die „Sehnsucht nach Ruhe aus den Stürmen des Lebens". Es lebt im innersten Geheim jeder Menschenbrust ein wehmüthig sehnsuchtsvolles Gefühl, als sei unser Dasein eine Schuld und als könne einzig die höchste und letzte Hingabe unserer Existenz dieselbe tilgen, — es sind dies die letzten Geheimnisse des Lebens selbst.

Schon die Griechen hatten ihren fliegenden Holländer: es ist der Odysseus, der auf der Rückfahrt von dem glücklich besiegten Ilion die Stätte nicht findet, wo er Ruhe gewinnt, sondern Jahr um Jahre umherirren und jeder Noth von außen wie durch die eigene sinnbestrickende Lust verfallen muß, — ein Bild der menschlichen Leidenschaft, deren Ende im Grunde erst der Tod bereitet. Aber der heitere Hellene, dem die Welt wie sie ist zu eigen gegeben, verharrte nicht in diesem dunklen Bilde des Todes, der ihm sogar der schrecklichste aller Schrecken war. Sondern wie ihm die Welt eine Stätte des Genießens und heiterer Lust schien, so entflieht dieser Odysseus dennoch endlich den Armen der Kalypso wie dem fürchterlichen Wogengetöse des erzürnten Poseidon und findet das Eden der Griechen, die „bürgerfreudige" Existenz in Heimath, Haus, Herd und — Weib zuletzt auch wieder. Seiner Anschauung war das Lebensglück erreichbar, und er erreicht es in dem Besitz der geliebten Gattin des Hauses, die das zerstörende Uebermaß seiner rastlosen Bestrebung und Begehrung auf das beglückende Sein des Wirkens für Andere lenkt, und besonnenes Gleichmaß ward der Wahlspruch wie das Fundament des menschlichen Glückes in diesem hellenischen Leben.

Tiefer faßte das Christenthum jenen uralten Menschheitszug: es stieg in die inneren Geheimnisse unseres Wesens hinab und begründete für immer, daß der Geist, der in dem Ebenbilde Gottes wohnt, eine wirkliche Heimath

im Irdiſchen nicht beſitzt, ſondern nur in ſich ſelbſt findet. Der Ewige Jude, dieſe Geſtalt des herzzerreißendſten Jammers, innerſter Seelenunruhe und Verbrecherempfindung, er iſt der fürchterliche mythiſche Ausdruck dieſer Verinnerlichung, die das Menſchengeſchlecht damals erfuhr und die es für immer auch in ſeine eigenen Tiefen ſchauen lehrte, und er findet denn auch keine Ruhe. Vielmehr „immer und ewig zweck- und freudlos ein Leben zu leben, das längſt ausgelebt iſt", — denn er hat ja durch Abweiſung des neuen Lebens der Welt, das mit dem Chriſtenthum eingetreten, keinen Theil an demſelben, — dazu iſt dieſer ſeltſame Wanderer verdammt: es blüht ihm keine irdiſche Erlöſung, und als einziges Streben bleibt dem von der Welt längſt tief Angeekelten nur die Sehnſucht nach dem Tode, ſeine einzige Hoffnung iſt die „Ausſicht auf ein Nichtmehrſein"!

Und doch darf auch hier ein Ende, ein Troſt, eine Hülfe nicht fehlen „Brüder überm Sternenzelt Muß ein lieber Vater wohnen!" ſingt in der Neunten Symphonie unſer deutſcheſter Tondichter nach des deutſcheſten Dichters Worten, und Wagners Senta endet ihre Schreckensſchilderung des raſtloſen „Ewigen Juden des Meeres" mit dem ſchönen Troſtſpruch:

„Doch kann dem bleichen Manne Erlöſung einſtens noch werden,
Fänd er ein Weib, das bis in den Tod getreu ihm auf Erden!"

Wieder tritt das weibliche Herz liebend vermittelnd und erlöſend hervor, und wir wiſſen, welch „holden Schatz von Treu und Liebe der Buſen einer Frau bewahren kann." Und wie entſtand nun die Sage, aus der dann ſpäter die dichteriſche Phantaſie, als in ihrem eigenſten Keime liegend, auch die Erlöſung hervorbildete, jene Ruhe, die der „Ewige Jude" nicht fand?

Am Schluß des Mittelalters lenkte ein neuer Drang der Thaten die Völker auf das Leben hin, das dem einzig am Himmel hangenden Auge langer Jahrhunderte faſt ganz verloren gegangen ſchien. Weltgeſchichtlich am erfolgreichſten äußerte ſich dieſer neuerwachte Lebensdrang als Entdeckungstrieb. Eine ganze neue Welt entſtand vor der Menſchheit Augen. Das Meer ward jetzt der Boden des Lebens, aber nicht mehr das kleine mittelländiſche Binnenmeer, das den Horizont der Griechen gebildet hatte, ſondern jenes ſcheinbar unendliche Meer, das die Erde umgürtet und zahlloſe Wunder birgt wie endloſe Bewegung geſtattet, das Weltmeer. Und hier iſt denn auch mit der alten engumgränzten Weltanſchauung gebrochen. Wie das Meer zunächſt ein endloſes, nicht zu erſchöpfendes Ding zu ſein ſchien, das unbekannte Welten verhieß, ſo ward auch des Odyſſens Sehnſucht nach dem Bekannten und Geliebten, nach Weib und Herd, zu einem unendlichen Sehnen des Menſchenherzens ausgedehnt. Des Ewigen Juden Verlangen nach dem dunkel unbekannten Lande, das ihm im Tode Erlöſung bringen ſollte, ſteigerte ſich zu

dem Verlangen nach etwas unbekanntem Neuen, das aber deutlich vorempfunden wurde und das jenem Zeitalter der Wiedergeburt alles geistigen Lebens, welches man die Renaissance nennt, seinen geheimnißvoll mächtigen Hintergrund giebt, den Ulrich von Hutten in dem Ausrufe zusammenfaßte: „O Jahrhundert, die Geister erwachen, die Wissenschaften blühen, es ist eine Lust zu leben!"

Diesen ungeheuer weiten Zug finden wir nun in unserem Mythus vom fliegenden Holländer. Das hauptsächlichste Seefahrervolk jener in ihren vollen Tiefen erregten und mächtig schaffenden Zeit, die Holländer, die für jene weltgeschichtliche Entdeckungsperiode so viel bedeuten, hatten ihn gedichtet. Und wie der Faust eine wunderbare Mischung uralter indischen Sagen mit dem germanischen Göttermythus, des altorientalischen Magus mit unserem Wotan und seinem Mephistopheles-Loge ist, welche im Laufe der Jahrhunderte der Volksgeist selbst mit seinem unenträthselten aber völlig sicheren Instincte bewirkt hatte, so hat er auch hier in einer nur ihm eigenen merkwürdigen Weise den Charakter des ewig verdammten Ewigen Juden mit dem jenes griechischen Odysseus verbunden, der in den Armen seiner getreuen Penelope Ruhe und Frieden wiederfindet. Denn eine dunkle Ahnung durchzog das Herz der Menschheit, daß dieser ungestüme Mannestrieb der durch nichts behinderten Entdeckungen um eitler Fernen willen edelste wärmende Nähe des Lebens preisgab und dieses selbst am Ende in seinen einseitigen Ungestüm zerstörend hineinzuwirren drohte.

Und wie lautet nun diese so physiognomievolle Sage vom Fliegenden Holländer selbst, die wir soeben nach Wagners eigener Deutung skizzirt?

„Bei bösem Wind und Sturmes Wuth
Umsegeln wollt er einst ein Cap.
Er schwur und flucht' mit tollem Muth:
‚In Ewigkeit laß' ich nicht ab!'
Hui! und Satan hört's,
Hui! nahm ihn beim Wort.
Und verdammt zieht er nun
Durch das Meer ohne Rast, ohne Ruh'!"

Zur Strafe seiner sich selbst überhebenden Kühnheit, welche meint, der Welt Gesetze dictiren zu können und sich nicht an den ewigen Bestand der Dinge kehren zu dürfen, verdammt ihn der Teufel, das heißt hier das Element der Wasserfluthen und Stürme, dem er seinen Willen abtrotzen möchte, dazu auf diesem Meere in alle Ewigkeit rastlos fortzusegeln. Der „nie zufried'ne Geist, der stets auf Neues sinnt", findet keine Ruhe, als bis er gleich einer zehrenden Flamme in sich selbst erlöscht: so ersehnt sich der Fliegende Holländer gleich dem Ewigen Juden als Ende seiner Leiden den Tod, für

ihn der „Endzweck", das „Resultat und Resumé" des Lebens. Und hier setzt nun unser modernes tieferes sittliche Bewußtsein ein und nähert uns dem unbefangenen Lebenssinne der Griechen auf einem unendlich höheren und reineren Gebiete des menschlichen Seins: der fliegende Holländer kann das Ende seiner Leiden, das Aufhören des ruhelosen geistigen Suchens nach stets Neuem und Unbekannten gewinnen, und zwar, wie wir oben sahen, durch das Weib, das sich ihm aus Liebe opfert.

Der letzte Vers jener Ballade, womit Senta ihren Gespielen „des Aermsten Loos so recht zum Herzen führen" will, lautet nämlich:

„Vor Anker alle sieben Jahr,
Ein Weib zu frei'n geht er ans Land.
Er freite alle sieben Jahr'
Noch nie ein treues Weib er fand.
Hui! die Segel auf!
Hui! den Anker los!
Falsche Lieb', falsche Treu'
Auf! in See, ohne Rast, ohne Ruh'!"

Die Verheißung der Erlösung ist aber dennoch gegeben, und

„Betet zum Himmel, daß bald
Ein Weib Treue ihm halt'!"

lautet der jedesmalige Refrain der Ballade, welche Wagner also mit seinem dichterischem Sinn dem „rettenden Engel der Liebe" selbst in der Mund legt.

Wie verhält sich nun diese wirkliche Erlösung des Fliegenden Holländers durch Ausdichtung der Jahrhunderte alten Sage in unseren Tagen? Sie muß aufs tiefste mit unserem eigenen inneren Sehnen nach Befreiung von einem falschen bösen Trieb und nach Rückkehr zu unserem edleren und wirklichen Selbst zusammenhängen und einen gewaltigen Hintergrund in unserem gesammten Denken und Empfinden haben, daß sie in einem Kunstwerke einen solchen ergreifenden Hall finden konnte, wie in diesem „Fliegenden Holländer" unseres deutschen Richard Wagner. Denn schon nach der ersten Aufführung des Werkes in Dresden im Jahre 1842 wird die Senta der berühmten Schröder-Devrient das Originellste genannt, was sie je producirt: „die Leute waren bald warm bald kalt vor Schauern der Ergriffenheit".

Die Sehnsucht nach dem Tode treibt diesen unseligen Seefahrer zum Aufsuchen des Weibes, das, sich ihm voll ergebend, die Erlösung seines ruhelosen Geistes wirkt. Und dieses Weib kann natürlich nicht mehr die „heimathlich sorgende" Penelope sein, die nur eine äußere Naturseite dieses unseres Menschendaseins darstellt, sondern sie ist das Weib überhaupt, jenes Herz der Liebe und die Seele unseres Lebens, die auch dem höchsten Thatendrange des Mannes erst sein gemessenes Ziel des Wirkens zeigt. Daher er sie

ſelbſt im höchſten Schauen ſeines Geiſtes und ungemeſſenſten Trieb nach Thaten dennoch tief innerlich als ſein erlöſendes „anderes Theil" ahnt, das auch ihm mit dem beſchiedenen Maße ſeines Thuns und Wollens erſt ſein perſönliches Glück bereitet! Lag in jenem ungeſtümen Entdeckungstrieb des Reformationszeitalters und mehr noch in dem weit bedenklicheren Wahne, daß alles in der Welt auch zu „erkennen" und daher „dem menſchlichen Geiſt zu Dienſt gegeben" ſei, die unermeßliche Gefahr der allmählichen Selbſtzerſtörung des menſchlichen Geiſtes, ſo iſt mit der tieferen Gemüthsverſenkung unſerer Zeit auch wieder die Ahnung davon gekommen, daß „der Weisheit letzter Schluß" doch jene reine Hingabe unſeres Weſens an die Geſammtziele der Menſchheit iſt, deren Weſen uns in der Geſtalt des liebenden Frauenherzens ſozuſagen verkörpert erſcheint, welches ſo das greifbare Vorbild alles liebend waltenden Wirkens in der Welt wird.

Wie kam nun aber, wird man weiter fragen, der Dichter-Muſiker ſelbſt dazu, einen ſolch tiefſinnigen Sagenſtoff zum Gegenſtand einer Oper zu wählen? Und wie vermochte er ihm dieſe kenntliche Phyſiognomie und verſtändliche Deutung vor unſeren Augen zu geben? Mit der Beantwortung dieſer Fragen werden wir hier unſern Gegenſtand erſchöpft haben.

„Dies war der Fliegende Holländer, der mir aus den Sümpfen und Fluthen meines Lebens ſo oft und mit ſo unwiderſtehlicher Anziehungskraft auftauchte: es war das erſte Volksgedicht, das mir tief ins Herz drang und mich als Künſtler zu ſeiner Deutung und Geſtaltung mahnte," ſo ſchreibt 1851 Richard Wagner ſelbſt, und zwar vom Ende der Dreißiger Jahre, wo er ſelbſt erſt am Ende der Zwanziger ſtand.

Als in Folge des entſcheidenden Eindrucks der Symphonien Beethovens der jugendliche Wagner „beſchloß", ebenfalls Muſiker zu werden, währte es auch nicht lange, ſo kam er dorthin, wo ſich ſein vorwiegend dichteriſch-muſikaliſches Bedürfniß einzig völlig befriedigen konnte, an die Bühne. Er ward Theatercapellmeiſter, zunächſt in dem kleinen Rudolſtadt, dann hintereinander in den größeren Städten Magdeburg, Königsberg, Riga. Es war die Zeit, wo die neuere italiäniſche und franzöſiſche Oper mit ihrem ſinnlichen Ungeſtüm und pikanten Miſchmaſch der Stoffe und Style aller Länder und Zeiten auch die deutſchen Bühnen abſolut beherrſchte: Meyerbeers „Robert der Teufel" iſt der Typus all dieſes frivolen Wahnwitzes der ſo beliebten und wieder geſchmähten modernen „Oper", wo Nonnen den Gräbern entduſchen und einen ſchauerlichen Cancan tanzen. Wagners Gemüth war von der edelſten Begeiſterung her zu ſeinem jetzigen künſtleriſchen Berufe gekommen: Goethe und Schiller, Mozart und Beethoven hießen die Heroen, denen ſein Herz anhing. Ihnen nachzuſtreben mußte ſein höchſtes Ziel ſein, und jetzt hatte er da Tag aus Tag ein in der Oper allerhand fremdes, entweder fades

oder frivoles Machwerk einzustudieren. Ja er ward eine Weile selbst ganz in dieses Treiben hineingezogen und schrieb eine Oper „das Liebesverbot", die ganz dem Uebermuth jener Tage huldigte. Bald aber erwachte sein besseres Selbst, zumal er sah, wie er jetzt aus dem ruhigen Zustande gebildeter Lebenskreise in ein volles Meer von Leidenschaft und Leichtsinn hinausgestoßen war. Sein Herz blutete. Denn obendrein mußte er erkennen, wie das deutsche Volk, dem sein innerstes Leben angehörte, weil ihm die Genien entsprossen waren, die wir verehren, — wie dieses deutsche Volk politisch und social unter der Knechtschaft derselben Franzosen lag, die uns auch diese Pariser Amüsements der schlimmsten Art schenkten. Es gohr in ihm vor Schmerz und Zorn.

„Ich liebte glühend meine stolze Braut,
Seit ich zum Denken, Fühlen bin erwacht.
Ich liebte schmerzlich meine hohe Braut,
Da ich sie tief erniedrigt sah.
Ha, wenn ihr Anblick meinen Zorn entflammte!"

So läßt er seinen Rienzi von seiner römischen Nation reden, und wen meint er in diesen holprigen aber aufrichtigen Versen anders als sein geliebtes Vaterland, unser Deutschland?

Es kamen, da er bereits in Königsberg mit kaum sechsundzwanzig Jahren geheirathet und zwar eine ebenfalls völlig besitzlose erste Liebhaberin vom Magdeburger Theater, bald äußere Bedrängnisse der bösesten Art hinzu. Das künstlerische, moralische und materielle Wirrsal seiner Existenz nahm überhand, er fühlte, daß nur eine kräftige künstlerische That, ein kühner Aufwand all seines Wollens und Könnens ihn daraus erretten und sich selbst wiedergeben könne. Er, der an seine Energie glaubte, weil sie ihn im entscheidenden Moment nie verlassen, „beschloß", auch jetzt das Aeußerste zu wagen und schiffte sich mit seiner jungen Frau eines Tages heimlich auf einem Kauffahrteischiffe ein, um auf dem Umwege über London selbst nach diesem Paris zu gehen, das all unsere Verhältnisse so erniedrigend beherrschte. Bewaffnet hatte er sich zu einem solchen Siege auf seinem eigensten künstlerischen Gebiete mit eben jenem Rienzi, den er von vornhinein so großartig angelegt hatte, daß ihn nur eine sehr große Bühne zu geben vermochte. Der gewaltige Stoff sprach seine ganze männlich-kräftige Ueberzeugung vom Leben wie von der Kunst aus, und er hoffte so diese alles tyrannisirenden Franzosen auf ihrem eigenen Felde zu schlagen.

„Diese Seefahrt wird mir ewig unvergeßlich bleiben; sie dauerte drei und eine halbe Woche und war reich an Unfällen; dreimal litten wir von heftigstem Sturm, und einmal sah sich der Capitän genöthigt, in einem norwegischen Hafen einzulaufen," so erzählt wieder er selbst, und dann hören

wir das Genauere: „Die Durchfahrt durch die norwegiſchen Schären machte einen wunderbaren Eindruck auf meine Phantaſie, die Sage vom Fliegenden Holländer, wie ich ſie aus dem Munde der Matroſen beſtätigt erhielt, gewann in mir eine beſtimmte eigenthümliche Farbe, die ihr nur die von mir erlebten Seeabenteuer verleihen konnten."

Nun kam er nach Paris: — einzig die ſehnenden Worte und tiefen Klagetöne des Holländers ſelbſt, wie er ans Ufer ſteigt, können uns vergegenwärtigen, was ſeine Seele damals dort gelitten. Denn allein ſeinen Schöpfungen vertraut der Künſtler ſein Leid wie ſeine Freude an, und wer wagt in kahlen Worten die Empfindungen zu deuten, denen ein Gemüth ausgeſetzt iſt, das tief innen am Ideale hängt und es wie Rienzi ſeine Roma in der Welt „ſchmählich mißhandelt, grau'nvoll entſtellt" ſieht? Dieſe höchſte Empfindung des wahren Mannesherzens begreift nur das Herz der Frau in ihrem tiefſten Leid. Wir halten uns daher an das rein Hiſtoriſche.

Mit dem Rienzi drang Wagner in Paris nicht durch, das heißt, er ward nicht aufgeführt. So dachte er an eine kürzere Oper. „Der Fliegende Holländer", deſſen innige Bekanntſchaft ich auf der See gemacht, feſſelte fortwährend meine Phantaſie, dazu machte ich die Bekanntſchaft von H. Heines eigenthümlicher Anwendung in einem Theile ſeines ‚Salons'," erzählt er wieder ſelbſt, und nachdem er ſich mit dem in Paris lebenden Dichter perſönlich über die Benutzung des Stoffes zu einem „Opernſujet" verſtändigt, verfaßte er eben damals in Paris, wo ſein Herz die tiefſte Sehnſucht nach dem deutſchen Heim und Geiſtesleben erfüllte, den Entwurf des ſo höchſt poetiſchen und ergreifenden Werkes.

Und was erzählt denn der ebenfalls ſtets übermüthig frivol geſinnte Heine, der aber für die Räthſel der menſchlichen Bruſt oft die ſicherſte Empfindung zeigt?

Unter dem närriſchen Namen eines Herrn von Schnabelewopski giebt er ſeine erſten Reiſeberichte in dieſem „Salon" von 1834. „Es ging zur See von Hamburg nach Holland. In der Nacht ſah ich einmal ein großes Schiff mit ausgeſpannten blutrothen Segeln vorbeifahren, daß es ausſah wie ein dunkler Rieſe in einem weiten Scharlachmantel. War das der fliegende Holländer? In Amſterdam, wo ich bald darauf anlangte, ſah ich ihn leibhaftig ſelbſt, den grauenhaften Mynheer, und zwar auf der Bühne", ſo fabulirt er, und nun vernehmen wir zuerſt die Sage ſelbſt, und dann das Stück, das er — angeblich — dort geſehen: man wird darin faſt ſämmtliche Züge des wagnerſchen Textentwurfes wiederfinden:

„Es ſind wieder ſieben Jahre verfloſſen, der arme Holländer iſt des endloſen Umherirrens müder als jemals, ſteigt ans Land, ſchließt Freundſchaft mit einem ſchottiſchen Kaufmann, dem er begegnet, verkauft ihm Dia-

manten zu einem spottwohlfeilen Preise und, wie er hört, daß sein Kunde eine schöne Tochter besitzt, verlangt er sie zur Gemahlin. Auch dieser Handel wird abgeschlossen. Nun sehen wir das Haus des Schotten, das Mädchen erwartet den Bräutigam zagen Herzens. Sie schaut oft mit Wehmuth nach einem großen verwitterten Gemälde, welches in der Stube hängt und einen schönen Mann in spanisch-niederländischer Tracht darstellt: es ist ein altes Erbstück und, nach der Aussage der Großmutter, ein getreues Conterfei des fliegenden Holländers, wie man ihn vor hundert Jahren in Schottland gesehen. Auch ist mit diesem Gemälde eine überlieferte Warnung verknüpft, daß die Frauen der Familie sich vor dem Originale hüten sollen. Eben deshalb hat das Mädchen von Kind auf sich die Züge des gefährlichen Mannes ins Herz geprägt. Wie nun der wirkliche fliegende Holländer leibhaftig hereintritt, erschrickt das Mädchen, aber nicht aus Furcht. Auch jener ist betroffen bei dem Anblick des Porträts. Als man ihm bedeutet, was es vorstellt, weiß er jedoch jeden Argwohn von sich fern zu halten, er lacht über den Aberglauben, er spöttelt selbst über den ewigen Juden des Meeres. Jedoch unwillkürlich in einen wehmüthigen Ton übergehend, schildert er, wie Mynheer auf der unermeßlichen Wasserwüste die unerhörtesten Leiden erdulden müsse, wie sein Leib nichts anderes sei, als ein Sarg von Fleisch, worin seine Seele sich langweilt, wie das Leben ihn von sich stößt und auch der Tod ihn abweist: gleich einer leeren Tonne, die die Wellen einander zuwerfen und spottend einander zurückwerfen, so werde der arme Holländer zwischen Tod und Leben hin und her geschleudert, keins von beiden wolle ihn behalten, sein Schmerz sei tief wie das Meer, worauf er umherschwimmt, sein Schiff sei ohne Anker und sein Herz ohne Hoffnung!"

So ein großer moderner Dichter, der selbst ein Stück der glaubenslosen ewigen Verdammniß des ewigen Juden in sich trug! Denn Niemand anders als Heine selbst giebt der Sage diese schöne Verinnerlichung. Auch das Amsterdamer Theater fingirt er nur. Er mag aber sieben Jahre vorher in London, wo er die Bühne studirte, ein solches Stück auf dem Adelphitheater gesehen haben. Dort ist aber Mynheer Vanderdecken Sclave und Verbündeter eines Ungeheuers der Tiefe und nimmt die Frau nur, um ihm die Opfer zu mehren; diesmal aber entgeht die Heldin seinen Fallstricken und gewinnt den Mann, den sie gegen den Willen des Vaters liebt. Ein altes Bild spielt ebenfalls hier mit, und die ganze Sache ist einer Erzählung der Sage in einem englischen Journal von 1821 entnommen. Wie fährt nun aber Heine fort und wie führt er die Erlösung des Unglücklichen herbei?

„Ich glaube, dies waren ungefähr die Worte, womit der Bräutigam schließt," sagt er, nur halb den Verfasser derselben verhüllend. „Die Braut

betrachtet ihn ernsthaft und wirft manchmal Seitenblicke nach seinem Conterfei. Es ist, als ob sie sein Geheimniß errathen habe, und wenn er nachher fragt: ‚Katharina, willst du mir treu sein?‘ antwortet sie entschlossen: ‚Treu bis in den Tod!‘“

Man sieht, Wagner hat hier nicht viel geändert, er hat nur im Einzelnen die Sache wesentlich vertieft und gesteigert. Zunächst verlegt er die Handlung nach Norwegen, er kannte die Scenerie der Schären, und wenn Gluck einst von der zu sehr blos lyrischen Composition einer echt dramatischen Scene ausrief, sie „rieche nach Musik“, so ist hier das geflügelte Wort: „das Werk rieche förmlich nach der See, und man vernehme alle die bezeichnenden Laute nordischer Sturmnatur“ nicht blos geistreich zu nennen. Senta aber ist eines von jenen norwegischen Mädchen, von denen, wie Wagner selbst angiebt, beobachtet worden ist, daß sie mit so starker Gewalt empfinden, daß der Tod durch plötzliche Erstarrung des Herzens bei ihnen vorkam. Daher das scheinbar Krankhafte und sentimental Ueberreizte ihrer Empfindung, das aber allein im Stande ist, wie bei der Jungfrau von Orleans auch das Große zu thun und selbst Männerseelen durch ihre Opferthat zu überragen! So macht auch Wagner die höchste Steigerung ihres Gefühls in dem Moment, wo sie den Holländer erblickt, zum Glanzpunct des Werkes, und dazu war nöthig, daß in ihre ahnungslose Existenz, die dennoch so tief ihren letzten Beruf der Hingebung bis zum Tode kennt, dieser grauenhaft Unglückliche völlig unerwartet und jählings eintritt. Ebenso hat Wagner nicht blos des Gegensatzes zum Holländer wegen, sondern um darzuthun, daß dieses weibliche Herz schon für ernstere Empfindungen erstarkt ist, die Gestalt des Jägers Erik als ihres früheren Angelobten hinzugefügt: dadurch wird nicht blos der Conflict mit dem Holländer herbeigeführt, sondern erscheint ihre Opferthat um so größer, da sie Treue bricht, um höchste Treue zu üben.

Heine läßt sich nach seiner vollen trivialen Frivolität an jener Stelle der Treugelobung Sentas durch ein „weißes sanftes Mädchen“ von der weiteren Beiwohnung des scenischen Vorganges abhalten und schließt: „Als ich ins Theater noch einmal zurückkehrte, kam ich eben zur letzten Scene, wo auf einer hohen Meerklippe das Weib des fliegenden Holländers verzweiflungsvoll die Hände ringt.“ Sie sieht den unglücklichen Gatten scheiden und stürzt ihm nach, durch ihren Tod ihn seiner Qual und Verdammniß erlösend.

Und jetzt werden wir völlig das Wort dessen verstehen, der nach dem Vorbilde und auf den Schultern einer geistigen Dichtung wie Goethes Faust auch diese schöne Sage, indem er sie „einfach sich selbst erzählen ließ“, doch nach ihrem inneren Gehalt poetisch ausdichtete und jenem inneren Zwiespalt, der seit der Entdeckung der neuen Welt und der Schaffung eines neuen

Glaubens durch die einseitig übertriebene Pflege des Thaten- und des Geistesdranges in die moderne Menschenexistenz gekommen war, auf dem ihm entsprechenden Wege der künstlerischen Darstellung die wahre Versöhnung zeigte. Er hat selbst zu einer Aufführung der Ouverture des Werkes im Jahre 1853 in Zürich ein Programm desselben geschrieben, es enthält den Hauptinhalt des Werkes selbst und mit seiner Mittheilung schließen wir also.

Das dunkle Schiff braust heran, wir vernehmen die mitleidsvollen Klänge der Heilsverkündung. Düster und hoffnungslos lauscht ihnen der Verdammte. Wie oft ist er furchtbar enttäuscht worden! Von neuem wüthete er dann gegen sich selbst, doch all die Fluth und Sturmeswoge verschlang ihn nicht. All die Gefahren, deren er einst „in wilder Männerthatengier" gelacht, jetzt lachen sie seiner, — sie gefährden ihn nicht, er ist gefeit und, was schrecklicher ist, verflucht in alle Ewigkeit nach Schätzen zu jagen, die ihn nicht erquicken, nie aber zu finden, was ihn einzig erlöste! Gemächlich streicht ein Schiff vorbei, er vernimmt den fröhlichen Gesang der von der weiten Meerfahrt Heimkehrenden. Grimm faßt ihn bei diesem heiteren Behagen, wüthend jagt er im Sturm vorbei und schreckt und scheucht die Frohen, daß sie verstummend fliehen. Und nun lassen wir den Dichter wörtlich reden:

„Aus furchtbarem Elend schreit er da auf nach Erlösung: in die grauenvolle Mannesöde seines Daseins soll nur ein — Weib ihm das Heil bringen können! Wo, in welchem Lande weilt die Retterin? Wo schlägt seinen Leiden ein fühlendes Herz? Wo ist sie, die ihn nicht flieht in Grausen und Schreck wie diese feigen Männer, die bang das Kreuz vor seiner Ankunft schlagen? — Da bricht ein Licht in seine Nacht, wie ein Blitz zuckt es durch die gequälte Seele. Es verlischt und wieder strahlt es auf: der Seemann faßt den Leuchtstern fest ins Auge und steuert rüstig durch Fluth und Woge auf ihn zu. Was ihn so mächtig zieht, es ist der Blick eines Weibes, der voll erhabener Wehmuth und göttlichen Mitgefühles zu ihm dringt! Ein Herz erschloß seine unendlichste Tiefe dem ungeheuren Leiden des Verdammten: es muß sich ihm opfern, vor Mitgefühl brechen, um mit seinen Leiden sich zu vernichten. Vor dieser göttlichen Erscheinung bricht der Unselige zusammen, wie sein Schiff in Trümmer zerschellt. Der Meeresschlund verschlingt dieses: doch den Fluthen entsteigt er, heilig und hehr, von der siegprangenden Erlöserin an rettender Hand der Morgenröthe erhabenster Liebe zugeleitet."

Man erkennt, dieser Künstler hat den Weg in das tiefste Herz der Zeit gefunden. Und er hat seine Spur nicht wieder verloren: Tannhäusers Elisabeth wie Lohengrins Elsa bekunden es, Isolde stirbt auf der Leiche Tristans und auch Brünhilde läßt nicht im Tode von ihrem Siegfried, sie beschreitet mit seinem Rosse den Scheiterhaufen, der sein irdisches Theil verzehren soll.

Aelteste Mythe berührt sich mit dem gegenwärtigsten und wahrsten inneren Empfinden unserer Brust:

„Selig in Lust und Leid
Läßt die Liebe nur sein!"

Tibet und seine Bewohner.

Von W. Kentzler.

Die mächtigste Bodenanschwellung der Erde, das erhabene Hochland von Tibet*) zwischen den Gebirgen des Himálaya und Kün-lün in Asien, ist bis in unsere Zeit den Europäern ein zumeist unbekanntes Land gewesen. Noch Ritter schreibt 1834 in seiner Erdkunde: „Der Geographie dieses großen Erdstrichs stellen sich fast unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen, da bis jetzt von den Ausländern fast nur Chinesen und Missionäre das tibetische Hochland durchzogen haben, und die Documente der Einheimischen, der Tibeter, den Europäern wegen größter Unkenntniß ihrer Sprache und Literatur fast gänzlich unverständlich geblieben sind. Kämen uns nicht die Daten der Geschichte, der Ethnographie, der Productionen des Handels und Verkehrs zu Hülfe, belehrte uns nicht die Analogie der Nachbargebiete, wir würden uns bei dem mystischen Dunkel und der vielfach entstellenden Fabel, die seit einem Jahrtausend über dem tibetischen Hochlande schwebte, kaum in seine Mitte hineinwagen." Seitdem aber hat sich größeres Licht auch über Tibet verbreitet; zunächst durch die Reisen der Brüder von Schlagintweit in Gnarikhorsum, Ladak und Balti in den Jahren 1855 bis 1857**), dann durch die Expeditionen, welche seit 1865 unter der Leitung des englischen Oberst Montgomerie durch sogenannte Pandits (vornehme Eingeborene) gemacht worden sind, unter welchen der Pandit Nain Singh aus Milum in Kamaon den hervorragendsten Reisenden aller Zeiten würdig sich anreiht. Nachdem derselbe bereits den Gebrüdern Schlagintweit auf ihren Reisen wichtige Dienste geleistet, unternahm er die an Ergebnissen reichste Expedition in den Jahren 1873 bis 1875, deren Resultate aber noch nicht in aller Ausführlichkeit veröffentlicht worden sind. Diese Reise ging durch zumeist völlig unbekanntes Land auf einem Wege von 1,319 Meilen von dem westlichen Grenzpuncte Tibets gegen Ladak bei Tschagra bis nach Udelguri in Assam. Während durch sie unsere Kenntniß besonders von den südlichen Gebieten des gewaltigen Hochlandes wesentlich gefördert worden, war schon in den Jahren vorher

*) Die jüngste Schrift über Tibet ist von K. Ganzenmüller. Stuttgart 1878.

**) Hermann von Schlagintweit, Reisen in Indien und Hochasien. Jena.

(vom 29. November 1870 bis 11. October 1873) auf Veranlassung der kaiserlich russischen geographischen Gesellschaft durch den Oberst im russischen Generalstab Prschewalski auch der bis da noch gänzlich unbekannte Nordosten Tibets durchreist worden. Der russische Forscher kam auf seiner Wanderung bis an das Gebirge Burchan-Budda, den Nordsaum von Tibet, und an den oberen Lauf des Yantse-kiang, mußte dann aber wegen Mangels an Geldmitteln und wegen gänzlicher Erschöpfung seiner Lastthiere leider umkehren und die beabsichtigte weitere Reise bis nach Lasa aufgeben. Auch sein zweites Unternehmen (1877) ist nicht zu Ende geführt worden. Er gelangte vom Lob nur bis nach Gutschen in Tibet, erkrankte hier, wird aber hoffentlich demnächst die abgebrochene Reise wieder aufnehmen.*)

Bei dem dermaligen Stand unserer Kenntnisse sind die Forscher noch immer nicht unter einander ganz einig über die Grenzen von Tibet. Schlagintweit legt die topographische Terraingestaltung als das bestimmende Moment zu Grunde und tritt dafür ein, daß Tibet auf das große, in der Mitte gehobene Längenthal zwischen dem Karakorum und Himálaya zu beschränken sei; im Nordwesten bilde eine verhältnißmäßig kleine Querkette, welche oberhalb Yassin jene beiden Hochgebirge verbindet, den Abschluß, während im Osten und Süden die tibetische Provinz Kham an südlich gerichteten Seitenketten ende, welche von den letzten Verzweigungen des Karakorum auslaufen. Dieser letztere gewaltige Gebirgszug, der auf den älteren, zum Theil auch auf den neueren Karten Tibets und Asiens entweder ganz fehlt oder dem System des Himálaya zugerechnet wird, sei für Hochasien die wasserscheidende Kammhöhe, welche die den Himálaya durchschneidenden Flußgebiete von den Abflüssen nach Norden hin sehr bestimmt trennt. Bei dieser Beschränkung des tibetischen Hochlandes, die er vertritt, giebt Schlagintweit**) allerdings zu, daß Tibet sich auch als ein größerer Complex und in einer Ausdehnung fassen lasse, daß noch die Gebiete von Katschi und ein Theil der Umgebungen des Kuku-Nur mitbegriffen würden, was namentlich mit Rücksicht auf die ähnliche Bodengestaltung und das Klima geschehen könne, und für diese umfassendere Umgrenzung entscheidet sich neben Markham, Narratives of the Mission of George Boyle to Tibet and of the Journey of Thomas Manning. London 1875, besonders Ganzenmüller in seiner angeführten Schrift, dem wir uns anschließen. Wie schon oben angedeutet, läßt letzterer das tibetische Hochland bis zum Kün-lün sich ausdehnen, wobei jedoch die Bestimmung der Grenzen im Einzelnen auf mancherlei Schwierig-

*) Vergleiche Petermann, Geographische Mittheilungen XXII (1876) und XXIV (1878).

**) Einleitung zu der Schrift von Ganzenmüller. S. IV ff.

keiten stößt: denn nicht überall hat die Natur in hohen Gebirgszügen oder in breiten Wüstengürteln feste Grenzlinien gezogen; daher ist es nicht leicht, diese da zu finden, wo auf Weideländern von colossalem Umfang die Stationen der Völker und Stämme sich hin- und herschieben und wo bestimmte Anhaltspuncte sich nur bieten in den Linien der Flußläufe, in Gebirgspässen oder vollends gar nur in angelegten Grenzfestungen und Garnisonen. Die möglichste Genauigkeit in der Berücksichtigung aller bekannten Einzelheiten läßt Tibet, ähnlich der Kerngestalt Asiens, als ein großes unregelmäßiges Viereck von einem Flächenraum von 30,200 geographischen Quadratmeilen erscheinen, dessen längste, südliche, Seite von Schipki bis Bathang, dessen kürzeste, westliche, Seite von Keria bis Schipki reicht, während die Verbindungslinie zwischen Keria und dem Tusu-Nur die nördliche, die von diesem See bis Bathang die östliche Seite abgiebt. Die Bodenbeschaffenheit dieses ungeheuren Gebiets ist zumeist von großer Einförmigkeit, namentlich in den nördlichen bis zum Gebirgssystem des Kün-lün reichenden Regionen, welche den Namen Katschi führen. Bei der außerordentlichen Höhe des Hochlandes ist der Abstieg von dem Kamme der Centralkette des Himálaya gering. „In einer demselben parallel gerichteten Depression strömen zwei große Flüsse, auf einer mit Seen bedeckten Hochfläche gemeinsam entspringend, der Indus und der Brahmaputra, nach entgegengesetzten Richtungen auseinander. Ihre im Norden gleichfalls von einem gewaltigen Höhenzuge begleiteten Becken sind langgestreckt, aber schmal, und nehmen nur einen Bruchtheil des Hochlandes ein. Der Rest desselben — mit Ausnahme des Ostens — sendet dem Meere keine Gewässer zu. Dort giebt es, soviel wir aus den sparsamen Berichten über jene Gegenden wissen, keine schroffen Alpengebirge und keine tiefeingeschnittenen Thäler. Einförmig und nur mit Steppenvegetation bedeckt breitet sich das Hochland aus, bald höher ansteigend, bald tiefer sich herabsenkend. Könnten wir es aus der Vogelperspective überblicken, so würden wir eine Anzahl flacher Depressionen bemerken und am Boden einer jeden derselben einen Salzsee, in dem die wasserarmen Flüsse in seichtem sandigen Laufe radial zusammenfließen.

Vom Pang-kong-See bis zum Tengrie-Nur scheint eine ganze Reihe der angeführten flachen Einsenkungen zusammenzuhängen und gemeinsam eine den Thälern des Indus und des Brahmaputra parallel laufende langgestreckte Depression und ein (vielleicht mehrfach verbundenes) „binnenländisches Seensystem" zu bilden, worüber uns ausführlicher die noch zu erwartenden Berichte Nain-Singhs belehren werden. Der Kün-lün scheint im Norden von Tibet nur als eine Bodenanschwellung zu existiren. Wir werden seine Höhe zum mindesten 4,570 bis 5,480 Meter (15 bis 18,000 Fuß) anzunehmen haben. „Im Osten schwillt derselbe zu einem breiten System von Parallel-

ketten an und schiebt sich als ein mächtiger Keil östlich nach China hinein. Der Himálaya erreicht in den chinesischen Südprovinzen bald ein Ende. Wie? das wissen wir nicht. Die breite Bodenanschwellung aber, welche zwischen beiden liegt, entwickelt sich zu der überaus formreichen, dem Geäst eines Baumes vergleichbaren Gebirgswelt des südöstlichen Asiens. Das Gebiet der abflußlosen Wasserbecken verschwindet, wir gelangen wieder an Flüsse, welche, meist radial auseinandergehend, nach dem Meere hinabfließen und das Plateausystem in ein tiefdurchfurchtes Alpenland der colossalsten Art umwandeln." (Ganzenmüller Seite 31; Ritter, Erdkunde IV, Seite 202.) Der südliche Theil Tibets liegt hauptsächlich zwischen der nördlichen und südlichen Kette des, wie alle Gebirge Hochasiens, an ungeheuer großen (die größten im Karakorum) Gletschern reichen Himálaya und wird in seiner ganzen Länge von der Centralkette desselben durchzogen. Die nördliche zerfällt wiederum in einen westlichen Zug — Karakorum — mit den Quellen des Indus, Satledsch und Brahmaputra und in einen östlichen, der die Wasserscheide zwischen den genannten drei Strömen und dem binnenländischen Seensystem bildet. Da wo die überstiegenen mythenreichen Höhen des Kailasa auf der Scheide zwischen Indus und Satledsch in der Nähe der „heiligen Seen" sich erheben und wo die große Verbindungsstraße zwischen Gartok am Indus und Lasa, der Hauptstadt Tibets, den 4,720 Meter (15,000 Fuß) hohen Marygim-la (la heißt Paß) überschreitet, hängt mit der nördlichen Kette der centrale Zug des Himálya zusammen, zwischen welcher und der südlichen Kette parallele Gebirgszüge von größter Höhe und von tiefen Einschnitten sich hinziehen. Nach Osten hin verzweigt sich dieses höchste Gebirge der Erde, von dessen majestätischen Riesengipfeln (der Gaurisanker oder Mount Everest 8,839 Meter [27,212 Pariser Fuß] hoch, liegt an der Nordgrenze von Nepal) keiner innerhalb Tibets sich erhebt, in zahlreichen Ausläufern, mit denen sich die östlichen Züge des Kün-lün, des „Zwiebelgebirges" der Chinesen, die in ihm das Paradiesland von Hochasien sehen, so innig verbinden, daß die einzelnen Ketten ebenso wenig mehr unterschieden werden können, wie in einem ausgebreiteten, viel verzweigten Flußdelta der eigentliche ursprüngliche Hauptstrom. Durch die zahlreichen, zu bedeutenden Höhen aufsteigenden Schneegebirge, unter denen sich die „13 Patriarchen" und das wilde Burchan-Budda oder Schugagebirge an der äußersten Ostgrenze Tibets erheben, entsteht hier auf der Scheide gegen das westchinesische Gebiet ein colossales Alpengebirgsland, das von jeher die größte Hemmung des Verkehrs der Völker Chinas und Tibets gebildet hat. Gleichwohl führen mehrere Straßen aus dem Innern des Hochlandes in diese Alpenwelt und zu den Grenzgebieten des chinesischen Reiches. So die Straße, welche von Lasa nach Tsiambo, der Hauptstadt des Landes Kham, in dem die beiden Flüsse Kam-

bodscha und Yantse-kiang scheidenden Gebirgszuge. Dieselbe durchläuft von der tibetischen Hauptstadt zunächst eine „offene und bewunderswerthe" Landschaft nach Medschubgungar, geht dann durch den Distrikt vom Khombo nach Lari, wo sich ein Tempel und der Sitz eines Militärbeamten befindet, weiter in südöstlicher Richtung über Schluchten und Berge nach Schobando und jenseits des Om-tschu (Flusses) über Hängebrücken und Berge, wo in allen vier Jahreszeiten nur Eis und auf zwölf Stunden keine menschliche Wohnung zu finden ist, nach Tsiambo an der Grenze Chinas. Weit zahlreicher sind aber die Verkehrswege nach den Nachbargebieten Tibets in den übrigen Richtungen, wobei die zumeist sehr hohen Pässe über die Grenzgebirge benutzt werden, deren es, soweit unsere Kenntniß reicht, im Himálaya 21 (mittlere Höhe 17,800 Fuß), über den Karakorum (mittlere Höhe 18,700 Fuß) und den Kün-lün (mittlere Höhe 17,000 Fuß) je 3 giebt. Die Mehrzahl derselben liegt außerhalb Tibets; der höchste ist der Ibi Gamin, den die Gebrüder Adolf und Robert von Schlagintweit als die ersten Europäer am 22. August 1855 überschritten und dessen Höhe sie mit Hilfe des Barometers auf 20,459 Fuß bestimmten.

In gewaltiger Höhe, wie die Paßübergänge, liegen auch die zahlreichen Seen sowohl im Himálaya — die meisten zwischen 14 bis 16,000 Fuß, nur wenige in der niedrigen Zone von 6000 Fuß — als auf dem Plateau von Tibet. Fast alle sind bei der außerordentlichen atmosphärischen Trockenheit zu Salzseen geworden, deren Salzgehalt aus den Süßwassersalzen von Quellen und Flüssen besteht und in fortschreitendem Wachsthum sich befindet. Der größte unter allen ist der 50 Meilen lange und bis 25 Meilen breite Temgri-Nur oder Nam-tso, das heißt Himmelssee, in einer Höhe von 15,500 Fuß, überaus salzig, gleichwohl von November bis Mai fest zugefroren. Der See ist von hohen Gebirgszügen umschlossen, mehrere Inseln erheben sich über seinem Spiegel, die mit Tempeln und Pyramiden aus getrocknetem Lehm besetzt sind. Denn der See selbst wie seine nächste Umgebung gilt in der Vorstellung der Tibeter und Chinesen für sehr heilig, woraus sich die große Zahl von Klöstern in seiner Nähe und die häufigen Pilgerfahrten erklären, die trotz der Oede der umgebenden Natur, der umherstreifenden Räuberbanden und der vielen wilden Thiere (wilde Hunde, Schakale, Wölfe, weiße Bären) hierher gemacht werden. Reich an Seen ist besonders das nördliche Steppenland, das Gebiet Katschi, aber die meisten derselben sind uns kaum dem Namen nach bekannt. Es würde auch schon zu weit führen, nur die bekanntesten hier aufzählen zu wollen. Wir begnügen uns damit, noch einige der merkwürdigsten Wasserbecken im Süden des tibetischen Hochlandes kurz zu besprechen. Am Fuße des Kailasgebirges, der heiligen Berge, in deren Nähe der Sage nach die Glücklichen wohnen, liegen

westlich von dem salzigen Kongk-gu-tso, in der Nähe des Maryim-la, die durch ein kleineres Flußthal mit einander verbundenen „heiligen" Süßwasserseen, deren Namen im Einzelnen in die Hindusage zurückgreifen, wie der des Mansarowar, das heißt des Sees, den Brahma aus seinem Geiste geschaffen hat. Nordöstlich von diesen „heiligen Seen" in der Provinz Tsang (Hauptort Taschilhumpo) dehnt sich der auf chinesischen und älteren Karten ringförmig gestaltete Paltisee aus, den Nain Singh am 31. Dezember 1865 besuchte. In seiner Mitte erhebt sich, mehr als 2000 Fuß über dem Spiegel (13,500 Fuß hoch gelegen), eine mit kleinen Ortschaften und einem Kloster besetzte Insel, die den See selbst als einen riesigen Festungsgraben auffassen läßt, — eine topographische Erscheinung gewiß der eigenthümlichsten Art. Das Wasser des Sees ist nach dem Berichte des Pandit rein, klar, süß und sehr frisch; ein Abfluß ist aber bis dahin nicht bekannt, wie denn überhaupt erst das nordwestliche Ufer bereist und eingehender untersucht ist.

Für das Klima von Tibet ist bezeichnend, was von jener Prinzessin aus Nepal erzählt wird, welche dem Könige Srongdsan Gambo (629 bis 698 nach Christi) vermählt werden sollte. Unter Thränen sprach sie zu ihrem Vater: „Großer König, mein Vater! Jenes rauhe Schneereich ist ein Land des Grauens und Entsetzens, jenes Töböt, wo die erhabene Lehre (die Tibeter sind seit 632 nach Christi Buddhisten) nie hinkam, ist ein mit Finsterniß bedeckter Erdtheil. Die Menschen dieses Landes sind von dem verworfenen Geschlechte der Fleischesser. Da Hunger und Durst im Schneereich einheimisch sind, so bitte ich Dich um Lebensmittel und Güter, und um der im Schneereich herrschenden Kälte zu wehren, erbitte ich mir von dir warme Kleidung für ein Menschenalter." Drauf sprach der Vater ihr Trost zu und sagte: „Tochter meines Herzens! Jenes Töböt ist ein vor anderen ausgezeichnetes Reich! Seine Berge sind hoch, die Luft ist rein; majestätisch ragen daselbst mächtige Schneegebirge empor; es ist das kühle reizende Land der Tenggeri (geistige Wesen) und ihr Lieblingsaufenthalt. In dieser merkwürdigen Weltregion, in diesem Reiche, von welchem Heil und Seligkeit ausgeht, entspringen vier große Ströme; mit Waldungen fruchtbarer Bäume (sic!) ist dieser Landstrich herrlich geschmückt; es hat Ueberfluß an fünf Getreidearten, an kostbaren Erzen und Steinen und an allen Gattungen nützlicher vierfüßiger Thiere. Fehlt gleich diesem Lande Buddha Buddhisatwa und die heilige Lehre, so herrscht doch daselbst unter einem mächtigen König gesetzliche Ordnung. In ein solches Land, meine Tochter, wirst du ziehen!"

Das Himálayagebirge beeinflußt die Temperaturverhältnisse des centralen Asiens, insbesondere Tibets, wie es andererseits die Natur und das Leben der indischen Halbinsel bestimmt. Neben der sehr hohen Lage dieses Gebirges wirkt maßgebend auf das Klima Tibets die größte mittlere Trocken-

heit der Luft, eine Folge davon, daß jene riesige Gebirgsmauer den Regenwolken, der gesammten Feuchtigkeit des Oceans, sich hemmend entgegenstellt, welche die Passatwinde von den südlichen Meeren herantreiben, während eisige Winde von Norden her über das centrale Hochland kalt und zerstörend dahinbrausen. Diese Winde sind in ihrer Wirkung jenen sengenden Luftströmen gleich, die über den Boden Hindostans oder längst der Küste von Koromandel wehen, und für die spärlich vertheilten Obstbäume äußerst gefährlich. Die Pflanzen sind zum Zerbrechen trocken und können zwischen den Fingern zerrieben werden. Säulen und Thüren werden mit groben wollenen Tüchern umhüllt, um sie einigermaßen vor dem Zerspringen zu bewahren. Trotz dieser Trockenheit der Atmosphäre hat der Schneefall keine obere Grenze; selbst die höchsten Bergspitzen sind schneebedeckt. Fast alle Reisende berichten von äußerst strenger Kälte im Winter bei einem vollkommen unbedeckten, wolkenlosen Himmel (bis 33⅓ Grad Celsius), der in den fast immer sehr hellen, auch nicht selten windstillen Nächten ein zahlreiches Sternenheer zeigt. Die Kälte, welche meist mit dem October beginnt, bedeckt während des Winters alle Seen und Flüsse bis zu einer Höhe von 7000 Fuß abwärts mit dichtem Eis und läßt hier und da in den höheren Regionen selbst im Juli und August die Bäche nicht aufthauen. In den mittleren und niederen Gebieten dagegen macht sich bereits im April und Mai das Herannahen des Sommers bemerkbar; rasch beginnen sich hier die Eis- und Schneedecken zu lösen, und mit der Entwickelung der Jahreszeit steigert sich die Wärme der Luft bereits Ende Juli in Höhen von 10,000 Fuß auf + 27 Grad Celsius und darüber; noch im September herrscht eine verhältnißmäßig warme Temperatur, die nicht viel hinter der des Juni zurücksteht. Die Trockenheit während des Sommers nimmt zu, die atmosphärischen Niederschläge sind im Süden und Westen gering; Gewitter äußerst selten. Im dritten Bande seiner Reisen in Indien und Hochasien" giebt Schlagintweit über Temperaturzustände am 24. Juni in Raldang am Satledsch, also im südlichen Tibet in einer Höhe von 14,272 Fuß, eine sehr interessante Zusammenstellung, die sich zugleich auf Wärmeverhältnisse der Bodenoberfläche je nach der Lage ergiebt. Er giebt an für:

	12 Uhr 30 M. Nachm.	1 Uhr 20 M. Nachm.
Luft im Schatten	22,4° C.	23,6° C.
Besonntes Thermometer . .	25,9° C.	25,6° C.
Bodenoberfläche im Schatten .	16,2° C.	16,5° C.
Boden in Sonne bei		
3 Centimeter Tiefe . .	51,6° C.	51,5° C.
30 „ „ . . .	16,2° C.	16,2° C.

In mancher Beziehung abweichend von dem im Obigen charakterisirten Klima des südlichen und westlichen Tibet wird das in Nordosten bezeichnet. Prschewalski nennt das Klima in diesen Regionen „schauerlich". Im Winter steige die Kälte des Nachts auf — 31 Grad Celsius, im Frühling herrschten Stürme und Schneetreiben, im Sommer beständiger Regen und nur im Herbst daure helles, stilles und ziemlich warmes Wetter. Dementsprechend zeige sich überall der Charakter trostloser Unfruchtbarkeit. Der Boden bestehe aus Thon mit einer Beimischung von Sand oder Kiesel, Gerölle, sei stellenweise mit einer leichten Lage von Salz bestreut und entbehre fast ganz der Vegetation. Hier und da erheben sich ein Grasbüschel oder bedecken gelblichgraue Flechten den Boden. Nur an den Quellen und Sümpfen bilden sich kleine dürftige Grasoasen. Nicht ganz so trostlos sieht es mit der Vegetation in den südlichen und südöstlichen Theilen von Tibet aus. In den Einsenkungen des Hochlandes hat es die Bodenkultur zu Obstbaumzucht und Getreideanbau gebracht. In einzelnen Strichen gedeihen Aepfel, Birnen, Pflaumen, Aprikosen und Pfirsiche. Unter den Feldfrüchten sind es besonders Gerste, Weizen, Erbsen, Möhren, Kartoffeln, Bohnen u. s. w. Namentlich in der Gegend von Lasa, am oberen Brahmaputra und Setledsch wird Ackerbau betrieben. Bei Lasa säet man im April, im September beginnt die Ernte; aber nicht überall, wo es gebaut wird, kommt das Getreide zur Reife. Es wird dann in Ermangelung von Gras als Viehfutter benutzt. Meistens sehr niedrig im Halm wird es ausgerauft und in kleinen Bündeln aufgerichtet, und nach dem Trocknen von Thieren ausgetreten, also nicht gedroschen. Neben angebauten und einigermaßen fruchtbaren Strichen liegen oft mehrere hundert Meilen weit öde, nur mit niedrigem Gras und Moosen besetzte Strecken; und in ihnen sind die Bewohner ausschließlich auf Viehzucht, den Ertrag ihrer Heerden, angewiesen, die zu überwintern in mancher Gegend recht schwer fällt. Die äußerste Grenze für den Getreidebau liegt in einer Höhe von 14,700 Fuß, für den Graswuchs von 16,500 Fuß (in Kün-lün bereits 14,800 Fuß), für das Vorkommen von Sträuchern in einer Höhe von 17,000 Fuß (auf der Südseite des Kün-lün von 14,000 Fuß, auf der Nordseite von 11,500 Fuß). Bäume werden an der Südseite des Kün-lün, in den Hochregionen von Tibet gar nicht angetroffen; statt ihrer findet sich verkrüppeltes Gestrüpp und eine eigenthümliche holzbildende Gewächsart, der Yabagere (auf den Hochplateau des Karakorum und Kün-lün), welcher über den salzigen Boden rankenartig nach allen Richtungen sich ausbreitet.

So erscheint diese mächtigste Bodenanschwellung der Erde, das tibetische Hochland, als ein zumeist unwirthlicher, von der Natur stiefmütterlich behandelter Erdstrich. Aber in seinem Schoße birgt er einen unerschöpflichen Reichthum an edlen und anderen Metallen und Erzeugnissen. Mächtige Goldfelder

dehnen sich aus von Lasa bis zu den hochgelegenen Pässen von Rudok, noch größer sind die von Thok-Dschalung auf dem Hochplateau des nördlichen Himalaya, welche beide Nain Singh auf der Expedition von 1867 durchforschte. Auch Silber, Eisen, Kupfer, viel Quecksilber enthaltender Zinnober sind vorhanden; dazu kommt großer Vorrath an Schwefel, an edlem Gestein; kalte und heiße Mineralquellen sprudeln in reichlicher Zahl, und sehr bedeutend ist der Ertrag an Steinsalz und in der Gegend des Bul-tso, nördlich vom Tengri-Nur auch an Borax, der von den Eingeborenen zum Würzen und zum Waschen der Kleider benutzt wird.

Den Abweichungen in Klima und Vegetationsverhältnissen, die früher bemerkt sind, entspricht es, wenn die Bevölkerung im Süden des Hochlandes manche Verschiedenheiten von der im Norden und Osten zeigt. Die Bewohner der weit ausgedehnten Gebiete zwischen dem nördlichen Zuge des Himalaya und den Südabhängen des Kün-lün sind vorzugsweise Nomaden und gehören zumeist zu den beiden Stämmen der Hor-pas (westwärts) und der Sok-pas (ostwärts). Ihnen schließen sich vom Kuku-Nur bis nach Yünnan Mischvölker an, sogenannte Si-fan, die wie die Sok-pas mongolischer Rasse sind, während die Hor-pas türkische Abkunft aufweisen. Die letzteren, durchschnittlich 5 Fuß $7^1/_2$ Zoll groß, leben wie die Tataren und sprechen besser tatarisch als tibetisch; sie werden als roh und unzuverlässig bezeichnet. Es heißt von ihnen: Obwohl sie den Tibetern unterthan sind, so hebt man doch keine Soldaten aus ihnen aus, weil sie leicht die Fahne verlassen und zu den Tataren übergehen. Die Bevölkerung der östlichen und nordöstlichen Gebiete ist nach dem Urtheil neuerer Forscher gefürchtetes Räubervolk, das selbst größeren Karavanenzügen zu Leibe geht, und wahrscheinlich gilt diese Bemerkung nicht blos von den Bewohnern nördlich vom Tengri-Nur und den Umgebungen des Kuku-Nur, sondern auch von den Stämmen der Si-fan, obgleich denselben von chinesischen Schriftstellern ein recht günstiges Zeugniß ausgestellt wird. Sie werden von diesen „als ein einfaches, gutmüthiges Volk bezeichnet, das sein ödes kaltes Gebirgsland jeder anderen Heimath vorzieht und seine Unabhängigkeit als das höchste Gut betrachtet. Alle sind unter sich verbunden wie ein Herz und eine Seele. Die Männer sind ungemein rüstig, stark und tapfer und trefflich geübt in der Feldarbeit wie im Kriegshandwerk. Ihre Kleidung ist eine Art Tuch, das sie selbst weben. Ihre Gesichter malen sie mit gelber Farbe an. Die Weiber flechten sich ihre Haare mit Putz von Edelsteinen und Metallflitter. Ihre allgemeinen Angelegenheiten werden in Volksversammlungen entschieden. Sie stehen unter eigenen Häuptlingen. Der Landaufenthalt unter einfachen Zelten wird von ihnen den Wohnungen zwischen Mauern und unter Dächern vorgezogen. Ihre Zelte sind von Filz und Hanfleinen. Mit der Kornernte fangen sie ihre Jahresrechnung an und

feiern dann ein Neujahrsfest. Sie können weder lesen noch schreiben. Machen sie aber unter sich einen Vertrag, so binden sie Stricke an Holzstücke mit so viel geschlungenen Knoten als die Zahl der in der Uebereinkunft besprochenen Dinge beträgt. Das Document dieser Knotenschrift ist den Si-fan der heiligste Contract. Der Buddha-Cultus soll schon früh bei ihnen eingeführt sein." Zu ihm bekennen sich auch größtentheils die Hor-sok (die zusammenfassende Bezeichnung für die Hor-pas und die Sok-pas), die übrigens auch zahlreiche Anhänger des Islam unter sich haben.

Bekannter als mit diesen Völkern im Norden und Osten sind wir durch die Reisen der Forscher mit den Bewohnern des südlichen Tibets. Sie werden uns als ein mit ihren Lebensverhältnissen durchaus zufriedenes, gutgeartetes, einträchtiges Volk geschildert.

„Lebewohl," schreibt George Boyle, der von dem Generalgouverneur von Bengalen zweimal nach Taschilhumpo, der Hauptstadt von Tsang, an den dort residirenden Taschi-Lama in den Siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts gesandt war, „lebewohl, du wackeres und einfaches Volk! Möge dir noch lange das Glück zu Theil werden, welches civilisirteren Nationen versagt ist; mögest du noch lange hinter den schützenden Mauern deiner Berge in Eintracht und Zufriedenheit leben und keine anderen Bedürfnisse kennen als diejenigen, welche die Natur an die Hand giebt!"

Fast insgesammt der mongolischen Rasse angehörig, zeigen die Tibeter neben den Eigenthümlichkeiten dieser (z. B. Schiefstehen der Augen) einen mittelgroßen, äußerst kräftigen Körperbau, breite Brust, eine meist niedrige, aber breite Stirn, langes, struppiges Haar, sehr kleine Hände und Füße. Der Nasensattel ist sehr flach und tief, die Nase selbst steht etwas schief, von der Mitte der Gesichtslinie nach der rechten Seite abweichend. Die Haut der Vornehmen ist weiß, die der niederen Classen von dunkelgelber Farbe. Trotz ihres starken und abgehärteten Körpers sind sie in dem sehr kalten und überaus trockenen Klima mancherlei Krankheiten, namentlich des Unterleibes, ausgesetzt. Auch Augenübel sind (wohl wegen der Staubwinde) sehr häufig, nicht minder an Cretinismus Leidende.

Kleidung und Nahrung entsprechen den natürlichen Verhältnissen des Landes und ziehen auch Producte des Auslandes in ihren Kreis. Aus der seidenartig weichen Wolle der Schafe und Ziegen gewebte oder von Männern und Frauen unterschiedlos gestrickte Zeuge werden neben Tuch und Pelzen oder Atlas getragen; auch die große, flache, gelbe Kappe auf dem Haupte des Bauern, wie die Winterhaube der Frauen ist aus Schafswolle gefertigt, und im Südwesten tragen selbst die vornehmeren Bewohner ihr Schuhzeug aus gleichem Stoff, wobei statt der Sohlen dicke Filzlagen unter den Schuhen sich befinden. Die Aermeren in diesen Gegenden begnügen sich mit aus

Stroh geflochtenen Sandalen, die sie mit Bändern an den Füßen befestigen. Anders ist die Beschuhung im Südosten. Hier trägt man große Stiefeln aus eingeführtem bulgarischen Leder und füttert sie mit Pelz oder Tuch. Die Frauen bekleiden sich mit bis an die Knie reichenden tatarischen Strümpfen, die mit Leder besohlt sind. Ihre Haupttracht besteht in einem Jäckchen und in einem Rock von weißem Wollenzeug oder chinesischem Atlas; außerdem schmücken sie Kopf und Hals mit Korallen, Bernstein und Geschmeide aller Art, die Vornehmeren auch mit Perlen. Tritt aber ein Trauerfall ein, so legen sie ein Jahr lang allen Schmuck ab. Wie hauptsächlich die Wolle der Schafen und Ziegen zur Kleidung verwendet wird, so besteht andererseits in dem Fleisch und der Milch dieser Thiere ein Hauptnahrungsmittel der Tibeter. Da die Lehre des Buddha das Tödten der Thiere verbietet, so geschieht das Schlachten durch die niedrigste Volksklasse. Oft und besonders zu Anfang des Winters, der in manchen Gegenden die Durchfütterung der Heerden äußerst schwer macht, werden die Thiere in großer Menge getödtet; man trocknet dann das Fleisch in der kalten Luft, so daß es steif friert, und hinterher läßt es sich leicht brechen und zerreißen und bleibt haltbar selbst mehrere Jahre hindurch. Neben gekochtem, auch rohem Fleisch genießt der gemeine Mann Mehlbrei und mit Oel bereitete Kuchen, die Vornehmeren richten die letzteren mit Butter an, essen sehr viel Reis, der aus Bhutan eingeführt wird, und getrocknete Früchte aus China, Kaschmir und aus dem Gebiet des oberen Brahmaputra. Hauptgetränk ist Thee, häufig mit Gerstenmehl, Salz und Schmelzbutter vermischt, den die Masse des Volks tagtäglich trinkt, und warmes Wasser; aber auch Branntwein wird nicht verschmäht, während Wein von Niemandem getrunken wird. Dagegen ist das Tabakrauchen zum Bedürfniß geworden; achtzig bis hundert kleine chinesische Pfeifen, deren Kopf nicht viel mehr als einen halben Zoll im Durchmesser hat, raucht im Verlauf des Tages der einzelne Mann.

Man wohnt in Dörfern und Städten. Die Häuser und Wohnungen sind zumeist unansehnlich, aber noch in höherem Maße schmutzig. Aus rohen Steinen oder Lehm zusammengesetzt, wegen der beständigen Winde nur mit wenigen Oeffnungen versehen, im Innern mit steinernen Dielen, auf denen zuweilen Bänke, weit seltener Tische stehen, sind die Wohnungen der Tibeter für den Europäer hauptsächlich in der Winterzeit ein kaum erträglicher Aufenthalt. Ein entsetzlicher Rauch hüllt das Innere in dichte Wolken. Denn in der Mitte befindet sich in Ermangelung von anderem Brennmaterial ein brennender Haufe getrockneten Düngers, an dem man sich wärmt. Nur in den Wohnungen sehr reicher Leute wird Holz gebrannt. Unter den Städten möge es genügen Lasa (Stätte Gottes) und Gartok (das höchste Lager, 15,090 Fuß über dem Meer) hervorzuheben. Jene ist die Hauptstadt fast

der ganzen buddhistischen Welt. In ihr residirt das Oberhaupt derselben, der Dalai-Lama; daher die große Zahl von Tempeln und Klöstern, die etwa 20,000 Mönche, welche zu der Bevölkerung in und um Lasa zählen. Die kreisförmig gebaute Stadt liegt in einer meilenweit nach allen Richtungen sich ausdehnenden Depression, die von hohen Bergen umgrenzt wird. Das sehr hoch gelegene Gartok ist die Hauptstadt der Provinz Gnari-Khorsum, wird aber nur in der wärmeren Jahreszeit bewohnt. Beide Städte verbindet die wichtigste Verkehrsstraße des Landes; beide sind die Mittelpuncte des Handels, die eine für den Osten, die andere für den Westen. In großer Menge kommen im December die Kaufleute mit ihren Waaren aus China und der Mongolei, von Kham und She-tschum, aus Bhutan, Sikkim und Nepal, aus Kaschmir und Ladak nach Lasa und reisen im März wieder ab. Sie tauschen gegen das was sie bringen Gold und Silber, Salz, Wolle nebst der als Shawlmaterial vorzüglich geschätzten weichen Behaarung der tibetischen Ziege, Wollmanufacturen, Pelzwaaren, Spezereien, Moschus und Rhabarber ein. In August und September fällt die große Messe von Gartok. „Dann entsteht hier neben den wenigen festen Häusern aus ungebranntem Thon und den Zelten jener Tibeter, welche den ganzen Sommer hier regelmäßig verweilen, eine ganze Stadt aus Zelten, die einen eigenthümlichen Anblick gewährt. Die rauhen, aus schwarzen Yakshaaren (Yak ist die Bezeichnung für die wilden tibetischen Ochsen, die in großen Heerden, ebenso wie die wilden Pferde, Antilopen und Gazellen die Plateaus durchziehen und die vereinzelt gelegenen Weideplätze aufsuchen) verfertigten Zelte der Tibeter stechen grell ab gegen die blendend weißen Zelte der Hindus; die warmen dicken Filzzelte der Turkistanis zeichnen sich vortheilhaft vor den übrigen aus, oft durch kunstvoll eingewebte Farben und Muster. Das bunte bewegte Leben gleicht dem einer Seestadt. Da sieht man den wilden fanatischen Muselmann Centralasiens friedlich verkehren mit dem wilden Hindu, mit dem gutmüthigen Tibeter, mit dem langzöpfigen Chinesen. So verschieden auch sonst die Lebensweise, die Religion, die Anschauungen der versammelten Völkerstämme sein mögen, hier treten sie in den Hintergrund, wo bei allen dieselbe Absicht herrscht, möglichst viele Waaren umzusetzen und auszutauschen" (Schlagintweit, Reisen III, S. 53). Der Haupthandel wird durch Karavanen besorgt, die Tibet im März, ehe die Flüsse austreten, verlassen. Der Handel ist meistens Tauschhandel. Geld ist wenig in Umlauf. Bei größeren Geschäften bedient man sich Gold- oder Silberklumpen, deren Werth von der Reinheit und dem Gewicht des Metalles abhängt.

Daß es auf den großen Messen an Lustbarkeiten aller Art nicht fehlt, versteht sich von selbst. Der Tibeter ist ein Freund von Musik und Gesang. Beide dienen zur Erheiterung des Gemüths und den Zwecken des Gottes-

dienstes. Sie haben Blasinstrumente und Guitarren, Flagelots, Pauken und Metallbecken. Zu regelmäßigen Festlichkeiten kommt es beim Jahreswechsel, der Ende Januar oder im Februar eintritt. (Die Tibeter rechnen nach Mondjahren; während eines neunzehnjährigen Cyclus wird in jedem dritten Jahr ein Monat eingeschaltet. Die Jahre werden auf mongolische Weise gezählt; aber auch arabische Zeitrechnung kommt vor.) Dazu kommen an bestimmten Tagen des Jahres öffentliche Umzüge; alljährlich wird wie in Bengalen, so auch in Tibet, ein großes Fest zu Ehren der Todten gefeiert. Illuminationen bei festlichen Anlässen sind sehr in Gebrauch. Großes Vergnügen gewährt der Tanz; doch gilt es für unschicklich, wenn Personen verschiedenen Geschlechts zu ihm sich vereinigen, eine sehr sonderbare Auffassung bei einem Volk, das die Polyandrie bei sich eingeführt hat. Es haben nämlich — wenigstens in den unbemittelten Kreisen — mehrere Männer zusammen eine einzige Frau. Auch hat es nichts Anstößiges, wenn jene mit einander verwandt sind, nur die Frau darf es nicht sein. Es wird ein Fall erzählt, daß fünf Brüder mit einer Frau sehr glücklich zusammenlebten. Sind Kinder da, so heißt der älteste unter den Gatten „Vater", die übrigen „Onkel". Dabei leidet das Ansehen der Frauen durchaus nicht. Sie genießen Aufmerksamkeiten wie bei uns, sind unbeschränkt frei und unterziehen sich als Hausfrauen allen Geschäften derselben. Selten aber auch, daß sie der Untreue und einem unzüchtigen Leben verfallen, noch mehr Männern dienen als den ihnen vermählten. Eigenthümlich ist die Sitte beim Eingehen der Ehe. Den Brautleuten wird im Hause der Braut ein Stück Butter auf die Stirn gelegt, zum Zeichen, daß sie nun Eheleute sind. Eltern und Verwandte sind bei diesem Ceremoniell gegenwärtig und eine Reihe von Festtagen schließt sich an. Wird die Ehe von Seiten eines Mannes gebrochen, so muß er der Frau außer all ihrer Habe, die sie eingebracht hat, noch eine Quantität Gerste überreichen; ist dagegen die letztere der schuldige Theil, so geht sie ihres Vermögens verlustig und kehrt in ihren früheren Wohnsitz zurück.

Aeußerst selten ist es, daß sich vom Staat angestellte Personen verheirathen. Priestern, Mönchen und Nonnen, so weit sie der in Tibet vorherrschenden sogenannten gelben Secte des Buddhismus angehören, ist es streng untersagt. Den Anhängern der rothen Secte (vorzugsweise in Bhutan und Nepal, also außerhalb Tibets verbreitet) unter den Priestern dagegen steht die Ehe frei. Diese Trennung innerhalb des Buddhismus greift in die älteren Zeiten kirchlicher Reformen zurück, die übrigens mehr auf die Aeußerlichkeiten, als auf die eigentlichen religiösen Lehren sich beziehen. So unterscheiden sich die Geistlichen beider Secten schon durch die äußere Tracht und die Farbe der Kleider. Das Oberhaupt der gelben Secte ist der Dalai-Lama in Lasa, der göttlich verehrt wird und für die sich immer wieder ver-

jüngende Verkörperung Buddhas gilt. In Taschil-humpo residirt das Haupt der Rothen, der Taschi-Lama. Neben diesen hierarchischen Häuptern sind göttliche Verkörperungen zweiten Ranges, sogenannte Oberpriester oder Kutuktus, vorhanden, deren es zehn giebt. Die Zahl der übrigen Geistlichen, der Priester, Mönche und Nonnen, ist sehr groß, nicht minder die der Klöster, welche von ihnen bewohnt werden. Jedem derselben steht ein auf sechs Jahre von den Mönchen gewählter Abt vor. Keuschheit, Gehorsam und Armuth sind die Gelübde, welche sie ablegen.

Die weltlichen Geschäfte des rein theokratischen Staatswesens besorgt der Gyalpo, der übrigens mit dem Dalai-Lama recht oft in Conflicte geräth, wie denn überhaupt Verfassungswirren und Aufstände in Tibet, namentlich in den letzten Zeiten, wiederholt sich ereignet haben. Seit 1720 befinden sich in Lasa zwei chinesische Geschäftsträger, Ambans, die wichtigen Einfluß auf die Regierung haben, doch steht dieselbe nicht unter der unmittelbaren Autorität des Hofes von Peking. Auf Einzelheiten betreffs der religiösen und staatlichen Einrichtungen und Zustände oder gar auf eine Geschichte des Volkes, so weit sie überhaupt möglich ist, gehe ich hier nicht ein, eben so wenig auf Sprache und Literatur der Tibeter, welche letztere übrigens sehr umfangreich und von hohem Interesse sein soll.

Wir scheiden von diesem eigenthümlichen Lande und Volke mit dem Wunsche, daß es gelingen möge, unsere Kenntnisse über beide recht bald bis in alle Einzelheiten zu erweitern.

Griechenland.

Griechenland befindet sich vor einem Wendepuncte seiner Entwickelung. Der Berliner Friede läßt ihm die langersehnte Gebietsvergrößerung zu Theil werden, obschon es, oder vielleicht weil es den Ereignissen der letzten Jahre fern blieb. Dafür scheint das Land die Ausnahmestellung zu verlieren, die es seit den Befreiungskämpfen mit ihrer ewig denkwürdigen Begeisterung besaß. Die Wandelung ist nicht für Griechenland allein von Bedeutung und verdient näher ins Auge gefaßt zu werden.

Eine Vergangenheit wie Griechenland zu haben ist immer ein zweifelhaftes Glück. Für den Anfang, für die Erringung der Unabhängigkeit waren die Erinnerungen des Alterthums gewiß ein nicht hoch genug zu schätzendes Gut. Allein als der Rausch verflogen war, als die nüchternen Pflichten des Tages herantraten, als wie von selbst Vergleiche gezogen wurden, begann die Theilnahme mehr und mehr zu schwinden. Harte Urtheile machten sich Luft, man spottete über die großen Namen, mit denen die Thaten der Träger

wenig in Einklang ſtanden. Und doch iſt der Einfluß der Vorzeit auf Griechenlands Entwickelung, auch die Ausbildung ſeines Volksthums von allererſter Bedeutung. Das alte Griechenland liefert den Nachbewohnern kein Vorbild, es gewährt ihren Beſtrebungen einen Anhalt, es bietet durch die unvergänglichen Schätze der Kunſt und Wiſſenſchaft dem jungen Volksweſen immer friſche Nahrung, um ſich zu läutern, zu ſteigern. Das alte Griechenland kann nie wieder erſtehen. Auf ſeinem Grunde baut ſich ein Staat auf, der dem vielberühmten Namen neuen Glanz verheißt.

Als Griechenland das türkiſche Joch abſchüttelte, regten ſich hochgehende Hoffnungen, Hoffnungen, welche die Folgezeit als nur zu ungerechtfertigt erwies. Griechenland ſollte die Führung auf der Balkanhalbinſel übernehmen, es ſollte die Orientfrage zur Löſung bringen. Man braucht blos auf ſeine freiwillige oder aufgenöthigte Haltung während der Kämpfe der letzten Jahre zu blicken, um von der entgegengeſetzten Geſtaltung der auswärtigen Lage des Landes ſich zu überzeugen. Das griechiſche Element wird auf der Balkanhalbinſel eine bedeutende Rolle ſpielen, vorausſichtlich jedoch ihre Geſchicke nicht entſcheidend beſtimmen.

Griechenland läßt ſich in gewiſſer Weiſe mit der Schweiz vergleichen, wie dieſe beſitzt es eine für ſeinen Umfang und ſeine Volkszahl große, wohl zu große Auswanderung. Die Schweiz ſieht häufig ihre Söhne in die geliebte Heimath wiederkehren. Die lange Abhängigkeit Griechenlands und ſeine unzureichende Entwickelung haben es mit ſich gebracht, daß ſtarke griechiſche Niederlaſſungen an großen Handelsplätzen ſich befinden, die ein Eigenleben führen. Es giebt einen griechiſchen Handel, der nicht, der noch nicht wieder und vielleicht auch in Zukunft nicht ſobald im Lande ſelbſt ſeinen Mittel- und Sammelpunct hat. Es ſoll nicht geſagt ſein, daß jene Niederlaſſungen im Auslande Griechenland keinen Nutzen bringen. Die Anziehungskraft des nationalen Staatsweſens äußert ſich auch auf dieſe Kreiſe. Neue Beziehungen zum Mutterlande haben ſich geknüpft, manche glänzendſte Beweiſe von der Liebe zur fernen Heimath ſind zu verzeichnen geweſen. Der Name des verſtorbenen Baron Sina kommt unwillkürlich in die Feder. Zwiſchen der griechiſchen Auswanderung und dem Mutterlande beſteht inzwiſchen wenigſtens bisher ein Mißverhältniß, das in dem Grade in der Schweiz nicht hervortritt. Die ſchweizeriſche Auswanderung wird trefflich zuſammengehalten, ſo daß ſie der heimiſchen Volkskraft unverloren iſt. Die Griechen in Conſtantinopel bilden eine Macht für ſich, ſie tragen nicht oder doch nicht, wie dies wohl möglich und vor allem nöthig wäre, zur Stärkung des Mutterlandes bei. Das nationale Staatsweſen iſt für jene Capitalkräfte, für den Unternehmungsgeiſt ihrer Beſitzer zu klein. Es wird abzuwarten ſein, ob die Zukunft dieſen Zuſtand weſentlich verändert.

Der billige Beurtheiler erkannte um so lieber an, daß Griechenland während seiner halbhundertjährigen Unabhängigkeit im Innern fortgeschritten ist, als der Anfang sicherlich recht schwer war. Die Rückkehr besserer Zeiten kommt zur Anschauung, wenn man auch nur Bruchstücke des Landes kennen lernt. Freilich sagt man sich zugleich, wie ganz anders es unter dem schönen Himmel aussehen kann und einmal bei gedeihlicher Fortentwickelung aussehen wird! Der neue Handelsverkehr hat in Patras eine glückliche Stätte gefunden, und mit Genugthuung ist hervorzuheben, daß daran deutsche Thätigkeit einen Hauptantheil besitzt. Wie verödet erscheint dennoch der herrliche Meerbusen, der im Alterthume seines Gleichen nicht hatte! Das Land blüht langsam auf, es vermochtef mit dem Aufschwunge nicht Schritt zu halten, den andere Länder in den letzten Jahrzehnten aufweisen konnten. Griechenland blieb nicht stehen, es wurde wirthschaftlich und staatlich überholt.

In staatlicher Hinsicht kommt die Aufrichtung Italiens zumeist in Betracht. Sobald die westliche Halbinsel zu einheitlicher Festigung gekommen war, traten die Wechselbeziehungen mit dem griechischen Nachbar rasch hervor. Wie im Alterthume scheint aber die Größe des einen Landes die des anderen auszuschließen. Italien ist eine Großmacht, wenn auch die jüngste und schwächste. Italiens Fortschritte seit seiner Einigung lassen alles weit hinter sich, was Griechenland, das kleine Griechenland allerdings in so viel längerer Zeit und unter weit ungünstigeren Umständen erreichte. Griechenland kann in Italien Hülfe und Halt suchen und sucht sie wohl dort. Italien hat an Griechenland nicht mehr als einen willkommenen Nachbarn, mit dem gut ist, gute Beziehungen zu pflegen. Das Verhältniß muß fortdauernd noch zu Gunsten von Italien steigen, welches trotz vieler Mängel und Mißgriffe in sicherem Gedeihen sich befindet. Griechenlands Gebietsvergrößerung wird dabei von keinem merklichen Einflusse sein.

Das Werden der Dinge im Mittelmeere steht in fast unberechenbarem Maße unter der Einwirkung einer Thatsache, der Schaffung des Suezcanals.

Diese Thatsache dient inzwischen nicht Griechenland, sie dient ihm wenigstens lange nicht am meisten. Italien hat die erste Anwartschaft auf den Gewinn des neuen nun sich wiederherstellenden Handelsweges. Und auch auf der Balkanhalbinsel soll der künftige große Verkehr nicht Griechenland zugute kommen. Salonichi ist der muthmaßliche Haupthandelsplatz. Die landzungenartige Gestaltung, die im Alterthume Griechenland so hohen Nutzen brachte, entspricht nicht den heutigen Verhältnissen, wo die Fläche der entscheidende Umstand für die Staaten ist. Was Griechenland einst so außergewöhnliche Vortheile verschaffte, beeinträchtigt sein Emporkommen gegenwärtig, wenn es ihm nicht sogar zum Nachtheile gereicht. Daß Griechenland keine große

Eisenbahn besitzt, wird nicht zum wenigsten durch die der Verkehrsentwickelung ungünstige Form des Landes veranlaßt.

Im Alterthume verdankte Griechenland den regen Beziehungen zum Osten seine Größe. Die Colonien hatten für das vielgetheilte Land ganz besondere Bedeutung. Die Neugestaltungen am ägäischen Meere, am Mittelmeere überhaupt, werden auf Griechenlands künftige Entwickelung unfehlbar große Wirkung ausüben. Wie das Land jedoch sich einpaßt, wie es sich zur Geltung bringt, wie es bestimmt, wie es bestimmt wird — wer will das entscheiden? Soll man Griechenland seine Zukunft weissagen, wäre es vielleicht die einer vermittelnden ausgleichenden Macht wie Belgien. Die hohe Begabung der Bewohner, die in entschuldbarem Eifer etwas zu sehr den großen Vorfahren nachzuarten trachten, bürgt dafür, daß Griechenland jene Gesittung einmal erlangen kann, von der es für den Augenblick freilich weit entfernt erscheint. Griechenland hat eine Zukunft.

Bei den Berliner Berathungen trat Frankreich am lebhaftesten für Griechenland ein. Und das war keine blos zugetheilte Rolle. Lord Beaconsfield ließ in seiner Rede über Griechenland wenig davon merken, daß er Lord Byrons Landsmann sei. Der englische Premier sprach von Griechenlands Zukunft; doch, fügte er hinzu, ergehe es den Ländern wie den Menschen, die eine Zukunft haben — sie könnten warten. Lord Beaconsfields Worte verleugneten die Abstammung des Redners wie den stolzen Ungestüm des seiner Führung anvertrauten Volkes. Sind sie in dem Munde namentlich nicht doch leitend? Mit dem Unternehmen von Olympia hat Deutschland den Griechen einen seltenen Vertrauensbeweis gegeben und den Glauben an die Zukunft ihres Landes hervorragend bekundet. Deutschland ist zu seiner Stellung emporgestiegen, weil es aus seiner wechselvollsten Geschichte eine große Lehre zog. Die Lehre der Mäßigung. Will das heiße Volk des Südens, das so gern im deutschen Norden Belehrung sucht, die Lehre der Mäßigung sich aneignen — wir glauben, wir sind überzeugt, es wird zu seinem Besten sein.

Th. L.

Die Resultate der Pariser Münzreform von 1878.

Im August dieses Jahres haben sich, von Amerika eingeladen, bei Gelegenheit der Pariser Weltausstellung, die Vertreter der meisten europäischen Staaten zu einer Münzconferenz versammelt. Es waren freilich Dentschland und Rußland unvertreten geblieben.

Die Absicht war eine doppelte, wie es hieß. Einmal wollte man die Währungsfrage regeln, dann auch eine internationale Münze darauf basiren.

Amerika hatte Grund, die Währungsfrage geregelt zu wünschen. Dort war man von der Doppelwährung zur Goldwährung und zur Zeit des inneren Krieges, um nicht sofort hohe Steuern auflegen zu müssen, zur Papierwährung übergegangen. Nun war aber gesetzlich festgestellt, daß am 1. Januar 1879 die Baarzahlungen wieder aufgenommen werden sollen (resumptionbill). Man sann auf Mittel, diesen gewaltigen Umschwung zu erleichtern, oder ihn hinauszuschieben. In ersterer Beziehung fiel es in die Augen, daß das Silber, das jetzt so billig ist und das einen wichtigen Theil der amerikanischen Production bildet, als Münzmetall wieder gleichberechtigt herangezogen werden könne. Dies erschien als sehr erleichternd für die Operation und als gewinnbringend für das Land und die Minenbesitzer. Und die blandsche Silberbill wurde in der That angenommen.

Daneben findet sich eine sehr starke Partei, die auch den „Silberdollar der Väter", so scheint es, noch zu kostbar findet und beim Papier (den greenbacks) bleiben will. Sie nennt sich jetzt auch die nationale Partei. Ein New-Yorker Blatt sagt, daß die Papiergeldschwärmer in Now-York dekretirten, daß der Greenbackdollar volle und gesetzliche Zahlung für alle Privat- wie öffentlichen Schulden sein und von der Regierung emittirt, geschützt und als absolutes Geld angenommen werden soll, daß alle den ursprünglichen Bond- (Nationalschuld-) Kontrakt ändernde Congreßgesetze „ein Betrug an den Rechten des Volkes waren und sind" und deshalb die unmittelbare Einberufung aller Bonds ohne Rücksicht auf Verfalltermin und deren Bezahlung in „absolutem Papiergelde" zu erfolgen habe, auch keine Bonds weiter emittirt werden dürfen. Die übrigen Forderungen der New-Yorker Arbeits- und Finanzreformer, welche sich auch zu Gunsten eines modificirten Schutzzolltarifs (Freiheit der Einfuhr für alle nicht im Lande erzeugbaren Artikel) erklärten, stimmen der Sache nach mit denen der oben erwähnten Ohioplatform überein. Ueber den theoretischen wie praktischen Unsinn einer absoluten Papiergeldwährung, so wie die moralische und national-ökonomische Bedeutung thatsächlicher Repudiation der Nationalschuld, wie sie von diesen Arbeiterconventionen gefordert wird, ist es nicht nöthig, ein Wort zu verlieren. Der öffentliche Credit hat durch die communistischen Theorien der Arbeiterpartei auch nicht die geringste Erschütterung erlitten, weil man fest überzeugt ist, daß, welche Partei auch in Zukunft ans Ruder gelangen mag, diese oder ähnliche gefährliche Theorien niemals das Programm der Regierung bilden können. Möglich, daß diese Partei doch mehr durchsetzt, als das Blatt meint; doch wir kehren zur Silberbill zurück.

Die Sorge der Amerikaner ist zunächst, daß die Silberdollars in Cours kommen, sodann, daß sie im Lande bleiben, neben den Goldmünzen und so eine dauernde Doppelwährungscirculation allmählich an die Stelle der Papier-

circulation trete. Das Land selbst bietet dafür keine erschwerenden Umstände, aber der internationale Verkehr kommt sehr in Betracht.

Die Amerikaner haben es schon einmal früher erlebt, daß ihnen, weil das Gold häufig und billig wurde, alle Silbermünzen entzogen wurden. Bei dem jetzigen hohen Goldpreise würde ihnen im internationalen Verkehr alles Gold entzogen werden, wenn sie das alte Werthverhältniß ihrer Silberdollars 1 : 16 (15,988) festhalten. Dies Verhältniß kommt dem heutigen (augenblicklich 1 : 18,25) zwar näher als das bisher in Frankreich ꝛc. gewöhnliche von 1 : 15,5, aber der Weltmarkt würde sofort alles Gold, das zu haben wäre, aus Nordamerika ziehen, wenn die blandsche Silberbill die Circulation der Silbermünzen faktisch der Circulation des Goldes ebenbürtig gemacht haben würde. Die Rechnung ist sehr einfach. Das billige Metall bleibt im Lande, das Leichte schwimmt eben oben. Viel Silber wurde in Hoffnung auf diesen Umstand schon nach Amerika geschickt, zwei Bankhäuser importirten in kurzer Zeit allein 25 Millionen Mark in Barren aus Europa. Es würde aber noch ganz anders stehen, wenn nicht eines Theils die Leistungsfähigkeit der amerikanischen Silberprägungsanstalten begrenzt wäre und andern Theils das blandsche Gesetz pro Monat ein Maximum der Ausprägung von Silberdollers festgesetzt hätte (vier Millionen Dollars). Es können also die Wirkungen des neuen Währungswechsels noch nicht voll eintreten. Und da vorgeschrieben ist, daß gewisse Zahlungen an die Staatscassen in Gold zu leisten sind (Zölle), das Silber aber noch nicht so zahlreich geprägt ist, um Concurrenz zu machen, so kommt der amerikanische Staat noch immer in den Besitz reichlicher Goldmengen. So lange es dauert.

Damit aber das Gold für die Folge nicht abzöge, waren die Amerikaner darauf bedacht, die Doppelwährung, die sie jetzt wieder erstreben, wo möglich zum gesetzlichen Dasein in allen handeltreibenden Ländern zu bringen. Wäre das erreicht, wären alle Regierungen gesetzlich verpflichtet, Gold und Silber neben einander zu prägen und in festem Werthverhältniß anzukaufen (sei es 1 : 15,5 oder 1 : 16 oder irgend ein festes Verhältniß), so wären diese beiden Metalle dem Schwanken des Welthandels entzogen. Ein Auswandern des einen Metalls in ein anderes Land könnte nur ganz zufällig und in geringem Maße stattfinden. Dieses war wirklich die einzige Weise, die Doppelwährung durchzuführen und darnach strebte die einberufene Conferenz.

Die Regierungen von Frankreich und denjenigen Staaten, die mit Frankreich in Münzsachen verbunden sind (Schweiz, Italien, Belgien) auch Spanien und Griechenland schien man leicht gewinnen zu können, denn dieser lateinische Münzverein hat ja die Doppelwährung (1 : 15,5) zur Basis. Es blieb nur noch, wie es schien, das Werthverhältniß zu vereinbaren. Aber auch dieses Bemühen gelang nicht einmal. Es war schon lange bekannt, daß

einige von diesen Doppelwährungsländern (insbesondere Belgien) an dieser Währung irre geworden waren, und so zeigte die Conferenz denn auch, daß selbst dieser leichtere Theil der Aufgabe unlösbar war. Der „Bimetallismus", für den Herr Cernuschi alle Welt hatte gewinnen wollen, hatte seine Zauberkraft nicht einmal für die zunächst interessirten Regierungen des lateinischen Münzvereins behalten. Viel weniger konnte man England, das wichtigste Land der reinen Goldwährung, zu gewinnen hoffen. Zwar leidet auch England an der Entwerthung des Silbers. England hätte bei dem Umstande, daß seine indischen Besitzungen und der Osten Asiens überhaupt in Silber rechnen (mit Ausnahme von Japan) wohl an der Absicht der Amerikaner Interesse gehabt. Kurz vor der Eröffnung der Conferenz lasen wir in der Zeitung Folgendes aus England:

Im Unterhause klagte Sir G. Campbell über die Uebelstände, welche für Indien aus der Entwerthung des Silbers erwachsen. Er wußte indessen kein Abhülfsmittel in Vorschlag zu bringen, als etwa den Werth der Rupie zu erhöhen, was S. Cave seitens der Regierung als ein ganz ungeeignetes Mittel bezeichnete. Sir G. Balfour empfahl der Regierung, die Prägung kleiner Scheidemünzen wieder aufzunehmen, deren Mangel die Bewohner einiger Gebietstheile zwingt, sich statt Geldes kleiner Muscheln zu bedienen. Namens der Regierung sagte Cave Berücksichtigung der Sache zu. Nachdem der eigens ernannte Parlamentsausschuß unter Goschen zu keinem bestimmten Ziele geführt hat, konnte er indessen sehr baldige Abhülfe nicht in sichere Aussicht stellen, theilte aber mit, daß die Regierung sich entschlossen hat, einen Vertreter zur Münzconferenz nach Paris zu entsenden. Hubbard meinte Angesichts dieser Ankündigung vor der Doppelwährung warnen zu müssen.

So ist es denn auch gekommen. England konnte sich nicht entschließen, um Indiens willen etwas Unmögliches anzustreben.

Denn das ist doch der eigentliche Grund des Mißlingens. Das ewige „wenn" alle Nationen sich auf die Silber- und Goldcirculation einigen, ist eben ein bloßes „Wenn". Eine Besinnung auf die Unabhängigkeit der Staaten, auf die Utopie eines Weltstaats, wird immer solche Hypothesen als jedenfalls verfrüht erscheinen lassen. Am wenigsten aber kann es unabhängigen Staaten zugemuthet werden, ihren Willen für die Zukunft zu binden, um etwas an sich Widerspruchsvolles zu erreichen, nämlich von dem ewigen Wechsel in den Werthverhältnissen der Güter ein einzelnes Verhältniß, das von Gold zu Silber, auszunehmen und dies für immer fest zu nageln, oder doch für geraume Zeit. Alle Argumente für diese universelle Doppelwährung prallten ab an dieser nüchternen Erwägung, daß weder die Natur der Dinge so leicht durch Staatsmacht auf den Kopf gestellt wird, noch die Natur der Staaten sich für jetzt zu einem Universalstaat umgestalten läßt. Neues ist

übrigens für die Doppelwährung auf der Conferenz nicht vorgebracht worden, wie es scheint.

Inzwischen haben die Amerikaner mit ihren neuen Silberdollars keine guten Erfahrungen gemacht. Man will sie nicht behalten. Sie strömen sofort in die Staatskassen zurück, im Privatverkehr aber wollen sie nicht recht hasten. Denn „alle Versuche des Schatzamts," schreibt die „New-Yorker Handelszeitung", „den Standard-Silberdollar in Circulation zu bringen, schlagen fehl. Der Betrag an Silberdollars, der für den Ankauf von Barren ausgezahlt wird, fließt in das Schatzamt sofort in Form von Zöllen wieder zurück. Werden die verausgabten Dollars einen Betrag erreichen, der die Zollzahlungen und den Kleinverkehr absorbiren kann, dann wird der Golddollar gemäß der Werthdifferenz zwischen Gold- und Silber im Weltmarkt eine Prämie bedingen. Vorläufig ist alles couleur de rose." Man hat sich also in dem Maße an die kleinen Papierschnitzel gewöhnt, daß man die Silbermünze nicht besonders wünschenswerth findet, und man weiß ja auch daß es am Ende nicht wünschenswerth ist, im Besitze vieler Dollars zu sein, die 100 Cents gelten, während sie kaum 87 werth sind. Wären sie auch im Ausland 100 Cents werth, so stünde die Sache anders. Aber das ist eben nicht gelungen.

Man wird sich also darauf beschränken müssen, das Silber als Handelsmünze für den Osten auszuprägen, wie es ja schon geschieht, sogar von Oesterreich, das ja noch immer seine Maria-Theresiathaler als Handelsmünze ausprägt. Aber das eigene Land darf man nicht mit zwei Währungen beunruhigen.

Es ist nach den angegebenen Resultaten der Conferenz unnütz, sich viel auf das Projekt einzulassen, das der Conferenz in zweiter Stelle vorlag, nämlich eine Weltmünze zu schaffen. Wir haben besonders hervorzuheben, daß wieder von Staatsverträgen über solche Weltmünze nicht die Rede sein kann, wenigstens für jetzt und die nächste Zukunft. Sodann kann mit Rücksicht auf die Goldwährungsstaaten eine Weltmünze nur als aus Gold geprägt gedacht werden, besonders da hierbei die Transportfähigkeit des Goldes noch wichtig wäre. Gehen Doppelwährungsländer auf Weltmünzen aus, so können es nur zwei von einander ganz unabhängige Münzen sein, eine goldene und eine silberne.

Es ist die Idee einer Weltmünze ganz gewiß nicht aus der Welt zu schaffen. Professor Knies hat noch vor einigen Jahren den Weg gezeigt, wie spätere Generationen diese Idee vielleicht verwirklichen können. Es gehören dahin einige Aenderungen im Handelsrecht, die jeder Staat für sich treffen kann und schon jetzt gut thäte einzuführen, ferner die allgemeine Einführung des metrischen Gewichts- und Maßsystems. Ist man so weit, so fangen die

Staaten bei sich an, ihre Goldmünzen nach ihrem Feingehalt metrisch abzurunden, das heißt Münzen von 5, 10, 20 Gramm Gold zu prägen. Dann ist die Weltmünze schon so ziemlich fertig. Der Handel, der ja am meisten bei ihr interessirt ist, wird schon für das Weitere sorgen. Aber wir werden eine auch nur factische, nicht durch Verträge fixirte Weltmünze schwerlich erleben. So schnell geht es in der Welt nicht vorwärts.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Baiern. Ein erzbischöflicher Hirtenbrief. Ehedem kam es nicht selten vor, daß die geistlichen Kirchenfürsten in Deutschland tapfer mit dem Schwerte dreinzuschlagen wußten, wo sie es für nothwendig erachteten, jetzt haben sie es gelernt, fein und gewandt die Feder zu führen. Aus den Kriegsherren sind Diplomaten geworden, streitlustig und kampfbereit sind freilich jene wie diese geblieben, mögen sie nun Ketteler oder Haneberg, Ledochowski oder Steichele heißen. Steichele? fragt verwundert der Politiker, der weniger als ein Dutzend Tageszeitungen liest, Steichele, wer ist Steichele? Nun, Herr Dr. Antonius Steichele war bis vor kurzem Domcapitular in Augsburg, wurde unlängst „durch Gottes Erbarmung und des heiligen apostolischen Stuhles Gnade" Erzbischof von München-Freising, empfing am 14. October in München unter großem Pomp die Weihen seiner neuen Würde und erließ bei dieser Gelegenheit einen langen, wegen gewisser zeitgemäßer Anspielungen nicht uninteressanten Hirtenbrief, dessen Verfasser entweder ein geistlicher Diplomat oder ein diplomatischer Geistlicher gewesen sein muß.

Der Hirtenbrief bespricht zunächst die Ziele, welche der Erzbischof bei seiner Wirksamkeit ins Auge fassen will; er findet sie „durch die Verhältnisse der Gegenwart nicht undeutlich angezeigt". Es heißt da: „Sind nämlich, wie es sich tagtäglich bestätigt, durch die rastlosen Anstrengungen des Bösen die Gefahren für die kirchlich-religiöse, wie für die staatlich-gesellschaftliche und für die sittliche Ordnung fast gleich groß und drohend geworden, so ist es geboten, alle jene Wege zu zeigen und zu verfolgen, auf denen gerade diesen Gefahren von Unserm Berufe aus am wirksamsten begegnet werden kann. Diese Wege scheinen Uns keine anderen zu sein, als der engste Anschluß der Gläubigen an die katholische Kirche und ihr erhabenes Oberhaupt, die treueste Hingabe an Thron und Vaterland und die Pflege eines streng religiös-sittlichen Lebens, welche Vielen eine aufrichtige Bekehrung zur ersten Pflicht machen wird".

Selbstverständlich ist dem Erzbischof der oberste und wichtigste Weg zur Bekämpfung der Gefahren der Zeit „der engste Anschluß der Gläubigen an

die katholische Kirche und ihr erhabenes Oberhaupt"; von diesem Wege spricht er in seinem Hirtenbriefe fast ausschließlich, ihn zu fördern sieht er als die wichtigste Aufgabe seines Amtes an. Darum bittet und beschwört er die Glieder seiner Diöcese, „daß Ihr in Allem, was die Kirche lehrt, gebietet und anordnet, jenen unverbrüchlichen Gehorsam bezeiget, auf welchen Ihr seit dem Tage Euerer heiligen Taufe in Pflicht genommen seid .... So erhebt Euch Glaube und Gehorsam hoch über den Wechsel und das Wirrsal menschlicher Meinungen und stellt Euer Denken und Trachten auf das unwandelbare Fundament der ewigen Wahrheit und des göttlichen Willens". Hier kommt der Erzbischof offenbar in sein Fahrwasser. Lebhafter wird seine Sprache. Vor Allem muß er dem Papste geben, was des Papstes ist. „Darum aber vergesset nicht," ruft er, „eure Blicke frohlockend dorthin zu erheben, wo die Hölle noch immer zu Schanden geworden ist; zu jenem Felsen, auf dem die Kirche Gottes steht, zu jenem glorreichen Stuhle Petri, der höher steht als alle Stühle im Hause Davids (Ps. 121, 5), zu jenem Sionsberge, der nicht wanket für und für. Ja, zu einem unerschütterlichen, überaus fruchtbaren Berge sind dort die göttlichen Heilsgnaden angewachsen. Wohl wird dieser Berg diese Anhäufung von Vorrechten und Gewalten des Stuhles Petri von vielen scheelen Blicken mißtrauisch betrachtet." Und mit nicht geringer Genugthuung fragt er hierauf: „Ist es nicht die überraschendste Fügung der Vorsehung, daß gerade in unserer Zeit, welche den Felsen Petri gesprengt zu haben jauchzte, dieser Felsen höher ragt und herrlicher strahlt als je in vergangenen Zeiten?"

Durch Gottes Erbarmung und des heiligen apostolischen Stuhles Gnade ist Herr Dr. Steichele nach seiner eigenen Angabe Erzbischof geworden, nach Versicherung der klericalen Blätter durch Wahl — in Wirklichkeit durch königliche Ernennung. Dessen erinnert er sich offenbar jetzt bei der folgenden Stelle: „Was die Kirche und der Stuhl Petri in den ewigen und göttlichen Angelegenheiten, das sind Thron und Vaterland in den irdischen und zeitlichen," sagt der Erzbischof. Das mag noch hingehen, dann aber behauptet er: „Thron und Altar sind von jeher in Glück und Unglück solidarisch gewesen." Was würden die Ahnen der deutschen Fürsten dazu sagen, und insbesondere die des Baiernkönigs, an dessen Adresse diese Worte gerichtet sind? „Die Kirche, die von jeher an der Spitze der erhaltenden Elemente, an der Wiege der christlichen Staaten schon sorgend gestanden, an der Befestigung der christlichen Throne mit treuliebender Hand gearbeitet, erkennt auch heute ihre Pflicht gegen Thron und Vaterland und tritt mit verjüngter Kraft in den Kampf für die staatliche Ordnung ein." Wo in aller Welt verfährt die Kirche so, in Frankreich etwa, oder in Deutschland oder in Italien oder blos in der Phantasie des Erzbischofs Steichele? „Die Kirche liefert aus dem ihr

innewohnenden Geiſte und aus den Thatſachen ihrer Geſchichte den Beweis, daß ſie die Rechte, die ſie im Staate genießt, nicht mißbraucht und die Pflichten, die ſie gegen denſelben hat, nicht vergißt.“ Iſt das Naivetät oder Jeſuitismus? Will der Erzbiſchof Andere täuſchen oder täuſcht er ſich ſelbſt? Vielleicht iſt beides der Fall; in liberalen Kreiſen nennt man den Hirtenbrief, weil einige inhaltloſe Loyalitätsphraſen für König Ludwig darin enthalten ſind, milde, gemäßigt, verſöhnlich, und der Erzbiſchof ſelbſt hält ſich gewiß für einen guten Patrioten, wenn nicht für einen deutſchen, aber doch für einen guten baieriſchen Patrioten, — nun, uns ſcheint der neue Erzbiſchof ein römiſcher Kirchenfürſt zu ſein wie Ledochowski und Melchers und ihre Genoſſen auch, wir rechnen es ihm nicht zum Verdienſt an, daß er in ſeinem Hirtenbrief nicht zu Ungeſetzlichkeiten auffordert, nicht zum Aufruhr predigt, wir können uns nicht mit einem hohen, vom Staate angeſtellten und honorirten geiſtlichen Würdenträger befreunden, der mit der unbefangenſten Miene von der Welt Dinge behauptet, die der Wahrheit auf das Allerſchnurſtrackſte zuwiderlaufen. Nicht mit Sympathien, ſondern mit berechtigtem Mißtrauen werden wir dem Wirken dieſes Mannes folgen. Uns führte er ſo recht die Ecclesia triumphans des Mittelalters vor Augen, als er inmitten einer großen Proceſſion, die des Intereſſes nicht entbehrt, weil die Mönche, Nonnen, Congregationen u. ſ. w. in vollem Coſtüm und mit all' ihren Emblemen erſchienen waren, durch die Straßen der baieriſchen Reſidenz zog und die ſpalierbildende Menge, Gläubige und Ungläubige, ſegnete. Mittelalterlich berührt auch der Hirtenbrief, nach Form wie Inhalt. „Geliebteſte! Das iſt alſo unſere Aufgabe, durch den dreifachen Gehorſam gegen die Kirche, gegen Thron und Vaterland und gegen Gottes Gebot der kirchlichen, der ſtaatlichen und der religiösſittlichen Ordnung die heutzutage tief erſchütterte Grundlage ihres Beſtandes zurückzugeben, welche da iſt: Gott Alles in Allem.“ Das iſt das Reſumé des Schriftſtückes. „Gehorſam gegen Thron und Vaterland“ — in Rom wird man ſich freuen, wie geſchickt der Erzbiſchof den Gehorſam gegen den Staat und deſſen Geſetze vermieden hat, und in Baiern wird man zufrieden ſein, daß der Erzbiſchof wenigſtens ſo viel verſpricht. Von Dauer kann dieſer modus vivendi doch wohl ſchließlich nicht ſein.

Daß der Hirtenbrief mit Breite und Behagen die gegenwärtigen beklagenswerthen Zuſtände in Deutſchland beſpricht, iſt überflüſſig hinzuzufügen; ſelbſtverſtändlich werden ſie von der Beugung der göttlichen Autorität der Kirche abgeleitet, von dem Unglauben, von der Willkür oder Vernunft u. ſ. w. und ebenſo ſelbſtverſtändlich werden die Heilmittel empfohlen, für welche eben dieſe Kirche das Monopol zu heben glaubt. D.

Aus Berlin. Die Annahme des Socialiſtengeſetzes. Unſere Stellung zu Frankreich. — Das Socialiſtengeſetz iſt angenommen, die Seſſion des Reichstages iſt geſchloſſen. Dieſe befriedigende Kunde durchlief am Sonnabend Nachmittag die ganze Welt. Schneller, als man glauben und hoffen durfte, haben ſich die Wogen geglättet, und mit beſonderer Genugthuung können wir conſtatiren, daß eine große und feſte Majorität die geſetzgeberiſchen Maßregeln beſchloſſen hat, welche die Sicherheit und das Gedeihen unſeres Vaterlandes erheiſchen. Dieſer Umſtand erſcheint uns beſonders erfreulich. Wir haben uns nicht getäuſcht, als wir, dem ſtaatsmänniſchen Sinne der nationalliberalen Partei vertrauend, vorausſagten, daß ſie geſchloſſen an Seite der Conſervativen für das Geſetz eintreten würde, und als wir davor warnten, den Gerüchten und Ausſtreuungen Glauben zu ſchenken, welche die Meinung verbreiten wollten, ein Bruchtheil der Nationalliberalen werde mit der Oppoſition ſtimmen. Mann für Mann haben die Conſervativen, Freiconſervativen und Nationalliberalen ſammt der Gruppe Löwe für das Geſetz geſtimmt und dem Beſchluſſe des Hauſes dadurch die ſtattliche Mehrheit von zweiundſiebzig Stimmen geſichert. Dieſer Abſchluß der Verhandlungen iſt zunächſt im Hinblick auf die augenblickliche innere Lage außerordentlich opportun. Nichts wäre unerquicklicher und für die Geſtaltung unſerer inneren politiſchen Verhältniſſe ungünſtiger geweſen, als wenn ein für das Wohl des Staates ſo unbedingt nothwendiges Geſetz wie das vorliegende mit einer knappen, vielleicht zufälligen Majorität zu Stande gekommen wäre. Welch einen fatalen Eindruck hätte eine ſolche Wendung in der ganzen Welt gemacht? Wäre nicht überall der Glaube an die innere Stärke des neuen deutſchen Reiches auf das Schlimmſte erſchüttert worden? Hätte man nicht den Gedanken faſſen müſſen, das Reich ſei unfähig, ſich ſeiner inneren Feinde zu erwehren? Unſere äußeren Feinde warteten nur auf ein ſolches Teſtimonium, die Revanchepolitiker in Frankreich, die Jeſuiten in Rom, die Ultramontanen in Polen, die deutſchfeindlichen Hochtories in Wien, ſie alle verfolgten mit geſpannter Aufmerkſamkeit den Gang der Debatten im deutſchen Reichstag, um die Activität ihrer Politik je nach der Wendung der Dinge in Berlin zu vergrößern oder zu verringern. Ein negativer oder ein auch nur in ſeinem moraliſchen Eindrucke zweifelhafter Ausgang der Verhandlungen des Reichstages hätte, ganz abgeſehen von den inneren Wirren, in die er uns geſtürzt hätte, alle unſere äußeren Feinde auf die Beine gebracht und ſie zu verdoppelter Thätigkeit angeſpornt. Wenn man dieſe Gefahr vor Augen hatte, ſo war oft die Langſamkeit und die Schwerfälligkeit der Verhandlungen doppelt peinlich, und man hatte das unabweisliche Gefühl, daß nur ein eclatantes Votum des Reichstages zu Gunſten des Geſetzes dieſes Uebel wieder ausgleichen könnte. Glücklicher Weiſe iſt dieſe

Ausgleichung erfolgt, und diejenigen werden sich arg getäuscht finden, welche auf die Einkehr permanenten inneren Unfriedens in Deutschland rechnend, ihre verderblichen Pläne bereits gegen uns schmiedeten.

Am Anfange der vorigen Woche standen die Dinge recht trübe. Am Montage trat, wie wir bereits berichtet, bezüglich des Paragraphen 6, der von der Presse handelt, ein scharfer Gegensatz zwischen den Regierungen und den Conservativen einerseits und den Nationalliberalen andererseits hervor, und am nächsten Tage vermehrten sich die Schwierigkeiten noch durch die Ablehnung des Paragraphen 16, der die Bestimmungen über die Ausweisung der Agitatoren enthält. Die Regierungen und die Conservativen verlangten die Befugniß, die Agitatoren auch aus ihren Wohnorten ausweisen zu können, während die Nationalliberalen an dem Commissionsbeschluß festhielten, welcher die Ausweisung aus dem Wohnorte nicht gestattet. Hierzu trat dann noch eine Divergenz in Bezug auf Paragraph 19, der die Zusammensetzung der Recursinstanz bestimmt. Die Regierungen konnten sich mit der vom Hause beschlossenen Zusammensetzung — vier Mitglieder des Bundesrathes und fünf Mitglieder der höchsten Reichsgerichte oder der einzelnen Bundesstaaten — nicht ohne weiteres einverstanden erklären. So bestanden also drei Differenzpuncte, zu denen noch ein vierter zu treten drohte, der Streit um die Dauer der Gültigkeit des Gesetzes. Die Lage war sehr kritisch. Indeß schon der nächste Tag führte eine Wendung zum Besseren herbei. Paragraph 20, den sogenannten kleinen Belagerungszustand betreffend, wurde in einer den Regierungen sehr genehmen Fassung vom Hause angenommen. Dies war insofern von großer Wichtigkeit, als die Regierungen in Folge der Befugnisse, die sie durch den Paragraphen 20 erhalten hatten, sich in die Möglichkeit versetzt sahen, auf einige der von ihnen für die Paragraphen 6 und 16 gewünschten Bestimmungen zu verzichten oder dieselben doch weniger dringend zu verlangen. Ein weiterer günstiger Umstand war, daß die Regierungen den Beschluß des Hauses bezüglich der zweieinhalbjährigen Dauer des Gesetzes acceptirten. Es geschah dies wohl in der stillen Hoffnung, für diese Concession eine anderweite Fassung des Paragraphen 6 zu erreichen, welche das Verbot von Druckschriften ohne vorhergehende Verwarnung gestattet hätte. So lagen die Dinge, als die zweite Lösung schloß, und die Compromißverhandlungen begannen. Dem loyalen Zusammenwirken der Conservativen und Nationalliberalen und dem besonnenen Entgegenkommen der Regierungen ist es zu danken, daß die Verständigung schnell und vollständig erzielt wurde. Als die Regierungen sahen, daß sich eine Abänderung des Paragraphen 6 im obigen Sinne nicht erreichen lasse, so acceptirten sie zwei ihnen statt dessen gebotene Abänderungen des Gesetzes in den Paragraphen 16 und 19. Der erste wurde dahin amendirt, daß die Ausweisung eines Agitators aus seinem Wohnsitze zulässig sein soll, wenn dieser denselben nicht bereits seit sechs Monaten inne hat, und in den Paragraphen 19 (Recursinstanz) wurde die Bestimmung aufgenommen: „Der Kaiser ernennt den Vorsitzenden und aus der Zahl der Mitglieder der Commission dessen Stell-

vertreter." Vermöge dieser beiden Concessionen wurde der Vergleich herbeigeführt. Die drei verbündeten Fractionen verpflichteten sich zur Annahme des Gesetzes in dieser Fassung, und die Regierungen acceptirten das Gesetz in dieser Form, und als am Sonnabend die dritte Lesung begann, erwies die Geschlossenheit der drei verbündeten Fractionen bei der Abstimmung die Ohnmacht der Opposition. Alle Paragraphen des Gesetzes wurden in der verabredeten Form in Sicherheit gebracht und die namentliche Schlußabstimmung über das ganze Gesetz stellte, wie schon erwähnt, sich als ein großer moralischer Sieg der reichstreuen Majorität des Hauses dar. Der Bundesrath hat heute dem Gesetze bereits seine formelle Zustimmung ertheilt, morgen erwartet man die Publication des Gesetzes, womit die Wirksamkeit desselben alsdann eröffnet ist.

Fürst Bismarck hat in der kurzen Rede, mit der er den Reichstag schloß, und in der er der Befriedigung der Regierungen über die erzielte Verständigung Ausdruck gab, erklärt, daß sich die Regierungen vorbehielten, auf die soeben vorläufig abgeschlossene Frage der Gesetzgebung in zweifacher Weise wieder zurückzukommen, erstens indem sie nach Ablauf der Geltungsdauer des Gesetzes seine Verlängerung mit oder ohne Modificationen verlangen würden, und zweitens indem sie die allgemeine Strafgesetzgebung mit Rücksicht auf die von der socialistischen Agitation her drohenden Gefahren einer Abänderung zu unterziehen trachten würden. Aus diesen Worten spricht der ernste Wille der Regierungen, den Staat von seinen inneren Feinden zu befreien, und man darf hoffen, daß der Reichstag und die Nation diesen Willen stets mit hülfreicher Hand unterstützen werden, handelt es sich doch um nichts Geringeres als um unsere Selbsterhaltung. Wir dürfen auch hoffen, daß das diesmalige Zusammenwirken der Conservativen und Nationalliberalen von epochemachender Bedeutung für die Zukunft sein wird und daß das gemeinsame Wirken beider Parteien bei dieser Gelegenheit weit hinaus über den einzelnen Fall die zukünftige Gestaltung unseres Parteilebens beeinflussen wird. Es ist sehr erfreulich, daß kurz nachdem Fürst Bismarck im Reichstage seinen Appell an die reichstreuen Parteien zur Einigung richtete und daß kurz nachdem der Führer der Nationalliberalen diese Einigung in den Fragen, die das Wohl des Landes betreffen, vorbehaltlich der Selbständigkeit der nationalliberalen Partei acceptirte, in einem hochwichtigen Falle diese Einigung thatsächlich erfolgt ist. Es ist dringend zu wünschen, daß diesem einen Falle sich bald weitere zugesellen, und daß das Zusammengehen der conservativen und nationalliberalen Partei in allen fundamentalen Fragen sich bald als eine sichere und feste Gewöhnung darstellt. Wenn man erwägt, wie gewaltig und zahlreich die centrifugalen, der ganzen Reichsschöpfung abgeneigten Elemente in Deutschland sind, wie vielfältig die offenen und versteckten Gefahren sind, die unsere nationale Existenz bedrohen, so müssen alle kleinen untergeordneten Gesichtspuncte, welche die reichstreuen Parteien trennen, in den großen Fragen nothwendiger Weise zurücktreten und die Einigung muß sich erreichen lassen. Wir sind überzeugt, daß, wenn sie einmal derartig erreicht sein wird, daß sie ein feststehender Factor in unserem parlamentarischen Leben geworden ist, jeder Mensch diesen Zustand für einen ganz selbstverständlichen halten und kein Mensch begreifen wird, wie es eigentlich möglich war, so lange in solcher Zerfahrenheit der Parteien zu existiren.

Die Aufnahme, welche die letzte Rede unseres Reichskanzlers in Frankreich gefunden hat, veranlaßt uns noch nachträglich Einiges über dieselbe so

wie über unsere Beziehungen zu unseren westlichen Nachbarn zu bemerken. Die Aeußerungen, welche Fürst Bismarck gelegentlich seiner Abfertigung Sonnemanns über die Beziehungen deutscher Republikaner zu verschiedenen französischen Gouvernements that, haben jenseits der Vogesen einen Sturm größter Aufregung hervorgerufen. Als wir die Rede hörten, versahen wir uns dessen nicht. Der Reichskanzler wußte das vielleicht besser und hat den Herrn Sonnemann wohl noch aus anderen Gründen, die mit seiner Persönlichkeit nichts zu thun haben, eine so eingehende Aufmerksamkeit geschenkt. Jedenfalls haben die Franzosen für diese Gründe ein außerordentlich feines und allgemeines Verständniß gehabt, sonst wären sie nicht in eine so große Wallung gerathen. Nachdem diese Wallung vorüber war, hat Fürst Bismarck in Paris durch den deutschen Geschäftsträger, Grafen Wesdehlen, der französischen Regierung unter dem Hinweise auf eine irrthümliche Auffassung seiner Rede in Frankreich einige Artigkeiten sagen lassen. Dieselben sind gewiß ehrlich gemeint gewesen und ganz gewiß hat Fürst Bismarck nicht an die gegenwärtige französische Regierung gedacht, als er auf das Treiben derjenigen hinwies, die unter republikanischer oder sonstiger Flagge gegen Deutschland intriguiren. Aber es giebt andere Leute in Frankreich, an die er gedacht haben kann, und diese Leute scheinen sehr zahlreich und sehr nervös zu sein, denn sie haben ganz schrecklich über Bismarcks Rede geschimpft. Indeß ihre Warnung haben sie erhalten und auch verstanden, und nachdem dieses geschehen, betont man sehr rechtzeitig die Vortrefflichkeit der gegenseitigen officiellen Beziehungen Deutschlands und Frankreichs. Das ist ein gewiß sehr nützlicher Vorgang zu einer Zeit, wo Graf Beust sich anschickt nach Paris zu gehen. Oder sollte die Rede des Fürsten Bismarck gegen Sonnemann auch die Pläne des Grafen Beust alterirt haben? Und sollte die französische Regierung vielleicht plötzlich mindere Freude daran haben, ihn in ihrer Hauptstadt zu beherbergen? Diese Fragen sind mindestens sehr natürlich. Die nächsten Tage werden sie beantworten.

21. October. J.

Literatur.

Vom Büchertisch. Die Klassiker der Malerei. Verlag von P. Neff in Stuttgart. — Von diesem wiederholt besprochenen und empfohlenen Sammelwerke liegt gegenwärtig auch die zweite Serie vollendet vor. Die erste Abtheilung gab bekanntlich eine Auswahl der Meisterwerke der italienischen Kunst nach Stichen in photographischem Drucke wieder, die zweite jetzt abgeschlossene Serie macht uns mit den Werken der Niederländer und Spanier des siebzehnten Jahrhunderts bekannt. Die Herausgeber stießen dabei zum Theil auf große Schwierigkeiten. Die einzelnen Gemälde der Niederländer und Spanier sind nicht so oft in Kupfer gestochen worden, wie die Bilder zum Beispiel Raffaels und anderer Italiener. Es boten sich daher nicht so viele Vorlagen dar, aus welchen die nach Format und Stichweise passendsten bequem ausgewählt werden konnten. Dieser Umstand mag es entschuldigen, wenn das eine oder andere Hauptwerk vermißt werden sollte und die vollständige Repräsentation der Maler nach ihren verschiedenen Richtungen nicht in dem gleichen Maße wie in der ersten Serie erreicht wurde. Auf der anderen Seite stehen uns namentlich die niederländischen Bilder noch ganz nahe, sie lassen sich unmittelbar genießen und erfreuen den modernen

Sinn, daß eine ausgewählte Sammlung ihrer Werke vielleicht einen noch größeren Kreis von Liebhabern und Freunden finden dürfte, als die Proben italienischer Renaissancekunst. Die Herausgeber haben sich nach Kräften bemüht, die in der Sache selbst liegenden Schwierigkeiten zu überwinden. Sie haben keine hervorragenden Maler vergessen. Rubens ist durch zehn, Rembrandt durch acht, van Dyck durch sechs Blätter vertreten. Auch die berühmten Genre- und Landschaftsmaler der Niederlande, die Teniers, Terburg, Dow, Metsu, Mieris, Ruisdael, Hobbema Jan van der Meer u. s. w. werden in entsprechender Weise illustrirt. Am meisten bleibt zu bedauern, daß von Franz Hals nur ein Porträt, von Ostade nur eine Radirung vorgeführt werden. Der derbe Humor des ersteren, seine lebendige Schilderung der Schützengilden, wird uns nicht durch die Anschauung nahe gebracht und so eine empfindliche Lücke in unserer Kenntniß der niederländischen Schule gelassen.

Den Text zur zweiten Serie schrieb Alfred von Wurzbach bei aller Knappheit klar und mit guter Beherrschung des Stoffes. Wir benutzen den Anlaß, um ein Mißverständniß, das öfter gegenüber ähnlichen Sammelwerken wie die Klassiker der Malerei sich geltend macht, aufzuklären. Kupferstichsammler zucken verächtlich die Achseln über die Vermessenheit der Photographie, welche z. B. mit Morghens Stich des Abendmahls, mit Marcantons Kindermord wetteifern will. Kein vernünftiger Mensch denkt an die Möglichkeit einer Concurrenz der photographischen Nachbilder mit den Originalstichen. Wer die ersteren nach den Stechern ordnen wollte, würde dadurch nur den gröbsten Mangel an Kunstkenntnissen und die Rohheit des Auges beweisen. Die Kupferstiche besitzen aber neben dem inneren Stichwerthe auch noch ein weiteres Interesse als Reproductionen hervorragender Gemälde. Nicht immer deckt sich das eine mit dem andern. Morghens Stich nach Barroccis Christus als Gärtner ist als Grabstichelarbeit vortrefflich. Außerhalb der Kupferstichsammlungen wird aber das Blatt wegen der Erbärmlichkeit der Vorlage keine Bedeutung gewinnen, unter den Illustrationen zur Geschichte der Malerei wird es nur eine untergeordnete Stelle einnehmen. Von diesem letzteren Standpuncte aus werden Sammelwerke wie das vorliegende angelegt, von diesem Standpunct auch lassen sich die photographischen Reproductionen der Kupferstiche vollkommen rechtfertigen. Nicht der Stichwerth an sich, sondern die künstlerische Bedeutung des nachgestochenen Originales ist dabei entscheidend. Einen didaktischen Beigeschmack werden solche Sammelwerke immer bewahren. Zum Glück fällt in der Kunst Lernen und Genießen zusammen, vor allem wenn man aus den Kunstwerken selbst und ihren Nachbildungen zu lernen versteht. Die „Klassiker der Malerei" tragen wesentlich zum anschaulichen Verständniß der großen alten Meister Italiens und der Niederlande bei. So bedenklich die Sucht der Popularisirung der Kunstgeschichte auf literarischem Gebiete erscheint — sie hat dieser Disciplin alle Knochen ausgenommen und den Glauben wuchern lassen, bei dem Studium der Kunstgeschichte sei wissenschaftlicher Ernst nicht nöthig — so wünschenswerth ist die Verbreitung der Kenntniß der Kunstwerke selbst mit Hülfe der Anschauung. In diesem Sinne sollen die „Klassiker der Malerei" nochmals empfohlen sein.

A. S.

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.
Ausgegeben: 24. October 1878. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Romantiſches aus Kärnten und Steiermark.

Von W. Lang.

I.

Kärnten iſt ein ſtilles Land, das wenig von ſich reden macht. In den neueren Blättern der Geſchichte kann man lange ſuchen, bevor man auch nur auf den Namen ſtößt. Beſcheiden hält es an der Grenze unſeres Volksthums die Wacht, doch ſo treu es dieſes Amtes waltet, iſt es uns doch längſt ein fremdes Land geworden. Wir müſſen uns erſt ordentlich darauf beſinnen, daß es noch bis vor einem Jahrzehnt zum Deutſchen Bund gehört hat und daß einſt auch Abgeſandte von der Drau und Sau mit in der Nationalverſammlung ſaßen, die unſerem Vaterland die lang erſehnte Einheit ſchaffen ſollte. Betritt man aber ſeinen Boden, ſo iſt man alsbald von Erinnerungen an ein reiches vergangenes Leben umringt, an wilde kriegeriſche Zeitläufte, aber auch an ſanftere Erſcheinungen, die den geiſtigen Zuſammenhang mit dem Vaterlande lebhaft vergegenwärtigen. Dieſelben Ritter, die zu Streit und Abenteuern durch das Land fuhren, ſaßen wieder ſtill in ihrer Kammer, beſangen die Wonnen der Maienzeit und fertigten kunſtvolle Leiche zum Preiſe der angebeteten Herrin an. Die Thäler der Mur und Drau waren einſt erfüllt von deutſchem Liederſang, aber ſie wiederhallten auch vom Lärme blutiger Schlachten, in denen das deutſche Volksthum gegen die andrängenden Barbaren ſich behauptet hat.

Kärnten verdient ganz beſonders den Namen eines romantiſchen Landes; nicht blos in dem Sinne, in welchem man ihn mannichfaltigen Gebirgsgegenden überhaupt beizulegen pflegt; vielmehr kommen hier die zahlreichſten Denkmäler der Vergangenheit hinzu, die um ſo eindrucksvoller reden, je ſchweigſamer die Gegenwart iſt. Die Berghäupter ſehen auf alte Städte, Kloſterkirchen, Abteien, Ritterburgen ohne Zahl herab. Zumal an gebrochenen

Ritterburgen iſt kein Mangel, und nicht leicht mag ein Herzog ſo viele Edle aus berühmten Geſchlechtern in ſeinem Gefolge gehabt haben, als der von Kärnten. Das fängt ſchon im Steierlande an, wenn wir uns der kärntiſchen Grenze nähern.

Wir befinden uns im Thale der Mur, die, aus dem Lungau herabkommend, oſtwärts fließt. Unſere Fahrt, auf der Kronprinz Rudolfsbahn, geht dem Fluß entgegen. Das Thal iſt freundlich belebt, hier breiter dort ſchmäler, die Wieſen vielfach von Wald umſäumt, der von der Thalſohle hoch an den Bergen ſich hinaufzieht. Rechts die Sekkauer Alpen, der letzte Ausläufer der hohen Tauernkette, zur Linken die Gleinalpen und weiterhin die Seethaleralpen, gleichfalls ein Arm der Centralkette und gleichfalls Urgebirge; alſo auf beiden Seiten die ruhigen, großartig ſchwungvollen Formen, welche die Centralalpen auszeichnen, im Gegenſatz zu den kecken, wilden, phantaſtiſchen Geſtaltungen, in denen ſich das Kalkgebirge gefällt. Doch weil das Urgebirge breit und maſſig nach den Thälern herab ausladet, ſeine Spitzen aber weit zurückliegen, ſo ſind die letzteren von der Thalſohle aus ſelten dem Auge erreichbar. Nur zuweilen tritt durch die Seitenſpalten der Hauptkamm in Sicht. Es liegen aber auf dieſem, ſowohl rechts als links, anſehnliche Gipfel, deren Erſteigung neuerdings ein beliebtes Ziel der Alpenfreunde iſt: in den Tauern der Sekkauer Zinken und der hohe Reichart, in der Kette zur Linken der Speikkogl und der Zirbitzkogl; der letztere um ſeiner weiten Rundſicht willen, die bis zum Terglou in den juliſchen Alpen reicht, der berühmteſte unter den genannten, wie er denn auch, noch immer eine Seltenheit in den öſtlichen Alpen, mit einem Touriſtenhaus unterhalb des Gipfels verſehen iſt.

Der Thalboden iſt gut bebaut, der Ortſchaften ſind viele, und überall hämmern die Eiſenwerke und glühen die Hochöfen, eine für die ſteiriſchen Gebirgsthäler beſonders charakteriſtiſche Scenerie. Auch jetzt, da die Noth der Zeit ſchwer auf dieſen Induſtriezweig drückt, ſind doch die Hämmer unverdroſſen in ihrer einförmig geräuſchvollen Arbeit. Ab und zu ſieht man freilich ein Radwerk, das den Unbilden der Zeiten erlegen iſt und jetzt ſtill und verödet ſteht, und die prahleriſche Burgruine auf der Anhöhe daneben ſcheint mit ihren weit aufgeriſſenen Fenſterhöhlungen eine Grimaſſe dazu zu ſchneiden, hohnlachend, daß die Vergänglichkeit der Dinge auch die Stätte des Fleißes und der Arbeit nicht verſchont hat.

Die Stadt mit Mauer und Thürmen, die jetzt erhöht über der Mur zur Linken erſcheint, iſt Judenburg. Sie gehört zu denjenigen Städten, die einer blühenden Vergangenheit ſich rühmen können, durch die neueren Verkehrswege aber ſchonungslos bei Seite geſtellt ſind. Judenburg war ehemals ein Knotenpunct der italieniſchen Handelswege. Es laufen hier nämlich zwei Straßen aus dem Venetianiſchen zuſammen, durch das Lavantthal und durch

das Gurkthal, hier fanden ſie ihre Fortſetzung theils nach Leoben und Wien, theils über die Hohen Tauern ins Salzburgiſche. Aber von dieſem Durchfahrtsverkehr iſt nichts mehr vorhanden, und auch nichts mehr von den alten Wohn- und Kaufhäuſern, ſeitdem eine Feuersbrunſt im Jahre 1840 die ganze Stadt in Aſche gelegt hat. Es befand ſich an dieſem Platze ſchon eine römiſche Niederlaſſung, die — man weiß es nicht mehr ſicher — Caſtra Montana oder Idunum hieß. Ein leichtfertiger Etymologe könnte auf den Gedanken verfallen, der heutige deutſche Name der Stadt ſei eine Ueberſetzung des letzteren, die ſich ganz von ſelber im Volksmund vollzogen habe, als durch die günſtige Lage für Handelsgeſchäfte wirklich zahlreiche Juden und Geldwechsler angelockt wurden, um ſich hier niederzulaſſen. Wie dem auch ſei, jedenfalls haben die Juden dauernd der Stadt ihren Namen aufgeprägt, obwohl ſie im fünfzehnten Jahrhundert alleſammt von den Chriſten genöthigt wurden, dieſelbe zu verlaſſen, was ſie allerdings nicht verhindert hat, ſchon nach kurzer Zeit wieder zu kommen.

Unter den Burgen, welche in der Nähe der Stadt zerſtreut liegen, trägt Lichtenſtein den berühmteſten Namen. Sie liegt eine Viertelſtunde unterhalb Judenburg und gilt unter den etlich und ſiebzig Burgen dieſes Geſchlechts für den Stammſitz deſſelben. Hier iſt um die Wende des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts der fahrende Ritter und Minneſänger Ulrich von Lichtenſtein, Sohn des Herrn Dietmar, geboren. Hier hat er ſeine Jugend verlebt, und hier hat er, als er noch jung und ſo dumm war, daß er auf Gerten ritt, vernommen, daß Niemand Würdigkeit erwerben mag, der nicht guten Weiben zu Dienſte bereit iſt mit Leib, Gut, Muth und Leben. Demzufolge verlor Herr Ulrich keine Zeit, und ſchon im zwölften Jahre erkor er ſich ſeine Frau, deren Dienſt er ungeſäumt mit tapferem Ernſte begann. „Eins geſchah mir oft. Wenn ich wo des Sommers ſchöne Blumen brach, ſo trug ich ſie meiner Frauen hin; wenn ſie die in ihre weiße Hand nahm, ſo dachte ich in meiner Freude: wo du ſie angreifeſt, habe ich ihnen eben ſo gethan. Wenn ich hinkam, wo man meiner herzlieben Frauen Waſſer über ihre weißen Händlein goß, ſo nahm ich das Waſſer, das ſie angerührt hatte, heimlich mit mir und trank es aus vor Liebe."

Ulrich von Lichtenſteins „Frauendienſt" iſt für die Kenntniß der Denkart und der Sitten des Mittelalters eines der koſtbarſten Denkmäler. Wie am Ausgang der Stauferzeit ein Ritter ſeine Zeit verbrachte, wie ſein äußeres und ſein inneres Leben beſchaffen war, deſſen iſt Herr Ulrich ein treuer und redſeliger Zeuge. Und indem man in ſeine Geſtändniſſe und Denkwürdigkeiten ſich vertieft, ſchweifen die Gedanken unwillkürlich über die Berge hinüber nach dem Arno, wo fünfzig Jahre ſpäter ein größerer Dichter ebenfalls ſeine Jugendliebe beſchrieb, während gleichzeitig noch eine ganz andere Per-

ſpective ſich aufthut, die, wie ſchon Guſtav Freytag bemerkt hat, geradewegs nach dem ſinnreichen Junker von der Mancha hinweiſt. Mit Dantes kleinem Jugendwerke: „Neues Leben" hat des deutſchen Ritters Frauendienſt in der That nicht geringe Verwandtſchaft. Hier wie dort der Rahmen einer Erzählung, in welchen zahlreiche lyriſche Gedichte eingetragen ſind, hier wie dort die Schilderung eines Herzensromans, der mit dem früheſten Alter beginnt — in Italien, wie billig, noch früher als in den Alpen — und beide mal iſt die äußere Erzählung dürftig genug, ſie behilft ſich mit bloßen Andeutungen, abſichtlich wird der Name der Geliebten verſchwiegen, alles Oertliche und Thatſächliche iſt mit einem traumhaften Schleier verhängt. Das Geheimniß iſt der eigentliche Reiz des Verhältniſſes, beide Dichter ſind verſchwiegen, und doch drängt es ſie zugleich, von ihrem Geheimniß der ganzen Welt Mittheilung zu machen: aus dieſem Widerſtreit entſpringt der eigenthümliche Charakter der beiden Werke. Je weniger die Liebenden den Namen oder Stand und Aufenthalt der Geliebten verrathen dürfen, um ſo mehr liegt ihnen daran, eine deutliche Vorſtellung von ihrem eigenen Seelenzuſtand zu geben; ſie belauſchen ſich ſelbſt, ſie machen ein förmliches Studium aus ihren Empfindungen: was die Qual und was die Seligkeit der Liebe iſt, ſucht Jeder, ſo gut er vermag, darzuſtellen nach ſeinen inneren Erfahrungen.

Und auch die Art ihrer Liebe trägt gemeinſame Züge. Allbekannt ſind die Stellen, wo Dante ſeinen Zuſtand beſchreibt, wie er ſeine Beatrice erſtmals ſah, wie ihm erſtmals die Seligkeit eines Grußes von ihr wird, und dann die ſpätere Scene, als er ſie in Geſellſchaft anderer adeliger Damen aufſucht — ſchon beim bloßen Entſchluß, ſie zu ſehen, verſpürte er ein wunderbares Zittern, das in ſeiner Bruſt an der linken Seite begann und ſich ſchnell von da durch alle Theile ſeines Körpers verbreitete; und als er ihrer wirklich anſichtig wird, erliegen ſeine Lebensgeiſter völlig der Gewalt Amors, er wird ein anderer denn zuvor, die Frauen mit ſammt der Angebeteten ſpotten ſeines ſeltſamen Benehmens, ein wohlmeinender Freund zieht ihn bei Seite, und erſt, nachdem er ein wenig geruht, kehren die erſtorbenen und vertriebenen Geiſter wieder in ihr Beſitzthum zurück. Man darf hiermit wohl in Vergleich ſetzen die Art, wie Herr Ulrich ſich benimmt, als er erſtmals gewürdigt wird mit ſeiner Frauen zu reden. Endlich iſt ihm die beglückende Zuſage geworden, er faßt ſich ein Herz, ſpricht ſich ſelber Muth ein und reitet nach ſolcher Vorbereitung kühnlich zu ihr; allein „als ſie mich bei ſich gewahr ward, kehrte ſie ſich von mir um, da ward mein Sinn ſo zaghaft, daß mir die Zunge alsbald verſtummte und mir das Haupt niederſank, alſo war ich jegliches Wortes beraubt". Und wie jetzt vollends ein anderer Ritter zu ihr jagt, da ſieht er auf und bleibt furchtſam und verzagt hinter ihnen. Bald ermannt er ſich ein zweites mal und reitet von Neuem

zu ihr: „Die reine Süße ſah mich an, und von ihrem Anſehn erſchrack mein Leib ſo, daß ich wieder ſchweigen mußte, die Kraft der Minne band mir meinen Mund zuſammen, ich wußte wahrlich nicht, wo ich ſaß.“ Und wie das erſtemal verliert er ſich im Selbſtgeſpräch, ſein Herz redet mit dem Leibe und bringt es dahin, dieſem nochmals Muth einzuflößen: „Sieh doch, das werthe Weib reitet vor dir ganz allein und unbehütet, wie biſt du ſo furchtſam, daß du nicht zu ihr reiteſt und ihr all deinen Sinn ſagſt? Nur hin, das iſt mein Rath, weil du ſonſt die Gelegenheit verlierſt.“ Nun ritt ich wieder zu ihr, und fühlte, daß ich vor Furcht bleich war, meine Angſt zu reden war groß, das Herz ſprang mir in meiner Bruſt und ſagte: nun ſprich! nun ſprich! nun ſprich! da dich Niemand hindert. Wohl zehnmal thät ich den Mund auf, zu ihr zu ſprechen, da lag aber die Zunge nieder und wollte kein Wort ſagen. So ſchied ich von ihr wieder wie erſt, daß ich ihr kein Wort ſagte. Das geſchah mir dieſes Tages wohl fünfmal.“ (Ich citire nach der Bearbeitung von L. Tieck.)

Sind das nicht verwandte Seelenzuſtände? Und verwandt auch die Kunſt, das Unausſprechliche in Worte zu faſſen? Und dennoch ſieht ſich derjenige, der aus der vita nuova kommt und zu dem ſteiriſchen Poeten ſich begiebt, in einer völlig anderen Welt. Es iſt, als ob man aus einer ſonnigen italieniſchen Landſchaft plötzlich in das rauhe Gebirge verſetzt würde. Bei dem deutſchen Ritter taucht neben den zarteren Regungen alsbald ein grob realiſtiſches Element auf, das dem Sänger am Arno durchaus fremd iſt. Zart bis ins Schattenhafte ſind bei dieſem Perſonen und Begebniſſe gezeichnet, bei dem Lichtenſteiner ſind wir auf der feſtgegründeten Erde, ſeine Menſchen haben Fleiſch und Blut, Knochen und Fäuſte, und ſein Realismus durchdringt die ganze Compoſition. Vor Allem, der Dichter der vita nuova geht ganz auf in der Beobachtung und Schilderung ſeiner Liebe, er hat für nichts anderes Auge und Sinn; kein Zug, der nicht in unmittelbarer Beziehung zu dieſem einzigen Thema ſtünde. Den Deutſchen ſehen wir von einer zwiefachen Leidenſchaft beſeſſen: er iſt ein eifriger Liebhaber, doch zugleich ein eben ſo eifriger Ritter und Lanzenbrecher. In der Maienzeit gewinnt die Minne neuen Trieb, „da mag man werthen Frauen dienen baß“, aber in der Maienzeit mag der Ritter auch ungern in ſeinem Hauſe ſtille liegen. Beide Leidenſchaften vertragen ſich aufs Beſte, ja ſie ſind im Grunde ein und daſſelbe, denn auch das Lanzenbrechen iſt nach der Sitte des Zeitalters in den Dienſt der Minne geſtellt. „Manche ſtachen aus hohem Muth, manche um Gut zu erwerben, manche um die Weib und manche um zu lernen.“ So ſagt Herr Ulrich ſelbſt von dem großen Turnier zu Frieſach. Es verſteht ſich, daß unſer Ritter ſtets „um die Weib“ ſeine Speere verſticht. Er iſt mit ganzer Seele dabei, und ſein ganzes Intereſſe geht darin auf. Ohne

anderes Sinnen und Trachten geht er durch die Welt. Er pilgert einmal nach Rom, aber mit keinem Wort verräth er, was er in der ewigen Stadt geſehen. Er hält ſich einmal zur Winterszeit in Venedig auf, aber ihn beſchäftigt nichts als die abenteuerliche Ritterfahrt, zu der er ſich daſelbſt rüſtet. Wiederholt zieht er durch die heimathlichen Alpen, aber man ſucht vergebens irgend eine Spur, daß ihm die Landſchaft oder auch nur die Beſchwerde des Weges einen Eindruck gemacht: nur das Erwachen des Lenzes regt ſeine Empfindung an, niemals die Formen, die ihn umgeben. Weit überlegen iſt ihm hierin Dante, der, nicht in der vita nuova, aber in der göttlichen Komödie, reich iſt an Bildern, die er aus der Landſchaft, aus der Beobachtung der Natur, aus der Erinnerung an fremde Städte und Bräuche entnimmt. Für all das hat unſer Ritter kein Auge. Aber auch er kann beredt ſein, ſobald es nämlich ſeinem Handwerke gilt und der Leidenſchaft, die ihn einzig erfüllt. Wie er ſeine Liebesgedanken in endloſer Breite ausſpinnt, ſo wird er auch nicht müde, die einförmigen Gänge eines Turniers der Reihe nach zu beſchreiben, den Glanz der Banner und Helme und Schilde zu preiſen; aufzuzählen, wie viele Ritter im Gefolge der hohen Herren kamen, oder nachzurechnen, wie viel Speere dieſer verſtach, wie viel Roſſe jener im Spiele gewann. „Sie ſtapften zu einander, und als ſie kaum noch eines Roſſelaufes weit getrennt waren, da war Punirens Zeit, man ſah ſie an einander kommen und Mann und Roß fallen. Laut krachten Speere und Schilde, mancher ward ſo geſtoßen, daß ihm die Kniee ſchwollen, manche holten Wunden und Beulen; ſie wollten umkehren, da wurde manchem der Helm abgebrochen, manch Schwert erklang auf Helmen, viele Schilde zerbrachen. Der Graf von Tirol rannte den von Kärntenland an, ihr beider Puneis war gut. Nach ihnen beiden kam ihre Schaar, daß das ganze Feld erklang. Da wurde gerungen und geſchlagen und von den Stößen ſaß manches Roß auf die Hechſen nieder.“ Man ſieht, daß doch zuweilen ein epiſcher Hauch über ihn kommt, ein lebendig anſchauliches Bild ſeiner Feder entfließt oder vielmehr der ſeines Schreibers. Denn er, der ſozuſagen zu den claſſiſchen Namen unſerer Literatur zählt, war ſelber gar ungelehrt und weder Leſens noch Schreibens kundig; alſo daß er ein Brieflein ſeiner Frauen, mit dem er einſtmals beglückt wird, zehn Tage lang ungeleſen im Buſen tragen muß, weil der hülfreiche Schreiber nicht zur Stelle iſt.

Zuletzt iſt der bärenmäßige Eifer, beim Tjoſtiren und Turnieren ſich herumzuſchlagen, nichts anderes als ein natürlicher Gegendruck gegen die verfeinerten Empfindungen der Ritterminne. Der ſchmachtende Liebhaber bedarf einer gründlichen Erholung. Dieſe zarten Sänger ſtellen ihr geiſtiges Gleichgewicht wieder her, indem ſie wacker auf einander hauen und die Speere ſich auf den Helmen zerbrechen. Es iſt der Ausbruch der Natur wider die Un-

natur, der rohen Körperkraft gegen den Zwang einer unbefriedigten Schmachtliebe; nur daß die Raufwuth ſelbſt wieder unter Geſetze und Regeln gebracht und zu einer Kunſt, zu einer mit Förmlichkeiten umgebenen Sitte erhoben iſt. Es ſpringt in die Augen, welchen Vortheil der deutſche Dichter, wofern er ein Künſtler war, den einförmigen, blaſſen Tönen der vita nuova gegenüber hatte, wenn er ein Element der Kraft und der Handlung in ſeine Dichtung einfügte, wenn zu dem lyriſchen ein epiſches Moment ſich geſellte. Aber freilich war die künſtleriſche Compoſition nicht des Herrn Ulrich ſtarke Seite, auch wenn das inhaltloſe Spiel der Turniere nicht in ſeiner Art genau eben ſo monoton geweſen wäre, wie die endloſen Klagen des unerhörten Liebhabers.

Doch die Liebe ſelbſt, wie ſie bei dieſem Minneſänger erſcheint, hat bei näherem Zuſehen einen ungleich irdiſcheren Charakter als die des jugendlichen Florentiners. Schon die Opfer, die er ihr bringt, ſind von ſtark materialiſtiſchem Gepräge. Er bricht im Sommer ſchöne Blumen für ſeine Frauen, aber er trinkt auch heimlich das Waſſer, das ihre weißen Händlein begoſſen hat, vor Liebe aus. Er iſt, als die Angebetete über ſeinen ſchiefgewachſenen Mund ſich luſtig macht, raſch entſchloſſen, das mißfällige Glied ſchneiden zu laſſen, und hält die ſchmerzhafte Operation durch den Meiſter in Graz männlich aus, davon er dann ſechſtehalb Wochen als ſieder Mann darnieder liegen muß. Und als er in einem Turnier in Brixen einen Finger verletzt hat und ſeiner Frauen Botſchaft ſchickt, daß er ihretwillen den Finger verloren habe, ſie aber ihm vermelden läßt, er lüge, denn er habe ja den Finger noch, beſinnt er ſich nicht lange und ſchickt ihr mit Begleitung vieler Verslein den Finger zu, den ihm ein Freund hat abhauen müſſen. Das ſind Züge, die ſchon ſtark an die Verrücktheiten des fahrenden Ritterthums, ſtark an Don Quixote erinnern, und derlei Züge ſind auch ſonſt zu finden, in den abſonderlichen Erfindungen, mit denen Ulrich ſeine Ritterſchaft würzt; ſo wenn er bei dem großen Turnier in Frieſach eines Morgens mit zwölf Knappen aus dem Walde kommt, ganz grün gezieret, die Speere grün, Wappenkleid grün, Schild und Helm grün, die Knappen grün und ihre Pferde, und alſo zum Rennen reitet; nicht minder bei jener abenteuerlichen Fahrt von Venedig durch Krain, Kärnten, Steierland und Oeſterreich, auf der er als Frau Venus verkleidet überall auf Tag und Stunde die Ritter zum Zweikampf beſtellt hat. Später folgt dann noch eine ähnliche Fahrt, auf der er als König Artus mit der Tafelrunde ſchöne Ritterſchaft treibt. Um billig zu ſein, muß man hinzufügen, daß was bei dem ſinnreichen Junker der Mancha greifenhaft verzerrt iſt, bei dem Deutſchen des dreizehnten Jahrhunderts als tolle Jugendluſt erſcheint. Thorheit treiben Beide, aber der eine die Thorheit des ſpäten, der andere die des frühen Alters. Wie man dem Kinde verzeiht,

Digitized by Google

ſo verzeiht man Herrn Ulrich ſeine Launen und ſeinen Uebermuth. Ein Kind iſt er in ſeiner Luſt an buntfarbiger Mummerei, und wie ein Kind weint und ſchluchzt er, als ihm ſeine Frau einmal ungnädige Botſchaft ſendet.

Der Ritter mag thun oder leiden, was er will, Alles geſchieht um ſeiner Frauen willen, in ihrem Dienſt, den ſie zwar nie angenommen, aber auch nie zurückgewieſen hat. Nur würde man gröblich irren, wenn man meinte, blos um ihr wohlgefällig zu ſein, blos um eines Grußes oder um ihrer ſchönen Augen willen ſetze der Ritter ſeine Werbungen mit Liedern und mit Botſchaften wie mit heldenmüthigen Abenteuern ſo beharrlich fort. Er macht vielmehr von der erſten Stunde kein Hehl daraus, was er unter dem Sold verſteht, „den man von Frauen holt". Er iſt in ſeinen Erklärungen von einer ganz erſchreckenden Deutlichkeit. Eines der erſten Lieder, das er der Geliebten zuſendet, und man muß geſtehen, daß es zu den beſten und friſcheſten von allen gehört, preiſt den Tag, da er die Süße mag ſehen, führt dagegen Klage über die unholde Nacht, die ihm nur Leid und Ungemach giebt — wie gerne wollte er die Nacht loben, „ergienge es jemals ſo, daß ich ihr ſolle nahe liegen". Und als er zum erſtenmale ein Wort zu ihr redet (nachdem er jene Anwandlungen der Schüchternheit überwunden), ſagt er ihr frei und frank, daß ſeine Abſicht ſei, ihren reinen ſüßen Leib zu gewinnen. Den naivſten Ausdruck findet dieſe unumwundene Werbung bei der Zuſammenkunft, die ihm die Angebetete endlich auf ihrem Schloſſe gewährt. Das erſte Wort, das er knieend an ſie richtet, iſt das herzhafte und unverblümte Geſtändniß ſeines Begehrs, und die ganze folgende Unterredung dreht ſich einzig um dieſelbe immer wiederholte Bitte, welche die durch die Anweſenheit ihrer Frauen weislich gedeckte Geliebte ebenſo ſtandhaft verſagt. Schon als er eingelaſſen wurde und im erſten Augenblicke dieſe ſtarke Bedeckung der reizend auf ihrem Ruhebette liegenden „Reinen Süßen" gewahr wurde, hatte ihm nichts Gutes geahnt: „Die acht Frauen waren klar und minniglich, ſie hatten köſtliche Gewand, aber mir däuchte doch, es wären da der Frauen zu viel; ich ſah ſie von Herzen ungern".

Fragt man, welche Rolle die erkorene Frau in dem ganzen Liebeshandel ſpielt, ſo zeigt ſich, daß dieſelbe ziemlich complicirt und die Frage nicht einfach zu beantworten iſt. Zunächſt erſcheint die Frau als die Wächterin der guten Sitte gegenüber dem verwegenen Begehren des Liebhabers. Zugleich vertritt ſie den geſunden Menſchenverſtand gegenüber des Ritters Ueberſpanntheit. Sie ſetzt dieſer nicht blos die unerſchütterliche Pflicht, ſondern auch kühlen Spott entgegen. Als ſie erfährt, daß er ihr zu Liebe ſich den Mund ſchneiden laſſen will, hält ſie es für unglaublich: „er thut es gewiß nicht, denn es dünkt mich dummlich gethan," und als der Bote den überſandten Finger bringt, ruft die reine Gute: „O weh, das iſt eine große Geſchicht!

Die Dummheit hätte ich ihm nicht zugetraut, daß je ein verſtändiger Mann ſo was thun würde". Allein damit iſt ihre Rolle nicht erſchöpft. Obwohl ſie die Werbung ſtandhaft zurückweiſt, läßt ſie ſich dieſelbe doch gefallen. Sie treibt ein Spiel mit dem Ritter, ſei es, daß ſie ſelbſt ein Vergnügen daran findet, oder daß ſie ſich einfach dem bequemt, was Sitte der Zeit iſt. Obgleich der Ritter, wie geſagt, von Anfang an ſeiner Dame mit den deutlichſten Zumuthungen zuſetzt, hütet ſie ſich doch, ihn gänzlich abzuſchütteln, vielmehr unterhält ſie einen heimlichen Verkehr mit ihm, der immer Hoffnung übrig läßt und ſie nährt. Er iſt verheirathet und ſie iſt verheirathet, aber eine gefällige Tante des Herrn Ulrich übernimmt die Vermittelung. Sie berichtet der Reinen von der Noth ihres Neffen. Sie trägt ihr die Briefe und Liebeslieder deſſelben zu. Und die hohe Frau nimmt dieſe Sendungen an, ſie lächelt minniglich und wird froh, wenn ſie die ſüßen Weiſen vernimmt, ſie antwortet auch zuweilen, ſie ſchickt ihm ein Büchlein, um ſich durch Leſen und Singen die Zeit zu kürzen, dann wieder ſchickt ſie ihm eine Weiſe, zu der er deutſche Worte ſetzt, und zum Dank hiefür ſendet ſie ihm ein Hündlein, ſie regt ſelbſt die erſte Zuſammenkunft mit Ulrich an, ſie hat ein Ringlein von ihm, und ſie behält auch den abgehauenen Finger, damit ſie ihn alle Tage ſehe, wobei ſie nur immer hinzuſetzt, er möge ſich nicht einbilden, daß ihm ſein Dienſt auch nur das Geringſte helfen ſollte. Kurz, ſie nimmt ſeine Huldigungen an, wenn ſie ihm auch den Dienſt nicht ſo lohnt, wie er begehrt.

Zuletzt läßt ſie ſich ſogar in das Wagniß ein, den Ritter in ihr eigenes Haus und Gemach einzulaſſen. Der Beſuch wird mit allerlei Mummerei, Liſt und Gefahr in Scene geſetzt, auch durch allerlei Mittel verzögert und die Ungeduld des Ritters geſteigert — Alles kunſtmäßige Veranſtaltungen, um das Abenteuer möglichſt mit romantiſchem Reiz auszuſtatten. Auch jetzt läßt ihm die Reine zuvor ſagen, er dürfe es ſich nicht ſo deuten, als ob ihm ſein Verlangen gewährt würde, ſie erlaube ihm den Beſuch nur um ſeines treuen Dienſtes willen und wolle ihn hier bitten, daß er ſie Dienſtes frei laſſe. Gleichwohl iſt ſeine Hoffnung begreiflicherweiſe ſtärker denn je entzündet, und obwohl die Tante ihn ſcharf verwarnt: „daß du nicht etwa mit ihr ringeſt, wie es mancher Männer Sitte iſt", ſo iſt doch ſie es, die — man weiß nicht, ob im Ernſt oder in heimlicher Bosheit — des Ritters Hoffnung immer wieder neu anſchürt. Und wie ſollte er nicht das Beſte hoffen, wenn nun die Reine, bisher von ſtarker Tugendwache umgeben, ihn bei Seite nimmt, allein mit ihm ein anderes Gemach betritt und wiederum ſich niederſetzt, worauf dann das Spiel von Begehren und Verſagen abermals beginnt, nur mit erhöhtem Temperament, aber freilich mit dem gleichen Erfolge, wie immer. Jetzt aber verliert der Ritter die Geduld, was man

ihm kaum verdenken kann, er erklärt, daß er auf alle Gefahr hin entſchloſſen ſei, die Burg nicht zu verlaſſen, ehe ihm denn Liebe geſchehe, und nun iſt die Frau ſelber in der Noth, ſie kann ſich nur noch retten, indem ſie ihm ſcheinbar Gewährung verheißt, gleichzeitig aber mit Weiberliſt ein Netz bereitet, in das der Bethörte, vor brennendem Verlangen gänzlich um ſeinen Witz gebracht, richtig eingeht. Im Augenblick, da er den Lohn ſeines Dienſtes endlich zu empfangen hofft, ſieht er ſich wieder in das Leintuch vor das Fenſter gebracht, und ehe er weiß, wie ihm geſchieht, niedergelaſſen und unſänftlich zur Erde abgeſetzt.

Man meint leicht, es ſei bei dieſem Abenteuer von Anfang an darauf abgeſehen geweſen, dem Ritter Beſchämung und weiblicher Bosheit einen Triumph zu bereiten, und nichts iſt naiver, als die Art, wie das Mißgeſchick von dem Opfer deſſelben eingeſtanden und ausführlich der Welt mitgetheilt wird. Wie der Betrogene in verzweifelndem Wehgeſchrei unter dem zugeſchloſſenen Fenſter liegt, gleicht er auf ein Haar dem von ſeinen Abenteuern zerſchlagenen Ritter von der Mancha. Und doch ſcheint der draſtiſche Abſchluß dieſer Begebenheit wirklich nur dadurch veranlaßt zu ſein, daß der Ritter mit ſeinem unerwarteten Ungeſtüm, der rückſichtslos Alles offenbar zu machen droht, keinen anderen Ausweg übrig läßt. Die Abſicht der Frau iſt vielmehr, ihm eine Huld zu erweiſen. Es iſt dem Ritter ſchon eine Ehre, wenn ſein freiwilliger und unbelohnter Dienſt überhaupt geduldet wird, wenn er nur irgendwelche Zeichen einer zugewandten Geſinnung erhält. Und offenbar ſchätzt es auch die Dame ſich ſelber zur Ehre, daß ihr dieſer treue und mit ſeltenen Opfern verknüpfte Dienſt gewidmet wird. Sie dankt ihm dafür, indem ſie ihm ſo viel Huld erzeigt, als ſich immer mit guter Sitte vereinigen läßt. Als die höchſte Ehre ſoll er es ſchätzen, daß ſie ihm ihr Schlafgemach zeigt. Sie findet nicht Worte genug, um ihm immer zu wiederholen: „daß ich Euch heimlich hier gern geſehen habe, iſt nur Euch zu Ehren geſchehen . . ., nehmet es für Ehre, daß ich Euch in mein Gemach habe kommen laſſen, was noch keinem Ritter geſchah . . ., daß ich ſo meine Ehre wage, iſt nur Euch zu Ehren geſchehen".

Man ſieht, auf welcher haarſcharfen Linie Sittlichkeit und Sitte in jenen Tagen ſtanden. Die Frauen trieben ein gefährliches Spiel; auch die tugendhafteſten ſuchten den Reiz auf, um ihn zu überwinden. Aber nicht alle überwanden ihn. Der Ritter trennt ſich zuletzt von ſeiner unerbittlichen Frau; warum, verſchweigt er, man kann aber den Grund leicht aus den Worten errathen: „Der iſt ein unweiſer Mann, der auf die Länge dient, wo man ſeinen Dienſt nicht belohnen kann". Der Unmuth giebt ihm eine Reihe von Liedern ein, worin er die Falſche, die Wandelbare anklagt, ihr Aprilwetter ſchilt und ſich ſelber vorwirft, daß er allzuſpät ſich dem Strick entwunden

habe. So ſingt er ſein Gemüth wieder frei, und am Ende denkt er: „wie lange ſoll's denn dauern, daß mein Herze ohne Frau iſt; wer ſeine Jahr ſo verſchwendet, daß er nicht mit Treue gute Weib minnt, dem wird rechte Würdigkeit verſagt". So ſucht er denn eine andere Frau und findet ſie. Gleich vom erſten Beſuche bei ihr kommt er froh zurück: „ich ſage nicht, was ſie da ſprach, aber hochgemuth kam ich von ihr zurück; ſie hatte Recht, daß ſie mir gut war, denn ſie war mir vor alle Weib". Man ſieht, nicht allezeit war das Werben der Ritter vergeblich.

Sie war ihm „vor alle Weib". Indeſſen ſaß Frau Bertha, ſein Ehegemahl, die ihm ſein Geſchlecht fortpflanzte, auf einer ſeiner drei Burgen im Murthale, auf der Frauenburg. Man erfährt es von Herrn Ulrich ſelbſt, der nach einer ſeiner Turnierfahrten ſich aufmacht, wieder einmal nach Weib und Kind zu ſehen. Aber die Gedanken, unter denen er an der Mur dahinreitet, ſind nicht nach Hauſe, ſie ſind noch immer nach der „Frauen" gerichtet; eben hat er ein neues Klagelied über ihre Unmilde dem Boten an ſie übergeben. „Mein Bote ſchied von mir und nahm die Lied geſchrieben mit. Ich ritt traurig von ihm, nach einem Ort, wo mir viel Gemaches geſchah, zu meinem lieben Gemahl, die mir nicht lieber ſein konnte, wenn ich mir auch ein ander Weib zu meiner Frauen erwählt hatte. Zehn Tage blieb ich da und ritt dann nach Lichtenſtein in ſehnendem Kummer" — der natürlich wiederum der „Frauen" gilt. Dieſe kurze und einzige Erwähnung ſeines Hausweſens inmitten der Schilderung abenteuerlicher Fahrten und eines verdrießlich langweiligen Liebeshandels wird auf jeden Leſer einen eigenthümlichen Eindruck machen. So kurz und beiläufig der Ritter darüber hinweggeht, iſt es doch eine Stelle, bei der man gerne länger in Gedanken verweilt. Es iſt, wie wenn plötzlich ein Lichtſtrahl einfiele, und dieſer Strahl beleuchtet ein heimliches Burggemach, in dem die Hausfrau emſig unter den Ihrigen ſitzt, ſie gedenkt des Fernen, Ungetreuen, der wie ein Unweiſer im Lande umſchwärmt, doch ihre Sorge bergend erzählt ſie den Knaben von den ritterlichen Werken des Vaters, da plötzlich ſpringt ſie auf, ein Zeichen des Wächters hat die Ankunft des Herrn vermeldet, ſie nimmt den Jüngſten und eilt zum Thore und bietet frohen Willkomm dem Gemahle, der ſelbſt wie aus einem Traume aufwacht, als er wieder ſeinen Schloßhof betritt und das eigene Gemach und von den Seinigen ſich umringt ſieht. Doch wie lange wird's dauern, ſo lockt das Traumbild und zieht ihn wieder hinaus aus den engen Mauern. Hat er doch, ſo lange er zu Hauſe ſaß, heimlich die Maße abgezählt zu neuen Liedern auf die entfernte Süße. Herr Ulrich iſt vielleicht, wenn er zu Hauſe iſt, ein muſterhafter Gatte und Hausvater, doch leider leidet es ihn nicht lange zu Hauſe. Alles, was ihm an Empfindung an Hochſinn und Poeſie verliehen iſt, das knüpft er nicht an ſein Ehgemahl,

ſondern an die Frau. Dieſem Geſchlechte war das Bedürfniß einer höheren Bildung aufgegangen, das Bedürfniß, aus der groben Wirklichkeit eine lichtere und ſchönere Region aufzuſuchen; allein dieſer Drang konnte ſich für jetzt nur in der Art Genüge thun, daß eines neben dem anderen war: der Ritter lebte ein doppeltes Leben, das der Proſa und das der Romantik, das der Wirklichkeit und das der Einbildung. Anſtatt das Leben ſelbſt zu verſchönern, wurde es in zwei Hälften auseinandergelegt, in ein wirkliches und ein ideales, nur daß auch das ideale Leben immer wieder verlangte, in die Wirklichkeit umgeſetzt zu werden. Beide wurden vom Ritter erlebt und durchgelebt, und das Merkwürdigſte an jener Zeit iſt eben das, daß die Zwieſpältigkeit gar nicht empfunden wurde, vielmehr überall die höchſte Unbefangenheit in dieſen Verhältniſſen und Empfindungen ſich ausſpricht.

Die Frauenburg, wo Ritter Ulrich damals auf eine Woche bei ſeinem Gemahl einkehrte, liegt in geringer Entfernung von Lichtenſtein, an der Mur aufwärts, nahe bei Unzmarkt. Heute ſind es drei Bahnſtationen. Die Berge treten hier näher zuſammen, und das Thal macht plötzlich eine Wendung nach Süden. Ein Vorſprung an der waldigen Bergwand trägt die heute noch anſehnlichen Trümmer dieſer Burg, auf der dem Herrn Ulrich viel Gemaches, aber auch mehr als einmal Ungemaches geſchah. Er ſelbſt erzählt, wie er hier eines Tages von zwei untreuen Geſellen überfallen, mit Liſt gefangen genommen und an eine Kette gelegt wurde. Erſt nach Verfluß eines Jahres brachte ihm im Auftrag des Staufers Friedrich II. der Graf Mainhard von Görz Befreiung, die er noch mit ſtarkem Löſegeld zu erkaufen hatte. Schlimmer noch erging es ihm hier am Spätabend ſeiner Tage. König Ottokar II. von Böhmen hatte in der kaiſerloſen Zeit, die auf das Ende der Staufer folgte, Oeſterreich und Steiermark in ſeine Hand gebracht, allein dieſer Beſitz koſtete ihn zahlreiche Kriegszüge, wobei es den Ländern übel erging. Nicht blos die Ungarn machten ihm Steiermark ſtreitig, ſondern auch der einheimiſche Adel that ſich zuſammen und wehrte ſich gegen die ſlaviſche Ueberfluthung, die der Premyſlide in das deutſche Murthal leitete. Unter den ſteiriſchen Verſchworenen war auch Ulrich, und es macht einen angenehmen und verſöhnenden Eindruck, daß dieſes nichtige und abenteuernde Leben am Ende noch von einem wirklichen Inhalt erfüllt wurde. Er hatte freilich ſeine Feindſchaft gegen den Böhmen ſchwer zu büßen. In der Frauenburg belagert und gefangen wurde er ſeiner Habe verluſtig, und ſeine drei Burgen Lichtenſtein, Frauenburg und Murau gingen in Feuer auf. Er durfte es aber noch erleben, daß in Rudolf von Habsburg ein Rächer erſtand, der dem König die uſurpirten Länder wieder entreißen ſollte. Im Januar 1275 oder 1276 iſt Ulrich geſtorben und in der Stiftskirche zu Seckau, in einem Nebenthale der Mur unweit Knittelfeld, beigeſetzt worden. In der Seitencapelle St. Jo-

hann daselbst ist noch das Grabmal des steirischen Ritters zu sehen. Er selbst hatte die Capelle, darin er ruhen wollte, zu bauen angefangen, sein Sohn Otto vollendete sie. Leider hört man, daß sie sich heute in einem üblen Zustande befinde.

Die socialdemokratische Presse.

Von P. Dehn.

Ein hoffentlich wohlthätiges Gesetz von großer Bedeutung, dessen ganze Tragweite zu bemessen sich zunächst Niemand unterfangen dürfte, wird in Kraft getreten sein, wenn diese Zeilen gedruckt vorliegen, ein Gesetz, welches den Zweck hat, die Agitation einer bestimmten Partei und damit diese selbst zu unterdrücken. Da sich die Agitationen aller wie auch immer gearteten Parteien in verschiedenen Formen äußern, so war es nöthig, diese letzteren in dem beabsichtigten Gesetze einzeln zu bezeichnen: Vereine und Versammlungen, Zeitungen und Druckschriften. Welche Agitationsart von größerer Wirkung ist, ob die gesprochene Rede mächtiger ist oder das gedruckte Wort, mag dahingestellt bleiben — die hohe Bedeutung der Presse wird gewiß nirgendwo vom neunzehnten Jahrhundert unterschätzt. Für das Parteigetriebe wie für die Kenntniß desselben ist die Presse offenbar von größerer Wichtigkeit, als das Vereins- oder Versammlungsleben selbst, weil sie genauer und übersichtlicher, was durch die Partei in der Vergangenheit geschehen, in der Gegenwart angestrebt, von der Zukunft erwartet wird, wiederspiegelt. In der Presse erkennt man die Partei, wie an den Kleidern den Menschen, und so sehr hat sich unser Parteileben veräußerlicht, daß eine Partei die Bestrebungen der übrigen Parteien — wenn überhaupt — wesentlich oder lediglich aus den Preßorganen derselben kennen lernt. Das gilt ganz besonders im Hinblick auf die socialdemokratische Partei und ihre Presse. Nicht eine Geschichte derselben, der Partei wie ihrer Presse, welche ja aufs Engste mit einander verbunden sind, soll in Nachfolgendem gegeben werden, das wäre ein interessantes, aber den Rahmen dieses Blattes weit überschreitendes Unternehmen, nicht von Lassalles vergeblichen Wünschen und Versuchen, sich ein eigenes Parteiorgan zu schaffen, nicht von Schweitzers verunglücktem „Socialdemokrat", nicht von den aus dem Lager der bürgerlichen Demokratie entstammenden Anfängen der socialdemokratischen Presse, wie sie sich zuerst in Süd- und Westdeutschland zeigten, soll hier gesprochen werden, auch hat es nicht in der Intention des Verfassers gelegen, eine erschöpfende Charakteristik der socialdemokratischen Presse und ihrer einzelnen Organe zu geben — nur zur Orientirung über den

Digitized by Google

gegenwärtigen Status derselben sollen die nachfolgenden Zeilen dienen, bevor die zu erwartenden Maßnahmen das Bild verändern.

Zunächst einige allgemeine Bemerkungen.

Innerhalb der socialdemokratischen Presse der Gegenwart machen sich vorzugsweise die Ideenströmungen geltend, welche zuerst Professor A. Held in Bonn in seinem lesenswerthen Schriftchen über „die deutsche Arbeiterpresse der Gegenwart" (Leipzig 1873) zutreffend charakterisirt hat, und zwar in erster Linie die Idee des demokratischen Volksstaats; sie ist allein bei den Socialdemokraten zu finden, weil diese den völligen Umsturz der bestehenden staatlichen Ordnung für die nothwendige Vorbedingung größerer Erfolge der Arbeiter halten; sodann die Idee, daß der Arbeiterstand in selbständigen Vereinigungen seine Interessen wahren solle, eine Idee, welche mehr oder minder allen Arbeiterbewegungen gemeinsam ist. Die Arbeiter sollen sich zu Verbänden, sei es in Form von Gewerks- oder Genossenschaften, sei es irgend wie sonst als Corporation, zusammenthun, um den Arbeiter vor Unfällen Krankheiten, Invalidität, Erwerbslosigkeit zu helfen und zu bewahren, um die Interessen der Arbeiter den Arbeitgebern gegenüber erfolgreicher, weil viribus unitis, wahrzunehmen. Endlich wird in der socialdemokratischen Presse, und zwar im Gegensatze zu den übrigen Arbeiterbestrebungen, die Idee der Productivassociation oder der Ersetzung des Arbeitslohnes durch den Arbeitsertrag befürwortet — ein fernes Ziel, welches, wenn einmal im Raum absehbarer Zeit erreicht, den Gegensatz zwischen besitzendem Arbeitgeber und proletarischem Arbeiter aufheben würde. Da nun die innerhalb der gemeingesetzlichen Schranken gehaltenen Bestrebungen der socialdemokratischen Arbeiter in Bezug auf Organisation und Association der Arbeit wie in Bezug auf Productivgenossenschaften im Princip weder bekämpft noch unterdrückt, selbst nicht einmal beeinträchtigt werden sollten, so erscheint nur die erste, von den Socialdemokraten allerdings vor allem betonte Idee des demokratischen Volksstaats als eine solche, deren weitere Erörterung und Verfechtung nach Erlaß des neuen Socialistengesetzes nicht mehr statthaft wäre, zumal, wenn sich damit antinationale oder religionsfeindliche Ideen verbänden.

Bekanntlich hat die Socialdemokratie die Wichtigkeit und Bedeutung der Agitation durch die Presse von Anfang an in vollem Umfange zu würdigen gewußt, und sie ist unausgesetzt bemüht gewesen, ihre Journalistik zu verbessern und zu heben. Beweis davon unter Anderem die zahlreichen Anträge, welche dem Socialistencongreß des Jahres 1877 in dieser Hinsicht vorlagen. So beschloß der gedachte Congreß, daß fortan ein billiges Monatsblatt zum Preise von circa 2 Mark jährlich erscheinen solle, welches eine Uebersicht über den Gang und Stand der socialistischen Agitation in Deutsch-

land, sowie kurze Versammlungsberichte zu bringen habe, um auch die unbemittelten Genossen über die Bewegung zu orientiren. Es sollte dies kein Localblatt, sondern ein über ganz Deutschland zu verbreitendes Volksblatt nach Art des früher erschienenen, aber eingegangenen „Agitator" werden. Auch beschloß der Congreß zur besseren Organisation der Parteipresse eine socialdemokratische Correspondenz zu schaffen, welche insbesondere Berichte über die Reichstagsverhandlungen, sowie über die sociale Bewegung des In- und Auslandes für die Localpresse bringen sollte. Frühere Versuche dieser Art waren gescheitert, und zwar deshalb, weil sich auf ein versandtes Circular hin nur die Redactionen zweier Blätter als Abonnenten meldeten. Nun wollte die Centralleitung die Sache officiell in die Hand nehmen — beide Projecte sind indessen allem Anschein nach nicht zur Verwirklichung gelangt. An billigen populären Blättern fehlt es übrigens der socialdemokratischen Presse nicht; auch bestehen mehrere durchgeschriebene und lithographirte Correspondenzen für die Redactionen der Localblätter, wie die gleichlautenden Reichstagsbriefe, Leitartikel und andere Mittheilungen in den verschiedenen socialdemokratischen Organen beweisen.

In Bezug auf die socialdemokratische Presse constatirte der auf dem vorjährigen Socialistencongreß in Gotha zur Verlesung gelangte „Bericht über Gang und Stand der socialistischen Agitation in Deutschland": „Neben dem „Vorwärts" bestehen in Deutschland noch 41 socialistische Blätter, ein ebenfalls socialistisch gehaltenes belletristisches Blatt „Die Neue Welt" und 14 Gewerkschaftsorgane, welch letztere mehr oder minder ebenfalls im Geiste des Socialismus gehalten sind. Von den 41 politischen Organen der deutschen Socialdemokratie erscheinen 13 wöchentlich sechsmal, 13 wöchentlich dreimal, 3 wöchentlich zweimal, 11 wöchentlich einmal. 25 dieser Blätter werden (1877) in von Parteigenossen begründeten Druckereien hergestellt, deren derzeit (1877) vierzehn in Deutschland existiren. Ein Vergleich der socialistischen Zeitungsliteratur mit dem Vorjahr (1876) zeigt uns eine Zunahme von 13 Blättern im Laufe der letzten neun Monate. Der Aufschwung unserer Presse (so fährt der erwähnte Bericht fort) ist deshalb ein geradezu großartiger zu nennen, zumal dieselbe nicht blos in Bezug auf die Zahl der Blätter zugenommen, sondern sich, und das ist das Wesentlichste, in Bezug auf Abonnenten mindestens verdoppelt hat". Da kein Grund vorliegt, an den Angaben des officiellen Berichts zu zweifeln, so berichten wir darnach, daß die 41 politischen socialdemokratischen Organe 1877 insgesammt über 100,000 Abonnenten zählten, abgesehen von dem Unterhaltungsblatt „Die Neue Welt", deren Auflage auf über 35,000 angegeben wurde. Inzwischen haben sich diese Zahlen noch vergrößert. Nach einer Mittheilung im „Vorwort des „Armen Conrad" für 1879 verfügte die socialdemokratische Presse

Ende Juli 1878 über 47 politische Zeitungen, wovon 12 Tagesblätter waren. Die Gesammtauflage der socialdemokratischen Zeitungen belief sich auf 110,000 Exemplare, die Auflage der einzelnen Blätter, von den drei verbreitetsten, „Hamburg-Altonaer Volksblatt", Berliner freie Presse" und „Vorwärts", abgesehen, schwankte zwischen 400 und 4000 Exemplaren. Dazu kommen noch in Deutschland 15 gewerkschaftliche Blätter mit zusammen 43,000 Abonnenten, welche socialdemokratischer Tendenzen beschuldigt werden könnten. Außerdem hatte das illustrirte Unterhaltungsblatt „Die Neue Welt" 37,000, das wissenschaftliche Organ der Socialdemokratie „Die Zukunft" 3500 Abonnenten. Erwähnt sei bei dieser Gelegenheit, daß auch der Vertrieb socialistischer Broschüren und Kalender große Dimensionen angenommen hat. So wurden beispielsweise von der brackeschen Agitationsschrift „Nieder mit den Socialdemokraten" über 100,000 Exemplare abgesetzt, und die beiden socialistischen Kalender, die in Leipzig („Armer Konrad") und Braunschweig („Volkskalender") herauskommen, haben in den letzten Jahren einen Absatz von 40 bis 60,000 Exemplaren gefunden. Charakteristisch ist es, daß auf dem letzten Socialistencongreß unter Anderem auch beschlossen wurde, es sollten diese Kalender fortan enthalten: Statistische Tafeln über Ein- und Ausgangszölle, über directe und indirecte Steuern, über die Gehalte der höchsten und niederen Beamten, über die Ausgaben für das Heerwesen und die Volksschulen, über die Gehälter sämmtlicher Regenten, Prinzen und Prinzessinnen und der Präsidenten der verschiedenen Republiken.

Die überaus rasche Ausbreitung und Vermehrung der socialdemokratischen Presse muß doch auch allerlei Mißstände im Gefolge gehabt haben, denn der erwähnte Bericht warnt alle Parteigenossen vor übereilten und schlecht fundirten Unternehmungen und legt ihnen die Pflicht auf, „bevor sie an die Neubegründung von Parteiorganen herantreten, sich genau zu überzeugen, ob die Möglichkeit der Existenz für das Blatt auch vorhanden, und vor allem, ob zu dessen Leitung auch die geeigneten geistigen und wirthschaftlichen Kräfte vorhanden sind". Offenbar war dies nicht überall der Fall. So bemerkte ein Delegirter (Meister) auf dem Congreß: „Manche dieser Localblätter und Blättchen seien theilweise sehr leichtsinnig gegründet und ermangelten der Existenzmittel". Ein anderer Delegirter (Kaulitz) meinte, manche socialdemokratische Blätter seien derartig redigirt, „daß wir keinen Staat mit ihnen machen können, sondern uns eher blamirten". Ein dritter Delegirter (Vollmar) versicherte, daß in der socialdemokratischen Presse nicht Alles so sei, wie es sein sollte, namentlich mangele es ganz bedeutend an Originalität der Artikel über ausländische Verhältnisse, und Bebel gab zu, daß die socialdemokratischen Redacteure jetzt theilweise auf die Scheerenarbeit angewiesen seien, hoffte aber, wenn sie von der Agitation entlastet werden würden, auf Besse-

rung dieser Zustände. Um diese schneller herbeizuführen, hatte Tölcke auf dem Congreß eine förmliche Organisation der Localpresse beantragt. Darnach sollten außer dem Centralorgan in ganz Deutschland zwölf Provinzialzeitungen herausgegeben werden, über deren Redaction, Wirkungskreis und Erscheinungsart der Congreß zu entscheiden gehabt haben würde. Zu diesem Behufe sollte der Congreß einen Ausschuß ernennen, welcher in Hamburg seinen Sitz gehabt und bis zum nächsten Congresse das gesammte Zeitungswesen und den Broschürenvertrieb zu leiten und zu controliren gehabt hätte; auch sollte ihm die Befugniß zustehen, pflichtvergessene Redacteure abzusetzen und durch andere zu ersetzen. Localausschüsse hätten das Rechnungswesen der einzelnen Blätter zu regeln und zu überwachen und darüber an den Congreß zu berichten. Ueber etwaige Ueberschüsse der Zeitungen sollte dann der Congreßausschuß verfügen, gleichzeitig freilich auch für die Deckung etwaiger Deficits einstehen. Endlich sollten alle nicht innerhalb dieser Organisation stehenden, nicht officiell approbirten Zeitungen von der Socialdemokratie Deutschlands nicht als Parteiblätter, sondern als Privatunternehmungen betrachtet werden. Ueber diese charakteristischen Anträge ging der Congreß allerdings zur Tagesordnung über, indem er zugleich die Parteigenossen ersuchte, „die Gründung von Localblättern nur dann anzunehmen, wenn die Existenzmöglichkeit erwiesen und die — für neue Unternehmungen nunmehr erforderliche — Zustimmung des Centralwahlcomités erfolgt ist", allein man anerkannte doch im Princip die Richtigkeit dieser Anträge und war darüber einig, was Frohme betonte, daß die Parteipresse durch das Centralwahlcomité eine geregelte Leitung erhalten müsse. Nur Opportunitätsgründe, das heißt Rücksichten auf die bestehenden Verhältnisse und Zeitungen hielten den Congreß ab, seinerseits organisirend einzugreifen und vorzugehen. Thatsächlich war damit die Verbannung der individuellen Freiheit aus der socialdemokratischen Journalistik ausgesprochen, die libertas in dubiis vernichtet, vorausgesetzt, daß der Congreß oder dessen Ausschuß seinen Beschlüssen unbedingte Geltung zu verschaffen vermochte, was keineswegs über jeden Zweifel erhaben gewesen ist.

Eine große Anzahl socialdemokratischer Localblätter, vielleicht die Mehrzahl, war 1877 noch nicht fähig, sich aus eigenen Mitteln zu erhalten; das Centralcomité mußte nicht unerhebliche Zuschüsse aus der Parteicasse leisten und gewährte unter Anderen der „Süddeutschen Volkszeitung" in Stuttgart und dem „Volksfreund" in Frankfurt a. M. je 75 M., der „Dresdener Volkszeitung" 45 M., dem „Zeitgeist" in München 40 M., der „Essener freien Zeitung" 25 M. regelmäßig monatlichen Zuschusses u. s. w., allerdings nicht nur für das Blatt, sondern auch für die locale Agitation. Irgendwelche Verpflichtungen, die an einem Deficit leidenden Localblätter zu unter-

stützen, hatte übrigens bisher das Centralcomité nicht. Im Verhältniß unerheblich sind, was hier erwähnt werden mag, die Einnahmen, welche die socialdemokratischen Blätter aus dem Inseratentheile ziehen, obschon derselbe an einigen Orten auch von außerhalb der Partei Stehenden benützt wird. Auffallend ist in den Inseratentheilen der socialdemokratischen Blätter der Mangel an einer Rubrik für den Arbeitsmarkt, für Nachfrage und Angebot auf demselben. Von den praktischen Bestrebungen in dieser Hinsicht, wie sie namentlich die Dresdener „Social-Correspondenz" verfolgt, scheinen sich die socialdemokratischen Blätter scheinbar absichtlich fernzuhalten, obschon sie sich hier gerade sehr nützlich erweisen könnten. Höchstens warnen sie gelegentlich einmal vor Zuzug nach einem Orte, wo Strike ausgebrochen ist. Das ist jedenfalls ungenügend.

Was den Verlag und Besitz der nachgenannten Blätter anbetrifft, so ist zu bemerken, daß dieselben mit ganz wenigen Ausnahmen Eigenthum derjenigen in der Regel gleichzeitig gegründeten Genossenschaftsdruckereien sind in welchen sie hergestellt werden. In diesem Verhältniß wird sich Angesichts des neuen Gesetzes Vieles ändern. Das Verlagsrecht einzelner Blätter repräsentirt einen nicht unerheblichen Werth.

Die größte Verbreitung unter den socialdemokratischen Blättern hat das „Hamburg-Altonaer Volksblatt", welches seine Auflage auf 17,000 und seine, Leser auf 70,000 angiebt. Es steht in seinem vierten Jahrgange, erscheint im Format der „Hamburger Reform" und wie diese mit einem komischen Titelbild versehen dreimal wöchentlich zum Preise von 2 M. 40 Pf. vierteljährlich; es ist das Hauptorgan der Socialdemokraten im nordwestlichen Deutschland, namentlich in Hamburg und Altona selbst, wo die Socialdemokraten bei den letzten Reichstagswahlen es bekanntlich auf über 40,000 Stimmen brachten, sodann in Schleswig-Holstein, in Dithmarschen u. s. w., obschon daneben noch mehrere Localblätter erscheinen: die „Deutsche Volkszeitung" in Hamburg, ein billiges Wochenblatt, die „Schleswig-Holsteinische Volkszeitung", dreimal wöchentlich in Kiel, das „Wilhelmshafener Volksblatt", zweimal wöchentlich in Wilhelmshafen, der „Mecklenburgisch-Pommerische Arbeiterfreund", zweimal wöchentlich in Rostock und das in ihrem dritten Jahrgange stehende, allem Anscheine nach ganz gut prosperirende, auch an Inseraten nicht arme Tagesblatt, die „Bremer freie Zeitung" in Bremen, zum Preise von 2 M. 50 Pf. vierteljährlich. Das „Hamburg-Altonaer Volksblatt" wird mit Geschick und Umsicht redigirt; es befaßt sich nicht blos mit politischen und socialpolitischen Fragen, sondern widmet auch communalen, provinziellen, künstlerischen und literarischen Angelegenheiten seine Aufmerksamkeit. Im Gegensatze zu den meisten übrigen socialdemokratischen Organen nimmt es auch in handelspolitischen Dingen Stellung, wobei es energisch für

den Freihandel eintritt und — wie hervorzuheben im directen Gegensatze zu der Mehrzahl seiner Gesinnungsgenossen — aufs Lebhafteste die Schutzzöllner bekämpft. Die Rubriken „Socialpolitische Rundschau", „Vermischtes", die Gerichtszeitung und das Feuilleton sind mannichfaltig und pikant. „Die Rundschau", ein „Organ für sozialpolitische Propaganda", wurde vor Jahr und Tag in Hamburg als Monatsblatt für 60 Pf. vierteljährlich ins Leben gerufen; der Beisatz zum Titel charakterisirt dieses Blatt zur Genüge. In Schleswig verbreitet der Kopenhagener „Socialdemokraten" in dänischer Sprache socialdemokratische Ideen allem Anscheine nach trotz großer Bemühungen ohne große Erfolge. Ende 1876 wurden auf Veranlassung eines deutschen socialdemokratischen Comités 10,000 Exemplare des dänischen Blattes probeweise vertheilt, und die Expedition sandte von Kopenhagen im Laufe des December desselben Jahres zahlreiche Nummern ihres Blattes nach nordschleswigschen Orten gratis, trotzdem war das schließliche Resultat für das ausländische Blatt nur der Gewinn von vier Abonnenten.

Für Berlin und Umgegend behauptet die „Berliner freie Presse" ausschließlich und mit bemerkenswerthem Erfolge das Feld; sie steht in ihrem dritten Jahrgange, erscheint täglich zum Preise von 4 M. vierteljährlich, wobei sie das später zu erwähnende illustrirte Wochenblatt „Die neue Welt" ihren Abonnenten unentgeldlich giebt, und soll eine Auflage von 12,000 Exemplaren haben. An Inseraten leidet sie auffällig Mangel. Die „Berliner freie Presse" hat einen weniger pikanten und mannigfaltigen Inhalt, als das „Hamburg-Altonaer Volksblatt", übertrifft dasselbe aber an Entschiedenheit und Schärfe der Sprache, an Sachlichkeit und Ernsthaftigkeit; dabei ist sie formlos, herausfordernd und in der Wahl ihrer Ausdrücke nicht eben feinfühlig; sie ist reich an Originalartikeln und bringt auch kleine Erzählungen meist socialdemokratischer Tendenz in ihrem Feuilleton.

Am zahlreichsten ist die socialdemokratische Presse im Königreich Sachsen vertreten; sie besitzt dort Organe in nicht weniger als dreizehn Städten, nämlich in Leipzig, Dresden, Chemnitz, Borna, Colditz, Crimmitschau, Callnberg, Glauchau, Groitzsch, Hohenstein, Reichenbach, Schneeberg und Stollberg. Im Königreich Sachsen allein erscheinen nahezu eben so viele socialdemokratische Blätter, als im ganzen übrigen Deutschland zusammengenommen.

In erster Reihe muß hier der „Vorwärts" genannt werden, welcher sich offen als das „Centralorgan der Socialdemokratie Deutschlands" bezeichnet, derselbe ging bekanntlich nach Vereinigung der beiden socialdemokratischen Richtungen auf dem Eisenacher Congreß im Jahre 1876 aus der Verschmelzung des Berliner „Neuen Socialdemokrat" und des Leipziger „Volksstaat" hervor. Der „Vorwärts" erscheint gegenwärtig dreimal wöchentlich zum Abon-

nementspreise von 1 M. 60 Pf. vierteljährlich; seine Auflage wird auf 9,000 Exemplaren angegeben. Der „Vorwärts" bringt in jeder Nummer ein oder mehrere Leitartikel, eine socialpolitische Uebersicht, verschiedene Correspondenzen meist aus dem Inlande und ein nicht selten umfangreiches Feuilleton, und er befleißigt sich, seit ihm auf dem Congreß der Vorwurf allzu ernster Wissenschaftlichkeit gemacht worden, auf Veranlassung desselben einer möglichst populären, oft vulgären Sprache. Seine frühere Schwerfälligkeit hatte ihm in manchen Gegenden, wo wie in Hamburg und am Unterrhein pikanter und populärer geschriebene Localblätter bestanden, nicht geringe Einbuße verursacht. Allein in Hamburg soll der „Vorwärts" aus diesem Grunde 500 Abonnenten an das „Hamburg-Altonaer Volksblatt" verloren haben. Ob das „Central-Organ der Socialdemokratie Deutschlands" neuerdings wieder an Terrain gewonnen hat, läßt sich schwer feststellen. So viel ist sicher, daß es in Berlin, Hamburg und Elberfeld, wo die Lassallianer überwiegen, seiner kühlen Haltung diesen gegenüber nicht unbedingte Beliebtheit besitzt und hinter den mehr lassalleanisch gehaltenen Localblättern zurückgesetzt wird. Insbesondere hat Hasselmann zuerst durch seine „Rothe Fahne", deren Erscheinen in Leipzig große Mißstimmung erregte, später durch die „Bergisch-Märkische Volksstimme" dem Centralorgan seiner Partei in vielfach getadelter Weise Concurrenz gemacht. Die beschlossene Verlegung des „Vorwärts" nach Berlin ist nicht ausgeführt worden.

Neben dem „Vorwärts" erschien bis zum 30. September als socialdemokratisches Localblatt in Leipzig „Die Fackel", welche ihr Erscheinen einstellte, um sogleich als „Neue Leipziger Zeitung" wiederzuerstehen; wie jene erscheint auch diese dreimal wöchentlich zum vierteljährlichen Abonnementspreise von 1 M. 60 Pf.; sie widmet localen und sächsischen Angelegenheiten besondere Aufmerksamkeit, ohne darüber die allgemeine Socialpolitik außer Acht zu lassen. Das Feuilleton ist mäßig; der Inseratentheil wird ziemlich stark benutzt.

Eines der ältesten socialdemokratischen Blätter ist die „Chemnitzer Freie Presse", Organ des arbeitenden Volkes von Chemnitz und Umgegend; sie steht bereits im achten Jahrgang, erscheint täglich zum Preise von 2 M. 40 Pf. vierteljährlich, hat allem Anscheine nach starke Verbreitung und wirft ohne Zweifel bei leidlich zahlreichen Anzeigen nicht unerhebliche Ueberschüsse ab. Die „Chemnitzer Freie Presse" zeichnet sich durch eingehendere Behandlung des Auslandes, durch seichte Theaterkritiken und durch ein humoristisch-satirisch sein sollendes Beiblatt aus, welches sie allsonntäglich ihren Lesern unter dem Titel „Der Nußknacker" verabreicht. Letzterer erscheint seit drei Jahren; sein Titelbild zeigt in der Mitte einen stark bebarteten Socialdemokraten, welcher in seinem Munde eine gewaltige Nuß knackt, einigen Soldaten,

Digitized by Google

„Maſtbürgern" und Geiſtlichen zu ſeiner Rechten die Schaalen, den arbeitenden Männern zu ſeiner Linken aber die Kerne zuwirft. In dem Motto des „Nußknackers" heißt es:

„Du, o Volk, dem ich ſo gerne
Dienen will, erhältſt die Kerne,
Doch die Schöpfer deiner Qualen,
Die traktir' ich mit den Schaalen."

Als Leitgedicht ſeiner vierzigſten Nummer vom 13. October brachte der „Nußknacker" — Lenaus Schlußgeſang aus den Albigenſern.

Eben ſo alt iſt die „Dresdner Volkszeitung", welche ſich als „Organ für die Intereſſen des geſammten Volkes" bezeichnet; ſie erſcheint dreimal wöchentlich und koſtet vierteljährlich 1 M. 50 Pf. Ihre Redaction iſt weder originell noch pikant; ſie hat ohne Zweifel eine hinreichend große Auflage, um ſich aus eigenen Mitteln unterhalten zu können. Ihr Inſeratentheil iſt wenig umfangreich, ihr Feuilleton unbedeutend. Den Ortsabonnenten liefert ſie die „Neue Welt" zum herabgeſetzten Preiſe von 1 M. vierteljährlich.

Kleiner angelegt, aber vielſeitiger und pikanter redigirt als das eben genannte Organ iſt der „Crimmitſchauer Bürger- und Bauernfreund", welcher ſogar ſchon in ſeinem neunten Jahrgange ſteht, täglich erſcheint und vierteljährlich 1 M. 50 Pf. koſtet. Ein ſtark benutzter Inſeratentheil deutet das Proſperiren und das Verbreitetſein dieſes Localblattes an.

In Bebels altem Wahlbezirk, dem einzigen, der zum erſten deutſchen Reichstage ſocialdemokratiſch wählte, in Glauchau, kommen die „Glauchauer Nachrichten" täglich zum Preiſe von 1 M. 50 Pf. heraus, ein „Volksblatt für Stadt und Land" von lediglich localer Bedeutung mit kleinem Inſeratenanhang, einer wöchentlichen Feuilletonbeilage von zweifelhaftem Werth und ohne irgend welche Originalität.

Im Königreich Sachſen werden außerdem noch verſchiedene kleinere ſocialdemokratiſche Journale gedruckt, ſo in Leipzig die zweimal wöchentlich zum Preiſe von 1 M. vierteljährlich erſcheinende „Zeitzer Freie Preſſe", eben da das „Groitzſch-Pegauer Volksblatt", eben da der „Muldenthaler Volksfreund", eben da das „Volksblatt für Borna, Frohburg, Lauſigk und Umgebung", ferner in Chemnitz der „Volksfreund für den fünfzehnten ſächſiſchen Wahlkreis", in Reichenbach die „Voigtländiſche Freie Preſſe", in Lichtenſtein-Callnberg ein „Volksfreund", eine „Erzgebirgiſche Freie Preſſe", und vielleicht noch an einigen anderen Orten kleinere Blätter ohne weiteren Einfluß.

In Weſtdeutſchland ſind die ſocialdemokratiſchen Zeitungen erheblich ſpärlicher geſät, auch ſind ſie von geringerer Selbſtändigkeit, von beſchränkterer Verbreitung und in weniger guten materiellen Verhältniſſen als ihre Genoſſen im Norden und im Centrum Deutſchlands, von welchen ſie mehr oder min-

Digitized by Google

der abhängen und beeinflußt werden. An der Spitze dieser Blätter steht die „Bergische Volksstimme", welche wöchentlich sechsmal in Elberfeld zum Preise von 2 M. 25 Pf. vierteljährlich erscheint und von Hasselmann inspirirt wird, wodurch sie schon hinlänglich charakterisirt erscheint. Wöchentlich nur einmal kommt in Crefeld die „Niederrheinische Volksstimme" für 85 Pf. vierteljährlich heraus. Die „Westphälische Freie Presse", ein „Organ des arbeitenden Volkes", wird in Dortmund dreimal wöchentlich für 1 M. 50 Pf. vierteljährlich herausgegeben. Sodann giebt es eine „Kölner Freie Presse", eine „Essener Freie Zeitung" und eine „Solinger Freie Presse", welche jede Woche drei Nummern für 1 M. 50 Pf. vierteljährlich liefern. Ob die „Duisburger Freie Zeitung" noch besteht, ist dem Verfasser nicht bekannt. In Mannheim fristet das zu Beginn dieses Jahres gegründete „Pfälzisch-Badische Volksblatt", ein Wochenblatt für 75 Pf. vierteljährlich, ein kümmerliches Dasein.

Auch die Länder zwischen West- und Mitteldeutschland sind nicht ohne socialdemokratische Organe. Hier ist an erster Stelle der „Braunschweiger Volksfreund" zu nennen, welcher bei dem Reichstagsabgeordneten Bracke in zwei Ausgaben erscheint, erstens in einer Tagesausgabe für 2 M. 30 Pf. und zweitens in einer Wochenausgabe für 75 Pf. vierteljährlich. Das Blatt ist gut fundirt, aber ziemlich inhaltlos; es steht schon in seinem achten Jahrgang. Die „Thüringische Volkszeitung" in Gotha, dreimal wöchentlich für 1 M. 50 Pf. vierteljährlich, scheint nach einjährigem Bestehen sich noch keinen großen Leserkreis erworben zu haben. Ferner erscheinen im mittleren Deutschland das „Erfurter Volksblatt", dreimal wöchentlich für 1 M. 50 Pf. vierteljährlich, das „Hessische Volksblatt" in Kassel zweimal wöchentlich für 1 M. 20 Pf. vierteljährlich, die „Halberstädter Freie Presse" einmal wöchentlich für 75 Pf. vierteljährlich, die „Reussische Freie Presse" zweimal wöchentlich für 1 M. vierteljährlich, das „Ostthüringische Volksblatt" in Gera dreimal wöchentlich für 1 M. 25 Pf. vierteljährlich, das „Volksblatt für das Herzogthum Altenburg" zweimal wöchentlich für 1 M. vierteljährlich und vielleicht hie und da noch ein anderes kleines Lokalblatt ohne Bedeutung. Ganz unselbständig, aber ziemlich stark gelesen ist die „Neue Offenbacher Zeitung", ein Tagesblatt für 2 M. 50 Pf. vierteljährlich, während der in Frankfurt am Main seit dritthalb Jahren erscheinende „Volksfreund", das „socialpolitische Organ für die Volksinteressen im Maingau und in der Wetterau" (dreimal wöchentlich für 2 M. vierteljährlich) trotz selbständigerer und sorgfältigerer Redaction noch immer mit Existenzschwierigkeiten zu kämpfen hat. In seiner letzten Abonnementseinladung kündigte der Frankfurter „Volksfreund" an: „Wenn das Unerhörte geschehen, die freie Meinungsäußeruug in Deutschland durch die Reaction unterdrückt und in Folge dessen auch der „Volksfreund"

etwa verboten werden sollte, so werden wir unsere Abonnenten in geeigneter Weise zu entschädigen suchen."

In Ostdeutschland ist die socialdemokratische Presse, nachdem die kaum begründete „Königsberger Freie Presse" wieder eingegangen ist, nur durch ein Organ vertreten. Es ist dies die im dritten Jahrgang stehende „Die Wahrheit", ein „schlesisches Volksorgan", welches täglich zum Preise von 3 M. vierteljährlich in Breslau und außerdem zu ermäßigtem Preise als Wochenblatt ausgegeben wird, die illustrirte „Neue Welt" gratis beigiebt und offenbar gut prosperirt. Die „Wahrheit" wird inhaltvoll, mannigfaltig und mit Geschick redigirt, der Inseratentheil ziemlich stark benutzt.

Süddeutschland hat vier socialdemokratische Blätter, darunter zwei von mehr als localer Bedeutung: den „Zeitgeist" in München und die „Fränkische Tagespost" in Nürnberg, beide Tagesblätter zum Preise von 1 M. 90 Pf. bezw. 1 M. 95 Pf. vierteljährlich. Beide sind umsichtig und geschickt redigirt, enthalten nicht selten selbständige Artikel von gewissem Werth und werfen ohne Zweifel namhafte Ueberschüsse ab. Was die „Fränkische Tagespost" anbelangt, so ist zu bemerken, daß sie diesen Titel erst seit dem 1. Oktober trägt und sich bis dahin „Nürnberg-Fürther Social-Demokrat" nannte, sie ist beiläufig das specielle Organ ihres Verlegers, des bekannten Agitators Grillenberger. In Baiern erscheint außerdem noch für 1 M. vierteljährlich zweimal in der Woche der „Würzburger Volksfreund" und dreimal für 1 M. 50 Pf. der „Augsburger Volkswille", von einem kleinen, unlängst gegründeten humoristisch-satirischen Wochenblatt „Aschaffenburger Speiteufel" abgesehen. Das Organ der württembergischen Socialdemokraten ist die „Süddeutsche Volkszeitung" in Stuttgart, welche ihr bisheriges zweimaliges Erscheinen in der Woche auf ein dreimaliges erhöht hat und vierteljährlich 1 M. 75 Pf. kostet. In ihrer letzten Abonnementseinladung bemerkte sie, daß sie fortan von politischer Agitation absehen und ihre Aufmerksamkeit vorwiegend inneren Landes- und Gemeindeangelegenheiten zuwenden wolle, was sie beiläufig bisher noch unterlassen hat.

Das wissenschaftliche Organ der deutschen Socialdemokratie ist „Die Zukunft"; sie wurde auf Beschluß des Socialistencongresses in Gotha vom Jahre 1877 gegründet und hat Ende September ihren aus vierundzwanzig Heften bestehenden ersten Jahrgang vollendet. Derselbe enthält Beiträge von hervorragenden deutschen Socialdemokraten, von auswärtigen Parteigenossen, wie Jules Guesde in Paris, Dr. Stiebeling in New-York, Dr. de Paepe in Brüssel, ferner von Dr. Ludwig Büchner, Dr. M. Lehn und Anderen. Es ist diese „socialistische Revue", auf deren kritische Würdigung hier selbstredend nicht eingegangen werden kann, von großem Interesse und ihre Artikel verdienen die Aufmerksamkeit aller derjenigen Kreise, welche sich ernsthafter mit

der Beobachtung und dem Studium unseres politischen und wirthschaftlichen Lebens beschäftigen. Der Abonnementspreis „Der Zukunft" beträgt jährlich 6 M.; sie wurde wesentlich deshalb gegründet, um den „Vorwärts" von den unpopulären wissenschaftlichen Artikeln, die derselbe über wichtigere Streitfragen zu bringen sich verpflichtet fühlte, zu entlasten und ihm so seine mehr agitatorische Aufgabe zu erleichtern. Ein vermögender Parteigenosse gab das nöthige Kapital dazu her.

Das bereits mehrfach erwähnte illustrirte Unterhaltungsblatt socialdemokratischer Tendenz, gegenwärtig im vierten Jahrgang stehend, trägt den Titel „Die Neue Welt". Es erscheint in wöchentlichen Nummern zum Preise von 1 M. 20 Pf. vierteljährlich und in Heften à 30 Pf. in Format und Ausstattung der „Gartenlaube". Das Titelbild stellt ein wogendes Meer da; linker Hand Land, von Sturm und Regen umgewälzt, ein Schiff stößt von ihm ab und steuert in die Ferne, zu einer schöneren Küste, über welcher die Sonne aufgeht, deren Strahlen uns die Worte „Gerechtigkeit, Gleichheit!" lesen lassen. Es verfolgt dieses Blatt in allen seinen Artikeln mehr oder minder socialdemokratische Tendenzen in derselben Weise etwa wie dies in der „Gartenlaube" zu Gunsten der liberalen, im „Daheim" im Interesse der pietistischen, im „Quellwasser" für die katholische Richtung ꝛc. geschieht. Auch dieses Unternehmen verdiente einmal eingehender besprochen zu werden.

Hiermit wäre die Uebersicht über die socialdemokratische Presse Deutschlands beendet; sie hat indessen in dem benachbarten Auslande eine Anzahl von gesinnungsverwandten Organen, welche nach dem Inkrafttreten des Socialistengesetzes an Bedeutung für Deutschland gewinnen dürften. Wir fassen uns indessen kurz und registriren nur: in Dänemark den Kopenhagener „Socialdemokraten", das bereits bei Schleswig erwähnte Tageblatt, in Oesterreich den zweimal wöchentlich in Wien erscheinenden „Sozialist", das „Zentralorgan der sozialdemokratischen Arbeiterpartei Oesterreichs", in Ungarn das Wochenblatt „Arbeiter-Wochen-Chronik" zu Budapest, ein „sozial-ökonomisches Volksblatt, Organ der Nichtwahlberechtigten Ungarns", in Böhmen den zweimal wöchentlich zu Reichenberg erscheinenden „Arbeiterfreund" und die „Sozialpolitische Rundschau", eine „Monatsschrift der sozialdemokratischen Arbeiterpartei Oesterreichs", in der Schweiz die „Tagwacht", das zweimal wöchentlich in Zürich erscheinende „Organ des schweizerischen Arbeiterbundes", in den Vereinigten Staaten von Nordamerika endlich die „Arbeiterzeitung", dreimal wöchentlich, der „Vorbote, Organ der Arbeiterpartei für Stadt und Land", einmal wöchentlich und die „Volkszeitung", täglich in Chicago erscheinend; die „Ohio-Volkszeitung", ein Tageblatt, und „Der Arbeiter von Ohio", ein Wochenblatt, beide in Cincinnati herauskommend, das „Tageblatt" von Philadelphia, die „New-Yorker Volkszeitung", die „Volksstimme des Westens" in

St. Louis und der „Socialist" in Milwaukee, sämmtlich Tageblätter. Außerdem giebt es noch eine Anzahl fremdsprachiger Blätter, namentlich in England, Frankreich und Italien, welche socialdemokratischen Tendenzen nicht unzugänglich sind.

Von deutschen Gewerkschaftsorganen, welche in dem Verdacht socialdemokratischer Tendenzen oder Neigungen stehen könnten, wären schließlich noch zu nennen: Der „Correspondent", Organ für Deutschlands Buchdrucker und Schriftgießer", das älteste Gewerkschaftsblatt, 1863 in Leipzig gegründet und sehr verbreitet, die „Allgemeine Buchbinderzeitung", Organ des Verbandes für Buchbinder und verwandte Geschäftszweige, die „Allgemeine Tapeziererzeitung", Organ der Tapezierer und Fachgenossen, der „Ambos", Organ der Schmiede, der „Botschafter", Organ für die Mitglieder des deutschen Tabakarbeitervereins, von dem Reichstagsabgeordneten Fritzsche inspicirt, der „Fortschritt", Organ des allgemeinen deutschen Schneidervereins, „Die Mappe", Organ der Maler, Lakirer und Vergolder, „Der Wecker", Organ für die Schuhmacher Deutschlands, „Das Panier", Organ der deutschen Metallarbeiter, „Der Correspondent", Organ des Centralvereins der deutschen Hutmacher", „Der Grundstein", Organ der deutschen Bauhandwerker, „Der Pionier", Centralorgan der Gewerkschaften Deutschlands und der eingeschriebenen Hülfskassen und der „Senefelder Bund", Organ für Lithographen. Für die Vollständigkeit dieser Liste kann natürlich nicht eingestanden werden. Ein Gewerkschaftsorgan ist bereits eingegangen: der in Pforzheim erschienene „Genossenschafter", das Organ des Gewerkvereins der deutschen Gold- und Silberarbeiter und verwandter Gewerke. Dieses Blatt veröffentlichte an der Spitze seiner letzten Nummer folgendes Abschiedswort an seine Leser: „Mit heutiger Nummer beschließt der „Genossenschafter" seine Laufbahn. Er scheidet von uns als treuer Freund, als Vertheidiger der Arbeiterinteressen; es gefällt ihm nicht mehr im einigen starken Deutschland, er zieht es vor, das Bündel schnüren und seine schnöde Heimath zu verlassen. Warum, hat er uns nicht gesagt, und ob er je wieder in dieselbe zurückkehren wird, auch nicht. Doch aus der Ferne wird er zu uns sprechen und seine Ideen, seine Richtung einem anderen Blatte anvertrauen, welches unsere Leser geistig verknüpfen soll. Wann und wie oft dasselbe erscheinen soll, wird die erstherausgegebene Nummer bekannt geben. Unserem scheidenden Freunde aber ein herzliches Lebewohl!"

Auf die Frage, wie es in Zukunft mit all diesen Blättern gehen wird, läßt sich zunächst antworten, daß irgendwelche Maßregeln gegen dieselben erst vierzehn Tage nach der Verkündigung des vom Bundesrathe und Reichstage vereinbarten Socialistengesetzes angewendet werden können. Was aber auch nach diesem Termine angeordnet werden mag, Eins ist sicher: aussterben

wird die ſocialdemokratiſche Preſſe ſo wenig wie die Quelle verſiegen, die verſtopft wird. Als in den Jahren 1868 und 1869 in Frankreich die oppoſitionelle und insbeſondere die republikaniſche und ſocialiſtiſche Preſſe wie nie zuvor unterdrückt und verfolgt wurde, flüchtete ſie ſich nach Belgien. Es erſchienen damals in Brüſſel Blätter, wie z. B. die „Tribune populaire“, welche in Paris geſchrieben und redigirt, in Frankreich aber eingeſchmuggelt und ausſchließlich verbreitet wurden, ohne daß die Polizei dagegen erfolgreich einſchreiten konnte. Und der franzöſiſchen Polizei ſtand auf Grund einer älteren Verordnung, welche das franzöſiſche Miniſterium vom 16. Mai auf kurze Zeit wieder belebte, die weitgehende Befugniß zu, für die Kontrole auswärtiger Blätter eigene Cenſurbureaus zu errichten und alle eingehenden Nummern, deren Inhalt nur einigermaßen bedenklich erſchien, ohne Weiteres wegzunehmen, während die deutſche Regierung nach § 14 des Reichspreßgeſetzes eine im Auslande erſcheinende Druckſchrift nur dann und zwar höchſtens auf die Dauer von zwei Jahren verbieten kann, wenn dieſelbe innerhalb Jahresfriſt zweimal rechtskräftig verurtheilt worden iſt. Welchen Erfolg die zu erwartenden Maßregeln gegen die deutſchen und ausländiſchen ſocialdemokratiſchen Blätter haben werden, bleibt freilich abzuwarten. Daß ſie indeß ihren Zweck ſo voll wie möglich erreichen mögen, das iſt ein Ziel und aufs Innigſte zu wünſchen.

Türkiſche Gräuel und ihre Urheber.

Kaum hatten die ruſſiſchen Kolonnen ihre Stellungen und Schanzen im Angeſicht Conſtantinopels verlaſſen und den Rückmarſch nach dem Balkan angetreten, als ſie ſich durch das allgemeine Wehegeſchrei der zurückgebliebenen Chriſten über wiederholte, von den nachrückenden türkiſchen Truppen oder unter ihrem Schutz verübte Unthaten gezwungen ſahen, Kehrt zu machen und ihren Bajonetten von Neuem die Richtung auf die kaum von der faſt einjährigen Umſchließung aufathmende Stadt und die ſie beherrſchenden Höhen von Daud Paſcha und Waslak zu geben. Dies wenigſtens beſagen die Auslaſſungen der ruſſiſchen Officiöſen und ſo wenig man anfangs geneigt war, ihren Darſtellungen Glauben zu ſchenken, ſo finden ſie doch neuerdings durch Nachrichten von unbefangener Seite mehr als genügende Beſtätigung. So auch durch einige mir vorliegende Briefe aus Conſtantinopel, deren Verfaſſer — der eine bisher Leib- und Stabsarzt bei Baker Paſcha, der andere Sohn des Hauptes der ottomaniſchen Telegraphenverwaltung — durch ihre Verbindungen vielfache Gelegenheit finden konnten, ſich zuverläſſig

zu unterrichten. In dem ersten Brief wird der Abzug der Russen aus San Stefano bemerkt mit dem Hinzufügen, schon am folgenden Tage hätten die Türken zwei Christen ausgeplündert und ermordet, weshalb das Gerücht verbreitet war, dem General Skobeleff sei der Befehl zugegangen, die Stadt aufs Neue zu besetzen. In dem zweiten Briefe heißt es: „Die fanatischen Mohamedaner fangen überall in den von den Russen neulich verlassenen Districten an, Excesse und Repressalien aller Art gegen die Rajah zu begehen und ist hier die allgemeine Meinung, daß diese Vorfälle den Russen einen Vorwand verschaffen werden, um ihren Aufenthalt in Rumelien dauernd zu machen."

Auch aus Asien kommen ähnliche Nachrichten. Doch scheinen hier die Anstrengungen Englands, die Pforte zu einem energischen Vorgehen gegen die Störer der öffentlichen Ordnung zu drängen, nicht ohne Erfolg geblieben zu sein. So hören wir unter anderen von Executionen, die an mehreren kurdischen Stammeshäuptlingen vollzogen sind, und es ist nur zu hoffen, daß bei dieser Gelegenheit auch die Urheber des Blutbades von Bajazid ihren verdienten Lohn gefunden haben.

Da die erwähnte Begebenheit seinerzeit kaum ihren Weg in die öffentlichen Blätter gefunden haben dürfte, so ist es vielleicht nicht ohne Interesse, sie hier nachzutragen. Bajazid, eine kleine Stadt und Festung an der persischen Grenze, wurde beim Ausbruch des Krieges von den Russen im ersten Anlauf genommen, um im Verlauf des allgemeinen Rückzuges, wie es damals hieß „wegen der ungesunden Luft", eben so schnell wieder aufgegeben zu werden. Neben den türkischen Truppen zogen mehrere Tausend verbündete Kurden in die Stadt ein und warfen sich alsbald auf den christlichen Stadttheil. Die Häuser wurden geplündert, demolirt, in Brand gesteckt, die Bewohner ohne Unterschied des Alters und Geschlechts niedergemacht. Der Arzt, der sich mit dem türkischen Feldspital in der Stadt befand, und dessen Mund ich diese Angaben verdanke, meldete das Vorgefallene ungesäumt an die englische Botschaft. Da jedoch die brittische Politik damals schon entschieden Stellung zu Gunsten der Türkei genommen hatte und ihr nichts ungelegener kommen konnte, als die kaum beschwichtigte öffentliche Meinung Europas von Neuem aufzuregen, so fand Mr. Layard keinen Anlaß, den ihm zugegangenen Mittheilungen weitere Verbreitung zu geben.

Wie diese, so mögen noch manche ähnliche Gräuelthaten, besonders in Asien, nicht weit über die nächste Nachbarschaft gedrungen sein und wenn auch nicht geleugnet werden soll, daß umgekehrt manche Anklagen, besonders von russischer Seite, ihre Bestätigung nicht gefunden haben, so fällt doch, Soll und Haben wohl erwogen, den Türken eine Blutschuld zur Last, die vielleicht mit einem Hunderttausend Christenleichen nicht hoch genug beziffert

wird. Nur ist, um die Verantwortlichkeit für diese Scheußlichkeiten richtig zu stellen, zu bemerken, daß dieselben weniger dem regulären Militär und damit dem eigentlichen Volke der Türken zuzurechnen sind, als vielmehr den irregulären Baschi Bozuks, in deren Reihen der Vollbluttürke nur selten Eingang findet. Der türkische Bauer unserer Tage hat mit seinen Vettern jenseit des kaspischen Meeres, den räuberischen, unstet mit ihren Heerden umherschweifenden Turkomanen wenig Aehnlichkeit. In mancher Beziehung kann die Schilderung, welche der alte Aventinus von dem Altbaier entwirft, auf ihn Anwendung finden. Er lebt schlecht und recht nach der Weise seiner Väter, baut seinen Kohl, oder vielmehr sein Hauptgemüse, die große Saubohne, besucht fleißig die Moschee und läßt für das andere Allah und den Padischah sorgen. Die Gewohnheiten des Ackerbaues haben seinen angeborenen Neigungen für ein beschauliches und bequemes Leben noch Vorschub geleistet und nichts liegt ihm ferner als ohne zwingende Noth sein Heim zu verlassen und das unruhige und launenhafte Handwerk eines Baschi Bozuk zu ergreifen. Lastet doch ohnedies die Conscription mit weit fühlbarerem Drucke auf ihm, als dies bei uns der Fall ist und unsern Einrichtungen und Gewohnheiten nach der Fall sein kann. Ich sehe hier ab von dem Umstand, daß bei der grundsätzlichen Ausschließung der gesammten Juden- und Christenschaft vom Kriegsdienst die auf dieselbe entfallende Quote von den Schultern der mohamedanischen Bevölkerung übernommen werden muß. Aber die allgemeine Sitte fordert, daß, wie die Türkin mit dem fünfzehnten, so der türkische Mann mit dem achtzehnten Jahre verheirathet gefunden werde, und so läßt der Rekrut, welcher zum Heeresdienst einberufen wird, in der Regel Weib und auch Kind zurück. Wenn die humane Satzung des alttestamentlichen Rechtes, welche den jungen Ehemann für das erste Jahr der Ehe vom Heerbann befreit, „damit er fröhlich sei mit seinem Weibe", die Sanction des Großherrn erhielte, so würde vielleicht keine andere Maßregel, selbst die Rückberufung des vergötterten Midhat Pascha nicht ausgenommen, mehr dazu beitragen, ihm die verlorene Zuneigung seiner Unterthanen wieder zu gewinnen; dagegen würde sie auf der anderen Seite die Reihen seines Kriegsheeres in erheblichem Umfange lichten. Um so höher aber muß unsere Anerkennung der Leistungen osmanischer Heere steigen, wenn wir uns die Gesichtspuncte vergegenwärtigen, aus denen erfahrene Militärs aller Länder nur mit Mißtrauen auf die Kriegstüchtigkeit der Landwehren blicken und wenn wir erwägen, daß der rücksichtslose Wagemuth, die Raufluſt und die Neigung zu freiem, abenteuerlichem Leben der ersten ungebundenen Jugend, wie sie die Kraft unsrer Heere ausmacht, schon bei dem türkischen Nizam und Redif nicht in diesem Maße vertreten sein können. Dieser Umstand, welcher, so charakteristisch und folgenschwer er ist, meines Wissens noch nicht genügend

hervorgehoben iſt, dürfte auch zu der Erklärung beitragen, weshalb der türkiſche Soldat, im Widerſpruch mit den militäriſchen Ueberlieferungen der glänzendſten Zeit osmaniſchen Kriegsruhms, ſo viel mehr bei der Vertheidigung und hinter Wall und Graben leiſtet, als im freien Felde und im Angriff.

Da nun überdies der echte Türke unter den Mohamedanern ſeines Reiches der am wenigſten fanatiſche zu ſein pflegt, ſo haben ſelbſt im letztvergangenen Kriege die Werbungen, ſo ſtark ſie durch den Appell an die Vaterlandsliebe und ſelbſt den Fanatismus unterſtützt wurden, bei ihm nur ſehr geringen Anklang gefunden. Dies ſind die Gründe, weshalb die Baſchi Bozuk ſich vorwiegend aus Volkstheilen rekrutiren, die, ihrer ethnographiſchen Zugehörigkeit nach keine Türken, erſt mit der Ausbreitung der osmaniſchen Herrſchaft zum Islam übertraten und, da derſelbe unter den Gläubigen keine nationalen Unterſchiede anerkennt, mit den Eroberern mehr oder weniger zu dem einen Volke der „Ottomanen", wie jetzt die officielle Bezeichnung lautet, verſchmolzen ſind.

Das ganze Inſtitut der irregulären Truppen nun, ſo ſehr es auf den erſten Blick ſich als unberechtigtes und veraltetes Ueberbleibſel einer längſt überwundenen militäriſchen Vergangenheit darſtellt, hängt doch aufs tiefſte mit den Eigenthümlichkeiten des osmaniſchen Staatsweſens zuſammen und findet darin ſeine Erklärung und Begründung. Man kann von dieſem Geſichtspunct aus unter ihnen zwei Arten oder Abtheilungen unterſcheiden. Die eine ſetzt ſich aus Freiwilligen zuſammen, welche aus allen Theilen des weiten Reiches von den verſchiedenartigſten Beweggründen — wahrhafter Vaterlandsliebe, religiöſem Fanatismus, Luſt an Abenteuern und noch unlauterern Neigungen — geleitet zu den Fahnen ſtrömen. Der andere und bedeutendere Theil hingegen ſtellt die Form dar, deren ſich die Regierung der Pforte bedient, um ſich die kriegeriſchen Eigenſchaften von Stämmen nutzbar zu machen, welche dem Zwange des regulären Kriegsdienſtes zu unterwerfen aus dieſem oder jenem Grunde nicht thunlich erſchien.

Stämmen, wie die Beduinen der ſyriſchen und arabiſchen Wüſte, die ihre Weidegründe fortwährend wechſelten und von denen heute Niemand mit Sicherheit ſagen konnte, wo ſie morgen ihre Zelte aufſchlagen würden, war mit dem Steuerzettel wie mit den Aushebungsliſten ſchwer beizukommen. Andere, wie viele Kurden an der perſiſchen Grenze, bewahrten in ihren unwirthlichen und ſchwer zugänglichen Bergen einen Reſt von Selbſtändigkeit, ohne deshalb abgeneigt zu ſein, dem Großherrn, den auch ſie als Kalifen, als Hort des Glaubens verehrten, zu Zeiten Heeresfolge zu leiſten. Die Tſcherkeſſen, welche ihr unruhiger und ſtörriſcher Sinn ohnehin ſchlecht für die Disciplin und den Drillzwang der Linie eignete, unterſtellte man der

Militärpflicht, beließ ſie aber als eine Art Specialtruppe bei ihrer altgewohnten Kampfesweiſe. Wir kommen zu dem merkwürdigſten unter den hierher gehörigen Fällen. Schon oben wurde bemerkt, daß die Chriſten vom Militärdienſte, wie überhaupt von der Waffenfähigkeit, ausgeſchloſſen ſind, eine Befreiung, für die ſie eine beſondere Steuer entrichten müſſen. Nur eine einzige Ausnahme iſt zugelaſſen zu Gunſten der Albaneſen oder Arnauten, katholiſchen wie griechiſchen Glaubens, des einzigen Volkes, welches wie in ſeinem mohamedaniſchen, ſo auch in ſeinem chriſtlichen Theile ſeit alten Zeiten unbedenklich Aufnahme in den osmaniſchen Heeresdienſt gefunden hat. Dieſe Bevorzugung verdankt neben dem geringen Einfluß, den gerade bei den Albaneſen die Religion auf Anſchauungen und Gewohnheiten ausgeübt hat — Zeugniß dafür die Thatſache, daß allein bei ihnen, im auffallenden Gegenſatz zu Serben, Bosniern und Bulgaren, die religiöſe Spaltung nicht im Stande geweſen iſt, das Gefühl der nationalen Zuſammengehörigkeit aufzuheben — ihre Erklärung den ausgezeichneten militäriſchen Eigenſchaften dieſer Bergbewohner oder Skipetaren, wie ſie ſich ſelbſt nennen, ihrer unbändigen Tapferkeit, die freilich mit wilder Grauſamkeit gepaart iſt, ihrer unbezähmbaren Kriegsluſt, bei der ſie als echte Reisläufer aller Zeiten nicht das geringſte Bedenken tragen, gegen ihre eigenen Glaubens- oder Stammesgenoſſen zu fechten, vorausgeſetzt, daß man ſie gut bezahlt oder ihnen Gelegenheit giebt, ſich gut bezahlt zu machen.

Dieſen Baſchi Bozuks nun, welche ſich ſelbſt equipiren und meiſt mit eigenen Waffen, in der Tracht ihres Stammes und unter ihren Häuptlingen kämpfen, demnach der Controle wirklicher Offiziere weniger unterſtellt ſind, fallen ſowohl die Metzeleien in großem Stile, als die gelegentlichen Mordthaten, Plünderungen und Räubereien faſt ausſchließlich zur Laſt. Selten ſind die Beiſpiele, in denen den türkiſchen Regulären dergleichen Schandthaten nachgewieſen werden können, und ſelbſt in dem hervorragendſten Falle ſteht ihnen die Entſchuldigung zur Seite, nicht mit kaltem Blute, ſondern im Rauſche des Kampfgetümmels gemordet zu haben. Als Suleiman Paſcha mit ſeinen Kerntruppen von Montenegro abberufen wurde, um dem unaufhaltſamen Vordringen Gurkos auf Adrianopel Einhalt zu thun, kam es in der Nähe der Stadt Eski Saghra zu einem Zuſammenſtoße, in welchem die Ruſſen den Kürzeren zogen. Ihr Rückzug führte ſie durch die brennende Stadt und machte deren Gaſſen zum Schauplatz eines erbitterten Kampfes, deſſen wilde Schrecken durch die Theilnahme der verzweifelten chriſtlichen Einwohnerſchaft noch erhöht wurden. Die ſiegreichen Türken, wüthend über den unerwarteten Widerſtand, richteten ein Blutbad an, dem alles Lebendige zum Opfer fiel, Plünderung und Zerſtörung thaten ihr Werk, und endlich vollendete die Flamme, was die Hand des Menſchen verſchont hatte. Seitdem

liegt Eski Saghra öde und wüſt, das Urbild einer zerſtörten und verlaſſenen Stadt, und wird dem, welcher jene Gegenden bereiſt, unter den Sehenswürdigkeiten Rumeliens genannt neben dem Kuppelbau Selims in Adrianopel und den Roſenthälern des Balkan.

Ueberhaupt darf nicht außer Acht gelaſſen werden, daß überall, wo ſich in dieſem Kriege Greuelthaten auf chriſtlicher und mohamedaniſcher Seite gegenüberſtehen, der Bekenner des Propheten leichter Entſchuldigung findet. Kann es Wunder nehmen, daß ſein Blut in Wallung geräth, wenn er ſieht, wie ſich ſeine Mitbürger, Unterthanen des Padiſchah wie er ſelbſt, gegen ihren Herrn auflehnen, die Rechtgläubigen verjagen und niedermetzeln und ſchließlich Veranlaſſung werden, daß fremde Heere das Land des Großherrn überziehen? Seine aufgeregten Leidenſchaften aber zu bekämpfen, Schonung und Milde walten zu laſſen, dazu findet er in ſeiner Religion keine Aufforderung. Der Islam ſtellt als oberſten Grundſatz ſeiner Moral nicht, wie das chriſtliche Bekenntniß, eine univerſelle Nächſtenliebe auf und das Gebot des Evangeliums: Liebet eure Feinde, ſegnet, die euch fluchen, thut wohl denen, die euch haſſen und verfolgen, findet im Koran keinen Widerhall. Nur für die Gläubigen ſind ſeine Moralvorſchriften gegeben; die Ungläubigen ſind mit der Schärfe des Schwertes zu treffen. Wenn der Türke die Feinde Allahs, die Verächter des Propheten niederſäbelte, ſo that er es zur höheren Ehre Gottes; wenn er ſich beikommen ließ, ſie zu verſchonen, ſo gehorchte er nicht einem Gebot Mohammeds, ſondern folgte einer Regung, die höher und tiefer reicht, als jede geoffenbarte Religion.

Fügen wir noch ein Wort hinzu über den Antheil, welcher bei allen dieſen Vorgängen auf Rechnung der Pfortenregierung zu ſtellen iſt. So wenig behauptet werden ſoll, daß ſie dieſe Blutthaten angeordnet hat, ſo wenig kann ihr der Vorwurf erſpart bleiben, daß ſie denſelben gleichgültig zugeſehen, ſie zugelaſſen und wenig gethan hat, um durch Beſtrafung der Uebelthäter die Behauptung ihrer Unſchuld zu bethätigen und Wiederholungen vorzubeugen. Wenn die Empörung von ganz Europa die Pforte dazu trieb, den einen oder anderen Beg oder Paſcha in oſtenſibler Weiſe ins Gefängniß zu werfen, ſo geſchah es nur, um ihn, ſobald es ohne Aufſehen geſchehen konnte, durch irgend eine Hinterthür der Freiheit und ſeiner früheren Stellung zurückzugeben. So fand ſich der Strafbarſte von Allen, unter deſſen Augen die berüchtigten Metzeleien im nordweſtlichen Rumelien vor ſich gingen, welche die oberen Maritza- und Tundſchathäler nahezu verödeten und das Entſetzen von Europa wach riefen, Scheſket Paſcha, ein halbes Jahr ſpäter an der Spitze der Heerestheile, welche zum Entſatz von Plewna ausgeſchickt wurden, und iſt erſt kürzlich zum Oberbefehlshaber der in Ober-Albanien vorgeblich gegen die albaneſiſche Liga zuſammengezogene Armee ernannt. Wahrlich, ein

ſeltſames Spiel des Zufalls, den feigen Mörder, an deſſen Händen das Blut eines ganzen Volkes klebt, zum Rächer des tapferen und unglücklichen Mehemed Ali auszuerſehen, desjenigen unter den türkiſchen Generalen, auf deſſen Ruf auch nicht der Schatten eines ähnlichen Vorwurfs geworfen werden kann, des Renegaten, deſſen Verhängniß es war, daß er es nicht vermochte, dem Fehltritt ſeiner Jugend die letzten Conſequenzen folgen zu laſſen und mit dem Bekenntniß ſeiner Väter von dem übererbten Menſchenthume ſoviel abzuſtreifen, als erforderlich iſt, um als tadelloſer Bekenner Mohameds dazuſtehen, eines Mannes endlich, deſſen Lebenslauf und endliche Schickſale wenig ermuthigend ſind für diejenigen, welche für das weichende Gemäuer des cyclopiſchen Rohbaues Osman einen neuen Kitt in den Regeln der weſtlichen Baukünſtler zu finden glauben und die ihre Hoffnungen für eine Neubelebung des ſiechenden Staatskörpers auf eine willige und aufrichtige Hingabe an europäiſche Culturrecepte zu ſetzen geneigt ſind.

So lange der Koran als letzte Richtſchnur nicht nur für Glauben und Sitte, ſondern auch für das geſammte Rechtsleben, für alle äußeren und inneren Beziehungen des Menſchen unantaſtbar feſtſteht, ſo lange kann jedwede fremdartige Einwirkung nur dazu dienen, die jedem eigenartigen Organismus innewohnende Kraft zu lähmen und das Geſetz ſeiner Wirkſamkeit zu durchkreuzen. Wenn irgendwo, ſo findet hier das Gleichniß der Bibel vom alten Kleid und neuen Lappen, dem jungen Wein und alten Schlauch ſeine Anwendung, und der Spruch tritt in ſein Recht:

Sint ut sunt, aut non sint.

Rh.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus München. Conſervative Wirthſchaftsreformvorſchläge. — Ein hieſiges Finanzblatt, dem ein bedenkliches Renommé zur Seite ſteht, welches aber ſeit längerer Zeit für die wirthſchaftlichen Reformideen gewiſſer conſervativer Kreiſe Propaganda macht, das „Süddeutſche Bank- und Handelsblatt", hat unlängſt eine dem Reichskanzler gewidmete Denkſchrift unter dem Titel: „In ernſter Stunde" veröffentlicht, worin mehrere nicht unintereſſante Vorſchläge in Bezug auf die Reform unſerer wirthſchaftlichen Geſetzgebung gemacht und begründet werden. Bisher begnügte man ſich in hieſigen conſervativen Kreiſen, auf die Nothwendigkeit wirthſchaftlicher Reformen nur im Allgemeinen hinzuweiſen — um ſo intereſſanter erſcheinen daher die vorliegenden poſitiven Vorſchläge.

Zunächſt plaidirt die erwähnte Schrift für den Wiedererlaß von Wuchergeſetzen ſtrengſter Art und zwar von ſolchen, welche das wucheriſche Darlehen

nicht blos verbieten, sondern das Darleihgeschäft überhaupt erschweren, in der Weise etwa, daß jedes Darleihe-, jedes Kaufs- und Verkaufsgeschäft, um rechtliche Gültigkeit zu haben und exekutionsfähig zu sein, vor einer öffentlichen Amtsperson geschlossen sein muß, welche auf der Verpflichtungsurkunde zu bestätigen hat, daß die in derselben ausgesprochene Darlehens- oder Kaufsumme effectiv dem Schuldner oder Verkäufer ausbezahlt wurde. Es ist unnöthig, hinzuzufügen, daß dadurch das gesammte Darlehnsgeschäft äußerst erschwert und thatsächlich das Kind mit dem Bade ausgeschüttet werden würde.

Sodann will die erwähnte Schrift, um die kleinen Grundbesitzer vom Wucher zu befreien und ihnen gleichzeitig hinlängliches Betriebscapital zu schaffen, für dieselben den gesetzlichen Zwang zur Bildung landwirthschaftlicher Creditvereine ausgesprochen wissen, welche dann den Zweck haben würden, das den einzelnen Bedürftigen nöthige Geld durch Herausgabe von Pfandbriefen, welche auf den Gesammtgrundbesitzwerth des Vereins und gegenseitiger Haftung seiner Mitglieder lauten würden, gegen Annuitätenrückzahlung des erhaltenen Capitals zu verschaffen. Wenn sich gegen das Princip dieses Vorschlags, an Stelle der Dazwischenkunft des Geldcapitals eine auf Gegenseitigkeit beruhende Selbsthülfe der Geldbedürftigen zu organisiren, nichts einwenden läßt, so macht offenbar das Verlangen, daß der Staat hier eingreifen und durch Initiative und Zwang zu Gunsten einzelner Classen seiner Angehörigen privilegirte Institutionen schaffen soll, den ganzen Vorschlag unannehmbar und ganz besonders unannehmbar in einer Zeit, in welcher man von nur zu vielen Seiten Rufe nach Staatshülfe hört und nur zu sehr geneigt ist, den Staat als eine Art von Vorsehung für einzelne Individuen, Classen oder Interessen zu betrachten.

Ganz dieselben Bedenken lassen sich gegen die von der erwähnten Schrift vorgeschlagene Reorganisation des Handwerks erheben. In diesem Betreff heißt es da: „Die Beschaffung des nothwendigen Betriebscapitals zum Gewerbebetriebe, sowie Aushülfe in einer durch Absatzstockung entstandenen geschäftlichen Nothlage, könnte dem Handwerke aber dadurch ermöglicht werden, wenn die Handwerksmeister, gleich wie die Grundbesitzer, gesetzlich gezwungen sein würden, der Handwerksgenossenschaft (Innung) beizutreten, welche unter Aufsicht eines aus Delegirten der einzelnen Innungen gebildeten Handwerksrathes ihre Angelegenheiten selbst zu ordnen und zu verwalten, und aus ständigen Beiträgen aller Handwerksmeister einen Fond zu bilden hätte, welcher speciell dazu bestimmt ist, den einzelnen Genossen auf Grund ihrer unverkäuflich gebliebenen, von der Innung zum Selbstverkaufe übernommenen Arbeiten, und auf Grund persönlicher Vertrauenswürdigkeit, Credithülfe im Vorschußwege zu gewähren." Man wird derartige Handwerksgenossenschaften, ob sie sich nun blos auf gegenseitige Hülfe beschränken, oder auch auf ge-

schäftliche Kooperationen ausdehnen, nur begünstigen und befürworten können, allein man wird dafür nicht eintreten können, wenn erst der Staat mit seiner Gewalt eingreifen und zwangsweise schaffen muß, was offenbar nur bei freiem Zusammenwirken gedeihen kann.

So ist es denn gekommen, daß diese Wirthschaftsreformvorschläge außer in conservativen nur noch in socialdemokratischen Kreisen einigen Anklang gefunden haben, wesentlich deshalb natürlich, weil sie sich gegen das Privatcapital wenden, dem Staate aber dabei weit gehenden Einfluß auf die Organisation der Gesellschaft einräumen. Letzteres ist für uns das Bedenklichste und, ganz abgesehen von principiellen Gründen, erscheint uns die Gegenwart für derartige staatssocialistische Experimente am allerwenigsten geeignet.

D.

Aus Berlin. Die freie wirthschaftliche Vereinigung des Reichstages. — Am Anfange der vergangenen Woche, als noch das Ergebniß der parlamentarischen Debatten über das Socialistengesetz alle Geister fast ausschließlich beschäftigte, erschien eine Erklärung der freien volkswirthschaftlichen Vereinigung des Reichstages, eine Kundgebung auf dem Gebiete der wirthschaftlichen Politik, von großer Bedeutung. Die Erklärung, welche im ersten Augenblicke keinen durchschlagenden Eindruck machte, wohl weil sich das öffentliche Interesse ganz vorwiegend auf die Vorgänge concentrirt hatte, die mit dem Socialistengesetz zusammenhängen, hat seitdem eine von Tag zu Tag steigende Würdigung gefunden. Man erkennt jetzt allseitig, daß hier von berufener Seite ein wirthschaftliches Programm niedergelegt ist, welches unsere Zoll- und Tarifpolitik in neue Bahnen leiten kann, man schenkt diesem Programm eine ganz besondere Beachtung, weil es von einer geschlossenen und geeinten Vertretung gestützt wird, und man knüpft endlich an diese Manifestation wegen der Betheiligung des Centrums an derselben noch einige über die augenblickliche Lage hinausreichende Combinationen und Erwartungen.

Die Sprache der freien volkswirthschaftlichen Vereinigung ist eine sehr bündige und klare. Sie erstrebt eine Reform des Zolltarifes und führt für die Nothwendigkeit derselben drei Gründe an: die Mangelhaftigkeit des gegenwärtigen Tarifes, die auf dem Handel und der Industrie zur Zeit so schwer lastende Krisis und die von der deutschen abweichende Handelspolitik der meisten Deutschland umgebenden Länder. Einige schutzzöllnerische Organe haben aus diesen Motiven und aus dem Ziele des Programms selbst ohne Weiteres den Schluß gezogen, es handele sich bei demselben um die Proclamirung des Schutzzolles. Die Stimmen der freihändlerischen Richtung haben ähnlich concludirt und ihrerseits Befürchtungen über eine heraufziehende Aera des Schutzzolles geäußert, dabei aber doch geltend gemacht, daß dieses Pro-

gramm als eine pure Inauguration einer schutzzöllnerischen Politik denn doch kaum angesehen werden könne. Es scheint uns, daß diese letzte Anschauung, welche eigentlich von den Gegnern des Programms ausgesprochen wurde, dasselbe doch am richtigsten charakterisirt. Es handelt sich hier allerdings weder um Schutzzoll, noch um Freihandel, die Unterzeichner der Erklärung haben sich weder auf das eine noch auf das andere Princip verpflichtet. Die Bedeutung ihrer Kundgebung, die vielleicht epochemachend sein wird, besteht gerade darin, daß sie mit beiden Principien gebrochen hat und einfach in jedem einzelnen Falle das zu thun verspricht, was das Wohl des Landes erheischt. Daß eine solche Haltung in wirthschaftlichen Fragen in sehr vielen Fällen eine schutzzöllnerische Richtung herbeiführen kann und daß in Anbetracht der bisherigen ausschließlichen Herrschaft der freihändlerischen Doctrin und der unzweifelhaft dadurch hie und dort herbeigeführten Mißstände Maßregeln im Sinne des Schutzzolles vielfach vermöge des obigen Programms zur Annahme gelangen werden, ist wohl ganz unzweifelhaft. Allein man wird gut thun, sich mit dem Gedanken des Eintrittes solcher Eventualitäten zu befreunden und das starre Festhalten an einer gegentheiligen Doctrin aufzugeben. Das Verfolgen der Theorie nützt auf practischem Gebiete oft sehr wenig und hat in den wirthschaftlichen Fragen oft nur zu viel geschadet. Es ist durchaus nöthig, daß man sich in diesen Dingen auf den Standpunct stellt, das thun zu wollen, was die practische Einsicht in die Bedürfnisse des Landes plausibel macht. Wem das heute ungeheuerlich vorkommt, der möge doch bedenken, daß wir auf rein politischem Gebiete auch erst vorwärts gekommen sind, als wir solchen Gesichtspuncten folgten, und daß wir unrettbar der Versumpfung verfallen wären, wenn wir lediglich uns die Verwirklichung von Theorien zum Ziele gesetzt hätten.

Natürlich wird es oft sehr schwer sein, festzustellen, was denn eigentlich das Bedürfniß des Landes ist. Jeder Interessent wird dieses Bedürfniß in anderer Weise je nach seinen Interessen zu definiren suchen. Aber man fürchte sich doch nicht vor diesem Kampfe der Interessen. Wir haben niemals den Schrecken begreifen können, der früher in gewisse politische Kreise fuhr, wenn das Wort „Interessenvertretung" ausgesprochen wurde. Dieses Wort schien in diesen Kreisen gleichbedeutend zu sein mit der Negation aller höheren politischen und moralischen Interessen. Das scheint uns doch keineswegs einleuchtend. Es scheint uns zunächst vielmehr ganz selbstverständlich, daß Jedermann, der im Staate von seiner Arbeit lebt, auch die Interessen seiner Arbeit vertreten soll. Das Gegentheil wäre sogar eine widernatürliche Anforderung. Weshalb bei einem solchen Kampfe der Interessen die höheren Gesichtspuncte des staatlichen Wohles, der politischen Freiheit und andere leiden sollten, ist uns unerfindlich. Verständige Discussion und rein sachliche Be-

handlung practiſcher Intereſſen haben noch niemals zu einer Schädigung der idealen Güter der Nation geführt, man müßte denn das ſtaatliche Ideal derart conſtruiren, daß es ſich geradezu mit Nichtachtung und auf Koſten des materiellen Wohles zu etabliren hätte. An einem ſolchen Bau aber möchten wir nicht mitwirken und können auch nicht glauben, daß heute noch wirkliche Politiker ſich mit derartigen Gedanken tragen. Und überdies hat der Kampf der Intereſſen jemals aufgehört? So wenig als das Leben ſelbſt. Höchſtens iſt es der einen oder anderen Theorie gelungen, ihn zeitweiſe todtzuſchweigen. Heute aber, wo ſolche Theorien niederfallen wie welke Blätter, heute kann uns doch nichts abhalten, die Discuſſion der Intereſſen zu eröffnen und durch ſie dasjenige feſtſtellen zu laſſen, was der Geſetzgeber als dem Wohle und dem Bedürfniſſe des Landes entſprechend zu acceptiren haben wird. Auf dieſem Wege hoffen wir allerdings zu einer wirklichen Beſſerung der wirthſchaftlichen Verhältniſſe zu gelangen. Wir wiſſen ſehr wohl, daß die Geſetzgebung auf dieſem Gebiete ſo wenig wie auf einem anderen für ſich allein Wunder wirken kann, wir wiſſen ſehr wohl, daß unſere wirthſchaftliche Nothlage zum Theil durch Verhältniſſe entſtanden iſt, denen gegenüber die Geſetzgebung machtlos iſt. Wir erwarten daher auch von ihr nur ſoviel, als man verſtändiger Weiſe von ihr erwarten kann. Aber wir rechnen allerdings auf ihr Eingreifen und verſprechen uns auch Erfolge von demſelben, wenn daſſelbe den wirklichen practiſchen Bedürfniſſen möglichſt genau entſpricht. Man kennt noch nicht die wirthſchaftlichen Reformpläne der Regierung, man kann auch aus dem vorliegenden parlamentariſchen Programme noch keine beſtimmten Anhaltspuncte für das Vorgehen in wirthſchaftlichen Dingen gewinnen. Allerdings deutet der Hinweis des Programms auf die ſchutzzöllneriſche Politik unſerer Nachbarſtaaten darauf hin, daß man daran denkt, im Intereſſe dieſer oder jener Induſtrie zu Schutzmaßregeln zu greifen, ob aber hier an Eiſenzölle oder an andere Schutzzölle gedacht iſt, läßt ſich nicht erſehen. Aus anderweitigen Gründen möchte man glauben, daß zunächſt die Eiſenzollfrage wieder in ein practiſches Stadium treten wird.

Die Erklärung der freien volkswirthſchaftlichen Vereinigung gewinnt aber noch eine anderweite Bedeutung durch die ſtattliche Zahl von 204 Unterſchriften, die ſich zu ihr bekannt haben. Wenn eine ſolche Anzahl von Stimmen im Reichstage ein gemeinſames, wenn auch allgemein gehaltenes Programm ausſtellt, ſo kann man mit Genugthuung conſtatiren, daß dieſe hohe Verſammlung ſich in der Lage befindet, eine eigene, feſt gehandhabte, wirthſchaftliche Politik zu treiben. Und das iſt ſchon an ſich ein großer Gewinn. Beklagte man es doch als ein großes Unglück der letzten Jahre, daß es völlig unmöglich war, die in parlamentariſchen Kreiſen vorwiegende wirthſchaftliche Richtung klarzuſtellen. Jetzt hat ſich eine ſolche prädominirende, auf ein be-

wußtes Ziel hinstrebende Richtung manifestirt. Es wird jetzt Sache der Regierung sein, mit derselben Fühlung zu gewinnen, und ist diese Verbindung hergestellt, so haben wir den unschätzbaren Vortheil einer sicher und fest operirenden Wirthschaftspolitik. Und auch abgesehen von dem wirthschaftlichen Ziele dieser Vereinigung sehen wir aus rein politischen Gründen die Entstehung dieser fest geschlossenen parlamentarischen Schaar sehr gern. Sie ist uns als großer compacter parlamentarischer Körper sehr willkommen, und wir sehen in seiner Bildung einen abermaligen gelungenen Versuch, durch festes Aneinanderschließen Sicherheit und Stetigkeit in unser parlamentarisches Leben zu bringen. Die Annahme des Socialistengesetzes mit imposanter Majorität war der erste glückliche Schritt in dieser Richtung. Der zahlreiche Beitritt zu diesem wirthschaftlichen Programm ist der zweite.

Die große Theilnahme des Centrum an dieser Manifestation stört uns gar nicht, im Gegentheil sie ist uns willkommen. Sie liefert uns den Beweis, daß das Centrum sich wieder an den das Wohl des Staates betreffenden Arbeiten in positiver, Frucht bringender Weise betheiligen will. Wir geben uns über die derzeitige Animosität der Klericalen in rein politischen Dingen nach den Debatten über das Socialistengesetz durchaus keiner Täuschung hin. Aber um so bedeutsamer und für unsere Zwecke um so günstiger scheint es uns, daß sie sich trotz ihrer politischen Verbissenheit doch zur gemeinsamen Arbeit auf einem gleichsam neutralen Gebiete einstellen. Und überdies! Wie oft hat in Deutschland die gemeinsame Arbeit an den wirthschaftlichen Fragen die Brücke zur politischen Einigung gebildet. Die Beispiele sind zu bekannt, als daß es ihrer Bezeichnung bedürfte. Im Hinblick auf dieselben glauben wir auch an diese zollpolitische Einigung mit den Klericalen die Hoffnung auf eine politische Verständigung mit ihnen knüpfen zu dürfen.

27. October. J.

Literatur.

Raffael und Michelangelo. Von Anton Springer. — In: Kunst und Künstler des Mittelalters und der Neuzeit, herausgegeben von Dr. R. Dohme. (Auch in Separatausgabe.) — Mit diesem seit kurzem vollständig vorliegenden Werke, dessen erste Lieferungen wir zu Ende vorigen Jahres in diesen Blättern begrüßten, ist der kunstgeschichtlichen Literatur, wie dies durch den Namen des Verfassers verbürgt war, eine glänzende Bereicherung zu Theil geworden. Beruhend auf exactester Forschung, ein Muster methodischer Behandlung, ausgezeichnet zugleich durch jene lebendige Leichtigkeit der Darstellung, die nur dem Meister des Stiles eigen ist, hat diese Biographie der zwei größten Künstler der Renaissance gleichen Anspruch auf den Dank der Wissenschaft wie auf den Dank aller ernsten Freunde der Kunst. Sieht der Gelehrte mannichfache Zweifel in dem Werke gelöst, Unsicherheiten beseitigt, vieles Thatsächliche unter neue interessante Gesichtspuncte gestellt, so wird jeder wahrhaft Gebildete Genuß finden an der klaren und lebensvollen geschichtlichen Erzählung, an der beredten und geistvollen Interpretation der Werke jener Meister. Der wissenschaftliche Apparat ist aus dem Texte fast gänzlich verbannt und in den Anmerkungen eines Anhangs zusammengestellt,

der über fünf Bogen umfaßt. Bei dem Reichthum des Gebotenen müssen wir uns hier mit der Hindeutung auf einige wenige Puncte begnügen.

In der Biographie Michelangelos möchten wir zunächst und vor allem die Partien hervorheben, die den bedeutungsvollen Umschwung schildern, der in der künstlerischen Entwickelung des Meisters mit seinem zweiten Aufenthalt in Rom eintrat. Mit schärferer Bestimmtheit, als sonst zu geschehen pflegt, kennzeichnet Springer den Zusammenhang der Jugendarbeiten Michelangelos mit der florentinischen Kunst der vorangehenden Epoche. Auch Michelangelo, dessen gewaltiger Subjectivismus im ganzen Umkreis der Kunstgeschichte ohne Beispiel ist, erscheint in seiner ersten Periode unter der Herrschaft der Tradition. Er ist bis zu Ende dieser Epoche vorwiegend Plastiker, „nicht allein in dem Sinne, daß er beinahe ausschließlich plastische Werke schuf, sondern auch in dem anderen, für seine Entwickelungsgeschichte entscheidenderen Sinne, daß bis dahin alle seine künstlerischen Gedanken plastische Formen annahmen und sein Formensinn überwiegend von antiken Studien geleitet wurde. Noch wirft seine mächtige Individualität nicht auf jede Gestalt, die er verkörpert, einen starken Schatten, noch bilden seine Werke nicht zunächst und zumeist den ergreifenden Widerschein seiner großen, einsamen Natur. Sie folgen noch den Gesetzen der Gattung, welcher sie angehören, und halten an dem allgemeinen Ideale der Renaissancekunst fest. Seine Centaurenschlacht, sein Cupido, Bacchus und David vollenden die von der Florentiner Kunst seit Donatello eingeschlagenen Richtung; sie bilden ihre Spitze, stehen aber noch nicht wie seine späteren Arbeiten außerhalb des ganzen von Geschlecht zu Geschlecht überlieferten Kunstkreises".

Der entscheidende Umschwung ward durch den Entwurf zu einem großen malerischen Werke, „den Carton der badenden Soldaten", vorbereitet, in dessen kühn bewegten Gestalten sich der spezifisch michelangeleskische Stil schon mächtig ankündigt. Das Werk aber, in welchem die Individualität des Künstlers zuerst in ihrer vollen Gewalt und Größe hervortritt, sind die Deckenmalereien der Sixtinischen Capelle. Die Geschichte dieses Riesenwerkes und mit ihr im Zusammenhange die Geschichte des Grabdenkmals Julius II., die Michelangelo die Tragödie seines Lebens nannte, hat Springer bereits in einer 1875 erschienenen Schrift auf Grund der von Milanesi in demselben Jahre veröffentlichen Documente ins hellste Licht gestellt. An der Hand urkundlicher Daten wird darin nachgewiesen, daß der Entwurf zu dem Grabdenkmal, mit dessen Ausführung Michelangelo unmittelbar nach seiner Berufung nach Rom (im März 1505) von Julius II. beauftragt wurde, vor dem Beginn der Fresken in der Sixtina nur wenig, kaum über die architektonische Anlage hinaus gefördert werden konnte, daß nicht dieser erste Entwurf, wie sonst gewöhnlich angenommen wurde, sondern der zweite, der erst nach dem Tode des Papstes, ein Jahr nach der Beendigung jener Fresken (1513) entstand, der bedeutendere, reichere und großartigere war, der freilich späterhin in sehr beschränkter Form zur Ausführung kam. Die Feststellung dieser Thatsachen läßt die Bedeutung der Gemälde der Sixtina erst in ihrem vollen Lichte erscheinen. Die erste Conception des Grabdenkmals tritt neben ihnen in tiefen Schatten; diese dagegen „rücken geradezu in den Mittelpunct der Kunstthätigkeit Michelangelos und erweisen sich grundlegend und bestimmend auch für seine Arbeiten auf dem Gebiete der Plastik"; auf die Form, welche das Grabdenkmal in dem Entwurf von 1513 annahm, erscheinen sie von ganz directem Einfluß. Die Hauptgestalten der Gemälde der Sixtina

bergen in der That, in Stil und geistigem Ausdruck, die Keime in sich zur Statue des Moses und den allegorischen Figuren der Mediceergräber. In einem jener Bilder der Sixtina in der Gestalt des Jeremias hat Michelangelo die tiefe Melancholie seines gewaltigen Geistes gewissermaßen typisch verkörpert; von dieser Gestalt sagt Springer, daß sie es dem Künstler angethan habe und daß er sie niemals aus der Seele verlor. „Was er auch späterhin schuf, immer schwebte ihm die Erinnerung an Jeremias vor und klang die Stimmung, in welche ihn die Gestalt des Propheten versetzt hatte, leise mit." Ein geheimnißvoll subjectives Element ruht in allen späteren Schöpfungen des Meisters, und wie es nicht die Plastik war, sondern die Malerei, in welcher sein Genius sich zuerst in voller Eigenthümlichkeit entfaltete, so trugen die Sculpturwerke Michelangelos sämmtlich, die nach den Fresken der Sixtina entstanden, einen stark malerischen Zug, der für die spätere Entwickelung der Plastik, für die nachahmenden Talente der Epigonenzeit des sechzehnten Jahrhunderts verhängnißvoll wurde.

Auf einen andern Punct, der in dem springerschen Werke von hervorragender Bedeutung ist, weist der Verfasser selbst in der Vorrede hin, indem er die Wichtigkeit betont, die gegenwärtig das Studium der Handzeichnungen und Entwürfe bedeutender Meister für die wissenschaftliche Erkenntniß gewonnen hat. Erst seit kurzer Zeit „ist der unendlich reiche Schatz solcher Blätter, die bis dahin in den Sammlungen vergraben und schwer zugänglich waren, durch die Photographie gehoben" und in den Vervielfältigungen derselben die Möglichkeit geboten worden, „diese Zeichnungen in jedem Augenblicke zur Hand zu haben, sie stets zu vergleichen und unter den verschiedensten Gesichtspuncten immer wieder neu ordnen zu können". Seitdem erst „konnte die historisch-genetische Methode nachdrücklich betont und der Kunstgeschichte eine tiefere wissenschaftliche Grundlage gegeben werden. Aehnlich wie der Gebrauch des Mikroskops die äußerliche Naturbeschreibung in eine organische Naturgeschichte verwandelte, so hat das Heranziehen der Handzeichnungen zum Studium der neueren Kunstgeschichte erst enthüllt, was der Name verheißt, und die letztere zu einer wahrhaft historischen Disciplin erhoben".

Namentlich für die Erkenntniß der inneren Entwickelung Rafaels bietet die große Zahl der uns erhaltenen Handzeichnungen des Meisters ein unschätzbares Material, und die eben so umfassende wie kritisch feinsinnige Benutzung desselben gehört zu den vorzüglichsten Verdiensten des springerschen Werkes. In der vergleichenden Schilderung solcher Studienblätter und Skizzen sehen wir bald ein bestimmtes Werk des Meisters, bald einen Typus, der eine ganze Gattung seiner Werke beherrscht, allmählich entstehen und gewinnen, indem wir den mannichfachen Wandlungen des künstlerischen Gedankens folgen, eine um so lebendigere Empfindung für das, worauf es dem Künstler wesentlich ankam. „Wir werden", sagt der Verfasser selbst, „gleichsam in die Werkstätte des Meisters eingeführt und sind Zeugen von dem lebendig organischen Schaffen desselben. Da greift er zurück in die eigene künstlerische Vergangenheit und holt ein älteres Motiv hervor, um ihm wieder frisches Leben einzuhauchen; hier zeigt er sich von der neuen Umgebung erfaßt und zu einer Reihe von Darstellungen begeistert, mit welchen eine höhere Entwickelung seiner Natur beginnt, welche aber auch zuweilen, mit jenen älteren Motiven harmonisch verknüpft, den Abschluß einer Periode bedeuten. Oft erscheint ein Entwurf dem Keime vergleichbar, aus welchem durch Spaltung mehrere

selbständige Organismen hervorgehen; oft wieder bemerkt man, wie erst nach wiederholten Ansätzen die künstlerische That gelingt und vielfache Entwürfe nur langsam zu einer endgültigen, befriedigenden Darstellung sich zusammenschließen, zu welcher jene sich nur wie Anfänge und Versuche verhalten."

Mit solcher intimen Betrachtung des specifisch künstlerischen Gedankenprocesses der Genesis der Vorstellungen in der Phantasie des Künstlers wechselt die Betrachtung der großen geschichtlichen Strömungen, unter deren Einfluß sich dieser Proceß vollzog. Aus der geheimen Werkstätte des künstlerischen Schaffens auf den weiten Schauplatz der Zeitgeschichte heraustretend, sehen wir uns auf die wichtigen Stellen hingewiesen, von denen aus die allgemeinen historischen Mächte bestimmend auf die künstlerische Thätigkeit einwirkten. Die Schilderung verliert sich hier nicht wie manche andere kunstgeschichtliche Darstellung in weit ausgesponnene culturhistorische Erörterungen, die das Interesse vom Hauptgegenstand ablenken und ihn häufig verdunkeln statt ihn zu erhellen; in wenigen, aber prägnanten und lebendigen Zügen schildert der Verfasser den politischen und culturgeschichtlichen Hintergrund der künstlerischen Entwickelung und die Persönlichkeiten, die auf das Geschick der Helden seiner Erzählung entscheidenden Einfluß hatten. Wir verweisen in dieser Beziehung namentlich auf die Schilderung Roms unter Julius II. und die Charakteristik Leos X., des lange Zeit über Gebühr gepriesenen Mediceers. Sehr mit Unrecht ist ehedem nach dem letzteren die Glanzepoche der Renaissance das Leoninische Zeitalter genannt worden. Kein Zweifel waltet jetzt ob, „daß der gewaltige Julius II. ehrerbietiger von der Kunst dachte, ihr großartigere Aufgaben zuwies und sie den Weltmächten, den idealen Ordnungen des Lebens, freier huldigen ließ, als Leo, der „Numa" auf dem päpstlichen Thron, welcher die eigene Person in den Vordergrund drängte und die Fähigkeit der Kunst, den Lebensgenuß zu erhöhen, vornehmlich schätzte". Der humanistischen Literatur hat der Verfasser eine besondere Aufmerksamkeit zugewandt, namentlich bei der Besprechung verschiedener Hauptwerke Raffaels. Der Nachweis, wie die Grundidee der „Schule von Athen" direct herzuleiten sei aus dem Gedankenkreis jener Literatur, bringt die vor einiger Zeit neu angeregten Discussionen über Inhalt und Bedeutung dieses Gemäldes zu endgültigem Abschluß. Die vom Verfasser schon in den „Bildern aus der neueren Kunstgeschichte" vertretene Auffassung des Werkes findet hier die eingehendste Erläuterung und in den im Anhang mitgetheilten Belegstellen (namentlich aus Marsilius Ficinus) die ausführlichste Begründung.

Den allgemeinen culturgeschichtlichen Factoren gegenüber, die auf das künstlerische Schaffen beider Meister bestimmenden Einfluß hatten, läßt die Darstellung Springers stets von neuem das persönliche Element in seiner vollen Geltung hervortreten. Auch in den rein menschlichen Beziehungen tritt die Persönlichkeit der Künstler in helles Licht. Für die Biographie Michelangelos haben in dieser Hinsicht namentlich die von Milanesi veröffentlichten Briefe und Tagebuchnotizen des Künstlers werthvolles Material geliefert, das in dem springerschen Werk in erschöpfender Weise vermehrt wurde. Vornehmlich sind es die letzten, an biographischem Detail besonders reichen Partien, die den Charakter des gewaltigen und wunderbaren Mannes in seiner Menschlichkeit enthüllen. λ.

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.
Ausgegeben: 30. October 1878. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Eine Aebtissinwahl zu Quedlinburg.

Von L. Ziemssen.

In dem kaiserlichen reichsfreien weltlichen Stift zu Quedlinburg, der ruhmreichen Gründung weiland Kaiser Otto I., herrschte um den Beginn des Jahres 1708 eine ungewohnte Erregung. Was von den Eingeweihten längst vorausgesehen, war endlich geschehen: die Fürst-Aebtissin Anna Dorothea, Herzogin zu Sachsen-Altenburg, seit vier Jahren schon schwer leidend und der Bürde ihres hohen Amtes nach eigener Ueberzeugung nicht mehr gewachsen, hatte am Neujahrstage gleich nach dem prunkvoll begangenen Festgottesdienst die Damen des Capitels zu einer feierlichen Versammlung im Capitelsaal berufen lassen und den Versammelten hier in tiefer Bewegung erklärt, daß ihre Gesundheit ihr eine fernerweitige Fortführung der der Aebtissin des hohen reichsfreien weltlichen Stifts obliegenden Geschäfte und Pflichten nicht mehr gestatten wolle. Damit selbiges nun um ihrer Schwachheit willen nicht Schaden leide, habe sie beschlossen, sich eine Coadjutorin zugesellen zu lassen, welche bei ihren — der Aebtissin — Lebzeiten die Bürden, nach ihrem Hinscheiden aber auch die Würden einer Fürst-Aebtissin zu führen habe, und fordere sie kraft des ihr annoch zustehenden Amtes die Damen des Capitels auf, mit ihr zu einer rechten kanonischen Wahlhandlung zusammen zu treten und besagte Coadjutorin zu des Stiftes Heil und förderlichem Gedeihn unverweilt zu küren.

Das hochwürdigste Capitel, an welches die Aebtissin diese Worte gerichtet, faßte sich in der heiligen Dreizahl zusammen: es bestand aus der Pröbstin, derzeit Marie Aurora, Gräfin von Königsmark, unlängst noch der leuchtende Stern des prachtliebenden Dresdner Hofes, „die berühmteste Frau zweier Jahrhunderte“ *), aus einer Dechantin und einer Kanonissin, letztere beide zur

*) Voltäre.

Zeit Gräfinnen von Schwarzburg-Arnſtadt und Schweſtern, ältliche, fromme und äußerſt energiſche Damen, die vermöge ihrer Freundſchaft mit der Fürſt-Aebtiſſin in deren Entſchlüſſe längſt eingeweiht und in der Lage geweſen waren, ihre Vorbereitungen rechtzeitig zu treffen.

Maria Aurora empfand bei dieſer Gelegenheit keineswegs zum erſten Male ihre iſolirte Stellung im Capitel; aber auch die wiederholte Erfahrung raubte der anmuthigen und geiſtvollen Frau (ſie ſtand damals in ihrem achtunddreißigſten Lebensjahre und — wie Kenner behaupteten — auf dem Höhepunct ihrer Schönheit) keineswegs die ihr eigene heitere Ruhe und Geiſtesgegenwart. Daher verlangte ſie, bevor man zur eigentlichen Wahl ſchreiten würde, eine vertrauliche Wahlbeſprechung, um ſich — wenn möglich — über eine paßliche Perſönlichkeit zu einigen und ſo — was für die kaiſerliche Beſtätigung unſtreitig von Wichtigkeit ſein würde — eine einmüthige Wahl zu ermöglichen. Dieſe wurde ohne Zögern bewilligt, und die Aebtiſſin erklärte nun, daß ihrer Anſicht nach das Wohl des Stifts nicht nur eine fromme, angeſehene und tadelloſe Dame, ſondern auch eine aus fürſtlichem Geſchlecht entſproſſene als Coadjutorin cum spe succedendi erfordere, und nähme ſie keinen Anſtand, als eine ſolche die älteſte Prinzeſſin von Sachſen-Weißenfels, Magdalene Sybille, zu bezeichnen und den Capitularinnen zur Wahl vorzuſchlagen.

Die ſchöne Pröbſtin, die auf den Geſichtern der ſchwarzburgiſchen Schweſtern ein höhniſches Lächeln bemerkte, verbiß den in den Worten der Aebtiſſin liegenden Stich und erwiderte ruhig, daß ſie ihrerſeits anderer Anſicht ſein müſſe und ihre Gründe wohl zu erwägen bitte. Die Lage des Stifts ſei, namentlich dem Könige von Preußen, als gewaltſamem Protector, gegenüber eine höchſt mißliche. Nicht auf Frömmigkeit allein oder auf fürſtlichen Rang dürfe man bei ſo folgenſchwerer Wahl ſehen — vielmehr auf die Capazität, zu regieren und die dem Stift durch die Wahl zu gewinnenden Vortheile. Sie ſelbſt glaube im Beſitz jenes wünſchenswerthen donum regendi zu ſein, und ſie getraue und verpflichte ſich, vermöge der ihr zu Gebote ſtehenden Verbindungen, wenn man ſie wählen wolle, dem Stift ungleich größere Vortheile zuzuwenden, als man ſelbſt von einer Prinzeſſin, ſei ſie welche ſie wolle, zu erhoffen haben würde.

Die Vorſtellung blieb fruchtlos. Die Fürſt-Aebtiſſin bedauerte, übrigens unter Anerkennung der hohen Qualitäten ihrer lieben Pröbſtin, aus guten Gründen von ihrem einmal gefaßten Entſchluſſe nicht abgehn zu können; ihr ſchloſſen ſich mit triumphirenden Mienen die beiden anderen Capitularinnen, die Schweſtern von Schwarzburg an, und ſo kam denn auch folgenden Tages unter Beobachtung aller kanoniſchen Wahlförmlichkeiten die Kürung der Prinzeß von Sachſen-Weißenfels per majora zu Stande.

Dem Vergleich vom Jahre 1574 sowie dem Vertrage vom Jahre 1687 gemäß (welcher ersterer festsetzte, daß die Aebtissinwahl nicht ohne Vorwissen des Fürst-Protectors geschehen noch eine demselben unliebsame Persönlichkeit ergeben dürfe, während der Vertrag von 1687 die bisher vom Kurhaus Sachsen geübte Erbvoigtei gegen Kauf an Brandenburg übertrug) meldete die Aebtissin dem Könige von Preußen unverzüglich die geschehene Wahl, richtete auch gleichzeitig ein Schreiben an des Kaisers Majestät, um oberherrliche Confirmation der Gewählten so dringend wie gehorsamst ersuchend.

Die Antwort von Preußen erfolgte unverzüglich: sie lautete durchaus ablehnend! Aus erheblichen Gründen, so lautete der Bescheid, könne und werde des Königs Majestät zu gedachter Wahl seinen Consens nicht geben, und empfehle Hochderselbe, auf eine andere Candidatin baldigst Bedacht zu nehmen.

Dieser Bescheid traf die triumphirende Majorität des Capitels wie ein Blitzschlag. Man argwöhnte — wohl nicht mit Unrecht — den Einfluß der weitreichenden Verbindungen Maria Aurorens, und die Alteration der kranken Aebtissin über diese Durchkreuzung ihres letzten leidenschaftlichen Wunsches war so heftig, daß sie kurz nach Empfang des Schreibens einem erneuerten harten Anfall ihres Leidens erlag und mit Tode abging, das Stift verwaist zurücklassend. Vergebens wandte sich auch die gewählte Prinzeß von Sachsen nach Wien um Bestätigung: sie erfuhr, daß auf Andrängen des Königs von Preußen die Wahl durch kaiserlichen Entschluß völlig annullirt sei, und da sich ihr gleichzeitig in der Bewerbung des Herzogs von Sachsen-Eisenach eine standesgemäße Versorgung bot, tauschte sie das Gewisse für das Ungewisse ein und entsagte — zum großen Aerger der beiden thatkräftigen und zum Kampf mit König und Kaiser streitbar entschlossenen schwarzburgischen Gräfinnen — der ferneren Anwartschaft auf die Abtei.

Abermals trat das Capitel zusammen und entwarf einen zweiten dringenden Brief an des Kaisers Majestät des Inhalts: „die Fürst-Aebtissin habe — leider aus Kummer über die Vernichtung der jüngst getroffenen Wahl einer Coadjutorin — das Zeitliche gesegnet, und sei somit das kaiserliche reichsfreie weltliche Stift Quedlinburg nunmehr verwaist: Kaiserliche Majestät wolle gestatten, daß das Capitel ohne Zögern zur Neuwahl schreiten dürfe, zugleich aber auch allergnädigst anbefehlen, wie man sich in Ansehung Preußens und der immer schwieriger sich gestaltenden Lage des Stifts zum „Protector" zu verhalten habe, um die wohlverbrieften unveräußerlichen Rechte desselben zu wahren und die dem Capitel zustehende freie Wahl diesmal endlich vor Beeinträchtigung oder Annullirung zu schützen". Der Preußen betreffende scharfe Passus war von der Majorität des Capitels, Dechantin und Kanonissin eingebracht und durchgesetzt.

Die Antwort ließ geraume Zeit auf sich warten, da der Wiener Hof sich vorher mit Preußen zu verständigen wünschte. Dies geschah in einer die Wahlfreiheit des Capitels allerdings wenig berücksichtigenden Weise, und der Kaiser, der sich in Folge dessen seiner Sache nicht ganz sicher fühlte, überdies auch die starrköpfige und streitbare Natur der beiden die Majorität bildenden Schwestern zur Genüge kannte, betraute den Bruder derselben, Grafen Anton Günther von Schwarzburg-Arnstadt, der dem kaiserlichen Hofe eben erst große Verbindlichkeiten schuldig geworden war, mit der intricaten Commission, seinen frommen Schwestern mit guter Manier beizubringen, daß die Höfe von Wien und Berlin sich über die Prinzeß von Sachsen-Meiningen, Elisabeth Erneſtine, als eine zur Aebtissinwürde geeignete Persönlichkeit geeinigt hätten, und das Capitel, zur Wahrung von weiteren üblen Folgen, wohl thun würde, ohne weiteren Einspruch dieser Bewerberin seine Stimmen zu geben.

Der gute Graf, der seine Schwestern noch besser kannte, als der Kaiser, und nach einem Besuch des Stifts mit solchem Auftrage keineswegs lüstern war, zog es bei reiflicherem Nachdenken vor, unpäßlich zu werden und an seiner Statt einen geschäftskundigen und wohlvertrauten Rath nach Quedlinburg abzuschicken; aber der Unglückliche wurde mit seiner Botschaft übel empfangen und übel heimgeschickt, und so sehr verfehlte die von Wien aus beliebte Intervention ihr Ziel, daß die beiden resoluten und aufs Aeußerste gereizten Gräfinnen beim Reichstag zu Regensburg über das unerhörte und geradezu rechtswidrige Ansinnen Kaiserlicher und Königlicher Majestäten laute Klage erhoben. „Eine unter solchen Bedingungen, Drängungen und Bedrohungen erzwungene Wahl, wie sie dem Capitel hier zugemuthet werde, vermöchte selbiges weder als eine freie noch auch dem geistlichen Recht gemäße zu erachten und lebe der getrosten Hoffnung, man werde beim Reich willig und geneigt sein, nach Maßgabe kaiserlicher Privilegien und päpstlicher Bullen dem hohen Stift sein freies Wahlrecht erhalten zu helfen, widrigenfalls ja alles Recht und Gesetz, so weltlich wie geistlich, hinfällig zu werden drohe."

Und damit noch nicht genug. Durch rechtskundige Rathgeber, die sich mit den Privilegien, Briefen und Urkunden des Stifts durchaus vertraut gemacht hatten, holten Dechantin und Kanonissin die Rechtsgutachten mehrerer naher Universitäten ein, und als diese, wie zu erwarten gewesen, günstig ausfielen, wurde der Kaiser (es war der wackere und mildgesinnte Joseph I.) durch ein äußerst energisches Protestschreiben der beiden Schwestern erfreut, in welchem diese „um des Gewissens Willen" sich wider kaiserliches Ansinnen verwahrten, durchaus freie und unbeeinflußte Wahl für sich in Anspruch nahmen und hinzusetzten, wie sie von mehr als einer Universität, an welche sie sich in ihrer Gewissensnoth gewendet, dahin bekehrt worden seien, daß sie

mit gutem Gewissen allerdings sich der freien Wahl nicht begeben dürften, anderenfalls sie, den alten Stiftungen und Satzungen zuwider, eine schwere Schuld auf sich laden würden.

Daneben kündigten die entschlossenen Dignitariinnen sowohl in Wien als auch in Berlin kurzweg an, daß Seitens des Capitels am 15. October c. a. die Wahl einer neuen Aebtissin vorgenommen werden würde.

Auf diese Mittheilung wurde von Berlin aus ohne Zögern ein Courier nach Wien abgeschickt und aufs Nachdrücklichste ein Inhibitorium der angedrohten Wahl beantragt. Der Kaiser, verdrießlich über die nicht endenden Klagen und Gegenklagen, doch selber seine Mitschuld an denselben empfindend, versuchte noch einmal eine Einwirkung auf die streitbaren Gräfinnen durch verwandtschaftliche Vermittelung auszuüben, und betraute abermals den Grafen Anton Günther, von dessen völliger Genesung er sich hatte überzeugen lassen, mit dem Commissorium, den Schwestern die Wahl der Prinzeß von Sachsen-Meiningen vom Gesichtspunct höherer Politik aus plausibel zu machen. Der gräfliche Gesandte machte sich, wenn auch innerlich widerstrebend, auf den Weg nach Quedlinburg: seine Hoffnungen auf Erfolg waren sehr gering.

Was er befürchtet hatte, geschah. Die Entledigung seines Auftrages und die daran geknüpften Verhandlungen mit den beiden Schwestern führten zu so heftigen Erörterungen und, trotzdem er Milde und Ernst, Ueberredung und Drohung weislich mischte, zu so leidenschaftlicher Opposition gegen den Willen des Reichsoberhauptes, daß Anton Günther die Verhandlungen abbrach und — nun ganz Gesandter — den schriftlichen Weg als den einzig noch übrig bleibenden bezeichnete, zu dessen Ermöglichung er noch einige Tage in Quedlinburg verweilen zu wollen erklärte, hoffend, daß die beiden Schwestern sich inzwischen eines Besseren besinnen würden.

Diese Hoffnung schlug völlig fehl. Schon Tags darauf überraschte ihn die nie ruhende Feder der Dechantin mit einem Schreiben, in welchem beide Damen Namens des Capitels ein für alle Mal auf unbedingteste Wahlfreiheit bestehen zu müssen erklärten, hinzufügend, daß sie sich zu dem Behuf bereits nach mächtigem Beistand im Reich umgesehen und übrigens nicht ruhen würden, als bis das zwischen dem Stift und dessen Schutzvogt bestehende, aber nicht sowohl zum Schutz als vielmehr zu äußerster Bedrückung desselben grausam mißbrauchte Verhältniß völlig und für immer aufgehoben worden wäre.

Sehr betroffen über dies eclatante Fiasco seiner diplomatischen Action suchte Graf Anton Günther Trost und Ermuthigung auf der Probstei und hatte sich hier in der That einer willfährigeren Aufnahme zu erfreuen. Maria Aurora empfing den kaiserlichen Vertrauensmann mit der ganzen Liebens-

würdigkeit ihrer anziehenden Persönlichkeit, würdigte seinen Vortrag über die politische Nothwendigkeit, die dem Kaiser leider verbiete, ihr als der weitaus geeignetsten Bewerberin den Vorzug zu geben, der wohlwollendsten Aufmerksamkeit und erklärte endlich, daß sie bereit sein werde, den Wünschen Kaiserlicher Majestät nachzukommen und der Prinzessin von Sachsen-Meiningen ihre Stimme zur Aebtissin zu geben.

Dieser kleine Erfolg stärkte Anton Günthers Herz beträchtlich, und als er, in sein „Losament" zurückkehrend, einen zweiten Brief der Schwester Dechantin vorfand, der den ersten ergänzte und an Trotz noch überbot, raffte er sich, voll bitteren Aergers über so viel rücksichtslose Hartnäckigkeit (rücksichtslos auch gegen ihn, den Bruder) zu folgendem sehr energischen und ganz amtlichen Erwiderungsschreiben an die Schwestern auf:

„Der Hochgeborne Graf und Herr, Herr Anton Günther IV., Graf des Reichs, Graf zu Schwarzburg und Hohenstein läßt den hochwürdigen Capitularinnen auf Ihre an Se. hochgräfl. Gnaden abgelassene Erklärung hierdurch unverhalten sein: obwohl dieselben wohl hätten erwarten mögen, daß hochbesagten Frauen Capitularinnen gefällig gewesen, den auf Befehl u. im Namen Ihrer Kaiserl. Majestät geschehenen treu gemeinten Remonstrationen Statt zu geben und darauf mit einer zulänglichen, mit Kaiserlicher Majestät allerhöchsten Intentionen conformen Erklärung sich heraus zu lassen, so müßten Sie doch nunmehr mit vielem Unmuth wahrnehmen, daß alle diesfalls aufgewendete Mühe vergeblich sei und daher denjenigen, so an einer so geflissentlichen und hartnäckigen Opposition Schuld, zu ihrer schweren Verantwortung bei Kaiserlicher Majestät anheimgestellt sein lassen, daß in der Sache nicht weiter zu kommen! — Auch fänden Sie nunmehr nichts weiter übrig, als Ihrer Majestät dero allerunterthänigsten Bericht darüber zu erstatten; wollten indessen doch hoffen und sich dessen gewiß versehen, Ein hochwürdiges Capitel werde von allem ferneren Verfahren, Ansetzung einer anderweitigen Wahl, geschweige denn der gänzlichen Vollziehung einer solchen bis auf einlangende Kaiserliche allergnädigste Verordnung gänzlich und allerdings sich enthalten und die Sache auf alle Weise in statu quo belassen, maßen dasselbe durch neue Thathandlungen die unausbleibliche Kaiserliche Ungnade und allergerechteste Vindication vergrößern und sich selbst muthwillig in endloses Verderben und Untergang stürzen würde, woraus nachmalen keine Rettung mehr vorhanden!

Ihre hochgräflichen Gnaden seien in Ihrem Gewissen versichert, daß Sie an treu gemeinten Vorstellungen, Vermahnungen u. Warnungen, soviel an Ihnen gewesen, es nicht haben fehlen lassen; wollten also, wenn einer oder der anderen Interessentin etwas härteres begegnen möchte, darüber entschul-

digt sein, verblieben übrigens Einem hochwürdigen Capitel zu Erweisung angenehmer Dienste allezeit geflissen.

Quedlinburg 16. October 1708."

Dieser fulminante brüderliche Drohbrief verfehlte auf die streitbaren Gräfinnen in der That nicht ganz seine Wirkung, und einige Tage waren sie nachdenklich und in sich gekehrt, beschlossen auch, daraufhin sich der eigenmächtigen Vornahme einer Wahl zu enthalten, richteten aber gleichzeitig ein neues dringendes Bittschreiben an kaiserliche Majestät, um Zurücknahme des ihnen gewordenen Verbots und Gestattung freier Wahl, wie das Stift solcher dringend bedürftig sei, ernstlich anhaltend.

Ehe noch eine Antwort erfolgte oder erfolgen konnte, geschah etwas, das alle guten Vorsätze in die vier Winde verfließen ließ und die beiden Gräfinnen eigenwilliger und trotziger denn je machte. Seit die Erbvoigtei — erwähntermaßen — durch Kauf von Sachsen an Brandenburg übergegangen war, hatte letzteres sich befugt gehalten, trotz wiederholten Widerspruchs des Capitels in das Stiftsgebiet Garnison zu legen, Accise und Servis zu erheben, sich von der Bevölkerung den Huldigungseid leisten zu lassen und einen Stiftshauptmann anzustellen, der die königlichen Gerechtsame zu wahren habe — eine nimmer heilende Wunde für das stolze Selbstgefühl des Capitels, das fortan alle Schritte und Maßregeln Preußens mit wahrem Argwohn verfolgte und jedem weiteren Uebergriff leidenschaftlichsten Widerstand entgegensetzte. Als daher in den Octobertagen des Jahres 1708 der Stiftshauptmann auf Befehl von Berlin eigenmächtige Anordnungen im Salinenwesen getroffen, ingleichen das quedlinburgische Quotum an die Operationskasse in Frankfurt gegen sonstigen Gebrauch von Preußen gezahlt ward, so erkannte das Stift in diesen Maßnahmen einen neuen bedrohlichen Uebergriff des Erbvoigtes, argwöhnte den geheimen Plan, das reichsfreie Stift „landsässig zu machen", seiner Reichsimmedietät geradezu zu berauben, und fürchtete nun auch, daß der gewaltthätige Protector kein Bedenken tragen würde, dem Capitel die Prinzeß von Sachsen-Meiningen mit Zwang aufzudrängen. Alles das trieb zu energischen Gegenmaßregeln, und die beiden thatkräftigen Dignitarinnen, die sich die Erhaltung der stiftischen Freiheiten und Privilegien zur Lebensaufgabe gemacht hatten, zögerten keinen Augenblick, solche zu ergreifen.

Am 3. November 1708 erschien einer der Unterbeamten des Stifts, von den Schwestern entsendet, in der Probstei und lud die Gräfin Königsmark zu einer im Interesse des Stifts anberaumten Zusammenkunft dringend ein. Maria Aurora sagte ihr Erscheinen zu, „falls man nicht der Zusammenkunft den Charakter eines Capitelconventes beizulegen beabsichtige", und da dies verneint wurde, fand am 5. November die gewünschte Unterredung auf der

Dechanei wirklich statt. Hier trug die Dechantin in feierlicher Haltung alle von ihr und der Schwester gehegten Bedenken und Befürchtungen des breiteren vor, rückte namentlich die Handlungen und Maßnahmen der schutzherrlichen Macht Preußen in ein grelles Licht und schloß mit der Aufforderung, Angesichts so drohender Conjuncturen zur Abwehr eines totalen Ruins des hohen kaiserlichen reichsfreien Stifts „eine prompte Resolution" zu fassen und ohne Zeitverlust zu einer Neuwahl schreiten zu wollen.

Die schöne Pröbstin schüttelte zu dem Gehörten ernst ihr anmuthiges Haupt und gab zu bedenken, was zur Zeit Alles gegen einen solchen Beschluß streite: die kaiserliche Inhibition und entschiedene Ordre, Alles in statu quo zu belassen, sodann die Supplik beider Capitularinnen an den Kaiser, dessen Antwort und Bescheid mindestens abzuwarten wäre; ferner das Ausbleiben tröstlicher Zusicherung eines gebührenden Schutzes für das Stift seitens des Reichstages oder auswärtiger Puissancen, sowie endlich die Gefahr, die Gnade des mächtigen Kaisers, des Einzigen, so dem Stift trotz Allem wirklich wohl wolle, völlig einzubüßen. Man solle doch nichts übereilen! Noch sei dem Capitel die Prinzeß von Sachsen-Meiningen nicht aufgedrungen (wobei sie, die Pröbstin, übrigens nicht verhalten wolle, daß ihre Stimme derselben sicher sei); zu der Art extremen Maßnahmen zu schreiten, bleibe immer noch ausreichende Zeit, — sie zu überstürzen, erscheine unweise und bedenklich!

Heftig erhoben sich gegen diese Warnungen die zum Aeußersten entschlossenen beiden Schwestern, widerlegten nach ihrer Art, die Sachlage anzuschauen, die Gründe der Pröbstin, erklärten, daß die Existenz des reichsfreien Stifts auf dem Spiele stünde und nur durch einen kräftigen Entschluß ihrerseits gerettet werden könne, und beschworen endlich die Pröbstin, im Interesse des Ganzen in eine unverzügliche Aebtissinwahl zu willigen. „Stünde es ihr, für ihre Person, ja doch frei, sich in Capitulo noch einmal für die Prinzeß von Meinungen feierlich zu declariren und so ihren Standpunct gegenüber dem Wiener Hofe zu wahren; etwaige üble Folgen würden somit ausschließlich auf ihre, der Schwestern, schuldige Häupter fallen." Aber auch diesen Obtestationen blieb Maria Aurora unzugänglich, beharrte bei ihrer Weigerung und bewirkte so, daß — zu großem Mißvergnügen der schwarzburgischen Gräfinnen — die Unterredung resultatlos verlief.

In der Dechanei herrschte nun einige Tage große Niedergeschlagenheit und Rathlosigkeit, bis ein von außen kommendes Ereigniß wieder ermuthigend und anfeuernd auf die beiden Capitularinnen zu wirken begann. Ein Gesandter des holstein-gottorpischen Fürstenhauses traf in den nächsten Tagen zu Quedlinburg ein, nahm prunkvoll in einem städtischen Logirhause Quartier und ließ durch den Stiftshofrath Auerbach, mit dem er sich sofort in Verbindung gesetzt und eine lange gewichtige Unterhaltung gepflogen hatte, bei

den beiden Capitularinnen um eine Audienz anſuchen. Der Stiftshofrath fügte dieſem Auftrage ſeinerſeits noch die Bitte um Beſchleunigung derſelben hinzu, „dieweil des Herrn Abgeſandten Excellenz mit ihrem Vorhaben und Geſchäft gar ſehr preſſire".

Es bedurfte dieſer Bitte nicht; auch den beiden Schweſtern „preſſirte es ſehr", den Abgeſandten des Hofes, mit welchem ſie ſeit dem Mißlingen des Planes mit der Prinzeſſin von Weißenfels in Beziehung getreten waren, zu ſehen und zu ſprechen, und ſo erfolgte noch ſelbigen Abends die Einladung an den holſteinſchen Diplomaten, ſich unverzüglich auf der Dechanei einfinden zu wollen.

Noch zu ſpäter Stunde waren an dieſem Abend die Fenſter der beiden gräflichen Capitularinnen erleuchtet: ohne Ermüdung zu ſpüren, ſaßen die energiſchen Schweſtern, im Verein mit den beiden rechtskundigen Männern, über Pergamente und Papiere gebeugt, und unermattend erwogen ſie mit dieſen die ſchwebende Frage ſowohl wie die Lage des Stifts überhaupt nach allen Beziehungen hin; aber als ſie dann endlich — Mitternacht war längſt vorüber — ihr Lager aufſuchten, war ihr Auge glänzend, ihre Stimmung die heiterſte, und ein entſcheidender Entſchluß war gefaßt.

Schon am frühen Morgen des nächſten Tages lief ein Schreiben von Dechantin und Kanoniſſin bei der Gräfin Königsmark ein: „Hochwürdigſte Pröbſtin wolle geneigteſt mit ihnen noch heute auf der Capitelſtube oder in der Kirche zuſammentreten, um wegen nothwendig vorzunehmender Aebtiſſinwahl einen capitulariſchen Beſchluß zu faſſen. Sollte die Frau Pröbſtin, wider Vermuthen, ſich deſſen weigern, ſo müßten ſie dafür halten, Hochdieſelbe wolle wegen des extra capitulum ſchon genommenen Engagements ſich überhaupt aller Wahlhandlung entziehen, und hätten für dieſen Fall, da ein Mitglied dem ganzen Capitel mit ſeinen factis nimmermehr präjudiciren dürfe, Dechantin und Kanoniſſin einmüthig und als Majorität des Capitels den feſten und unumſtößlichen Beſchluß gefaßt, kommenden Tages, als am Sonntage, gleich nach der Predigt früh zehn Uhr in der Capitelſtube zu einer Abteilichen Wahl in Gottes Namen zu ſchreiten und den Ausgang davon Gott und Kaiſerlicher Majeſtät anzubefehlen."

Marie Aurora antwortete auf dieſe Zuſchrift in einem kleinen graziöſen Billet: „Es ſei wohl ein Verſehen vorgefallen. Das Capitel zu berufen, ſtände ja allein ihr, der Pröbſtin, zu; ſie aber könne wegen kaiſerlicher Inhibition zu einer ſolchen Convocirung ſelbſtverſtändlich nicht ſchreiten, müſſe daher auch jedes dahinzielende Anſinnen zu ihrem Bedauern ablehnen. Sollten die beiden Hochwürdigſten Frauen ſonſt etwas das Stift Anlangendes mit ihr zu beſprechen haben, ſo wolle ſie dieſelben zu angegebener Zeit in ihrem Kirchenſtübchen gern erwarten."

Auf der Dechanei rief dieſes Schreiben wieder große Aufregung und heftigen Aerger hervor; doch hielt man, weil offenbar nicht mehr zu erreichen war, an dem Erbieten der Pröbſtin feſt und begab ſich zu anberaumter Stunde in feierlichem Zuge zum „Oratorium" der Pröbſtin, die die Damen an der Thür bereits mit gewohnter Anmuth empfing und zuſammt dem Gefolge zum Eintritt invitirte. Die beiden Gräfinnen nebſt ihrem Notar und zwei Zeugen folgten dieſer Einladung, und im Zimmer angekommen, erbat die Dechantin für den einen Zeugen, Stiftshofrath Auerbach, das Wort zu einer kurzen Mittheilung. Als dies gern gewährt, hielt der erwähnte Rath eine wohldurchdachte Rede an die Pröbſtin, indem er, der Anſchauung der Majorität gemäß, noch einmal alle für eine Wahl ſprechenden Gründe recapitulirte und als neuen, beſonders „conſiderablen Umſtand" hinzufügte, daß der holſtein-gottorpiſche Hof dem Capitel ſeine Prinzeſſin Marie Eliſabeth aufs Dringendſte zur Aebtiſſin recommandiret und zu dem Behuf einen eigenen Geſandten geſchickt habe, der um wichtiger Gründe willen auf baldigſten Beſchluß dringe. Es ſei nun hierbei wohl zu erwägen, wie dermalen eine ſehr intime Verbindung des Hauſes Holſtein-Gottorp mit dem ſchwediſchen Hofe beſtehe, und von dem letzteren als gewiß zu erwarten ſei, daß er ſich der ganzen Angelegenheit nachdrücklich annehmen, die auf die Prinzeſſin Maria Eliſabeth etwa gefallene Wahl mächtigſt unterſtützen und in weiterer Folge auch dazu thun werde, daß das hohe reichsfreie Stift ſeine früheren Immunitäten, ſowie auch völlige Löſung von allen wider uralte Berechtigung von der Krone Preußens demſelben auferlegten Beläſtigungen erlange. Solches Alles ſtehe bei vorzunehmender Wahl fleißig und förderſamſt zu erwägen.

Die Rede war, wenn auch etwas ſchwerfällig, doch ſonſt ſehr geſchickt und wirkſam abgefaßt, und die beiden gräflichen Schweſtern warfen, da der Rath geendet hatte und Marie Aurora in Nachdenken verſunken ſchien, einander ſiegesgewiſſe Blicke zu. Wußte man doch, welche Hoffnungen die Pröbſtin, ob auch einmal damit geſcheitert, noch immer für ihre Vermögensverhältniſſe von Schweden hege, und mit feinſter Berechnung dieſes Umſtandes war der den Stockholmer Hof betreffende Paſſus in die Rede mit aufgenommen: der Erfolg ſchien ſo gut wie geſichert! Um ſo unangenehmer war die Ueberraſchung, als nach kurzem Bedenken die Pröbſtin mit ernſtem Ausdruck erklärte: „Sie wolle gern zugeben, daß die ihr wohlbekannte Prinzeſſin von Holſtein-Gottorp eine recht ruhmwürdige Fürſtin, der Aebtiſſinwürde unbedingt werth und durch ihre hohe Perſönlichkeit ſowohl wie durch wichtige Verbindungen dem Stift eine wünſchenswerthe Leiterin ſein würde. Leider aber ſei es ihr, der Pröbſtin, unmöglich gemacht, für die Hohe Bewerberin zu ſtimmen, da ſie ſich vor kaiſerlichen Abgeſandten bereits für die

Prinzessin Elisabeth Ernestine von Sachsen-Meiningen entschieden habe, auch von einer Bewerbung der Prinzessin von Holstein bisher noch nichts erfahren, und müsse sie somit bei ihrem Votum verharren. Uebrigens erkläre sie noch einmal, daß sie diese ganze Unterhaltung und Zusammenkunft aus schon bekannten Gründen für keine kanonisch legale Wahlhandlung, sondern höchstens für eine capitularische Deliberation erachten könne, was sie zu Protocoll zu nehmen befehle."

„Dann," fuhren hier die durch die Enttäuschung gereizten Schwestern heftig auf, „dann wollten auch sie zu Protocoll genommen wissen, daß sie gegenwärtigen Act allerdings eine Wahlhandlung, und zwar für eine kanonisch echte und vollgültige erkennten."

„Und welcher Person," fragte hier Marie Aurora lächelnd, „gedenken denn die Frau Dechantin ihre Stimme zu geben?"

Die Befragte, froh überrascht, daß die Pröbstin sich soweit einlasse, die vorgeschriebene Frage zu stellen, räusperte sich und erwiderte mit Nachdruck, „daß sie aus erheblichen Ursachen Bedenken trage, gleichfalls der Prinzessin von Sachsen-Meiningen ihre Stimme zu geben, vielmehr dieselbe im Namen der Heiligen und Hochgelobten Dreifaltigkeit für Maria Elisabeth, Prinzessin von Holstein-Gottorp, hiermit abgegeben haben wolle".

Ebenso sprach sich die Kanonissin aus, und beide setzten hinzu, wie sie bei dieser Handlung keineswegs die Intention hätten, Ihrer Kaiserlichen Majestät hierdurch Unbotmäßigkeit zu bezeigen. Sie hätten nach ihrem Gewissen gethan und überließen im übrigen Kaiserlicher Majestät, ob und inwieweit solche Wahl zu approbiren und confirmiren sei; hofften auch, daß Kaiserliche Majestät solches nicht ungnädig empfinden, vielmehr das Stift bei seiner freien Wahlgerechtigkeit mainteniren würden.

Marie Aurora zuckte die Achsel, erklärte, daß unter diesen Umständen nichts weiter zu thun, sondern nur die Folgen abzuwarten seien, und hob kraft ihres Amtes die Versammlung auf. Erregt, aber befriedigt, kehrten die Schwestern in ihre Gemächer zurück, gaben dem holsteinschen Rath zur Mittheilung des Geschehenen noch eine Audienz und entließen den Reisebereiten mit Briefen an die neugewählte Aebtissin wie deren hohe Eltern, weitere Nachricht nach Einlauf des kaiserlichen Bescheides verheißend.

Die Nachricht von der geschehenen Wahl und deren Ausfall erregte in Berlin begreiflich großen Zorn, und wieder ging ein Courier nach Wien ab, den nachdrücklichsten Protest des Königs zu überbringen. „Die kanonische Wahlform sei völlig außer Acht gesetzt, die Handlung selbst nur durch Conspiration zu Stande gekommen; man habe die Pröbstin eingeschüchtert und überwältigt, den Receß des Stifts mit dem Protector in flagranter Weise verletzt." Die Hoffnung der Majorität auf eine Intervention Schwedens

wurde als sehr gravirendes Moment mit besonderem Nachdruck hervorgehoben.

Auch in Wien war man mit dem Geschehenen keineswegs zufrieden, und gewichtige Stimmen im Rath des Kaisers riethen zu harten Maßnahmen wider die unbotmäßigen Stiftsdamen; aber der edle Monarch wurde auch hier seiner so oft bewiesenen billigen Denkweise nicht untreu und rescribirte (13. December 1708) sehr viel milder, als die bedenkliche Drohnote Anton Ulrichs hätte vermuthen lassen. Er redet die beiden Capitularinnen nach wie vor als „Liebe Andächtige" an, will gern bekennen, daß er an keiner der beiden in Vorschlag gebrachten Prinzessinnen „Habilität" etwas auszusetzen habe, kann aber gleichwohl nicht umhin, die Wahl als gegen ausdrückliche kaiserliche Inhibition unternommen, eine voreilige zu nennen, und befiehlt, den ganzen Act als nicht geschehen, die Sedisvacanz bis zum Eintreffen weiterer Kaiserlicher Erlasse als fortdauernd zu betrachten.

Betreffend die bitteren Klagen des Capitels über preußische Gewaltmaßnahmen und „widerrechtliche Expressiones im stiftischen Gebiet" stellt sich der Kaiser lediglich auf Seiten der klagenden „lieben Andächtigen", theilt mit, daß er deshalb ein ernstliches Dehortationsschreiben an den König-Protector gerichtet habe und läßt dasselbe in Abschrift dem Capitel zur Kenntnißnahme und Satisfaction zugehen.

Die beiden Capitularinnen ertrugen um des Erreichten willen die abermalige Annullirung der Wahl verhältnißmäßig ruhig, ja ihr Muth zu weiteren Schriftkämpfen für die Freiheit des Stifts war durch das Schreiben des Kaisers eher gewachsen als verringert. Sie beschlossen das Uebel bei der Wurzel anzugreifen, das heißt die Rechtsbeständigkeit des ominösen Pactum de anno 1574 zu bestreiten, überzeugt, daß, wenn hier ein auch nur annähernder Erfolg erreicht würde, die Consequenz der Thatsachen allgemach unwiderstehlich zur Ziel führen müsse. Mit einer Energie, die die höchste Anerkennung verdient, bringen sie theils selbst, theils durch ihre Beamten und Beistände nach und nach das gesammte urkundliche Material zusammen, und nun vergeht fast ein Jahr unter der Bemühung, auf Grund eben dieses Materiales sich des Beistandes der ausgezeichnetsten Juristen und Staatsrechtslehrer in ihrer Sache zu versichern, bis sie endlich mit einer umfassenden schneidigen, das Verhältniß Preußens zum Stift schwer alterirenden Denkschrift unverzagt ans Licht treten.

Der Berliner Hof, in zorniger Bestürzung über diesen Angriff, ließ eine, nicht eben glückliche, Widerlegungsschrift verbreiten, worauf die Capitularinnen mit einer scharf gehaltenen abermaligen Deduction in Form von „Anmerkungen zu der Preußischen Widerlegungsschrift u. s. w." antworten, und als Preußen noch einmal replicirt, mit einer höchst energischen „Schluß-

Digitized by Google

schrift" den Schriftwechsel beendigen, dafür aber das gesammte Material über diese Angelegenheit, wirksam geordnet und beleuchtet, nach Wien einsenden und die endliche allerhöchste Entscheidung des kaiserlichen Schiedsrichters anrufen.

In Wien war man über dieses Aufwühlen des Grundes in einer so schon hinreichend trüben Sache wenig erbaut und erschrak über die Zumuthung, den ganzen ungeheuren Wust von Urkunden, Klagen, Rechtsgutachten, Schutzschriften und Repliken durcharbeiten zu sollen. Dem kaiserlichen Bescheide (vom 4. Juli 1710) fühlt man den tiefen Verdruß über die ins Endlose sich hinschleppende, ihn selbst immer in Mitleidenschaft ziehende Streitsache an; mit heftigen Worten tadelt er die „halsstarrige Aufführung" und „beständige ungeziemende, auch gegen Kaiserlicher Majestät wohlmeinende Verordnungen erwiesene Widersetzlichkeit" und befiehlt, ohne sich auf die eigentliche Cardinalfrage weiter einzulassen, binnen zwei Monaten unter Assistenz des kaiserlichen Gesandten Grafen Damian Hugo von Schönborn eine neue Aebtissinwahl vorzunehmen, hinzufügend, daß es Sein ernstlicher Wille sei, daß der überlangen Sedisvacanz diesmal definitiv ein Ende gemacht werde.

Die unverzagten Schwestern ertrugen den Zorn des Kaisers um der guten Sache willen, nahmen die angeordnete Neuwahl gleichsam als Abschlagszahlung auf das Ganze hin und ließen es gern geschehen, daß der kaiserliche Commissarius dieselbe auf den 25. September ansetzte. Der Termin rückte heran; da drohte noch eine Störung, indem Preußen seiner aufs Höchste gereizten Stimmung gegen das Stift dadurch Ausdruck gab, daß es die Forderung stellte, die in Aussicht genommenen Candidatinnen sollten ihm vor der Wahl namhaft gemacht und so Gelegenheit gegeben werden, von vornherein gegen jede ihm unliebsame Persönlichkeit sein Veto einzulegen. Das hieß vollends jede „Wahlfreiheit" zum Spott machen, und so erhob sich gegen diese Zumuthung das Capitel mit solcher Einmüthigkeit, daß auch Graf Schönborn nicht wagte, diese Forderung zu befürworten und nach einem Auswege suchte.

Nach längerer Verhandlung ging man Seitens des Capitels endlich „um des Friedens Willen" auf einen Compromiß ein, kraft dessen jede Capitularin schriftlich und versiegelt allein dem kaiserlichen Commissarius ihr abzugebendes Votum mittheilen sollte, damit dieser sich überzeuge, daß, dem ernsten Willen des Kaisers entsprechend, durch Majoritätsbeschluß diesmal wirklich eine Wahl zu Stande käme, durch welche der Sedisvacanz ein definitives Ende gesetzt würde.

Und also geschah es. Da aber der kaiserliche Commissarius voll Spannung die Zettel eröffnete, fand er zu seiner nicht geringen Bestürzung, daß zwar die Pröbstin die dem kaiserlichen Hof genehme Prinzessin von Sachsen-Meiningen, Dechantin und Kanonissin aber, des Kaisers höchsten Zorn un-

Digitized by Google

erschüttert wagend, abermals Maria Elisabeth, Prinzessin von Holstein-Gottorp, zur Aebtissin gewählt hatten!

Und der Kaiser? — Wie ein kampfmüder Schiffer strich er, jeden weiteren Widerstand aufgebend, vor weiblicher Standhaftigkeit die Segel, und ohne auf Preußens erneuerte Einsprache Rücksicht zu nehmen, that er in feierlichem Erlaß vom 15. December 1710 „Männiglich kund und zu wissen, daß laut aufgerichteten und in glaubwürdigen Schein vorgebrachten Wahlinstrumente die Election einer Abbatissin des Kaiserlichen Reichsfreien weltlichen Stifts zu Quedlinburg nunmehr vollführet und per majora auf die ehrwürdige, hochgeborene Maria Elisabeth, geborene Herzogin von Holstein-Gottorp, Unsere Liebe Muhme, Fürstin und Andächtige ausgefallen sei, welche auf dero demüthige, ziemliche Bitte nunmehr approbirt, confirmirt und bestätiget werde". „Und meinen, setzen und wollen Wir" — so schließt das merkwürdige Actenstück, „daß obengedachte Wahl ganz kräftig, beständig und mächtig sei, mithin sie und ihr Stift dabei ruhig und ohne Verhinderung bleiben und gelassen, und dawider von Niemand gethan noch gehindert werden soll — in keinerlei Weise! — Und gebieten allen und jeden Kurfürsten, Fürsten, geist- und weltlichen Prälaten, Grafen, Freiherrn, Rittern u. s. w. u. s. w. ernstlich und festiglich mit diesem Brief und wollen, daß sie obgemeldete Aebtissin, Pröbstin, Dechantin und Kanonissin bei ihrer Wahl, Administration und Regierung des Stifts geruhiglich bleiben lassen, sie von Unsern und des heiligen Reiches wegen dabei handhaben, schützen und schirmen, und nicht gestatten, daß sie durch jemand dawider angefochten, gedrungen, bekümmert oder beschwert werden, in keine Wege, so Lieb einem jeden Unsere und des Reiches schwere Ungnade und Strafe!"

So hatte die Sache ihren rechtlichen Abschluß erhalten, und durch die charakterfeste Energie der beiden Schwarzburger Gräfinnen das Stift in guter Sache einen Sieg über König und Kaiser errungen. Mit hoher Genugthuung genossen die beiden Schwestern ihren wohlverdienten Triumph, um so mehr, als dem Stift Abstellung aller und jeder Uebergriffe Seitens des Protectors gleichzeitig zugesagt wurde.

Freilich war damit die neue Aebtissin noch nicht im Besitz, und noch manches Jahr sollte verfließen, ehe dieselbe feierlich in ihr hohes Amt introducirt wurde. Denn Preußen, welches sich durch die Wahl sowohl wie deren Bestätigung beleidigt und geschädigt erachtete, weigerte sich, trotz drohenden kaiserlichen Mandates, ihrer Einführung hartnäckig. Darüber starb Josef I. Aber Karl VI., sein Nachfolger, trat gleich ihm für das Stift gegen Preußen auf, und unabläßige Beschwerden des Capitels über Vorenthaltung seines Oberhauptes und schwere Schädigung des Stifts durch Gewaltthat des Protectors riefen eine Reihe höchst energischer kaiserlicher Befehle wider den un-

botmäßigen Reichsfürſten, ja ſelbſt die Ernennung eigener „Conſervatoren des Stifts“ (Hannover und Braunſchweig) hervor; daß gleichwohl noch ſieben volle Jahre hingehen konnten, bevor die ganze Angelegenheit auch äußerlich ihren Abſchluß erlangt und die Aebtiſſin Maria Eliſabeth ihre erfolgte Inthroniſation von Quedlinburg aus den Fürſten des Reichs annonciren konnte, erklärt ſich aus den ſchrecklich zerfahrenen Zuſtänden des deutſchen Reichs in jener Zeit und iſt ein ſeltſamer, aber nicht unintereſſanter Beitrag zur Charakteriſtik des achtzehnten Jahrhunderts.

Romantiſches aus Kärnten und Steiermark.

Von W. Lang.

II.

Bald nachdem man die Frauenburg hinter ſich hat, beginnt die Bahn zu ſteigen, um allmählich die Waſſerſcheide zwiſchen der Mur und den Zuflüſſen der Drau zu gewinnen. Die Landſchaft zeigt reichen, vergnüglichen Wechſel, und immer kommen neue Burgen in Sicht, unter welchen die von Schrattenberg und Teufenbach, die Stammſitze der gleichnamigen ſteiriſchen Geſchlechter, die berühmteſten ſind. Zwiſchen Scheifling und Teufenbach nehmen die Formen von Berg und Thal großartigeren Charakter an. Während die Bahn ſchon hoch am Berge hinaufgeführt iſt, gewährt ſie zur Rechten den Einblick in die hier zuſammenlaufenden Thäler des Wölzbachs und der Mur. Das letztere, weit aufwärts ſichtbar, zeigt ſich noch einmal in ſeiner ganzen grünen Pracht, bevor man es verläßt. Denn in großem Bogen kehrt die Bahn der aus der Tiefe heraufglänzenden Mur jetzt den Rücken und wendet ſich ſüdwärts, um immer anſteigend bei Schauerfeld vollends die Höhe zu gewinnen. Aus dem freundlichen Thalgrund iſt man jetzt auf eine rauhe und einförmige Hochebene verſetzt.

Wie häufig in den Alpen der Fall iſt, bildet die Waſſerſcheide nicht ein Gebirgskamm, ſondern eine Depreſſion, die ſich als eine weite hügelige Ebene darſtellt, ſo daß man unmerklich von einem Waſſerlauf zum anderen geräth. Dieſes Hochfeld kann man nicht durchfahren ohne einer Merkwürdigkeit für die Naturfreunde zu gedenken. Die umliegenden Anhöhen ſind nämlich ein beliebter Raſtort für die Wandervögel. Wenn ſie im Herbſt über die Tauern herüberkommen und im Frühjahr aus dem Süden wiederkehren, laſſen ſie ſich in Schaaren auf dieſen Halden nieder, um ſich Ruhe zu vergönnen und neue Kräfte zur Wanderung zu ſammeln. Von dieſer alten Gewohnheit ſind ſie auch dadurch nicht abgebracht worden, daß der Menſch ſie an dieſem Lieb-

lingsorte ausgeſpäht und zu beunruhigen angefangen hat. Und zwar iſt dieſes nicht erſt durch den Lärm der k. k. privilegirten Kronprinz-Rudolfsbahn geſchehen. Man ſagt vielmehr, daß in der Nähe ein Pfarrer ſitze, der mit reichlichen Mußeſtunden verſehen zur Frühjahr- und Herbſtzeit Tage lang im Felde liege und der Jagd auf die Wanderthiere obzuliegen pflege. Gewiß iſt, daß man in dem Pfarrhaus zu Mariahof, oſtwärts von der Station Schauerfeld, eine anſehnliche Sammlung ausgeſtopfter Vögel betrachten kann, welche aus der Umgegend zuſammengebracht iſt.

Die nächſte Station heißt Neumarkt. Von der Stadt dieſes Namens aber und ihren Mauern und Thürmen iſt von der Bahn aus nichts zu bemerken, da ſie durch einen Hügel mit Burgruine verdeckt iſt. Von hier beginnt die Bahnlinie wieder zu fallen. An der Seite ſtellt ſich ein kleiner munterer Bach ein, die Olſa, die ſich bald ein enges und tiefes Bette gräbt. Eine Waldſchlucht, deren Einſamkeit zuweilen durch ein Mühlwerk unterbrochen iſt. Im Fluge geht es an kleinen Waſſerfällen und hübſchen Felspartien vorüber. Wo das Thal ſich wieder etwas erweitert, hält der Zug einen Augenblick an Station Einöd. Der wenig anlockende Name bedeutet ein Mineralbad, das hier mitten im Walde gelegen iſt. Es ſcheint zu den Unterhaltungen der hierher verurtheilten Badegäſte zu gehören, ſich jeweils an der Schranke aufzuſtellen und ſchwermüthig den vorübereilenden Bahnzug zu betrachten. Bald darauf paſſiren wir die ſteiriſch-kärntiſche Grenze, die bis zum Jahre 1521 auf der Sattelhöhe ſich befand. Schon öffnet ſich das Thal zu der weiten Ebene von Frieſach, wo Olſa und Metnitz zuſammenfließen, als zur Linken aus dem Walde, den wir verlaſſen, ein Fels mit einer ſtattlichen Burg ſichtbar wird, welche einſt den Zugang zum Paß des Olſathales ſperrte. Es iſt Dürenſtein, jedoch nicht dasjenige, worin König Richard Löwenherz gefangen lag. Richards Gefängniß war Schloß Dürenſtein an der Donau, das aber demſelben Geſchlechte gehörte.

Frieſach — wundervolle Märchenwelt, ſteig auf in der alten Pracht! Ein Ruf des Erſtaunens wird unter den Fremdlingen laut, die ſich erſtmals dem Städtchen nähern und plötzlich ein Bild aus entlegenen Zeiten vor ſich auftauchen ſehen. Hier iſt eine Stadt, die noch rings von Mauern umgeben iſt, und die Mauern umgiebt ein mit Waſſer angefüllter Graben, als gälte es noch heute einen drohenden Feind ſich vom Leibe zu halten. Doch aus den Schießſcharten ſproßt friſches Grün, der Zugang iſt unbewacht, eine feſte Brücke führt über den Waſſergraben, und das Thor, das im Wege ſtand, iſt niedergelegt. Mächtige Kirchen gothiſchen und romaniſchen Stils ſehen in die ſtillen Straßen herein, die mit wenig anſehnlichen Häuſern beſetzt ſind. Draußen aber an der Bergſeite umzieht die Stadt ein Kranz von Burgen, die, als ob eine Ausſtellung dieſes Artikels veranſtaltet werden ſollte, im

Halbkreis herumgestellt sind. Die einen näher stehend, die anderen entfernter, diese keck auf den Felsen gebaut, jene an den Wald gelehnt, scheint jede sich auf das vortheilhafteste präsentiren zu wollen; Burgen, die zum Theil noch leidlich erhalten mit hohen Thürmen prangen, zum Theil in malerischen Trümmern liegen. Vom Felsen des Petersbergs sieht es halb Festung, halb Kloster herab, und dort am Virgilienberg ist von der alten Probstei noch die gothische Capelle erhalten, deren hoch aufgemauerter Chor gerade dem Thale zugekehrt ist. Schon aus der Ferne bemerkt man den Reichthum an Burgen, aber wenn man sich näher umsieht, entdeckt man wieder neue. Dort versteckt sich ein altes Mauerwerk an der waldigen Bergwand, und wenn man durch die Gassen geht, vom Marktplatz mit seinem achteckigen Renaissancebrunnen nordwärts gegen den Geiersberg hin, wird man plötzlich hinter den Häusern zur Linken noch ein bis dahin verborgenes altes Kastell gewahr.

Friesach ist uralt, schon die Römer hatten hier eine Niederlassung, im Mittelalter war es eine der mächtigsten Städte des Kärtnerlandes. Die Ausdehnung der Mauer und die Gotteshäuser sind heute noch Beweis, daß es, an der Handelsstraße nach Welschland gelegen, einst bessere Zeiten gesehen hat. Aber es hat auch schlimmere erlebt. Die Mauern, die heute noch so wohlerhalten sind, haben die Stadt nicht vor wiederholten Heimsuchungen bewahrt. Auch die unheimliche Nähe der vielen Burgen schuf eher Beunruhigung denn Sicherheit. Denn wenn die einen zum Schutze der Stadt aufgeführt waren, konnten andere dem Feind als bequeme Stützpuncte dienen. Im neunten Jahrhundert durch kaiserliche Schenkung den Erzbischöfen von Salzburg zum Eigenthum gegeben, war Friesach ein beständiger Zankapfel zwischen diesen und den Herzögen von Kärnten. Auf die Dauer ist es diesen nicht gelungen, die werthvolle Enclave ihrem Gebiet einzuverleiben. Geistliche Statthalter regierten die Stadt im Auftrag der Erzbischöfe von Salzburg, sie residirten auf dem Petersberg, und die üppige, geistlichweltliche Hofhaltung zu Salzburg galt auch den Vicedomen zu Friesach als nacheiferungswürdiges Vorbild. Einen glänzenderen Tag aber hat Friesach schwerlich gesehen als jene „Fürstensprache", die im Jahre 1216 der Fürst Leopold von Oesterreich hier veranstaltete, um einen Streit zwischen dem Markgrafen Heinrich von Istrien und dem Fürsten Bernhard von Kärnten zu schlichten. Es war am Philippustag, „zum Anfang des Maien, wenn der Wald schon gelaubet steht und die Haide ihr wonnigliches Sommerkleid angelegt hat", wie Herr Ulrich von Lichtenstein schreibt, der diesen Tag, kurz nachdem er am Wiener Hofe zum Ritter geschlagen, gleichfalls besuchte und erst die Tjoste, dann das Turnier, mit dem die Einzelkämpfe beschlossen wurden, ausführlich in Reime brachte. Die Stadt war geräumig genug, um die Fürsten, Grafen und Freien in ihren Mauern beherbergen zu können, doch lag ein Theil der Ritter auch

außerhalb, in Hütten und Zelten. Sechshundert Ritter waren unter Schilden verſammelt, auch ein Dutzend geiſtlicher Fürſten war gekommen, die den drohenden Krieg abzuwenden begehrten. Zehn Tage währte die Luſtbarkeit und die Arbeit der Ritterſchaft, da ſprach der Fürſt Leopold aus Oeſterreich: endlich verdrießt mich dies; ſollen wir hier nichts anderes ſchaffen als Stechen? Darum bin ich nicht hergekommen. Und der Patriarch von Agley (Aquileja) ſprach: die Koſt iſt hier gar zu theuer; desgleichen ungemuth waren der Biſchof von Salzburg und die anderen geiſtlichen Herren, daß ſie da ihr Gut um der Ritter Ueppigkeit verzehren mußten. Da wurde denn auf den Rath des Fürſten von Kärnten das Tjoſten gelaſſen und ein allgemeines Turnei veranſtaltet. Man verſtach an dem Tag wohl tauſend Speer, viele Ritter wurden gefangen, wohl hundertundfünzig verloren ihre Roſſe. Einer band ermüdet ſeinen Helm ab, den fand man traurig, manchem däuchte der Tag und der Turnei zu kurz. Es wurde Abend, man band die Helme ab und Alle zogen in die Stadt, wo manches ſchöne Bad bereitet war. Mancher war ohnmächtig vor Müde, dem verband man die Wunden, der ließ ſich ſalben, dem thät der Arm weh, dem das Knie, mancher war wie todt vor Schlaf. Am andern Tag mußten die Gefangenen manches köſtliche Pfand einſetzen, und die Gut gewonnen hatten, ſah man in freudiger Geberde. Jetzt wurde die Fürſtenſprache — der Congreß, wie wir heute ſagen — ernſtlich in Angriff genommen, dem Fürſten Leopold gelang es, die Streitenden zu verſöhnen, und nach dreien Tagen ſchieden ſich die Fürſten.

Das mag wohl die Glanzzeit der Stadt geweſen ſein. Es war am Ausgang der fröhlichen Ritterſchaft, welche dieſe Alpenthäler mit Glanz erfüllte. Mit der kaiſerloſen Zeit zog auch hier der Ernſt und der Schrecken ein. Sechzig Jahre nach dem berühmten Turnier, im Jahre 1275, drangen die wilden Schaaren Ottokars von Böhmen bis nach Frieſach vor, es ward wacker vertheidigt, aber vergeblich, und des Königs Feldhauptmann Miloſch Jabiſch brannte es nieder. Daſſelbe Loos widerfuhr der Stadt zehn Jahre ſpäter. Albrecht I. von Habsburg ließ ſie dafür büßen, daß der Biſchof ſich gegen ihn aufgelehnt hatte, und äſcherte ſie ein. Im fünfzehnten Jahrhundert hatte ſie von den Ungarn und Türken zu leiden. Elf Jahre lang war ſie in der Gewalt der Ungläubigen, denen erſt Maximilian I. ſie wieder entriß. Nicht weniger denn ſechzehnmal, ſo vermeldet die Chronik, iſt ſie durch Feuer und durch feindliche Einfälle verwüſtet worden und man wundert ſich, daß heute noch ſo viel an Mauern und Kirchen erhalten iſt.

Ich ſtieg auf den Petersberg, den die ausgedehnten Trümmer der Burg Lavant und auf der äußerſten Spitze des über der Stadt hängenden Felſens ein ſchimmerndes Kirchlein bekrönen. Unter Fruchtbäumen führt der Weg auf grünem Raſen aufwärts. Mächtige Burgreſte ziehen ſich auf dem Rücken

hin, Thürme, Mauern, ausgebrannte Giebel, von wildem Geſtrüpp überwuchert. Tritt man in einen der Hofräume, ſo führt er zu Wohnungen, die ſich ein ärmliches Geſchlecht nothdürftig in dem Trümmerwerk eingerichtet hat. Blühende Hollunderbüſche zieren das Gemäuer, zwiſchen ihnen wird der Eingang in feuchte Gelaſſe ſichtbar. Ein Zeichner könnte hier Tage verweilen, ohne daß ſein Stift Mangel an Arbeit hätte. Jetzt öffnet ſich ein freier Platz. Ein alter, vieläſtiger Nußbaum beſchattet den Eingang zum Pfarrhof, an deſſen äußerſtem Rande die Kirche jäh über dem Felſen erbaut iſt. Hier hat man eine feſſelnde Umſchau über die Burgen und über das Städtchen, das drunten liegt von den Zwingburgen umklammert, und über den zweiten mächtigeren Kranz, den die Gebirge rings um dieſes Bild legen. Und auf den Bergen wieder laſteten rieſige Gebilde von Wolken, die jetzt finſter ſich zuſammenballten. Von Abend wälzte ſich ein ſchwarzes Unwetter heran, das in der Richtung der Seethaler Alpen vorüberſtrich und unter Donnerſchlägen ſich entlud, die gewaltig in den Bergen widerhallten. Ueber Frieſach fielen nur einzelne Tropfen, ſo daß man ungeſtört den Kampf der Elemente gegenüber betrachten konnte und das grelle Farbenſpiel, das unterhalb der dunklen Regenwolken die einfallende Abendſonne angezündet hatte. Inmitten dieſes ſtark bewegten Naturſpieles, an dem das ganze Firmament ſich betheiligte, nahm ſich die kleine vielthürmige Stadt mit den Schloßtrümmern ringsum doppelt friedfertig, ja erſtorben aus, und als ich in der Dämmerung wieder hinunterſtieg und an die Ringmauer mit dem Graben gelangte, in deſſen ſtillem Waſſer die Mondſcheibe ſich ſpiegelte, war es, als ob man in eine verzauberte Stadt einträte. Dieſer Eindruck wollte auch nicht weichen, als ich meine Herberge, den Mohren, aufſuchte, der am Nordende der Stadt, hart an Wall und Graben gelegen iſt. Das untere Stockwerk beſtand aus einem feſten niedrigen Kreuzgewölbe, das, aus alter Zeit ſtammend, die ſpäteren Schickſale der Stadt überdauert hat. Hier ſaß ich einſam, und die Kellnerin ſchien ſich zu wundern, wie ein Fremdling ſich hierher verirrt habe. Ich war dem Reiſebuch gefolgt, wurde aber dahin belehrt, daß von den wenigen Gäſten, die in Frieſach einkehren, nur wenige ſich zum Mohren bemühen, die meiſten vielmehr ſchon auf dem Marktplatze Halt machen und in dem dortigen Kaffeehauſe ihre Unterkunft ſuchen. Das Schlafgemach aber, das einem weitläufigen Saale glich, war ganz von jener alterthümlichen Luft angefüllt, wie ſie in Räumen ſich feſtzuſetzen pflegt, in denen die Geiſter der Vorzeit ſeit lange nicht durch den Eintritt menſchlicher Weſen geſtört worden ſind.

Von Frieſach abwärts folgt die Bahn dem Laufe der Metnitz und ſpäter der Gurk. Das Thal wird weiter und hat einen lieblichen Charakter, Wieſen und Weiden breiten ſich bis zum Fuß der bewaldeten Berge aus; ab und zu

eine Burg, dann wieder ein Hammerwerk, das iſt beſtändig die Scenerie. Wäre der Himmel heiter geweſen, ſo wäre jetzt bereits im Süden die langgeſtreckte Kette der Karawanken und Sulzbacher Alpen ſichtbar geweſen, ja zuweilen hätte über dieſe Kette noch das gewaltige ſchneebedeckte Haupt des Trieglaf oder Terglou hereingeſehen. Aber jetzt war außer den näher gelegenen Bergzügen, die nicht von hervorſtechender Bildung ſind, nichts zu erblicken. Plötzlich aber taucht vor uns mitten aus dem weiten Thale ein ſteiler, ſcharfgezeichneter Felsblock auf, vielleicht dreihundert Meter hoch, der eine ausgedehnte Ritterburg trägt. Schon von ferne erkennt man, daß dieſe reichprofilirte Burg mit ihren Vorwerken, Thürmen, Baſtionen und Wohnräumen ſo gut wie unverſehrt erhalten iſt; auch der ſpitze Thurm einer Kirche wird ſeitwärts, nahe dem Gipfel, ſichtbar. Ein befeſtigter Burgweg mit zahlreichen Wachtthürmen ſchlängelt ſich wie ein Band durch das Grün der Bäume hinauf. Denn trotz ſeiner Steile iſt der Fels faſt ganz bewaldet, nur an einer Seite bildet er eine ſenkrechte Wand, die für Baumwuchs keinen Raum läßt. Wir ſtehen vor Hoch-Oſterwitz, das ſich rühmt niemals einem Feind erlegen zu ſein. Auch die Türken, die ſonſt alle Burgen des Landes eingeäſchert haben, ſo weit ſie nicht früher ſchon gebrochen waren, mußten machtlos an dieſer Steilveſte vorüberziehen. So ſteht ſie noch heute aufrecht in allen Theilen, und wenn ihr Beſuch ſchon um der ausgezeichneten Lage willen ſich empfiehlt, ſo geſellt ſich dazu noch der Reiz, Anlage und Einrichtung einer noch völlig erhaltenen mittelalterlichen Burg kennen zu lernen.

Schon in Ulrichs Frauendienſt ſind die Herren von Oſterwitz mehrfach genannt. Am Hofe des Herzogs von Kärnten zu Sanct Veit verſahen ſie den Dienſt des Mundſchenken. Später erſcheint die Burg im Beſitze der Grafen von Khevenhüller, eines fränkiſchen Geſchlechts, das im elften Jahrhundert in Kärnten ſich angeſiedelt hatte. Im Beſitz dieſes Geſchlechtes iſt ſie noch heute.

Von der Station Launsdorf iſt der Fuß des Berges in einer Viertelſtunde erreicht. Man kann nun den Fahrweg einſchlagen, der den Fels umziehend auf ſeiner Rückſeite bis zum Anfang der Befeſtigungen führt, oder kann bis zu dieſem Puncte, wo zugleich die ſtärkere Steigung beginnt, einen kürzeren Fußpfad benützen. Ein fortlaufender Mauergurt mit Schießſcharten begleitet von hier an den Burgweg. In kurzen Zwiſchenräumen ſind Thore angebracht, die je ein ſelbſtändiges kleines Sperrfort darſtellen. Sie ſind mit der einen Seite an den Felſen gelehnt, und ein üppiges Buſchwerk treibt um ſie ihr Spiel. Dieſe Durchgänge, deren man nicht weniger denn vierzehn zählt, ſind erſt in ſpäterer Zeit gebaut oder doch erneuert worden, anſcheinend im ſiebzehnten Jahrhundert, vermuthlich aus Anlaß der Türkeneinfälle, deren letzte dieſe Gegend in dem genannten Jahrhundert erlebte. Dreimal ver-

mittelt eine hölzerne Brücke den Uebergang von Fels zu Fels. Je höher man ſteigt, um ſo weitläufiger breitet ſich, den Berg auf allen Seiten umſchnürend, das Netz der Befeſtigungen aus: gezackte Mauern mit aufgeſetzten Wachthäuſern, Zugbrücken und gewölbte Durchgänge, hoch aufgemauerte Baſtionen mit vorſpringenden Pavillons. Der ſpärliche Raum, den das Mauerwerk an dem ſteilen Fels übrig läßt, iſt ab und zu als Gemüſegarten benützt, worin die Frau des Burgwarts mit ihren Töchtern eben fleißig hantierte. Ein Vorſprung zur Rechten iſt zur Anlage der Kirche benützt, ſie ſchließt die Familiengruft der Khevenhüller ein. Oben aber nimmt den ganzen Raum bis zum Rande das mächtige Viereck des Hauptgebäudes ein, von ſtarken runden Eckthürmen flankirt. Beſonders maleriſch baut ſich der letzte Aufgang zum Schloßhof auf. Links faßt eine hohe luftige Säulenhalle, zur Rechten eine vorſpringende Baſtion den gewölbten Gang ein, in deſſen Dunkel eine maſſive Steintreppe aufwärts führt. An dieſen Gang ſtoßen unmittelbar die Wohngelaſſe des Burgwarts an. Jetzt ſtehen wir im Schloßhof, deſſen Wände zum Theil in rundbogigen Hallen ſich öffnen. Ein gewaltiger Kaſtanienbaum ſtreckt ſeine Aeſte über den Ziehbrunnen, der heute noch dieſelbe Geſtalt zeigt, wie vor Jahrhunderten. Noch heute dreht des Kaſtellans Töchterlein, wenn du nach Labung verlangſt, am Rade, das den Eimer mit kühlenden Tranke heraufzieht. Sie ſteigt aber auch, wenn du es begehrſt, unverdroſſen die vielen Stufen in den Keller hinab, deſſen weitgeſprengte Gewölbe allein ſchon ein ahnungsvolles Menſchenherz erfreuen, und holt ein Glas ſteiriſchen Weines herauf, der zwar nicht in den edelſten Lagen gezeitigt ſcheint, aber von köſtlicher Friſche iſt und dir die erquicklichſte Unterhaltung leiſtet, wenn du einſam unter der Kaſtanie ſitzeſt inmitten des grauen Gemäuers.

Auch das Innere der Burg ſchließt der Kaſtellan oder ſeine ſtellvertretende Weiblichkeit bereitwillig auf. Durch dunkle Gänge hindurch gelangt man in die Hauptgemächer, durch deren Fenſter man eine weite und ſchöne Ausſicht in die Berge nach Mittag und Abend genießt; man ſoll bis zum Großglockner ſehen, wovon ich mich bei dem verhängten Himmel freilich nicht durch den Augenſchein überzeugen konnte. Oede und grau ſind die Gemächer und ſcheinen auch vormals prunkvollen Schmuckes entbehrt zu haben. Als das anziehendſte erſchien der Speiſeſaal, der in einem der Eckthürme ſich befand, hoch und luftig ein ganzes Stockwerk einnehmend. Durch eine Verſenkung im Fußboden wurde das bereitete Mahl vor den Augen der ſtaunenden Gäſte heraufgezaubert. Auch auf dieſer Burg aber überzeugt man ſich aufs Neue davon, wie geringe Anſprüche die Herren des Mittelalters an die Räumlichkeiten, worin ſie wohnten, zu machen pflegten. Dieſe Gemächer ſind groß und hoch, aber ihre Zahl iſt bald erſchöpft. Man erſtaunt, wenn man am Ende iſt. So weitläufig die Baulichkeiten nach außen ſich zeigen, ſo blieb

doch für die Wohnung der Herrſchaft wenig Raum übrig. Alles andere nahmen die Feſtungswerke, die Gelaſſe für Mannſchaft und Geſinde, für Thiere und Vorräthe, Keller und Verließe ein. Man kann es den Rittern kaum verdenken, wenn es ſie alljährlich in der Maienzeit aus den beengenden Mauern hinaus ins Freie und Weite zog.

In jenen Gemächern iſt jetzt aufgeſtellt, was ſich an Geräthen und Alterthümern erhalten hat, Rüſtungen und Waffen, Harniſche, Helme, Armbrüſte, Pfeilſpitzen und dergleichen, wie man das auch anderwärts ſieht; dazu aber die alte ehrwürdige Hoflaterne, ein umfangreiches Bauwerk in gothiſchem Stil, auch ein rieſiges Sprachrohr, durch welches einſt die Verhandlungen der Inſaſſen mit dem belagernden Feind gepflogen wurden. Unter dieſen Feinden aber hat keiner ein ſtärkeres Andenken auf Hoch-Oſterwitz zurückgelaſſen, als die Gräfin Margarethe von Tirol, von ihrem Schloß bei Terlan die Maultaſche genannt. Die Erbtochter des Herzogs Heinrich von Kärnten und Tirol, und erſt mit einem böhmiſchen Prinzen, dann mit einem Sohn des Kaiſers Ludwig von Baiern vermählt, hat ſie ſich in Kärnten ein übles Andenken gemacht durch die Verſuche, die ſie zur Erwerbung dieſes Landes anſtrengte, als ihr von dem väterlichen Erbe nur Tirol geblieben war. Häßlich, grauſam, laſterhaft — alle möglichen Untugenden ſind ihr in den Chroniken zugeſchrieben, und heute noch ſollen die Hirten und Heerden in der Umgegend von Oſterwitz von der Peitſche der nächtlich durch das Feld reitenden Maultaſche in Schrecken geſetzt werden. Drei Jahre lang, ſo meldet die Sage, lag ſie vor Hoch-Oſterwitz, bis endlich den Belagerten ihre Vorräthe zu Ende gingen, ihrer zweihundert waren bereits dem Hunger erlegen, aber das übrig gebliebene Häuflein, ſammt dem Hauptmann, harrte muthig aus und verſuchte es zuletzt mit einer Liſt, ſich des Feindes zu erwehren. Um zu zeigen, daß noch Ueberfluß an Nahrung auf der Burg ſei, ließ der Hauptmann den letzten Stier, der noch vorhanden war, ſchlachten, in deſſen Haut den Reſt des Getreides einnähen und dem Feinde zum Hohn die Ladung an der Felswand hinabgleiten. Wirklich ließ Margarethe ſich täuſchen, gab die Hoffnung, die Burg zu bezwingen, auf, und führte ihr Heer von dannen. Das Merkwürdigſte iſt nur, daß durch dieſe Kriegsliſten, die doch ein geringes Maß von Witz und Erfindungskraft verrathen und mit unerheblichen Variationen, den Chroniken zu trauen, damals aller Orten im Schwange waren, die gewiegteſten Kriegsleute ſich immer wieder auf den Leim führen ließen. Nicht weit von da, über den Seethaler Alpen drüben, unfern Judenburg, ſteht die Ruine Eppenſtein, die Wiege der Gaugrafen von Würzthal, Eppenſtein und Aflenz, die bis ins zwölfte Jahrhundert die Herzogswürde in Kärnten inne hatten. Von dieſer Burg wird erzählt, daß die Belagerten einſt in der Noth zu folgendem ſinnreichen Mittel gegriffen haben. Sie hetzten und quälten

den letzten Ochſen, der noch vorhanden war, dermaßen, daß er für zwanzig brüllte und der Feind glauben ſollte, man habe im Schloß noch Schlachtvieh im Ueberfluß. Auch damals ließ ſich der Feind merkwürdigerweiſe täuſchen. An der Geſchichtlichkeit der Stierhaut von Hoch-Oſterwitz iſt freilich nicht der leiſeſte Zweifel erlaubt. Sie iſt ja noch heute vorhanden und mit Händen zu greifen. Unter den Trophäen aus jener Zeit, welche die eigentliche Heldenzeit von Hoch-Oſterwitz war, wird auch dieſe Stierhaut noch gezeigt, desgleichen ein ſchwarzer Filzhut der Maultaſche, ein dauerhaftes Kunſtwerk von achtungswerthem Umfang, nicht minder ihr Panzerhemd und ihre Helmzier, endlich auch ihr Bildniß, das den Ruf dieſer Fürſtin, was ihre Leibesſchönheit betrifft, leider zu rechtfertigen geeignet iſt. Außerdem findet ſich hier eine Sammlung von Bildniſſen derer von Khevenhüller, bis zur Gegenwart herab, worunter freilich der berühmteſte dieſes Namens fehlt, nämlich Graf Ludwig Andreas, der unter dem Prinzen Eugen in den Türkenkriegen ſeine Lehrjahre beſtand und ſpäter als k. k. Feldmarſchall im öſterreichiſchen Erbfolgekrieg glücklich gegen Baiern und Franzoſen focht. Dieſer Khevenhüller gehörte nämlich der älteren, frankenburgſchen Linie des Hauſes an, von der ſich im ſechzehnten Jahrhundert die Linie Hohen-Oſterwitz als die jüngere abgezweigt hat. Die letztere aber iſt es, die es im vorigen Jahrhundert bis zur Reichsfürſtenwürde gebracht hat. Auf ihren Wohnſitz in dem Felſenneſte hat die fürſtliche Familie längſt Verzicht gethan. Sie bewohnt zur Sommerzeit ein freundliches Schloß, das am Fuß des Berges ſüdweſtwärts liegt, Nieder-Oſterwitz. Es ſoll aber die Abſicht ſein, auch etliche Gemächer auf der Burg wieder ganz im alten Zuſtand herſtellen zu laſſen.

An der Station Glandorf ſtieg ich wieder in den Bahnzug. Hier zweigt einerſeits die Linie nach Sanct Veit und Villach, andererſeits die nach Klagenfurt ab. Wir ſind im Thal der Glan, die vor ihrer Mündung in Gurk und Drau durch eine hügelige Ebene fließt; Ebene wenigſtens im Verhältniß zu den hohen Gebirgszügen im Norden und im Süden, welche dieſe deltaförmige Niederung am linken Ufer der Drau einſchließen. Die Gebirge löſen ſich hier auf in ein welliges, dem Verkehr dienliches Flachland, von dem die Straßen nach allen Seiten auslaufen, und dieſer Bodengeſtaltung iſt es zu danken, daß hier ſeit alten Zeiten der politiſche Mittelpunct der ganzen Landſchaft geweſen iſt. In Sanct Veit, heute noch eine alterthümliche und rings von Burgen bewachte Stadt, war bis in das ſechzehnte Jahrhundert die Reſidenz der Herzöge von Kärnten. Aber noch viel ältere Erinnerungen bewahrt das Zollfeld, wie man die Thalebene zwiſchen Sanct Veit und Klagenfurt nennt. Kelten, Römer, Deutſche und Slaven haben um dieſen Boden geſtritten und im Lauf der Zeiten ihre Spuren demſelben eingedrückt. Hier ſtand das alte Noreia, die blühende Stadt der Noriker, und hier erlagen

die römiſchen Legionen dem Schwarm der blauäugigen Kimbern, den Vorläufern der germaniſchen Wanderzüge, die vier Jahrhunderte ſpäter das Reich der Cäſaren wieder und wieder anſtürmten und am Ende niederwarfen. Hierher verlegt man das keltiſche Virunum, das römiſche Flavium solvense, das von Attila zerſtörte Sala, die ſlaviſche Hauptſtadt Carenta, lauter untergegangene Städte, deren Spuren man in den Ueberreſten dieſes Bodens zu finden glaubt. An römiſchen Fundſtücken zumal iſt der Boden überreich, während von den Anhöhen zahlreiche Ritterburgen und Capellen des Mittelalters herabſehen und dort bei Karnburg noch heute der Fürſten- oder Herzogsſtuhl ſteht, auf dem die alten Herren von Kärnten bis zum Ende des ſechzehnten Jahrhunderts die Huldigung empfingen und das Gelöbniß guter chriſtlicher Regierung in die Hände des Herzogsbauers niederlegten. Jetzt iſt dieſe ganze Gegend der Mittelpunct der kärntiſchen Eiſenproduction und -Induſtrie.

Der politiſche Mittelpunct der Landſchaft aber iſt ſeit dem ſechzehnten Jahrhundert vom nördlichen Ende der Ebene an das ſüdliche, von Sanct Veit nach Klagenfurt verlegt. Hier in der modernen nüchternen Hauptſtadt Kärntens mit ihren breiten Straßen und weiten Plätzen hat unſere romantiſche Wanderung billigerweiſe ein Ende. Vor dem ehernen Abbild des Reifrocks der Kaiſerin Maria Thereſia, welches den Hauptplatz ziert, verſchwindet alle Romantik und läßt ſich, einmal verſcheucht, auch durch den coloſſalen Lindwurm, das Wahrzeichen und Wappenſchild der Stadt, nicht zurückrufen, der aus Erz gebildet den Brunnen deſſelben Platzes ſchmückt. Es geht aber die Sage, daß zuweilen um die mitternächtige Stunde ein wildes Weib ſeine ſchnaubenden feuerrothen Roſſe um den Drachen herumjage, und wer die unheimliche Reiterin ſieht, flüſtert voll Entſetzen den Namen Margarethe Maultaſch.

Zur Frage von den Gebühren der Rechtsanwälte.

Von W. Beſeler.

Daß das bisher in Preußen geltende Princip, den Stand der Anwälte nach Art der anderen Beamtenkategorien zu organiſiren, für das Deutſche Reich verlaſſen werden und an ſeine Stelle das Princip der freien Advokatur treten ſoll, iſt jetzt durch die Reichsanwaltsordnung geſetzlich feſtgeſtellt. Wer der Anſicht iſt, daß dieſe Aenderung nicht zum Beſten des Standes der Anwälte und des rechtſuchenden Publicums ſein wird, der wird trotzdem ſich wohl oder übel mit dem fait accomplit abfinden müſſen und nur in dem

Gedanken einen Troſt finden können, daß man vielleicht über kurz oder lang eben ſo wie in den gewerbepolitiſchen Fragen zu der Einſicht gelangen wird, man ſei zu weit gegangen und ein Schritt rückwärts bedeute auch hier einen Fortſchritt. Aber das Gebäude iſt bekanntlich noch nicht ganz unter Dach; durch die Gebührenordnung für die Rechtsanwälte iſt noch der Schlußſtein hineinzufügen, und es lohnt ſich wohl der Mühe, ſich die Frage vorzulegen, ob nicht am Ende hier noch etwas gethan werden kann, um den etwas ſchwachen Bau doch wenigſtens ſo ſicher als möglich zu machen.

Wenn die „Hamburger Nachrichten" recht berichtet ſind, und da ein ſehr hervorragender Hamburger Anwalt, Dr. Wolſſohn, unter den von der Reichsregierung zugezogenen Sachverſtändigen fungirt, darf man das wohl annehmen, ſind in der betreffenden Commiſſion folgende Grundſätze für die zu erlaſſende Gebührenordnung aufgeſtellt: 1) Die Vergütung erfolgt nach feſten Sätzen. 2) Den Anwälten iſt es jedoch geſtattet, mit ihren Clienten in ſchriftlicher Form höhere Gebühren zu verabreden. Die nichtpreußiſchen Mitglieder der Commiſſion haben ſich dahin ausgeſprochen, daß ſchon eine mündliche Beredung hinſichtlich der Feſtſetzung höherer Gebühren genügen ſolle, und daß es außerdem dem Anwalt erlaubt ſein müſſe, vor Beginn ſeiner Thätigkeit ſich ſeinen Clienten gegenüber das Recht vorzubehalten, nach Beendigung des Proceſſes ſeine Gebühren, nach Verhältniß ſeiner Mühewaltungen, ſelbſt zu beſtimmen.

Es war von vorne herein für den Kundigen vorauszuſehen, daß in einem Theil von Deutſchland die Anwälte ſich nur ſehr ſchwer überzeugen laſſen würden, daß das preußiſche Syſtem der feſten Sätze und des Verbots, höhere Sätze zu vereinbaren (das in dem größten Theil der Monarchie faſt ausnahmslos gilt) ein ſehr gutes Princip ſei, bei dem ſich das Anſehn der Anwälte und der Geldbeutel des Publicums gleich gut ſtanden. Es ſoll breitwillig anerkannt werden, daß z. B für die Hamburger Anwälte ein nicht geringes Maß von Reſignation verlangt werden würde, wenn ſie auf die ſüße Gewohnheit verzichten ſollten, in ſehr vornehmer, das heißt gänzlich uncontrolirbarer Weiſe ihren Clienten geradezu fabelhafte Rechnungen zu ſtellen, und es mag auch zugegeben werden, daß in der erſten Seehandelſtadt Deutſchlands ſolche Rechnungen von den „erſten Firmen" nicht nur bezahlt, ſondern auch ohne Einrede bezahlt werden. Aber, daß es wünſchenswerth iſt, das rein rechneriſche Princip, „Jeder nimmt für ſeine Waare genau ſo viel als er kriegen kann", auch für die Honorirung der geiſtigen Arbeit eines Anwalts zur Geltung zu bringen, erſcheint mehr als zweifelhaft. Es liegt auf der Hand, daß man in der Commiſſion vielleicht ohne Ausnahme daſſelbe Bedürfniß gefühlt haben wird, von dem preußiſchen Syſtem wenigſtens in der oben unter 2 angeführten Richtung abzuweichen,

weil man glaubte, bei der vermuthlich nicht unbedeutenden Vermehrung der Anwälte würden die knappen festen Gebührensätze nicht im Stande sein, die Existenz der Anwälte genügend sicher zu stellen. Es hilft jetzt nichts mehr, die Frage aufzuwerfen, ob man dann doch nicht auch aus diesem Grunde besser gethan haben würde, namentlich im Interesse des Publicums, die freie Advokatur nicht einzuführen, denn sie ist eingeführt worden; aber wenn man nicht die Clienten sozusagen ganz in die Hände der Anwälte, und zwar nicht im guten Sinne des Wortes, geben will, so wird man sich doch wohl entschließen müssen, das Recht der freien Vereinbarung wenigstens so viel als möglich mit sichernden Cautelen zu versehen.

Es ist eine feststehende Thatsache, daß es kaum einen Beruf giebt, der so gefährlich ist für nicht ganz feste Charaktere, als der Beruf des Anwalts. Mit Recht hat Gneist deshalb in seinem berühmten Buche über die freie Advokatur diesen Beruf eine Charakterprobe genannt. Die Klippen sind um so bedenklicher, als in sehr vielen Fällen das Verwerfliche in der Handlungsweise des Anwalts nur zur Kunde des Richters und des Gegenanwalts, nicht aber zur Kunde des Clienten, geschweige denn des großen Publicums kommt. Daß die Sache dadurch nicht besser wird, wenn bei freier Advokatur die Existenzfrage sehr in den Vordergrund tritt, bedarf nicht des Beweises, und wird durch die Erfahrung in den Rechtsgebieten, in denen freie Advokatur schon bestand, ganz gewiß nicht widerlegt werden. Ich glaube, daß man ohne Uebertreibung sagen kann, daß in Preußen der Stand der Anwälte sich eines ausgezeichneten Rufes im Publicum erfreut. Jeder, der zu einem Anwalt geht, wird dort präsumtiv das Gefühl haben können, daß ihm reiner Wein eingeschenkt wird und daß seine Sache in guten Händen ist. Ob das in den Ländern der freien Advokatur in dem Maße der Fall, ist mir sehr zweifelhaft. Dabei ist allerdings zweierlei selbstverständlich, einmal, daß man das nicht juristisch beweisen kann, sondern die Beurtheilung den unbefangenen und unbetheiligten Juristen in den betreffenden Rechtsgebieten überlassen muß, und sodann, daß diese Behauptung nicht dadurch widerlegt wird, daß es auch bei freier Advokatur immer eine Anzahl von Anwälten gegeben hat und geben wird, die hinsichtlich ihrer Ehrenhaftigkeit über allen Zweifel erhaben sind.

Und wie wird nun da, wo der Anwaltstand zum Theil aus nicht ganz zuverlässigen Elementen besteht, das Recht der „freien Vereinbarung" wirken? Es ist ein Erfahrungssatz, daß Jemand, der die Hülfe eines Anwalts in einem Proceß in Anspruch nehmen will, sich in vielen Fällen in einer Stimmung befindet, die von ruhiger Ueberlegung weit entfernt ist. Durch das, was der ersten Consultation vorhergegangen ist, pflegt bereits eine außerordentliche Gereiztheit gegen den Gegner in dem Clienten sich entwickelt zu haben und die Folge davon ist das Bestreben, es möge kosten was es wolle,

den Sieg davon zu tragen. Es ist nicht eine der geringsten Aufgaben des anständigen Anwalts, diese Erregung mit einer kalten Douche zu behandeln, den Clienten sozusagen seiner eigenen Sache gegenüber zu objectiviren. Erst wenn das gelungen ist, wird es möglich sein, mit Sicherheit die erste Instruction aufzunehmen. Wesentlich anders wird der Anwalt, der zuerst an sich und dann an seinen Clienten denkt, die Sache behandeln. Statt das Feuer zu löschen, wird er es schüren, und wenn dann die Flamme hübsch oben hinaus schlägt, so wird die „freie Vereinbarung" in ihr Recht treten. Der Client, der den Anwalt als unfehlbar zu betrachten geneigt ist, wird, davon kann man überzeugt sein, ungefähr alles versprechen, was von ihm verlangt wird, und dagegen wird es auch kein Riegel sein, wenn man ein schriftliches Versprechen verlangt, denn gerade diejenigen Clienten, die am meisten in Gefahr sind übervortheilt zu werden, nämlich die weniger gebildeten, werden am allerwenigsten den Muth haben, dem Anwalt, den sie doch ja um keinen Preis schon im Anfang des Processes erzürnen wollen, ein schriftliches Versprechen zu verweigern. Freilich, das ist am Ende richtig, daß die Sache noch schlimmer wird, wenn schon ein mündliches Versprechen genügen soll; denn es ist zehn gegen eins zu wetten, daß dann der Anwalt nach beendigtem Processe nicht selten in der Lage sein wird, seinen Clienten aus dem Versprechen zu verklagen. Namentlich wenn der Proceß verloren ist, wird derselbe Mann, der vorher, als es galt den Anwalt zu gewinnen, bereitwillig das Versprechen gab, nun, wo der Anwalt ihm nicht mehr nützen kann, eben so bereit sein, das Versprechen, das allein auf den Eid gestellt ist, in Abrede zu stellen. Nun weiß man genügend, wie gefährlich solche Eide werden können, die sehr häufig denn doch nicht nur Thatsachen, sondern auch Urtheile zum Gegenstand haben. Wie sehr solche Processe dazu angethan sein würden, das Ansehn der Anwälte zu schädigen, bedarf keines Beweises. Zu dem Allen kommt nun noch, daß das Benefizium der „freien Vereinbarung" einen feinfühlenden Anwalt wahrscheinlich gegen seine mehr rechnenden wenn auch immerhin anständigen Collegen finanziell wahrscheinlich sehr ins Hintertreffen bringen wird. Es sind nun einmal nicht alle Leute danach angethan, wenn es sich um die Annahme eines Mandats handelt, zuerst über den Geldpunct in Verhandlung zu treten und zwar sehr häufig in Verhandlungen, die eine verzweifelte Aehnlichkeit mit dem „Handeln" haben werden. Die Sachen, die zwischen dem Anwalt und seinem Clienten verhandelt werden, sind denn doch so stark versetzt mit persönlichen Bestandtheilen, daß die Analogie des Kaufs nicht auf sie angewandt werden kann. Man sollte denken, daß eine solche finanzielle Erörterung einen anständigen Clienten aus den höheren Ständen im höchsten Grade degoutiren und ihm von vorn herein seinen Anwalt entfremden müßte. Alles, was im Vorstehenden von der freien Vereinbarung

höherer Gebühren gesagt ist, gilt in erhöhtem Maße von einem Abkommen, nach welchem der Anwalt sich das Recht vorbehält, nach beendetem Processe seine Gebühren selbst zu bestimmen, nur wird die Sache selbstverständlich hier noch dadurch bedeutend schlimmer, daß wenn der Client hierauf eingeht, er dem Anwalt auf Gnade und Ungnade hingegeben ist; freilich sollte man denken, daß kein verständiger Mensch sich darauf einlassen würde, auf eine solche Bestimmung einzugehen; aber bei der oben geschilderten Stimmung, in der sich viele Clienten vor Anstrengung eines Processes befinden, ist alles möglich.

Wenn dem Anwalt nach der Ansicht der Majorität bei freier Advokatur die Möglichkeit gegeben sein muß, höhere Gebühren zu verlangen als die, die durch den Tarif fixirt sind und zu deren Erstattung eventuell der unterliegende Gegner verpflichtet ist, so gebe man ihm lieber das Recht nach beendigtem Processe seinem Clienten eine Extravergütung in Rechnung zu stellen, deren Höhe dann aber von dem Ehrenrath festzustellen ist. Dieser Modus besteht für die rheinischen Anwälte und soll sich dort bewährt haben.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Mecklenburg-Schwerin Kirchliche Bornirtheit. — Unser Gesetzblatt brachte vor einigen Wochen eine Bekanntmachung des großherzoglichen Ministeriums des Innern, nach welcher einem unter Vorsitz des Dr. Budde, Vicepräsidenten des Oberappellationsgerichts zu Rostock, zusammengetretenen Comité, das die Sammlung von Beiträgen für eine zum Gedächtniß der Errettung des Kaisers aus Lebensgefahr in Berlin zu erbauende Kirche bezweckt, die hierzu erforderliche Erlaubniß ertheilt worden war. Man hätte kaum vermuthen sollen, daß ein anscheinend so harmloses Actenstück, wie diese Bekanntmachung, eine so scharfe Opposition erwecken würde, wie sie bald darauf aus der Mitte unserer orthodoxen Lutheraner in einer von acht Pastoren und einem Laien veröffentlichten Collectiverklärung hervortrat. Unter den ersteren befanden sich drei Präpositi (Vorsitzende der aus Pastoren bestehenden Bezirkssynoden) und der Herausgeber der einzigen im Lande erscheinenden kirchlichen Zeitschrift; der Laie war der Freiherr Julius von Maltzan auf Klein-Luckow.

Die Unterzeichner der Erklärung, welche in den „Mecklenburgischen Anzeigen", dem ministeriellen Organ, welches zugleich conservative Zeitung und privilegirtes Anzeigeblatt der Gerichte und Verwaltungsbehörden ist, am 17. October erschien, halten, wie sie sagen, „bei aller gebührenden Treue für

Kaiser und Reich es für geboten, solche, die es interessirt, darauf hinzuweisen, daß diese Votivkirche gewiß nicht für unsere evangelisch-lutherische Kirchengemeinschaft und für unser evangelisch-lutherisches Glaubensbekenntniß, sondern für die preußische „Union", also für ein anderes, abweichendes Bekenntniß, so weit die „Union" ein solches überhaupt noch besitzt, erbaut werden wird". Diese „Union" biete „keinerlei Rechtssicherheit, daß nicht auch an der zu erbauenden Votivkirche, gleichwie in anderen Kirchen Berlins, alsbald nach ihrer Einweihung ein Geistlicher angestellt werde, der die klare Lehre des Wortes Gottes und den Herrn Jesum Christum selbst öffentlich verleugnet, ohne daß die kirchliche Behörde sich für berechtigt hält, wirksame Abhülfe zu schaffen". Die Unterzeichner wollen es zwar „selbstverständlich" dem Ermessen jedes einzelnen Pastors unserer Landeskirche überlassen, „ob und wie er seine Gemeinde über diese Sachlage aufklären zu müssen glaubt", machen aber darauf aufmerksam, daß, wenn man für auswärtige Kirchengemeinschaften bauen könne und wolle, dabei „allermeist" die Genossen des lutherischen Glaubensbekenntnisses zu bedenken sein würden.

Natürlich erregte diese orthodoxe Warnung gegen die Sammlung, welche von der Regierung gestattet war und einem so erhabenen Zwecke dienen sollte, in den maßgebenden politischen Kreisen großes Aufsehen und Befremden. Schon zwei Tage später las man in den „Mecklenburgischen Anzeigen" eine officiöse Correspondenz aus Ludwigslust, dem derzeitigen Aufenthalt des Hofes, welche die Erklärung der Neun als „mindestens sehr tactlos" charakterisirt und dann hinzufügt: „Dem Vernehmen nach ist den unter der Erklärung verzeichneten Geistlichen Seitens Sr. K. H. des Großherzogs dessen ernste Mißbilligung darüber zu erkennen gegeben".

Aus den Reihen der Geistlichkeit selbst haben bis jetzt nur einige wenige und ziemlich unbekannte Persönlichkeiten ihre Meinung in der Sache abgegeben, und außerhalb derselben hat nur der Graf von Schlieffen auf Schlieffenberg eine Kritik an der Erklärung geübt. Er erhebt darin den Vorwurf, daß die Erklärung „Aergerniß gebe" und in „Engherzigkeit und Kleinglauben" ein Werk beeinträchtige, durch welches doch allein Gottes Ehre gemehrt werden solle. Ausführlicher ist eine Gegenerklärung des Pastor Kayfel zu Lüssow, welcher bekundet, daß er sich der Erklärung der Neun nicht anschließen könne, dieselbe vielmehr „herzlich bedauern" müsse. Denn 1) liege in ihr ein Vorwurf gegen die Landesregierung; 2) sei die Besorgniß nicht begründet, daß an der zu erbauenden Kirche ein ungläubiger Pastor Anstellung finden möchte, da der Kaiser entweder selbst die Persönlichkeit bestimmen oder doch einen maßgebenden Einfluß auf deren Auswahl üben werde; 3) handle derjenige engherzig und ohne Rücksicht auf die kirchlichen Zustände in Berlin, welcher nicht auch, wenn er kann, sein Scherflein beitragen wolle,

um der kirchlichen Noth in der Hauptstadt des Reichs abzuhelfen; 4) endlich sei der beabsichtigte Kirchenbau ein nationales Werk, bestimmt, den Dank des Volkes für die Errettung des Kaisers aus Lebensgefahr auszudrücken und dem Ausspruch desselben zuzustimmen, daß vor allem dem Volk die Religion erhalten werden müsse. Es sei kleinlich, da, wo es sich um ein nationales Werk von solcher Bedeutung handle, confessionelle Unterschiede zur Geltung zu bringen, und dies werde nur dazu dienen, „in größeren Kreisen Unwillen zu erregen und den Vorwurf verblendeter Engherzigkeit hervorzurufen". Ein anderer Pastor bekundet, daß auch er die Erklärung der acht Geistlichen „nicht billige", und ein dritter sagt von derselben, daß sie mit vollem Recht Anstoß errege, behauptet aber, daß sie „gerade in den Kreisen von Geistlichen aufs Schärfste verurtheilt und beklagt" werde.

Wie weit dies letztere von der Mehrzahl der mecklenburgischen Geistlichen gelte, darüber wird schwerlich eine Ansicht zu gewinnen sein, so lange nicht mehr und bedeutendere Namen sich an den Pronunciamentos betheiligen, und so lange namentlich die hauptsächlichsten Tonangeber unter den Pastoren mit ihrem Urtheil zurückhalten. Der bisherigen Stellung der letzteren in confessionellen Dingen scheint eine Warnung vor der Betheiligung an dem Bau unirter Kirchen jedenfalls mehr zu entsprechen, als der Inhalt der spärlich aufgetauchten und schwächlich begründeten Gegenerklärungen.

Aus Berlin. Zur wirthschaftlichen Reform. Vom Handelstage. Kunst. — In diesen Tagen ist ein kurzer Briefwechsel zwischen dem Freiherrn von Varnbüler und dem Reichskanzler publicirt worden, welcher über die Intentionen der Reichsregierung bezüglich der wirthschaftlichen Politik einige wichtige Aufschlüsse giebt. Varnbüler hatte sich am 19. October an den Reichskanzler gewandt, um demselben mitzutheilen, daß in der freien wirthschaftlichen Vereinigung des Reichstages der Gedanke angeregt worden sei, durch eine Interpellation eine officielle Kundgebung der Reichsregierung über das von ihr beabsichtigte Vorgehen auf dem Gebiete der Zoll- und Handelsgesetzgebung zu veranlassen. Man habe jedoch erkannt, daß eine solche Interpellation der parlamentarischen Geschäftslage nicht entsprechen würde. Deswegen erlaube sich Herr von Varnbüler auf diesem Wege dem Reichskanzler die Frage zu unterbreiten, ob es die Absicht sei, dem Reichstage bei seiner nächsten Session den Entwurf eines revidirten Zolltarifes vorzulegen, und ob die Reichsregierung, bevor dies geschehen, einen neuen Handelsvertrag mit Conventionaltarif nicht abschließen werde.

Um die Bedeutung dieser Anfrage Varnbülers richtig zu erkennen, muß man sich vergegenwärtigen, daß Varnbüler an der Spitze der Unterzeichner der jüngst von uns an dieser Stelle besprochenen Erklärung der freien wirth-

schaftlichen Vereinigung stand. Man wird aus diesem Umstande folgern dürfen, daß die Unterzeichner jener Erklärung auch dieser Anfrage nicht fern stehen, daß sie mit ihr gewissermaßen einen zweiten Schritt zur praktischen Anbahnung der wirthschaftlichen Reform thun. In jene Erklärung formulirten sie ihr Programm in den allgemeinsten Umrissen. In dieser Anfrage geben sie indirect den Wunsch kund, möglichst bald auf Grund bestimmter Vorlagen mit der Regierung im Reichstage über die Tariffrage und die der Handelspolitik in Verhandlung zu treten. Sie deuten an, daß sie an die Reform der Tarife und an die der Verträge zu gehen gedenken, daß sie mithin den Zeitpunct für den wirklichen Beginn einer allgemeinen Reform der Wirthschaftspolitik für gekommen erachten. Sie geben endlich auch zu verstehen, daß sie die Reform des Zolltarifes vor dem Abschlusse neuer Handelsverträge durchgeführt zu sehen wünschen. Diese Andeutungen werden denen willkommen sein, welche in dem Programm der freien wirthschaftlichen Vereinigung eine deutliche Präcisirung ihres Zieles vermißten. Sie werden nunmehr über dieses Ziel nicht mehr im Zweifel sein können. Es ist wunderlich genug, daß über dieses Ziel überhaupt Zweifel aufkommen konnten, stand doch das Wort „Tarifreform" klar und deutlich in dem Programm.

Dieselben Zweifler, welche die Deutlichkeit dieses Programms bisher bemängelten, pflegten sich auch über den Mangel an genügender Orientirung über die wirthschaftlichen Pläne der Regierung zu beklagen. Auch diesem Uebelstand ist jetzt wenigstens insofern abgeholfen, als der Reichskanzler in seiner Antwort an Varnbüler vom 25. October in Bezug auf seine eigenen nächsten Absichten in wirthschaftlicher Beziehung und über den augenblicklichen Stand der bezüglichen gesetzgeberischen Arbeiten hinreichende Auskunft gegeben hat. Nach derselben haben die verbündeten Regierungen noch keine Beschlüsse über die künftige Zollpolitik gefaßt. Des Reichskanzlers persönliche Absicht geht dahin, eine umfassende Revision des Zolltarifes herbeizuführen und die dazu erforderlichen Anträge zunächst der Prüfung der verbündeten Regierungen zu unterbreiten. Die Vorarbeiten zu denselben sind bereits in Angriff genommen. Den Abschluß neuer Handelsverträge mit Conventionaltarifen vermag der Reichskanzler so lange nicht zu befürworten, als die Frage der Revision unseres Tarifes nicht ihre Erledigung gefunden hat.

Der Weg, den der Reichskanzler einzuschlagen gedenkt, ist hiernach ganz offenbarer Weise der, daß er nach dem Abschluß der verschiedenen, augenblicklich im Gange befindlichen Enquêten über die Lage verschiedener Industrieen Vorlagen an den Bundesrath bezüglich einer umfassenden Reform des Zolltarifes gelangen lassen wird. Erst wenn diese Reform durchgeführt sein wird, was noch recht geraume Zeit währen dürfte, soll der Abschluß neuer Handelsverträge mit Conventionaltarifen erfolgen. Da der erste Schritt zur

Anbahnung der Reform, der Abschluß der Enquêten, noch nicht erfolgt ist und auch wohl so schnell nicht erfolgen kann, so wird die Einbringung der auf ihr Ergebniß hin auszuarbeitenden Reformgesetzentwürfe einstweilen noch gute Wege haben. Jedenfalls erscheint es bei dieser Lage der Dinge unwahrscheinlich, daß der Reichstag schon in seiner nächsten Session sich mit der Tarifreform beschäftigen können wird. Der Bundesrath wird schwerlich in der Lage sein, bis zum Beginne des Jahres die für die Reform erforderlichen Vorlagen festzustellen. Da der Reichskanzler die von ihm angestrebte Reform selbst eine umfassende nennt und man allseitig darauf gefaßt ist, daß die Regierungen für die eine oder die andere Industrie Schutzzölle zu erwirken suchen werden, so ist es ganz erklärlich, daß im Publicum die verschiedensten Angaben über angeblich von der Regierung projectirte schutzzöllnerische Maßregeln circuliren. Bald sollen Eisenzölle, bald Weinzölle, bald Getreidezölle beabsichtigt sein, bald soll es sich um Kampfzölle gegen Rußland, bald um solche gegenüber Frankreich oder Oesterreich handeln. So weit sind die Dinge selbstverständlich noch nicht, und ob sie überhaupt jemals so weit gedeihen werden, läßt sich heute noch gar nicht ermessen, da Niemand zur Stunde weiß, welche speciellen Anträge der Reichskanzler bei dem Bundesrathe stellen wird, und wie sich dieser und der Reichstag zu denselben im einzelnen verhalten werden. Man weiß nur, oder man nimmt vielmehr an, daß im allgemeinen die Regierungen wie auch der Reichstag das Bedürfniß der Reform anerkennen. Dafür bürgen uns außer Anderem die obigen Andeutungen des Reichskanzlers und das bekannte Programm der freien wirthschaftlichen Vereinigung des Reichstages. Für die künftige gedeihliche Behandlung der wirthschaftlichen Reformfrage wird nach unserem Ermeßen viel, wenn nicht Alles darauf ankommen, daß man die einzelnen Tarifsragen nach rein praktischen Gesichtspuncten, unbekümmert um traditionelle Lehrmeinungen, zu lösen sucht. Nichts wäre unerwünschter als wenn von vorn herein ein Streit der von Alters her sich entgegenstehenden Handelspolitiker entbrennte, wenn Schutzzöllner und Freihändler als solche sich principiell geschlossen entgegenträten. Die leidige Folge davon würde sein, daß eine vorurtheilslose, den praktischen Bedürfnissen und Erfordernissen des einzelnen vorliegenden Falles entsprechende Erledigung gar nicht oder nur sehr schwer herbeigeführt werden könnte.

Leider gewinnt es aber den Anschein, als ob die alten Heerlager der Schutzzöllner und Freihändler wieder bezogen und für den Kampf hergerichtet werden sollen, wenigstens bewegten sich die Verhandlungen des deutschen Handelstages, welcher in dieser Woche bei uns versammelt war, ganz in diesen althergebrachten Gefechtsformen. Hie Schutzzoll, hie Freihandel, diese Schlagwörter durchzogen und beherrschten die ganzen Debatten und auch alle

Abstimmungen. Der Antrag auf Befürwortung der Creirung eines volkswirthschaftlichen Senates, der den Handelstag vornehmlich beschäftigte, wurde eigentlich nur unter dem Gesichtspuncte seines Verhältnisses zu der schutzzöllnerischen Politik behandelt. Noch drastischer traten die alten handelspolitischen Gegensätze bei den Wahlen für den Ausschuß des Handelstages hervor, sie ergaben geradezu eine Scheidung der Versammlung nach den alten Grundsätzen des Schutzzolles und des Freihandels. Eine derartige Stellungnahme einer solchen immerhin einflußreichen Versammlung angesichts einer handelspolitischen Campagne, zu deren glücklicher Beendigung alles andere nöthig ist als eine Wiederbelebung der alten verhängnißvollen principiellen Gegensätze, erscheint uns recht beklagenswerth. Und wenn der Präsident des Handelstages in seiner Schlußrede bemerkte, die Beschlüsse der diesjährigen Versammlung seien kaum geeignet, um ihr Ansehen zu erhöhen, so möchten wir angesichts der Aufgaben, die uns die Zukunft stellt, diese Thatsache nicht so sehr beklagen. Eine Besserung der Lage wird auch hier eintreten, sobald die Dinge so weit gediehen sind, daß einzelne positive Fragen zur Discussion stehen. Dann werden die abstracten Theorien weit schwieriger das Feld behaupten können, und hoffentlich den Männern das Wort einräumen müssen, welche ihr Wissen und Können lediglich auf die praktische Lösung der speciell vorliegenden Frage mit gewissenhafter Abwägung der sich entgegenstehenden Interessen concentriren.

Schon längst hätte ich Ihren Lesern und verehrten Leserinnen Bericht erstatten müssen über die vielfachen künstlerischen Genüsse, welche das Leben der Hauptstadt in den letzten Wochen so angenehm gestaltet haben. Namentlich empfand ich die Verpflichtung, Ihnen über die akademische Kunstausstellung, welche gestern ihr Ende erreicht hat, zu referiren. Daß dies nicht geschehen, hat, wie Sie wohl selbst erkannt haben werden, seinen Grund lediglich darin, daß die so ernsten Ereignisse auf den Gebieten des praktisch politischen Lebens der letzten Zeit meine Kraft nur allzusehr in Anspruch nahmen. Wenn ich heute der Sammlung von Werken der bildenden Kunst, welche soeben unseren Augen entrückt ist, noch ein Wort nachrufen soll, so kann es nur ein Zeugniß der Anerkennung sein, das ich den uns in diesem Jahre vorgestellten Werken der deutschen Kunst zu zollen habe. Freilich darf es nicht unerwähnt bleiben, daß die allgemeine Ansicht sich dahin geltend macht, daß im Ganzen die Qualität der in diesem Jahre ausgestellten Bilder keinen Fortschritt gegen frühere Jahre aufweise, allein mit diesem gewiß richtigen Urtheil ist andererseits doch sicherlich die Freude und die Befriedigung an dem vielen Gediegenen und Schönen, was die deutschen Künstler uns in diesem Jahre vorführten, vereinbar. Offenbar haben die ungünstigen wirthschaftlichen Verhältnisse auch schwer auf der Entwickelung der Kunst gelastet. Eine Zeit, welche viele bis-

her wohlhabende Leute zwingt, ihre Bilder zu verkaufen, kann schwerlich Impulse zu künstlerischen Schöpfungen geben. Das wirklich Große und Bedeutende wird freilich unter allen Verhältnissen in die Erscheinung treten. Die immerhin aber erheblich in das Gewicht fallende Zahl der durchschnittlichen Leistungen ist und bleibt abhängig von den äußeren Einwirkungen und diese haben offenbar in letzter Zeit hemmend und lähmend gewirkt. Hoffen wir, daß die erwartete wirthschaftliche Besserung auch den Bedingungen des Kunstlebens bald und kräftig zu Gute kommen wird.

4. November. J.

Literatur.

David Friedrich Strauß, gesammelte Schriften. Eingeleitet und mit erklärenden Nachweisen versehen von Eduard Zeller. 12 Bände. Bonn, E. Strauß, 1876 bis 1878. — Wenige Jahre nach dem Tode eine zweibändige Biographie und eine zwölfbändige Sammlung der Werke, — das allein deutet auf eine ungewöhnliche Wirksamkeit, die sich über das Grab hinaus unwiderstehlich fortsetzt. In diese Sammlung ist zwar nicht Alles aufgenommen, was Strauß geschrieben hat, — gerade diejenigen Werke, die ihm seinen Platz in der Wissenschaft anweisen, die gelehrt theologischen, sind ausgeschlossen — dennoch bezeugt sie eine ungemeine Vielseitigkeit und zugleich Meisterschaft auf allerlei Gebieten, wie nun andererseits erst aus der Vereinigung des bisher Zerstreuten das Vollbild der Persönlichkeit des Verfassers sich gewinnen läßt. Es gewährt einen besonderen Reiz, das geistige Band aufzusuchen, das diese bunte Folge größerer und kleinerer Arbeiten verknüpft. Mit anderen Worten, zu dem inneren Werth der einzelnen Leistungen gesellt sich eine Art persönlichen Interesses, das der Schriftsteller einzuflößen weiß. Bei der Gabe, die Strauß eigen ist, jeden Gegenstand in höchster Anschaulichkeit und Abrundung für sich darzustellen, ist doch eine gewisse individuelle Färbung allen gemein. Was Strauß von seinem ersten epochemachenden Werke sagt, daß es aus einer Art von Inspiration hervorgegangen sei, daß er den Punct, auf den es eben ankam, nicht blos erkannt, sondern denselben in sein Inneres aufgenommen und ihm da Wärme und Nahrung gegeben habe, gilt im Grunde von allen seinen Arbeiten. Jede seiner Darstellungen ist darum ein Stück Selbstdarstellung. Zuletzt ist es der Zug des rein Menschlichens, der in seiner theologischen Kritik, wie in seinen biographischen Kunstwerken als das Durchschlagende sich erweist, oder wie Zeller es ausdrückt: „Es war ein und derselbe Zug seiner Natur, welcher ihn einer supranaturalistischen Theologie mit dieser schonungslosen Kritik gegenübertreten und seine positive Befriedigung in der biographischen Darstellung solcher Per-

sönlichkeiten suchen ließ, in die er sich gerade deshalb mit unbefangener Theilnahme vertiefen konnte, weil ihr geistiger Schwerpunct jenseits der Theologie lag".

Die Ausgabe ist durch Eduard Zeller besorgt und jeder Band von ihm mit einer kleinen Einleitung versehen, die zur Orientirung für die Leser dient und theils biographische, theils kritische Erläuterungen enthält. Zeller hat damit dem verstorbenen Freund ein schönes und pietätvolles Denkmal gesetzt. Es sind warme Freundesworte, die zugleich aus einer unbestochenen Wahrheitsliebe fließen. Man kann nicht schöner und neidloser über den Freund reden. Auch vor das vielangefochtene Vermächtniß des Verstorbenen, den Alten und Neuen Glauben, pflanzt der Ueberlebende unerschrocken als Vertheidiger gegen unberechtigte Angriffe sich auf, und sein Wort ist um so gewichtiger, als man weiß, daß er dem Freund auf seinen letzten Wegen nicht hat folgen können. Hier an dieser Stelle (Einleitung zum 6. Band) begnügt er sich hervorzuheben, was die wahre Absicht der verfehmten Schrift gewesen ist: Ein Bekenntniß, nicht ein System, eine Verständigung mit den Gleichdenkenden, nicht ein Angriff auf fremde Ueberzeugungen, ein Versuch, dem wenigstens lautere Wahrheitsliebe, Ernst und reiflicher Bedacht nicht abgesprochen werden können. Sachlich mit den Ansichten von Strauß sich auseinanderzusetzen, war hier nicht der Ort. Bekanntlich hat Zeller dies an einem anderen Orte gethan, in dem tiefgründigen Aufsatze: „Ueber den Ursprung und das Wesen der Religion" (Vorträge und Abhandlungen, zweite Sammlung, Leipzig 1877), deren letzte Abschnitte geradezu in die Beantwortung der Fragen auslaufen: Haben wir noch Religion? und: Sind wir noch Christen?

Die Sammlung beginnt mit den literarischen Denkwürdigkeiten und schließt mit dem poetischen Gedenkbuch. Im Uebrigen zerfällt sie in drei Abtheilungen: zwei Bände enthalten die kleinen vermischten Schriften, vier sind mit den Schriften theologischen und verwandten Inhalts angefüllt, darunter das Leben Jesu für das deutsche Volk und der Alte und der Neue Glaube; die fünf folgenden Bände enthalten die biographischen Arbeiten über Hutten, Schubart, Klopstock, Märklin, Voltaire, unter welchen Zeller, das allgemeine Urtheil bestätigend, dem Buch über Voltaire den Preis zuerkennt. „Eine bunte Gesellschaft!" hat Strauß selbst ausgerufen, als er die zweite Sammlung seiner kleinen Schriften ausfliegen ließ. Aber jedenfalls wird, wer hier eintritt, nicht in schlechter Gesellschaft sich befinden, und es ist seine Schuld, wenn er in einer einseitigen Vorstellung von dem Hausherrn befangen bleiben sollte. L.

Anleitung zu wissenschaftlichen Beobachtungen auf Alpenreisen. Beilage zur Zeitschrift des Deutschen und Oesterreichischen

Alpenvereins, I. Abtheilung: Orographie und Topographie von Generalmajor C. von Sonklar; Anleitung zu geologischen Beobachtungen in den Alpen vom Oberbergrath Professor Dr. Gümbel. — Bei der Ausdehnung, welche die Sitte der Alpenbereisung in der Gegenwart gewonnen hat, lag der Gedanke nahe, einer Neigung, die so viel Zeit und Kräfte in Anspruch nimmt, zugleich ein höheres Interesse beizumischen. Blättert man die Jahrgänge der Zeitschrift des Deutschen Alpenvereins durch, so fällt die Einförmigkeit in der Beschreibung dieser zahllosen Alpenwanderungen auf; die einzelnen Hergänge gleichen sich im höchsten Grad, und nur die Namen wechseln. Selten sind Darstellungen, die durch ihren Kunstwerth fesseln, selten die Andeutungen einer wissenschaftlichen Ausbeute, so daß im Grunde blos die nackten Thatsachen dieser und jener Besteigung mit ihren kleinen Zufälligkeiten übrig bleiben. Diese Wahrnehmung ist es ohne Zweifel, die zu dem Gedanken geführt hat, für die Mitglieder des Alpenvereins ein naturwissenschaftliches Vademecum ausarbeiten zu lassen, und es haben sich anerkannte Männer der Wissenschaft zu diesem Zwecke dem Verein zur Verfügung gestellt. Also um kurze populäre Compendien handelt es sich, zunächst für Orographie und Topographie, dann für die Geologie der Alpen, und zwar speciell für die Alpenwanderer geschrieben, die damit eine Anleitung zu eigenen Beobachtungen erhalten sollen. Diese Anleitungen werden unstreitig viel Nutzen stiften können, vorausgesetzt, daß man nicht meint, es werde zur Förderung der Wissenschaft selbst dienen, wenn die Alpensteiger künftig nicht blos mit Bergstock und Nagelschuhen, sondern auch mit etwelchen Kenntnissen ausgestattet sind. Der Nutzen liegt, kurz gesagt, ganz nur auf Seite der Wanderer selbst, welchen der Naturgenuß ohne Frage erhöht wird, wenn sie Interesse für den Gebirgsbau, für das Gletscherwesen oder für die Flora der Alpen mitbringen und gelegentlich selber messen, beobachten und sammeln. Aber man möge sich nicht der Hoffnung hingeben, daß aus dieser wohlthätigen Selbstbeschäftigung der Reisenden der Wissenschaft ein großer Gewinn erblühen werde. Gerade die Geologie der Alpen ist ein so verwickeltes Capitel, daß hier mit halben Kenntnissen und gelegentlichen Beobachtungen wenig auszurichten ist. Wir fürchten, daß in den Beschreibungen der künftigen Bände viel von Streichwinkeln und Verwerfungsspalten, von Dyas und Trias, von Pliocän und Miocän die Rede sein wird. Zur Ausrüstung eines künftigen Bergsteigers wird künftig auch Hammer und Klinometer, Compaß und Aneroïd gehören. Dagegen ist nichts einzuwenden, wenn er nur sich bewußt bleibt, daß er damit seiner Selbstbelehrung dient und der Erhöhung des eigenen Genusses, vor weitergehenden Ansprüchen aber sich hütet. γ.

Das heilige Namenbuch von Konrad Dangkrotzheim, herausgegeben mit einer Unterſuchung über die Ciſio-Jani von Karl Pickel. Straßburg, Trübner. (Elſäſſiſche Literaturdenkmäler aus dem vierzehnten bis ſiebzehnten Jahrhundert, herausgegeben von Ernſt Martin und Erich Schmidt. 1. Bd.) — Der kriegeriſchen Eroberung Straßburgs folgte eine friedliche durch die deutſche Wiſſenſchaft auf dem Fuße, zur Orientirung über Vergangenheit und Gegenwart des wiedergewonnenen Landes, zur Beſiegelung der erneuten Zugehörigkeit, zur Annäherung auf dem Boden gemeinſamer Geiſtesintereſſen, zum Troſte für die zahlreichen literariſchen Verluſte, welche jene verhängnißvolle Septembernacht gebracht hatte.

Es wird eine unvergeßliche Erſcheinung bleiben, wie wenigſtens einige Elſäſſer, ſelbſt feingebildete Halbfranzoſen, ſich wieder „vaterlandwärts, liebwärts" wandten und dieſem friedlichen Einmarſche als Begleiter und Bundesgenoſſen vorleuchteten. So entwarf L. Spach mit ſicherer Hand auf Grund langjähriger Beobachtung und Theilnahme die „Modernen Culturzuſtände" ſeiner Heimath. Von Wien her kam uns die von hiſtoriſchem Geiſte getragene, knappe und wahrhaft prägnante „Geſchichte des Elſaſſes" von Lorenz und Scherer. Dieſer, der bald darauf an der Straßburger Univerſität eine tiefgreifende Lehrthätigkeit eröffnete, führte das literariſche Leben des Elſaſſes in Mittelalter und Neuzeit in einer glänzenden Darſtellung vor, wie ſie bis dahin kaum eine deutſche Landſchaft erfahren hatte.

Ein neues Unternehmen will die Denkmäler ſelbſt dieſer von Scherer geſchilderten Entwickelung wieder zugänglich machen. Kein bloßes Provinzialunternehmen, denn vom vierzehnten bis ſiebzehnten Jahrhundert iſt das Elſaß der Fahnenträger des deutſchen geiſtigen Fortſchrittes. Elſaß geht in den religiöſen Bewegungen der Myſtik und der Reformation voran, der Humanismus ſetzt ſich hier praktiſch in pädagogiſche Bemühungen um, Satire und Schwank gedeihen mannichfach unter der Pflege der Brant und Geiler, Paulis u. ſ. w., von hier zieht der wichtigſte Bekämpfer des Lutherthums, Murner, aus, Jörg Wickram liefert die erſten Originalromane, das bibliſche Drama treibt eine volle Blüthe in Th. Garts „Joſeph", ſpäter wird Straßburg eine verheißungsvolle Verſuchsſtation der antikiſirenden Kunſttragödie, mit der ein mehr meiſterſingeriſches Schauſpiel gute Nachbarſchaft hält, das ſatiriſche Vermögen des Jahrhunderts faßt ſich noch einmal zuſammen in dem vielſeitigen, ſprachgewaltigen, fortſchrittlichen Fiſchart, das ſiebzehnte Jahrhundert zeigt ſeinen tüchtigen, bürgerlichen Spangenberg, den witzigen, aber unerquicklichen Meſſerſchmid, die ernſteren ſprachlichen Beſtrebungen der Tannengeſellſchaft, neue myſtiſche Keime, Reformverſuche in der Lyrik, die patriotiſche Sittenſchilderung in den „Geſichten" des wackeren Hans Michel

Moſcheroſch und das ſtille Walten eines rührenden deutſchen Gemüthes in der „Vaterſorg" deſſelben Vertreters der ſchweren Kriegszeit.

Den Reigen der Denkmäler eröffnet hier „das heilige Namenbuch von Konrad Dangkrotzheim", herausgegeben von Karl Pickel, ein Reimkalender aus dem Jahre 1435. Hier ſoll nicht hervorgehoben werden, wie ſorgfältig die Textkritik gehandhabt, das urkundliche Material herbeigeſchafft und das Verſtändniß durch kurze Erklärungen gefördert worden iſt. Pickel giebt eine höchſt aufſchlußreiche Einleitung über die ſogenannten Ciſiojanus des Mittelalters, von denen einige deutſche hier zum erſten Male gedruckt erſcheinen. Ciſiojanus heißen lateiniſche, dann alle Kalenderverſe, in denen Monat für Monat die Kirchenfeſte und Heiligennamen in je zwei Hexametern nach einer beſtimmten Silbenzählung und unter manchen Abkürzungen (um alles in den kleinen Raum hineinzuſtopfen) genannt werden. Circumcisio und Januarius, die Anfangsworte, ergaben die zuſammengezogene Bezeichnung Ciſiojanus. Die Entwickelung wird von Pickel eingehend erörtert.

Das Namenbuch des Hagenauer Schöffen iſt kein eigentlicher Ciſiojanus; nur der Zweck der Einprägung für die liebe Jugend derſelbe, und die Folge natürlich entſprechend, ſonſt läßt er ſich nach Luſt gehen. Denn der Dichter iſt ein behaglicher, ein herzlicher, liebenswürdiger Menſch. Wie reizend ſpricht er mit den Kleinen, wie harmlos ſind ſeine Scherze, wie unwiderſtehlich die goldenen Berge, die er dem Fleißigen verheißt, und wie anheimelnd gemüthlich tiſcht er zur gebührenden Zeit des Jahres die leckeren Lieblingsſpeiſen auf. Heute ſind ſogar die ſchönen Zuckerdüten am erſten Schultage verſchwunden, unſer Kinderfreund weiß aber noch ſo verführeriſch zu locken: welcher Knabe Luſt zu dem Buche hat,

Der findet ein gülden Röſſel drinne,
gut geſaltelt und fein gezäumet —
das iſt mir ernſt und nicht geträumet,
weil es die lautre Wahrheit iſt —
und kommt das Kindlein Jeſus Chriſt
mit ſeinem güldnen Predigſtuhl
und ſetzt ſich neben ihn in die Schul
und bringt das Röſſel ihm darein.
Iſt aber das Kind ein Mägdelein,
ſo bringt des lieben Kindes Mutter (Maria)
Röcke, Mäntel und buntes Futter
ſeidene Borten, beſetzt mit Gold,
und was ein Töchterlein tragen ſoll,
Pelzwerk und Hauben fein,
Baumwollröcke und Perlenreih'n
und auf ſein Haupt eine hübſche Kron',
Als wollte es zum Tanze gohn,
und wird beliebt und wohl bekannt.
Dis iſt das heil'ge Namenbuch genannt
und kann die Kinder zur Schule locken
und Semmelkuchen in Milchrahm brocken
und in den ſüßen Honigſeim:

und schrieb es Konrad Dangkrotzheim,
aller Kinder Patron,
eine löbliche Person:
ist wohl eines faulen Eies werth.

Welches Kind sollte diesem pädagogischen Rattenfänger von Hameln widerstehen, wenn er so schmeichelnd sein belehrendes „nun höre" beginnt und ohne alle Trockenheit, immer genrehafte Züge oder sonst ein gutes, gemüthliches Wort hinzufügend, die Feste und Heiligen herzählt. Beim St. Nikolaus wird nicht vergessen, daß die Schüler zur geziemenden Feier sich in Engelsgewänder werfen und schauen lassen. Er stellt zuverlässige Wetterbetrachtungen an und bemerkt, wenn das Störchlein sein Gefieder rührt oder die Schwalbe brütet, wie er denn den ganzen Jahresverlauf mit naivem Natursinn verfolgt. Der Mai, aller altdeutschen Sänger Liebling, heißt auch ihm der „werthe", den April grüßt er als den Laubgesellen und Felderleuchter. Doch Dangkrotzheim ist kein Schwärmer, sondern hält auf Küche und Tisch; nicht zwar, daß er Freßlieder anstimmt, wie der auslaufende Minnesang, aber er weiß einen guten Gänse- oder Schweinebraten, „Rettich und Rüben et cetera Rindfleisch", feine Birnen, geröstete Kastanien, die Bratwurst, die der heilige Papst Silvester bringt, Kapaune, Fische und vielen anderen „guten Fraß" wohl zu würdigen und mahnt Buben und Eltern an die fälligen, schmackhaften Einnahmen seines Lehramtes, z. B. an das übliche Geschenk am Gallustag: „das sollt ihr euern Müttern sagen, weil es des Meisters Schulrecht ist", und vom October, dem Mostspender, sagt er freudig:

Der Herbstmonat ist ein Stern,
Den alle Fürsten sehen gern,
Ritter und Knechte, Pfaffen und Laien.
Ich lobe ihn mehr als den lieben Maien.

Zum Winters Anfang ist ihm eine warme Stube „geheuer" und „zwei Socken in die Schuhe". Beim August warnt er vor dem „barfuß gehn oder bloßköpfig in der Sonne stehn". Auch das Gesinde kommt an die Reihe am Ziehtag, wenn sich die Mägde rüsten „auf St. Johannes den Baptisten, das ist auf den Sonnwendtag, da kommt die faule zu dem, der sie mag, und dinget man die flinke wieder. Und liegt der Nachtigallen Sang darnieder und kann der Kuckuck Dein nimmer spotten". Der Jahrmarkt zu Hagenau ist wieder ein Fest für die Kinder, denn da „kramt" (kauft, bringt Geschenke) die Lehrfrau dem Buben eine Tasche, dem Mädchen eine Haube und jedem Kind eine Turteltaube an einer seidenen Schnur.

So ist das Gedicht auch von großer culturhistorischer Wichtigkeit, besonders durch die hübsche Jahresrechnung am Schlusse: was er die zwölf Monate hindurch kaufen muß und wie danach die Gaben zu bemessen sind;

ſcherzhaft gemeint und mit einer Warnung vor üppigem Haushalt. Ein Filz iſt er nicht und gönnt vor allem ſeinen Lieblingen etwas gutes: „thu zwei Eier in den Sack und Käs und Brot und auch einen Fladen, eine Flaſche Wein kann auch nicht ſchaden, daß, wenn andre Kinder da ſitzen und zehren, auch du dich mögſt des Durſts erwehren", doch die Alten ſollen faſten, beten und wallfahren.

Dieſer reine, harmloſe, kindliche Sinn iſt im Elſaß nicht mit Dangkrotzheim ausgeſtorben, ſondern tritt uns reich in Wickram entgegen, es ſei nur an die Kinderſcene im „Tobias" erinnert. Selbſt der unſtete, ſchneidige Fiſchart findet manch inniges Wort über die kleinen Ehrenkränzlein und Himmelspflänzlein. Auch Wolfhart Spangenberg darf hier genannt werden; voran Moſcheroſch mit der herzlichen: „In somnis cura parentum".

Das von dem überaus rührigen trübnerſchen Verlag vortrefflich ausgeſtattete, preiswürdige Werk und damit das ganze Unternehmen ſei der Beachtung und Förderung beſtens empfohlen. Immer friſch der naiv beredten Reclame gefolgt!

Nun ſteck dein Büchlein in den Sack:
Es iſt jetzt Zeit. Wohlan, geh heim!
Du ſtößt auf Konrad Dangkrotzheim.
Und wenn du kommſt vor ſeine Thür,
ſo wiſcht das gülden Röſſel herfür
und ſpringet kecklich heraus vor den Stall
und wiehert und machet großen Schall.
So heißt es dich willkommen ſein.
Und ſetz dich drauf und haue drein
und ſchwing den Arm auf, juſſa, jo....
daheim wird Vater und Mutter froh
und ſetzen dich oben an den Tiſch.
Da findſt du Wildpret und auch Fiſch,

und Faſan und Tauben, Fladen und Strauben (wie man noch jetzt in Baiern und Oeſterreich eine Art Spritzkuchen nennt), Lutertrunk und Malvaſier und welſchen Wein;

Und lebe nun wohl und gedenk auch mein.

E.

Berichtigung.

Seite 599 (im Artikel Goetheana) Zeile 4 von unten muß es heißen: „richtig" ſtatt wichtig. D. R.

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.

Ausgegeben: 7. November 1878. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Ein Höfling über Klopſtock.

Mitgetheilt von Erich Schmidt.

„Für Kammerdiener giebt es keine Helden", das haben wir, aber nicht den Helden zur Unehre, oft erfahren, wenn wir ſahen, wie ſich die Erſcheinung eines großen Mannes in dem Auge eines untergeordneten kleinen Geiſtes nicht ſelten bis zur völligen Verzerrung abgeſpiegelt hat. Ich bin kein Freund von Feuilletons über berühmte Männer im Schlafrocke, der leidigen Aufwärmung alter Fraubaſengeſpräche, und ich beſorge nicht, nachdem ich früher bündige Erklärungen gegen den literariſchen Klatſch abgegeben habe, wegen der folgenden Mittheilung nun ſelbſt unter die Kleinkrämer verwieſen zu werden, die am liebſten verzeichnen, was dem Genie menſchliches paſſirt iſt oder was einmal ein „Gehirnchen" an Richtigkeiten und Unrichtigkeiten über das Genie mit kleinlichem Behagen feſtgehalten und ausgeplaudert hat. Aber iſt darum eine anekdotenhafte Quelle ganz werthlos? Haben wir nicht von Böttiger ſo manches über die Weimarer Zeit erfahren, wenn nur die Auslese aus ſeiner Olla potrida von Geſchmack, Kritik und der nöthigen Würde geleitet war?

Auch einer Barbara Streicherin hat ein Meiſter der biographiſchen Darſtellung, nicht ohne Schelmerei in der akademiſchen Capiteleintheilung, ihr beſcheidenes Plätzchen in einer Ecke des Dichtertempels angewieſen. Und derſelbe Strauß verſchmähte es 1859, nachdem er ein Jahr vorher Klopſtocks Jugendgeſchichte mit geſchickter Hand entworfen hatte, nicht, für ſeinen lehrreichen Aufſatz „Klopſtock und der Markgraf Karl Friedrich von Baden" (Kleine Schriften 1862 S. 23 ff.) die Denkſchrift eines Karlsruher Hofmannes zu benutzen, der im äußerſten Gegenſatze zu den ſchönen Seelen nicht als Zaunkönig mit dem Adlerfluge der klopſtockſchen Odendichtung oder dem

pathetischen Schwunge seines Messias in verschwimmende Wolkenhöhen steigen wollte, sondern als Kenner dessen, was sich ze hove zimet, immer ein unsichtbares Complimentirbuch in der Hand, mit der kritischen Miene eines Ceremonienmeisters beobachtete, wie der vielvergötterte Sänger auf ebener Erde, auf dem glatten Parquet einer gebildeten, kleinstaatlichen Residenz seine Füße setzte. Da das nun nicht im zierlichen Tanzschritt, sondern auf derbe, altdeutsche Weise geschah, hatte der Barde gar bald mit ihm verspielt.

Strauß durfte den Namen des Gewährsmannes nicht nennen. Seit 1875 hätte man ihn aber errathen können, denn Keils Sammlung „Vor hundert Jahren" (I, 21) brachte einen Brief des badischen Hofraths und Prinzenerziehers Friedrich Dominicus Ring an Wieland, worin der Karlsruher seinem für derlei Neuigkeiten und Enthüllungen recht empfänglichen Weimarer Collegen allerhand über Klopstocks Aufenthalt am markgräflichen Hofe vorplaudert, was genau zu dem ausführlichen Memoire stimmt, oft wörtlich: das plötzliche Verschwinden, der komische Zwist der Brüder, die Schachwuth, der Bardismus, die gehaltlosen Gespräche und Wetterbetrachtungen, der Eigensinn, die Grobheit und — die Salopperie, „Klopstock und das Zimmer — sahen aus — so kann kein Barde und so kann es bey keinem Barden mitten im Eichenwalde je ausgesehen haben".

Wieland hatte in einem Briefe vom 2. Juni 1775 um Auskunft gebeten mit den bezeichnenden Worten: „Von Göthen und Klopstock weiß ich nichts als was etwa von ihnen in Zeitungen steht; Ihre Nachricht von beyden war mir also neu. Warum Klopstock Carlsruh wieder verlassen und wie er à l'insçu de tout le monde (doch nicht auch der fürstl. Personen?) zu verschwinden habe belieben können, darüber möchte ich mir wohl (wenn Sie Lust und Muße hätten mir dieses kleine Freudchen zu machen) einen kleinen Commentar erbitten. Uebrigens ist es etwas ganz natürliches, daß Geister verschwinden; vermuthlich wird er auch, damit man nicht zweifeln könne zu welcher Classe er gehöre, einen ambrosischen Geruch hinter sich gelassen haben." (Handschriftlich.)

Mir liegt der ganze Bericht, den Ring „für die Nachwelt deponiert" hat, in einer von mir selbst aus seinem allzu umfangreichen Nachlasse besorgten Abschrift vor, und ich glaube sie, obgleich man einige Stellen schon bei Strauß findet, vollinhaltlich und buchstäblich mittheilen zu sollen. Nicht in dem Glauben, damit viele neue Thatsachen oder hervorragende Anhaltspuncte der Auffassung zu liefern, aber überzeugt, daß eben auch eine solche Spiegelung, eine solche Kammerdienerkritik beachtenswerth ist. Sie zeigt uns nicht nur das Verhalten der Höflingspartei gegen den begünstigten Dichter, das durch das wahrhaft noble und über kleine äußere Anstöße hinweggleitende Benehmen des Fürsten beschämt wird, sondern wirft auch Licht auf Klopstocks Wesen

und Treiben. Diese Beleuchtung ist nicht die unsrige, weder Tagesbeleuchtung, noch Fackelbeleuchtung, vor allem keine Totalbeleuchtung; es ist vielmehr, als ob ein kleines Menschenkind mit einem qualmenden Lämpchen an eine große Statue tritt, sein Flämmchen an ein paar ungefällige Flecken hält, zugleich aber auch helle Partien mit Ruß beschwärzt.

Klopstock hat manche enttäuscht, welche einen ätherischen Sänger erwarteten, und wie Bodmer einen frischen, lebenslustigen, anakreontisch angehauchten Jüngling, wie die Karlsruher Schranzen einen Saloppe fanden. Klopstock hat sich Unarten zu Schulden kommen lassen, wer will das leugnen? Aber auch diese Unarten hangen mit großen Seiten seines Wesens zusammen, mit dem freiheitlichen preußischen Stolze, dem Unabhängigkeitsdrange, der in unserer Dichtergeschichte so erfrischend revoltirt, mit der starken Natürlichkeit, meinetwegen auch der geflissentlichen Teutschthümelei, welche den Brauch des Eichenhains feierlich in die Ode und, mit Scherer zu reden, „turnerhaft" in das Leben einführte. Was hatte Klopstock einem Ring zu sagen, der Schrift und Rede buntscheckig mit französischen Brocken verbrämte? Aber empfehlenswerth wird Klopstocks Auftreten und Abschied niemand finden. Goethes conventionelle Manier gegen Hoch- und Höchststehende entspricht geziemend der Sitte und in einer bekannten Badanekdote spielt er mit seiner Ehrerbietung eine bessere Rolle als Beethoven mit seinem ungefügen Trotze.

So folge denn Rings Niederschrift, die, 1786 auf Grund alter Notizen aufgesetzt, sich auf den Winter 1774 zu 1775 bezieht. Vielleicht legt ein oder der andere Leser den straußschen Aufsatz daneben.

„Klopstock in Karlsruhe.

Klopstock gieng weg (heißt es in einer Beurtheilung einer kurzen Abhandlung: Ueber Vorurteile des Adels im 12t St. des Journ. v. u. für Teutschld von 1785) als der vortrefliche Markgraf von Baden-Durlach ihn zur Marschallstafel bitten ließ; ich vermuthe nicht aus Verdruß — Denn konnte der Fürst, der wie alle übrige Fürsten handeln muß, um der freylich vortreflichen Messiade willen das aufheben, worüber alle Fürsten u. Höfe als ein Uebereinkommen halten müßen? Warum sagt der Verf. nicht, daß er ihm, ohne Dienste von ihm zu fodern, 600 Gulden gab, um bey sich freyer speisen zu können? ꝛc.

So heißt's mit dürren Worten im Journ. v. u. für Teutschl. v. 1786 St. V. S. 413. u. alles ist im falschen Lichte dargestellt u. verhält sich ganz anders. Wer kann besser davon zeugen als ich? Denn ich wars, der Klopstocken am ersten Abend seiner Erscheinung bey Hofe — weil ich ihn ehedem 1752 in Braunschweig bei Prof. Gärtnern in Gisekes Gesellschaft

schon*) kennen gelernt hatte — mit mir an die Marschallstafel nahm, ihn neben mich und so setzte, daß er den Fürsten u. die Fürstinn, deren Tafel in gleichem Zimmer war, im Gesicht hatte; ich war's, der ihn auf sein inständiges Bitten, weil er in allem neu wäre, sagte was er zu thun hätte oder nicht, u. über alles Erklärung gab, wofür er auch schien erkenntlich zu seyn. Stolz konnte er hier gewis nicht thun, er spielte eine viel zu unbeträchtliche, zu unerfahrne u. zu wenig an sowas gewohnte Person, daß er sich vielmehr über alles Erwarten beehrt glauben mußte u. gewiß war ers auch; er hat in der Folge immer mit Vergnügen an dieser Tafel gespeist, u. ebenso als wir bald darauf nach Rastatt giengen, wo ich ihm abermal um so mehr immer zur Seite gesessen bin, weil dort die Marschallstafel in einem andern Zimmer und Etage des Schloßes gehalten zu werden pflegte u. es um der Cavaliere willen, die eben nicht alle beaux esprits oder Kenner v. Klopstocks Verdiensten seyn konnten, um so nöthiger war; allein alle empressirten sich u. sonderlich die vornehmren u. bedeutendern ihm mit Höflichkeitsbezeugungen zuvorzukommen, die er leider zu erwiedern nicht im Stande oder dazu viel zu ungeschikt war, so daß er öfter auf sich prise gab u. wenn er Autorsstolz hatte doch auch hätte fühlen sollen daß er hier am unrechten Orte angebracht war — oder aber er hätte, seiner Welt—Menschen und Hof Unkenntniß sich bewußt, in seiner Clause zu Hamburg unter seinen Speichellekern verschloßen bleiben u. sich nicht zum Schauspiel aufstellen sollen; denn reizend, einnehmend u. gefällig ist sein Umgang selbst für den Gelehrten u. den der wirkliche wahre Hochachtung für ihn sowie ich hat, eben gar nicht; er ist ein ewiger hartnäkiger Rechthaber, ein eigener grammatikalischer immer auf einer Leyer daher leyernder ennuyirender Demonstrator u. Pedant, u. wenn er von was außer seinem Fache spricht, so monotonisch, so langweilig, so gemein und doch wie er glaubt so neu daß man bey ihm alle Geduld verliert und ihm nicht mehr zuhören kann; auch läßt er sich's nicht verdrießen ein Ding, so unbedeutend es auch seyn mag, zehnmal mit Wolgefallen zu widerholen u. vielleicht aus einer gewißen Trägheit, vielleicht weil er glaubt, es allein zu wißen, ewig von Einerley zu reden; so hat er uns mit den Schiffen im Hafen zu Coppenhagen so bis zum Eckel unterhalten, daß man mehr als einmal versucht werden mußte, ihn zu fragen: ob er denn glaube, allein einen Hafen, die See und Schiffe gesehen zu haben. Wahr ist's, er sprach lieber gar nichts — aber da hätte er immer von Hofe wegbleiben sollen; er wollte immer nur Schach spielen und hat mir oft bittere Vorwürfe darüber gemacht,

*) Rings Reisetagebuch hat nur die ärmliche Notiz: „Klopstock wäre simpel, wenn man ihn nicht vergöttert hätte. Reitet, doch meist Nachmittag. Vormittag geht er am Jungfernstiege an der Alster spazieren."

daß ich mich nicht dazu verstehen wolte; allein hier kam er an den Unrechten; lieber Mann, sagte ich ihm immer, für einen Gelehrten ist das Schachspiel nichts, überlaßen wir dies dem flüchtigen Officierchen, dem flatternden Kammerjunker, daß sie sich wenigstens auf eine Stunde dabey fixiren, schweigen u. uns mit ihren fadaisen verschonen; der Gelehrte sitzt ohnehin zuviel u. wenn er nachdenken will, hat er andre u. für ihn wichtigere Gegenstände als Läufer u. selbst Könige u. Königinnen des Schachspiels sind; wollen Sie billard spielen, dann bin ich ihr Mann, dieß ist noch ein Spiel für den Gelehrten, aber warlich kein anders. Der Markgraf spielt gar nicht u. ich, sein geringster Diener, spiele auch nicht u. werde nie eine Karte, nie Würfel, nie pions in die Hände nehmen; causons, raisonnous, rions, badinons cela vaut mieux cela desobile la râte, cela nous convient, laissons la jeu à d'autres qui ne savent remplir autrement le vuide. Aber ich predigte tauben Ohren, denn hartnäkig wie ein Gaul ist Freund Klopstock, faute d'education & faute d'usage du monde u. zum Reformiren der Welt ist er gantz u. gar nicht gemacht, auch ist's ein Glück denn es würde närrisch Zeug herauskommen, weil der Mann nur sich sieht u. Egoist in superlativo gradu. Wenn ich alle die Scenen wieder vorführen sollte, in denen ich mich mit ihm befunden u. seine bedauernswürdige Schwäche u. Eigenheiten kennen zu lernen gelegenheit gehabt habe, wenn würde ich fertig werden? dies me deficerot. Doch ich sehe, ich muß es nun einmal thun u. es für die Nachwelt hier deponiren, damit sie, wenn sie einmal will, wiße was sie über sein schändliches Weggehen von Karlsruhe u. über seine ganze Aufführung zu denken habe u. die Ehre des besten Fürsten, seines Hofes und seiner Gelehrten auf immer gerettet werde.

Oft u. viel hatte der edle würdige Fürst mit mir von Klopstocks Meßiade gesprochen, oft hatten wir Stellen daraus mit Wolgefallen u. verdienter Bewunderung gelesen, aber nie war es weder dem Fürsten noch mir eingefallen, denn Mann hieher zu wünschen u. wenn auch sowas von weitem sich regen wolte, so war ich des alten de loin c'est quelques chose de près ce n'est rien immer eingedenk, der erste so einen Gedanken mit einem andern Gegenstande, den ich aufs Tapet brachte, wieder zu entfernen. Nach u. nach hatte sich der hiesige Prof. Böckmann, ein geborner Lübecker, der folglich sehr gut teutsch spricht, bei Serenissimo insinuirt u. fing nun an deßen teutschen Vorleser zu machen — in keiner andren Sprache konnte er's sein, denn er verstand keine andre — Molter und ich, jener des Fürsten geh. Sekretaire, ich seiner Prinzen Lehrer, die wir gewis auch teutsch u. auch noch in andren Sprachen lesen konnten, ließen es geschehen, weilen das Fürstenvorleseramt eben keine so suchenswürdige Sache ist u. ich an meinem Orte nie was mehr zu seyn ambitionirte als ich würklich war u. das fuge ceu pestem τὴν

πολυπραγμοσύνην mir immer gegenwärtig war. Böckmann las also dem Fürsten, der ein aufgeklärter Herr ist u. anbey das edelste Herz u. viel Religion hat, dann u. wann einen Gesang der Messiade vor, sprach als Enthusiast u. pour se faire valoir davantage lobte, was er sahe, daß man es gerne loben hörte, wolte sich vielleicht ein Verdienst bei der gelehrten Welt machen — kurz — beredete den besten Fürsten, daß er ihm erlaubte an Klopstocken zu schreiben u. ihn zu einem Besuche einzuladen — nun erfolgte der Hofrathscharakter samt Pension nicht zu 600 sondern zwischen 8 bis 900 Gulden u. Klopstock kam sich für diese Gnade zu bedanken. Er logirte bei Böckmann, versteht sich auf des Markgrafen Kosten, wie denn überhaupt dieser Mann sich Zulage an Gage, Vorschüße an Geld ohne Zinnsen, Zinnsen für Verwahrung von Sachen, die ihm aus Gründen zum Gebrauche waren abgegeben worden, Diäten für so manche unnütze Lustreisen, Perpetuirung von Revenüen, die ihm nur auf eine gesetzte Zeit waren eingestanden worden, Geschenke u. Schuldenbezahlungen unter manchen Tituln u. in groser Menge durch Assiduitäten u. Niederträchtigkeiten aller Art zu verschaffen gewußt hat, ohne daß dadurch noch zur Zeit seine Finanzen prosperirt hätten. Sogleich nach der Tafel ward Klopstock vorgeführt u. von Serenissimo aufs gnädigste, von Serenissima, die aber an ihrem Orte ihn nie von Hamburg weggelockt hätte u. sowas blos, weil es dem Markgrafen eine kleine Freude u. kleine Zerstreuung zu gewähren schien, hatte geschehen laßen, ebenso u. eben so von allen fürstl. Personen empfangen, am Abend aber ward er dem ganzen Hofe vorgeführt, wo denn auch ich, wie oben gesagt worden, ihn complimentirt habe.

Sein Aufzug war sehr armselig, ein abgeschabnes braunes Röckchen boutonné partout, zuweilen ein noch mehr abgetragnes rothes u. wenn er gala machte, ein weißgraues mit goldnen Musquetaireborten, seine Peruque war alt u. übel accommodirt u. immer war sowas an seinem Aufzuge, das man Mangel an Reinlichkeit nennen mußte; niemand begegnete ihm deswegen weniger höflich. So aß er nun alle Tage bey Hofe — an der Marschallstafel — nicht daß ihn der Markgraf dazu bitten ließ, dieß ist gar nicht der hieher paßende Ausdruck, sondern er hatte die Gnade, man ließ ihm die Distinction angedeihen oder sowas ähnliches würde sich besser hieher schicken, zumal er den fürstl. Hofrathscharacter hatte u. eine Gage vom Fürsten zog u. also als ein fürstl. Diener anzusehen war, deren keiner mit diesem, u. auch einem höhern Titul, je an diese Tafel, außer etwa einmal bey einem ganz außerordtl. Falle gezogen wird — welches ich, der ich als unica & sola exceptio à regula soviele Jahre lang an dieser Tafel gespeißt habe, über ein oder etliche mal nicht erlebt habe; aber so schwatzen die Unkenner der Lokalitäten oft was in den Tag hinein, sans savoir ce qu'ils disent.

Nun fieng Klopstock an sich einzunisten; er besuchte niemand, so gar mich nicht, welches denn von seiner großen Lebensart zeugen kann; wolte er etwas von mir, so schrieb er nicht etwa ein höfliches Billet, sond. auf einen Wisch blos die Sache; ich schickte es ihm jedesmal, bekam aber auch nicht ein Stück zurück, bis ichs nach seinem Abschied hinter der Thüre, so unter den Trümmern der zurückgelassenen Sachen wieder hervorgesucht u. mir mein Eigenthum so postliminio wieder vindicirt hatte.

Während seines Hierseyns erschien mit einem schönen Morgen der Chevalier Gluck mit seiner Frau u. Niece; sie waren an mich vom Rath Riedel aus Wien addressirt u. durch mich dem Hofe annoncirt. Zween Abende nacheinander regalirten sie den Hof, wo aber außer ein paar Cavalieren, Klopstocken u. mir niemand admittirt wurde, mit ihrer göttl. Musik. Der Alte sang u. spielte recht con amore manche von ihm in Musik gesetzte Stelle aus der Messiade, die Frau accompagnirte ihn in ein paar andern Stückchen u. die liebenswürdige Niece sang mehreremale das Liedchen: Ich bin ein teutsches Mädchen bis zum Bezaubern. Klopstock stand immer in einer Ecke od. sammlete Weyhrauch, wovon er sehr karg an diese Leute was ausspendete; sie giengen mit fürstlichen reichen Präsenten begnadigt von uns nach Paris. Als sie nach Verlauf einiger Zeit von dort zurückkamen, lud sie, sowie sie ankamen, der Minister von Edelsheim zu sich zur Mittagstafel u. ließ mir sagen, ich möchte auch kommen; ich konnte nicht eher erscheinen als bis die Tafel beynahe zu Ende war; als ich kam, hieß mich der Minister zwischen der Mlle Gluck u. Hrn. v. Münzesheim dem iezigen Hofmarschall Platz nehmen. Sie kommen eben recht, sagte das holde Mädchen, u. sie sollen zwischen Hrn Klopstock u. mir entscheiden. et de quoi s'agit il fragte ich? Ob die französ. Nation eine liebenswürdige Nation sey oder nicht. Das letzte will Klopstock durchaus behaupten u. nicht nachgeben, ohnerachtet Hr. von Palm hier — er saß zu ihrer Rechten u. war ehedem mehrere Jahre lang in Paris gewesen — u. Hr. von Münzesheim ihm wiedersprechen. Et vous, Mademoiselle fragte ich. Ach ich kann Ihnen nicht genug sagen, wie ich von ganz Paris vom Höchsten bis zum Niedrigsten fetirt u. mit Gnadenbezeugungen, Zuvorkommungen u. Präsenten überhäuft worden bin. Die Frage ist also entschieden, war meine Antwort; wer die Nation kennen gelernt hat, findet sie mit Ihnen u. uns liebenswürdig u. das ist sie malgré la haine du Nord; mag sie verachten, wer sie nicht kennt, er ist gestraft genug. Das Mädchen stand auf, küßte mich auf beide Backen; lieber Ring sagte sie sie sind mein Mann; auf Klopstocken warf sie einen Blick voll Mitleiden; alle applaudirten u. ich machte Klopstocken ein Schnipschen: apprenez cher poëte, sagte ich zu ihm, à mieux juger les nations & à faire le

complaisant vis à vis le sexe. O das dachte ich wol, war seine ganze Replik u. er blieb hartnäckig nach wie vor.

Nach einiger Zeit gieng's nun nach Rastatt, Klopstock logirte au rez de chaussée linker Hand wenn man aufm innwendigen grosen Schloßplatz steht, nahe bey ihm Hr. von Edelsheim die Hofdamen u. vornen hinaus andre Cavaliere. Ueber ihm gnädigste Herrschaften u. meine Wenigkeit. Der gnädigste Fürst besuchte ihn jeden Morgen, Freund Dichter durfte in der Schlafmütze u. im Schlafrock bleiben, er trieb's so weit, dß er mit einem Fuß sich auf den Sitz des Sessels stützte u. mit dem Leib auf die Lehne, der Fürst ließ es geschehen, unterhielt sich immer lange u. liebreich mit ihm u. gieng dann weiter; so kamen auch andre Damen, Cavaliere, ich zu ihm, er war ganz ungenirt u. niemand muthete ihm was andres zu. Es sah in seinem Zimmer immer sehr unordentlich aus, alles lag unter u. durch einander, nur in ein paar Bogen von Goldpapier hatte er seine handschriftl. Sächelchen eingewickelt, sowie etwa unsre Mägde ihren Hanf in einem Kunkelbrief verwahren; wir lachten oft darüber; ich habe meine eigne Ordnung, war seine Antwort u. so rauchte er sein Pfeifchen ruhig fort, er selbst sahe gar nicht zum Küssen aus. Nach einiger Zeit wollte ihm keine Magd mehr das Bette machen oder die Stube kehren; das ist ein Salopp, hieß es, es stinkt bei ihm daß man nicht bleiben kann u. sein Bette ist voller Unflat; ich glaube gar, sagten die Dirnen — er — — —. Dies war's aber nicht, er hatte die Marotte sich die Fußsohlen mit einer Salbe zu schmieren, von deren stärkenden warmhaltenden u. über alles gehenden Kraft er bis zum Ekel umständlich sein konnte u. wenn man ihm das Kapitel der Reinlichkeit entgegen setzte, um ihn davon abzubringen, so konnte er sich nicht genug wundern wie man ihm nur so was proponiren könnte, da sein Verfahren so von erprobten Nutzen für die Gesundheit sey. O le saloppe, dachte ich oft u. aus diesem échantillon schließe man auf's übrige.

Klopstock, Münzesheim u. ich hatten uns einmal vorgenommen, nach der Tafel zu Fuß nach der Favorite, eine halbe Stunde von Rastatt, zu gehen, weil ersterer dies niedliche Schloß noch nicht gesehen hatte. Mitten aufm Wege führt ein Fußpfad, wodurch man sich den Weg verkürzt, vollends dahin; wir wandelten denselben u. kamen an einen Graben, über den sonst Bretter gelegt waren, die aber jetzt fehlten; hinüber konnten wir wegen gegenüberstehendem dickem Gesträuche nicht setzen, wir giengen also weiter am Graben hin, der zwar nun freyer, aber immer weiter wurde, wo er am weitesten war, wollte M. wegen einem nahe gelegenen Hügel, von dem man einen Anlauf nehmen konnte, hinüberspringen u. wir sollten ihm folgen. Wir springen Ihnen nach, sagte K., springen Sie voran; ich will sie bei der Hand fassen, sagte M., wenn ich drüben bin, n'eu faisons rien, sagte ich,

détournons-nous & passons le pont. Ey warum das, sagte K. parce que nous risquons war meine Antwort, & nous nous donnerons un ridicule si tant en est que nous échapperons sans nous casser une jambe ou la cuisse. Ach man muß nicht so furchtsam sein, springen Sie immer voran, Hr. v. M.

Ich nahm Rücksicht auf den Hof, auf unser Alter, unsern Character u. die Vorwürfe die wir zu gewarten hätten u. uns selbst machen müßten, wenn es unglücklich ablaufen solte. Alles vergebens, M. ein erprobter guter Springer sprang zu, kam glücklich ans entgegengesetzte Ufer, das abhängig glatt u. voller Schlamm war, verwickelte sich mit dem einen Fuß in den Schlamm, sank bis über die Knie hinein, hatte alle Mühe u. alle Adresse nöthig um sich zu erhalten, daß er nicht noch tiefer sank, wand sich endlich heraus tout grotteux u. seine weiße seidne Strümpfe u. seine zierlichen Beinkleider waren nicht nur etwa couleur de boue, sondern boue toute pure — So giengen nun wir andre über die Brücke, die man uns vor die Nase hingepflanzt hatte, kamen nach der Favorite, besahen die schönen Zimmer, wo es weil der Ort selbst im Sumpf liegt u. die Vorläden selten geöfnet werden, feucht war u. mir für unsern M. nicht wenig bange zu werden anfieng; wir eilten nun nach Hause, K. hatte noch immer recht, der Abend brach ein u. um nicht das Spektakel der Stadt u. des Hofes zu werden, mußten wir außer der Stadt verweilen, bis die dickfinstere Nacht eingebrochen war u. wir unter ihrer Hülle unbemerkt nach Hause schleichen u. M. sich umkleiden konnte. Ich mache hier keine weitere Anmerkungen, sie geben sich wol von selbst.

An einem Morgen u. schon gegen Mittag kam Gluck u. seine Familie durch Rastatt, an die Tafel konnte man sie nicht ziehen, es ward also eine Tafel für sie in der Post dem Schlosse gegenüber veranstaltet u. einige von uns sollten ihnen Gesellschaft leisten, es waren Hr. v. Edelsheim, Hr. v. Münzesheim, Klopstock u. ich. Bey der Tafel gab Mlle Gluck ihr portrait en mignature in Paris sehr schön u. sehr ähnlich gemacht herum, als es an Klopstock kam, sagte er: Das behalte ich; lassen sie es wenigstens auch den Hrn. Ring sehen, sagte das holde Mädchen — u. wenn wir nun alle sagten: das behalte ich — so wäre es mein, erwiederte ich — u. mein, sagte E — u. mein, sagte M. u. so blieb's in meinen Händen, als eilend jemand vom Hofe kam uns zum Caffee u. zur gnäd. Herrschaft hinüber zu holen; plötzlich verließen wir alle die Tafel; E. gab der Madame, M. der Mademoiselle die Hand, Gluck in unsrer Mitte gieng zwischen mir u. Klopstock die Treppe hinunter, hier gab ich das Portrait zurück, bey so vielen Prätendenten, sagte ich, hätte ich den wenigsten Anspruch darauf zu machen, weil ich der allein Verheurathete sey — aber sie sind mein erster u. ältester hiesiger Freund,

ſagte das verbindliche Mädchen; ſie hätten es behalten u. hernach um keine jalousie zu machen, mir geben ſollen, ſagte E. oder mir, ſagte M. Dieſen allen nicht, ſagte K., ſondern mir — zum Andenken. Alle lachten u. ſo waren wir bey Hofe. Abends ſpät verließen ihn dieſe Fremden, wollten nicht zu Nacht eſſen, ſond. weiter reiſen. Da die Cour auseinander u. wir zu unſrer Marſchallstafel hinunter giengen, ſagte M. heimlich zu mir: allons voir encore un moment nos étrangers, ſie waren im Begrif in die Kutſche zu ſteigen, freuten ſich ſehr uns noch einmal zu ſehen u. verabſchiedeten ſich aufs freundſchaftliche. Kaum waren ſie weg, ſo ſagte M. zu mir: prenons une chaise & courons la poste après eux, cela fera encore une scène assez piquante. Mir war's nicht ſo, ich gieng noch ein wenig zur Tafel, M. aber sub fide silentii, das er mir abgenommen hatte, in ſein Zimmer, hier ſtiefelte er ſich, ſetzte ſich auf ſeinen Gaul, holte ſie hinter Etlingen noch ein, ritt an die Kutſche u. foderte ihnen mit lautem Lachen die Börſen ab. vous êtes bien aimable, ſagte das Mädchen, voici mon portrait, je vous le donne pour vous faire souvenir de moi, saluez tous nos amis. Den andern Morgen brachte er mir's im Triumph aufs Zimmer u. oft u. viel haben wir noch nachher darüber geſtritten, wem es von rechtswegen gehöre u. Entwürfe gemacht es mit Gewalt oder Liſt zu enleviren, allein der in deſſen Händen das Palladium nun einmal war, behielt es malgré toutes nos protestations, contestations & projets.

Während unſerm Raſtatter Aufenthalt erhielt ich eines Tages ein Schreiben aus München von meinem alten Schüler u. Freund dem Hrn. Lt. v. Birkel, Legationsſecretaire beim franzöſ. Geſandten Chevalier de Folard, darinn er mir im Nahmen ſeines Principalen meldete, wie daß der Churfürſt ein Verlangen bezeugt habe ſich Klopſtocks Meſſiade vorleſen zu laſſen u. man glaube daß da Klopſtock bey uns ſey, ein Exemplar der Quartausgabe, die man in keinem Buchladen habe, leicht bey nns zu haben ſeyn dürfte, auf dieſen Fall ſollte ich ſogleich eins abſchicken. Der Markgraf kam dazu, als ich in den Zimmern unſrer jungen Prinzen, die ſich ankleiden ließen, den Brief laſe, ich zeigte ihm denſelben vor, er laß ihn mit Vergnügen, gab mir ihn wieder u. ſagte: Wiſſen Sie was (nie hat mich dieſer gute Fürſt Er genannt u. als mich einmal in Stuttgardt der Herzog per Er anredete, antwortete ich franzöſiſch, er merkte es bald & changea de ton) ſchreiben Sie ſogleich an den Bibliothekaire Molter nach Carlsruhe; er ſolle Ihnen auf meine ordre ſogleich von den 3 Exemplaren der Meſſiaden in 4. die drüben ſind, das am beſten erhaltene u. am niedlichſten gebundne herüber ſchicken, packen Sie es ein u. laſſen's an ihren Freund abgehen; ſchreiben Sie ihm dabey, daß auch bey uns in den Buchläden ſich keine vorfänden u. ich mir ein Vergnügen daraus mache dem Churfürſten mit einem das ich über-

flüssig hätte, aufzuwarten u. ihm dadurch meine Achtung zu erproben. Der chev. Folard wird dies schon gehörig zu wenden u. vorzutragen wissen. Von mir gieng der Markgraf zu Klopstocken hinunter u. meldete ihm dieß alles; als wir vor der Tafel in dem fürstl. Zimmer beysammen standen, kam der Markgraf auf Klopstocken u. mich zugegangen, sprach mit uns von eben dieser Sache u. sagte mir, daß Klopstock geäußert habe: er wünsche selbst diese Commission zu besorgen u. wolle von Hamburg aus, wohin er zu schreiben gedenke, ein Exemplar nach München abgehen lassen; ich lächelte u. machte die Bemerkung; daß periculum in mora seyn dürfte, daß man katholischen Höfen sich mit der Passion blos in der FastenZeit abgebe, in der wir seyen u. die stark gegen dem Ende eile; nach Verlauf dieser Zeit habe man in München vor lauter Osterfreuden keinen Sinn mehr für so ernste Betrachtungen. Der Markgraf saisirte dieß, ihre Bemerkung ist treffend u. da wir doch gerne auf Verstand u. Herz des guten Fürsten bey dieser so schicklichen Zeit was sich von unsrer Seite thun läßt wirken wenigstens durch unsre Schuld nicht hinderlich fallen sollen, so dächte ich, sagte er zu Klopstocken, Sie ließen den Hrn. Ring machen u. mein Exemplar abgehen — Sie können ja ein Schreiben beylegen. Doch überlegen Sie es mit einander, mir soll alles recht seyn, wenn nur die gelegene Zeit nicht versäumt wird, denn noch einmal mß ichs sagen, der Gedanke des Hrn. Ring hat mich frappirt. Sage mir einmal einer, wo hier das edle grose Herz sich zeigte, u. ob je ein Fürst dachte wie dieser u. handelte wie dieser? Ueber der Mittagstafel sagte Klopstock, der neben mir saß, ich habe es hin u. her überlegt, es wird doch allemal schicklicher sein, wenn ich unmittelbar von Hamburg aus das Buch abschicke, seyen Sie so gütig u. geben mir ihres Freundes Addresse. Ich merkte, wo der hartnäckige u. nicht Ehre- sondern geldgeizige — denn dieß ist er in ziemlichem Grade — hinauswolte, très-volontiers, war meine Antwort, ich gab sie ihm nach Tische, er schrieb u. ich nicht u. des Markgrafen Exemplar blieb in Karlsruhe.

Lange nachdem Klopstock von uns weg war, erhielt ich Nachricht, dß über Hamburg ein Exemplar angelangt sey, dß der gute Legationssecretäre 4 fl. etl. 30 kr.*) Porto dafür bezahlen müssen u. er dies Geld gerne in die Schanzen

*) Der Wahrheit die Ehre: Birkel hat nur 2 fl. 12 kr. eingebüßt, nach seinem Briefe vom 10. Mai 1775, worin er das Eintreffen der fünfzehn ersten Gesänge — es handelt sich natürlich um die schöne Kopenhagener Quartausgabe — meldet. Am 17. Juni schreibt er von der Medaille „für den unsterblichen Verfasser der mit größtem Beyfall aufgenommenen Messiade". Vorher hatte sich der Kurfürst an den bekannten Baseler Künstler Mechel um eine Prachtausgabe gewendet, dieser dann an Ring geschrieben. Mechel staunt, wie damals alle, über das Verschwinden des chantre du Messie. Rings eitle Notizen über die ihm angebotenen Ehren schmelzen dahin zusammen, daß er selbst in München nach einer „politischen und gelehrten Agentie" angelte und noch den schönen,

ſchlagen wollte, wenn ihm Hr. Klopſtock nur auch etwas von ſeinen Schriften, etwa ſeine Oden oder ſonſt was zum Andenken beygelegt hätte oder noch durch mich zukommen laſſen wollte; der Churfürſt ſeye übrigens über das obligeante Verfahren des Markgrafen, das ich dem Sekretaire in meiner Antwort gemeldet u. man ihm berichtet hatte, äuſerſt gerührt geweſen u. ihm ſeye aufgegeben, mir dies zu überſchreiben mit hinzugeſetzter Verſicherung, daß man jede Gelegenheit mit Freuden ergreifen würde, ſich gegengefällig zu erzeigen; auch für mich ſtand viel verbindliches in dem Briefe, man ließ mir den Rathstitul, den Adel u. eine Agentenſtelle anbieten, wenn mir damit gedient ſein könnte. Ich ſchrieb das erſtere Klopſtocken nach Hamburg, point de réponse, point de livre pour le sécrétaire, point de remboursement. Nach einiger Zeit kam ein zweites Schreiben vom Legationsſecretaire an mich mit einer beygeſchloßnen goldnen Medaille etwa 12 Ducaten ſchwer — u. da hatte nun ich porto zu bezahlen — es ward mir aufgetragen, dieſe Medaille im Nahmen des Churfürſten Klopſtocken zu übergeben; ich ſprach davon mit Edelsheim. oh! pour le coup, war ſ. Antwort, vous la garderez, car je suis sûr qu'il ne l'acceptera pas. Oh pour le coup, erwiederte ich, je ne suis que trop sûr qu'il l'acceptera. Nun ſo ſchreiben Sie's ihm, ſagte Edelsheim; ich ſchrieb, fragte an: wenn ich die Medaille remittiren oder wie ich ſie ihm übermachen ſollte, erinnerte nochmals an die beſcheidene Bitte des Legationsſecretaires u. wie es um ſo mehr nun billig ſey, ihn in etwas ſchadlos zu halten, point de réponse, point de présent ni remerciment pour le Sécrétaire. Nach einer ziemlichen Zeit kamen ein paar magere Zeilen an Prof. Böckmann, daß wir ihm ein paar zurückgelaſſene Kleinigkeiten, ein Tiſchgen & pareilles meubles verkaufen, das Geld dafür zuſchicken, mir die Medaille abfodern laſſen u. ſie dem aus'm Verkauf gelöſten Gelde beyſchließen ſolte; Böckmann ließ ſie durch ſeine Magd abholen, ich gab ſie hin u. bis auf dieſe Stunde habe ich weder recepisse in Form noch eine Zeile dafür, daß ſie angekommen ſey u. er mir für gehabte Mühwaltung danke, Böckmann ſagt: ich auch nicht. Das laß mir einen Uneigennützigen Mann, einen Mann ſeyn, der zu leben weiß, Edelsheim ſchämte ſich u. ich ſchwieg.

Nach langer Zeit erhielt ich von Freund Riedel aus Wien ein Briefchen voll Beſtürzung: Mademoiſelle Gluck ſey an den Blattern geſtorben, Chev. Gluck u. ſeine Frau ſeyen über dieſen Fall untröſtlich u. hätten ihn erſucht, mir ihn zu berichten nebſt Bitte, gnädigſten Herrſchaften, die für die Verſtorbene ſo viele Liebe gezeigt hätten, u. gewis an ihrem gerechten Schmerz

für uns Literarhiſtoriker ſehr lockenden Titel „Litteraturrath" anſtrebte — worauf Birkel antwortet: am einfachſten laſſe ſich der „churfürſtliche Rath" für etwa hundert Gulden erwerben. In München ſchimpft man noch im März 1776 auf Klopſtock, den grossier.

Antheil nehmen würden, dieſe traurige Nouvelle zu hinterbringen. Dem Briefchen war ein kleines offenes billet an Klopſtock auch von Riedeln beygeſchloſſen, das ihm eben dies verkündigte, u. man bat mich es Klopſtocken bald möglichſt zukommen zu machen. Ich ſchrieb alſo zum dritten Mal, mahlte ihm kurz unſre Beſtürzung, berief mich auf den Innhalt meiner vorhergegangenen Briefe, bat um ein Lebenszeichen u. ein Wort, daß er die Medaille erhalten habe, point de réponse sur tout cela. Edelsheim wurde endlich auch wild und drehte ſich aufm Abſatz herum; in der Folge ward es zum Motto: ſo oft ich bei ihm ſpeiſte, turlupinirte er mich u. fragte: point de reponse encore de Klopstock? u. der refrein war: point de reponse encore. Eines Tages, es war zu Ende Auguſts, ſpeißte ich wieder einmal bey ihm u. die gewöhnliche Frage ergieng u. die gewöhnl. Antwort erfolgte; mit einem male winkte er ſeinem hinter ihm ſtehenden Kammerdiener, dem er was in's Ohr ſagte, dieſer gieng u. brachte auf einem Teller einen Brief; portez cela à Mr. Ring, ſagte er zu ihm — u. zu mir, als er ihn brachte: lisez cela. Ich laß und ſtaunte, es war ein Brief von Klopſtock an den Hrn. von E. Auf der erſten Seite beklagte er ſich, daß es eine große Hitze ſey, auf der andern hieß es, daß man in vielen Jahren in Hamburg nicht ſo unerträglich warm gehabt habe u. auf der dritten beſtätigte er das Geſagte. Qu'en pensez-vous, fragte mich Hr. v. E. Je pense que si Mr. Klopstock n'a rien de plus intéressant à marquer à un Ministre, je pourrai me passer en mon particulier de sa correspondance et je m'en passe et je l'en dispense pour toujours. Der Miniſter lachte aus vollem Halſe, ich lachte mit u. es ward beſchloſſen, die Sache auf ſich ſelbſt beruhen zu laſſen; c'est pour vous consoler, ſetzte er noch hinzu, que je vous ai communiqué la lettre, voulez-vous en prendre copie? Dieu m'en garde si je veux savoir quel tems il fait, je consulte le thermométre ou bien mon Almanac.

Endlich erſchien an einem Morgen Klopſtocks Bruder, der 10 Jahre lang Däniſcher Geſandtſchaftsſecretaire in Madrit geweſen war; vor der Tafel wurde er dem Fürſten vorgeſtellt; der Dichter war unterm Vorwand einer Unpäßlichkeit u. genommner Arzney aufm Zimmer geblieben; als es zur Tafel gieng, kam der Obermarſchall zu mir u. ſagte: Nehmen Sie den fremden Herrn zu ſich u. ſorgen für ihn, daß ihm nichts abgehe; ich verſprachs, nahm ihn bei der Hand u. wir giengen zur Tafel; man ſetzte ihn oben an, er hatte den Oberſchenk zur rechten, mich zur linken, man bediente ihn mit vieler Aufmerkſamkeit; bei den Geſprächen, die fielen, war er's nicht, der am meiſten redete, ſeine Antworten auf an ihn gethanene Fragen waren kurz, beſcheiden u. etwas ſchüchtern c'est qu'il étoit neuf, niemand nahm's ihm übel. Nach aufgehobener Tafel giengen wir mit den Herrſchaften in die

Zimmer, wo Caffee getrunken wurde, ich stand mit Klopstock u. einigen andern beim Ofen, bis man kommen u. uns Caffee präsentiren würde. Der Markgraf stand in eben dem Zimmer gegen den Fenstern zu, hatte seine Tasse Caffee in der Hand u. sprach mit seinem Herrn Bruder; im Nu fiels Klopstocken ein gegen dem Fenster zu gehen, er gieng zwischen den beiden Fürsten durch und sie traten aus einander ihm Raum zu geben, alles lachte, daß ein 10jähriger Gesandtschaftssekretaire nicht mehr Lebensart haben und nicht wissen solte, daß man hinter solchen Personen herum u. nicht mitten durch sie hin gehe — voilà ce que c'est que ces savans, sagten ein paar Cavaliere; mais cela est indigne, sagten andre, mais en conscience Mr. Ring, sagten wieder andre, c'est à vous de morigerer cet espagnol allemand & allemand espagnol, cela crie vengeance. Geduld, meine Herren, erwiederte ich, prenons courage, ce n'est pas la dernière sottise qu'il fera. Ich hatte zu thun u. verließ bald darauf die Versammlung; abends gegen 7 Uhr war assemblée u. Spiel; ich erschien u. fand Klopstocken schon vor, ich unterhielte mich mit ihm u. einigen andern, bis es zur Tafel gieng, nahm ihn wieder mit mir u. wir setzten uns wie Mittags. Um den Discours nicht ausgehen zu lassen, brachte ich allerhand von Spanien aufs Tapet, unter andern ob es noch immer Mode sey vor den Fenstern der Schönen en bon & féal chevalier zu seufzen und durch Serenaden ihnen seine Liebeserklärungen zu machen? Ach wol ja, war die Antwort. Münzesheimen fiel es ein von Spanischen guten Weinen zu sprechen. Ich habe, sagte Kl., zwo Bouteillen genuinen Spanischen Wein bey mir, der was außerordentliches ist, ich werde einmal die Ehre haben mit einer derselben den Herren aufzuwarten. Das war einmal ein Wort das wir nicht auf die Erde fallen lassen wolten — u. nun hieß es, die Herrschaften seyen von der Tafel aufgestanden, wir giengen hinauf, blieben stehen, bis sie sich retirirten. Münzesheim u. ich begleiteten Klopstocken auf seines Bruders Zimmer; wir fanden da den Dr. Leuchsenring, Klopstock der Dichter schmauchte sein Pfeifchen u. trank ein Schälchen Thee mit dem Gelbte vom Ey; wir wollten gehen; ey bleiben sie doch noch ein Stündchen, ich bin nicht schläfrig — im Augenblick war der Spanische Wein wieder aufm Tapet. Der Secr. wolte ihn holen lassen, Münz. savourirte ihn schon in Gedanken, es regnete abscheulich — u. doch solte der Wein im Posthause geholt werden; ich allein protestirte; es ist schon spät, sowas muß beim nüchtern Magen genossen werden, cela fera un excellent dejeuner — à demain donc, Messieurs u. diesmal siegte ich; nun kamen die Brüder hinter einander, du sitzest immer dahinten beim warmen Ofen, sagte der Secretaire; das trücknet die Säfte; es trücknet sie nicht, sagte der Dichter, u. du siehst ja daß ich Thee trinke um anzufeuchten. Aber warum stehen die Fenster offen, da du ein Fieber zu haben glaubst — Das hat seine

gute Urſachen; ich liebe die friſche Luft — aber bey ſo ſpäter Nacht — es war gegen 12 Uhr u. bey dem heftigen Regen — Das Plätſchern auf den Steinen und in den Rinnen iſt angenehm — Aber du haſt da eine wunderliche Gewohnheit mit dem Pflaſter auf den Fußſolen, das riecht übel. Daß ich nicht wüßte, es riecht gut. L. nahm des Dichters Parthie — Aber man gewöhnt ſich an ſowas u. kann ſichs nicht mehr entwöhnen — Das will ich auch nicht, es wärmt die Füße u. hält den ganzen Leib warm u. in der transpiration — wie aber wenn man einmal das Pflaſter nicht hat oder glaubt es entbehren zu können, ſo iſt man sensible u. holt leicht einen rhumatisme. Bruder, ich bin der Aeltere u. du wirſt mich nicht hofmeiſtern wollen — u. ſo gieng's immer fort, wir lachten uns halb närriſch; Klopſtock ward überaus launigt u. wir durften nicht weg, es ſchlug 1 Uhr. Zeit hat Ehre, ſagte ich, couchons nous — es regnete immer fort; ich ließ meinen Bedienten auf meinem Zimmer meinen surtout u. einen parapluye holen, er mußte eine Laterne auftreiben u. ſo ſchoppelten wir endlich um halb zwey Uhr den Secr. fort in's Poſthaus. Münz. gieng mit mir auf mein Zimmer, bis der Kerl wieder käme, um da er über ein paar Höfe im Schloß gehen mußte, ſich gleicher equipage zu bedienen, wir ſchwatzten bis nach zwey Uhr, u. verabredeten's, wenn morgen der Span. Wein zum Frühſtück erſchiene, daß M. mich ganz gewis ſelbſt abholen wolle; bonne nuit — Am andern Morgen wollte ich früh bey den jungen Prinzen ſeyn, der eine war etwas unpaß u. ſolte einnehmen. Da gab's nun was zuzuſprechen; ſchon bey einer Stunde lang ſaß ich vorm Bette des Prinzen; es kam niemand, es ſchlug 8, halb 9, 9 Uhr, es kam niemand; endlich pochte jemand am Vorzimmer, der Kammerlaquay gieng hinaus, es war M., der mich ſprechen wollte, ich kam u. hörte, Kl. u. ſein Bruder ſeyen ſchon um 7 Uhr weggefahren u. noch nicht zurück. Für heute wird alſo ſchon nichts daraus, war meine Antwort. Gegen 1 Uhr gieng ich aufs billardzimmer, wo die Cavaliere vor der Tafel ſich zu verſammlen pflegten. M. ſagte mir, die beyden Brüder ſeyen noch nicht zurück u. in Kl. Zimmer alle Goldpapiere u. ſ. w. verſchwunden, in der Poſt ſey auch nichts zurück. Ade! du guter Wein, ſagte ich; Bald darauf kam der Markgraf und kaum erblickte er mich, als er auf mich zugieng und mich ängſtlich fragte: Wiſſen Sie nichts von Kl. u. wo er hin iſt? Nichts, Ihro Durchl., als daß er weggefahren iſt, ich lächelte. Warum lächeln Sie? Ihro Durchl. wiſſen wol den Spuk ſchon, der uns begegnet iſt; wir verdienen ein wenig ausgelacht zu werden u. ich vornemlich; ich erzählte die Frühſtücksgeſchichte. Der Markgr. fragte nun andre und kam bald mit einer wahren beſorgten Mine o! des guten edlen Fürſten! wieder zu mir: Aber ſagen Sie mir, iſt Kl. vielleicht etwas unangenehmes begegnet, iſt jemand etwa grob gegen ihn geweſen? Das ich nicht wüßte, Ihro Durchl.,

wir waren in langer Zeit nicht frölicher u. aufgeräumter als in der verflossnen Nacht und Kl. etalirte alle seine Laune; zehnmal wolte ich aufbrechen u. er bat, daß wir doch noch bleiben möchten, es sey ihm so wol dabei. Der Markgraf gieng betreten weg; man bließ zur Tafel, die Kl. erschienen nicht, es ward Abend, sie erschienen nicht, die Nacht vergieng, sie kamen nicht. Am andern Tag hörte man: sie seyen in Carlsruhe gewesen. Dies vermutheten wir auch alle. Man schrieb nun nach Carlsruhe u. es kam Nachricht, daß sie an Kl. Quartier angefahren, ausgestiegen, sich kurz verweilet, einige Sachen mit in die Chaise genommen u. wieder fortgefahren seyen, ohne gegen jemand was zu äußern. Böckmann habe sie bis an die Chaise begleitet und nicht anders geglaubt, als daß sie nach Rastatt zurückführen. So vergiengen 14 Tage, binnen welchen man anderswoher erfuhr, daß sie durch Frankfurt gekommen seyen. In der dritten Woche kam endlich ein kleines Briefchen des Dichters, worin er ganz kurz sagte: Er habe sich bereden lassen mit seinem Bruder nach Hamburg zurückzugehen, u. Abschied zu nehmen würde ihm viel zu empfindlich gewesen seyn. So haben wir Klopstocken gehabt u. so haben wir ihn verloren. Seine Empfindlichkeit muß gros seyn, denn vor lauter Gefühl für den Fürsten, das Land, seinen Hof u. uns alle schweigt seine Muse noch immer u. die Ode: Badens Fürst od. Carlsruhe muß einst schön werden, wenn der gute rothe Oberländer Markgräfler Wein, den ihm der Fürst statt Besoldungswein zapfen ließ, einmal recht wirken wird. Ein komischepisches Gedicht gäb's auch, wenn jemand den Stoff bearbeiten wolte. So sind die vermaledeyten Gelehrten alle, schrieen ein paar rohe Cavaliere mir oft zu. So sind die Gelehrten nicht alle schrie ich wieder entgegen, Klopstock ist durchaus Ausnahme von der Regul: er ist Genie."

Und nachträglich am Rande: „Im September 1786 giengen der Markgr. Erbpr., Prinz Louis u. Hr. v. Edelsheim von Pyrmont aus, wo die Frau Erbprinzessin Hochfl. Durchl. nach den Wochen das Bad gebraucht hatten, ein wenig nach Hamburg, sprachen Klopstocken, der etwas übel aussah, weil er kurz zuvor unpaß gewesen zu seyn vorgab, zweimal, er erzählte ihnen ein paar Hamburger Booksbeutelanekdoten, u. so giengen sie weiter."

So unser wortreicher Berichterstatter, der auch sonst in seinen Aufzeichnungen auf die Sache eingeht. Der Absatz eines garveschen Briefes (an Weiße) bewegt ihn zu dem Ausrufe: „Der gute Klopstock! seine Messiade in Ehren gehalten, war er eben der Mann gar nicht, experto credite Ruperto, der sich je außer seiner Sphäre hätte zeigen sollen, denn da ruhete nur Verachtung auf ihm und Lebensart hatte er weniger als ein Schuhknecht; er und sein Hr. Bruder, der 10 Jahre Dänischer Gesandtschaft Sécrétaire in Madrid gewesen war und undankbar im höchsten Grad war er gegen jedermann hohe u. niedrige, wovon ich ganze Bögen füllen könnte; tecum habita hätte

er sich sollen gesagt seyn lassen — ut noris quam sit tibi curta supellex. Dies that er nicht u. prostituirte sich wo er hinkam catapodialiter u. reflexive wie jener sagte." Und ein anderesmal nennt er gelegentlich eines Aufsatzes „Etwas Niederschlagendes für die Gallomanen" (Deutsches Museum Februar 1778) die berühmte Zuschrift zur Hermannschlacht den „Einfall eines in Hamburg in einem 4 schuh langen und breiten Zimmer tabackschmauchenden Stubengelehrten". Auf die „Gelehrtenrepublik" reimt er das Gespräch:

„Klopstocks Gelehrten Republik
Gefällt dir nicht? Ey, Freund warum?
Warum? Der Plan, das ganze Ding ist dumm —
Dumm! desto besser, denn was dumm ist, macht in aller Welt sein Glück.
Mag seyn — die Republik des Diogen
Ist in dem Plan und ist von allen Seiten so schön;
Doch kann sie leider nicht bestehn,
Wie wirds erst Klopstocks gehn?
Sie wird bestehn; —
Das wirst du sehn.
Zu Deutschlands Ruhm? Dieß hoff' ich solle nicht geschehn,
Geschieht es aber doch, so lächl ich und mit mir gewiß auch Diogen."

Ein preisendes Epigramm Gleims auf Klopstocks Schweigen über Friedrich II. (im voßschen Almanach 1784) wehrt er ganz widersinnig ab: „Nota. Wer Klopstocken näher kennt, wird sich darüber nicht wundern; denn er kann Gnade und Wolthaten und Pensionen und Freundschaften und freundschaftl. Verwendungen u. was man will genießen und bleibt doch kalt, weil er nur nehmen, nicht wiedergeben kann."

Ring, der Wielandianer — das löst vieles — war übrigens den Klopstock, Stolberg und auch dem später im Mesmerismus aufgehenden Böckmann persönlich ebenso zuwider, als sie ihm.

Dank sei ihm aber schließlich von Seiten der deutschen Philologie für seine treuen, obgleich vielleicht etwas von der Mode getriebenen Bemühungen, in einer Zeit, wo Gesammtausgaben der klopstockschen Oden, auch das Darmstädter Andachtsbuch für wenige Erlesene noch fehlten, sich Copien als heimlichen Schatz anzusammeln. Dieselben sind theilweise recht wichtig, ich werde sie danach verwerthen, wenn auch trotz meinen Vorarbeiten leider nicht für die von einem Anderen vorbereitete kritische Ausgabe, der ich von Herzen ein gutes Gelingen wünsche, und bedaure nur, daß Herder bei seinem Besuche in Karlsruhe die Hälfte der damals wie Kleinode gehüteten und vorgewiesenen Gedichte dem Besitzer — auf Nimmerwiedersehen ausgeführt hat.

Zur Wiedereinführung von Wuchergesetzen.

Von P. Dehn.

Wie von verschiedenen Seiten verlautet, denkt man in Berliner Regierungskreisen an die Wiedereinführung von Wuchergesetzen und ist mit entsprechenden Erhebungen darüber und Entwürfen dazu bereits beschäftigt. Ohne auf eine principielle Erörterung dieser schwierigen Gesetzgebungsmaterie weiter einzugehen, wollen wir, zumal die Absicht der Regierung mit neuerdings mehrfach laut gewordenen Parteiwünschen zusammenfällt, an dieser Stelle nur Anlaß nehmen, zur Orientirung auf diesem Gebiete einen Blick auf den gegenwärtigen Stand der einschlägigen Gesetzgebung im Deutschen Reiche und in dessen Nachbarschaft zu richten.

Bekanntlich sind im Deutschen Reiche durch das später zum Reichsgesetz erhobene Bundesgesetz vom 14. November 1867, betreffend die vertragsmäßigen Zinsen, die Wucherstrafen aufgehoben worden. Es lautet dieses Gesetz in seinem ersten und wichtigsten Artikel: „Die Höhe der Zinsen, sowie die Höhe und die Art der Vergütung der Darlehne und für andere kreditirte Forderungen, ferner Conventionalstrafen, welche für die unterlassene Zahlung eines Darlehens oder einer sonst kreditirten Forderung zu leisten sind, unterliegen der freien Vereinbarung. Die entgegenstehenden privatrechtlichen oder strafrechtlichen Bestimmungen werden aufgehoben." Eine Reihe von anderen Staaten war mit der Aufhebung ihrer Wuchergesetze dem Deutschen Reiche vorangegangen, so Großbrittannien 1854, Holland 1857, Spanien 1856, Belgien 1865 und um dieselbe Zeit die Schweiz, wo seitdem überall unbeschränkte Zinsfreiheit herrscht. In Italien ist die Zinstaxe zwar beseitigt, doch müssen in Civilsachen bei Strafe der Nichtigkeit die Zinsen schriftlich festgestellt sein. Nur in Frankreich und Oesterreich-Ungarn hat man an Wuchergesetzen festgehalten und zwar in Frankreich, wie gleich ersichtlich werden wird, an ziemlich strengen, in Oesterreich-Ungarn dagegen an milderen und nur für bestimmte Bezirke geltenden Strafbestimmungen.

Obschon das Gesetz vom 14. November 1867, welches zunächst in den Staaten des Norddeutschen Bundes die Wucherstrafen aufhob, wie schon bemerkt, zum Reichsgesetz erhoben wurde, so hat es doch nach einem neueren Erkenntniß des Reichsoberhandelsgerichts (vom 7. September 1878) nicht in allen Theilen des Reiches Gültigkeit erlangt, nämlich nicht in Elsaß-Lothringen. Im neuen Reichslande ist bekanntlich nach längerem Irrlichteliren von der Regierung der Grundsatz aufgestellt worden, daß alle französischen Gesetze, welche bis zur Occupation bezw. Annexion des Landes Geltung erlangt hatten, insofern sie nicht ausdrücklich aufgehoben oder — was beiläufig zu vielen

Mißständen insbesondere auch in der Rechtsprechung geführt hat — mit späteren Gesetzen unvereinbar sind, als in Kraft geblieben betrachtet werden sollen. Nun hatte der Gesetzgeber für Elsaß-Lothringen durch das Einführungsgesetz zum deutschen Handelsgesetzbuche vom 19. Juni 1872 zwar für Handelssachen die freie Vereinbarung über Zinsen gestattet, indessen bei der Einführung des Reichsstrafgesetzbuches in Elsaß-Lothringen, sei es, weil er es für überflüssig oder selbstverständlich hielt, sei es, weil er es übersah, die für Elsaß-Lothringen noch als in Geltung betrachteten französischen Gesetze über Zinsbeschränkungen nicht ausdrücklich aufgehoben. Dieselben beschränken sich auf den Gewohnheitswucher, sind nicht im Code pénal, sondern in zwei Specialgesetzen vom 3. September 1807 und 19. December 1850 enthalten und haben folgenden Wortlaut:

Loi du 3 septembre 1807 sur le taux et l'intérêt de l'argent.

Art. 1. L'intérêt conventionnel ne pourra excéder, en matière civile, cinq pour cent (ni en matière de commerce, six pour cent) le tout sans retenue.

2. L'intérêt légal sera, en matière civile, de cinq pour cent (et en matière de commerce, de six pour cent) sans retenue.

An Stelle von Artikel 3 und 4 des Gesetzes vom 3. September 1807 ist das Gesetz vom 19. December 1850 getreten.

Loi des 15 juin, 1er juillet, 19—27 décembre 1850 relative au delit d'usure.

Les articles 3 et 4 de la loi du 3 septembre 1807 sont modifiés ainsi qu'il suit:

Art. 1. Lorsque dans une instance civile (ou commerciale) il sera prouvé que le prêt conventionnel a été fait à un taux supérieur à celui fixé par la loi, les perceptions excessives seront imputées de plein droit, aux époques où elles auront eu lieu, sur les intérêts légaux alors échus, et subsidiairement sur le capitale de la créance. Si la créance est éteinte en capital et intérêts, le prêteur sera condamné à la restitution des sommes indûment perçues, avec intérêt du jour où elles lui auront été payées. — (Tout jugement civil ou commercial constatant un fait de cette nature sera transmis par le greffier au ministère public dans le delai d'un mois, sous peine d'une amende qui ne pourra être moindre de 16 fr. ni excédé 100 fr.)

2. Le delit d'habitude d'usure sera puni d'une amende qui pourra s'élever à la moitié des capitaux prêtés à usure, et d'un emprisonnement de six jours à six mois.

3. En cas de nouveau délit d'usure, le coupable sera condamné au maximum des peines prononcées par l'article précédent et elles

pourront être élevées jusqu'au double, sans préjudice des cas généraux de récidive prévus par les articles 57 et 58 du Code pénal. — Après une première condamnation pour habitude d'usure, le nouveau délit résultera d'un fait postérieur même unique; s'il s'est accompli dans les cinq années, à partir du jugement ou de l'arrêt de condamnation.

4. S'il y a on escroquerie de la part du prêteur, il sera passible des peines prononcées par l'article 405 du Code pénal, sauf l'amende, qui demeurera reglée par l'article 2 de la présente loi.

Von den eingeklammerten Sätzen der vorstehenden Paragraphen wie von den deshalb hier nicht mitgetheilten Artikeln 5—7 des letztgenannten Gesetzes, worin unter anderem die Strafe der besonderen Veröffentlichung von Urtheilen gegen Wucherer angedroht wird, nehmen die elsaß-lothringischen Gesetzesinterpreten an, daß sie im Reichslande gegenwärtig keine Geltung mehr haben. In diesem Sinne sprach sich auch das erwähnte Erkenntniß des Reichsoberhandelsgerichts aus, auf Grund dessen unlängst ein deutscher Wucherer in Straßburg zu drei Monaten Gefängnißhaft und 250 Mark Geldbuße verurtheilt wurde, indem es in seinen Motiven unter anderem ausführte, daß der Artikel 2 des Gesetzes vom 19. December 1850 die Einleitung des Strafverfahrens wegen Gewohnheitswuchers von der Constatirung des Wuchers im Wege des Civilprocesses weder abhängig macht noch machen konnte, da sonst das Einschreiten des Strafrichters in der Regel erst nach einer Reihe von Civilprocessen möglich wäre.

Eine Nachahmung dieser französischen Gesetzgebung ist von den verschiedenen Seiten, welche in Deutschland die Wiedereinführung von Wuchergesetzen empfehlen oder erstreben, bisher nicht vorgeschlagen worden, eben so wenig wie die Fixirung eines conventionellen oder gesetzlichen Zinsmaximums. Man hat sich bisher meist damit begnügt, allgemein „schützende Gesetze gegen wucherische Ausbeutung" oder überhaupt Gesetze gegen den Wucher zu verlangen, ohne sich näher über die Formulirungen und Bestimmungen derselben auszusprechen. Nur in einem süddeutschen Blatt ging man auf derartige Einzelheiten ein, hielt die Feststellung eines Zinsmaximums bei Geldverleihgeschäften für möglich und wünschenswerth, verhehlte sich aber dabei nicht, daß dem Wucherunwesen auch durch die strengsten Strafbestimmungen nicht Abhülfe werde geschaffen, daß die Gesetze umgangen, die Geldbedürftigen eventuell sogar noch mehr als bisher benachtheiligt werden würden. Man sagte nun: es genügt eben nicht, das Geldverleihen zu einem höheren, als dem gesetzlich bestimmten Zinsfuß zu verbieten und die Uebertretung des Verbotes für straffällig zu erklären, sondern man muß die Darlehensgeschäfte überhaupt erschweren und zwar durch ein Gesetz, welches etwa bestimmt, daß jedes Darleihgeschäft ohne Ausnahme und jedes Kaufs- und Verkaufsgeschäft, um

rechtliche Gültigkeit zu haben und exekutionsfähig zu sein, vor einer öffentlichen Amtsperson geschlossen sein muß, welche auf der Verpflichtungsurkunde zu bestätigen hat, daß die in derselben ausgesprochene Kaufs- oder Darlehenssumme effectiv dem Verkäufer oder Schuldner ausbezahlt wurde. Ein solches Gesetz hieße denn aber doch wohl das Kind mit dem Bade ausschütten, es würde eben nicht nur die Wuchergeschäfte, sondern auch reelle Kaufs- und Darleihgeschäfte aufs äußerste erschweren und somit weit mehr Schaden als Nutzen verursachen.

Etwas weniger ungeheuerlich klingt der Wuchergesetzentwurf, welchen vor einiger Zeit der Regierungsrath des Kantons Solothurn ausgearbeitet hat; in demselben heißt es: „Wer die Noth oder die geistige Beschränktheit eines Geldsuchenden dadurch ausbeutet, daß er mit übertriebenen, mit den herrschenden Geldpreisen und mit dem übernommenen Risiko in offenbarem Mißverhältniß stehende Zinsen oder Provision bezieht, ist der Wucherei schuldig."

Neben Frankreich ist von den europäischen Culturstaaten nur noch Oesterreich-Ungarn im Besitze einer, allem Anscheine nach aber sehr unwirksamen, Wuchergesetzgebung. Durch das Gesetz vom 14. December 1866 sind dort nämlich „alle gesetzlichen Beschränkungen in Betreff des Maßes der bei Gelddarlehen bedungenen Zinsen und sonstigen Leistungen, sowie das Verbot, Zinsen von Zinsen zu nehmen", aufgehoben worden, gleichzeitig wurde indeß wegen Wuchers für strafbar erklärt, „wer die Nothlage, den Leichtsinn, die Unerfahrenheit oder die Verstandesschwäche des Anleihers zu dessen empfindlichem Nachtheile mißbraucht, um für sich oder andere, unter was immer für einer Form einen Vortheil zu bedingen, welcher zu dem am Orte üblichen Zinsenmaße und zu den mit seinen Leistungen etwa verbundenen Auslagen, Verlusten oder sonstigen Opfern in auffallendem Mißverhältnisse steht." Auch diese Bestimmungen fielen im Jahre 1868, doch nur, um nach einigen Jahren für Ungarn und Galizien in wenig modificirter Form wieder zu erstehen. Trotzdem hat in diesen Ländern wie in Oesterreich selbst der Wucher neuerdings so bedenkliche Dimensionen angenommen, daß mehrere Landtage, insbesondere der österreichische, böhmische und steiermärkische, über Anträge, welche die Wiedereinführung von Wuchergesetzen bezwecken, in Berathung getreten sind. So hat der Gemeinde- und Verfassungsausschuß des niederösterreichischen Landtages einen Antrag im Princip genehmigt, welcher in bestimmter Weise den Erlaß eines Reichsgesetzes fordert, durch welches die Wirkung des Reichsgesetzes betreffend die strafrechtlichen Bestimmungen gegen unredliche Creditgeschäfte in Galizien und in der Bukowina auch auf Niederösterreich ausgedehnt werden soll, und so sehr scheint in Niederösterreich das Wucherunwesen überhand genommen zu haben, daß ein anderer Antrag, der vorerst Erhebungen über die Ausbreitung des Wuchers in Niederösterreich wünschte, gar

Digitized by Google

nicht erst berücksichtigt wurde. Später forderte derselbe Landtag in einer eigenen Resolution die übrigens dazu geneigte Regierung auf, das für Galizien und die Bukowina geltende Wuchergesetz auf das ganze Reich auszudehnen, jedenfalls aber irgendwie gegen den Wucher vorzugehen. Beiläufig präcisirt das Ausnahmewuchergesetz für Galizien und die Bukowina vom 19. Juli 1877 nicht etwa den Begriff des Wuchers, sondern es setzt bei Creditgeschäften den Höchstbetrag derjenigen Zinsen, welche die Richter zuerkennen, sicherstellen und im Executionswege einzutreiben bewilligen können, auf zwölf Procent jährlich fest und begnügt sich, dem richterlichen Ermessen anheimzugeben, wenn „die Maßlosigkeit der dem Creditgeber zugestandenen Vortheile", durch welche „das wirthschaftliche Verderben des Creditnehmers herbeigeführt oder befördert werden muß", ihm wucherischer Natur zu sein scheinen, wenn ferner andererseits „Verstandesschwäche, Unerfahrenheit oder Gemüthsaufregung", welche beim Creditnehmen die Erkenntniß der Verderblichkeit jener Bedingungen verhindern, vorhanden sind, den so erkannten Wucherer mit Gefängnißhaft bis zu sechs Monaten und mit einer Geldbuße bis zu 1000 Gulden zu bestrafen. Für die halbcivilisirten Zustände in Galizien und der Bukowina mögen solche Bestimmungen zulässig und anwendbar sein, obschon selbst die Verfechter derselben, wie unter anderen Professor Plattner in Czernowitz in seiner neuen Flugschrift „Der Wucher in der Bukowina" (Jena 1878) zugestehen müssen, daß dadurch lediglich die äußeren Auswüchse des Wucherunwesens getroffen werden und diesem selbst keineswegs gesteuert wird; — für cultivirte und civilisirte Staaten erscheinen sie denn doch geradezu ungeheuerlich und nichts weniger als nachahmenswerth. Wer die — pathologisch höchst interessante — Geschichte der Wuchergesetzgebungen von der classischen bis zur modernen Zeit kennt, wird nicht in Abrede stellen können, daß eine Bestrafung dieses wissenschaftlich wie volkswirthschaftlich schwer zu präcisirenden, verwerflichen, nur gesellschaftlich und moralisch zu ahndenden Thuns, so oft sie auch versucht und durchgeführt worden ist, niemals zu dem gewünschten Ziele geführt, insbesondere in Bezug auf die Höhe des usancemäßigen Zinsfußes so gut wie gar keinen Einfluß gehabt hat.

Daran sollten sich in gegenwärtiger Zeit diejenigen erinnern, welche Vorschläge behufs Wiedereinführung von Wuchergesetzen machen. Römisch und mittelalterlich nennt Goldschmidt einmal die Zinsbeschränkungen und in der That: sie gehören nicht in die moderne Zeit, in den modernen Culturstaat. Da wo es sich um die Zinstaxen von Pfandleihanstalten handelt, sollte die Polizei allerdings den Wucher nicht legalisiren, nicht gestatten, daß dem kleinen Manne gegen ein sicheres Unterpfand Geld zu 120 Procent — wie dies z. B. in München geschieht — verliehen wird, aber den freien Geld-

verkehr im Uebrigen in Fesseln zu schlagen, ihm gar eine bestimmte oder maximale Zinstaxe aufzuerlegen, wird heute eben so wenig wie früher von Erfolg begleitet sein.

Was beiläufig die Creditnoth des großen und kleinen Grundbesitzes anbetrifft, so wäre es allerdings wünschenswerth, wenn darauf hingearbeitet werden würde, daß demselben die vorhandenen Capitalien in weiterem Maße als bisher zugeführt würden. Couponabschneiden ist zwar sehr bequem, aber in der Regel erscheint es sicherer und solider, wenn der Capitalist, statt Werthpapiere anzukaufen, sein Geld in Hypotheken anlegt. In dieser Richtung könnten übrigens die Gemeinden, Korporationen, Gerichte und alle solche Behörden, welche Capitalien zu verleihen haben, ganz gut vorangehen, indem sie zu dem Ankauf von Werthpapieren erst dann sich entschlössen, wenn ernsthafte Gesuche nach Hypotheken oder sonstigen Darlehen gegen sicheres Unterpfand auf öffentliche Bekanntmachung hin nicht eingelaufen wären.

Eines bemerkenswerthen Urtheilsspruches sei schließlich noch, in gewissem Sinne hierher gehörend, gedacht. In einer Ehescheidungsklage machte eine Frau als Ehescheidungsgrund gegen ihren Mann geltend, derselbe betreibe ein ehrloses Gewerbe. Der Mann gestand zu, Wucher zu treiben, erachtete aber den Einwand für hinfällig, da das Gesetz ein solches Gewerbe ja gestatte. Das Berliner Stadtgericht acceptirte indessen die Ansicht der Frau und erkannte ihrem Antrage gemäß.

Culturpolitische Erwägungen auf evangelischem Gebiet.

Das Wort Culturkampf ist als ominöses Wort erfunden worden, wie das Wort Katheder-socialismus; aber wie dieses, sollte auch jenes in allen Ehren acceptirt werden. Die kommenden Geschlechter werden deutlicher, als wir es schon können in dem Culturkampf die hohen Culturinteressen begreifen, die auf dem Spiel standen und zu deren Erhaltung und Stärkung der ganze Kampf geführt werden mußte. Wir setzen die Zustimmung unserer Leser hierbei voraus und wollen sie nicht mit den einzelnen Elementen des Kampfes überflüssiger Weise behelligen. Wenn wir unsere Erwägungen indeß auf das culturhistorische Feld versetzen, so weiß Jeder, was damit für eine Wendung der Frage gemeint ist. Man kann mit einer Absicht ganz einverstanden sein, aber die Methode, in der sie verfolgt wird, nicht angemessen finden. Die politische Einwirkung auf den Gang der Cultur ist auch heute nicht zu entbehren, wenn sie auch nicht mehr so durchgreifend auftreten darf, als früher, wo den unteren socialen Kreisen nicht blos die Macht, sondern auch

die Einsicht fehlte. Jetzt wo jene Kreise dem Staate mehr eifersüchtig als hülfsbedürftig gegenüberstehen, darf die culturpolitische Einwirkung des Staates nur eine ergänzende sein und muß die Empfindungen der gesellschaftlichen Kreise behutsam in Rechnung ziehen. Ob dies überall geschehen ist, wird schwer zu entscheiden sein. Allerdings die Vermuthung ist dafür, denn in unseren Tagen wirkt die allgemeine Meinung in der Presse, in der öffentlichen Discussion, in den Parlamenten bei der Gesetzgebung bis ins Einzelne mit. Was dann als Niederschlag in den Gesetzen des Staates erscheint, kann von dem durchschnittlichen Bedürfniß der Nation nicht zu weit abliegen. Und wenn wir der Meinung auch wären, daß bei der Gestaltung unserer politischen Parteien die Zusammensetzung der Volksschichten nicht ihren ganz entsprechenden Ausdruck gefunden habe, so werden wir doch kaum ein Mittel haben, dies plötzlich zu ändern. Wir dürfen nur helfen, die scheinbar zu sehr vernachlässigten Stimmungen zum Ausdruck zu bringen, um die Zukunft der culturpolitischen Einwirkung angemessener zu gestalten. Denn nur so sichern wir uns gegen diejenige Mißstimmung der Menge, die sich schließlich eine Reaction erzwingt.

Jedenfalls hat es die Leiter des Staates und die Männer, mit deren ganzer Zustimmung der Staat die Grenze seiner kirchlichen Einrichtungen selbständig zu ordnen begann, am meisten überrascht, daß die evangelische Kirche auch über Benachtheiligung zu klagen begann. Dies geschah am lautesten auf der berüchtigten Augustconferenz zu Berlin (1873), die ganz dieselben Jammertöne hören ließ wie die katholische; von Nebenordnung von Staat und Kirche, gegen „Omnipotenz" des Staates wurde in gleicher Weise geredet wie dort. Nun würde man Unrecht thun, wenn man diese Versammlung für das Organ der evangelischen Kirche nähme. Es sind „Junker" und die allezeit mit ihnen verbundenen lutherischen Geistlichen stricter Observanz, die ihre Bildung aus der Zeit der lutherischen Restauration (Stahl-Vilmar) herübergerettet hatten, welche jene Conferenz beherrschten. Insofern braucht man sich über diese „evangelische" Beurtheilung eines evangelischen Cultusministers nicht zu wundern. Aber damit kommen wir doch nicht über die Thatsache weg, daß die gegen die Uebergriffe katholischer Hierarchie gerichteten Bemühungen auch die evangelische Kirche beunruhigten. Es ist zwar eine Unwahrheit, wenn gesagt und sogar gedruckt worden ist, daß die Maigesetze der evangelischen Kirche mehr geschadet hätten als der katholischen. Nicht einmal in politischer Beziehung ist es wahr, denn wenn auch der Kampf, den die Kapläne in ihrem Zeitungsstil nach Bischof Martin als „diocletianische Verfolgung" ihren Lesern schilderten, eine gewisse geschlossene Zusammenwirkung politischer Art hervorbrachte, so zeigen doch die Reichswahlen, daß ein Fortschritt darin nicht geschehen ist. In kirchlicher Be-

ziehung aber ist der katholischen Kirche schon jetzt ein solcher Schaden an Personen und Geldmitteln erwachsen, daß bekanntlich der Papst ernstlich an die Beilegung des Streites denkt. Dieser ganze eigentlich bedenkliche Rückgang ist in der evangelischen Kirche unerfindlich. Die Anzeige der neu ernannten Geistlichen ist nicht in Frage gestellt, die Gehälter werden aufgebessert und alle Bedingungen erfüllt. Kurz, es ist damit nichts. Aber eine gewisse Unzufriedenheit ist in der evangelischen Kirche nicht zu leugnen. Die Parität der Confessionen ist für die Gesetzgebung ein schwieriges Ding. Indem man die katholische Kirche und die evangelische gleich behandeln mußte, that man in culturpolitischer Beziehung doch einen Mißgriff. Da ist z. B. die obligatorische Civilehe. Wir bezweifeln nicht, daß sie der Staat einführen mußte und sie besteht am Rhein ohne Schaden. Aber Nitzsch, der evangelische Theologe, der den Rhein auch kannte, sagte voraus, daß die Civilehe im Osten vielen Unmuth erregen würde. Der gewöhnliche Mann will den bürgerlichen kahlen Act nicht als Eheschließung gelten lassen und sieht eine unnütze Verschwendung von Mühe, Zeit und Geld darin. Die Standesbeamten machten auch wohl persönlich einen ungünstigen Eindruck. Kurz, eine Mißstimmung ist da, obwohl sie keine dogmatische Seite hat. Nicht viele gewöhnliche Leute lassen sich überzeugen, daß der Staat doch um der katholischen Kirche willen genöthigt gewesen sei diese Dinge zuerst staatlich zu ordnen, und dann den Kirchen die geistliche Segnung überlasse. Aber sie müssen sich doch daran gewöhnen und die Civilehe wird nicht rückgängig gemacht werden dürfen.

Das zweite Stück ist wichtiger und macht mehr böses Blut in den evangelischen Gemeinden. Wir meinen die Simultanvolksschulen. Hier ist größere Klarheit von Nöthen. Der Cultusminister Falk steht bekanntlich nicht auf dem Standpunct des „Protestantenvereins", der Herren Zittel, Schwarz, Bluntschli, Hoßbach und anderer, sondern gehört einer politisch und kirchlich mehr positiven und conservativen Richtung an. Es ist ganz genau der Sprachgebrauch der fünfziger Jahre, wenn wir ihn der „positiven Union" zuzählen, die man auch, meist um sie zu schimpfen, die Vermittlungstheologie nannte. Es ist bei dieser Stellung Falks begreiflich, daß, wenn er der Simultanschule etwas mehr Raum gab, er nicht im Entferntesten damit meinte, die confessionelle Frömmigkeit zu stören oder ihren Werth herabzudrücken. Und doch empfand auch der evangelische Christ die Einführung der Simultanschule in dieser Weise.

Nun läßt sich leicht erklären, wie die Sache gekommen ist. In der Behandlung der praktischen Schulfragen, besonders der Organisationsfragen, herrscht bei uns schon seit langer Zeit eine große liberalistische Oberflächlichkeit. Es giebt Schriften über Simultanschulen, die bei aller scheinbaren Fachsicherheit ein Skandal sind für den durchgebildeten Mann. Aber auch solche Ansichten

finden ihren Anhang und manche locale Schulvorſtände in Städten glaubten die neue Zeit herbeiführen zu müſſen durch Zuſammenwerfen von zwei- und dreiclaſſigen Schulen zu ſechs- oder achtclaſſigen großen Schulſyſtemen, natürlich mit ſimultaner Verfaſſung. Die confeſſionsloſe Schule wird vielleicht in fünfzig Jahren ganz zweckmäßig ſein, wenn bis dahin die Confeſſionsbeſtimmtheit bei dem gewöhnlichen Mann ihren Werth verloren haben ſollte, was wir übrigens nicht glauben. Für jetzt iſt ſie es nicht. Wir haben weder ſo hochgebildete Lehrer, die in allen Objecten den fremden confeſſionellen Standpunct zart behandeln könnten, und werden ſie auch ſobald von den Seminarien nicht erhalten. Vor allem aber iſt es eine ganz abſurde Sache, von dem gewöhnlichen Mann zu verlangen, er ſolle zu einem beliebigen, in die Gemeindeſchule geſtellten Lehrer der andern Confeſſion das Vertrauen haben, derſelbe werde ſein Kind in den übrigen Unterrichtsſtunden außer der Religionsſtunde völlig wie ſein eigner Religionsgenoſſe behandeln. Selbſt dem Vater, der ſeinen Sohn in die oberen Gymnaſialclaſſen ſchickt, iſt es oft ſchwer zuzugeſtehen, daß es eine Wiſſenſchaft der Geſchichte giebt, die dem katholiſchen und evangeliſchen Lehrer gleichmäßig ihre Weiſungen giebt. Wie kann man ſo etwas von dem gewöhnlichen Mann erwarten, dem man außerdem nicht Lehrer geben kann, die Wiſſenſchaft und Confeſſion unterſcheiden können? Alſo die confeſſionelle Schule iſt mit nichten zu entbehren. Und was die großen Volksſchulſyſteme angeht, ſo iſt jetzt glücklicherweiſe die Ueberzeugung im Zunehmen begriffen, daß die acht- und ſechsclaſſigen Schulen, wenn man Vortheile und Nachtheile ſorgfältig abwägt, nicht ſo gut ſind, als die vierclaſſigen. Allerdings muß jetzt in den Volksſchulen nicht blos erzogen, ſondern auch tüchtig gelernt werden und das geht bei einclaſſigen ſehr ſchlecht, wo nicht ganz beſondere Umſtände vorliegen. Dieſem Bedürfniſſe angemeſſener Claſſentheilung würden confeſſionelle Gründe nur in der Art weichen dürfen, daß, wenn in einer Gemeinde zwei einclaſſige confeſſionelle Schulen beſtänden, dieſelben zu einer ſimultanen zweiclaſſigen zu machen wären. In allen andern Fällen iſt eine Simultaniſirung nicht nur nicht zu begünſtigen, ſondern ſo lange zu hindern, bis wirklich der gemeine Mann ſelbſt, der Familienvater, nicht blos der Magiſtrat mit der Simultaniſirung einverſtanden iſt. Man würde unglaublich viele Unzufriedenheit los ſein, wenn man hierin die Gemüther ſchonte; denn wenn auch meiſt untere Beamte es ſind, die über die Meinung des Miniſters hinaus die Simultaniſirung fördern, ſo wird doch alles der Art auf die Centralverwaltung geſchoben und die Agitation gegen den Staat benutzt das ſofort zu ihren Zwecken.

Höher hinauf liegen andere Gründe der Unzufriedenheit in der evangeliſchen Kirche. Sie ſind nicht ſo univerſell, aber deſto mehr kirchlich und politiſch wirkſam. Der gewöhnliche evangeliſche Chriſt empfindet die Kirche

nicht als eine irgendwie ihn beherrschende Institution; sie berührt ihn sparsamer, seine Seligkeit ist nicht in ihrer Hand. Er verkehrt direct, respective durch Bibel (und Gesangbuch) mit dem Höchsten. Aber die evangelische Geistlichkeit ist in ganz ähnlicher Weise wie die katholische als Stand noch anders interessirt. Man kann ihnen keine besonderen Herrsch- und Machtbedürfnisse nachsagen. Aber sie wollen wirken und nach alter Tradition haben sie für die weltliche Organisation des Staates keine besondere Achtung. Die natürliche Gliederung des Adels aber ist ihnen vertraut. Sie selbst rechnen sich zu diesem Range und ihre Heirathen bekunden und verstärken diesen Zusammenhang. An der Spitze des evangelischen Adels steht ihnen die herrschende Familie, die stets der Verehrung der evangelischen Geistlichkeit gewiß sein kann. Es ist ein halb natürlicher, halb historisch-patriotischer Cultus. In sehr viel größerer Entfernung sehen sie die Minister und den ganzen modernen Staat und es läßt sich wohl annehmen, daß nicht ein Zehntel der evangelischen Geistlichkeit die Verfassung gelesen oder von ihrem Wesen eine klare Vorstellung hat. Sie stellen sich den Herrscher immer in einer leidigen Zwangslage vor, er möchte gern, so denken sie, ihr evangelisches Werk an den Massen unterstützen, aber die Minister, die Abgeordneten, die Judenpresse, so heißt es, hindern ihn daran. So entsteht der sonderbare Zustand, daß die evangelische Geistlichkeit für den modernen Staat kein rechtes Herz hat.

Ebensowenig für die heutige Bildung, die ja noch wenig zur Abklärung gekommen ist. Die evangelische Kirche hat in der Reformation ein so entschiedenes Gepräge erhalten, daß es nicht wunderbar sein kann, daß sie noch heute in den damaligen Anschauungen lebt. Sie fühlt sich durch die „moderne Cultur" sehr angewidert. Sie stellt zwar principiell die freie Schriftforschung als Princip auf und muß es ihrem Ursprung gemäß thun. Aber so etwas hat Folgen, die sich zuweilen sehr bedenklich ausnehmen. Man denke an den Rationalismus, die freien Gemeinden und ähnliche Gestaltungen des modernen Protestantismus. Eine Zeit lang beachtete man diese Dinge weniger; sie schienen mehr Privatsache einiger Kreise zu bleiben, die große Menge blieb dem alten Glauben treu, und als Schleiermacher mit einer imponirenden Bildung doch auch eine in entscheidenden Puncten gläubige Theologie verbunden zeigte und dafür auch vielen Theologen das Herz erwärmte, da glaubte man erst recht über die Gefahren der modernen Theologie sich beruhigen zu können. Indem man mit Schleiermacher gewisse Sätze des Glaubens als nicht fundamental freigab, ohne sie aufzugeben, indem man in diesem Sinn auch die Union der preußischen Landeskirche verstand und stets vertrat, entstand die „positive Unionspartei", die einerseits sich schied von der absorptiven Unionsrichtung, dem linken Flügel der schleiermacherschen Schule, der sich nachher dem „Protestantenverein" verwandt fühlte, und andererseits

von dem immer zunehmenden Anhang der Conſeſſionellen, die von vornherein im Sinne Stahls, das heißt des ſpäteren Stahl (nach 1848) dogmatiſche und kirchenregimentliche Zwecke verbanden. Die ältern von uns haben dieſe Zeit noch mit vollem Bewußtſein durchlebt.

Jetzt kann man nicht ohne Verwunderung auf jene Kämpfe blicken. Wie gering erſcheinen uns jetzt die Differenzen, um welche jene Parteikämpfe ſich gruppirten, gegen die heutigen Verſchiedenheiten in den Kreiſen der evangeliſchen Laien. Der Umſchlag der Meinungen dem Religiöſen gegenüber iſt erſtaunlich. Der gewöhnliche Mann wußte früher von profaner Wiſſenſchaft nichts, als daß ſie viel leiſte, was man nicht leicht begreife, wovon man aber doch großen Nutzen ziehen könne, auch ohne es zu begreifen, daß ſie aber für die Religion und die Seligkeit nichts Brauchbares gebe, indem hier nur die Offenbarung, die in der Bibel enthalten und durch kirchlichen Unterricht erklärt werden, uns das Licht gebe und von entſcheidendem Werth ſei. Dieſe Stellung, die in gewiſſer Beziehung ſtets gültig bleiben wird, wurde durch wenigſtens zwei Urſachen geſtört. Einmal drangen durch allerlei Mittel der Culturverbreitung, nicht ſowohl durch die Schulen, als durch die Zeitungen, Zeitſchriften, Vorträge und gedruckten Vorträge eine Menge von neuen Vorſtellungen in das Volk von Natur, Cultur, Geſchichte, Methode u. ſ. w. Sehr oft blieb dieſes neue Material nur Ballaſt des Kopfes, ſehr oft auch wurde es überſchätzt und nun auf Gebiete übertragen, wo es keine Gültigkeit hatte. Es ſollte nichts mehr geben, als das Handgreifliche und Meßbare. Selbſt vornehme Leute bildeten ſich ein, die ſogenannte naturwiſſenſchaftliche Methode liefern eine geſchloſſene und lückenloſe Weltanſchauung. Dies iſt nicht zu verwundern, denn die Begeiſterung für die Naturwiſſenſchaft hatte die Philoſophie überholt und fragte nicht, ob unſere Erkenntnißmittel denn wirklich hinreichend ſeien, das objectiv Seiende auch objectiv zu erfaſſen.

Jetzt iſt in den oberſten Kreiſen die ſanguiniſche Einbildung des „allwiſſenden" Naturforſchers gebrochen. In ſeinem eigenen Gebiet, vom einfachſten Suchen und Beobachten an, iſt der Naturforſcher und Menſch als „Dichter" und „Ergänzer" erkannt. Er muß ſehen, was nicht da iſt, und die Atome weichen mehr und mehr in das Reich des „Geiſterhaften" aus. Aber die unteren Regionen werden ihre fünfzig Jahre brauchen, um die ſo begeiſtert aufgenommenen Vorſtellungen wieder abzuthun und für die ſelbſtſtändige Geltung des Geiſtigen und Ueberſinnlichen und ſeinen Werth wieder volles Zutrauen zu gewinnen.

Aber darüber täuſche man ſich nicht, daß dieſe ſo wünſchenswerthe Rückkehr zur beſcheidenen Anſicht über das, was die Natur uns offenbaren kann,

nicht eine Rückkehr zur Orthodoxie ſein kann. Und das führt auf das zweite Störungsmoment.

Gerade die, welche jenen alten Zauber der Naturwiſſenſchaft von ſich abgethan und den Ideen ſich wieder mit Innigkeit zugewandt haben, klagen über die Kirchen, über die evangeliſche wie über die katholiſche. Weshalb? Sie haben gelernt, das Gebiet des Profanen und des Religiöſen ſorgfältig zu unterſcheiden. Der Forſchung haben ſie es verwieſen, wenn ſie ſich unterſtand, die Bedürfniſſe des Herzens, die Welt der Ideen mit ihrem Mechanismus zu beſetzen. Da ſagen ſie: odi profanum vulgus et arceo. Aber dabei haben ſie ein für allemal auch dem Profanen ſein Gebiet und dem Mechanismus ſeine Sendung zugeſtanden. Und hier laſſen ſie das Religiöſe nicht mehr zu, inſofern es den Mechanismus erſetzen oder inſofern es eine fehlende Kenntniß des Natur- oder Geſchichtsforſchers ergänzen will. So daß alſo das ignoramus oder ignorabimus des Phyſiologen Du-Bois-Reymond auch nicht durch ein theologiſches Wiſſen beſeitigt werden kann. Dieſe Theilung der beiden großen Gebiete alſo halten ſie feſt. Und das iſt wohl der ſchwierigſte Anſtoß für die Kirche, wie ſie jetzt iſt. Wenn zum Beiſpiel der Naturforſcher und Philoſoph gegenwärtig einſieht, daß alles Nachdenken und Forſchen nicht an die Frage heranreicht, wie Sein gemacht wird, daß für uns der Schöpfungsvorgang abſolut kein Denkobject iſt und unſere Denkarbeit erſt mit der Veränderung des in Bewegung begriffenden Seienden anfängt, ſomit alle prähiſtoriſche Forſchung nie zur „Schöpfung" vordringt, ſo iſt er darum nun nicht gewillt, irgend eine „Offenbarung" von den ſechs Tagewerken an die Stelle der ihm abſolut verſagten Kenntniß zu ſetzen. Jede Erzählung dieſer Art hat er wohl einzureihen in die Culturgeſchichte, er wird ſie pſychologiſch und künſtleriſch bearbeiten. Aber das Werthvolle und Bleibende in der Schöpfungsgeſchichte ſucht er in dem, was mit der Wiſſenſchaft nicht collidiren kann, in den religiöſen Ideen vom Schöpfer, wie ſie in der Geneſis ſo ſchön hervortreten. Ganz und gar müſſen ſich die modern gebildeten Menſchen es verbitten, wenn man ihnen zumuthet, Wundererzählungen nach ihrem Buchſtaben in die wirkliche Geſchichte einzureihen, unter dem Vorgeben, wir kannten ja die Natur nicht ſo genau, oder die Natur ſei einſt von anderen Geſetzen beherrſcht geweſen, oder die Natur ſei von Zeit zu Zeit Eingriffen Gottes ausgeſetzt geweſen, die jetzt nicht mehr vorkämen.

Dieſe Spaltung der evangeliſchen Bildungskreiſe, die der Verſchiedenheit innerhalb der katholiſchen Geſellſchaft gleichartig aber noch kraſſer zur Seite ſteht, iſt natürlich auch ein culturhiſtoriſches Problem. Etwas näher ſind ſich die Parteien gekommen. Die Gebildeteſten glauben nicht mehr, daß nur das Werth habe, was logiſch beweisbar iſt. Die Welt der Ideen wird darum doch als das Beſte und Entſcheidende empfunden, obgleich ſie kein eigentlich

Beweisbares iſt. Und ſo haben ſie denn auch wieder mehr Fähigkeit, mit der religiöſen Ideenwelt ſich zu befreunden. Wenn man ſie ihnen nur richtig, als Ideen, darſtellt, ſo wiſſen ſie recht gut, daß ſie in ihrer Begründung nicht anders und nicht ſchlechter ſtehen, als Vaterland und Freiheit, die auch der Logik unerreichbar ſind. Stellt man aber das blos Antiquariſche und das blos Factiſche als Chriſtenthum hin, ſo beginnt ein feindlicher Gegenſatz, der beſonders für die weniger Gebildeten weit gehen kann. Sie helfen ſich ſchließlich auf eine einfache Weiſe, ſie bleiben ganz weg aus der Verſammlung und fangen jetzt, da die kirchlichen Segnungen des bürgerlichen Lebens nicht mehr erzwungen werden, an, ſich ganz ohne die Kirche zu behelfen, falls ſie nicht aus Familienrückſichten noch das Band beſtehen laſſen. Dies iſt die traurige Perſpective der großen Kirchen. Für die evangeliſche Kirche iſt ſie drohender als für die katholiſche aus mehreren Gründen.

Denn dieſer Zuſtand iſt ja keineswegs normal. Die Kirche hat ihren Beruf noch nicht erfüllt und wird nie, oder ſagen wir vorſichtiger, wird in abſehbaren Zeiten nicht entbehrt werden können. Sie erfüllt das Leben von Jugend auf mit den edelſten Ideen, die zugleich in einer Form verkündet werden, die Alle erfaſſen können. Sie verbindet die Geſchlechter durch Jahrhunderte hindurch und befriedigt ſo zeitlich und räumlich das menſchliche Bedürfniß, nicht allein und ohne Genoſſen in ſeinen Anſichten dazuſtehen, ſondern im Bunde mit Gleichgeſtimmten zu wandeln.

Bei dieſer Lage der Sache iſt es eine nationale Sache, die Kirche dem Volke zu erhalten, und jeder Cultusminiſter wird dieſes Ziel ſich vorſetzen. Ob es Erfolg haben wird, ſteht dahin. Die Zukunft kann man nicht beſtimmen, aber man kann ſie als Ideal ausmalen, und der Weg dahin wird immer, ſoweit er auch von uns gedacht wird, nur als Compromiß gedacht werden. Es wird die Culturpolitik hier eine wichtige Function haben.

Wie wollen wir uns den Weg und ſeine nächſten Stationen ausmalen?

Es kann nicht genug ſein, ſich auf die beſtehende Geſetzgebung und auf die neue Verfaſſung der evangeliſchen Kirche zu berufen, die ja das kirchliche Bekenntniß unberührt und frei läßt. Das wirkliche Leben der Religionsgemeinſchaften wird durch dieſe Geſetzgebungsformen nicht ausgedrückt, und der Staat wird die durch dieſe Formen ihm übrig gelaſſene Einwirkung auf die Kirchen nicht einmal benutzen können, wenn ihm nicht Ideale der kirchlichen Entwickelung vorſchweben.

Der Staat alſo, und von dieſem aus ſehen wir die Dinge am klarſten an, wird ſich nicht auf Maßregeln einlaſſen, die eine Verwandlung der großen Kirchen in private Gemeinſchaften nach amerikaniſcher Weiſe beabſichtigen. Damit wäre dem nationalen Leben, wie es jetzt iſt, ein ſehr ſchlechter Dienſt gethan. Die Liebhaber dieſer Amerikaniſirung, die vor dreißig Jahren noch

zahlreich waren, haben ſich ſehr vermindert. Man kennt Amerika (und Schottland) jetzt zu gut, als daß man ſo kritiklos wie ehemals der Idee „der freien Kirche im freien Staat" gegenüberſtände. Der Staat wird im Gegentheil, wie es ſeit Dr. Falks Miniſterium geſchehen iſt, ſeine Mittel reichlicher hergeben, um die Geiſtlichen den ordinären Sorgen des Lebens zu entheben und die ärmeren Gemeinden in kirchlicher Beziehung zu erleichtern. Da in Preußen die chriſtliche Bevölkerung 98½ Procent des Ganzen ausmacht, ſo kann nur Einbildung darin eine Benachtheilung der Nichtchriſten ſehen.

Der Staat muß ferner durch alle ſeine Bildungsanſtalten und Regierungsrechte in Bezug auf die Kirche dahin ſtreben, daß die Geiſtlichen ſich vermehren, die neben voller kirchlicher Wärme und Gläubigkeit auch eine eigene Einſicht in den Gang der weltlichen Cultur beſitzen und wiſſen, wo die Grenzen des Religiöſen liegen. Man muß ſo billig ſein zuzugeben, daß Viele nach der Enge ihrer Bildung und ihrer beſchränkten Kraft nicht mehr die Fähigkeit haben, ſo ein Neues anzufangen, und doch dabei eine geſegnete Einwirkung auf gleichgeſtimmte Seelen üben. Aber es darf nicht ſo bleiben, wenn man für die ganze Nation ſorgen will. Alſo der Staat muß die Theologen an den Univerſitäten ſorgfältig auswählen und weniger einſeitige Gelehrſamkeit, als Sinn für allgemeine wiſſenſchaftliche Methode berückſichtigen. Die Studirenden müſſen in Seminarien ſich als Leute ausweiſen, die ſelbſt wiſſenſchaftlich arbeiten und mit eigenen Augen ſehen können. Wer dies nicht in theologiſchen und philoſophiſchen Seminarien gelernt hat, wer nur nachſpricht, Kenntniſſe ſammelt, Compendien lernt, kann ſich nicht über den Laienſtandpunct erheben. Das Studienreglement muß von Anfang an anders geordnet werden, und die Zulaſſung zum erſten theologiſchen Examen muß von Bedingungen abhängen, die eine Garantie für die Gewohnheit eigenen wiſſenſchaftlichen Arbeitens bieten. Dagegen muß es verhindert werden, daß die Profeſſoren allen Nachdruck auf die extenſive Maſſe legen, zum Beiſpiel die Kirchengeſchichte auf drei Semeſter vertheilen, als ob ſie die gedruckten Bücher erſetzen müßten. Kurz in dieſen Dingen hat die Univerſitätsverwaltung noch viel zu thun, und ſie wird es bald thun müſſen. Die rechten Perſönlichkeiten müſſen erſt herangebildet werden, und weil das nur nach und nach geſchehen kann, iſt Geduld von Nöthen. Es ſind in den letzten dreißig Jahren manche Perſonen in die kirchlichen Verwaltungskörper gekommen, die man wieder entfernen möchte, weil ſie in ihrer Beſchränktheit und Angſt die Kirche in immer größeren Conflikt mit den Gemeinden bringen. Aber ſelbſt wenn man das Geld aufwenden wollte, ſie zu emeritiren, es würde nicht leicht ſein, für alle dieſe Männer geeignete Nachfolger zu finden. Mit Strebern und Schwätzern, die vor lauter Culturkampf die heiligſten Bedürfniſſe der gewöhnlichen Chriſten verletzen, iſt uns nicht gedient. Kein Cultusminiſter in

Preußen wird ſich auf ſolchen Unſinn einlaſſen, am wenigſten wer, wie Dr. Falk, mitten in dieſen Bedürfniſſen ſteht und ſich eine vita vitalis ohne ſeine (evangeliſche) Kirche nicht vorſtellen kann. Wohl aber wird der Cultusminiſter für die Stellen in den Kirchenbehörden, die der ſtaatlichen Mitwirkung und ſeiner Gegenzeichnung unterſtellt ſind, in Zukunft Sorge tragen müſſen, damit nicht nur Gegenwirkung gegen anerkannte ſtaatliche Grundſätze, ſondern auch gegen nothwendige freie Geiſtesentwickelung vermieden wird. Zum Beiſpiel können Stellen im Oberkirchenrath und in den Conſiſtorien nicht ohne Gegenzeichnung des Miniſters beſetzt werden. Wenn dieſe Beſtimmung nicht zwecklos iſt, ſo ſoll ſie doch wohl beſagen, es müſſe das ſtaatliche Recht gewahrt werden. Wie abſurd würde es nun ſein, wenn man in den Oberkirchenrath, der keine vorgeſchriebene Mitgliederzahl hat, oder in ein Conſiſtorium Leute eintreten ließe, die notoriſch die Civilehe nicht anerkennen und thun, als ob erſt durch die kirchliche „Zuſammenſprechung" eine Ehe zu Stande käme. Wie abſurd, da dieſe beiden Verwaltungsbehörden aus Staatsbeamten zuſammengeſetzt ſind und aus den Staatscaſſen beſoldet werden. Wer könnte es begreifen, wenn ein Miniſter, der ſo eben mit Mühe eine Generalſynodalordnung durchgeſetzt und durch den Landtag zur Anerkennung gebracht hat, auch in der Abſicht, das Laienelement bei der Kirche mehr zu intereſſiren, nun Leute in die Kirchenbehörden durch ſeine Unterſchrift eintreten ließe, die gerade dieſe Betheiligung der Laien für eine Herabwürdigung der Kirche und eine Vergewaltigung derſelben durch die Ungläubigen erklären. Das ſind alles keine bloßen Annahmen, gemachte Schwierigkeiten, ſondern aus dem Leben gegriffene Fälle.

Wie die Provinzialſynoden über die neuere kirchliche Geſetzgebung denken, brauchen wir nicht erſt zu ſagen. Und wie iſt der Begriff der Union heruntergekommen? Blos das Wort exiſtirt noch, aber die orthodoxen Geiſtlichen ſchicken ihre Söhne, die Theologie ſtudiren, meiſt an Univerſitäten, wo die Union als ein völlig unlutheriſches Menſchenwerk dargeſtellt wird. Hätte man nicht erwarten ſollen, daß die oberſte Leitung der preußiſchen Landeskirche einmal erklären würde, daß in Preußen kein Candidat zum Examen zugelaſſen würde, der ſich an jenen unionsfeindlichen Univerſitäten eine kirchliche Auffaſſung angeeignet, die mit ſeinem Amt im bleibenden Widerſpruch ſteht. Aber nein, das fürchtet man. Die Union ſoll auch mit ſolchen Elementen arbeiten können.

Mit allen ſolchen Elementen muß man culturpolitiſch rechnen. Es wäre zu beklagen, wenn Dr. Falk den bis oben hinauf widerſtrebenden Elementen gegenüber ſich entſchlöſſe, der undankbaren Arbeit ſich zu entſchlagen. Die Nation würde es ihm danken, wenn er lieber auf einige, für jetzt unerreichbare Forderungen in Geduld verzichtete und das Ganze im Auge behielte,

und in der angegebenen Weise langsam vorginge, die Gemüther beruhigend und schonend. Es wird ja Alles kommen. Die Culturfrage ist schließlich zum größten Theil eine Machtfrage, aber sie wird in dem langsamen Tempo entschieden, das in dem geistigen Kampf einmal unvermeidlich ist und so nothwendig für wirklichen Fortschritt. Denn was kann uns an einem schnellen Durchdrücken irgend einer noch so guten Ansicht liegen? Die Reaction pflegt um so stärker zu sein. Auf die Erfüllung der Gesetze soll freilich unnachsichtlich gehalten werden, und bei großen Volkspsychosen und acuten Störungen der Massen, wie sie jetzt in socialdemokratischen Verbrechen vorliegen, kann auch eine starkeingreifende Gesetzgebung sofort beruhigend wirken und soll es, ohne Rücksicht auf an sich gültige Bedenken, aber dahinter soll sich um so gründlicher vollziehen das geistige und sittliche Wachsthum der Gesellschaft, langsam, aber machtvoll. Möchten wir Alle unsere Pflicht dabei erfüllen!

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Wien. (Adreßdebatte. Antonius und Kleopatra.) — Hätte zu Schillers Zeiten schon der festländische Parlamentarismus geblüht, so würde er sein Xenion, welches den Einzelnen dem Incorpore gegenüberstellt, schwerlich allein an die gelehrten Gesellschaften adressirt haben. Wahrlich, der eingefleischteste Widersacher alles constitutionellen Wesens muß sich vergnügt die Hände reiben bei dem Schauspiel, welches die österreichischen Gesetzgeber jetzt aufführen. Da nehmen sie zuerst den Vertrag mit Ungarn in neuer verschlechterter Auflage wieder an, obgleich schon die alte Form desselben mit der unverhältnißmäßigen Belastung der deutschslavischen Länder und dem schwerfälligen Delegationsapparat allgemein für unerträglich erklärt worden war. Sie stürzen nicht das Ministerium, welches die Annahme des Unannehmbaren von ihnen verlangt, sondern schlingen ihre tapferen Versprechungen vor den Wählern tapferer wieder hinunter. Das Ministerium aber geht, weil es nur noch durch diese eine Aufgabe zusammengehalten worden war, und weil einige Mitglieder wirklich regierungsmüde sein sollen. Der Kaiser beruft völlig correct den gewählten Präsidenten des Abgeordnetenhauses und den anerkannten Führer derselben Versammlung zu sich, und beide lassen ihn nicht in Zweifel über ihre Abneigung, ein Cabinet zu bilden; Herbst empfiehlt vielmehr, den bisherigen Finanzminister de Pretis an die Spitze eines neuen Ministeriums zu stellen. Da sich aber nachträglich zeigt, daß die Mehrheit des Hauses Herrn de Pretis kein auszeichnendes Vertrauen entgegenbringt, so zieht Herbst auch das seinige zurück und wandert mit Anderen aus dem

bisher von ihm beherrschten parlamentarischen Club aus, weil dieser aus der Unterstützung eines Ministeriums des Pretis Ernst machen will. Auf das Räthselhafte seines Benehmens aufmerksam gemacht, läßt er officiös erklären, er habe, als er de Pretis empfahl, dessen Programm nicht gekannt. Hätte er gewußt, daß der präsumtive Ministerpräsident für den status quo in Bosnien und der Herzegowina eintreten wolle, nie würde er demselben seine Unterstützung zugesagt haben. Ja, es geschieht das Unerhörte, Herbst und die Seinen stimmen wie ein Mann für die von der verhaßten Fortschrittspartei eingebrachte Adresse an den Kaiser. Freilich mußte der Entwurf zu dem Zwecke wesentliche Aenderungen erleiden, aber hatte dieser wenig staatsmännischen Geist verrathen, so war durch die Compromisse der Parteien vollends ein Unding daraus geworden.

Die Fortschrittler wollten den günstigen Umstand, daß die Bevölkerung Oesterreichs im Großen und Ganzen wenig einverstanden ist mit der Occupationspolitik, benutzen, um alle ihre Schmerzen an den Mann zu bringen. Sie richteten ihre Angriffe gegen das Meritorische der Politik Andrassys, wie gegen die Methode; sie perhorrescirten die Gebietsvergrößerung, die Störung des Oesterreich so nothwendigen Friedens, die Opfer an Menschenleben und Geld, die Ignorirung der Volksvertretung, unterließen aber auch nicht, auf die jetzige Form des Dualismus als eine der Hauptursachen der finanziellen Zerrüttung hinzuweisen, neben den wirthschaftlichen auch die politischen Opfer zu erwähnen und gegen die Regierung auch wegen der Behandlung innerer Fragen Klage zu erheben. Darein konnten natürlich die Herren nicht einstimmen, welche den Ausgleich angenommen hatten (was nach des Fürsten Auersperg Erklärung „so viel gekostet" haben soll) und bisher die treuen Stützen des Ministeriums gewesen waren. Die innere Politik mußte folglich aus dem Spiele bleiben. Aber die äußere Politik hat bekanntlich nicht das Landes-, sondern das Reichsministerium zu vertreten, und die Körperschaft, welche dieses zur Verantwortung ziehen kann, ist nicht der Reichsrath, sondern die Delegation, in welcher freilich eine Adresse wie diese aller Wahrscheinlichkeit nach nicht durchdringen würde. Um nun nicht vollständig das Sprüchwort vom Sack und Esel dramatisch darzustellen, mußten frühere Aeußerungen des Ministeriums hineingezogen werden, die selbstverständlich nicht in dessen eigenem Namen, sondern im Auftrage des Grafen Andrassy waren abgegeben worden. Die Antragsteller waren in dem Punct sehr resolut zu Werke gegangen, hatten mit aller Emphase daran erinnert, daß das Ministerium im October 1876, also vor zwei Jahren! die friedlichsten und friedfertigsten Versicherungen gegeben hat. Zu dieser Höhe politischer Naivetät vermochten, wie es scheint, die Uebrigen sich doch nicht aufzuschwingen, sie begnügten sich, um ein halbes Jahr zurückzugreifen.

Digitized by Google

Die Debatte über dieſen Adreßentwurf verlief im Ganzen ziemlich bedeutungslos. Hohenwart, welcher die Occupation vertheidigte, pflegt ſonſt beſſer zu ſprechen, andere Redner von derſelben Seite hielten ſich an einzelne Schwächen der Gegner oder ihres Elaborats, wobei auf einen allerdings köſtlichen Zufall aufmerkſam gemacht wurde, daß nämlich der Berichterſtatter ein Abgeordneter aus der Bukowina war, einem Lande alſo, welches auf ganz ähnliche Weiſe, wie jetzt Bosnien, an Oeſterreich gekommen iſt. Allein der humoriſtiſche Effect ſollte noch geſteigert werden. Die Verfaſſungspartei konnte nicht wohl andere als Lufthiebe gegen die Regierung führen, weil der Kern der Sache nicht berührt werden ſollte, weil man ſich es entgehen laſſen mußte, an dieſem draſtiſchen Beiſpiel zu demonſtriren, wie die durch den Ausgleich ſtatuirte Theilung der Gewalten zwiſchen einem Reichs- und zwei Landesminiſterien, zwei Landesverſammlungen und zwei Delegationen ſich practiſch ausnimmt. So wäre der Redeact ganz nüchtern verlaufen, wenn nicht plötzlich ein bisher gänzlich unbekannter Abgeordneter aus Galizien Leben hineingebracht hätte. Der Mann heißt Hausner, ſein Vater — wie erzählt wird dereinſt Schüler Joachim Heinrich Campes — iſt erſt nach Lemberg eingewandert, der Sohn gerirt ſich aber als Vollblutpole. Als ſolcher konnte er ſeine Farbe offen bekennen. In ſeiner großen, wohlgeſetzten Rede flammte eine Glut des Haſſes gegen Rußland, als ob ſeine Vorfahren an den verſchiedenen „Conföderationen" betheiligt geweſen und in den Reichstagen von Krakau, Lublin u. ſ. w. geſeſſen wären. Ihn kümmert die Verletzung der Verfaſſung wenig, aber er donnert gegen die Behandlung der Türkei in der Weiſe und in der Geſellſchaft, welche die Theilung Polens vollzogen hat. Wie alle Polen intereſſirt er ſich für Oeſterreich, inſofern dieſer Staat die vielerlei Nationen gedeihen läßt, aber ſein „Vaterland" iſt Polen. Seine Rede war weitaus die bedeutendſte oratoriſche Leiſtung, welche ſeit langem zu verzeichnen war. Aber die Verfaſſungspartei iſt nicht zufrieden damit, dies neidlos anzuerkennen; nicht zufrieden damit, ihn wegen dieſer einen Philippica zum großen Staatsmann zu machen, wie ſeinerzeit den ſiebenbürgiſchen Kaufmann Maager, weil er eine Verfaſſung verlangt hatte, und ſpäter den Herrn von Kaiſerfeld, weil er jedes Jahr eine große akademiſche Rede hielt, ſie hebt den Redner auf den Schild, als wäre er einer der Ihrigen, ahnt nicht, daß er wie der Stegreifritter zum Grafen Eberhard von Württemberg ſagen könnte: Ich thats aus Haß der Ruſſen und nicht um euren Dank. Ja, man nennt ihn den parlamentariſchen Sobieski — unbekümmert darum, daß der hiſtoriſche Sobieski und ſein Antheil an der Schlacht bei Wien ganz anders ausſchauen als im Mythus, und unbekümmert um das Compliment für die Führer der Verfaſſungspartei, deren Sache ohne die polniſchen Hülfs-

Digitized by Google

völker verloren gewesen wäre — um dramatischen Effect nämlich. Denn die Annahme der Adresse war ja gesichert.

Und nun? Angenommen, der Kaiser forderte die Anstifter dieses Mißtrauensvotums auf, ihm ein Programm vorzulegen: wie würden sie ein solches formuliren? Könnten sie die Zurückziehung der österreichischen Truppen aus den türkischen Provinzen, die Reduction des Heeres, die Entlastung des Budgets dadurch als Bedingung aufstellen? Dergleichen thut man wohl in Volksreden und Zeitungsartikeln, aber im Moment der Verantwortlichkeit pflegt doch etwas mehr politischer Verstand zu kommen. Und wenn sie nichts anderes vorschlagen könnten, als was Herr de Pretis auch thun wollte, wozu dann das Feuerwerk? Aber sie würden aller Wahrscheinlichkeit nach behaupten, nur zur Kritik, nicht zum Bessermachen da zu sein, und das nennt man Parlamentarismus.

Das Burgtheater hat die Wintercampagne mit einer That begonnen, der Aufführung von Antonius und Kleopatra. Wir erkennen Dingelstedts consequentes Bestreben, Shakespeare vollends bei uns einzubürgern, aufs wärmste an und begreifen auch vollständig, daß dem Dramaturgen dabei ziemlich freie Hand gelassen werden muß. Es muß ihm erlaubt sein zu kürzen, Scenen zu streichen oder umzustellen, und wo es nöthig eine Verbindung herzustellen. Aber hatte schon bei der Scenirung von Heinrich V. Dingelstedt einen übermäßigen Gebrauch von diesen Freiheiten gemacht, so übersteigt seine Behandlung von Antonius und Kleopatra vollends alles erlaubte. Die letzten Acte sind total umgeworfen, die Handlung und die Charaktere auf den Kopf gestellt, Scenen und Personen eingeflickt, von welchen Shakespeare gar nichts weiß. Wie Laube im Demetrius hinter Schiller, so tritt Dingelstedt plötzlich hinter Shakespeare hervor, drängt ihn bei Seite, führt allein das Wort. Solcher Dramaturgenwillkür sollte doch endlich das Handwerk gelegt werden. Hält man Shakespeares Dramen für unaufführbar, so lasse man sie liegen, glaubt man es besser machen zu können als er — nur zu, die Stoffe liegen für Jedermann bereit. Auch die Ausstattung mit opernhaftem Pomp, der angeblich archäologisch treu sein soll, kann nur dazu beitragen, das Publicum zu corrumpiren. Wird doch das Aegypten der Ptolemäer wie das Aegypten des Sesostris geschildert und die Griechin Kleopatra wie eine Nubierin angestrichen! Wenn das unter einem Dichter und einem Manne von der Bildung Dingelstedts geschieht, wie soll man sich dann noch über das Wesen an kleinen Bühnen beklagen?

Aus Berlin. Die Auflösung der Türkei und Deutschlands Stellung in den orientalischen Wirren. — Ohne daß die vergangene Woche gerade besonders hervorragende Ereignisse aufzuweisen hätte, hat sie doch mannichfache Symptome lebhafter Bewegung auf fast allen Gebieten der Politik zu verzeichnen, namentlich liegen untrügliche Anzeichen vor, daß die auswärtigen Dinge wieder in sehr starkem Flusse sind. Natürlich meinen

wir keineswegs, daß sich etwa wieder eine europäische Verwickelung vorbereite, welche den allgemeinen Frieden stören könnte. In dieser Beziehung halten wir unverbrüchlich an unserer hier schon mehrfach geäußerter Grundanschauung fest, daß es gerade das Verdienst des Berliner Congresses und der ihn dirigirenden deutschen Staatskunst war, eine Lösung der orientalischen Krisis anzubahnen, welche den Frieden Europas nicht mehr bedrohte. Die Gefahr einer solchen Friedensstörung ist durch den Congreß für voraussichtlich längere Zeit beseitigt worden. Indem aber der Congreß selbstverständlich nur eine Lösung der Krisis anbahnen konnte, ohne sie sofort durchzuführen, brachte er uns in das Stadium der orientalischen Frage, in dem wir uns jetzt befinden, das der Abwickelung der auf dem Congresse entrirten politischen Geschäfte. Diese Abwickelung, diese Durchführung der Congreßbeschlüsse konnte sich natürlich von vorne herein nach der Lage der Dinge nur sehr langsam vollziehen, sie ist aber noch mehr verzögert worden durch den passiven und activen Widerstand, den die Pforte nachträglich dem Vollzuge der Congreßbeschlüsse entgegengestellt hat. Ob man auf dem Congresse diesen Widerstand vorausgesehen hat, wissen wir nicht. Manche, wie die Oesterreicher, scheinen nicht auf ihn gerechnet zu haben. Andere, wie die Engländer, mögen ihn wohl gleich anfangs in ihre politischen Combinationen hineingezogen haben. Von großer thatsächlicher Bedeutung ist die Entscheidung dieser Frage nicht. Sehr wichtig ist dagegen die Thatsache selbst, daß die Pforte sich der Ausführung der Congreßbeschlüsse widersetzt hat, denn es hat nicht ausbleiben können, und es wird auch ferner nicht ausbleiben, daß dieser Widerstand einen viel schärferen Vollzug der Beschlüsse herbeiführt, als es ursprünglich beabsichtigt war.

Der Congreß betrat den Weg, der einzig und allein sich bot, wenn der europäische Frieden erhalten werden sollte, er führte die Verständigung der Mächte herbei auf Kosten der Türkei. Indem er aber die Pforte die Zeche bezahlen ließ, sorgte er doch andererseits dafür, daß die Türkei so viele Zugeständnisse gegenüber den Bestimmungen des Friedens von San Stefano erhielt, daß sie noch lebensfähig bliebe. Hätte die Pforte diese Lage der Dinge acceptirt, den Congreßbeschlüssen Folge gegeben und sich etwa mit der stillen Hülfe Englands auf der neuen reducirten Basis eingerichtet, so hätte sie Europa und sich selbst einen großen Dienst geleistet. Sie hat dies nicht gethan, sondern vielmehr der Einführung des neuen Zustandes thatsächlich widerstrebt. Viele behaupten, sie habe nicht anders handeln können, sie sei ihrer eigenen Organe, ihrer eigenen Völker nicht mehr Herr gewesen und diese hätten sie zur Opposition mit fortgerissen. Auch diese Frage läßt sich zur Zeit nicht entscheiden. Vieles spricht dafür, daß die Pforte nach dem Schlusse des Congresses nicht mehr Herr im Hause war, wie unter anderem die Ermordung Mehemet Ali Paschas durch die Albanesen. Andererseits ist es offenkundig, daß die türkische Regierung selbst den Fanatismus der Bevölkerung zum Zwecke der Verhinderung des Vollzuges der Congreßbeschlüsse geschürt hat. Die türkischen Delegirten drohten schon während des Congresses mit einer solchen Maßregel und haben sie den Oesterreichern und den Griechen gegenüber auch wirklich zur Anwendung gebracht. Schließlich mögen die Dinge der türkischen Regierung über den Kopf gewachsen sein, und sie mag endlich durch die Consequenzen ihrer eigenen Politik wohl wirklich unvermögend geworden sein, eine conciliantere Haltung anzunehmen, selbst wenn sie es hier und dort gewollt hätte. So ist sie denn auf dem Wege der starren Opposition geblieben und so ist es denn gekommen, daß Oesterreich in eine blutige

Campagne verwickelt wurde, deren Abschluß der Pforte weit empfindlichere Verluste beibringen wird, als Oesterreich ihr zuzufügen gedachte. So ist es auch gekommen, daß in Rumelien und Macedonien neuerdings wieder heftige Aufstände ausgebrochen sind, welche in Verbindung mit der nunmehr beginnenden praktischen Lösung der griechischen Grenzfrage der Türkei abermals territoriale Einbußen auferlegen können, die von ihr zu fordern keineswegs in der ursprünglichen Absicht der Mächte lag. So greift der Zersetzungsproceß der Türkei immer weiter um sich.

Natürlich birgt diese Auflösung des türkischen Staatswesens fortdauernd mannichfache Gefahren in sich. Wir halten zwar, wie gesagt, daran fest, daß die Ruhe Europas nicht bedroht ist, aber gleichwohl ist die Lage doch stets eine recht gespannte. Sehr richtig sagte Lord Beaconsfield in seiner jüngsten Rede in Guildhall: „Die Situation ist nicht gefahrvoll, aber ernst." Die Russen, welche bis zum Mai des nächsten Jahres das türkische Gebiet verlassen haben sollen, können die Räumung nicht beginnen, weil ihr Abzug aus einem Orte stets das Signal zum Rassenkampfe ist und wollen auch möglichst lange in ihren Stellungen verbleiben, weil sie ein großes Interesse daran haben, den Verwesungsproceß des türkischen Staatskörpers zu fördern. Ein solches Verhalten Rußlands beunruhigt natürlich die Engländer sehr stark und mit großem Nachdrucke betont Lord Beaconsfield wohl im Hinblicke auf diese Politik Rußlands, daß England seine ganze Macht für die buchstäbliche Ausführung des Berliner Vertrages einsetzen werde. Ein Ausspruch, der übrigens den englischen Premier auf der anderen Seite keineswegs hinderte, sich der von Frankreich in Anregung gebrachten gemeinsamen Pression der Mächte auf die Pforte zur Beschleunigung der Ordnung der griechischen Grenzfrage zu widersetzen. Während also England auf der einen Seite Rußland an die Erfüllung seiner Verpflichtungen mahnt und zur schnelleren Lösung der Krisis antreibt, verzögert es auf der anderen Seite selbst diese Lösung, indem es einer gemeinsamen europäischen Action gegen die Pforte hindernd in den Weg tritt. Rußland treibt ein ähnliches Spiel. Während es einerseits den rumelisch-macedonischen Aufstand ruhig zum Aerger Englands gewähren läßt, versichert es andererseits, daß ihm an einer Ordnung dieser Dinge im Einverständnisse mit England außerordentlich viel gelegen sei. Auch Oesterreichs Haltung ist sehr unklar. Sei es, daß ihm der macedonische Aufstand sehr ungelegen gekommen ist, sei es, daß er ihm zur Entfaltung eines Antagonismus gegen Rußland erwünscht gewesen ist, jedenfalls hat man es in Wien für gut befunden, einen erschrecklichen Lärm über diesen Aufstand zu machen, und anzudeuten, daß russischerseits der Plan im Werke sei, das Bulgarien des Friedens von San Stefano wieder herzustellen. Während man so in Wien auf der einen Seite leidliche Beunruhigung in Europa verbreitete, ließ man es sich andererseits den Parlamenten gegenüber angelegen sein, den rein defensiven Charakter der österreichischen Politik gehörig in das Licht zu stellen und wenn wir auch gerne glauben, daß diese letzteren Bestrebungen der eigentlichen Tendenz der österreichischen Staatslenker entsprechen, so ist doch durch die dieselben begleitenden oben erwähnten Vorgänge die Unklarheit in den orientalischen Dingen nur gesteigert worden.

Bei solcher Lage der Dinge hat nun Frankreich noch die Regirung der griechischen Grenzfrage in Anregung gebracht und voraussichtlich wird diese Frage die nächste Entwickelung der orientalischen Angelegenheiten beherrschen. Die Opposition Englands gegen die von Frankreich begonnene diplomatische

Action zeigt übrigens, daß es mit der westmächtlichen Allianz noch gute Wege hat. England und Frankreich haben sich in das ägyptische Geschäft getheilt, darüber hinaus ist aber keine Verständigung zwischen ihnen erzielt. Bezüglich Englands muß übrigens noch hervorgehoben werden, daß der Streit mit Afghanistan seine europäische Actionsfähigkeit in der letzten Zeit wohl stark beeinträchtigt hat, da er England zwang, seine Kraft vorwiegend auf die Bewältigung der asiatischen Schwierigkeiten zu verwenden. Man kann wohl behaupten, daß die englische Politik eine ganz andere Haltung aufweisen würde, wenn nicht dieses Schwergewicht an ihr hinge. Merkwürdiger Weise haben die Engländer sich für dieses Hemmniß nicht so sehr bei den Russen als besonders bei dem Vicekönig von Indien, ihrem eigenen Beamten, zu bedanken. Gewiß haben die Russen in Afghanistan gegen die Engländer gehetzt, aber es wäre ihnen doch schwerlich gelungen, dort sofort eine Quelle der Verlegenheit für England zu eröffnen, wenn nicht der Vicekönig die Uebereilung begangen hätte, auf eigene Verantwortung und ohne Wissen der englischen Regierung die bekannte Gesandtschaft nach Kabul zu schicken. Das Schicksal dieser Mission brachte England plötzlich in eine schwere Verlegenheit, die sonst gar nicht hätte entstehen können. Es gewinnt neuerdings den Anschein, als ob die englische Regierung angesichts der ihr in Europa obliegenden Arbeiten um jeden nur einigermaßen convenabeln Preis den Streit mit dem Emir von Afghanistan beilegen wolle. Ob ihr dies gelingen wird, ist sehr fraglich, für die fernere Entwickelung der türkischen Krisis aber von höchster Bedeutung.

Wir Deutschen haben durchaus keinen Grund, über die Verwirrung der orientalischen Dinge so laute Klage zu führen, als sie zuweilen unter uns erhoben wird. Freilich können auch wir an der andauernden Spannung der europäischen Situation keinen sonderlichen Gefallen finden, aber man möge doch nicht übersehen, daß ein Zustand, der eine Kriegsgefahr nicht in sich birgt, der aber andererseits alle unsere Nachbarn in intensivster Weise beschäftigt ohne uns selbst in nennenswerther Weise zu berühren, für uns doch auch seine Vorzüge hat. Es ist wunderbar, wie consequent dieser wichtige Punct in den meisten Blättern übersehen wird. Man liest in ihnen die beweglichsten Klagen über die nimmer enden wollende Unruhe im Orient, man tadelt den Leiter der deutschen Politik ob seines Congreßwerkes, das der Welt den Frieden auch nicht gebracht hätte, als ob die Unruhe im Orient für uns nicht besser wäre, als gewisse andere Unruhen an näher liegenden Heerden, die sich nach Beseitigung der ersten sofort erheben würden, und als ob es die Pflicht Deutschlands wäre, über den Frieden der Welt zu wachen. Ja, wenn nach Schließung des orientalischen Conflictes die Aera des ewigen Friedens zu gewärtigen wäre, dann hätten jene Tadler eine gewisse Berechtigung zu ihren Klagen. Leider aber ist nur zu erwarten, daß die orientalische Verwickelung einstmals durch Vorgänge abgelöst werden wird, die, sie mögen sein welche sie wollen, jedenfalls uns unbequemer und gefährlicher sein werden. Unter diesen Umständen möchten wir es nicht für angezeigt halten, sich deutscher Seits allzu sehr für die Beilegung der orientalischen Wirren zu erwärmen, zumal wir völlig unschuldig an der Entstehung dieser Calamitäten sind. Rein menschlich betrachtet sind jene Vorgänge natürlich tief beklagenswerth, die politische Denkweise hat aber zuerst das Wohl des eigenen Landes in das Auge zu fassen und dieses verbietet jede Parteinahme in diesen Händeln.

11. November.

Literatur.

Haus Eckberg. Roman in zwei Bänden von Sophie Junghans. Leipzig, 1878. — Die Verfasserin bietet in diesem Buche gewissermaßen ein Seitenstück zu ihrem vor zwei Jahren erschienenen Werke (Käthe, Geschichte eines modernen Mädchens); wie sie dort die Entwickelung eines jungen Mädchens innerhalb der modernen Gesellschaft dargestellt hatte, so führt sie uns hier in Christine von Eckberg eine Gestalt aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges von ihrem Kindheitsalter bis zu ihrer Verlobung vor. Aber während sie in jenem früheren Falle durch den charakterisirenden Zusatz in dem Leser Erwartungen erregte, wie sie sich innerhalb einer Dichtung oder wenigstens mit der Zeichnung einer einzelnen Gestalt nun einmal nicht erfüllen lassen, und dadurch dem Eindruck der sonst so ansprechenden Dichtung schadete, hat sie diesmal von vorn herein auf den Anspruch verzichtet, mit dem Bilde ihrer Heldin ein typisches Gemälde der Frauengestalten des siebzehnten Jahrhunderts gegeben zu haben. Dafür trägt das jüngere Werk mit Recht den Titel eines Romans; hinter den handelnden Personen sieht man beständig ihre Zeit und die ganze Arbeit legt ein rühmliches Zeugniß ab von einer eingehenden und verständnißvollen Vertiefung in jene so traurige Periode unserer vaterländischen Geschichte. Der Gedankengehalt des Werkes ist überhaupt ein ernster und tiefer; besonders trefflich ist es der Dichterin gelungen, die verschiedenen religiösen Vorstellungen jenes Zeitalters zu charakterisiren und ihre Heldin in diesem wüsten Durcheinander zu einer selbständigen und innigen Auffassung der höchsten Fragen des Menschenlebens kommen zu lassen. Freilich ist, und das ist der wunde Punct der Dichtung, das Bild nur skizzirt; eine volle Wirkung könnte es nur bei breiterer Ausführung erzielen. Das Material zu einer solchen ist vollständig vorhanden; namentlich das Kloster und der Hof des Grafen von Schleusingen weisen schon in der jetzt gegebenen Skizze eine Reihe von Gestalten auf, aus denen sich, um es mit einem etwas gewöhnlichen, aber treffenden Ausdruck zu bezeichnen, mehr hätte machen lassen. Daneben wären allerdings auch eine andere Vertheilung des Stoffes und besonders ein Verzicht auf den biographischen Gang der Erzählung im Interesse eines einheitlicheren, poetischeren Eindrucks zu wünschen gewesen; nach der jetzt herrschenden Oekonomie umfaßt der zweite Band einen weit kürzeren Zeitraum als der erste und die Kindheitsgeschichte erfährt eine verhältnißmäßig zu umfangreiche Darstellung; der eigentliche Inhalt derselben hätte nicht geopfert zu werden brauchen, wenn sie in der episodischen Form von Rückblicken gegeben wäre. Mit diesen Bemerkungen soll indessen durchaus nicht geläugnet werden, daß auch in der vorliegenden Gestalt die Dichtung wohl zu gefallen im Stande ist; neben Christine selbst sind der alte Freiherr, Ursula, Hubert, die Aebtissin, die Oberhofmeisterin vortrefflich gezeichnet und manche Scene zeigt eine kräftige und sichere Pinselführung, aber gerade aus ihnen wie aus der Zeichnung des Hintergrundes und dem Gedankengehalt, darf man schließen, daß sich die Verfasserin ihr Ziel hätte weiter stecken dürfen. E—e.

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.

Ausgegeben: 15. November 1878. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Jean Paul redivivus.*)

Von W. Lang.

Es ist schon geraume Zeit, daß sich die dunkle Sage verbreitete, der Verfasser der Aesthetik und der kritischen Gänge habe ein neues Werk der Einbildungskraft unter der Feder; eine erzählende Dichtung, so hieß es, einen Roman, der, wie hinzugefügt wurde, in der Pfahlbautenzeit spiele und voll Laune und satyrischer Bosheit stecke, denn unter der Maske eines vorgeschichtlichen Culturbildes treffe er, wie sich dies bei Vischer von selbst verstehe, alle erdenklichen Verkehrtheiten unseres Zeitalters. Dieser Roman, so wurde damals prophezeit, werde der Welt ein Aergerniß, den Freunden und Wissenden eine große Erbauung sein.

Das Buch ist jetzt erschienen und fordert das öffentliche Urtheil heraus. Man überzeugt sich, daß das voraufgegangene Gerücht keine zutreffende Vorstellung erweckt hat, aber auch nicht ganz auf falscher Fährte gewesen ist. Zwar ein Roman ist es nicht und will es nicht sein. Was denn? Ja was denn? Gleich auf diese Frage ist die Antwort nicht so leicht zu ertheilen. In den schulmäßigen Ordnungen will sich das räthselvolle Buch nicht unterbringen lassen. Eine Erzählung, die kaum begonnen wieder abreißt, und in der die Episoden sich als Hauptstücke hervordrängen; eine komische Dichtung, die voll bitteren Ernstes ist; ein Zickzack der Phantasie zwischen abstoßenden, wunderlichen und wieder hochpoetischen Regionen; eine lose, bruchstückartige Composition mit eingestreuten lyrischen Ergüssen und Tagebuchblättern, und dann doch wieder ein kräftiges Band, das alles unter einen gemeinsamen Gesichtspunct zwingt. Dieses Band aber, das wir billigerweise zunächst auf-

*) Friedrich Theodor Vischer, Auch Einer, eine Reisebekanntschaft. 2 Bde. Stuttgart und Leipzig, E. Hallberger.

ſuchen, iſt die Perſönlichkeit des ſonderbaren Kauz, deſſen Bekanntſchaft wir in den erſten Scenen machen; es iſt der A. E., das heißt Auch Einer, oder Albert Einhart, und wir merken mit der fortſchreitenden Erzählung bald, daß wir die Anfangsbuchſtaben ſeines Namens auch als Alter Ego des Dichters ſelbſt zu deuten berechtigt ſind. Dieſer ſchiefgewickelte Menſch, wie ihn der Dichter ſelbſt einmal nennt, hat ſeine Schickſale, ſeine romanhaften Erlebniſſe, aber dieſe bleiben im Hintergrund, ſie ſind blos angedeutet, nicht erzählt; nur wie unter ihrem Eindruck dieſer A. E. ſo geworden iſt, iſt der Dichter zu ſchildern befliſſen. Alles hängt an dieſer Perſönlichkeit, die der Dichter mit ſeinen Schrullen und Einfällen ausſtattet, wie er in ſie ſeine tiefſten Empfindungen und Gedanken hineinlegt. Dieſes zweite Ich iſt auch der Verfaſſer der Pfahldorfgeſchichte, die den größten Theil des erſten Bandes ausfüllt. Im zweiten Bande wird der novelliſtiſche Faden zu Ende geführt, worauf dann — abermals den größten Theil des Bandes ausfüllend — ein Tagebuch des A. E. mitgetheilt wird, das theils frühere Erlebniſſe deſſelben nachholt, ſeinen übrigen Beſtandtheilen nach aber erſt den geiſtigen Gehalt des Freundes in das rechte Licht ſetzt, und damit zugleich den verſöhnenden und für manches Peinliche, was dem Leſer nicht erſpart blieb, entſchädigenden Abſchluß bringt. Es ſei hier gleich bemerkt: daß das Tagebuch am Ende ſteht, nicht gleichfalls als Epiſode eingereiht iſt, ſtreitet blos ſcheinbar mit der richtigen Oeconomie. Das Schwergewicht iſt mit voller Abſicht an den Schluß verlegt. Der Antheil, den wir an dem ſeltſamen A. E. nehmen, ſteigert ſich zuſehends und gipfelt in dem Tagebuch. Erſt von hier aus iſt auch ein Urtheil über die ganze Dichtung möglich mit ihren einzelnen Zügen und Wunderlichkeiten, bedenklichen Derbheiten, heiteren Erfindungen, mit ihren komiſch und ernſt erſchütternen Scenen.

Von Anfang iſt, die Wahrheit zu ſagen, die Bekanntſchaft, die wir zuerſt an den Ufern des Vierwaldſtädter Sees machen, wenig erquicklich. Auch darin iſt ohne Zweifel Abſicht, daß uns der Zugang zu dem Inneren des Originals erſchwert iſt, wir lernen es zunächſt von ſeiner lächerlichen und wenig liebenswürdigen Seite kennen. Die Erfindungen des Dichters gehören in dieſem Theile, durch den ſich der Leſer nicht darf abſchrecken laſſen, ſo zu ſagen noch einer niederen Sphäre an: Conflicte mit einem Commis voyageur und mit einem unverſchämten Kellner, Prügelſcenen, Abenteuer eines Pechvogels, der zudem mit einem ungeheuren Katarrh behaftet iſt und der in koloſſaler Uebertreibung dieſes Uebels faſt als Wahnſinniger ſich geberdet, das iſt der Anfang. Zum Glück gewinnt der Arme bald ein tieferes Intereſſe, man unterſcheidet den Sinn, der in ſeinem Unſinn ſteckt, man thut vereinzelte Blicke in das zuſammengeſetzte Innere des Mannes, der ſchwer leidet und durch die hyperboliſche Art, wie er das Leiden kraft ſeiner Phantaſie

verarbeitet, doch zugleich die Lachluſt reizt. Man ahnt ſchon das Ganze des Charakters, noch bevor dieſer durch die ſpäteren Mittheilungen ergänzt und in das volle Licht gerückt wird.

Dieſen A. E. hat die Natur mit einer unglückſeligen Empfindlichkeit für die kleinen Leiden und Tücken des Erdenlebens ausgeſtattet. Er iſt völlig ſchaallos gegen die Unbilden, die dem Argloſeſten unverſehens von allen Seiten drohen. Auf dieſem ganzen, vielſeitigen Gebiet iſt er ſo zu ſagen Virtuoſe, zunächſt natürlich im paſſiven Sinne: die Dämonen, die in dem „Racker Object" ſtecken, haben es ganz beſonders auf ihn abgeſehen. „Zuerſt ſpringen an drei Hemden die Knöpfe ab, da ich ſie anziehen will. Ja, ja, ſo ein Hemdknopf! Ein Bär ſtellt ſich ehrlich zum Kampf; ich weiß, was ich zu thun, wie ich meine Waffe anzuwenden habe; einen hundertjährigen Eichbaum kann ich mit Macht und Ausdauer umhauen; aber der Knirps! Ich ſoll Kraft anwenden, denn die Beſtie will abſolut nicht durchs Knopfloch, und ich ſoll ſie zugleich eben ſo ſehr gar nicht anwenden, ſondern ganz fein und leicht mit den Fingerſpitzen arbeiten, und indem ich mich placke, ſchinde, abrackere, ſoltere, tödte, das Widerſprechende zu leiſten — o luſtig! ſpringt die Schmachcanaille erſt recht ab!" Wer hat nicht das Nämliche oftmals verzweiflungsvoll durchgemacht, desgleichen die anderen Streiche des vermeintlichen Zufalles erlitten, über die unſer Freund außer ſich geräth, als da ſind: die Brille verlegen, im Augenblick da man ausgehen will; den Schlüſſel nicht finden, da er eben am nöthigſten iſt; oder das Suchen eines Blattes, das ſich in einen Actenſtoß verſchlüpft hat; der Tiſch wackelt wenn ich ſchreiben will, und in die Feder hat ſich ein Härchen eingeniſtet; das Band der Lorgnette hat ſich an irgend einem Gegenſtand feſtgehäckelt — dies und ähnliches ſind die Situationen, in denen unſer Freund die Tücke, die Animoſität des Objects erkennt, „des ſogenannten Körpers, was die bisherige Phyſik geiſtlos mit Namen wie: Geſetz der Schwere, Statik und dergleichen bezeichnet hat, während es vielmehr aus Einwohnung böſer Geiſter herzuleiten iſt. Animos — fährt er fort — haben Sie denn auch ſchon beobachtet, wie das fallende Papierblatt uns verhöhnt? Sind ſie nicht wahrhaft graziös, die Spottbewegungen, womit es hin und her flattert? Sagt nicht jeder Zug mit blaſirt eleganter Frivolität: doch noch gewonnen!? O, das Object lauert. Ich ſetze mich nach dem Frühſtück friſch, wohlgemuth an die Arbeit, ahne den Feind nicht. Ich tunke ein, zu ſchreiben, ſchreibe: ein Härchen in der Feder, damit beginnt es. Der Teufel will nicht heraus, ich beflecke die Finger mit Tinte, ein Flecken kommt aufs Papier, — dann muß ich ein Blatt ſuchen, dann ein Buch und ſo weiter, und ſo weiter, kurz der ſchöne Morgen iſt hin. Von Tagesanbruch bis in die ſpäte Nacht, ſo lang irgend ein Menſch um den Weg iſt, denkt das Object auf Unarten, auf Tücke. Man muß mit

ihm umgehen wie der Thierbändiger mit der Beſtie, wenn er ſich in ihren Käfig gewagt hat; er läßt keinen Blick von ihrem Blick und die Beſtie keinen von ſeinem .... So lauert alles Object, Bleiſtift, Feder, Tintenfaß, Papier, Cigarre, Glas, Lampe — Alles, Alles auf den Augenblick, wo man nicht Acht giebt. Aber um Gottes Willen, wer kann's durchführen? Wer hat Zeit?"

Und es bleibt nicht blos beim harmloſen Schabernack; was dieſer angerichtet hat, läßt ſich ja wieder repariren; vielmehr fällt den Unglücklichen das Object auch in bedeutenderen Situationen an, wo er ſich noch dazu geſellſchaftlich compromittirt, alſo z. B., wenn er an der Seite einer angebeteten Frau ſich befindet. Ja es verſteht ſich von ſelbſt, daß ihm in der Schlacht, wenn er auf den Feind abzielt, die Flinte den Schuß verſagt. Dazu kommen als beſondere Specialität die ewigen Erkältungen, von denen der Freund geplagt wird, und die ihn zu den fürchterlichſten Verzweiflungsausbrüchen treiben. Der Dichter hat uns nicht erſpart, die Aeußerungen dieſes Uebels ſo draſtiſch als möglich vorzuführen.

Dieſe beſtändigen Klagen oder vielmehr Wuthausbrüche, die wir anhören müſſen — auch der tückiſche Föhnwind gehört zu den Dingen, die ihn „ganz wüthig machen" — würden nun ohne Zweifel langweilig wirken, oder wir würden den Leidenden höchſtens bedauern, wir wären zuletzt verdrießlich „über ſolches Pflegen und Hegen des Peinlichen, das am Ende doch krankhaft weichlich, wohl auch ſelbſtgefällig zu nennen war". Wie geſchieht es nun, daß der Unglückliche gleichwohl intereſſirt, feſſelt, ja allmählich uns ſympathiſch wird? Einmal gerade durch ſeine Uebertreibungen. Indem wir ihn in den Tiefen ſeiner Leiden ſelber mit Luſt wühlen ſehen, wird er komiſch. Er macht ſie zum Objecte ſeiner Phantaſie, ſteigert ſie ins Groteske, ja er bildet ſich eine förmliche Mythologie aus den ihm auflauernden Kobolden: darin iſt bereits ein Anſatz dazu, mit innerer Freiheit über die Leiden ſich zu erheben. Er empfindet das Uebel auf das Schärfſte, aber es erregt in ihm zugleich ein künſtleriſches Intereſſe. Und vollends gewinnt er ſeine innere Freiheit durch jene periodiſchen Executionen, die er an dem rebelliſchen Object vornimmt. Die Brille, die Uhr, die ihn oftmals geärgert haben — einmal verliert er die Geduld und vollzieht an ihnen ein Strafgericht. Feierlich werden ſie der Vernichtung geweiht, und zuweilen giebt er ſich dem unbeſchreiblichen Vergnügen einer Maſſenhinrichtung der Objecte hin: Da fliegen Teller, Gläſer, Krüge, Kannen zum Fenſter hinaus, um am Stein zu zerſchellen; er nennt das einen Vernunftact, eine religiöſe Opferhandlung.

Das iſt das Eine. Dann aber erfahren wir vom Dichter, daß ſein A. E. nur deshalb über die ſtörenden Kleinigkeiten im Leben ſo erboſt iſt, weil das Gefühl der Zweckmäßigkeit in ihm von ungewöhnlicher Schärfe iſt.

Selbſt aufs Harmoniſche angelegt, empfindet er die Disharmonien des Daſeins um ſo tiefer. Er kommt nicht darüber hinweg, daß die Zeit, welche dieſe Bagatellen erfordern, der Arbeit für die wahren Aufgaben des Lebens verloren geht, daß alſo der Kampf mit dem Kleinen beſtändig den Kampf um das Große hemmt und durchkreuzt. Folgende Theorie hat er ſich ausgeſonnen: es giebt zwei Stockwerke des Lebens, das untere und das obere. In jenem herrſcht der arge Zufall, die Tücke des Objects, in dieſem baut ſich, erhaben über jene feindſeligen Kobolde, die Welt der Ideen auf. Er ſelbſt ſtellt ſich mit Luſt in den Dienſt dieſer oberen Welt, eine Lieblingsmaxime von ihm lautet: „Das Moraliſche verſteht ſich immer von ſelbſt". Aber es reizt ſeine Wuth immer aufs neue, daß man für die objectiven Ordnungen der Sitte, des Staats, der Kunſt, nicht wirken kann, ohne durch die Kobolde beſtändig gezerrt und aufgehalten zu werden. Sie rennen dem Menſchen über den Weg, wenn er mitten im vernünftigen, zweckmäßigen Thun begriffen iſt, er iſt das Hackbrett, worauf kichernd und hohnlachend die böſen Geiſter ſpielen. „Mir will es immer vorkommen, als ſei in dem erſten Stockwerk ein Zorn, ein Gift darüber, daß es das zweite tragen muß, als ſei da ein — ein Etwas, ein Rachegeiſt, Tücke, nach den höheren Weſen, nach den Zimmerleuten des zweiten Stockwerks mit Nadeln, mit Pfriemen, haarfeinen Dolchen durch die Dielenſpalten hinaufzuſtechen." Unerſchöpflich iſt A. E. in ſeinen Variationen dieſer phantaſtiſchen Vorſtellung. „Daß das Leben ein Suchen iſt, darüber klage ich nicht. Das Moraliſche verſteht ſich immer von ſelbſt. Ein rechter Kerl ſucht, ſtrebt und beſchwert ſich nicht darüber, ſondern iſt glücklich in dieſem Unglück der aufſteigenden und nie anlangenden Linie des Lebens. Das iſt unſer oberes Stockwerk! Aber die Zugabe, die Hundenoth gleichzeitig im untern Stockwerk des Lebens — davon iſt die Rede. Da iſt alſo zum Beiſpiel das Suchen, das ſo toll, ſo nervös, ſo wahnſinnig macht. Man verfällt ja dabei immer in den Theismus. Der liebe Gott, der oben herunterſchaut, der die Haare auf unſerm Haupte zählt, der mich nun ſtundenlang meine Brille ſuchen ſieht — er ſieht ja auch die Brille, weiß recht gut, wo ſie liegt — iſt es zum Ertragen, nun denken zu müſſen, wie er lachen muß?" Und ein anderesmal: „Der Wahnſinn beherrſcht das Geſchehen: die Schuld der Geiſter, die Schuld der Teufelsrotte. Und aber trotzdem: ſie können die Menſchheit placken und ſchinden, aber nicht mehr unterkriegen, den Oberbau: Geſetz, Staat, Liebe, Kunſt nicht mehr einſtürzen, wir müſſen ſtreben, ringen, kämpfen, als ob ſie nicht wären. Ja die Geiſter ſelbſt und ihre böſen Werke, obwohl wir ſie nicht hindern können, müſſen uns dienen: wir erkennen ſie, wir verwenden ſie, namentlich in der Kunſt." In dem letzteren Wort hat man zugleich einen Wink des Verfaſſers,

wie er dieſe Erhebung der Welt des kleinen Schabernacks zu einem Gegenſtand der Dichtung aufgefaßt wiſſen will.

Als eine Arbeit dieſes ſo gearteten Geiſtes wird nun die Pfahldorfgeſchichte, deren Schauplatz der Züricher See iſt, mitgetheilt. Dies giebt von vornherein den richtigen Maßſtab für ihre Beurtheilung. Sie will nicht in die Reihe der jetzt ſo beliebten Verſuche ſich ſtellen, eine entlegene Culturperiode wieder zu beleben und als ſolche vor das Auge der Gegenwart zu rücken. Das will ſie auch, aber ihre Abſicht geht nicht darin auf. Sie ſteckt zugleich voll Satire, voll Paradoxen und Wunderlichkeiten. In der harmloſen Erzählung ſcheint immer das Moderne durch. Die Dichtung bewegt ſich in einem heiteren Spiel zwiſchen alten Zuſtänden und neuen Gedanken. Und doch wird die rein dichteriſche Wirkung des Culturbildes dadurch nicht aufgehoben, oder, wo ſie aufgehoben iſt, wird ſie immer wieder hergeſtellt. Es iſt beides zugleich: wir leben unter dieſen Pfahlmannen und ſehen ihnen zugleich von einem überlegenen Standort zu. Und eben dieſe Schwebe giebt dem Leſer ein angenehmes, behagliches Gefühl, er iſt niemals in peinlicher Sorge, daß ein Anachronismus ihn aus der Stimmung bringe, denn gerade die Anachronismen erhalten ihn in der Stimmung. An ernſthaften Studien im Keltiſchen und in den Ueberreſten, die von dem Pfahlbautenzeitalter zeugen, hat es der Dichter nicht fehlen laſſen, und ſeine Geſtaltungskraft weiß uns merkwürdig in jene untergegangene Welt zurückzuverſetzen. Aber unverſehens bricht der Schalk durch, und es kommt ihm nicht darauf an, die wirkliche Mythologie der Kelten zu vermiſchen mit höchſt abenteuerlichen Erfindungen oder in den Seelen der Pfahlmänner Gedanken zur Geburt drängen zu laſſen, „die doch unmöglich geboren werden konnten". Die Satire kehrt ſich nämlich in erſter Linie gegen die geiſtlos überlieferte Religionsübung und die dumpfe Selbſtzufriedenheit einer Cultur, die ohne Ahnung der weltbewegenden Geſetze ſich ſelbſt für den Gipfel der Vollkommenheit hält. Im Gegenſatz hierzu iſt das Element des geſchichtlichen Fortſchritts in dem weitblickenden Jüngling Arthur und in den beiden Barden von der nahen Hochſchule Turik, das heißt Zürich, verkörpert, die in zukunftbegeiſterten Reden den Pfahlbürgern, welche Ohren und Mund aufſperren, eine Ahnung von fernen Tagen einer höheren Geſittung und vom einſtigen Sturze der jetzt verehrten guten und böſen Götter wachrufen. Daß der Dichter uns in dieſen beiden Geſtalten Zeitgenoſſen aus der heutigen Züricher Gelehrtenrepublik vorführt, kann man unſchwer merken, und insbeſondere iſt in dem Barden Guffrud Kullur der Verfaſſer der trefflichen Seldwylageſchichten leicht zu erkennen.

Es hat ſeinen guten Grund, daß dieſem Meiſter der Erzählung eine beſondere Huldigung dargebracht wird. Man wird in dem Erzähler der Pfahldorfgeſchichte ein verwandtes Talent finden; die phantaſie-

kräftige sichere Zeichnung von Menschen und Begebnissen, die urwüchsig daherrauschende Beredtsamkeit der Helden, der frische Naturgeruch und wieder die leichte Beimischung von Ironie, das sind in der That verwandte Züge. Neben der scharfen Satyre erfreut ein Element inoffensiver Komik, des rein Drolligen, das zum Theil eben wieder aus den modernen Reflexlichtern entspringt, die auf das alte Culturbild fallen. In der Composition der Geschichte aber wird jeder Leser die wohlbemessene Steigerung bemerken. Die reine Idylle erhebt sich allmählich in die Perspective der Culturgeschichte, von der einfachen Zwiesprache der Liebenden am Anfang führt uns der Dichter zu heroischen Gemälden, wie der nächtliche Waldkampf mit dem Wisent, und zu den bewegten Massenbildern des Festzugs und des Opferschmauses mit obligater Keilerei. Unter den Objecten der Satyre aber nimmt neben dem versteinerten Kirchenthum eine bevorzugte Stelle die Zukunftsmusik ein, und da die letztere wie mit päpstlicher Unfehlbarkeit den Zeitgenossen sich aufgedrängt hat, paßt es gut, daß beides in Zusammenhang gebracht, das heißt die Vertretung der neuen ungeheuerlichen Tonkunst eben der Person des Druiden angehängt ist, der im übrigen freilich jeder Neuerung gänzlich abhold ist.

Seit jener Begegnung im Reußthale ist der Erzähler mit seinem merkwürdigen Freunde A. E. persönlich nicht mehr zusammengetroffen. Die Pfahldorfnovelle hat er von ihm über die Alpen zugesandt erhalten. Erst nach dem Tode des Freundes kommt er in dessen Wohnort, und dies giebt dann Anlaß, das bis jetzt noch fragmentarische Charakterbild des Räthselhaften zu ergänzen. Wir erfahren, wie er sein bescheidenes Amt treu und eifrig ausfüllte, erfahren von seiner Lebensweise unter den Menschen und, was ein hervorstechender Zug ist, seiner Liebe zur Thierwelt, von einem Liebesabenteuer in Norwegen (das erst im Tagebuch vollends aufgeklärt wird), von den wiederholten Kunstreisen in Italien, von seinem Wollen und Wirken als Vaterlandsfreund — er hat als Freiwilliger den schleswig-holsteinschen Krieg von 1848 mitgemacht und hat sich später einmal in die Volksvertretung wählen lassen —, endlich von seinem Ende, das ihn bei einer Intervention zu Gunsten der gequälten Thierwelt befällt. In allen jenen Beziehungen und Lebenslagen, als Liebhaber und Beamten, als Krieger und Politiker verfolgt ihn sein unwandelbarer Unstern, aber wir gewinnen zugleich den Eindruck einer tüchtigen, in sich geschlossenen, edlen und idealen Natur: im oberen Stockwerk ist es bei ihm aufs beste bestellt, wie grausam es auch die Geister des unteren auf ihn abgesehen haben. „Die Canaillen haben mich doch nicht untergekriegt, ich habe nie am oberen Stockwerk gezweifelt und treulich daran gebaut, was ich konnte.“ Eben diesen Eindruck vollenden die reichlichen Auszüge aus seinem Tagebuch.

Es ist schon bemerkt, daß diese Aphorismen den erfreuendsten und gehaltvollsten Theil der Dichtung ausmachen. Auch wer an manchen weitgetriebenen Wunderlichkeiten, ja abstoßenden Scenen der Erzählung verzeihlichen Anstoß nimmt, wird sich reichlich entschädigt finden durch den Ernst des Denkens und die reife Lebensbetrachtung, die aus diesen Fragmenten reden. Man wäre versucht, Einzelnes, was besonders charakteristisch und besonders bedeutend ins Auge fällt, herauszuheben und gleichsam eine Blumenlese aus der Blumenlese zu geben oder die „Goldfäden" auszuziehen, „die sich durch das bunte Garn dieser Wicklung reich und stark hindurchziehen." Ich verzichte darauf, nicht blos, weil inmitten des Reichthums die Wahl schwer ist, sondern weil diese Blätter ihre rechte Wirkung eben als Ganzes gewinnen, als die zusammenhängenden Aeußerungen eben dieses Geistes. Im übrigen sind sie freilich so buntfarbig als möglich. Sätze der Lebensweisheit wechseln mit schnurrigen Einfällen, groß empfundene Naturbilder, lyrische Ergüsse, Kunsturtheile von seltener Feinheit mit Strafreden und satyrischen Ausfällen. Was der Verfasser über Vaterland, Glauben und Wissen, über Lebenszweck und Weltordnung gedacht hat, das erscheint hier, nicht in geordneter Form auseinandergelegt, aber so, daß die Bruchstücke auf eine ausgereifte, aus den Tiefen geholte Weltanschauung zurückdeuten. Wieder begegnen wir hier, wie in früheren Schriften Vischers, dem zürnenden Ankläger jenes Schwindelgeistes in allen Formen, der den ernsten Söhnen des Vaterlandes die Freude über dessen Aufschwung verbittert, wiederum dem Spötter über das Menschenvolk, das Nathan den Weisen und Iphigenie besitzt und gleichwohl „heute noch nicht weiß, was Religion ist! Sie noch in den Glaubenssätzen sucht! Oder mit ihnen wegwirft!", wiederum dem geistreichen Zergliederer der Irrlehre des Pessimismus, der ganz erkennt, „wie schlecht es hergeht im unteren Stockwerk, in der Natur, aber nicht einsehen will, daß sich über ihm ein zweites aufgebaut, das Gesetze hat, fest über der Willkür, objectiv, nichts fragend nach Lust oder Unlust, und doch Seligkeit gewährend im Dienst, in der Arbeit am zeitlos Werthvollen". Daß dieser A. E., der das kleine und große Weh der Welt so tief empfindet, dennoch im Glauben an die objective Welt des Geistes unerschüttert ist und die Arbeit an der sittlichen Weltordnung als das allein Wesenhafte festhält, läßt uns auf den Grund seiner Seele blicken. Und in diesem Sinne darf man das Buch von Vischer gleichfalls ein Bekenntniß nennen, worin er die Summe seiner Weisheit gezogen hat und an der Schwelle des Greisenalters seinem Volke als Vermächtniß darbietet. Daß es nicht ein „gerades und ausgewachsenes Gebilde" geworden ist, weiß er selber am besten. Was er über die bunte Mischung der Kräfte in ihm bemerkt, über den Widerstreit der Phantasie und des philosophischen Denkens, die sich gegenseitig den Raum weg-

Digitized by Google

nehmen (II. 84 f.), das läßt gleichfalls einen tiefen Blick in sein Inneres thun.

Bevor des Dichters Held seine letzte Wallfahrt nach Italien unternimmt, macht er noch einmal einen Besuch in dem Thale, wo er vier Jahre, vom vierzehnten bis zum achtzehnten, in einer Erziehungsanstalt zugebracht hat, das heißt in Blaubeuren. „Er hatte immer gern von jener Zeit gesprochen, von den alten Klosterräumen, worin die Schule sich befand, von der Schönheit des Thales, von den alten Kameraden. Still und sichtbar weich gestimmt kam er zurück und trat bald darauf die Reise an." Die Frucht dieser Einkehr des Alten im „nie vergess'nen Jugendthal" ist ein Gedicht von überwältigender Empfindung. Unwillkürlich erinnert man sich hierbei, daß nun der Reihe nach drei von den Genossen jener berühmten Blaubeurer Promotion mit ihrem Bekenntniß und ihrem Vermächtniß hervorgetreten sind, jeder in eigenthümlicher Form, aber alle verwandt darin, daß sie auf dem festen Grunde der neuen Gestaltung des Vaterlandes die Summe ihres Forschens und Denkens über die höchsten Dinge gezogen haben. Wenn Strauß mit gefälligem Griffel ein umfassendes Bild von der modernen Weltanschauung zu zeichnen versuchte, Gustav Pfizer in seinen „Gereimten Räthseln aus dem Deutschen Reich" als ein eifriger Prophet von des Vaterlandes Ehre und Schande sang, so hat Friedrich Vischer die Form einer humoristischen Dichtung gewählt, die gleichfalls räthselvoll doch leichter zugänglich, wie des letztgenannten gehaltvoll bizarre Witzspiele, an den Leser die Forderung stellt, im Lachen über die Widersprüche des Lebens ihre Nothwendigkeit zu begreifen, in den Zickzacksprüngen der Phantasie den idealen Ernst, in dem bunten Gewebe von Grillen und Scherzen den Zug zum Ewigen aufzufinden.

Er selbst wirft den Pessimisten auch das vor, daß sie ohne Humor sind und nicht lachen können. „Eine Welt, wo so viel gelacht wird, kann so schlecht nicht sein. Gelacht wird über das Verkehrte, auch das Ruchlose, selbst über die größten Uebel, wenn sie nur irgendwie unter den Gesichtspunct der Zweckwidrigkeit gerückt werden können. Vorausgesetzt ist das humoristische Lachen freier, reiner und universal blickender Gemüther. Sie lachen im Bewußtsein, daß schließlich das Verkehrteste der sittlichen Weltordnung nichts anhaben kann, denn eben die so Lachenden sind ihre Schützer, ihre Retter."

Italien und Leo XIII.

Daß Leo XIII. die in dem bekannten Schlagworte ausgedrückte Anordnung der Wahlenthaltung für Italien zurücknehmen wolle oder sie schon zurückgenommen habe, kam nichts weniger als überraschend, erregt aber dennoch lebhaftes Aufsehen. Gleich nach seiner Erwählung hieß es, Leo billigte nicht das politische Thun oder vielmehr Lassen der Anhänger des Vatikans in Italien und würde eine Aenderung darin herbeiführen. Die letzten Gemeindewahlen in Rom gaben zu einem Vorspiele bereits Anlaß, das allerdings für die künftige Partei wenig glücklich ablief. Ob ihr allgemeines Thätigwerden in Gemeinde, Provinz und Staat durch besondere Umstände erhöhte Wichtigkeit gewinnen wird, ist zur Zeit nicht zu beurtheilen. Die eindringendere Betrachtung führt darauf, die Bedeutung des Vorganges, so wenig sie selbstverständlich zu unterschätzen ist, auch nicht überschätzen zu wollen. Die auffälligen sind nicht immer die wichtigsten Ereignisse.

Das Verhältniß zwischen Staat und Kirche in Italien, richtiger zwischen Königthum und Papstthum in Rom, erscheint als etwas ganz Neues. Wie hohe Jahre das Papstthum zählt und wie mannichfache Schicksale dasselbe über sich ergehen sah, es findet sich gegenüber dem jungen italienischen Königthum in völlig ungewohnter fremder Lage. Die eine Thatsache, daß Leos Wahl so ungestört erfolgen konnte, thut inzwischen zur Genüge dar, daß die von dem Papstthum zu bringenden Opfer durch den ihm zu Theil werdenden Gewinn in greifbarster Weise und überreichlich aufgewogen werden. Denn was das Papstthum eingebüßt hat, war Scheinmacht, Scheinrecht, was es erlangte, ist hohe Sicherung, starker Schutz. Das Königthum sieht sich in der Vogtschaft über das Papstthum eine schwere Bürde aufgelegt, die um so schwerer ist, als das Königthum auf Dank und Dankbarkeit von Seiten des Papstthums wohl keine Rechnung sich machen darf. Daß die vatikanische Partei wenigstens nicht deswegen in das öffentliche Leben Italiens eintreten solle, ist außer Zweifel. Welche Beweggründe sie bestimmen, darüber geben die scholastischen Ungenießbarkeiten des Pater Corci wohl kaum den rechten Aufschluß.

Leo XIII., dessen Regierungsprogramm das Vorgehen der vatikanischen Partei in Italien mit bildet, scheint den ihm vorausgegangenen Ruf wahr machen zu wollen. Mit frischer Kraft waltet der bald Siebzigjährige seines Amtes. Leo besitzt reiche staatsmännische Erfahrung. Kein geringerer als Leopold I. würdigte den Monsignore Pecci seiner Huld, als dieser in Brüssel den heiligen Stuhl vertrat. Man sagt, Leo bewahre, was bei Abgesandten der römischen Kirche im Norden selten genug der Fall, dem Aufenthalte in

Belgien das lebendigste Andenken. Wären es denn auch etwa belgische Erinnerungen, die Leos Geiste vorschweben, indem er der vatikanischen Partei durch sein Machtwort den Zugang zu den italienischen Berathungssälen öffnet? Würde sich Leo vielleicht das Verhältniß zwischen Staat und Kirche in Belgien als Endziel für Italien ersehen haben? Es lohnt sich, diesen Gedanken, so viel er immer gegen sich hat, ins Auge zu fassen.

Der Katholicismus ist in Belgien eine Macht, obschon dasselbe unter den Verfassungsstaaten in erster Reihe steht. Wenn der Katholicismus in Belgien, allerdings unter schweren, gefährdenden Kämpfen, zu so großer Entwickelung kam, warum, ließe sich fragen, sollte nicht ähnliches für Italien angestrebt werden können, nicht dafür anzustreben sein? Der Katholicismus sieht seine Ansprüche in Belgien bei weitem nicht befriedigt, er macht dort Zugeständnisse, er muß, wie im Augenblicke wieder, selbst auf die Herrschaft verzichten. Die Klericalen sind inzwischen in Belgien eine der herrschenden Parteien. Klerical und liberal bilden die belgischen Parteibezeichnungen und Gegensätze. Einer im belgischen Sinne wirkenden klericalen Partei können in Italien um so mehr Aussichten sich zu bieten scheinen, als das Land bedeutend größer ist und das Papstthum selbst in seiner Mitte sieht.

Dieser Anschauungsweise haftet freilich etwas Geistliches oder Scholastisches an, das ihr die reine Klarheit echt staatsmännischer Auffassung von vornherein benimmt. Es ist darin viel Halbwahres. Allein je nachtheiliger Halbgedachtes ist, je genauer verdient es betrachtet zu werden. Belgien ist kein Priesterstaat, es besitzt freiheitliche Einrichtungen. Wenn priesterliche Staatskunst Belgien ins Auge faßte, so wäre das schon ein beachtenswerthes Zugeständniß. Auf dem Boden des Kirchenstaates, ihm von Geburt angehörend, Belgien zum Vorbilde zu wählen, würde immerhin als eine Leistung anzusehen sein, wenn gleichwohl nicht als die Leistung, welche die Gegenwart fordert und beansprucht.

In vielen Beziehungen war und ist Belgien ein Musterland. Seitdem es, unter europäischem Schutze stehend, der Regierung durch das Haus Coburg sich erfreut, hat Belgien Fortschritte der glücklichsten Art gemacht. Wer hätte jedoch ernstlich behauptet, die belgische Parteibildung wäre eine der größten Segnungen für den Staat, auf ihr beruhte das Gedeihen, die Blüthe des Landes? Man sagte wohl, Belgien habe trotz seiner Parteibildung, nicht, es habe vermöge derselben seine Stellung erreicht. Beim Aufzählen von Belgiens Schäden wird die Uebermacht des Katholicismus, oder besser des Klericalismus, in erster Reihe, sogar an erster Stelle genannt. Bisher gelang es und hoffentlich wird es auch ferner gelingen, den belgischen Klericalismus dem Staate unterzuordnen und dem belgischen Staatsgedanken die Oberhand zu erhalten. Von dem Augenblicke an, wo das nicht mehr möglich

wäre, schiene der Verfall des Landes zu beginnen. Denn der belgische Staat ist auf streng weltlichen Grundlagen errichtet. Wenn Belgiens klericale in eine einfache conservative Partei sich verwandeln ließe oder sich verwandelte, wäre das als einer der größten Glücksfälle für das Land zu betrachten. Liegen die Dinge in Belgien so, wie, muß man fragen, würde es in Italien aussehen, wenn eine klericale Partei nach belgischem Muster dort sich bildete und entfaltete? Derartige Erwägungen sind es wohl, die über das Eintreten der vatikanischen Partei in das öffentliche Leben Italiens so lebhafte Besorgnisse rege werden lassen. Und gewiß ist es richtiger, diesen Besorgnissen Raum zu geben als ihnen leichtweg sich zu verschließen. Allein wenn selbst eine italienische klericale Partei ähnlich wie in Belgien sich zusammenschaart, sie wird nicht in der gleichen Weise wirken. Die geringe Größe des belgischen Staates steigerte nicht zum wenigsten die Gefahr des Klericalismus in dem Maße. Ein Blick auf das benachbarte Frankreich lehrt, wie viel mehr ein großes Staatswesen vertragen und ertragen kann. Italien bietet überhaupt dem Klericalismus nicht das Feld wie Belgien. Aus der Reformationszeit ist der deutschen Anschauung geläufig, welchen selbstvernichtenden Einfluß das Papstthum in Italien übt. Die Heiligkeit des heiligen Stuhles wächst mit dem Quadrate der Entfernungen, noch mehr vermindert sie sich umgekehrt mit ihm.

Das italienische Königthum wird dem Papstthume allein schon deshalb gewachsen sein, weil es an seinem Hofe eins sammeln und festhalten kann, die edelste Blüthe italienischer Weiblichkeit. Wenn der päpstliche Hof alle Leidenschaften zu bannen wüßte, wofür die Formel wohl noch nicht gefunden wurde, der Liebreiz und die Anmuth, das Bild der Leonore, wie sie sich den bewundernden Blicken aller Zeiten zeigt, werden im Vatikan stets fehlen. Das sind rein menschliche Dinge, die jedoch bei der italienischen Volksart am wenigsten zu unterschätzen sind. Und das Papstthum ist italienischen Ursprunges, es wird italienisches Wesen immerdar bewahren und zu bewahren haben. Italien hat als Staat eigentlich keine Ueberlieferungen. Was ihm von Piemont überkommen, spricht jedoch auf das Entschiedenste gegen den Klericalismus. Wenn die Geschichte der Einigung dem italienischen Bewußtsein entschwände, was sie nie wird, was sie nicht kann, der italienischen Staatskunst müßte ein feinster Widerwille, ihr müßte ein innerstes Widerstreben gegen den Klericalismus bleiben. Die Thaten der italienischen Staatsbildung standen zu ihm im schärfsten Gegensatze, in einem Gegensatze, der den vielberedeten deutschen Culturkampf in etwas sehr blassem Lichte erscheinen läßt. Das Wort Confiskation wurde in Italien seit dem Anfange des Jahrhunderts, zuerst von Napoleon I. in der Lombardei, zur Anwendung gebracht. Wie der Staat Italien in Rom sich Platz schuf, wird einst vergessen werden. Die

Auseinanderſetzung des italieniſchen Staates mit der römiſchen Kirche gehört zu den Vorgängen, die unniederreißbare Schranken aufrichten. Die römiſche Kirche müßte einer Selbſtentäußerung, die der Selbſtaufgabe gleich käme, ſich befleißigen, wollte ſie dieſe Art Erfahrungen aus ihrem Gedächtniſſe tilgen. Die römiſche Kirche kann das nicht, ſie wird es am wenigſten thun. Aber auch der italieniſche Staat hat die Folgerungen ſeiner Thaten zu ziehen. Es iſt eben das Tragiſche der Erſcheinung, ſo unverſöhnliche Gegenſätze darauf hingewieſen zu ſehen, neben- und miteinander zu beſtehen.

Vergegenwärtigen wir uns dieſe Dinge, ſo iſt die bisherige Wahlenthaltung der vatikaniſchen Partei weit begreiflicher, als die bevorſtehende Wahlbetheiligung derſelben. Die Wahlbetheiligung enthält nicht blos eine ſtille ſchweigende Anerkennung des neuen Zuſtandes, ſie ſchließt das Geſtändniß der eigenen Niederlage in ſich, ſie iſt der verſchleierte Ausdruck für die Unterwerfung unter das Königreich Italien. Folgerecht war das von Pius vorgezeichnete Verhalten, nur war daſſelbe auf die Dauer ſo wenig durchführbar wie es die Gefangenſchaft des Papſtes im Vatikane iſt. Das Leben macht ſogar der ſtarren Kirchenſatzung gegenüber ſeine Anforderungen geltend. Leiten die Wahrnehmungen nicht irre, ſo iſt Leos Entſchließung auch nicht Sache freier Wahl, ſie iſt das einfache Ergebniß der Nothwendigkeit. Pius Nachfolger gebührt allerdings das Verdienſt dieſer Einſicht, dieſer Erkenntniß ſich nicht verſchloſſen zu haben, vielmehr ihnen kühl und klar Folge zu geben. Wo der Staat Italien ſtetig fortſchreitet, wo ihm in ſeinem Haushalte das Gleichgewicht herzuſtellen gelungen, wo er der Ordnung ſeines Geldweſens nahe, wo er die Früchte geregelter Thätigkeit von Jahr zu Jahr ſich mehren ſieht, ſcheint es für den Vatikan nicht gut gethan, rathlos und thatlos zur Seite zu ſtehen oder blos geheime Einflüſſe ſpielen zu laſſen, die mehr Haß zuzuziehen, als Gewinn zu bringen pflegen. Je geſünder der italieniſche Staat ſich entfaltet, je kräftiger muß derſelbe in ſeinem Bereiche auf alles, ſelbſt auf die römiſche Kirche einwirken. Die römiſche Kirche vermag dieſer Einwirkung überall nicht ſich zu entziehen, allein ſie ſchwächt wenigſtens die Folgen derſelben dadurch ab, daß ſie ihre Anhänger am italieniſchen Staatsleben Theil nehmen läßt.

Inzwiſchen handelt es ſich erſt um eine Entſchließung, um die Vorbereitung von Thaten, deren Vorausſetzung, die Abänderung des Wahlrechts, auf die Tagesordnung gebracht werden ſoll. Wüßte man nicht, daß der Vatikan, wo er einmal handeln will, nicht auf halbem Wege ſtehen bleibt, es brauchte mit der Wahlbetheiligung ſeiner Anhänger kaum bereits gerechnet zu werden. Eine auftretende Partei ſei an Elementen noch ſo reich, ſie bedarf Zeit und Arbeit, die Elemente zu ordnen und ihre Leiſtungsfähigkeit zu erproben. Die Partei macht Perſönlichkeiten, nicht ſelten machen die Perſön-

lichkeiten auch die Partei. Den Rückgang einer Partei vermögen manchmal glänzende Führer lange zu verdecken und aufzuhalten. Angesichts dieser Verhältnisse sind noch nicht Berechnungen über das Eingreifen der vatikanischen Partei in das italienische Staatsleben anzustellen. Die Wahrscheinlichkeit spricht dafür, die vatikanische Partei in der Gemeindeverwaltung, wo ihr Einfluß schon hie und da bemerkbar wurde, am meisten zur Geltung kommen zu sehen. Hitzige Kämpfe werden nicht ausbleiben. Der starke Selbstverwaltungstrieb, welcher von Alters her in den italienischen Gemeinden herrscht, wird jedoch der beste Halt gegen das Andrängen der vatikanischen Partei sein. Die Staatsgesetzgebung vermag zudem manchen Riegel vorzuschieben, sie wird, wo dies nicht schon geschah, für die treue und zuverlässige Ausführung ihrer Absichten Sorge zu tragen haben. In den Gemeinden sind gerade mitarbeitende, wenn auch gegenstrebende, immer besser als grollende, unthätige Elemente. Die meisten Besorgnisse vor dem Auftreten der vatikanischen Partei werden im italienischen Abgeordnetenhause zu hegen sein, so lange namentlich dasselbe das gegenwärtige Schauspiel zeigt. Bei der heutigen Zusammensetzung des Hauses könnte leicht einmal der vatikanischen Partei der Sieg zufallen, freilich ein Sieg, mit dem sie wenig anzufangen wissen dürfte. Wird die neuauftretende Partei aber nicht unwillkürlich das Verhalten der bestehenden Parteien beeinflussen? Wird die Parteizersplitterung, Dank dem fremdartigen Gegner, nicht strafferem Parteizusammenschlusse Platz machen? Wäre dies der Fall — und warum sollte in Italien nicht geschehen, was sonst geschah und geschieht? — das Auftreten der vatikanischen Partei würde für das gesammte italienische Staatsleben einen Gewinn nach sich ziehen, der alle, auch die schwersten Nachtheile aufwöge. Die unerquicklichen und noch viel mehr schädigenden Parteivorgänge müssen verschwinden, wenn sehr viel andere Sorgen zu beschäftigen haben, als ob der oder jener Führer einer Partei oder eines Parteichens diese oder jene Neigungen zeigt. Für ein Staatswesen ist es überhaupt auf die Dauer ein Gut, wenn ein Bruchtheil der Bevölkerung sich selbst mundtodt macht. Wäre der Vatikan an Italiens Stelle, er dürfte vor dem Auftreten der neuen Partei erschrecken. Italien hat mit seinen Staatseinrichtungen die Sprache gewinnender Gegner gelassenen Sinnes zu empfangen und der Macht der Gegenwart, der Oeffentlichkeit zu vertrauen. Wollen die künftigen Führer der neuen Partei in Montecitorio den Syllabus predigen und die Geheimnisse der Jesuitenlehre verkündigen, so wird Europa zuhören. Europa wird aber auch Zustimmung rufen, wenn der kecken Rede die rechte Gegenrede folgt. Sollten die sonst so lichtscheuen Bestrebungen wirklich gerade die Helle von Montecitorio aufsuchen wollen? Sollte nicht sorgsam berücksichtigt werden, welche Schwierigkeiten eine einzige Redewendung dem nahen Vatikan zu bereiten im Stande

wäre? In der That versteht sich, warum Leos Entschließung innerhalb der vatikanischen Kreise keineswegs durchweg mit jauchzender Kampffreude begrüßt wird. Ob Leo in seinem Innern aller Bedenken ledig, wer weiß es? Der Würfel ist jedoch gefallen oder er wird fallen. Der Quirinal hat fortan mit dem thätigen Eingreifen der Anhänger des Vatikans in die inneren Angelegenheiten Italiens zu rechnen. Es beginnt ein neuer Abschnitt in der Geschichte der Beziehungen von Königthum und Papstthum in Italien, dem ernsten Blickes, jedoch guten Muthes entgegenzusehen. Das Wort echter Weisheit wird auch in dem Falle zur Beruhigung gereichen dürfen. Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Th. L.

Torgau.

Wer möchte leugnen, daß auch die norddeutsche Tiefebene der landschaftlichen Schönheit nicht ganz entbehrt? Ist es doch nicht allein das Gefühl der Einförmigkeit, welches die Seele beim Anblick jener gewaltigen Flächen ergreift, die mählich ansteigend mit dem Horizont zusammen zu fließen scheinen. Auch die Empfindung des Weiten, Freien, Unendlichen tritt hinzu. Mehr als anderswo fesseln die wundersamen Gebilde schwebender Dünste den Blick und die Phantasie des Reisenden, den die Eisenbahn durch jene Strecken führt; wie gewaltige Berge thürmen sich die Wolken in der Ferne auf, die der vielfach gebrochene Lichtstrahl mit den köstlichsten Farben schmückt, und der erfrischende Wechsel von bebauter Flur, Wald und Moor und Haide, von See und Sandflächen erquickt wohlthuend das Auge, das in raschem Fluge die Gegend streifen mag. Hier und da unterbricht wohl eine Reihe von Dünenhügeln die wagerechte Proportion der Landschaft, oder gar eine Felsklippe, an welche einst die Wogen des Urmeers schlugen. Das Rasseln der Räder scheucht eine Schaar wilder Enten aus den Tümpeln auf, in der Ferne verschwindet, halb flatternd halb hüpfend, ein Trupp Trappen und ein einsamer Reiher schießt empor. Aber alle diese Reize, wie stark man sie immer empfinde, wen vermöchten sie wohl nach Torgau zu verlocken, wo der Fremde, wie mich ein Mitreisender aus Berlin belehrte, „total aufgeschrieben", um deutsch zu reden, den unheimlichen Mächten verfallen ist, die den Schritt der Zeit zu hemmen scheinen? Und in der That es kann nur historische Neugier sein, die einen Ausflug nach dieser Hochburg der Langeweile entschuldigt, die Sehnsucht, einmal die „Amme der Reformation", wie man die Stadt nicht übel genannt hat, näher kennen zu lernen.

Der historische Genuß muß dem landschaftlichen etwas unter die Arme

greifen. Während der Zug über die lerchenreichen Auen des Leipziger Schlachtfeldes eilt, träumen wir uns in die napoleonischen Zeiten hinein; das Städtlein Taucha mit seinen alten Ziegeldächern führt uns die hussitischen Kriege ins Gedächtniß und über den Thürmen von Eilenburg glänzt der Frühschein des zehnten Jahrhunderts. Noch ragt im Zwinger der Wettinerburg eine uralte Sorbenwarte als Luginsland über die Ebene empor; wir rollen über die Mulde, die in dieser Gegend einst eine Schaar heidnischer Liutizen mit ihren Götterbildern in ihren schmutzigen Wellen begrub. Der gewaltige Kampf der germanischen und slavischen Völker, der diese Gegenden durchzog, beschäftigt unsern Sinn, bis uns auf einmal am Horizont der breite Silberstreif der Elbe, die aus dem busch- und waldreichen Terrain von Mühlberg daherfluthet, flugs in den Anfang der neuen Zeit versetzt. Bald darauf tauchen in der Nähe über die grasbewachsenen Wälle der Festung die Dächer und Thürme der Stadt Torgau empor.

Unter den erbarmungslosen Strahlen der unbewölkten Sonne brütet schmachtend der Bahnhof, als der Zug einfährt. Nun ein rasches lebhaftes Durcheinander. „Warme Würstchen! Bouillon! Echtes Bayrisch" schreit ein wandelnder Kellner. Ein langer Lieutenant steigt aus: „'N Tag, Mama! 'N Tag, Annina! Immer munter? Wie? — Wischke, meinen Koffer!", ein paar Pakete werden abgeladen. Die Schaffner werfen die Thüren zu, und der Zug braust weiter. Wieder Todtenstille, wie im Märchen vom Dornröschen. Zitzewitz ist mit den Seinen abgefahren und der Kellner ist wieder eingeschlafen. Nur die Sonne übt nach wie vor ihre Thätigkeit. Sie sucht neugierig alle Winkel auf, sie krümmt die alternden Butterbrode des Büffets und blinzelt schadenfroh auf das Lederdach des Omnibus, der uns langsam der Stadt zuführt.

Der Weg führt durch ein Wäldchen und über einen schlammigen Graben, dem es Niemand ansieht, daß er zu den Außenwerken einer Festung gehört. Eher könnte man ein lenausches Lied träumen: aus dem dichten Schilfe ragt ein halbversunkener Kahn hervor. Sofort aber zeigen sich die Wälle, deren dreifachen Ring wir zwischen Bastionen und Lünetten hindurch über dumpfhallende Brücken und durch schmale Thore zu passiren haben. Zwischen den Befestigungen breiten sich leidliche Baumanlagen aus, die den Einwohnern der Stadt die Idee eines Parkes erwecken. Wenigstens werden sie zu den Sehenswürdigkeiten gezählt. Dieser Befestigungsgürtel nun deckt die Stadt nach der Landseite, sonst ist sie durch die breite Elbe gesichert, über welche zwei Brücken führen, auf deren einer die Eisenbahn nach Guben rollt, während die andere und ältere durch einen festen Brückenkopf geziert und geschützt ist.

Es war ein Schreckenstag für die stille Stadt, als ihr im November 1810 verkündet ward, daß sich der König von Sachsen entschieden habe, sie zur Festung

umzuwandeln. In großer Eile ließ Napoleon im nächsten Jahr den Bau betreiben. Im Frühjahr begannen die Schanzarbeiten, die zum Theil von Freiberger Bergleuten ausgeführt wurden; fast ein Drittel der Häuser ward niedergerissen, um Raum für die Befestigungen zu gewinnen; der Kirchhof ward zerstört und die Todten wurden aus ihren Gräbern gezerrt. Nur mit Schaudern gedenkt die städtische Ueberlieferung dieser Epoche. Man weiß, daß es den sächsischen Truppen nur kurze Zeit vergönnt war, die Festung besetzt zu halten. Im Beginn des Jahres 1813 hatte Thielemann das Commando übernommen. Seine antifranzösische Gesinnung hatte er nie verborgen, sie wurde zum Theil von der Garnison, voll von den Bürgern gebilligt. An seinem Geburtstage legte er in einer Rede die Schritte, die er bisher zu Gunsten der Stadt und zum Nachtheil der Franzosen gethan hatte, offen dar. „Diese Schritte," schloß er, „werden mir nie jenseits des Rheines gutgeheißen werden, aber nie that ich auch einen derselben in der Hoffnung, von dorther Dank einzuernten." Freilich waren diese Worte unter dem Eindruck eines Befehls gesprochen, den der König von Sachsen aus Prag hatte ergehen lassen: die Festung Niemandem, wer es sei, als mit Genehmigung des Kaisers von Oesterreich zu öffnen, aber sie zeugten doch angesichts der Franzosen, deren Ankunft täglich zu erwarten war, von hohem Freimuth und fanden lebhaften Wiederhall in den Herzen der Bürger. Am Abend brachten diese dem Commandanten in Procession nebst einer Danksagungsrede ein lautes Hoch aus. Thielemann kam zu ihnen herab und wurde unter fortdauerndem Jubel auf den Markt geführt, „wo im Nu zwischen acht Opferaltären sein Name in einer schönen Pyramide braunte." Ein Ball schloß sich daran und schon trugen die Patrioten eine weiße Kokarde, ihre preußisch-russische Gesinnung zu bezeugen. Mitten unter allerlei Seuchen war die Stadt der besten Hoffnung, alles lag voll Kranker, ein sächsischer Soldat war bei dieser Gelegenheit bei einer Räumung der Quartiere krank vergessen worden, nach zehn Tagen fand man ihn ganz gelb und halb todt. Als man ihn aber fragte, ob er Hunger habe, sagte er: „Ach ne, nich ein Bischen". Die Hoffnung der Bevölkerung ward indeß zunächst nicht erfüllt: die Schlacht bei Lützen entschied auch über Torgaus Schicksal.

Man wiegte sich in der Festung noch in den besten Hoffnungen, als plötzlich ein Adjutant des Generals Reynier die Nachricht brachte, daß die sächsischen Truppen dessen Commando übergeben seien. Thielemann ließ dem Franzosen sagen, er könnte ihn nicht eher einlassen, als bis er ausdrücklichen Befehl vom König von Sachsen oder vom Kaiser von Oesterreich dazu bekäme. Hierauf schickte Reynier die lakonische Antwort: er würde kommen, worauf Thielemann eben so lakonisch antwortete: das stünde bei ihm, er für seinen Theil werde ihn mit Kartätschen und Granaten erwarten. Die französischen Co-

lonnen waren bei Zinna aufgeſtellt; auf einem Feldrain vor dem Glacis der Feſtung ſaßen die beiden Generale, man ſah Reynier heftig mit den Händen geſticuliren, aber die Feſtung blieb ihm verſchloſſen. Er bivouakirte in der Nähe, bis der directe Befehl des Königs von Sachſen, Torgau den Franzoſen zu übergeben, eingetroffen war. Noch am ſelben Abend berief Thielemann ſeine Officiere, er ſei entſchloſſen, die Feſtung den Franzoſen zu öffnen und ſo ſeine Pflicht gegen den König von Sachſen zu erfüllen; da aber ſeine Grundſätze ihm nicht erlaubten, fernerhin für einen fremden Unterdrücker gegen Deutſchlands und Europas gute Sache zu fechten, ſo werde er unmittelbar nach der Uebergabe mit ſeinem Generalſtab zu den Ruſſen übergehen. Man murmelte ihm Beifall zu, aber er gebot Stille; kurz darauf verließ er ohne alles Aufſehen die Stadt. „Wenig Worte aus ſeinem Munde", ſchreibt ein ſächſiſcher Hauptmann von der Beſatzung, „hätten hingereicht, und die ganze Garniſon wäre ihm gefolgt; durch einen Generalmarſch, welchen Niemand wollte anbefohlen haben, aufgerufen, ſtand ſie ſchon unterm Gewehr, ſeines Winks gewärtig. Als dieſer nicht erfolgte, ging ſie gegen Mitternacht wieder auseinander und alle, der Soldat wie der Bürger, legten ſich voll banger Erwartung der Zukunft nieder." Am andern Tag ward die Feſtung geöffnet, bald ſchwärmten die Franzoſen durch die Stadt, ſie waren nicht unartig, man erzählte ſich von ihrer Nachgiebigkeit die wunderbarſten Geſchichten, aber die Einquartierungen lagen doch ſchwer auf der Stadt, in der nun Graf Narbonne commandirte. Schwere Wechſelfälle des Krieges hatte die Stadt nun in den nächſten Zeiten durchzumachen, Belagerung und Seuchen, letztere beſonders, nachdem das große franzöſiſche Feldlazareth von Dresden hierher verlegt worden war. Vor allem der Herbſt 1813 brachte viele Krankheiten, die auch den franzöſiſchen Commandeur dahinrafften. Er ward auf einer Baſtion begraben. Honneur — Vertu — Courage ſteht auf ſeinem Grabſtein. Man erzählt, daß bereits die Aepfelweiber angefangen hätten, franzöſiſch zu ſtammeln, als endlich am 10. Januar 1814 die preußiſchen Truppen unter allgemeinem Jubel einzogen. Sie betraten die Stadt und Feſtung wie eine Peſthöhle, es war ihnen befohlen worden, beim Einmarſch Wachholderbeeren zu kauen. Seitdem ſind Stadt und Feſtung in preußiſchen Händen.

So wenig ausgedehnt die Befeſtigungen ſind, die kleine Stadt hat doch mehr als ausreichenden Platz in ihnen, man kommt an weiten leeren Flächen vorüber, die einer wachſenden Bevölkerung genügenden Raum gewähren würden. Langſam anſteigend erhebt ſich das Terrain wellig zu einer mäßigen Erhebung, welche weithin die Elbniederung beherrſcht. Auf ihr ſteht hart am Flußufer in weiten und großen Verhältniſſen das Schloß Hartenſtein, auch nach dem großen Brande im Jahre 1791 immer noch ein impoſantes Gebäude. Es bildet den Mittelpunct des militäriſchen Torgau, hier befindet

ſich die Kaſerne der Garniſon; an die Hänge des Hügels aber ſchmiegt ſich die Stadt an, in der man bergauf und bergab wandelt, trotz des ebenen Charakters der Umgegend. Die ſtillen Straßen ſind breit und freundlich, wohl gepflaſtert und ſauber. Der große Marktplatz mit ſeinem ſtattlichen Rathhaus bildet ein langgeſtrecktes Viereck, in das viele Gaſſen münden, deren ſtattliche Giebelhäuſer uns die wohlhabenden Zeiten des ſechzehnten Jahrhunderts vor Augen führen. Kein vulgus profanum ſtört unſere Betrachtung. Die Zahl der wohlerhaltenen Bürgerhäuſer iſt ſehr groß, die gerundeten Thürbogen ſind von Steinſitzen flankirt, hie und da ein hübſcher Erker oder ein zierliches Ornament der Renaiſſance. Meiſt in langen und geraden Linien durchſchneiden Straßen und Gaſſen die Stadt, die in weit höherem Grade die Grundzüge einer regelmäßigen Anlage trägt, als man nach der eben geſchilderten Bauart eines großen Theils der Gebäude erwarten ſollte. Es fehlt ihr der enge, krummlinige Charakter der mittelalterlichen Stadtanlagen in Deutſchland, vielleicht haben ſich Einfluſſe ſlaviſcher Art hier früh ſchon geltend gemacht.

In der That gehen Anlage und Name der Stadt wohl auf ſlaviſchen Urſprung zurück. Freilich waren die Alten damit nicht zufrieden. Melanchthon hat Torgau einſt in lateiniſchen Verſen beſungen. „Wann aber dem erudito carmini des Philippi Melanchthonis ſeel, wie nicht ohne, Glauben zuzuſtellen und darnach die Fundation und das Alter regulirt werden ſolte", ſchreibt ein ſtädtiſcher Chroniſt, „wäre zu ſchließen, daß dieſe Stadt gar Uhralter Ankunft und wenig Jahre nach Chriſti Geburth etwa im esse und Beruff geweſen, zumahlen, derſelben Claudius Ptolomaeus der vortreffliche Geographus, ſo unter Marco Antonino Imp. Rom. Anno Christi 160 zu Alexandria florirt, in ſeinen hinterlaßnen Scriptis mathematicis gedenket, und Argelia in Griechiſcher Sprache, auf Deutſch Sonnenſchein, mit einer chriſtlichen Allusion nennen thut. Und daß ſolche Stadt anfänglich von denen Myſiern jetzo Meißnern, ſo der Griechen Nachbarn in Jonia geweſen, angelegt und erbaut ſein ſoll." Die ältere Geſchichte iſt gänzlich dunkel. Vielleicht daß hier wie anderswo auf den Fundamenten einer alten Slavenburg kaiſerliche Vögte das deutſche Intereſſe vertraten, daß unter ihrem Schutze das ſlaviſche Fiſcherdorf an der Elbe ſich allmählich zu einem deutſchen Städtlein aus- und umbildete. Schon im dreizehnten Jahrhundert finden wir hier die Elemente ſtädtiſcher Verfaſſung, kirchliche Inſtitute, die zur Blüthe gelangen, „kufluthe" und „cramere", denen die meißniſchen Markgrafen huldvollſt alte Privilegien beſtätigen. Es zeugt für die mercantile Bedeutung des Ortes, daß hier die Juden lange Zeit eine Schule hatten. Aber erſt mit dem fünfzehnten Jahrhundert brach für die Stadt die Epoche eines wachſenden Glanzes an. Schon Kurfürſt Friedrich der Sanftmüthige

hatte hier 1428 seine Vermählung mit der Oesterreicherin Margarethe gefeiert, seine Söhne nun, Albert voran, hielten oft in Torgau Hof. Das alte Castrum Turgowe der Staufferzeit verwandelte sich allmählich in ein prächtiges Schloß, das die Bewunderung der Zeitgenossen war, besonders nachdem die Stadt durch die Leipziger Theilung in den definitiven Besitz der sächsischen Kurlinie übergegangen war. Ueber ein Jahrhundert hat im Ganzen der fürstliche Glanz der Stadt gedauert. Das Schloß war berühmt wegen seiner wahrhaft kaiserlichen Pracht, die Stadt selbst war mit vielen Thürmen geziert, die heute nicht mehr zu sehen sind, von zahlreichen Gärten durchzogen, deren Nelkenflor besonders weit im Land berühmt war.

Unter Friedrich dem Weisen erhielt Torgau gar das Recht mit rothem Wachs zu siegeln. Landtage, Hoffeste, Jagden wechselten mit einander ab, es bildete sich eine wohlerzogene und tapfere Bürgerschaft heraus, die an den Interessen der Zeit regen Antheil nahm. Sie stritt wacker mit in den Kämpfen ihrer Fürsten, sie trat entschieden zur neuen Lehre, der sie mit Gut und Blut zugethan war. Sie vergaß auch dabei nicht des Leibes Nothdurft und Nahrung, item sie ein fürtreffliches Bier braute, das „Torgsche Bier, der Armen Malvasier", das nach einem ärztlichen Gutachten „speiset und nähret wohl, gebieret gute Früchte und ein löbliches Geblüte und stärkt daneben wegen seines Würzgeruches und Geschmackes alle principalischen Glieder des Leibes." Heißt es doch in den Briefen der Dunkelmänner also: „Wir tranken Torgauer Bier. Die Magistri waren damit wohl zufrieden und aufgeheitert fingen sie an in schönen Worten von großen Dingen zu reden." Und auch ihr mächtiger Gegner Luther und seine fürstlichen Gönner hielten den Trank von Torgau hoch, er hat etwas Welthistorisches, er ist der Nektar der Reformation. Alle frommen Fürsten achteten es nicht für Raub, ihm zu huldigen und vorab Johann Friedrich der Großmüthige theilte gottergeben seine Zeit zwischen der Kanne und dem Katechismus.

Das Wichtigste war doch die Stellung, die die Stadt zur Reformation genommen hatte. Bereits im Jahre 1520 ward in der Nicolaikirche die erste deutsche evangelische Predigt gehalten, das Jahr darauf predigte Luther selbst. Man hielt auch hier römischer Seits zunächst die Sache für nicht weiter gefährlich, nicht im geringsten kümmerte sich Albrecht von Mainz um die Ketzerei. Als aber der meißnische Stuhl der Neuerung einen Damm entgegensetzen wollte, war es zu spät. Der Bischof selbst begab sich in die Pfarre, er nahm sich zur Beihülfe einen Leipziger Professor mit, den widerspenstigen Prediger niederzudisputiren. Der aber ließ sich nicht einschüchtern, berief sich auch gar nicht auf Luther: „Ich habe mit Dr. Martinus gar nichts zu schaffen, ich steh für meine Person allein und will mich verantworten. Martinus wird wohl, so es vonnöthen ist, sich selbst verantworten." Da sprach ein Vetter

des Biſchofs: „Gnad Herr, Ihr konnt dem Mann nichts anhaben, er erbeut ſich genung.“ Und der Biſchof war ſchließlich derſelben Meinung und ließ ihn auf ſeine eigene Verantwortlichkeit hin weiter predigen. In Torgau nahm aber der Zulauf zur neuen Lehre, die Verachtung des päpſtlichen Regiments mehr und mehr überhand. Im Jahre 1523 ſtürmten Torgauer Bürger und junge Geſellen, die Leonhard Köppe führte, das Kloſter der verhaßten Franziskaner. Spalatin meint, ſie ſeien betrunken geweſen. Der Kurfürſt verurtheilte ſie zum Tode, ein Spruch, dem ſich die Thäter durch die Flucht entzogen. Natürlich, daß ihnen bald darauf der neue Kurfürſt Johann, der entſchiedene Bekenner der Lutherlehre, Verzeihung angedeihen ließ. Man weiß, wie derſelbe Köppe nun weiter, wohl im Einverſtändniß mit Luther, jene neun Nonnen aus dem Kloſter Nimptſchen befreite, deren eine Luthers Frau ward. Die Sache machte großes Aufſehen. Köppe, von ſeiner Mutter her mit dem Prinzenräuber Kunz von Kauffungen verwandt, hatte die Folgen ſeiner That nicht überlegt; hatte es ihm doch Luther „gerathen und gegeben“. Er kam in Lebensgefahr. Als er einſt, ohne vorgeſtellt zu ſein, an der Tafel des Landvogts in der Niederlauſitz ſaß, ſagte dieſer: „Hätte ich den Köppe hier, ich wollte ihm ſein Köppchen auf dieſem Platze herumſpringen laſſen.“ Natürlich, daß ſich der „fürſichtige, weiſe“ Köppe, der „beſondere Freund“, wie ihn Luther nennt, eiligſt empfahl. Luther und ſeine Frau, deren Kloſter und deren Familie ſeit Alters in Verbindung mit Torgau ſtanden, haben immer viel auf unſere Stadt gehalten. Katharina Luther wandte ſich bekanntlich im Jahre 1552, um der Peſt zu entgehen, mit ihren beiden jüngſten Kindern nach Torgau, wo ſie ein Haus in der Schloßgaſſe bewohnte. Sie kam krank an; die Pferde waren unterwegs ſcheu geworden, die dicke Frau war aus dem Wagen geſprungen und hatte ſich tödtlich verletzt. Sie lag jämmerlich verdorret ein Vierteljahr zu Bett und ſtarb noch kurz vor Weihnachten. In der Stadtkirche, die ſonſt nichts Sehenswerthes bietet, ſieht man ihr Denkmal aus Sandſtein. Sie ſteht da, in bemaltem Hochrelief, in der Todtenkleidung, mit weißem Tuch und weißer Mütze, die Hände mit einem Gebetbuch auf der Bruſt, eine ſtattliche Bürgermatrone mit kräftigen und entſchiedenen Zügen. Sie hat eine auffallende Aehnlichkeit mit Charlotte Birch-Pfeiffer in ihren letzten Lebensjahren, und man mag den „Herrn Käthe“ des Reformators wohl aus ihren Augen leſen.

Der Tod Friedrichs des Weiſen bezeichnete auch für Torgau die neue Zeit. Von nun an ward die Stadt neben Wittenberg der Hauptſitz des lutheriſchen Dogmas. Die Organiſation der evangeliſchen Kirche, die in den Viſitationsartikeln ihren erſten Ausdruck fand, ward in Torgau begonnen, wie denn auch hier in den Maitagen des Jahres 1526 das erſte Schutz- und Trutzbündniß der evangeliſchen Fürſten zur Vertheidigung der Glaubensfreiheit

geſchloſſen ward. Hier wurden im Jahre 1530 die Torgauer Artikel verfaßt, welche die Grundlage der Augsburgiſchen Confeſſion bildeten.

Luthers perſönlicher Einfluß in der Stadt war groß, ſeine Predigten machten den tiefſten Eindruck. Man meinte, hieß es, Gott ſelber reden zu hören, alles klar und gewaltig, nur das Einfache: man ſolle darüber nicht disputiren, damit ſchaffte er ſich zum Beiſpiel die heikle Frage über Chriſti Höllenfahrt vom Leibe. Und an Geiſtesgegenwart fehlte es ihm nicht. Als er des Kurfürſten Johann Schweſter mit dem Herzog von Pommern traute, fiel ihm beim Wechſel der Ringe einer zur Erde. Er ſtockte eine Weile, dann aber rief er laut: „Hörſt du Teufel? Es geht dich nichts an! Du wirſt nichts ausrichten.“ So wußte er geſchickt ſich den Aberglauben dienſtbar zu machen. Er weihte auch im Jahre 1544 die neuerbaute evangeliſche Kirche im Schloſſe. Selbſtverſtändlich, daß der Teufel die ganze Nacht zuvor im Schloſſe gräulich wirthſchaftete, brummte und lärmte. Nach der Predigt führte der berühmte Componiſt Johann Walter einen Pſalm auf und eine lateiniſche Fuge: Vive Luthere, vive Melanchthon! Vivite nostrae lumina terrae. Darauf kamen ſchlimme Tage für das kurfürſtliche Haus, auch der Reformator ſtarb bald. Er war noch ein paarmal in Torgau geweſen, einmal gerade zum Jahrmarkt, auf dem er aber nichts fand, was er ſeinen Kindern und Muhme Lehnchen hätte mitbringen können, zuletzt in jener melancholiſchen Verdüſterung, die ihm ſeine letzte Lebenszeit verdarb. Unabläſſig war er bemüht geweſen, die Streitigkeiten zwiſchen dem Rath und ſeinen Predigern zu ſchlichten, überall galt es auszuhelfen und guten Rath zu geben, bald ein verſöhnliches, öfter noch ein grobes Wort zu ſprechen. Trüb ſah er in die Zukunft, als der Krieg nahte, und ſein Leben ſchien ihm verfehlt.

Die Mühlberger Schlacht gab Torgau in Moritz' Hände. Der kaiſerliche Adler, der angeſchlagen ward, ſchützte die Stadt vor Plünderung. Doch wagte man nicht, bei der Erbitterung der Bürger die Spanier ſelbſt durch die Stadt ziehen zu laſſen. Nur König Ferdinand ließ ſich in das Schloß führen, um nachzuſehen, ob das Gerücht wahr ſei, daß eine Menge Spottbilder auf Kaiſer und Papſt daſelbſt hingen. Damals ſagte einer von den Fürſten zu Moritz: „Herr Ohm, es möchte wohl einer einen Krieg führen, wenn er ein ſolches Schloß gewinnen könnte,“ und der Kaiſer ſelbſt ſoll beim Vorbeizug der Truppen ſich geäußert haben, es ſei eine recht kaiſerliche Burg. Ohne Zweifel mußte das Schloß, zumal von der Elbſeite, damals noch im Beſitz aller ſeiner gewaltigen Thürme, einen großartigen Eindruck machen. Die Nachricht von der Gefangennahme Johann Friedrichs wirkte erſchütternd auf die treuen Torgauer. Der Bürgermeiſter Dr. Horſt fiel auf die Nachricht hin ſofort todt zu Boden, und von den Kanzeln ward das Leid

des Landes unter Thränen verkündet. Moritz gab noch einige glänzende Feste, nach seinem Tode aber ward es still im Schlosse Hartenstein.

In diesen Jahren starb in der Stadt die Kurfürstin Mutter Katharina mit den Worten: „Ich will an meinem Herrn Christus kleben bleiben wie die Klette am Kleide". Als man das ihrem Sohne, dem Kurfürsten August meldete, sagte er: „Ich will auch durch seine Gnade an ihm kleben bleiben. Er lasse mich im ewigen Leben nur sein Schuhleder sein, so habe ich genug." Und der Kurfürst stabilirte von Torgau aus jene Ketzergerichte des gerechten Lutherthums, die unendliches Elend über seine Lande brachten. Torgau ist die wahre Geburtsstätte der Concordienformel, die hier in endlosen Conventen vorberathen ward. Ein lutherischer Fanatismus ging in diesen Zeiten durch die Stadt: ein Fleischermeister hackte sich seine rechte Hand mit einem Beile ab, in wörtlicher Auslegung des bekannten Bibelwortes. Hier in Torgau ward das Signalement des echten Lutheranismus ein für allemal festgesetzt, hier ward das Werk Luthers zu dauerndem Stillstand verdammt.

Hoc primum celebris Torga videbat opus.

sang der glaubensgewaltige Selneccer.

Seit jenen Theologencongressen hat Torgau bis auf die Tage Napoleons herab eine geschichtliche Rolle weiter nicht gespielt, es blieb eine einfache Landstadt, bis ihm der Festungsbau wieder eine militärische Bedeutung gab. Nur mag von Interesse sein, daß hier im Jahre 1711 die Prinzessin von Wolfenbüttel mit dem Sohne Peters des Großen getraut ward; auch hat die Stadt im dreißigjährigen Kriege, wie in den schlesischen Feldzügen viel gelitten.

So ward im Angesichte Torgaus bei dem Dorfe Süptitz am 3. November 1760 jener gewaltige Sieg Friedrichs des Großen über Daun erfochten, der zu den bedeutendsten Ereignissen des siebenjährigen Krieges gehört. „Habt Ihr je ein solch höllisches Feuer ausgehalten?" sagte der König zu seiner Umgebung, und an seinen Bruder schrieb der Schlachterfahrene: „Ich glaube nicht, daß seit Menschengedenken ein so furchtbares Geschützfeuer von beiden Seiten stattgefunden." Es war einer der blutigsten Kämpfe; der Sieg ward vor allem Ziethens rechtzeitigem Eingreifen verdankt. Als der König früh über die leichenbedeckte Wahlstatt ging, fiel er dem Husarenvater weinend in die Arme. Mitten in der Nacht noch war Daun mit seinen Oesterreichern über die Elbe zurückgegangen, Friedrich hatte sich aber die Winterquartiere in Sachsen gesichert.

So sind es reiche geschichtliche Erinnerungen der verschiedensten Art, die diese Stadt dem Kundigen erweckt. Sonst bietet sie allerdings des Sehenswürdigen nichts. Wer das Geheimniß nicht kennt, die Steine zum Reden zu bringen, der ist allerdings hier „aufgeschrieben" Er wird sich vielleicht, um die schleichenden Stunden zu tödten, wie mir allen Ernstes gerathen

ward, einem beliebigen Leichenbegängniß anſchließen, ſich ein paarmal raſiren laſſen oder ſehnſuchtsvoll der Zeit gedenken, wo er die „Amme der Reformation" wieder im Rücken hat.

Das wallenſteinſche Kriegsvolk in Pommern.

Von R. Hannecke.

Im Jahre 1639 gab der berühmte Micraelius oder, wie er eigentlich hieß, Lütkeſchwager ſeine pommerſche Geſchichte in Druck. Wer dieſe ſechs Bücher pommerſcher Geſchichte mit ihren Vorzügen, der treuherzigen Vaterlandsliebe und patriotiſchen Gefühlswärme, und ihren Schwächen, der abergläubiſchen Befangenheit und etwas langathmigen Ruhmredigkeit, ſorgfältig durchlieſt, wird erkennen, daß Micraelius den Beinamen des pommerſchen Livius mit vollem Rechte beſitzt. Mir iſt dieſe Aehnlichkeit mit Livius noch beſonders frappant erſchienen durch die Fülle der berichteten Wunder und ſchreckhaften Naturerſcheinungen, die den livianiſchen Prodigien wie ein Ei dem andern gleichen. Dieſe abergläubiſche Eigenthümlichkeit des micraeliusſchen Geſchichtswerkes hat nun aber auch ihr unendlich Rührendes; denn nach dem Berichte unſeres Gewährsmannes ſtellten ſich alle dieſe ſchrecklichen Feuerzeichen am Himmel zu der Zeit ein, da eine der unglückſeligſten Perioden der pommerſchen Geſchichte beginnen ſollte, nämlich: das Elend des dreißigjährigen Krieges. Dem treuen Pommerherzen konnte wohl damals, als er ſein Werk ſchrieb, die grauenhafte Fülle des Unglücks und Jammers den Untergang der Welt anſagen, und ſo wollen wir es Micraelius nicht ſo hoch anrechen, wenn er allzu leichtgläubig uns die unnatürlichſten Schreckzeichen am Himmel und auf Erden berichtet.

Der dreißigjährige Krieg brachte Pommern zwei Perioden des Elends, einmal die Zeit der kaiſerlichen Einquartierung, 1627—1631, dann die der ſchwediſchen Bedränger, die nach anfänglicher Mäßigung und ſtreng geübter Mannszucht bald ſchlimmer als die Kaiſerlichen hauſten und Pommern an den Rand des Abgrundes brachten. Wir wollen uns in dieſen Blättern darauf beſchränken, über die Zeit genauer zu berichten, in der das wallenſteinſche Kriegsvolk Pommern in unerhörteſter Weiſe bedrückte; nämlich die Jahre 1627—1631.

Oft hat man die letzte Hälfte des ſechzehnten und die erſten Dezennien des ſiebzehnten Jahrhunderts als Pommerns „glücklichſte Zeit" bezeichnet. Tiefer Friede ließ Handel und Wandel aufblühen und ein gewiſſer Wohlſtand war in die pommerſchen Gaue eingekehrt. Man zählte faſt an zehn

Reſidenzen und Hofhaltungen, die den zahlreichen Sproſſen und Wittwen des einheimiſchen Herzogsgeſchlechts angewieſen waren. Und wie luſtig und glanzvoll es da herging, können wir aus des Süddeutſchen Hainhofer Tagebüchern erſehen. Schlittenfahrten, Banquette, Maskeraden, Ringelrennen, Abendtänze waren in Cöslin, wo die herzoglichen Biſchöfe ihren Hofhalt hatten, wie in den anderen Reſidenzen an der Tagesordnung, und Beſuchsreiſen und Rendezvous auf Jagden hielten die verwandtſchaftlichen Beziehungen der zahlreichen Herzogsfamilie in vollſtem Maße aufrecht. Ueberhaupt war Seßhaftigkeit und zurückgezogenes Leben gerade nicht die Deviſe der damaligen Zeit. Der Gelehrte zog von Univerſität zu Univerſität, der Adel ſuchte es den Fürſten gleich zu thun und ſah es als Erforderniß höfiſcher Erziehung an, daß Reiſen in fremde Länder gemacht wurden. Zudem nahm er mit Vorliebe Kriegsdienſte an den berühmten auswärtigen Höfen, und ſo werden beiſpielsweiſe die Eickſtedt, Rhade, Eberſtein und vor allen Dingen der berühmte Condottiere Joachim von Zitzewitz im Dienſte fremder Höfe, namentlich des franzöſiſchen, erwähnt. Was die Städte des Pommernlandes anbetrifft, ſo weiſt deren Rangſtellung unter einander und ihre Handelsbeziehungen ein weſentlich anderes Bild auf, wie die heutigen commerziellen Zuſtände. Die großen Verkehrswege der Neuzeit haben ja im Allgemeinen den Umſatz der Waaren und die Verkehrsthätigkeit zu rieſenhafter Höhe emporgebracht, dabei iſt aber manches abſeit liegende Städtchen, das in früheren Jahrhunderten, wo es viele kleine Centren des Verkehrs und Handels gab, ſeinen Wohlſtand und ſeine merkantile Bedeutung hatte, verkümmert. Wie hat z. B. Stettin heute ſeine pommerſchen Schweſterſtädte ſo überaus weit überflügelt und doch zählte es zu Friedrichs des Großen Zeit nur 12,000 Einwohner, und gar im ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhundert konnte ein Gollnow mit ihm rivaliſiren und eiferſüchtig auf die Schifffahrtsſtraße ſeiner Ihna wachen. Auch Cöslin fühlte ſich — es klingt gar zu komiſch — als Seeſtadt und die Colberger geriethen über den Cösliner Schutenbau und ſeine Packhäuſer am Deep des Jamunderſees in die hellſte Wuth. Dieſe Beiſpiele ſind herausgegriffen, um zu zeigen, wie in den geſammten Zuſtänden des damaligen Pommerlandes ein vielgeſtaltigeres Ausleben aller dieſer kleinen und kleinſten Gemeinweſen ſtattfand und wie man ſich jenes Zeitalter als durchaus rührig und im kräftigen Wohlſtande ſchaffend vorſtellen muß. Mitten in dieſe bequemen Gewöhnungen und dieſe wohlhäbige Geſtaltung des Lebens ſchlug nun wie eine Bombe die Kataſtrophe von 1627, der Einmarſch kaiſerlicher Einquartierungstruppen.

Wenn etwas die Pommern auf den Ruin ihrer häuslichen Habe hätte vorbereiten können, ſo war es das unheimlich ſchnelle Ausſterben ihres blühenden Herzogsgeſchlechtes. Wo noch vor zwanzig Jahren zwei Linien, und die eine repräſentirt durch fünf kräftige und unternehmungsluſtige Brüder,

exiſtirten, war ſeit dem Jahre 1625 das ehemals ſo ſtattliche uralte wendiſche Fürſtengeſchlecht zuſammengeſchmolzen bis auf einen allerletzten Sproß, den Herzog Bogislav XIV. Gewiß wäre dieſe Vereinigung unnatürlich getrennter Landesſtücke unter einem Scepter als ein überaus freudiges Ereigniß zu begrüßen geweſen, wenn nicht dieſer Fürſt, dem alle Erbſchaft ſo glücklich zufiel, ſelber kinderlos geweſen wäre und in ſich alſo nicht Wünſche und Hoffnungen einer freudig vorwärts blickenden Verheißung, ſondern die wehmüthige letzte Erinnerung friedvoller Zeiten dargeſtellt hätte. Oft deckt ſich wunderbarer Weiſe in dem letzten Sproß eines einſt thatkräftigen Geſchlechtes die Unſicherheit und Angſt der Zukunft mit der ſchwächlichen und zaghaften Geſtalt dieſes letzten Fürſtenſohnes: ſo ſehen wir es bei dem letzten deutſchen Karolinger Ludwig dem Kinde, dem letzten Habsburger in Spanien Karl II. und ſo auch bei dem letzten Wendenherzog in Pommern Bogislav XIV. Er, der ſo ganz geſchaffen war, die friedliche Ruhe eines Landedelmannes zu repräſentiren, der in den Zeiten ſeines glücklichen Jünglingsalters die heiterſten Briefe über Jagd und fröhlichen Beſuch aus Rügenwalde an ſeinen lieben Bruder Franz in Cöslin ſchrieb, war nun in eine ſo drangvolle und rauhe Zeit geſtellt, die ihm eine Apoplexie nach der andern zuzog. Schon Guſtav Adolf erlaubte ſich den grauſamen Scherz über ſeinen ſpäteren Verbündeten, daß er zu ſolchem Schickſal berufen ſei, der am liebſten „ſein Bierchen in Ruhe getrunken hätte". Ungleich mitleidiger drückt ſich Oxenſtjerna über Bogislav aus, indem er ihn vergleicht mit einem Fieberkranken, der qualvoll ſich umherwälzend umſonſt Rettung ſucht. Und Rettung war unmöglich: denn wie bei einer Ueberſchwemmung ein lange trocken gebliebener Fleck Landes von den unbarmherzigen Wogen mehr und mehr eingeengt und endlich unter ihrem Schwall begraben wird, ſo hatten die Wogen des dreißigjährigen Krieges das lange verſchonte Pommerland endlich im neunten Jahre erreicht. Wir übergehen die erſten Ereigniſſe jenes unglückſeligen Krieges. Es iſt bekannt, wie im weiteren Verlauf deſſelben zwei katholiſche Heere unter Tilly und Wallenſtein zwei proteſtantiſchen Heeren unter Mansfeld und König Chriſtiern von Dänemark gegenüber traten. Die Waffen des Kaiſers erfochten glänzende Siege. Tilly beſiegt den däniſchen König und Wallenſtein hetzt Mansfeld wie ein geſcheuchtes Wild zu Tode, um dann aus dem Südoſten Europas wieder nach dem Norden Deutſchlands heraufzurücken. Im Juli 1627 vereinigten ſich beide katholiſche Feldherrn in Mecklenburg und hatten 80,000 Mann unter ihrem Commando. Die Verfolgung des Dänenkönigs, des einzigen noch übrigen Feindes, bis in die äußerſte Spitze Jütlands hinauf war für ſolche Truppenmaſſen eine leichte Sache. Aber der Däne war recht eigentlich ein Inſel- und Seekönig und es galt, die norddeutſchen Küſten vor ſeinen Invaſionen zu ſchützen. Kaiſer Ferdinand er-

nannte ſeinen ſiegreichen Generaliſſimus Wallenſtein zum Admiral des oceaniſchen und baltiſchen Meeres und übertrug ihm damit die Vertheidigung der Küſten. Mecklenburgs ſtattliche Herzogthümer wurden den einheimiſchen Herzögen entriſſen, um eine Beute des kühnen Friedländers zu werden. Dort war alſo Wallenſtein vollauf im Stande, die Küſte vor dem Dänenkönig zu ſchützen. Die nächſte Sorge des Admirals mußte jetzt ſein, auch Pommern in den Bereich ſeiner Schutzmittel zu ziehen.

Pommern mit ſeiner langgeſtreckten Küſte und ſeinen vielen guten Hafenplätzen bot einem von der See her drohenden Feinde ein bequemes Angriffsland. Das war ſchon in den Zeiten der Vikingerfahrten eine ſchmerzlich empfundene Thatſache. Aber es galt, das Land nicht allein vor den ſeewärts anſegelnden Dänen zu ſchützen, ſondern von Weſtpreußen her erſchienen dem Kaiſer die dort mit den Polen kämpfenden Schweden als eben ſo verdächtige Nachbarn. Zwar hatte Bogislav bei den pommerſchen Landſtänden durchgeſetzt, daß Truppen zur Landesvertheidigung geworben und aufgeſtellt wurden. Doch hatte dieſer endlich ins Werk geſetzte Beſchluß zur Landesvertheidigung, nämlich die Aufſtellung von 1400 Mann in beiden Regierungen und im Stift, nur recht deutlich erwieſen, wie ohnmächtig und kriegsuntüchtig Pommern durch die langen Friedenszeiten geworden war. Wallenſtein machte daher kurzen Prozeß. Als Bogislav ſich in Franzburg in der Nähe der mecklenburgiſchen Grenze befand, erſchienen kaiſerliche Oberſten bei ihm und nöthigten den erſchrockenen und umſonſt widerſtrebenden Fürſten zu der unheilvollen, folgenſchweren Kapitulation von Franzburg vom 10. November 1627. In 35 Artikeln wurde feſtgeſetzt, daß die Kaiſerlichen zum Schutze Pommerns in dem Lande einquartirt werden ſollten. Aus der urſprünglich beſchränkten Zahl von Regimentern wurden zuletzt zwölf Regimenter Infanterie und acht Regimenter Kavallerie, zuſammen ungefähr 40,000 Mann und aus den anfänglich begehrten ſechs Wochen wurden drei, ſogar für einzelne Städte vier Jahre, und es ward, wie der ehrliche Micraelius ſagt, „der Wirth ganz von den einquartierten Gäſten verzehrt". Jenes umfangreiche Actenſtück der Franzburger Capitulation hatte eine Menge Beſtimmungen erhalten, die die Härte der Einquartierung ſo viel wie möglich mildern ſollte — aber ſchnöder iſt ſelten einem Vertrage Hohn geſprochen worden, wie dieſem von Seiten des friedländiſchen Kriegsvolkes. Vielleicht nur eine Vereinbarung wurde befolgt, nämlich die, daß die Regimenter in die feſten Städte gelegt werden ſollten behufs bequemerer Verpflegung. So wurden denn dieſe „unlieben und mürriſchen Gäſte", wie ſie das Greifswalder Univerſitätsalbum nennt, in die pommerſchen Städte einquartiert. Seufzend öffneten die Bürger ihre Stadtthore und herein zogen die zuchtloſen Schaaren, ihnen vorauf die jammernden Bauern, denen ſie auf dem Hinmarſche die

Dörfer angeſteckt und geplündert hatten, wie z. B. in Colberg. Ausgenommen von der Einquartierung waren die alten Reſidenzen Stettin, Wolgaſt und Cöslin, die wohl zunächſt auch nicht belegt wurden. Sonſt war nur eine Stadt kühn genug, aus eigener Kraft ſich der Unholde zu erwehren — dies war bekanntlich Stralſund. Dafür mußte es im Jahre 1628 die berühmte Belagerung über ſich ergehen laſſen vom April bis Juli, die ſelbſt ein Wallenſtein nicht ruhmvoll beenden konnte, obſchon er ſich vermaß, „die Canaglie mit Gottes Hülfe zum Gehorſam zu bringen" und „die Stadt, wäre ſie auch mit Ketten an den Himmel befeſtigt, doch herunterzureißen". Nach den Angaben der Chroniken, die aber ſicherlich übertreiben, ſollen an zwölftauſend Kaiſerliche vor den Wällen der Stadt ihren Tod gefunden haben. Seit alter Zeit ſind wir gewohnt, dieſen Widerſtand Stralſunds als eine heroiſche That zu preiſen, und mit vollem Fug und Recht. Unerwähnt mag aber an dieſer Stelle nicht bleiben, daß der neuere Verfaſſer der Geſchichte Pommerns, der gelehrte Greifswalder Profeſſor Barthold, dieſe Abſonderung Stralſunds in einem ganz anderen Lichte betrachtet. Wie er überhaupt die kaiſerlichen Entwürfe in Betreff Pommerns als ein Werk hoher Einſicht preiſt und die Einmiſchung der Schweden als verdammenswerthe Habgier und Tücke bezeichnet, ſo ſteht er nicht an, die großen Leiden, die Pommern aus der kaiſerlichen Einquartierung erwuchſen, gerade aus dieſem Widerſtande Stralſunds herzuleiten. Hätte Stralſund damals nicht, ſagt er, die Schweden aufgenommen, um ſich gegen Wallenſtein beſſer vertheidigen zu können und ſo den Schweden Gelegenheit gegeben, ſich dort feſtzuniſten, ſo wären die Kaiſerlichen früher abgezogen. Doch wir glauben, Barthold ſchlägt bei dieſer Urtheilsabgabe zweierlei zu gering an. Einmal galt es doch die Rettung des Glaubens. Oder hat er es etwa mit der Phraſe ernſt gemeint, daß Kaiſer Ferdinand ebenſo wenig daran dachte, den alten Bekennern der Augsburger Confeſſion Zwang anzuthun, als den Juden in ſeinem Reiche das Chriſtenthum aufzunöthigen? Das zweite, was man Barthold gegenüber hervorheben muß, iſt, daß er die damaligen Leiden und Gefahren Pommerns von Seiten der Kaiſerlichen unterſchätzt — und damit kommen wir auf unſer eigentliches Thema wieder zurück.

Vor allen Dingen ſind für Wallenſtein bei der Beſetzung Pommerns die militäriſchen oder vielleicht politiſchen Gründe nicht allein die maßgebenden geblieben, ſondern aus ſeinen Briefen ſind noch ganz andere Abſichten herauszuleſen. So ſchreibt er an ſeinen Feldmarſchall Arnim, „es ſolle ihm lieb ſein, wenn der Herzog von Pommern einen Krieg gegen ihn, nämlich Wallenſtein, anfinge, ſo ſtände Pommern-Mecklenburg gewaltig glatt an", das heißt, er würde mit Vergnügen das Herzogthum Pommern zu ſeinem Herzogthum Mecklenburg hinzunehmen. Wirft dieſe Aeußerung nicht ein

grelles Schlaglicht auf die jahrelangen Qualen und Bedrückungen des Pommerlandes? Da ſcheint uns doch ſehr der gute Wille zu fehlen, den Barthold bei den Kaiſerlichen vorausſetzt, ſo daß er ihr Bleiben in Pommern nur den böſen Schweden in die Schuhe ſchiebt. Auf den kaiſerlichen Generaliſſimus kam es viel an; er hätte durch ſeine Befehle die Leiden des Landes gewiß mildern können, während jetzt die Bittſteller des Herzogs und der pommerſchen Städte meiſt unverrichteter Sache von den Standquartieren des Friedländers wieder in ihre unglückliche Heimath zurückkehrten. Mindeſtens erſcheint es in einem eigenthümlichen Lichte, daß, während den Greifswalder Profeſſoren ein Geſchenk von vier Ochſen, das ein gutmüthiger kaiſerlicher Hauptmann ihnen machte, in jenen hungervollen Tagen ſo herrlich dünkte, daß das freudige Ereigniß flugs im Univerſitätsalbum verzeichnet wird, zu derſelben Zeit Wallenſtein in Halberſtadt eine Hofhaltung unterhielt, zu deren Bedürfniſſen und Bequemlichkeiten allein tauſend Pferde auf den Fourierzetteln erſcheinen. Man kann ſich denken, wie kahl und unheimlich der Fleck deutſchen Landes erſchien, wo ein ſolcher Heuſchreckenſchwarm längere Zeit gehauſt hatte. Als Wallenſtein ſpäter ſich nach Böhmen zurückziehen mußte, weil, wie er ſich ausdrückte, der Spiritus des Kurfürſten von Baiern den Spiritus des Kaiſers beherrſchte, lebte er in Prag bekanntlich mit fürſtlicher Pracht: ſeine jährlichen Einkünfte beliefen ſich auf mehr als ſechs Millionen Thaler.

Während Wallenſtein der kaiſerliche Generaliſſimus war, hatte er einem ſeiner Unterfeldherren das Kommando der pommerſchen Einquartierungstruppen übertragen. Dies war bis um die Mitte des Jahres 1629 Arnim, dann Torquato Conti, Herzog zu Guadagnoto. Arnim, der aus der Uckermark ſtammte, zeigt in ſeinem Kriegerleben recht das abenteuernde Condottierethum der damaligen Zeit. Nacheinander hatte er bei den Schweden und bei den Polen gedient, wurde jetzt kaiſerlicher Feldmarſchall und focht ſpäter als ſächſiſcher Heerführer wieder gegen die Kaiſerlichen. Mußte ein ſolches Wechſeln des Oberherrn nicht den Sinn verhärten und das Gefühl der Menſchlichkeit abſtumpfen? Und doch hatte Arnim als Uckermärker für die pommerſchen Zuſtände immer noch ein gewiſſes Verſtändniß. Schlimmer war ſein Nachfolger, der alte, vom Podagra geplagte Torquato Conti, wie ihn die Pommern nannten — der quade Conter, das heißt ſchlechter Conter. Während die Franzburger Artikel beſtimmt hatten, daß nur deutſches oder mehrentheils deutſches Volk einrücken ſollte, fällt ſchon unter den Offizieren die große Maſſe ausländiſcher Namen auf, wie Duca de Savelli, Andreas de Contraras, Marazzan, Peruſini, Sanct Julian u. A. Es werden wohl alſo auch die einzelnen Compagnieen eine bunt genug zuſammengewürfelte Geſellſchaft gezeigt haben — entſchieden nicht zum Frommen des ſie beher-

bergenden Pommerlandes. Unter dem Commando des Oberfeldherrn in Pommern ſtanden wieder eigene Befehlshaber in Vorpommern, wie Hatzfeldt und der Duca de Savelli — dann endlich als wichtigſte Perſönlichkeiten für die Einquartierungsfrage die Oberſten der Regimenter, die gleichzeitig das Commando in den einzelnen pommerſchen Städten führten. Wenn ſchon Wallenſtein ſich nach kurzem Kriegsleben mit einem ſo coloſſalen Vermögen in den Privatſtand zurückziehen konnte, ſo waren auch die übrigen Befehlshaber ſeines Heeres bis auf die Oberſten abwärts darauf bedacht, durch Gelderwerb und Wohlleben ſich für die Fährlichkeiten des Kriegerſtandes zu entſchädigen. Sie machten es ebenſo, wie jene franzöſiſchen Offiziere, die in den Jahren 1792 bis 1812 Deutſchland als ihre Goldgrube betrachteten. Die Geldſchneidereien der Offiziere, alſo die Erpreſſung baarer Summen von den Behörden der Stadt, gingen ins Ungemeſſene, und ſogar Wallenſtein ſah ſich veranlaßt, in einem Schreiben an Arnim deren Beſchränkung anzubefehlen. Dann hatten es die Oberſten aber namentlich darauf abgeſehen, in ihren Quartieren zu praſſen und zu ſchlemmen und die Gunſt des Augenblicks in ihrem wechſelvollen Daſein recht raffinirt auszunutzen. Wir ſind auf das Detaillirteſte über die Tafelfreuden eines ſolchen Schlemmers unterrichtet, nämlich des in Greifswald commandirenden Obriſten Pernſtein. Der Rath der Stadt berechnete, daß ihm der Unterhalt der Tafel ihres Commandeurs jährlich fünfundzwanzigtauſend Thaler koſte, wobei zu bedenken iſt, daß dieſe Summe heute vielleicht den dreifachen Geldwerth repräſentiren würde. Eine Hauptrolle bei den Tafelfreuden ſpielte natürlich der Wein, und umſonſt war in den Franzburger Artikeln feſtgeſetzt worden, daß nach 9 Uhr auf den Abend alles Trinken eingeſtellt werden ſollte. Unglaubliche Quantitäten wurden bei dieſen Schmauſereien vertilgt, ſo beiſpielsweiſe am 8. December 1627 von Pernſtein und ſeinen Freunden bei Tiſch dreihundert Quart Rinſchen Win, ungerechnet das Barthſche Bier. Die Beſchaffung des Weins war allerdings eine ungeheuer bequeme. Die Offiziere ſchickten zum Weinhändler, und der ſchnitt auf einem parat gehaltenen Kerbſtock die Zahl der geholten Kannen ein, um ſich ſpäter vom Rathe die Bezahlung geben zu laſſen. Neben dem Weinhändler fungirte als zweiter Hauptlieferant der Apotheker, der unter dem dehnbaren Titel Gewürz und Confect zu den Tafelfreuden beiſteuern mußte. Der Apotheker vertrat damals die Stelle des heutigen Conditors, indem er allerlei Leckereien und ausländiſche Früchte vorräthig hielt. Aus den Greifswalder Rathsrechnungen, wo von dem Apotheker berechnet ſind Citronenmorſellen, Johannisträubleinmorſellen, Saffran, Cordemom, Muſchaten, Ingwerpuder, Nelkenpuder, Salſamentenpuder, Quittenſaft, Rosmarienconfect, Coriander, Marcipan, Schwetſchen, Canelpuder u. ſ. w., erſieht man, daß die Tafel eines ſolchen friedländiſchen Kriegsoberſten Leckereien und Fineſſen der

Zubereitung kannte, von denen unſere heutige verwöhnte Kochkunſt gar keine Ahnung hat. Die Wirthsleute, bei denen die Offiziere einquartiert waren, mußten acht bis fünfzehn Gerichte auf den Tiſch liefern, und ſo iſt es dann erklärlich, daß der wöchentliche Küchenbedarfzettel des Obriſten Pernſtein aufweiſt — 7 Rinder, 7 Kälber, 14 Lämmer, 40 Hühner, 6 paar Tauben, 4 Gänſe, 1 Schwein, desgleichen Wildpret in ziemlicher Zahl, ſodann 4 Schock Eier, 80 Pfund Butter, Speck und geräucherte Schinken, 30 Hechte und andere Fiſche, 6 Schock Krebſe, Lachs, Hering, Aale in hohen Summen, 2 Scheffel Roggenmehl und $1^1/_2$ Scheffel Weizenmehl, Obſt und Gemüſe. Natürlich mußte außerdem das Tafelzeug, die Küchengeſchirre und die Kuchlweiber und Handlanger für das Küchenweſen von den Wirthen beſchafft werden. Es iſt erklärlich, daß bei ſolchen Lieferungen an Victualien und baarem Gelde die armen Bürger in den Städten vor Noth nicht aus noch ein wußten und die Termine zur richtigen Einlieferung des Geforderten verſtreichen ließen. Die Commandeure hatten dann aber ein ſchnelles Mittel bei der Hand, größere Bereitwilligkeit, deren Mangel ſie vorausſetzten, zu erzielen — das ſind die übel berüchtigten Tribulirſoldaten. Dieſe wurden neben der ſchon vorhandenen Einquartierung in ein Haus gelegt, um daſelbſt auf Koſten des Hauswirthes zu zechen und zu ſchmauſen und ihn mit vielen Quälereien ſo lange zu tribuliren, bis eine Summe Geldes von ihm erpreßt war. Die Zahl der Tribulirſoldaten wurde am zweiten Tage verdoppelt, am dritten verdreifacht, ſo daß manche Häuſer anfangs zehn, zwölf, ſpäter vierzig bis fünfzig Mann Tribulirſoldaten erhielten. Zum Belege führen wir hier eine charakteriſtiſche Stelle aus einem Briefe des Rathsverwandten Chriſtian Schwarze an ſeinen Oheim, den Greifswalder Bürgermeiſter an; er ſchreibt: „Der Herr Oheimb glaubt nicht, wie in den Hinterpommerſchen Stedten von den Italieniſchen Commandeurn hausgehalten wird. Es werden Bürgermeiſter und Rhatt faſt wochentlich mit Einlegung vieler Tribulir-Soldaten anguſtiret und iſt an vielen Orten alles Viehe hinweggenommen. Die Carcerationes ſind gantz gemein, dahero aus etzlichen Stedten, als zu Stargardt, Greifenberg und Treptow die Consules u. theils Rhatsperſohnen vorgewichen und an andre Oerter ſich begeben.“ Das wüſte Schlemmerleben hatte in dieſen friedländiſchen Offizieren auch jedes Gefühl der Pietät und ſittlichen Scheu erſtickt; ihr Sinn bebte vor keiner Gewaltthat mehr zurück. Mit rohen Flüchen und frechem Cynismus pflegten ſie die Bittgeſuche der Geängſtigten zu beantworten. Fünfkirchen in Colberg antwortete dem Rathe daſelbſt auf deſſen Beſchwerde und Angabe, appelliren zu wollen: ſie möchten es mit ihrer Appellation nach Belieben halten; wenn ihnen die kaiſerliche Majeſtät nicht genüge, möchten ſie ſich an den Papſt in Rom oder auch an unſern Herrgott im Himmel wenden, ihm werde alles gleich viel gelten. Als

der ſchlimmſte unter den Oberſten, Götze, das berüchtigte Blutbad in Paſewalk angerichtet hatte und ihm ein befreundeter Edelmann Vorſtellungen machte, lachte er und ſagte: Ihr behauptet, der Teufel werde mich holen; aber der Teufel darf den nicht holen, der ſchon des Teufels iſt. Muß ich in die Hölle hinein, ſo will ich ſie auch recht verdienen.

Man kann ſich denken, daß bei ſolchem Benehmen der Offiziere der gemeine Soldat ſich ganz viehiſch gebehrdete und, nach dem Urtheil Bogislavs, noch ärger als die Beſtie hauſte; denn, ſagte er, „wilde Thiere kann man durch Speiſen und Ernähren täglich zähmen und ſanftmüthiger machen, während dieſer Leute Wüthen und Toben bei dem gehabten Unterhalt ſo weit überhand genommen hat, daß ſie darüber ihre Ernährer gefreſſen, verzehret und zu nichte gemacht". Die Zuſammenſetzung eines ſolchen wallenſteinſchen Heerhaufens war eine ganz andere, wie jetzt üblich, weil die Regimenter ſo ungeheuer viel Troß mit ſich führten. Und was zog nicht alles in dem Troſſe mit! Gab es doch unter den Beamten des Regimentes einen eigenen Weibel für das liederliche Volk. Natürlich war auch bei den gemeinen Soldaten die Raubgier und Bereicherungsſucht der Grundzug ihres Kriegerlebens; ſie mögen ja in der Schlacht mit größter Bravour gefochten haben, aber das Rauben und Plündern gehörte nun ebenſo gut zum Kriegshandwerk; haben es doch die Franzoſen zu Napoleon I. Zeit nicht anders gemacht. Während nun die Offiziere mit ihrem Erpreſſungsſyſtem den Stadtbehörden und wohlhabenden Bürgern zu Leibe gingen, blieben für die gewöhnlichen Soldaten die armen Bürger und Bauern übrig, und dadurch gewinnt die Ausſaugung Pommerns in dieſer Zeit eine ſo grauenhafte Geſtalt, weil alle dieſe kleinen Vampyre mit Syſtem und Beharrlichkeit die Einwohner ſämmtlich zu Grunde richteten. Der alte Micraelius behauptet, daß „wenn vom hohen Himmel herab der Verderb Pommerns durch ein ernſtes Geſetz der einquartierten Soltadesque eingebunden und befohlen wäre, ſie dabei nicht mehren Eifer und Fleiß anwenden oder auch das Werk glücklicher hätten forttreiben können, als geſchehen". Faſt ſelbſtverſtändlich ſchien es, daß ſich alle Soldaten beritten machten, ſo daß den Bauern, die ſchon ſo mit Vorſpanndienſten übel bedacht waren, ohne ein Entgelt die Pferde weggenommen wurden. Was nun noch außerdem geſtohlen und muthwillig vernichtet wurde, läßt ſich durch die allgemeinen Ausſagen mehr muthmaßen, als im Einzelnen detaillirt berichten, — wir werden ja ſpäter ſehen, in welchen Zuſtand Pommern durch die dreijährige Einquartierung thatſächlich gebracht war, das Schlimmſte war, daß dieſe Erpreſſungen unter den furchtbarſten Mißhandlungen der armen Leute vorgenommen wurden, und ſo iſt jenes Zeitalter vielleicht am erfindungsreichſten geweſen an Martern und Torturen. Namentlich ſpielte man ſchon aus religiöſem Fanatismus — denn im wallenſteinſchen Heere waren,

wie meiſt Ausländer, ſo größtentheils Katholiken — den pommerſchen Predigern übel mit, und aus der Art, wie man dieſe gebildeteren und geachteteren Gemeindemitglieder behandelte, wird man erſehen, daß man mit den niedrigeren Leuten noch weniger Federleſens machte. Am ſchlimmſten hauſte auch hier wieder der furchtbare Götze. In Rügen ließ er den Prieſtern die Kleider vom Leibe reißen, Schuhe und Strümpfe von den Füßen ziehen und ſie barfuß ins freie Feld treiben, etlichen wurden Stricke um den Kopf gethan, dieſelben zugezogen, daß die Augen aus dem Kopfe zu ſpringen drohten u. ſ. w. Bei dem großen Paſewalker Blutbade wurden neunzig Frauen und Prieſter lebendig ins Feuer geworfen. Recht unerſchrocken benahm ſich der Colberger Prediger Jaſche. Während er im Dome dort predigte, feuerte ein Soldat, wie das übrigens oft geſchah, zweimal die Muskete auf ihn ab. Jaſche rief: Hui, hui, Teufel! nimmſt Du mir das Leben, wirſt mir die Seele nicht nehmen! und predigte ruhig weiter. Der Propſt Leo in Freienwalde hat über die Schickſale des Städtchens im dreißigjährigen Kriege kurze Aufzeichnungen in das Kirchenbuch gemacht. Vielleicht intereſſirt es, hier einige Stellen auszugsweiſe zu vernehmen.

„Die Soldaten, welche bei uns Quartier nahmen, waren meiſtentheils Böhmen, Franzoſen, Illyrier, welche Alle, durch die falſchen Beſchuldigungen, mit denen man die evangeliſche Kirche überhäuft, verrückt gemacht und durch irgend eine gottloſe Raſerei erhitzt, gegen unſere Gottesverehrung recht verwegene Drohungen ausſtießen und während des Gottesdienſtes und unter der Predigt auf dem Kirchhofe und an benachbarten Orten durch Abſchießen der Piſtolen und Flinten oft ſolchen Lärm verurſachten, daß man zweifelhaft war, was für ein großes Unternehmen ſie vorhatten. Doch mit der Zeit, ſobald ſie ſich durch den Augenſchein überzeugt hatten, wie die Weiſe unſeres Gottesdienſtes und die Verfaſſung unſere Religion ſei, zeigten ſie mit des allerhöchſten Gottes Hülfe, der ſeine Kirche und ſeinen Dienſt beſchützt, eine etwas mildere Geſinnung gegen unſere Religion und verwünſchten ſie nicht mehr, wie bisher, ſondern begannen, ſie zu achten und zu verehren. ... Kaum waren die kaiſerlichen Companieen in dieſe Stadt eingerückt, als eine ſo große Häufung von Contributionen entſtand, daß Keinem ein Heller im Beutel, ein Ochſe oder eine Kuh im Stalle, ein Schwein im Koſen, ein kupfernes oder zinnernes Geſchirr im Hauſe blieb. Denn es war den einquartierten Soldaten nicht genug, ſämmtliche Habe ihrer Wirthe durchzubringen, zu verpraſſen und unter dem, ſo Gott will, außerordentlichen Titel Contribution ſich zuzueignen, ſondern ſie hatten auch ihre Luſt daran, ihre guten Wirthsleute mit zahlloſen, unerhörten und abſcheulichen Schmähungen zu überhäufen, ohne Unterſchied Wirth und Wirthin, indem ſie ihnen mancherlei Schimpfreden ins Geſicht warfen, herunter zu machen und, was das Traurigſte war,

mit Fäusten und Knitteln, mit Säbel und Degen beiden Kopf, Angesicht, Schulter, Rücken arg zu zerfetzen und zu zerbläuen und mit allerhand Wehthaten bis zum Ueberdruß zu überhäufen.

Und da galt auch kein Ansehen der Person; Rathsherren und gemeine Leute wurden auf gleiche Weise behandelt. Oft liefen sogar diejenigen, welche jenen Mißhandlungen entfliehen wollten, wenn irgendwo ein Loch offen war, über Stock und Stein davon, nicht selten aus dem Bette springend, so daß sie kaum ihre Stiefel mitnehmen konnten. Zweimal wurden die versammelten Väter von dem Obristwachtmeister genöthigt, in das Gefängniß zu wandern, wo ihnen weder Speise noch Trank gereicht wurde, außer, was man ihnen verstohlener Weise brachte. Ging doch sogar des ebengenannten Obristwachtmeisters Koch, ein unsauberer Geselle und kaum hellerswerther Mensch, indem er einst in das Rathhaus selbst einbrach, zwei Bürgermeistern und einem Kämmerer mit blankem Schwert zu Leibe und zog nicht eher ab, als bis er einen am Arm, einen andern am Auge verwundet hatte. Und dies war noch nicht das Ende aller Plagen, sondern einer von den Bürgermeistern wurde sogar wegen eines vorgeblichen Contributionsrestes als Gefangener nach Lauenburg geführt und kehrte von dort nicht zurück, sondern starb in der Gefangenschaft, wurde jedoch zu Lauenburg seinen Verdiensten gemäß durch ein ausgezeichnetes und anständiges Leichenbegängniß geehrt. Wir könnten hier noch viel mehr Merkwürdiges erzählen, was sich während der zweijährigen Dauer jener Einquartierung zugetragen, wenn wir nicht Iliaden zu schreiben fürchten müßten."

So legte sich der lähmende Schrecken über das ganze Land. Gräuliche Zeichen am Himmel ängstigten nur noch mehr die Menschen. Im August 1629 ging um 4 Uhr die Sonne in Cöslin ganz schwarz, wie eine Kohle, auf, stand blutroth bis um 7 Uhr am Himmel und neben ihr waren Wolken in Gestalt eines überzogenen Wagens mit schwarz bekleidetem Volke. Und als ob dieses seltsame Anzeichen mit vollem Rechte eine große Leichenfeier verkündet hätte, brach schon in dem Jahre 1629, dann aber namentlich 1630 die Pestilenz mit unerhörter Heftigkeit aus. In dem vielleicht auf etwas über 3000 Einwohner zu veranschlagenden Cöslin starben 912 Menschen, in Colberg, wo eine starke Garnison lag, raffte der Würgengel ohne Unterschied des Glaubens 3500 Menschen hinweg. Fürst und Land waren total verarmt. Mitleidig sagte Richelieu von Bogislav: er war so dürftig geworden, daß er kaum noch mit Anstand als Edelmann leben konnte. Der Hunger löste bei den verzweifelnden Städtern die Bande sittlicher Scheu: sie gingen selbst in die benachbarten Dörfer, um zu rauben. Zu den unnatürlichsten Speisen griffen die Elenden: „Auf Rügen, berichtet Micraelius, hätten die Einwohner Gras und andere Feldkräuter in salzigem Meerwasser gekocht und gegessen. Viele sind an den Zäunen todt gefunden, welche Gras im Munde gehabt. Die

nach Stralſund überliefen, waren gar ſchwarz vom erlittenen Hunger anzuſehen und wenn ſie Speiſe bekamen, ſind ſie nach etlichen Tagen, weil der Magen verderbet geweſen, geſtorben. Kleine Kinder lagen an der Mütter Brüſten und hätten vor Hunger Stücke herausgebiſſen." In Greifswald nährten ſich die Leute von Träbern und wo ſie von den Bäckern noch Brod bekamen, wurde es ihnen von den Soldaten weggenommen, die auch oft einander um des Brodes willen erſtachen. Des Morgens fand man auf den Gaſſen zwei oder drei vor Hunger umgekommen. Im Dorfe Dandemin hat eine Mutter ihr eigenes Kind geſchlachtet und gekocht, um ſich des Hungers zu erwehren. Den unglücklichen Pommern ſchien der willkommenſte Erlöſer der Tod und viele ſind Selbſtmörder geworden, weil ſie die Qual nicht mehr ertragen konnten. Bekanntlich landete Guſtav Adolf, der Schwedenkönig, am 24. Juni 1630 auf pommerſchem Boden, um die Kaiſerlichen zunächſt aus dem unglücklichen Lande zu vertreiben und auch weiterhin ſeinen evangeliſchen Glaubensbrüdern Hülfe zu bringen. Aber es dauerte faſt noch ein Jahr, ehe die Kaiſerlichen aus ihren letzten Bollwerken Colberg und Greifswald abzogen. Und in dem Getümmel der hin und herziehenden Feinde wurde noch manche Stadt dem Untergange geweiht, ſo daß Bogislav in ſeiner Denkſchrift an Guſtav Adolf berichtet, vierzehn volkreiche Städte ſeien in Folge der Einquartierung und des Krieges durch Feuersbrunſt eingeäſchert. Und wo auch nicht die ganze Stadt in Trümmern lag, ſah es doch troſtlos genug aus, Greifswald, das furchtbar mitgenommen war, hatte ſchon 1629 die Hälfte der Häuſer wüſt und leer. Auch Cöslin ging es kaum beſſer. Von etwa 450 Feuerſtellen, die im Jahre 1625 hier bebaut waren, werden ſchließlich 119 leere und 61 in Trümmern liegende aufgezählt. Wie weit in Cöslin die Einquartierung, deren Beginn zum Jahre 1627 erwähnt wird, im Detail grauſam und ſchonungslos gehauſt hat, entzieht ſich unſerer ſpecielleren Kenntniß — aber: die Zahlen ſprechen deutlich genug. Zu den Contributionen hatte Cöslin unter anderem ſeinen ganzen Rathsſchatz von 1064 Loth Silber hergeben müſſen und Handel und Wandel lag namentlich auch in Colberg durch feindliche Beſetzung darnieder.

Endlich im Jahre 1632 fing das aus tauſend Wunden blutende Land wieder an aufzuathmen. Man bebaute den Acker, wie Micraelius ſagt, „wiederum in beſſerer Manier", und das Land erholte ſich, wenn auch ſchwer. Dankbar gedachten die Cösliner der Hülfe und Rettung durch Guſtav Adolf und lange war an einer Scheune beim Kupferhammer zu leſen:

Quo Servator adest Suecus Pommerania gaudet
Discessere fames, pestis et arma simul. —

das heißt:

Wenn aus Schweden der Retter erſcheint, ſo freuet ſich Pommern;
Fern ab weichet die Peſt, Hunger und Waffengeräuſch.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Berlin. Centrale und fortschrittliche Metamorphosen. — In unserem inneren politischen Leben bereiten sich in verhältnißmäßiger Stille wichtige Veränderungen vor. Die centrale wie die fortschrittliche Opposition ist in einer Umwandlung begriffen. Den Männern des Centrums wird dieselbe durch die im Anzuge befindlichen Veränderungen in der Stellung der Curie zum preußischen Staate aufgezwungen, die Fortschrittler wollen sich aus ureigener Speculationslust in neue Unternehmungen einlassen. Das Centrum ist in einer übeln Lage, als Kriegspartei organisirt, fürchtet es für seinen ferneren Bestand, denn es will Frieden werden. Die päpstliche Curie denkt ernstlich an die Herstellung des Friedens und pflegt ganz directe Verhandlungen mit der preußischen Regierung. Ueber den Stand derselben ist zwar bisher nichts Authentisches bekannt geworden, doch haben wir guten Grund anzunehmen, daß die Verhandlungen einen befriedigenden Fortgang genommen haben und bereits ziemlich weit gediehen sind. Es scheint auch, daß die Berichte der abgesetzten und noch im Amte befindlichen preußischen Bischöfe den Friedensschluß mit der preußischen Regierung sehr eindringlich im Interesse der römischen Kirche selbst empfohlen haben. Von alledem sind die Organe des Centrums natürlich sehr genau unterrichtet, wahrscheinlich sehr viel besser als wir, was sie indessen nicht hindert, jedes Friedensbedürfniß auf Seiten der Curie und der klericalen Partei in Abrede zu stellen. Ganz natürlich, ihr Interesse erheischt eine solche Haltung. Der Friedensschluß des Vatikans mit dem preußischen Staate würde dem Centrum den ganzen großen bis jetzt hinter ihm stehenden politischen Apparat des katholischen Klerus und seiner zahlreichen Anhänger entziehen und seine Machtmittel auf die Kräfte der Welfen und Particularisten reduciren. Es scheint als ob gewisse Organe des Centrums diese unliebsame Schmälerung ihrer Macht im Grunde schon jetzt für unvermeidlich halten und sich bereits anschicken, in neuem, den neuen Verhältnissen entsprechendem Gewande vor ihren Parteigenossen zu erscheinen. Sie betonen, sie hätten von jeher einer politischen Partei angehört, das Centrum sei nie etwas anderes gewesen als eine politische Partei, gebildet zur Wahrung der Freiheit und der Rechte der Nation, Das heißt also, wenn der Papst uns die Unterstützung durch seine Kleriker und die katholische Bevölkerung entzieht, so werden wir als politische Oppositionspartei weiter fortleben.

Uns Reichstreuen kann diese Metamorphose schon recht sein. Die Opposition eines Centrums ohne klericale Unterstützung und ohne Rom im Rücken

erscheint uns verhältnißmäßig recht harmlos. Für uns wäre der Hauptzweck erreicht: der Uebertritt des katholischen Klerus und der katholischen Bevölkerung auf den Boden des Reiches. Eben so wenig haben wir gegen die Wendung einzuwenden, welche sich im fortschrittlichen Lager vollzieht. Dort scheint nämlich der Wunsch rege geworden zu sein, neue Kräfte zu gewinnen. Bei den Wahlen hat man verloren, von den Nationalliberalen ist man seit der Abstimmung über das Socialistengesetz nun endlich gründlich getrennt, also gilt es neues Terrain zu erwerben. Zu diesem Zwecke hat man das socialdemokratische Gebiet in das Auge gefaßt. Ein lockender Gedanke. Die socialdemokratische Presse ist verboten, die socialdemokratische Agitation ist unterdrückt, Tausende von Jüngern der Socialdemokratie treiben sich, nach Leitung und Führung verlangend, umher. Diese sollen durch die nörgelnde, oppositionelle Weisheit der radicalen Presse beglückt werden. Der Plan ist nicht so dumm. Die radicale Kost, welche die extremsten fortschrittlichen Blätter verabreichen, hat eine gewisse entfernte Aehnlichkeit mit den Genüssen, mit denen die socialdemokratischen Blätter seiner Zeit ihre Leser regalirten und es erscheint sehr natürlich, daß diese Leser in den radicalen Expectorationen einen, wenn auch nur schwachen, so doch willkommenen Ersatz für das verbotene Narkotikum finden und sie gern genießen. Auf alle Fälle kann es nach fortschrittlicher Ansicht nichts schaden, wenn man sich auf etwas breiterer demokratischer Grundlage etablirt. Zu diesem Zwecke ist auch schon die Annahme des Namens „demokratische Partei" statt des bisherigen fortschrittlichen in Anregung gebracht worden.

Aber auch nach anderer Seite hin sucht die Fortschrittspartei Stärkung und Anlehnung, und zwar nach der Seite des Centrums hin. Auch dieser Gedanke ist so einfältig nicht, besonders nicht in diesem Augenblicke, wo das Centrum seiner Seits auch nach Auffrischung und Ersetzung schwindender Kräfte verlangen muß. Außerdem: das Centrum macht Opposition unter allen Umständen und die Fortschrittspartei desgleichen, das Centrum ist nach seiner neuesten, von seinen eigenen Organen gegebenen Erklärung eine politische Partei zur Wahrung der Volksrechte und die Fortschrittspartei desgleichen, warum in aller Welt sollen zwei so gleichgestimmte Seelen sich nicht in die Arme fallen und des alten Streites vergessen? Das haben sich einige Häupter der Fortschrittspartei auch gesagt und in der frohen Erkenntniß dieser Wahrheit haben sie den Kampf gegen das Centrum für einen schädlichen Irrthum erklärt und seine Einstellung empfohlen.

Uns kann es recht sein. Mag die Fortschrittspartei sich nur in eine demokratische verwandeln, mag sie sich mit den Welfen und Particularisten des Centrums verbinden. In Wahrheit huldigt sie ja doch schon längst dem demokratischen Ideal, in Wahrheit zog sie ja doch schon längst mit der Oppo-

sition des Centrums an einem Strang. Nur den Schein des Liberalismus und des staatlichen Gedankens wahrte sie noch. Indem sie ihn von sich weist, und sich in Wahrheit offen zu den Zielen bekennt, die sie thatsächlich insgeheim schon längst verfolgte, schafft sie Klarheit bei sich und bei anderen, und das kann uns nur willkommen sein. Außerdem ist dann noch der Vortheil zu gewärtigen, daß sich viele gemäßigte Elemente der Fortschrittspartei nun doch endlich von ihr und dem Terrorismus ihrer Führer frei machen und in das liberale Lager übergehen werden. Mancher war ganz gern Fortschrittler, so lange er Seite an Seite mit den Liberalen gehen und bleiben konnte, aber nun von den Liberalen getrennt sein und dann noch erklärter Demokrat und Parteigänger des Centrums werden, das ist nicht Jedermanns Sache. Darum möge sich nur vollziehen, was dort im Werke ist.

18. November. J.

Literatur.

Graf Bismarck und seine Leute während des Krieges mit Frankreich. Nach Tagebuchblättern von Dr. Moritz Busch. Leipzig, F. W. Grunow. — Der Verfasser, der den Grafen Bismarck während des französischen Krieges als Preßgehilfe begleitete und in dieser Eigenschaft sieben Monate in seiner nächsten Umgebung war, hat seine intimen Erinnerungen an diese Zeit nicht länger zurückzuhalten vermocht. Zwar deutet er an, daß er für jetzt noch manches für sich behält, er berühmt sich also seiner Discretion, doch zeigt die Auswahl dessen, was er nach seinem Ermessen schon heute für mittheilbar erachtete, eine kühne Erhabenheit über die Rücksichten, die in den Veröffentlichungen von Intimitäten hochgestellter, noch lebender Männer bis dahin üblich und guter Ton waren. Bei Manchem, was er zart verschweigt, hilft er übrigens schon jetzt mit bedeutungsvollen Gedankenstrichen nach, welche die Phantasie des Lesers auffordern, sich selbst das Fehlende zu ergänzen. Daß das Publicum mit Heißhunger über eine so pikante Kost herfällt, ist begreiflich. Die Zeitungen haben sich beeilt, den Appetit zu reizen und ihren Lesern eine Blumenlese der „Tischreden" des Kanzlers vorzusetzen, wie sie ein schreibfertiger Famulus aufbewahrt hat. Die Neugierde des Publicums wird denn auch vollauf befriedigt. Wir werden eingeweiht in das Kleinleben, das den Kanzler in großer Zeit umgab. Wir erfahren, wie er mit „seinen Leuten" verkehrte, wie er aß und trank, arbeitete und schlief, wie er Besuche empfing und wie er auf die öffentliche Meinung wirkte. Eine Menge kleiner Züge werden mitgetheilt, die interessiren, weil sie als Außen-

seite auch mitgehören zu dem Bilde einer wahrhaft großen Epoche. Wir befinden uns am Mittelpunct der weltbewegenden Action, wo auch das kleine Detail eine gewisse Bedeutung hat, auf Viele den weitaus mächtigsten Reiz ausübt. Doch fehlt es hin und wieder nicht an überflüssigen, Niemanden interessirenden Mittheilungen, und schwerlich hätte das Ganze Glück gemacht, wenn nicht — als die Fettaugen auf der Suppe — eben jene Aeußerungen aus dem Munde des Kanzlers wären, in denen dieser in seiner zwanglosen humoristisch-sarkastischen, zuweilen derben und rücksichtslosen Art über Vergangenes und Gegenwärtiges, Nahe- und Ferneliegendes gegen seine Umgebung sich ausließ. An der Echtheit dieser Reden, die „fast ohne Ausnahme vor Verlauf einer Stunde nach den betreffenden Aeußerungen" niedergeschrieben wurden, wird Niemand zweifeln wollen. Sie spiegeln in Gedanken, Stil und Ausdrucksweise allzu sehr die Originalität des Kanzlers wieder, und der Verfasser bezeugt seine Objectivität auch damit, daß er sich selbst zuweilen in nicht sehr beneidenswerther Situation zeigt, auch die „Nasen" nicht verschweigt, die er sich ab und zu vom „Chef" zuzieht. Andererseits sind aber wieder so viele Bosheiten in dem Buche abgelagert, daß davon auf den Spiegel, der die Tischreden auffängt, doch ein eigenthümliches Licht zurückfallen muß. Das Ohr dessen, der so beflissen aufmerkte, um flugs nachher seine Niederschriften zu machen, wird doch vor allem das gehört und notirenswerth gefunden haben, was selbst einen prikelnden Reiz hatte. Gesetzt auch das beste Bemühen, nichts als treue Photographie zu geben, so liegt doch auf der Hand, daß das epigrammatisch Zugespitzte am besten im Gedächtniß des Hörers haftete. Man wird zudem nicht vergessen dürfen, daß das hingeworfene Wort, wenn es in Zeitungsartikeln und vollends in einem Buche dauernd fixirt wird, sofort eine veränderte Färbung gewinnt. Auch ist doch ein ziemlicher Unterschied zwischen der Freimüthigkeit, die Bismarck z. B. in seinen Briefen zeigt, und zwischen dem, was er „seinen Leuten" zum besten gab. Alles in Allem also eine Publication, die voll des Interessanten ist, aber doch nur mit Vorbehalt zur Charakteristik des Kanzlers oder gar als Beitrag zur Geschichte verwendet werden kann. Wer den Mann hochhält und das Werk, das seine Energie geschaffen, und die Zeit, die von seiner Werkstatt aus ein neues Gesicht erhielt, wird peinlich davon berührt sein, daß die Varnhagen jetzt schon ihre geheimen Schubfächer öffnen. Je großartiger und selbstgewisser die berechtigte Sorglosigkeit des Kanzlers ist, um so mehr kann Mit- und Nachwelt Tact und Haltung von denen erwarten, die der Zufall in seine Nähe geführt hat. L.

Vom Büchertisch. Deutsche Urzeit. Von Wilhelm Arnold. Gotha, F. A. Perthes. — In diesem vortrefflichen Buche zieht der Verfasser

in großen Zügen die Resultate seiner Forschungen, die ihrer Zeit so gerechtes Aufsehen gemacht haben. Es umfaßt die Zeit von den ältesten Wanderungen der Nation bis zur Bildung der Stämme herab, die die Grundlage unserer modernen Staatenbildung ausmachen, ihre äußeren wie ihre inneren Erlebnisse und Entwicklungen. Während die äußere Geschichte mehr in allgemeinen Umrissen gegeben ist, sind die Culturverhältnisse, besonders soweit sie die äußerlichen Lebensbedingungen, das Kriegs- und Rechtswesen betreffen, eingehender und mit sichtlicher Vorliebe geschildert. In diesen Capiteln vornehmlich liegt der eigentliche Werth des Buches. Sollten wir tadeln, so scheint uns, als habe der Historiker in dem Streben, deutlich und populär zu schreiben, zuweilen die Präcisirung des Stils etwas zu wenig berücksichtigt. Auch wäre wohl vielen erwünscht gewesen, wenn der religiöse Standpunct des Verfassers, wie er besonders in den Bemerkungen über den Glauben und das geistige Leben der Germanen hervortritt, weniger aufdringlich sich geltend machte. Denn mit dem christlichen Dogma hat die Wissenschaft nun einmal nichts zu thun, seine Wirkung kann hier nur eine beschränkende sein. Wie wir demohnerachtet das schöne Buch unsern Lesern empfehlen, so genügt es auch hier nur darauf aufmerksam zu machen, daß das berühmte Buch Wilhelm Roschers: Ansichten der Volkswirthschaft aus dem geschichtlichen Standpuncte in der C. F. Winterschen Verlagshandlung in Leipzig und Heidelberg in dritter Auflage erschienen ist. Nicht nur, daß in den alten Artikeln überall gebührend gebessert und nachgetragen ist, die Auflage ist auch durch acht neue Abhandlungen vermehrt worden, die vielfach den brennenden Fragen der Gegenwart Rechnung tragen. Das lehrreiche nationalökonomische Lesebuch wird auch in seiner jetzigen Gestalt sich nur neue Freunde gewinnen, die, dem Streite der volkswirthschaftlichen Parteien fern, sich an dieser Fülle des Wissens und anregender Gesichtspuncte vorurtheilsfrei erfreuen werden. Noch wollen wir auf zwei frisch und angenehm geschriebene Reisebeschreibungen aufmerksam machen, die im Verlage von J. A. Kern in Breslau erschienen sind: Aus Mexiko von Friedrich Ratzel schildert wissenschaftliche Streifzüge durch das alte Culturland, während die Reise durch den stillen Ocean von Max Buchner uns zu den australischen Inseln führt. Das wissenschaftliche und belehrende Element waltet in Ratzels Buche vor, das belletristische und mehr unterhaltende in Buchners Reise. Man wird beiden Büchern einige angenehme Stunden verdanken.

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.

Ausgegeben: 21. November 1878. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Beethovens „Muſikgräferl".

Von L. Nohl.

„Sie gehören zu meinen früheſten Freunden in Wien."
Brief Beethovens von 1816.

„Er bediente ſich abwechſelnd ſolcher Freunde, die zugleich Beförderer ſeiner einfachen Geſchäfte in muſikaliſcher Hinſicht und in Familienangelegenheiten ſein konnten. Dieſe mußten ſich ſein Zutrauen in einem hohen Grade zu erwerben ſuchen, ſollte er ſich ihnen vertrauensvoll nähern, welches äußerſt ſelten und bei Wenigen geſchah. Leicht zu ermeſſen iſt es, daß dem, was Beethoven verlangte, ſich Viele mit Vergnügen unterzogen hätten, um in nähere Berührung mit dieſem großen Manne zu kommen, und dieſes dennoch ohne Intereſſe ſelten ſtattgefunden haben möge. Er konnte Jenen ſchon kein Vertrauen ſchenken, die ſich ſeinen Ideen und Sonderbarkeiten nicht fügten. Um wie viel ſchwerer mag Anderen noch der Umgang mit ihm geworden ſein, die in ihm, wenn auch nicht einen gewöhnlichen Menſchen — dieſes war unmöglich — doch einen Phantaſten gefunden zu haben glaubten und ihn nach dieſer Anſicht vergebens zu behandeln verſtanden. Jene zarten Seiten des Gefühls und der Annäherung gleichverwandter Seelen auch nur in einfachen Beziehungen zu berühren, fand bei Beethoven ein doppeltes Hinderniß ſtatt, erſtens die auf Erfahrung und Unglück baſirte Verſchloſſenheit ſeines Charakters, ſein Mißtrauen, wiewohl er von Natur aus arglos war, und zweitens der Verluſt ſeines Gehörs."

So ſagt die auf der Berliner Bibliothek befindliche ſogenannte fiſchhofſche Handſchrift, die ſehr ſchätzenswerthe Aufzeichnungen zu Beethovens Leben enthält, und die Stelle aus einem Briefe von 1801 beſtätigt nur zu ſehr die ungemeſſenen Anſprüche, die Beethoven an Geiſt und Herz ſeiner Freunde

zu machen pflegte. Er schreibt da an den Pfarrer Amenda in Kurland, den er so innig liebte: „Jetzt ist zu meinem Vergnügen wieder ein Mensch hergekommen, mit dem ich das Vergnügen des Umgangs und der uneigennützigen Freundschaft theilen kann, er ist einer meiner Jugendfreunde, ich habe ihm schon oft von Dir gesprochen und ihm gesagt, daß, seit ich mein Vaterland verlassen, Du einer derjenigen bist, die mein Herz ausgewählt hat, — auch ihm kann der *** nicht gefallen, er ist und bleibt zu schwach zur Freundschaft, ich betrachte ihn und *** als bloße Instrumente, worauf ich, wenns mir gefällt, spiele, aber nie können sie volle — Zeugen meiner innern und äußern Thätigkeit, ebensowenig als wahre Theilnehmer von mir werden, ich taxire sie nur nach dem was sie mir leisten."

Eines dieser Instrumente nun, worauf er nach Gefallen spielte und in übler Laune auch wohl trommelte, führt sich nun in dem obigen Manuscript — denn es rührt in diesen Stellen unzweifelhaft von ihm her — selbst so ein: „Beethoven kam zuerst in Wien in Beziehung seiner häuslichen Existenz unter die freundschaftliche Obhut des Herrn Nicolaus von Zmeskall, k. k. Hofsecretär, der sein Mentor war und bis an seinen Tod sein aufrichtigster Freund blieb." Von ihm wollen wir die Nachrichten, welche die biographische Forschung über den Meister selbst ans Licht gebracht, hier zusammenstellen. Konnte er in der That auch niemals, und zwar trotzdem er selbst durchaus musikalisch war, „Zeuge seiner inneren Thätigkeit und wahrer Theilnehmer von ihm" werden, — Beethoven hatte ihn doch zeitlebens aufrichtig lieb und fühlte namentlich in späteren Jahren, wo das so energisch und fast schroff vordringende einseitige Geistesleben allmählich einer schöneren Ausgleichung und Gesammtauffassung menschlichen Wesens wich, unwillkürlich in sich das Regen jener Achtung und sogar Verehrung, die uns vor wahrer Treue und unwandelbarer Anhänglichkeit mit unwiderstehlicher Gewalt ergreift, weil sich hier ein tiefer Grund und Halt unseres moralischen wie physischen Bestandes aufdeckt. An kaum einem seiner Freunde hat Beethoven so sehr, man möchte sagen stets, sein Scherzmüthchen gekühlt und seinen Wortwitz geübt wie an diesem „Musikgräferl", und doch zuletzt, als er selbst in höherem Maße zu erfahren hat, daß wir allzumal Sünder und hülfsbedürftig sind, da drängte sich ihm ebenfalls auf, was Schopenhauer in einem so sehr wahren Spruch zusammenfaßt: „Nur wer selbst viel Geist hat, wird den Geistreichen zu seiner Gesellschaft wünschen, seine Freundschaft hingegen wird sich nach den moralischen Eigenschaften richten: denn auf diesen beruht seine eigene Hochschätzung eines Menschen, in welcher ein einziger guter Charakterzug große Mängel des Verstandes bedeckt und auslischt." Nun wahrlich, Geist hatte dieser gute kais. kön. Hofsecretär nicht, — die obige Stelle seiner Aufzeichnungen sagt uns dies in jedem Wort, er ist die entsetzlichste Hülflosigkeit in Ausdruck

und Stil, — allein daß er Gemüth und Herz, Sinn für die menſchliche Eigenthümlichkeit und künſtleriſche Größe ſeines angeblichen Telemach hatte, verräth jene kleine Darſtellung von Beethovens Freundſchaftsart und mehr noch der Umſtand, daß er in dem ganzen Manuſcript mit der vollen Art wahrer Liebe ſelbſt der Schroffheiten und Härten dieſes ehernen Charakters, deſſen „Mutter gar ein Mann geweſen ſein müſſe“, nur vorübergehend und durchaus ſchonend gedenkt, ja ſtets beſtrebt iſt, ihren Grund in beſonderen Umſtänden, nicht in Beethovens Weſen zu ſuchen, deſſen Natur auch von ihm durchaus als edel und gut erkannt wurde. „Um wie viel intereſſanter aber wird uns ein Mann von ſo großem Talent, der uns unzugänglich bleibt“, ſchließt er ſelbſt jene Stelle des Manuſcripts, „der ſehr feinfühlend, daher reizbar, im converſationellen Verhältniſſe zu viel Natur war, was er dachte ſprach, in hohem Grade anſpruchslos bei Gebildeten, abſtoßend bei Gemeinen, und ſeines ungenirten Betragens an öffentlichen Orten wegen dem gewöhnlichen Volke als närriſcher Enthuſiaſt verſchrieen wurde und ſo die Welt ihn verkannte.“

Nicolaus Zmeskall von Domanovecz war, als Beethoven nach Wien kam, ein Mann von zweiunddreißig Jahren, alſo um zehn Jahre älter als Beethoven. So mochte wohl in „häuslichen Dingen“, in denen der Künſtler bekanntlich zeitlebens bis auf die geringſten Bedürfniſſe unglaublich unbeholfen blieb, ſeine „freundſchaftliche Obhut“ und Mentorſchaft von vornherein etwas zu bedeuten haben. Doch wenn es dort weiter heißt: „Er führte ihn mit der Anempfehlung des Kurfürſten verſehen zu Haydn, deſſen Unterricht nun mit ihm begann“, ſo iſt dies eben ſo ſehr mit Einſchränkung zu verſtehen, wie die folgende Aufzeichnung: „Durch den Einfluß Zmeskalls, der ein leidenſchaftlicher Freund der Kunſt, der Wiſſenſchaft und ſelbſt Virtuoſe auf dem Violoncell war, trat er in die Häuſer des Baron van Swieten, des Fürſten Lichnowsky, des Herrn Streicher u. a. m.“ Denn Beethoven war damals ſchon als Clavierſpieler gerade in dieſen muſikaliſchen Kreiſen mindeſtens dem Namen nach gut bekannt, war obendrein kurkölniſcher Hoforganiſt und endlich Haydn ſchon in Bonn perſönlich vorgeſtellt worden, und ſo kann hier nur davon die Rede ſein, daß Zmeskall ihm im allernächſten Sinn die Wege und Häuſer wies und ihn ſelbſt, den der Wiener Sitte nicht ſo völlig ſicheren jungen Rheinländer, der ohnehin bei ſolchen Beſuchen nicht gern „ohne Menſchen“ war, wohl auch hinein begleitete. Denn der adelige junge Mann, der Offizial in der königlich ungariſchen Hofkanzlei, der Kunſtfreund bewegte ſich natürlich in all dieſen Adels- und Kunſtkreiſen ſehr leicht und konnte ſo rein geſellſchaftlich genommen gar wohl den Mentor ſpielen. In jeder anderen Beziehung aber ward vielmehr in dieſer Jugendperiode Beethovens noch — auf ihm geſpielt, und davon bringen wir jetzt zunächſt die heiteren Beiſpiele,

bis von neuem auch Beweise ernsteren Theilnehmens und Eingreifens in Beethovens Lebensexistenz eintreten: — es sind Beethovens eigene Billete, die uns hier das hauptsächliche Material bieten, und das rührend Komische ist, daß der arme, oft so übermüthig und rücksichtslos Gegeißelte dieselben selbst getreulich gesammelt und genau mit Datum versehen hinterlassen hat, so daß sie jetzt der größeren Mehrzahl nach auf der Wiener Hofbibliothek Jedem leicht zugänglich sind.

Dr. Wegeler, ein Bonner Jugendfreund des Meisters, der 1838 die ersten authentischen biographischen Notizen über ihn schrieb, nennt allerdings Zmeskall ausdrücklich als zu dem Musikkreise gehörig, den er im Jahre 1794 bei jenem Fürsten Karl von Lichnowsky fand, der kaum drei Jahre zuvor mit Schmerz seinen geliebten Lehrer und Freund Mozart verloren hatte und jetzt nur um so inniger den jungen Bonner Hoforganisten an sich zog. Allein Beethoven bewegte sich hier durchaus nach eigenem Gewichte, bedurfte zu seiner Geltung und Wirkung in keiner Weise eines fremden Perpendikels. Doch die „häuslichen", das heißt die öconomischen und merkantilen Dinge, ja da war es etwas anderes, und der k. k. Hofsecretär ward gern gesehen. Denn da galt dessen Stand und Adel, wie ihn eben mit solchem Gewicht ein bloßer Musiker selbst als Hoforganist nicht in die Wagschale zu legen hatte. So heißt es denn auch dort von dem vornehmeren geschätzten Dilettanten in Bezug auf Beethovens Variationen auf Mozarts „Ein Mädchen oder Weibchen" für Clavier und Violoncell: „Zmeskall nahm es über sich, dieselben einem Kunsthändler anzutragen. Der Preis war für einen angehenden Componisten bedeutend genug, um nicht durch den erfolgten geringen Absatz Mißbehagen zu erzeugen, umsomehr als Pleyelsche und Vanhallsche Compositionen häufig gekauft wurden." Es ist das bei J. Traeg im Wien im Jahre 1798 erschienene Opus 66, das, nebenbei bemerkt, diese in so früher Zeit auffallende hohe Opuszahl vermuthlich dem Umstande verdankt, daß auf dem Manuscripte Nr. 6 stand, während die Variationen mit Cello über Händels „Seht er kommt", die das Jahr vorher erschienen und der Fürstin Christiane Lichnowsky gewidmet sind, wahrscheinlich Nr. 5 waren. Außerdem existirt noch ein solches Heft über Mozarts „Bei Männern welche Liebe fühlen" als Nr. 12. Man sieht also, wie anregend neben dem sozusagen öffentlichen Musiktreiben im Hause Lichnowsky selbst auch der Privatverkehr mit diesem cellospielenden Hofsecretär war. Darauf nun beziehen sich die ersten Billets an Zmeskall, die uns aufbewahrt geblieben sind, und sie zeigen zugleich den Ton, in dem dieser Verkehr damals noch stattfand, während später die Sache auch einen ernsteren Gehalt bekam und in Beethovens eigener Brust so recht sonore Töne des Gefühls männlicher Freundschaft erweckte. Denn in der Folge mußte er den stets hülfebereiten und innerlich edlen Sinn des Herrn „Barons"

immer mehr ſchätzen, und die einzige Thatſache, daß in all den fünfunddreißig Jahren des Verkehrs kein anderer Streit zwiſchen den Beiden ſtattfand, als ein paarmal ein Wettkampf edler Seelen, iſt bei dem jähen Temperament und leicht mißtrauenden Charakter Beethovens ein Wunder und läßt uns hier in der That den ſittlichen Beſtand echter Freundſchaft erkennen.

Wir beginnen ſogleich mit dem einen Fall eines ſolchen Wettſtreits, der im Frühling 1799 vorkam. „Ich ſagte Ihnen ſchon geſtern, daß ich Ihr Billet nicht annehmen werde,“ ſchreibt Beethoven. „Sie ſollten mich beſſer kennen, als daß Sie glaubten, ich ſei im Stande einem meiner Freunde ein Vergnügen zu rauben, um einem andern dadurch Vergnügen zu machen. Was ich ſagte, das halte ich, ich ſchicke es Ihnen hier zurück und bin froh, daß nicht ſo wankelmüthig bin, alle Augenblick eine andere Meinung zu haben, ſondern feſt bei dem beharre was ich ſage. Sie ſchienen mir empfindlich geſtern über mich zu ſein, vielleicht weil ich heftig etwas behauptete, daß Sie Unrecht gethan hatten das Billet wegzugeben. Aber wenn Sie bedenken, daß ich vorgeſtern deßwegen zwei Briefe, ſage zwei: an L. und die Fürſtin ſchrieb, um eines zu erhalten, ſo kann Sie das nicht wundern, und dann noch dazu, daß ich nicht ſo kalter Natur bin und daß ich meine Freude vereitelt ſah, die ich jemand mit dieſem Billet hatte machen wollen. Doch war das auch gleich vorbei bei mir, denn was nicht zu ändern iſt, darüber kann man ſich nicht zanken. Ich laſſe Ihrer Bonhommie ihren Werth, aber das ſei dem Himmel geklagt, die Freundſchaft hat ſchweres Gedeihen dabei. Ich bin deßwegen nicht minder wie ſonſt Ihr Freund L. v. Beethoven.“

In die gleiche Zeit mit dieſem ernſten Billet fällt das folgende, denn nach 1799 war der darin erwähnte Amenda nicht mehr in Wien: „Mein wohlfeilſter Baron! ſagen Sie, daß der Guittariſt noch heute zu mir komme. Der Amenda ſoll ſtatt einer Amende, die er zuweilen für ſein ſchlechtes Pauſiren verdient, mir dieſen wohlberittenen Guittariſten beſorgen. Adieu mon ami à bon marché.“ Der damalige stud. theol. Amenda war von den Oſtſeeprovinzen mit einem Freunde, der Guittare ſpielte, auf einer Kunſtreiſe in Deutſchland, er ſelbſt ſpielte Violine und es muß nicht wenig geweſen ſein, was er gekonnt hat, denn ihre Productionen gefielen überall. Beethoven ſchenkte ihm bei der Abreiſe von Wien das Quartett Opus 18, Nr. 1. Eben ſo iſt das folgende Billet hierher zu ziehen: „Der Muſikgraf iſt ſeit heute infam caſſirt. Der erſte Geiger [Amenda?] wird ins Elend nach Sibirien transportirt. Der Baron hat einen ganzen Monat das Verbot nicht mehr zu fragen, nicht mehr voreilig zu ſein, ſich mit nichts als mit ſeinem ipse miserum abzugeben.“ Hier zuerſt vernehmen wir für Zmeskall neben dem hergebrachten „Baron“ auch den Titel „Muſikgraf“ und bemerken,

daß derſelbe bei Beethoven mit einem ironiſchen Seitenblick auf den k. k. Hofmuſikgraf gebraucht wurde, der von Alters her am öſterreichiſchen Hofe einen hohen Rang einnahm, aber das Muſikweſen, das unter ihm ſtand, eben meiſt nur — als ein Cavalier zu behandeln wußte. Die Hünenzüge auf dem ganzen Halbbogen vermehren den Ausdruck humoriſtiſchen Aergers, der jedoch in einem andern Billet auf anderem Gebiete noch ungenirter hervorbricht.

„Liebſter Baron Dreckfahrer," heißt es hier, „je vous suis bien obligé pour votre faiblesse de vos yeux. — Uebrigens verbitte ich mir ins künftige mir meinen frohen Muth, den ich zuweilen habe, nicht zu nehmen, denn geſtern durch Ihr Zmeskall-Domanoveziſches Geſchwätz bin ich ganz traurig geworden. Hol Sie der Teufel, ich mag nichts von Ihrer Moral wiſſen, Kraft iſt die Moral der Menſchen, die ſich vor andern auszeichnen, und ſie iſt auch die meinige, und wenn Sie mir heute wieder anfangen, ſo plage ich Sie ſo ſehr, bis Sie alles gut und löblich an mir finden was ich thue. Adieu Baron Ba . . . . . ron ron | nor | orn | rno | onr. voila quelque chose aus dem alten Versatzamt." Und noch derber iſt das Billet aus dem Herbſt 1802: „Liebſter, ſiegreicher und doch zuweilen manquirender Graf! ich hoffe Sie werden wohl geruhet haben, liebſter charmanteſter Graf! — O theuerſter, einzigſter Graf" mit einer kleinen Compoſition auf die Worte: „Graf! Graf! liebſter Graf! beſtes Schaf!" Allein Zmeskall hatte doch Verſtand genug um zu wiſſen, daß dieſe allerdings etwas derben Scherze doch nicht ſo bös gemeint waren, und beſaß Gefühl genug für Beethovens Geiſt und Gemüth, um das alles auf ſich beruhen zu laſſen und an die Hauptſache zu denken, das heißt, dem ſo viel jüngeren großen Freunde nach Möglichkeit in ſeinem Thun und Leben ein getreuer Beiſtand zu ſein. Doch lag zu ſolch vorübergehendem Aerger und ſpöttiſchem Behandeln des Freundes Grund genug in dem Umſtande vor, daß die Mentorſchaft eben dem Weſen und der Bedeutung von Beethovens Geiſt manchmal ſtörend entgegentrat und ihn in Sachen ſchulmeiſtern wollte, wo derſelbe ſich in ſeinem Rechte fühlte. Eine junge Dame aus Beethovens Bekanntſchaft erzählt gerade aus dieſer erſten Zeit einen ſolchen Fall. Eines Tages ſei der bekannte Componiſt Krommer, ein Flotow jener Zeit, in ihrem Hauſe geweſen und habe eine neue Compoſition von ſich geſpielt. Beethoven ſei im Anfang ruhig neben ihr auf dem Sopha geſeſſen, dann aber aufgeſtanden und bald umhergegangen bald ans Clavier getreten, um andere Compoſitionen durchzuſehen, und habe nicht die geringſte Aufmerkſamkeit gezeigt. Ihr Hausherr habe ſich darüber geärgert und dem Freunde Zmeskall aufgetragen ihm zu ſagen, daß ſich dies nicht gezieme: ein junger Mann, der noch nichts ſei, müſſe ſtets ſeine Achtung beweiſen, wenn ein älterer verdienter Compoſiteur etwas vortrage. Von dieſem Augenblick an ſei jedoch Beethoven nie mehr mit einem Fuß in ihr

Haus gekommen. Er verſtand eben in dieſem Puncte keinen Spaß, und ſolches charaktervolle Weſen zu ſeinem Genie feſſelte denn auch wahre Freunde wie unſern Zmeskall ſtets an ihn.

Zunächſt ſein Zimmer im ehemaligen Bürgerſpital ſtand Beethoven ſtets zu Muſikzwecken offen und war eine Reihe von Jahren der Ort, wo Sonntags Privatmorgenconcerte ſtattfanden, zu denen nur die erſten Spieler kamen und wenig Gäſte Zutritt hatten. Hier war Beethovens Reich, was dieſer ſelbſt einmal in umgekehrter Weiſe andeutet mit dem Billetſchluß: „addio vortrefflicher Plenipotentiarius regii Beethovensis.“ Und daß dieſer denn auch trotz allem Dilettantismus auf Zmeskalls Urtheil etwas gab, ſagt uns die Aufforderung ums Jahr 1800, für ihn zu einer Probe bei der Gräfin Deym zu gehen: „was den Vortrag anbelangt, ſo war ich geſtern da, aber vielleicht des Tempos wegen.“ Wozu wir denn das Urtheil eines leidlichen Kenners muſikaliſcher Dinge, des verſtorbenen L. Sonnleithner in Wien, hinzufügen: „Zmeskall war ein gewandter Violoncelliſt, ein gründlicher geſchmackvoller Tonſetzer. Zu beſcheiden um ſeine Compoſitionen zu veröffentlichen hinterließ er ſie der Geſellſchaft der Muſikfreunde. Nach eigener Durchſicht kann ich nun verſichern, daß ſeine drei Streichquartette ihm unter den Meiſtern zweiten Ranges einen ehrenvollen Platz anweiſen.“ Doch wird gerade dieſe Compoſitionsdilettanterei naturgemäß ſehr oft Gegenſtand von Beethovens Spott. Denn hier mußte — wie bei van Swietens Symphonien nach Haydns Wort „ſeine eigene Steifheit“ — leibhaftig herausſchauen, was Beethoven im Auge hat, wenn er auf einen der Zettel ſchreibt: „An ſeine Hochwohl-wohl-wohlſtgeboren des Herrn von Zmeskall kaiſ. u. kön. wie auch königl. kaiſl. Hofſecretär.“

Doch war er andererſeits auch nicht immer zufrieden, wenn Zmeskall ſogar in erſten mehr öffentlichen Aufführungen die Cellopartie übernahm; da hatte er doch im Grunde lieber einen wirklichen Celliſten und wenns auch der alte Kraft aus dem weiland Lichnowskyſchen Quartett war. „Liebes altes Muſikgräferl!“ ſchreibt er einmal im April 1809, als damals die neuen beiden Trios Opus 70 aufgeführt werden ſollten, „ich glaube es würde doch gut ſein, wenn Sie den eben auch alten Kraft ſpielen ließen, da es doch das erſtemal iſt, daß die Terzetten gehört werden (von mehrerern); — nachher werden Sie ja doch ſpielen können. Ich ſtelle es Ihnen aber frei, wie Sie es hierin halten wollen. Finden Sie Schwierigkeit hierbei, wovon vielleicht die auch dabei ſein könnte, daß Kraft und Schuppanzigh nicht gut harmoniren, ſo mag immerhin der Herr von Z., jedoch nicht als Muſikgraf ſondern als tüchtiger Muſiker ſich dabei auszeichnen.“ Zart aber beſtimmt genug abgelehnt! Und wenn man ſich den energiſch ſchwungvollen erſten Satz des Ddurtrios von Beethoven ſelbſt geſpielt und von dem damals noch jugendlich

feurigen Geiger (Schuppanzigh) secundirt denkt, dann begreift man die Ablehnung des immer doch etwas langsam bedächtigen „Musikgräferls" wohl.

Eine Hauptfunction desselben war nun — gute Schreibfedern zu liefern. Denn Stahlfedern gab es damals noch nicht, und selbst Federn zu schneiden war unser Künstler zu ungeschickt und wohl auch zu ungeduldig. Zmeskall hatte dafür aber zugleich seinen Kanzlisten. Eben solche directere Beziehung zu den niederen Ständen machte es ihm ferner auch leichter in Bedientensachen Rathgeber und Beistand zu sein, und dies war für den „unbehülflichen Sohn Apollos" geradezu eine Art Lebensfrage. Der ruhige Charakter und praktische Sinn Zmeskalls brachte aber leicht etwas fertig, wo Beethovens Heftigkeit und Idealismus eben so leicht alles gänzlich zerstörte. Dies und einzelne vorübergehende Begebnisse sind nun meist der Hauptinhalt der zahlreichen Billets, umbrämt von dem Humor oder auch Leid des stets in so ernsten und hohen Regionen weilenden Künstlers, oft aber auch mit dem schönen Ausblick in dieses ideale Reich selbst. Einzelne Schwächen des ebenfalls als Junggeselle lebenden Freundes, die etwas ausgeprägte heimische Neigung zum schönen Geschlecht und zum gut Tafeln geben dabei dem eigenen Humor des schon früh durch allerhand physische Störungen melancholischen und grämelnden Meisters Anlaß zum Witzspiel, und so genügt die Mittheilung der charakteristischen Stellen aus den Billets selbst, um das Bild des guten „Musikgräferls" weiter zu zeichnen.

„Seine des Herrn von Z. haben sich etwas zu beeilen mit dem Ausrupfen ihrer (darunter auch wahrscheinlich einige fremde) Federn, man hofft, sie werden Ihnen nicht zu fest angewachsen sein. Sobald Sie alles thun was wir wollen, sind wir mit vorzüglicher Achtung Ihr Freund Beethoven." — „Wohlgebohrenster! Carissime amice! mein ehemaliger Federnschneider betet wahrscheinlich dort oben für mich, daß ich bald ohne Federn schreibe." — „Verfluchter geladener Domanowetz — nicht Musikgraf, sondern Freßgraf, Dineen-Graf, Soupeengraf pp. Heute wird das Quartett [vermuthlich das dem Fürsten Lobkowitz gewidmete Opus 74] bei Lobkowitz probirt — kommen Sie also, wenn Sie der Kanzleigefängnißwärter entwischen läßt. Heute kommt der Herzog, der bei mir Bedienter werden will, zu Ihnen — auf 30 fl. mit seiner Frau obligat können Sie sich einlassen, Holz, Licht, kleine Livree. Zu Kochen muß ich jemanden haben; solange die Schlechtigkeit der Lebensmittel so fortdauert, werde ich immer krank. Ich esse heute zu Hause, des besseren Weines halber — Wenn Sie sich bestellen was Sie haben wollen, so wärs mir lieb, wenn Sie auch zu mir kommen wollten. Den Wein bekommen Sie gratis und zwar besser wie in der hundsföttischen Schwane — Ihr kleinster Beethoven." — „Aeußerst Wohlgeborner! Wir bitten Sie uns mit einigen Federn zu beschenken, wir werden Ihnen nächstens

einen ganzen solchen Pack schenken, damit Sie sich nicht die eigenen ausrupfen müssen. Es könnte denn doch sein, daß Sie noch die große Decoration des Cello-Ordens erhielten. Wir sind Ihnen ganz sehr wohlgewogen. Dero freundlichster Freund Beethoven.“ Weitere Billets von oft ganz köstlichem Humor und Witz mag man in den Briefen Beethovens (Stuttgart 1865 und 1867) selbst lesen, die gegebenen genügen hier zur Charakterisirung dieser Seite des Freundschaftsverhältnisses.

In den Winter 1810 fällt folgendes Billet, es spricht die zarte Rücksicht, welche Beethoven immer mehr auf den getreuen Freund, an dem er in der jetzt schon ziemlich gesteigerten Harthörigkeit einen fast unersetzlichen täglichen Tischgenossen besaß, zu nehmen hat, deutlich aus: „Was machen Sie?“ heißt es da. „Mein in der That nur angenommener Frohmuth hat Ihnen gestern nicht allein Wehe verursacht, sondern er schien Sie auch beleidigt zu haben. Die ungebetene Gesellschaft schien eine für Ihre gerechte Klage so unschickliche, daß ich mit freundlicher Freundesgewalt Sie durch meine angenommene gute Laune wollte verhindern sie nicht lauter werden zu lassen. Ich selbst leide noch immer an meinem Unterleibe, — sagen Sie ob Sie heute zum Schwanen kommen. Ihr wahrer Freund Beethoven.“ Und den wachsenden Widerhall freundschaftlicher Theilnahme an seiner höheren Existenz, seinem Ruhm und seinem künstlerischen Leisten bekundet uns folgendes Billet aus dem Sommer desselben Jahres: „Lieber Z.! Sie reisen, ich soll auch reisen und das wegen meiner Gesundheit. Unterdessen geht noch sonst alles bei mir drunter und drüber; der Herr [sein Schüler Erzherzog Rudolph] will mich bei sich haben, die Kunst nicht weniger, ich bin halb in Schönbrunn halb hier, jeden Tag kommen neue Nachfragen, neue Bekanntschaften, neue Verhältnisse, selbst auch in Rücksicht der Kunst, manchmal möchte ich bald toll werden über meinen unverdienten Ruhm, das Glück sucht mich und ich fürchte mich fast deßwegen vor einem neuen Unglück. — Leben Sie wohl, guter Z., wir werden uns hoffentlich so wiedersehen, daß Sie finden, daß meine Kunst in der Zeit wiedergewonnen hat. Bleiben Sie mein Freund wie ich der Ihrige.“

„Quartett serioso — 1810 im Monath October — Dem Herrn von Zmeskall gewidmet von seinem Freunde L. v. Bthvn“, so steht auf dem so höchst geistvoll energisch concentrirten Opus 95, das förmlich einen neuen Stil in Beethovens Musik ankündigt, jene vollste dramatische Sprache, der alles und jedes in jedem Momente zu Leben wird, und es ist ein redendes Zeugniß für die stets steigende innere Schätzung des Freundes, daß ein solches ernstes Seelengedicht ihm gewidmet ist. Und auf ein Exemplar der im Juli des nächsten Jahres 1811 gestochenen Chorfantasie Opus 80 schrieb er: „An Freund Zmeskall vom ganz kleinen Autor selbst“: — „in hohem Grade

anspruchslos bei Gebildeten!" hörten wir ihn oben durch diesen Freund selbst charakterisiren.

Jetzt fand sich aber auch für denselben Anlaß zur Beihülfe in einer wichtigeren Angelegenheit: das Finanzpatent vom Jahre 1811 hat Beethovens Gehalt auf ein Fünftel reducirt und es galt nun, die spendenden Großen, Erzherzog Rudolph und die Fürsten Kinsky und Lobkowitz zu bestimmen, den alten Satz dennoch weiter zu geben. Der Erzherzog hatte sofort darin eingewilligt und Beethoven schreibt also: „Lieber Z. — Ich bitte Sie mir nur ohngefähr den Inhalt aufzuschreiben, wie Sie Sonntag sagten und wir es am besten glaubten, um zu den andern 2 zu schicken." Und die Sache muß ihm sehr nahe gehen, denn auf die Aeußerung der Hofleute, daß seine Forderung nicht gerecht sei, ruft er dort aus: „O Himmel hilf mir tragen, ich bin kein Herkules, der dem Atlas die Welt helfen tragen kann oder gar statt seiner. Lassen Sie das gut sein, lieber Z., lange wirds nicht mehr währen, daß ich die schimpfliche Art hier zu leben weiter fortsetze, die Kunst die verfolgte findet überall eine Freistatt. Erfand doch Dädalus eingeschlossen im Labyrinthe die Flügel, die ihn oben hinaus in die Luft emporhoben, o auch ich werde sie finden diese Flügel."

Der Freund scheint denn auch in der That recht eindringliche Worte für den bedrängten Künstler gefunden zu haben. Denn Lobkowitz säumte ebenfalls nicht zu lange, allerdings nachdem auch erst noch der Erzherzog selbst einen Druck ausgeübt, und Kinsky sagte sogleich zu, obwohl dann die Erfüllung durch seinen jähen Tod einige Jahre hinausgeschoben wurde.

Eine besondere geistige Verbindung bestand ferner, wie dies bei solch täglicher Begegnung mit einem Beethoven nicht anders möglich ist, in dem Austausch von Musikalien und Büchern. Nach dem einen Billet hat Zmeskall ihm „seine Iphigenie" geliehen, und aus dem gerichtlichen Inventar von Beethovens Nachlaß ersehen wir, daß es Glucks Iphigenie auf Tauris war und daß er außerdem dessen Orpheus auf Nimmerwiedersehen dorthin geliehen hatte. In einem andern Billet wünscht Beethoven „die Bücher von Tiedge und Frau van der Recke" zurück und im Frühling 1816 „den Weißenbach", d. h. „Meine Reise zum Congreß" von Dr. Weißenbach, aus der ein so schöner Bericht über den Meister selbst mitgetheilt ist in dem Buche: „Beethoven. Nach den Schilderungen seiner Zeitgenossen" (Stuttgart 1877). Beethoven hat ihn also ebenfalls gelesen.

Im Frühjahr 1813 mußte denn Zmeskall auch bei dem Arrangement eines Concertes mit thätig sein, das Beethoven derweilen für seine so unerwartet geleerte Tasche geben wollte. Es fallen dabei wieder einige sehr charakteristische Billets mit mancherlei Spott über den Herrn Hofsecretär, der wie es scheint mit seinen fünfzig Jahren noch in den Ehestand treten

Digitized by Google

will. Denn schon im Winter 1811—12 schreibt Beethoven: „Mit der raseudsten Hochachtung für einen Mann wie Sie, die mir nun bald Gelegenheit giebt, meine besondere Kenntniß der Horn-Instrumente zu seinen Gunsten anzuwenden“, im Februar 1812: „Wann werfen Sie denn einmal Ihre Fesseln weg? wann?“ und 1813: „Leben Sie wohl, bewahren Sie fleißig die Festungen des Reichs, die wie Sie wissen, schon lange keine Jungfern mehr sind und schon manchen Schuß erhalten haben.“ Die Sache scheint sogar noch im Jahre 1815 zu spielen, wo Beethoven ihn nach der Rückkehr vom Lande in die Stadt einige Augenblicke sprechen will und schließt: „Leben Sie wohl, aber nicht wohllüstig. Inhaber Kommandant Pascha verschiedener morscher Festungen!!!!!“ —

Sonst beginnt jetzt der persönliche Verkehr mehr und mehr nur unterbrochen stattzufinden. Beethoven hält sich seiner Kränklichkeit wegen eine eigene Hauswirthschaft, und als er selbst nicht mehr öffentlich spielt und stets empfindlicher unter der wachsenden Taubheit leidet, werden auch jene Privatmusiken stets seltener. Doch sah ihn noch im Winter 1818 der junge Moscheles eben in einer der regelmäßigen Sonntagsmatineen bei Zmeskall. Vor allem aber als der Tod seines Bruders ihn zum „Vater“ von dessen unmündigem Sohne macht, treten namentlich in Bezug auf seine häuslichen Bedürfnisse andere Helfer in den Vorgrund, zunächst die Familie des Instituts, wo der Knabe ist, und später eine Weile ausschließlich die treue und lebenskluge Frau Streicher. Nur bei Dienstbotensachen wird in äußersten Fällen auch manchmal Zmeskalls Hülfe aufgeboten, sie waren sozusagen seine Domäne im regnum Beethovense. So im Herbst 1816, wo es durch seine eigene Heftigkeit einmal dahin kam, daß der Bediente sich thätlich an ihm vergriff und ihm das Gesicht zerkratzte. „Von dem neu aufzunehmenden wissen Sie ohnehin schon wie man ihn ungefähr wünscht, ein gutes ordentliches Betragen, gute Empfehlungen und geheirathet und nicht mordlustig, damit ich meines Lebens sicher bin, indem ich doch wegen verschiedenem Lumpenvolk in der Welt noch etwas leben möchte,“ schreibt er, und das „Lumpenvolk“ ist sein „Sohn“ Karl, den er mit rührender Zärtlichkeit liebte und fast zum Herrn seiner ganzen Existenz machte. „Alle Projecte wegen meinem Neffen sind gescheitert durch diese elenden Menschen,“ heißt es aber schon zwei Monate später, und diese Verhältnisse bleiben fortan bis zu Beethovens Ende eine Noth und ein Kampf, denen auch Zmeskalls Freundeshand ferner nicht zu steuern vermag.

Der Verkehr aber bleibt der gleiche in Freundschaft und Neckerei. „Der Himmel segne Sie in Ihren musikalischen Unternehmungen. Der Ihrige Ludwig van Beethoven Miserabilis,“ heißt es 1813, und noch um 1826 steht in Beethovens Conversationsheften, Zmeskall wolle das Quarttet, an dem er jetzt 20 Jahre arbeite, endlich herausgeben. Auch jenes Bedienten-

billet von 1816 schließt mit der Neckerei: „Werden Sie nicht unwillig, nächstens schicke ich Ihnen meine Abhandlung über die 4 Violonschell-Saiten, sehr gründlich abgefaßt, erstes Kapitel von den Gedärmen überhaupt — 2tes Kapitel von den Darmsaiten — pp. Ich brauche Sie nicht mehr zu warnen, daß Sie sich vor Verwundungen bei gewissen Festungen in Acht nehmen. Es ist ja überall tiefe Ruhe!!!! Leben Sie wohl, bestes Zmeskällchen. Ich bin wie immer un provero musico und Ihr Freund Beethoven." Musikalischer Beirath und Unterhändler blieb er aber immer noch: die Bestellung eines Oratoriums für die Gesellschaft der Musikfreunde ist deshalb auch durch ihn ergangen. Und ein voller Ausbruch des alten Freundschaftsgefühls ist der Brief vom 16. December 1816, mit dem ein Exempler jenes soeben im Druck erschienenen Streichquartetts geschickt wird und dem wir das obige Motto entnommen haben. „Hier lieber Z. erhalten Sie meine freundliche Widmung, die ich wünsche daß Ihnen ein liebes Andenken unserer hier lange waltenden Freundschaft sein möge, und als einen Beweis meiner Achtung aufzunehmen, und nicht als das Ende eines schon lange gesponnenen Fadens (denn Sie gehören zu meinen frühesten Freunden in Wien) zu betrachten," so schreibt er confus genug doch in vollster Herzensempfindung.

Es scheint nun aber, daß Zmeskall sich auf diese ideale Freundesgabe, die allerdings ihn auf das stolzeste ehrt, in etwas zu realer Weise revanchirte. Denn vom 30. Januar des folgenden Jahres besitzen wir dieses Billet: „Lieber Z. Sie haben mich zu einem Schuppanzigh x x gsellen wollen und haben mein rein aufrichtiges Werk entstellt. Sie sind nicht mein Schuldner, sondern ich der Ihrige, und jetzt haben Sie mich nur noch mehr dazu gemacht. Ich kann nicht schreiben, wie weh mir dieses Geschenk thut, und so aufrichtig als ich bin muß ich noch hinzusetzen, daß ich Ihnen keinen freundlichen Blick dafür gönnen kann. Obschon Sie nur ausübender Künstler, so bedienten Sie sich doch mehrmals der Einbildungskraft, und mir scheint, daß Ihnen diese doch zuweilen unnöthige Grillen eingiebt; wenigstens hat mir dieses aus Ihrem Brief nach meiner Dedication geschienen. — So gut ich bin und alles Gute an Ihnen schätze, so bin ich doch böse, böse, böß. — Ihr neuer Schuldner, der sich aber zu rächen wissen wird." Zmeskall mußte etwas von Geldeswerth gesendet haben, denn sonst hätte Beethoven nicht von „Gesellen zu einem Schuppanzigh" sprechen können, der als Geiger für seine Productionen bezahlt wurde.

Wie aber rächt er sich? Am andern Tage erfolgt das im Sommer vorher erschienene Trio Opus 97 mit dem Billet: „Lieber Z. von D—z! x x x sammt Burgunder Reben. — Ich schicke hier das Trio sammt dem Violonschellschlüssel dazu und bitte Sie es zu behalten." Und weiter nimmt er

abermals dringend ſeine Hülfe in Anſpruch, denn: „ſchon wieder unglücklich mit einem Bedienten und wahrſcheinlich ſogar beſtohlen!“ heißt es ſpäter.

Im Sommer 1817 wurden abermals des Freundes Geſchäftskenntniſſe und ſogar ſeine Amtswürde zu Hülfe gezogen, erſtere wegen der Reiſe nach London, über deren Planung und Hinderung wir gerade in der Fiſchhoffſchen Handſchrift Nachricht finden, letztere wegen des „Sohnes“. Man kennt die Perſönlichkeit der Mutter des Kleinen, von Beethoven ſchlechtweg „die Königin der Nacht“ genannt. So hatte ihr der Knabe ganz entzogen werden müſſen, doch zuweilen mußte ſie ihn doch ſehen, denn „Mutter bleibt doch immer Mutter“, ſagt Beethoven ſelbſt und ſucht durch Zartgefühl jeder Art die hier geſtörten Naturkreiſe wieder herzuſtellen. „Lieber Zmeskall!“ ſchreibt er alſo am 3. Juli 1817, „Ich habe es mir doch anders überlegt. Es möchte der Mutter Karls doch wehe thun, bei einem Fremden ihr Kind zu ſehen, und hartes iſt ohnedem mehr dabei als mir lieb, daher laſſe ich ſie morgen zu mir kommen. Wenn Sie ſich gegen 6 Uhr bei mir einfinden wollen, ſo würde mich dieſes ungemein freuen, ja ich bitte Sie ſehr darum, indem ich gern bei den Landrechten anzeige, wer dabei zugegen war; ein Hoffecretär, Sie wiſſen ſchon, das wird dort beſſer aufgenommen als ein Menſch ohne Karakter jedoch von Karakter. — Nun allen Scherz bei Seite. Es iſt mir wirklich ohnedem daß Sie mir lieb ſind, auch ſehr damit gedient, wenn Sie kommen, — ich erwarte Sie alſo ſicher. Ihr Freund und Verehrer L. van Beethoven. NB. Ich verbitte mir bei meinem Scherz alle Mißdeutung.“

Um die ironiſche Erboſung, die ſich hier gegen Rang und Stand ausſpricht, zu begreifen, muß man wiſſen, daß es ihm in den Vormundſchaftsproceſſen bei den „Landrechten“ und vor allem ſpäter bei dem „Magiſtrat“ geradezu zum Nachtheil wurde, daß er keinen „Charakter“ hatte, und ſein Advokat Dr. Bach machte ihn deshalb, als dann gar auch ſein vermeintlicher Adel weggefallen war, wenigſtens zum Kapellmeiſter, ſo daß ſich ſpäter Beethoven ſelbſt in ſpöttiſcher Ironie „Kapellmeiſter in partibus“ nannte. Ja, ſo weit hat ers nicht gebracht, deutſcher Kapellmeiſter oder ſo etwas zu werden! Aber doch weit genug, daß der k. k. Hofrath, denn das war Zmeskall ſeit 1816, von ihm auch ſolchen Spaß verſtand. Denn der Verkehr bleibt auch nach dieſer „Touche“ der gleiche.

„Lieber beſter Z.“ heißt es darauf am 12. Auguſt. „Mit Bedauern vernehme ich Ihren kränklichen Zuſtand. Was mich angeht, ſo bin ich oft in Verzweiflung und möchte mein Leben endigen, denn es kommt nie zu Ende mit allem dieſem Gebrechen. Gott erbarme ſich meiner, ich betrachte mich ſo gut wie verloren. Nöthig habe ich auch ſonſt mit Ihnen zu ſprechen, dieſer Bediente ſtiehlt, er muß fort, meine Geſundheit fordert Koſt im Hauſe und mehr Gemächlichkeit, hierüber möchte ich Ihre Meinung wiſſen. Wenn der

Zuſtand nicht endigt, bin ich künftiges Jahr nicht in London aber vielleicht im Grab. Gott ſei Dank, daß die Rolle bald ausgeſpielt iſt." Am 9. September ſendet er dann das „bearbeitete Terzett zu einem vierſtimmigen Quartett", nämlich Opus 104 nach dem Emolltrio Opus I. Nr. 3, wo er es denn „wann immer bei ſich machen könne". Dazu fügt er die Worte: „Ich probire ohne Muſik alle Tage dem Grabe näher zu kommen."

Und ſo war es. Die Kränklichkeit und ſeine „wirkliche ſo traurige Lage" das heißt namentlich der mannichfache Aerger und Kummer um den Neffen und ſeine böſe Mutter brachten ihn in der That in einen „halb verwirrten Zuſtand" und untergruben bald ſeine ganze Exiſtenz und zwar nicht allein die phyſiſche. „Verzeihen Sie mir von geſtern, ich wollte Ihnen heute nachmittag ſelbſt deßwegen Abbitte thun; in meiner Lage, worin ich mich jetzt befinde, bedarf ich überall Nachſicht, denn ich bin ein armer unglücklicher Menſch," heißt es am 20. October deſſelben Jahres 1817. Und einen völlig wehmutherregenden Blick in dieſen Zuſtand des großen Mannes gegen das Ende ſeines Lebens läßt ein Billet thun, das Zmeskall zu datiren unterlaſſen hat, das wir aber eben um ſeines ſchmerzlichen Inhalts willen in dieſe Zeit ſetzen müſſen. Es zeigt uns zugleich den vollen moraliſchen Beſtand, den dieſes Freundſchaftsverhältniß jetzt angenommen, die „Hochſchätzung" vor dem Charakter des Freundes iſt auch der vorwiegende Charakter deſſelben geworden. „Lieber Z. Sein Sie nicht böſe über mein Blättchen — erinnern Sie ſich nicht der Lage, worin ich bin, wie einſt Herkules bei der Königin Omphale??? — Leben Sie wohl und ſchreiben Sie ja nicht mehr der große Mann über mich — — denn nie habe ich die Macht und die Schwäche der menſchlichen Natur ſo gefühlt als jetzt. — Haben Sie mich lieb."

Jetzt ſchlug aber auch bald für den Muſikgrafen ſelbſt die Schickſalsſtunde. Wir hörten ſchon oben von „Kränklichkeit" und bald finden wir ihn für viele Jahre durch Gicht völlig aus Krankenlager gefeſſelt und wenig mehr mit dem großen Freunde in Verkehr. Nur in zwei allerdings ſehr entſcheidenden Fällen, dem großen Concert vom Mai 1824 und der Kataſtrophe des letzten Krankenbettes ſehen wir auch ihn wieder für einen kurzen Augenblick hervortreten.

„Zmeskall fragt mich immer was Sie ſchreiben. Was ſoll ich ihm antworten?" ſchreibt man dem ertaubenden Meiſter um 1819 auf, als derſelbe in die Compoſition der Großen Meſſe verſunken iſt. Als es aber galt den in der großen Stadt Wien über den langen Roſſinitaumel faſt ganz vergeſſenen Künſtler mit dieſem großen Schaffen von neuem ſelbſt ans Licht der Welt zu ziehen, bei der Adreſſe wegen einer Aufführung der Neunten Symphonie und der Großen Meſſe, da ſtand unter den Freundesnamen natürlich auch und zwar ganz einfach „Zmeskall". Der Neffe aber hatte „den Smes-

kall in einer Sänfte ins Theater tragen ſehen bis auf den Platz". Im Winter 1825—26 ſpricht dann in dieſen Converſationen noch einmal Schuppanzigh von ihm, von dem man nichts höre und ſehe, und wirklich erſcheint er in all den Dutzenden von Heften der Berliner Bibliothek ferner nicht ein einziges Mal: ſein Gichtleiden feſſelt ihn dauernd ans Bett und Beethoven ſelbſt iſt leidend oder beſchäftigt. Allein dies hindert nicht, als er nun von des großen Freundes ſchwerer Erkrankung im Winter 1827 hörte, die zu ſeinem Tode führen ſollte, dem Leidenden Muth und Troſt zuzuſprechen, und das Billet, das Beethoven darauf ſchreibt, faßt noch einmal den ſchönen Ton ihres gegenſeitigen Verkehrs wie zu einem letzten lang austönenden Hall zuſammen. Es iſt von fremder Hand datirt: „18. Februar 1827" und lautet ſo: „Mein ſehr werther Freund! Tauſend Dank für Ihre Theilnahme, ich verzage nicht, nur iſt alle Aufhebung meiner Thätigkeit das Schmerzhafteſte. Kein Uebel, welches nicht auch ſein Gutes hat! Der Himmel verleihe nur Ihnen auch Erleichterung Ihres ſchmerzhaften Daſeins. Vielleicht kommt uns beiden unſere Geſundheit entgegen und wir begegnen uns und ſehen uns wieder freundlich in der Nähe. Herzlich Ihr alter theilnehmender Freund Beethoven." Es ſollte nicht ſein, daß ſie einander wiederſahen: ſechs Wochen darauf, am 26. März 1827 war Beethoven todt.

„Die ewig unerſchütterlichen Grundſätze des Guten hielten uns immer feſt zuſammen verbunden", hatte ein halbes Jahr zuvor Beethoven an ſeinen Bonner Freund Dr. Wegeler geſchrieben. Das Wort zeigt uns ebenſo den letzten Grund dieſes ſo ſtets ungetrübten Verhältniſſes zu ſeinem alten treuen „Muſikgräferl" Zmeskall von Domanovecz.

Der deutſche Krieg in den franzöſiſchen Provinzen.*)

Ein volles Jahr iſt ſeit dem Erſcheinen des letzten Heftes verſtrichen und dennoch liegt heute nur ein mäßig umfangreiches Bändchen vor uns, welches die Darſtellung unter Nachholung früherer Vorgänge um einen halben Monat weiter führt. Der mehrjährige Leiter der großen Arbeit iſt inzwiſchen aus dem Verbande des Generalſtabs geſchieden und zu einer höheren Stellung aufgerückt. Bei der vor kurzem erfolgten Ernennung des Grafen Wartensleben zum Commandanten von Berlin, knüpfte der wie immer „be-

*) Der deutſch-franzöſiſche Krieg 1870—71. Redigirt von der kriegsgeſchichtlichen Abtheilung des Großen Generalſtabes. Zweiter Theil. Geſchichte des Krieges gegen die Republik. Heft 14. Die Sicherung der Einſchließung von Paris bis Mitte December. Berlin, Mittler.

sonders gut" unterrichtete Correspondent eines Hamburger Blattes an diese Mittheilung die Erwähnung, derselbe sei früher Chef der kriegsgerichtlichen Abtheilung des großen Generalstabes gewesen, offenbar um der fernen Gedankenwendung Raum zu geben: die Kriegsgeschichte ist das Kriegsgericht.

Vor den Schranken erscheinen in dem neuen Heft die französische Nordarmee und die aus der Gegend von Rheims und Rethel zur Sicherung der Einschließung von Paris im Norden vorrückende erste deutsche Armee.

Bisher waren es schwache Abtheilungen der Cernirungsarmee gewesen, welche in der Gegend von Clermont-Beauvais und Pontoise diesen Schutz geübt hatten. Das Anwachsen der gegnerischen Kräfte und ihre steigende Dreistigkeit im Vordringen gegen die Hauptstadt hatte die Aufgabe dieser deutschen Truppen sehr schwierig und ihren Dienst sehr aufreibend gestaltet.

Die erste Armee umfaßte das rheinische (achte) und ostpreußische (erste) Corps, von welchem der größere Theil indeß noch gegen Mezières stand und La Fère belagerte. Das westphälische Armeecorps befand sich in Metz, vor Diedenhofen und Montmedy. Die erste Armee trat ihren Vormarsch nach Westen zur gleichen Zeit an, zu welcher die Armee des Prinzen Friedrich Karl gegen die Loire rückte. Am 16. November begann der Marsch nach der Oise. Man wußte, daß im nordwestlichen Frankreich die Aufstellung neuer Streitkräfte mit Erfolg bewirkt worden war, größere Massen standen jedoch nur bei Rouen, Amiens und Lille und ein Zusammenstoß mit dem Feinde war diesseits der Oise daher nicht zu erwarten. „Die zahlreichen nach der belgischen Grenze zu gelegenen Festungen boten diesem vortreffliche Sammel- und Stützpuncte, von denen aus er, begünstigt durch die befestigten Sommeübergänge bei Ham, Péronne, Amiens und Abbeville, jeder Zeit zum Entsatze von Paris vorzubrechen vermochte und die rechte Flanke der sich in westlicher Richtung fortbewegenden ersten Armee bedrohte, vor deren Front die durchweg tief eingeschnittenen Thäler der zur Seine fließenden Gewässer starke Vertheidigungsabschnitte bildeten. Eine Menge gut erhaltener Kunststraßen durchzieht den in Betracht kommenden dicht bevölkerten Landstrich, dessen Feldwege jedoch wegen des vorherrschend kreidigen Bodens bei nasser Witterung bald schwer benutzbar werden. In den fruchtbaren, reich bebauten Flußthälern sind die meist aus Lehmhäusern bestehenden Ortschaften in sich dicht zusammengedrängt und von ausgedehnten, mit Mauern, Hecken oder Zäunen eingefriedigten Wiesen und Gärten umgeben; die höher liegenden Dörfer hingegen zeigen fast ausnahmslos vereinzelte Gehöfte, welche ein steiler Erdwall außerdem noch vollständig abschließt." Diese Zeichnung des zu durchziehenden Landes bildet einen deutlichen Hintergrund für die Darstellung der Heeresbewegungen. An der Oise sollte nach den bisher getroffenen Bestimmungen die Vereinigung des ganzen ostpreußischen Corps abgewartet werden.

Jedoch die Meldung von der Anweſenheit einer feindlichen Macht von etwa 15,000 Mann aller Waffen in Amiens, wohin ebenfalls von Rouen und Lille aus fortwährend Truppen auf der Eiſenbahn befördert wurden, veranlaßte das Obercommando mit den augenblicklich verfügbaren Streitkräften den Vormarſch am 24. November unverzüglich fortzuſetzen.

In der Gegend von Clermont ſollte die Verbindung mit den ſeitens der Maasarmee zur Deckung ihres Rückens vorgeſchobenen Truppen aufgenommen werden. Der größere Theil der letzteren war bereits wieder näher an Paris herangezogen worden.

Schon am 24. hatten Vortruppen der erſten Armee ein Gefecht halbwegs zwiſchen Amiens und der Oiſe, am 26. rückte dieſelbe bis auf zwei Meilen gegen Amiens heran. Die feindlichen Vortruppen zogen ſich überall zurück, die Hauptkräfte ſchienen hinter der Somme zu ſtehen und den Kampf bei Amiens annehmen zu wollen. Die franzöſiſche Nordarmee, obgleich erſt im Anfange der Organiſation begriffen, war auf die Nachricht von der Bedrohung dieſer Stadt herbeigeeilt und ging zur Vertheidigung derſelben am 27. November Morgens den Deutſchen entgegen. Der mit dem Oberbefehl über die Streitkräfte im nördlichen Frankreich betraute General Bourbaki hatte bis Mitte November aus Rekruten, Marineſoldaten und einer erheblichen Anzahl nach der Capitulation von Sedan und Metz entwichener Kriegsgefangenen, ſowie unter Heranziehung von Mobilgarden etwa 23,000 Mann und ſechzig Geſchütze zuſammengebracht. Bald darauf erhielt Bourbaki eine andere Verwendung und mit Führung der Nordarmee wurde vorläufig deren bisheriger Stabschef, General Farre, beauftragt. Derſelbe hatte mit ſeinen Truppen zum Schutze der Stadt und der Eiſenbahn nach Arras befeſtigte Stellungen ſüdlich Amiens eingenommen.

Das Gefecht am 27. begann mit Vorſtoßen der Franzoſen gegen das auf dem linken Flügel anmarſchirende achte Corps, welches jedoch auf ſeinem linken Flügel dieſelben zurückwarf und ſiegreich bis zu der ſtark verſchanzten, mit ſchwerem Geſchütz vertheidigten Stellung des Feindes vordrang, bis die einbrechende Dunkelheit den Kampf beendete. Das erſte Corps wurde auf dem Marſch in der ihm angewieſenen Richtung durch ſtarke feindliche Kräfte von Nordoſt her angegriffen und dadurch in einer mit dem Vorrücken des Nachbarcorps aus einander gehenden Richtung bei Villers Brettoneux ins Gefecht verwickelt, erlangte jedoch am Nachmittag durch Umfaſſung des gegneriſchen linken Flügels einen vollſtändigen Sieg. Der franzöſiſche Oberführer hatte am 27. Abends in Corbin den Plan gefaßt, dort einem weiteren Vorgehen der Deutſchen Widerſtand zu leiſten, „verzichtete aber auf die Ausführung dieſes Vorhabens bei der Nachricht, daß die in Amiens verſammelten höheren Officiere beſchloſſen hätten, unter dem Schutz der von Mobilgarden

beſetzten Citadelle ſofort den Rückzug auf Arras anzutreten. Nur mit Mühe war es am folgenden Morgen gelungen, die während der Nacht in Amiens eingetroffenen Truppen des rechten Flügels in Ordnung über die Somme zurückzuführen, da ein Theil der Nationalgarde ſeine Waffen zerſtörte und nach der Heimath entfloh".

Dieſe Angabe des Generalſtabswerkes ſtammt aus der Veröffentlichung des Generals Faidherbe über die Thätigkeit der Nordarmee. Gegen eine unmittelbare Verfolgung ſicherte ſich dieſe übrigens durch Zerſtörung faſt ſämmtlicher Sommebrücken und vorläufige Feſthaltung der auf dem rechten Ufer des Fluſſes liegenden Citadelle. Als die Preußen am Mittag des 28. in Amiens einrückten, verweigerte der Commandant die Uebergabe. Bis zum nächſten Morgen wurde ihm Bedenkzeit gewährt und demnächſt von fünf Compagnien gegen die Beſatzung Schnellfeuer eröffnet. Dies blieb wirkungslos, allein bevor die während der Nacht auf einer Pontonbrücke über den Fluß geſetzte Artillerie einen Schuß abgab, trat die 400 Mann ſtarke Beſatzung, deren Commandant durch eine Infanteriekugel getroffen war, in Unterhandlung ein und capitulirte um 10 Uhr Vormittags am 29. November unter Ueberlieferung von dreißig Geſchützen und anſehnlichen Vorräthen. Der Verluſt durch die Schlacht war nahezu gleich auf beiden Seiten geweſen — 1300 Mann — auf franzöſiſcher Seite traten hierzu noch etwa tauſend Vermißte.

Am Tage der Schlacht von Amiens fiel auch die Feſtung La Fère in deutſche Hände und damit wurde die Möglichkeit gewonnen, im Rücken der erſten Armee die Eiſenbahnverbindung zwiſchen Rheims nach Amiens und Oreil wieder zu öffnen. Bei dem zu erwartenden weiteren Vorſchreiten der Armee gegen Rouen war dieſer Erfolg von großer Wichtigkeit. Als Feſtung war La Fère, ein Ort von 5000 Einwohnern, nicht bedeutend. Die Einfaſſung bildete eine frei ſtehende, an einzelnen Stellen durch mittelalterliche Vertheidigungseinrichtungen verſtärkte Mauer. Nur an wenigen Stellen, ſo am Bahnhof, waren vorwärts derſelben in neuerer Zeit baſtionirte Erdwerke angelegt. Die über eine Viertelmeile breite Niederung, welche von mehreren Armen der Oiſe, der ihr zuſtrömenden Serre und dem Sambre-Oiſecanal durchzogen iſt, geſtaltete den Angriff von drei Seiten wegen der weiten Ueberſchwemmung, welche der große Waſſerreichthum mittelſt Stauvorrichtungen geſchaffen hatte, nur auf der Oſtfront günſtig. Hier geſtattete ein nur etwa fünfzehnhundert Meter entfernter Höhenzug ein gedecktes Vorgehen und die Anlage von Batterien, welche die jeder Erddeckung entbehrenden Steinmauern der Feſtung unter Feuer nehmen konnten.

In der kleinen Feſtung commandirte ein Marinecapitän, deren in dieſer Art mehrere eine Verwendung im Landkriege gefunden hatten, welche ihrer

militärischen Erziehung in der That noch am meisten entspricht. Die Besetzung und Geschützzahl war ausreichend, doch fehlte es an gedeckten Räumen zur Unterbringung und außer der Ueberschwemmung waren keine weiteren Einrichtungen zur Vertheidigung des Vorlandes angewendet. Eine ostpreußische Brigade hatte am 15. November die Einschließung vollzogen, während der in Soissons errichtete Belagerungspark erst mehrere Tage später herangeschafft war. Die Besatzung hatte den Angreifer mit lebhaftem Feuer empfangen und mehrere kleine Ausfälle versucht. In der Nacht zum 25. November wurden die Batterien erbaut und die Beschießung den Tag über fortgesetzt, welche der Vertheidiger bald aufhörte zu erwidern. Am folgenden Vormittag trat die Festung in Unterhandlung und am 27. zogen die Ostpreußen in La Fère ein. Die Besatzung, 2700 Mobilgarden, wurde als kriegsgefangen nach Laon abgeführt, das erbeutete Geschützmaterial wurde zur Ausrüstung der Citadelle von Amiens verwendet, wohin die Brigade zum Wiederanschluß an ihr Armeecorps ebenfalls abrückte. Zur vollständigen Beherrschung des Sommeabschnitts würde nach der Einnahme von La Fère und Amiens noch Péronne gehört haben, aber auf eine Unternehmung gegen diesen Platz mußte die erste Armee vorläufig verzichten, um die Kriegführung in der Richtung auf Rouen fortzusetzen. Eine Wiederaufnahme der Offensive seitens der französischen Nordarmee stand vorläufig nicht in Aussicht. Es war daher an der Zeit einen Vorstoß gegen die bei Rouen versammelten Streitkräfte zu thun und sich dieser Stadt zu bemächtigen. Es blieb daher nur eine Brigade und Cavallerie bei Amiens mit dem Auftrage zurück, diesen Ort und die Sommelinie, sowie die hinter dieser laufende Eisenbahn zu sichern und dem Feinde mit kleineren Abtheilungen zu folgen.

In der Normandie stand laut den vorliegenden Nachrichten General Briand mit ungefähr 43,000 Mann, darunter angeblich 11,000 Mann Linienfoldaten, mit einigen zwanzig Geschützen aber wenig Cavallerie in der Nähe von Rouen.

Die Sicherungstruppen der Maasarmee waren in den Tagen gegen Ende November in der Gegend von Beauvais und Gisors auf Abtheilungen dieses französischen Corps gestoßen. Am 30. November fand in dem Dorfe Etrepagny durch General Briand mit einer starken Colonne ein nächtlicher Ueberfall einer sächsischen Abtheilung statt, welcher für diese verlustreich ausfiel. Eine andere französische Colonne griff in derselben Nacht die in Les Thilliers stehenden Truppen an, fand dieselben aber gefechtsbereit und mußte sich zurückziehen. Die sächsische Cavalleriedivision, so wie die bisher bei Beauvais stehende Gardedragonerbrigade traten fortan zur ersten Armee, welche nach einem Ruhetag am 1. December den Vormarsch auf Rouen fortsetzte. Das achte Corps befand sich auf dem rechten Flügel, das erste mar-

schirte weiter südlich über Breteuil und Gournay. Das feindliche Corps stand noch an der Andelle, welche oberhalb Rouen in die Seine geht und es ließ sich voraussehen, daß General Briand zur Vertheidigung von Rouen eine befestigte Stellung einnehmen würde. Von der Annäherung der ersten Armee scheint derselbe keine genaue Kunde erhalten zu haben. Der rechte Flügel derselben überraschte die ihm gegenüberstehenden Abtheilungen und warf sie in Einzelgefechten zurück. Am 5. December sollte die Armee für den erwarteten Entscheidungskampf aufschließen. Die an diesem Tage auf der ganzen Front vorgehenden Recognoscirungen fanden keine geschlossenen Abtheilungen mehr vor sich. Zwei Escadrons Königshusaren fanden Rouen unter Rücklassung von schweren Geschützen geräumt und drangen ungeachtet der drohenden Haltung der zahlreichen Arbeiterbevölkerung bis auf den Marktplatz der Stadt, welche Mittags von Theilen des achten Corps besetzt wurde. General Briand hatte anfangs beabsichtigt, sich in Rouen zu behaupten, jedoch das Zurückweichen seiner Truppen veranlaßte ihn schleunigst, mit dem größeren Theil seiner Truppen den Fluß zu überschreiten und auf dem linken Seineufer abzuziehen.

An Stelle des geflohenen Präfecten wurde eine deutsche Verwaltung des Departements eingerichtet. Um das Land zu entwaffnen und Nachrichten über neue feindliche Truppenansammlungen einzuziehen, wurden starke mobile Colonnen besonders in der Richtung auf Dieppe, Le Havre, sowie auf dem linken Seineufer entsendet. Die von Amiens vorgeschobenen Abtheilungen hatten inzwischen die Eisenbahnen nach Abbeville und Arras unterbrochen, St. Quentin unter leichtem Gefecht besetzt und die eine Meile nordöstlich davon auf der Eisenbahn nach Cambrai befindliche Brücke gesprengt. Die Recognoscirungen bestätigten, daß die feindliche Nordarmee bis in die Gegend von Arras zurückgegangen war.

In der Nähe von Rouen überschritt am 8. December eine gemischte Brigade des ersten Corps die Seine auf einer Pontonbrücke und erreichte Tags darauf Evreux, wo bereits Cavallerie des linken Flügels der Loirearmee stand. In den Landstrichen am linken Seineufer stieß man nur auf geringe Mobilgardenschaaren, doch wurde in Erfahrung gebracht, daß etwa 20,000 Mann bei Honfleur auf bereit gehaltenen Schiffen nach Le Havre übergesetzt seien, wo nach den auf dem rechten Seineufer eingebrachten Meldungen nunmehr 25—50,000 Mann versammelt sein sollten. Bei diesen Streifzügen wurde Dieppe berührt und wurden die in den Strandbatterien stehenden Geschütze vernagelt.

Inzwischen hatte der Feind begonnen sich dem Sommeabschnitt gegenüber wieder zu regen und das achte Armeecorps sollte daher nach Amiens zurückkehren. Die Herstellung der Eisenbahn zwischen letzterem Ort und

Rouen wurde in Angriff genommen, um die Hauptkräfte der Armee je nach Erforderniß ſchnell an der einen oder anderen Flußlinie vereinigen zu können. Das genannte Corps erhielt indeß den Auftrag, zunächſt eine Unternehmung gegen Havre zu verſuchen und darauf an der Küſte entlang im Bogen ſchwenkend ſein Marſchziel zu erreichen. Die vorgenommenen Recognoscirungen ergaben, daß mit Feldgeſchützen ein ſchneller Erfolg gegen das wohl armirte und von zahlreichen Truppen vertheidigte Havre nicht zu erzielen ſein würde, und das Corps rückte unter Zurücklaſſung von Cavallerie gegen Havre mit dem linken Flügel über Dieppe, dem rechten über Gournay, nach Amiens ab.

Auf dem linken Seineufer hatten die Truppen des erſten Corps in den Tagen gegen Mitte December einige Gefechte.

Im öſtlichen Frankreich war inzwiſchen Diedenhofen am 24. November nach dreitägiger Beſchießung gefallen und die dort frei gewordenen Truppen des ſiebenten Corps ſchritten zur Belagerung von Montmedy, welches am 12. December unter Feuer genommen werden konnte. Gleichzeitig ſtand auch Mezières in Belagerung.

Als das ſiebente Corps ſich aus dem Weſten in Marſch ſetzte, hatte der Feind bereits von Arras her einige Unternehmungen gegen die Seine eingeleitet. Bei Ham wurde eine Feldeiſenbahnabtheilung überfallen und ein von den Etappentruppen entſandtes Detachement auf La Fère zurückgeworfen, und vor dieſer Feſtung, in der nur ein preußiſches Bataillon ſtand, erſchienen an 5000 Mann feindlicher Infanterie. In der ganzen Gegend zeigte ſich große Aufregung und auch die telegraphiſche Verbindung zwiſchen La Fère, Amiens und Rouen ward unterbrochen. Der feindliche Vorſtoß richtete ſich ſomit gerade gegen die ſchwach gedeckte Stelle der Linie Amiens-Rheims und drohte ſomit den Rücken der Cernirung von Paris zu beunruhigen. Während daher das achte Corps die Richtung von Dieppe auf Beauvais erhielt, wurden von der Maasarmee Truppen mit der Bahn über Soiſſons dem Feind entgegengeführt. Allein ſchon am 14. December begann der Feind eine rückgängige Bewegung über Ham in die Gegend von Péronne, wo ſich nun hinter dem breiten und ſumpfigen Abſchnitt des Sommethales die franzöſiſche Nordarmee in anſehnlicher Stärke ſammelte. Bevor jedoch die weitere Entwickelung des Krieges auf dieſem Gebiet zur Darſtellung gelangen kann, müſſen die Vorgänge im Süden der Hauptſtadt an der mittleren Saône berührt werden.

Das vierzehnte Armeecorps, aus der badiſchen Diviſion und preußiſchen Truppen gemiſcht, hatte, wie in einem früheren Heft erwähnt, um Mitte November in der Gegend von Dijon Stellung genommen, um den Vormarſch der zweiten Armee gegen die Loire in der linken Flanke zu decken. Ihm gegenüber trat jetzt das bei Autun vereinigte Corps Garibaldis in Thätigkeit. Am 19. November wurden die in Chatillon fur Seine ſtehenden Etappen-

Digitized by Google

truppen überfallen und am 25. erschienen starke Abtheilungen im Westen von Dijon, welche sich auf 12,000 Mann belaufen sollten. Bis zum 6. December wurde daher das vierzehnte Corps nach einer Reihe von Gefechten der einzelnen Colonnen um Dijon eng versammelt. Die Beobachtung der Festung Langres wurde einer vom Elsaß nachgerückten Reservedivision übertragen, während vom Norden her das siebente Corps die Festung im Auge behielt. Dasselbe hatte inzwischen Befehl erhalten sich zwischen Dijon und der nach der Loire vorrückenden zweiten Armee einzuschieben. Nach erfolgter Ablösung in Metz war der größere Theil des Corps unter theilweiser Benutzung der Eisenbahn seiner neuen Bestimmung entgegengeführt worden. Die garibaldischen Truppen, durch einige Schlappen eingeschüchtert, verhielten sich bis Mitte December im Ganzen ruhig. Die Vorgänge bei der Loirearmee sind nunmehr bis zu diesem Zeitpuncte gleichmäßig nachzuholen.

Am 5. December war Orleans zum zweiten Male eingenommen und der Versuch der Franzosen mit 200,000 Mann von Süden her Paris zu entsetzen vereitelt worden. Der geschlagene Feind mußte verfolgt und sein Festsetzen in der Nähe der Loire verhindert werden. Der Feind hatte seinen Rückzug in verschiedenen Richtungen ausgeführt. Das Centrum war über die Loire nach Süden gegangen, der linke Flügel zog sich am rechten Ufer über Beaugency auf den Wald von Marchénoir zurück. Der rechte Flügel bewerkstelligte sogar seinen Rückzug am rechten Loireufer aufwärts bis Gien, und von hier aus weiter theils nach Nevers, theils nach Bourges. Vollständige Sicherheit hierüber konnte indeß nicht erlangt werden.

Um Klarheit zu gewinnen, wurde das dritte Armeecorps (Brandenburger) auf Gien gesendet, wo es noch kleine Gefechte mit der Arrièregarde Bourbakis bestand, während die Armeeabtheilung des Großherzog von Mecklenburg über Beaugency gegen Tours, den Sitz der Delegationen des französischen Gouvernements, vorging. Das zehnte und elfte Armeecorps verblieben einstweilen bei Orleans. Alle Loirebrücken waren gesprengt, und eine Pontonbrücke war des starken Eisgangs halber nicht herzustellen. Die mecklenburgische Division hatte bereits am 7. December bei Meung Gefecht gegen starke feindliche Kräfte, welche voraussichtlich in dem für die Vertheidigung sehr günstigen Terrain zwischen der Loire und dem Wald von Marchénoir weiteren Widerstand leisten wollten. Diese Erwartung fand sich am folgenden Tage bestätigt. Die Armeeabtheilung hatte ein äußerst heftiges Gefecht bei Cravant zu bestehen, welches erst gegen Abend durch Zurückwerfung der Angriffe des Feindes auf kurze Entfernung und Besetzung von Beaugency endete.

Die Operation auf Tours hatte an sich große Bedeutung durch den moralischen Eindruck und die Unordnung, welche die Vertreibung der augen-

blicklichen Regierung aus ihrem Sitze zur Folge haben mußte. Das Heranziehen der sämmtlichen Truppen in die bezeichnete Richtung erschien daher geboten.

Am 9. December brach der Feind wieder mit sehr starken Kräften aus dem Wald von Marchénoir vor und suchte den deutschen rechten Flügel zu umfassen, wurde jedoch durch eine bayerische Brigade zurückgedrängt, während auch in der Front seine Angriffe gegen die Stellung bei Cravant erfolglos blieben und deutscher Seits wieder an den meisten Puncten die Offensive ergriffen werden konnte. Am dritten Schlachttage (10.) wiederholte der Feind einzelne Angriffe, doch bereits unter Zeichen der Erschöpfung, und nach einem ähnlichen kurzen Versuch am 11. trat er am Nachmittag den Rückzug an. Ein entscheidendes Nachdringen mußte indeß bis zum Eintreffen der bei Orleans zurückgelassenen Corps herausgeschoben werden, welche zum Theil bereits in südlicher und südwestlicher Richtung dirigirt und zurückberufen worden waren und nun auf beiden Loireufern gegen Tours vorrückten.

Die Truppen der Armeeabtheilung bedurften der Ruhe, da sie vom 2. bis 10. December in sieben Schlachttagen stets von Tagesanbruch bis nach Sonnenuntergang gekämpft und Nachts die Vorposten fast immer auf Schußweite vom Feinde aufgestellt hatten. Die Verluste in den Tagen vom 7. bis 10. December beliefen sich auf nahe an 4000 Mann, die des Feindes waren jedenfalls sehr viel größer, und acht Geschütze nebst 5000 Gefangenen waren die Trophäen der Schlacht von Beaugency-Cravant.

Es schien jedoch, als wollte der Feind am Loire nochmals Stand halten. Er hatte Tours freigegeben, die Regierung war geflohen und seine Bewegungen waren dadurch wieder freier geworden. Seit dem 11. December wußte man auf deutscher Seite, daß der durch die Niederlage bei Orleans herbeigeführten Zweitheilung der ehemaligen Loirearmee ein dauernder Charakter gegeben war, indem Bourbaki zum Oberbefehlshaber der Südarmee ernannt war und General Chanzy die Führung der nördlich der Loire operirenden zweiten Armee behielt. Die weitere Entwickelung der hieraus erwachsenden Maßnahmen fällt nicht mehr in den Rahmen der Darstellung des vorliegenden Heftes. Dasselbe schließt ab mit dem Wiedereintreffen des elften Corps in Orleans. Diese Stadt schien von Süden her durch ein Vorgehen des General Bourbaki bedroht, und jenes Corps legte, um rechtzeitig zum Schutze einzutreffen, in etwa vierundzwanzig Stunden über elf Meilen bei sehr ungünstigen Witterungsverhältnissen zurück, an sich eine ungeheure Leistung und zumal für eine große Truppenmasse.

„Eines weiteren Eingreifens bedurfte es jedoch zunächst nicht, da die nach Gien gelangten französischen Truppen nur einem kleinen umherstreifenden Truppencorps angehört und sich auf die vorübergehende Besetzung der Stadt

beſchränkt hatten. In und bei Orleans konnte daher den Hauptkräften der zweiten Armee nach wochenlanger angeſtrengteſter Thätigkeit einige Ruhe gewährt werden, um ſich nach jeder Richtung hin in den Stand zu ſetzen, dem Feinde mit erneuter Kraft entgegenzutreten, ſollte er nochmals von Süden her einen Entſatz von Paris verſuchen."

Betrachtungen über den neueren theologiſchen Socialismus.

Es iſt ganz im Sinne des Reichstages, daß wir, nachdem Geſetz und Verwaltung den ſocialiſtiſchen Agitationen enge Schranken gezogen, uns in Ruhe beſinnen auf die Urſachen des ſo drohend gewordenen ſocialen Schadens und auf die Möglichkeit einer gründlichen Heilung deſſelben.

Dieſe Möglichkeit kann von vornherein angezweifelt werden. Es giebt auch jetzt eine Anzahl von Schickſalsgläubigen, die die ſocialen Dinge ſo betrachten, wie die natürlichen im Großen. Daß einſt unſere Erde zu wenig Wärme von der Sonne erhalten wird, als daß noch Menſchen auf ihr leben könnten, iſt ein ſolches Schickſal, gegen das Niemand ankämpft, weil — es hoffnungslos wäre. Und ſo bietet die Natur ja Manches, deſſen Eintreten, wie bedingt es iſt, doch nicht von uns bedingt und nicht von uns anders zu bedingen iſt. Die ſocialen Dinge ſind anders bedingt. Offenbar walten in ihnen ebenſo gut Geſetze, wie in den natürlichen. Aber die Wirklichkeit, in der ſie walten, iſt nicht unſerm menſchlichen Handeln entzogen, ſondern die ſociale Wirklichkeit iſt im Allgemeinen gerade die Ordnung, die wir der natürlichen Lage der Dinge hinzufügen. Es könnte demnach die Folgerung nahe liegen, daß wir in den ſocialen Dingen Alles in unſerer Hand hätten, und ein mit Macht ausgeſtatteter ſocialer Wille, wie der Staat, alle ſocialen Schäden zu heben im Stande wäre.

Zu dieſem Extrem geht nicht einmal die Socialdemokratie vor. Sie traut dem Staat, wenn er einmal nach ihrer Schulmeinung eingerichtet wäre, zwar viel zu, aber eine Beſeitigung von Krankheit, Dummheit, Thorheit, Tod und Schmerz wird nicht gehofft. Hier hängt die Menſchheitsordnung an der Naturordnung und der Ausſtattung durch die Natur. Kaum daß Phantaſten wie Fourier meinten, die Natur würde beim Anbruch der beſſeren goldenen Zeit auch ihrerſeits einen neuen Entwickelungsſprung thun, die Raubthiere ausſterben laſſen und ſie durch gutartige Thiere erſetzen, die dem Menſchen zu Dienſte ſtehen und dergleichen mehr.

Die heutige Zeit will hiervon nichts mehr wiſſen. Nur in chriſtlichen

kleineren Kreisen erhebt man sich noch zuweilen zu dieser poetischen Harmonie von Menschheit und Natur. Die Propheten (Jesaias und andere) sind darin vorgegangen, zu schildern, wie die von Gott erfüllte Menschheit auch von einer besseren Erde unterstützt wird, und dasselbe klingt aus in dem erhabenen neutestamentlichen Apokalyptiker. Aber die christliche Gemeinschaft ist so vielfach angeregt und so gut behütet vor einseitigen Richtungen, daß derartige Poesie in engen Grenzen bleibt. Diejenigen Christen wenigstens, welche ihr Votum in socialen Fragen mit abgeben, sind besser gerüstet, den Schwierigkeiten derselben zu begegnen. Und das ist aus dem Christenthum selbst zu begreifen. Denn wenn es sich in allen socialen Fragen um das „Glück" der Gesellschaft, insbesondere der sogenannten arbeitenden Classe handelt, so weiß der Christ doch im Allgemeinen so gut oder besser, als ein Profaner, daß kein Glück, das diesen Namen verdient, denkbar ist ohne das Gute der Gesinnung. Nur weiß er ebenfalls sehr sicher, daß das Gute uns von Natur nicht eignet, sondern meist durch schwere Processe erlangt werden muß. Der ordinäre Eudämonismus des Arbeiters ist ihm daher nicht sehr versucherisch. Es kann sich daher für ihn, und dabei ist der Christ mit den anderweitigen Denkern völlig eins, nicht um positive Beglückung der „Gedrückten" handeln sondern um Einrichtungen, die solche Hindernisse des Glücks, die überhaupt zu verdrängen sind, auch wirklich verdrängen. Dieser Grundsatz ist nun sehr einleuchtend und gefällt allen. Aber wir bleiben mit ihm zu sehr im Allgemeinen und haben den Punct noch nicht einmal gefunden, wo die Schwierigkeit beginnt.

Seit Helds Schrift „Socialismus, Socialdemokratie und Socialpolitik" sind wir über die gewöhnlichsten Namen der wirthschaftlichen Parteirichtungen hinlänglich aufgeklärt. Was in der socialdemokratischen Richtung eigenthümlich ausgeprägt ist, die Verbindung des socialistischen Elements mit einer radicalen Politik, das ist von vornherein dem christlichen Sinne so widerwärtig wie jedem, der von der historischen Entwickelung der Gesellschaft und des Staates und von der nothwendigen Gliederung der Gesellschaft eine einigermaßen zureichende Vorstellung hat. Daher treten nicht blos seit Jahren die katholischen socialen Vereine diesem specifisch socialdemokratischen Wesen principiell entgegen, sondern auch die evangelische innere Mission, die unter Wichern, V. Huber und anderem mehr für die Aermsten der Armen geleistet hat, als hundert Lassalles und Bebels, und ebenso auch die neue evangelische sociale Vereinsbildung, die in R. Todt, Calberla, Stöcker ihre bekanntesten Repräsentanten hat, geht durchaus denselben Weg. In dem „Staatssocialisten" soll monarchisch und christlich über den Socialismus gedacht werden, wodurch die Socialdemokratie grundsätzlich verurtheilt wird.

Wir können also auf dem nichtpolitischen Gebiet des reinen Socialis-

mus bleiben, wenn wir weiter fragen wollen, worin ſich etwa das Chriſtliche in dieſen Beſtrebungen zeigen kann oder gezeigt hat.

Vom Socialismus ſprechen wir überall nur im Gegenſatz zu einem hiſtoriſch bekannten Syſtem der Volkswirthſchaft, das unter dem Namen des ökonomiſchen Liberalismus, des engliſchen Oekonomismus, des Smithianismus, der Mancheſterſchule, des Capitalismus — ja nach den Stimmungen der Sprechenden figurirt. Es iſt von Hans von Schaal in ſeiner Schrift über „Unſere ſocialpolitiſche Parteien" ſo knapp und vortrefflich geſchildert worden, daß man unmöglich eine beſſere Darſtellung derſelben geben kann. Dieſes Syſtem hat bei uns in Deutſchland keinen namhaften Vertreter mehr, ſelbſt Dr. Karl Braun iſt von dem reinen Smithianismus und dem abſoluten Freihandel nicht ſo erfüllt, daß er den realen Verhältniſſen nicht auch gerecht zu ſein ſtrebte. Natürlich aber ein Mehr und Minder iſt wahrzunehmen. Unſere Parteien ſtehen merkwürdig genug zu der Socialpolitik. Keine, wie geſagt, ſchließt ſich ganz an die alte claſſiſche Schule an, die ſocialdemokratiſche Partei allein ſteht auf dem conträren Ende, alle anderen ſind ihr gegenüber eine „reactionäre Maſſe", wie das ſocialdemokratiſche Programm ſagt. Das werden wir ſo ausdrücken: alle anderen Parteien ſind Reformparteien. Conſervativ verhalten ſich alle politiſchen Parteien in wirthſchaftlicher Beziehung wenigſtens darin, daß ſie Privateigenthum und Ehe, auch Lohnarbeit alſo, feſthalten, im übrigen fehlt es keiner Partei an Reformgedanken; ſelbſt Fortſchrittspartei und Nationalliberale wollen ſich der Fabrikarbeit, des Schutzes der Kinder und Frauen, der Coalitionsfreiheit u. ſ. w. annehmen. Die vielgeſchmähten „Liberalen", die angeblich alles wirthſchaftliche Elend verſchuldet haben, helfen wenigſtens redlich mit, die Geſetzgebung in wirthſchaftlicher Beziehung zu reformiren, und zeigen, daß man auch ohne Socialdemokrat zu ſein, doch für die wirthſchaftlich Schwächere gern geſetzliche Fürſorge treffen kann. Viel weiter gehen nun in der Abwendung von Smithianismus die Deutſchconſervativen und Agrarier, am weiteſten die beiden chriſtlichſocialen Parteien, deren ſociale Forderungen zum Theil weit über die der Katheder-ſocialiſten hinausgehen. Stimmen in dem „Staatsſocialiſten" ſprechen von dem Privateigenthum und der Lohnarbeit, von dem Princip der Concurrenz, der Gewerbefreiheit zuweilen ganz ſo wie die reſoluteſten „Rothen". Dilettantiſche Schriftſteller aus dem geiſtlichen Stande haben ſich von den journaliſtiſchen Wortführern der agrariſchen und Perrot-Glagau-Partei eine Anzahl von ſehr wirkſamen Schlagwörtern angeeignet, die den katholiſchen und proteſtantiſchen Leſern vorausſichtlich mehr Anziehung gewähren, als das Einerlei ihrer amtlich-ehrwürdigen Diction. Einerſeits rächt ſich ſo die menſchliche Natur, die eine zu große Monotonie des Lebens nicht erträgt, andererſeits iſt hier auch eine natürliche Anſchauungsweiſe der chriſtlichen Ge-

sinnung nicht zu verkennen. Es wird wohl Niemand leugnen, daß von allen Ständen, die höherer Bildung theilhaftig werden, der der Geistlichen am meisten mit den Bedrängnissen der arbeitenden Classen in Berührung kommt; dies muß um so tiefere Eindrücke hinterlassen, als die Geistlichen selbst meist aus Verhältnissen stammen, die denen der unteren Stände verwandt sind. Außerdem ist dies ja ein schöner Zug christlicher Betrachtung, daß bei dem unendlichen Maßstabe der Größe und des Werthes, mit dem sie es zu thun hat, alle sonstigen Größen- und Werthunterschiede zusammenschrumpfen. Was ist dem unendlichen Gott gegenüber der Reiche, der Weise, der Vornehme denn mehr, als der Arme, der Einfältige, der Geringe? Nun kann man diesen Maßstab, der das ganze irdische Leben mit seinen Schmerzen und Freuden zu dem Prolog eines himmlischen Drames herabsetzt, auch zum Trost der Unglücklichen verwerthen. Denn es ist offenbar, daß die christliche Gesinnung auf Grund dieser unendlichen Aussicht eine unvergleichliche Kraft des Duldens erzeugt, die zwar, was die Armen zuweilen nicht sehen, uns Alle, auch die scheinbar auf den Höhen der Gesellschaft leicht Hinwandelnden, allein ausreichend stützt, aber doch am meisten denen zu Gute kommt, die den Druck des täglichen Lebens auf ihre gewöhnlichsten Bedürfnisse und deren Befriedigung tief fühlen. Die Socialdemokraten sehen bekanntlich in diesem Trost echt christlicher Hoffnung ein empörendes Element, einen faulen Wechsel auf die Zukunft; und um ihn vollends zu Nichte zu machen, bemühen sie sich, eben diese Zukunft aus den Gemüthern auszureißen, angeblich, um das Leben hier desto schöner zu machen. Beschränkt, wie sie sind, haben sie keine Ahnung davon, daß sie damit geradezu der menschlichen Natur und ihren Interpreten, den großen Dichtern entgegentreten. Sie haben allerdings selbst ein Gefühl davon, daß sie mit dieser Austilgung des Idealen keine bedeutenden Erfolge erzielen. Darin aber haben sie Recht, daß das Reich der höchsten christlichen Ideen keinenfalls dazu mißbraucht werden darf, uns in Bezug auf die Besserung der realen Welt abzustumpfen. Und das thun auch die Führer des christlichen Volkes nicht. Im Gegentheil, die Geistlichen sind von Haus aus voll Sympathie mit allem, was die arbeitenden Classen heben und besser stellen kann. Wer das Christenthum kennt und weiß, wie die Idee von Heil und Erlösung, von gleicher Bestimmung der Seelen alles beherrscht, der wird das nicht anders erwarten. Viel interessanter ist es, sich zu erklären, warum die Geistlichen sich so leicht an die hypersocialistischen Projecte anschließen und warum sie gerade die eifrigsten Gegner der herrschenden wirthschaftlichen Grundsätze, der Concurrenz, der Freizügigkeit, der Gewerbefreiheit, der bürgerlichen Ehe und der übrigen freiheitlichen Einrichtungen der neueren Zeit sind. Täuschen darf man sich darüber nicht, daß es keine selbstgeschaffenen sondern wirkliche Mängel sind, die sie der heutigen ökonomischen Einrichtung

zur Last legen. Wir Anderen sehen sie auch ziemlich ebenso, aber wir ziehen andere Folgerungen daraus, als sie. Das würden wir noch etwas näher zu erörtern haben.

Unstreitig begrenzen sich in allen socialen Sorgen gegenseitig zwei Interessen, die beide werthvoll sind und doch gewissermaßen polarisch entgegengesetzt. Man denkt gleich an Roschers Urtheil über Smith und sein Dictum, daß Egoismus und Gemeinsinn, beide neben einander, nicht blos die egoistische Selbstsorge, die Wirthschaft beherrsche. Anders ausgedrückt kann man einander entgegensetzen: Individualismus und Collectivismus, Selbstverantwortlichkeit und „Vorsehung" durch die Regierung, Freiheit und patriarchalische Erzeugung des Gesammtwohls. Diese polarischen Gegensätze sind heutzutage nicht mehr ausschließende Gegensätze, so wenig als ihre äußersten Ausläufer, Freihandel und Schutzzoll, wie wir schon erwähnt haben, aber Gegensätze bleiben sie doch.

Nun behaupten wir, daß es in der Natur der christlichen Richtung liege, immer und überall die ersten Glieder dieser Gegensätze gering zu schätzen, die zweiten zu betonen. Und dann kommt dazu, daß die Christen als solche nicht geneigt sind, in den socialen Dingen eine entsprechende Bedingtheit von Ursachen und Wirkungen, eine Gesetzmäßigkeit durchgreifender Art zu sehen, vielmehr gern von der socialen Staatseinwirkung alles Mögliche erhoffen. Beides hängt unter sich zusammen und gemeinsam hängen jene Geringschätzung der Freiheit und die Ueberschätzung der ökonomischen Staatsmacht zusammen mit der transcendenten Natur des Gottesbegriffes. Wer sich an die Ansicht gewöhnt hat, daß Gott jeden Augenblick die Gesetze der Natur durch seine Wunder durchbrechen kann, sofern er nur will, ja, daß Gott in diesem Durchbrechen der Natur seine höchsten Triumphe feiert, wer in eben derselben Weise lehrt, daß jeder Mensch und jede Menschengruppe durch plötzliche Ausgießung des Geistes Gottes, durch Erweckung und revivals, wie im Elberfelder Waisenhause, jeden Augenblick eine sittlich-religiöse Wiedergeburt erleiden kann, dem werden überhaupt die kleinen mühsamen Studien der wirthschaftlichen Gesetze sonderbar erscheinen, wie jede Beschäftigung, „die Sandkorn nur auf Sandkorn häuft". Studirt man denn eine Welt, die Gott jeden Augenblick in Stücke schlagen kann, geht man den eigensinnigen Regeln nach, nach welchen z. B. England bei erhöhtem Tabakzoll sofort das Opiumessen zunehmen sah. Nein, einzig werthvoll ist nur das Studium des göttlichen Willens, und auch da gelten keine Gesetze, sondern was nütze ist zur Erbauung, was Werth hat für das „Reich Gottes", das wird aus den kirchlichen Büchern als Wille Gottes herausgefunden. Daher kommt auch so manche wunderliche Art der Auslegung des Neuen Testaments, wie sie z. B. die Kirchenväter, die Mystiker, jüngste neutestamentliche Begründungen des nicht-radicalen Socialis-

mus (R. Todt) üben. Die Dinge, die man meint und empfiehlt, sind in der Regel das Rechte, auf die Methode, sie zu biblischen Wahrheiten zu stempeln, muß man nicht sehen. Das ist nur eine Huldigung pro forma; die Sache steht schon vorher fest. Das ist freilich nichts specifisch Theologisches, es ist uns sonst auch bekannt.

Die Abbildung göttlicher Macht ist für die weltliche Sphäre natürlich der Staat. Ihm wird gerade in äußeren Dingen viel von den Theologen zugemuthet. Gerade die barmherzigsten Gemüther fordern von der Institution des Staates, daß er durch Gesetz und Verwaltung überall eingreife zum Wohle der social Schwächsten. Es ist eine wahre Wohlthat, daß diese Seite der Fürsorge von der Kirche kräftig vertreten wird, während früher selbst Geistliche, wie wenigstens eine Zeit lang Malthus und Männer wie Townsend ganz manchesterliche Ansichten vertraten. Aber wunderlich und doch wieder begreiflich ist es, daß sie nicht den langsamen und gründlichen Weg vorschlagen, der durch die Selbstverantwortlichkeit und Freiheit des Individuums hindurch geht. Immer ist es die Macht und der Zwang von oben, den sie empfehlen. Ungeduldig warten sie, daß schon am nächsten Tag der Staat durch ein Arbeitsministerium die Wirthshäuser auf die Hälfte reducire, den Normalarbeitstag einführe, einen minimalen Lohnsatz garantire, die strengste Sonntagsfeier gebiete, die Wuchergesetze wiederherstelle, das Großcapital tüchtig besteuere u. s. w. Es ist ihnen schmerzlich, daß alles der Art nicht mehr von einem einzigen königlichen Willen, wie vor 1848, durchgesetzt werden kann. Für die Entwickelung und Erziehung des Volkes zur Freiheit, für die wir Profane doch sehr eingenommen sind, können sie sich nicht erwärmen. Sie citiren gern aus Augustin den Spruch: Deo servire summa libertas est, und was so die höchste und letzte Stufe des sittlichen Lebens, langer individueller Kämpfe letztes Ergebniß ist, das verlegen sie gern in das elementare Leben. Es ist dieselbe Ungeduld, wie oben: Nichts interessirt sie, als das Ziel, die Mittel sind ihnen lästig, denn sie verstehen den „Mechanismus" nicht, der die ganze Welt, auch die Welt des Geistes umfaßt, der die zartesten Beziehungen beherrscht, ohne doch selbst einen Werth zu haben.

So ungefähr wird sich die Sache im Allgemeinen verhalten. Zu bedauern ist da nichts. Jeder hat seine besonderen Gaben und daneben einige Schwächen, die mit jenen schönen Gaben zusammenhängen. Fangen ideal gestimmte edle Theologen, die in echter Begeisterung sich etwas vorgreifen, einmal an, in das Gebiet der Nationalökonomie und der ökonomischen Geschichte tiefer einzudringen oder praktisch innere Mission zu treiben, so fallen die Auswüchse leicht ab; die vielverzweigte, vielbedingte Wirklichkeit widersteht den blos productiven guten Absichten. Und weil nun offenbar wird, daß die ein-

sache Aufgabe des Evangeliums doch nicht ersetzt werden kann und daß sie durch Zumischung fremder Absichten, durch Abschweifungen auf politisch-ökonomische Gebiete nur gefährdet wird, so kehren die Geistlichen zu den ursprünglichen Pflichten ihres Amtes zurück, Allen willkommen, die nicht versunken sind in die Materie.

Es geht eben nicht mehr ohne Theilung der geistigen Arbeit. Selbst ein Mann wie Bischof Martensen in seinem Büchlein „Socialismus und Christenthum" bringt entweder ethische Gemeinplätze vor, oder er verfällt in den Jargon einiger socialistischer Schriftsteller, die er kurz zuvor gelesen. So sagt er Seite 17: „Denn was hierdurch (durch die Concurrenz) indirect eingeführt wird, ist das Faustrecht. . . . Nun soll freilich in der Weckung und Stärkung der persönlichen moralischen Kraft das ethische Moment bestehen, welches durch die Concurrenz hervorgerufen werde. Alsdann muß diese aber begrenzt (?) werden durch gewisse Bedingungen. Sie darf z. B. nur zwischen Gleichgestellten stattfinden. Daß man einen Lahmen mit einem Schnellläufer, einen armen Detailhändler mit einem reichen Capitalisten, einen kleinen Hofbauer mit einem großen Grundbesitzer concurriren läßt, das dient nimmermehr zur Stärkung der moralischen Kraft, sondern führt zu nichts Weiterem als dazu, daß man im Namen der Freiheit das Physische herrschen und unausbleiblich mit dem Siege, dem Allbesitz davongehen läßt." Der Verfasser scheint nicht zu sehen, daß die Concurrenz die persönliche moralische Kraft nicht wecken, sondern nur nicht unterdrücken will. Es ist doch so, daß der Staat sich nicht mit der Concurrenz von Lahmen und Schnellläufern befaßt, daß er es nur nicht hindert, wenn Lahme so etwas arrangiren. Sollte die Gesellschaft vielleicht ähnliche Einrichtungen treffen, wie bei gewissen Wettrennen, wo dem begünstigten leichteren Reiter so viel Gewicht zugelegt wird, bis er in gleicher Lage ist? Das wäre allerdings sehr socialistisch, aber es wäre ungründlich, wenn man nicht auch die Anlage und Ausrüstung aller Menschen gleich machte. Solche Einfälle müssen bei solchen theologischen Streifzügen nothwendig zum Vorschein kommen. Es ist immer dasselbe, erfreuliche Theilnahme für die Armen, aber kindliche Geringschätzung aller schwierigen Fragen nach dem Mechanismus des Hergangs in dem Einzelnen des Volkslebens.

Man kann noch auf eine andere Weise dieses Resultat gewinnen. Es giebt doch gewisse Fragen, in denen sich das wirthschaftliche Denken heutzutage abarbeitet. Man kann sie der Reihe nach aussprechen und die Frage jedesmal wiederholen, ob das Christenthum als solches eine Entscheidung in diesen brennenden Fragen geben kann. Zum Beispiel, ob directe oder indirecte Steuer, welches Einkommen steuerfrei sein soll, ob Communalsteuer der Beamten und Geistlichen, Unterscheidung des fundirten Einkommens.

Oder man fragt, wie weit das Recht der Inteſtaterben gehen ſoll, wieviel ein Menſch höchſtens erben darf, oder welche Arbeitszweige vom Haftpflichtgeſetz nicht betroffen werden, wie Arbeitercaſſen einzurichten ſind, ob Accordarbeit zu dulden iſt, wie lang der Normalarbeitstag in den einzelnen Gewerken ſein ſolle, welche Luxusproduction zu verhindern iſt? Das ſind alles Dinge von der höchſten ſocialen Bedeutung. Nun verſuche man, ob das Chriſtenthum darüber etwas zu ſagen hat, was über Phraſen hinausgeht. Es wird alſo wohl bei dem Geſagten bleiben und bei der alten Regel, daß Jeder ſeine Lection lernen ſoll. Was man darüber hinaus noch lernt, iſt ſehr dankenswerth, aber Agitationen wird man darauf nicht gründen.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Oldenburg. Zur Frage der Oberlandesgerichte. — Wir ſind es ſonſt nicht gewohnt, daß das größere Publicum in Deutſchland an unſeren Haupt- und Staatsactionen ein beſonderes Intereſſe nimmt. Und auch unſere diesjährige Landtagsſeſſion würde vermuthlich nur die nächſtintereſſirten Kreiſe berühren, wenn nicht auch bei uns die Reichsjuſtizgeſetze diesmal das ihrige dazu thäten, daß auch jenſeits der blaurothen Grenzpfähle die Augen auf uns gerichtet werden.

Was ſich ſchon oft ſeit der Wiederaufrichtung des Deutſchen Reichs ereignet hat, iſt auch einmal wieder bei Gelegenheit der bis jetzt einſchneidendſten Codificirung in die Erſcheinung getreten, nämlich, daß das Geſetzemachen häufig ſehr viel einfacher und vergnüglicher iſt als die Ausführung der Geſetze. Wen hätte es nicht peinlich berührt, als im preußiſchen Abgeordnetenhauſe die Jagd auf die Landgerichte eröffnet wurde, die ſtellenweiſe das Gefühl aufkommen ließ, als wenn für viele Städte in der Monarchie die Frage des Untergangs oder des Weiterbeſtehens identiſch ſei mit der Frage, wo das Landgericht ſeinen Sitz haben ſollte? Aber dieſe Frage konnte doch noch, wenigſtens ſo zu ſagen, im eigenen Hauſe abgemacht werden. Schwieriger, ſehr viel ſchwieriger aber geſtaltete ſich die Sache, wenn die Frage gleichſam eine internationale, das heißt in dieſem Falle eine ſolche würde, an deren Erledigung verſchiedene deutſche Staaten intereſſirt waren. Man braucht kein Unitarier zu ſein, um täglich die Bemerkung zu machen, daß die Ausführung einheitlicher Geſetze in Deutſchland immer und immer wieder durch die Vielgeſtaltigkeit in der Executive auf große Schwierigkeiten ſtößt. Das zeigte ſich auch, als es galt, Oberlandesgerichtsbezirke zu bilden, welche groß genug ſein würden, um dem Geiſte der bezüglichen Vorſchriften in den Reichsjuſtizgeſetzen

zu entsprechen. Das natürlichste und sachgemäßeste wäre es ja ohne Zweifel gewesen, für den fraglichen Zweck die Landesgrenzen der einzelnen deutschen Territorien vollkommen zu vergessen und einfach anzunehmen, es liege die Aufgabe vor, ganz Deutschland nur nach sachlich-technischen Gründen in so und so viele Oberlandesgerichtsbezirke zu theilen und die Oberlandesgerichte in denjenigen Orten zu domiciliren, die geographisch und geschäftlich den Mittelpunct des Bezirks darstellen. Selbst wenn man nur diese sachlichen Gesichtspuncte ins Auge gefaßt hätte, so würden vermuthlich schon genügende Schwierigkeiten zu überwinden gewesen sein. Aber es war von vornherein anzunehmen, daß Schwierigkeiten ganz anderer Art, die viel schwerer zu überwinden waren, hinzutreten würden. Jedes Aufgeben von Rechten ist im öffentlichen Leben gerade so unangenehm wie im privaten, und wenn dazu dann vielleicht noch ein materieller Verlust oder wenigstens doch ein Verlust an wirklichem oder eingebildetem äußeren Ansehen kommt, so wird der Verzicht dadurch nicht leichter. Das schlagendste Beispiel für die Richtigkeit dieser Sätze bildeten die Kämpfe, welche in der Bremer Bürgerschaft über die beregte Frage ausgefochten wurden. Keinem Sachverständigen konnte es zweifelhaft sein, daß ein Rechtsgebiet von etwa 150,000 Einwohnern verständiger Weise nicht wohl ein eigenes Oberlandesgericht beanspruchen konnte, und doch war in der gemischten Commission, die aus dem Senat und der Bürgerschaft niedergesetzt war, eine erhebliche Minorität entgegengesetzter Ansicht. Freilich ließ die Majorität der Bürgerschaft in richtiger Erkenntniß der Lage diese Commissionsminorität im Stich, und gab ihre Zustimmung zu der bekannten Vereinigung mit Hamburg und Lübeck.

Zu unserer Regierung durfte man, bei der bisher constant bewiesenen nationalen Gesinnung, von vornherein das Vertrauen haben, daß alles versucht werden würde, um das Herzogthum Oldenburg (die Enclaven Fürstenthum Lübeck und Fürstenthum Birkenfeld konnten wohl ohne Weiteres nicht darauf rechnen, mit dem Hauptlande in Bezug auf die Gerichtsorganisation vereinigt zu werden) nicht als eigenen Oberlandesgerichtsbezirk zu isoliren, sondern diesen etwa 250,000 Seelen zählenden Landestheil einem größeren Bezirke einzufügen. Es haben denn auch, wie bekannt geworden ist, bezügliche Verhandlungen mit Preußen und Bremen stattgefunden, die aber gescheitert sind. Warum sie scheiterten, ist bis jetzt nicht bekannt geworden. So war denn unsere Regierung gezwungen, wenn sie ihren Zweck wenigstens einigermaßen erreichen wollte, im deutschen Vaterlande Umschau zu halten, wo sich wohl die nöthige Anzahl Seelen finden würden, um durch Zulegung derselben dem Oberlandesgerichtsbezirke eine präsentable Größe zu geben. Welches Resultat diese Umschau gehabt hat, darüber ist eine officielle Kundgebung noch nicht in die Oeffentlichkeit gedrungen, da der betreffende Gesetz-

Digitized by Google

entwurf dem im Anfang dieses Monats eröffneten Landtage bis jetzt noch nicht vorgelegt ist. Aber nach dem was man hört darf mit Bestimmtheit angenommen werden, daß eine Vereinigung mit den Fürstenthümern Schaumburg-Lippe und Lippe-Detmold zu Stande gekommen ist. Das neue Oberlandesgericht würde seinen Sitz in unserer Residenz haben und einen Bezirk von nicht viel über 400,000 Seelen beherrschen. Wir werden demnach uns wohl der Auszeichnung zu erfreuen haben, daß unser Oberlandesgerichtsbezirk der kleinste in Deutschland ist, und die Sache wird dadurch nicht besser, daß man wohl kaum behaupten kann, die Fülle und Qualität der zu erledigenden Geschäfte ersetze einigermaßen was ihm an Größe abgeht; denn das Verkehrsleben wird wohl in keinem der drei Territorien ein besonders entwickeltes genannt werden können. Der Oberlandesgerichtsbezirk Hamburg wird auch etwa nur dieselbe Anzahl von Eingesessenen haben; aber trotzdem werden die von dem Oberlandesgericht zu erledigenden Geschäfte bei dem großartigen Verkehrsleben der drei Handelsstädte an Quantität und Qualität ungleich mehr ins Gewicht fallen. Man muß es sonach immerhin bedauern, daß es nicht gelungen ist, unser Land einem größeren und lebensfähigeren Bezirk einzufügen, für welchen Preis man unseres Erachtens gern auf den Sitz in Oldenburg hätte verzichten können; aber es ist doch immerhin noch besser, daß wir wenigstens Schaumburg-Lippe und Lippe-Detmold annectirt haben, als wenn wir ganz allein geblieben wären. Daß der Landtag seine Zustimmung zu dem Arrangement geben wird, ist wohl kaum zweifelhaft, da einmal ein besseres Arrangement jetzt jedenfalls nicht mehr möglich sein wird und außerdem nach dem Inhalt des Budgets Mehrkosten dadurch kaum veranlaßt werden.

Aus Berlin. Die europäische Lage. Von der Saison. Adeline Patti. — Auf allen Gebieten des politischen Lebens geht es lebhaft und bewegt her. Im fernen Osten, in Afghanistan, ist der Krieg ausgebrochen, im europäischen Orient schicken sich die Mächte an, die Bestimmungen des Berliner Vertrages zum Vollzuge zu bringen. Der englisch-afghanische Krieg ist entschieden kein Unternehmen, von dessen weiterer Entwickelung eine Störung des europäischen Friedens zu besorgen wäre. Nichts läßt darauf schließen, daß Rußland und England ob der afghanischen Frage in einen directen Conflikt gerathen könnten. Rußland hat gewiß den Emir von Afghanistan zum Widerstande gegen die Engländer ermuthigt und wird ihn aller Wahrscheinlichkeit auch im Kampfe insgeheim nach Kräften unterstützen, aber Rußland hat gewiß nicht die Absicht, in dieser Frage die Dinge zum Aeußersten zu treiben und sich selbst zu compromittiren, zumal es dasjenige doch schwerlich wird verhindern können, worauf es den Engländern augen-

blicklich eigentlich ankommt: die Wegnahme der afghanischen, nach Indien führenden Pässe durch die englischen Truppen. Dieses Ziel Englands ist hinsichtlich der Erhaltung des europäischen Friedens auch wesentlich beruhigender Natur, denn es ist ein ziemlich eingeschränktes und eigentlich defensives. Gingen die Engländer darauf aus, einen Vernichtungskrieg gegen den Emir Schir Ali zu führen und dadurch in die russische Machtsphäre überzugreifen, so wäre die Lage freilich sehr mißlich. Aber daran denkt wohl Niemand in England. Man will nur die Gelegenheit benutzen, um die Nordwestgrenze Indiens gegen etwaige künftige Ausfälle der Russen oder ihrer Vasallen sicherzustellen und wünscht außerdem durch einige ostensible Waffenthaten das Ansehen Englands bei den indischen Unterthanen selbst zu kräftigen. Diese Tendenz des englischen Feldzuges hat nichts Bedrohliches für die Ruhe Europas, und das um so weniger, als auch die Verwirklichung dieses eingeschränkten Kriegszieles den Engländern ganz erhebliche Mühe machen wird.

Während Englands Macht sich hier engagirt hat, wird sie außerdem in Europa vollauf in Spannung erhalten durch das schwierige Geschäft des Vollzuges der Congreßbeschlüsse. Graf Schuwaloff hat seine wichtige Reise von Livadia nach Wien, Pest und Paris beendet und ist bereits wieder in London eingetroffen. Er hatte wohl die Mission, allerorten auf die Nothwendigkeit hinzuweisen, die Türkei zur Ausführung der Bestimmungen des Berliner Vertrages zu nöthigen, und er hat dann wohl gleichzeitig betont, daß Rußland seinerseits zur Erfüllung der ihm obliegenden Verpflichtungen bereit sei, vorausgesetzt, daß die Türkei den ihrigen nachkäme. Dieser Nachsatz scheint den Erfolg seiner Mission einigermaßen beeinträchtigt zu haben. Daß Rußland seinen Obliegenheiten nachkommen will, wird man aller Orten ganz gern gehört haben, daß es aber sein Handeln von der Vertragstreue der Pforte abhängig macht, wird man, so natürlich es ist, doch mit minderem Vergnügen vernommen haben, schon deswegen, weil sich jeder Contrahent des Vertrages dadurch in unangenehmer Weise an die Nothwendigkeit gemahnt sieht, die halsstarrige Pforte gefügig zu machen. Dazu hat man wohl weder in Wien, noch in Pest, noch auch in Paris oder London sonderliche Lust. Andererseits muß man bei weiterer Passivität gegenüber der Pforte die unangenehme Eventualität in das Auge fassen, daß die Russen die Occupation Bulgariens verlängern, denn sie können allerdings das Land nicht verlassen, so lange dort die neuen Zustände nicht etablirt und sichergestellt sind. Wie diese Zustände bei dem gegenwärtigen Stande der Dinge, bei der absoluten Unthätigkeit der türkischen Regierung und bei dem in Rumelien herrschenden Racenkampfe geschaffen werden sollen, ist freilich ein großes, fast undurchdringliches Räthsel, und es ist nur zu natürlich, daß hier und dort die Be-

sorgniß auftaucht, die allgemeine Verwirrung auf der Balkanhalbinsel möchte zu einer neuen kriegerischen Explosion führen. Wir möchten im Ernste noch keineswegs an den Eintritt einer solchen Eventualität denken, aber wir müssen zugeben, daß die Lage eine sehr gespannte ist, und daß es der vollen Einmüthigkeit der europäischen Mächte bedarf, um die Gefahren der gegenwärtigen Krisis zu beschwören. Glücklicher Weise scheint der Glaube wohl begründet, daß diese Einmüthigkeit trotz vorübergehender Erschütterungen auf der Basis der Beschlüsse des Congresses sich erhalten wird.

Zu allen diesen Wirren ist nun noch das Attentat auf den König von Italien hinzugetreten und hat von neuem die Augen der Welt auf die furchtbaren Gefahren gelenkt, mit denen die socialistische Revolution die europäische Gesellschaft bedroht. In Deutschland hat man nach den traurigen Ereignissen dieses Frühjahres für diese Gefahren natürlich ein ganz besonderes Verständniß, und es waren daher die Kundgebungen, welche anläßlich des neapolitanischen Mordanschlages aus Deutschland über die Alpen gesandt wurden, ganz besonders herzlich und tief empfunden. Mit gerechtem Stolze blicken wir bei dieser Gelegenheit auch auf das neueste große Werk unserer Gesetzgebung, mit dem wir den Kampf gegen die rohen Gewalten der Zerstörung bereits thatkräftig aufgenommen und den Völkern den Weg gewiesen haben, auf dem sie uns folgen müssen, um Staat und Gesellschaft zu erhalten.

Wollten wir mit annähernder Vollständigkeit auch nur die wichtigsten Erscheinungen des politischen Lebens der letzten Tage hier verzeichnen, so müßten wir vor allem der großen Arbeiten gedenken, welche die Thronrede zur Eröffnung des preußischen Landtages der Volksvertretung in Aussicht gestellt hat. Sie umfassen die wichtigsten Gebiete des Staatslebens. Allein wir ziehen es heute vor, der heiteren Schöpfungen der Kunst noch mit einigen Worten zu gedenken. Denn die Saison beginnt, auf manchen Gebieten langsam und zögernd, auf anderen schnell und verschwenderisch ihre Gaben ausstreuend, wie sie es sonst erst in der Mitte des Witte des Winters zu thun pflegt. Diese Verschwendung entfaltet sie besonders in den Concertsälen und Theatern, in denen sie ganz außerordentlich mannichfaltige und vorzügliche Genüsse dem Publicum entgegen bringt. Die königliche Hochschule für Musik, der sternsche Gesangverein und alle die berühmten Sänger, Pianisten und Violinisten, die wir im Saale der Singakademie zu hören gewohnt sind, haben sich in diesen Wochen bereits durch ungewöhnlich zahlreiche und hervorragende künstlerische Leistungen hervorgethan. Die Hochschule begann mit einer wahrhaft meisterhaften Aufführung des Elias und wird in den nächsten Tagen auf dem Gebiete der Instrumentalmusik eine gewiß sehr bemerkenswerthe Aufführung veranstalten, bei welcher das sehr reich besetzte Orchester lediglich aus Mitgliedern der Hochschule bestehen wird. Die gewaltige An-

ziehungskraft, welche stets die weitberühmten Quartettsoiréen Joachims ausüben, bedarf wohl nicht besonderer Hervorhebung. Wenn man sich nun noch vergegenwärtigt, daß Pianisten wie Ignatz Brüll, Sänger wie Georg Henschel zahlreiche und andächtige Zuhörer um sich versammeln, daß auch die Bühnen, die königliche wie die Privattheater in der Aufführung musikalischer Novitäten, Opern und Operetten mit einander wetteifern, so wird man zugeben müssen, daß Berlin für die Aufrechterhaltung seines alten Rufes, eine der ersten der Musik pflegenden Städte zu sein, in diesem Jahre ganz besonders viel gethan hat.

Und dabei haben wir des größten musikalischen Ereignisses der Saison, des Auftretens Adeline Pattis, noch gar nicht gedacht. Seit Sonnabend weilt diese gefeierte Sängerin in unserer Stadt, und man kann ohne Uebertreibung sagen, daß schon ihr einmaliges Auftreten in der Traviata genügt hat, um die ganze Stadt zu verwandeln. Es ist eine ganz neue Bewegung in die musikalische wie in die unmusikalische Welt gekommen. Die Kritik wie das Publicum sprechen in Ausdrücken einer geradezu bedingungslosen hyperbolischen Begeisterung von der Sängerin. Berlin droht einem ekstatischen Zustand zu verfallen wie zu den Zeiten Etelka Gersters. In demselben krollschen Saale, in dem diese ihre ersten noch unverwelkten Lorbeeren errang, erobert auch Adeline Patti die Herzen der Berliner. Damals galt der donnernde Applaus einer jungen, eben erst entdeckten künstlerischen Kraft, die mit ganz besonderer Anhänglichkeit und Liebe von den Zuhörern gepflegt wurde, weil sie sich gewissermaßen als ihre Entdecker und Förderer fühlten und fühlen durften. Heute rauscht der brausende Beifall einer Künstlerin entgegen, die auf der Höhe ihres Weltruhms steht, die uns stets eine Fremde geblieben ist und die nur wie eine flüchtige glänzende sphärische Erscheinung unseren Himmel streift. Groß sind die Ansprüche, die an die berühmte Künstlerin gemacht werden, aber sie hat ihnen genügt, ja sie hat sie weit übertroffen, denn Berlin schwimmt, wie gesagt, in einem Wonnetaumel. Und das hat sie erreicht, trotzdem sie an unser pecuniäres Vermögen, das doch auf dieser schlechten Welt auch in solchen Dingen ein sehr ernstes Wort mitzureden hat, ganz gewaltige Ansprüche gestellt hat. Trotz des hohen Eintrittspreises von zwanzig Mark war der ganze ungeheure Saal dicht besetzt. Ganz Berlin war zur Stelle, ein reizender Damenflor belebte das Bild, zahlreiche Notabilitäten aus allen Gebieten des politischen, wissenschaftlichen und künstlerischen Lebens erblickte man im Auditorium. Die Sängerin wurde mit starkem, aber nicht gerade sehr enthusiastischen Beifall empfangen, es schien als wolle man eine gewisse Zurückhaltung an den Tag legen. Auch Blumen, mit denen man sonst hier so freigebig ist, wurden nicht geworfen. Die Künstlerin hatte sich derartige Ovationen verbeten. Aber schon nach den ersten Scenen wurde

das Publicum warm, der Applaus wuchs zu donnerähnlicher Stärke an und hielt sich auf dieser Höhe bis zum Schlusse. Auch die äußere Erscheinung der Sängerin hatte sich vielen Beifalls zu erfreuen. Namentlich waren die Damen sehr eifrig in der Bewunderung ihrer prachtvollen Toiletten und ihrer geradezu märchenhaft kostbaren Brillanten. Frau Adeline Patti selbst ist eine gut aussehende Frau von vollen schönen Formen; die schmächtige, mädchenhafte Erscheinung, in der sie sich uns am Anfange der Sechziger Jahre präsentirte, gehört völlig und unwiderruflich der Vergangenheit an. Natürlich ist man äußerst gespannt auf ihre nächsten Vorstellungen. Sie gedenkt viermal aufzutreten, doch ist, wenn die Gunst des Publicums ihr treu bleibt, die Hoffnung nicht ausgeschlossen, daß sie sich noch öfter bei uns hören läßt. Im Grunde ist diese Frage leider eine rein finanzielle, deren Entscheidung lediglich davon abhängt, ob die pecuniäre Lage des Berliner kunstliebenden Publicums eine längere ausreichende Betheiligung an diesen kostbaren künstlerischen Genüssen gestattet.

25. November. J.

Literatur.

Johann Georg Zimmermann. Von Ed. Bodemann. Hannover, Hahn. — Der Werth des vorliegenden Buches besteht zum größten Theil in einer Materialiensammlung, nämlich in den von Bodmer, Breitinger, S. Geßner, Moses Mendelsohn, der Karschin, Forster und Herder an Zimmermann gerichteten Briefen, sowie in dem Briefwechsel des letzteren mit J. G. Sulzer und Friedrich Nicolai. Der Verfasser, der alle diese Briefe in der zweiten Abtheilung seines Buches zum Abdruck gebracht hat, bezeichnet sie sämmtlich als ungedruckt. In Bezug auf die Briefe Salomon Geßners ist diese Bezeichnung nicht zutreffend. Geßners Briefe an Zimmermann waren schon gedruckt im „Zürcher Taschenbuch auf das Jahr 1862", Zürich, Orell, Füßli & Comp., Seite 145 ff. Und zwar vollständiger, als Herr Bodemann sie hier giebt, da Nr. 4, 6, 7, 9 der Briefe des Taschenbuchs bei Bodemann fehlen. Aus der eben genannten Correspondenz und aus dem 1830 in Aarau erschienenen Buche „J. G. Zimmermanns Briefe an einige seiner Freunde in der Schweiz, herausgegeben von A. Rengger", sowie auch aus anderen theils schon bekannten, theils auch vom Verfasser selbst neu aufgefundenen Actenstücken, hat der letztere den ersten Theil seines Buches zusammengestellt: eine lesenswerthe und alles hauptsächliche wohl berücksichtigende, von Wiederholungen nicht freie, aber als erster Versuch dieser Art dankenswerthe Biographie des berühmten Arztes und Schriftstellers, der mitten inne stehend zwischen den Männern der Aufklärungsliteratur und den

Digitized by Google

Stürmern und Drängern, einer der geleſenſten Autoren, einer der geiſtvollſten und witzigſten Köpfe und einer der beſten Proſaiſten ſeines Zeitalters war. Mit Recht bedauert der Verfaſſer im Vorwort, daß ihm der im Beſitze der Familien von Berger und von Alten befindliche Nachlaß Zimmermanns für ſeine Arbeit nicht zur Verfügung geſtellt wurde. Indeſſen noch mehr iſt zu bedauern, daß es Herrn Bodemann nicht geglückt iſt, die Briefe Goethes an Zimmermann, deren einſtige Exiſtenz unzweifelhaft iſt, noch aufzutreiben. Auch daß Herr Bodemann in den Nachlaß Hallers, Tiſſots, Lavaters keine Blicke hat thun können, beeinträchtigt den Werth ſeines Buches, denn erſt aus den Briefen an dieſe letzteren lernt man Zimmermann recht kennen. Doch ſei dies alles nicht als Vorwurf gegen den Verfaſſer hervorgehoben! Wir ſind demſelben für ſein Buch dankbar und wollten nur in aller Kürze auf eine Reihe von Materialien hinweiſen, die für eine ganz vollſtändige und allen Anſprüchen ganz genügende Biographie Zimmermanns mit zu Rathe zu ziehen erforderlich wäre. L. H.

Illuſtrirte Prachtwerke. Von den Deutſchen Alpen, welche in drei Serien den Beginn des großen Werkes: Unſer Vaterland (Stuttgart, Gebrüder Kröner) bilden, liegt nunmehr die erſte Serie, Tirol und Vorarlberg umfaſſend, vollendet vor. Was dieſe Publication verſprochen hat, das iſt vollauf geleiſtet. Es iſt eine wahrhaft genußvolle Wanderung, die wir hier an der Hand trefflicher Schilderer und ausgezeichneter Künſtler durch die deutſche Alpenwelt antreten. Die Figurenbilder von Defregger, Math. Schmid und Anderen, zum Theil nach bekannten Werken dieſer Meiſter hergeſtellt, und nicht minder die landſchaftlichen Zeichnungen von R. Püttner, die, wenn auch nicht ganz frei von Manier, doch immer anmuthig und ungezwungen der Natur nachgeſchrieben, immer poetiſch empfunden ſind, haben eine vortreffliche Uebertragung durch die Holzſchnittkunſt gefunden. Die A. Cloßſche xylographiſche Anſtalt in Stuttgart hat hier aufs Neue gezeigt, welcher wahrhaft künſtleriſchen Behandlung der Holzſchnitt heutzutage fähig iſt. Aber auch der Text iſt, wie in dieſem Theile die Namen Herman Schmid, L. Hörmann, Ludwig Steub (der Südtirol behandelt hat) zeigen, in den beſten Händen, und ſo verſpricht das Unternehmen, das in der Folge das geſammte deutſche Land umfaſſen wird, in der That ein werthvoller Hausſchatz zu werden, dem um des herzerfreuenden Inhaltes wie um des künſtleriſchen Schmuckes willen eine weite Verbreitung zu gönnen iſt. Den üblen Zeiten zum Trotz ſehen wir noch immer einen wahrhaft erſtaunlichen Wetteifer in ſolchen illuſtrirten Luxuswerken. Die genannte Kunſtanſtalt fördert gleichzeitig eine ganze Reihe derſelben zu Tage, und dem unverdroſſenen Unternehmungsgeiſt der Verleger ſcheint auch die Theilnahme des

Publicums zu entsprechen. So erscheint von J. Engelhorns Italien, das schon in mehrere fremde Sprachen übersetzt ist, gegenwärtig eine zweite Auflage, die insofern eine verbesserte ist, als minder gelungene Kunstblätter durch neue ersetzt wurden. Zugleich hat Engelhorn eine Anzahl hervorragenderer Originalzeichnungen zu Italien und Schweizerland durch Lichtdruck vervielfältigen lassen, der die Handschrift der Künstler (Bauernfeind, Schönleber, Bautier, Hertel und Andere) unmittelbar wiedergiebt. W. Spemann hat, nachdem eben seine Germania von J. Scherr zur Vollendung gebracht ist, mit einem neuen ähnlichen Unternehmen begonnen: Hellas und Rom, eine Culturgeschichte des classischen Alterthums, zu der Jakob von Falke den Text schreibt, während die Illustrationen theils moderne landschaftliche Ansichten aus den beiden classischen Ländern geben, theils aber eine Reproduction der jetzt in Trümmern liegenden Bauwerke versuchen und sittengeschichtliche Darstellungen aus dem Leben der Alten bringen. Ed. Hallberger fährt inzwischen in seinem illustrirten Schiller und in dem Prachtwerke: Aegypten fort, dessen Text Georg Ebers schreibt, während der künstlerische Schmuck von erlesenen Meistern wie G. Richter, Makart, Lenbach, W. Gentz herrührt. Also eine ganze Auswahl so gediegener als glänzender Werke für die Salontische wohlhabender Häuser und für Geschenke der Weihnachtszeit.

γ.

Carl Hase über den Culturkampf. Unter den Beiträgen zur Lösung des deutschen Kirchenstreites darf die kleine Schrift von C. Hase (Des Culturkampfes Ende, Leipzig, Breitkopf und Härtel) auf besondere Beachtung Anspruch machen. Hier läßt sich eine anerkannte Autorität vernehmen, der Nestor der Kirchengeschichte, ein „Freiwilliger und gänzlich Unabhängiger", dem aber die Vertrautheit mit der Geschichte auch das Urtheil über die gegenwärtigen Streitpuncte geschärft, oder, wie man vielmehr sagen muß, gemildert hat, ein Gelehrter, bei dem eine feine Ironie sich verbindet mit einem seltenen Maße parteilos abwägender Gerechtigkeit. Diesen zugleich auf das Praktische abzielenden Sinn der Gerechtigkeit zeigt auch das vorliegende Schriftchen, das unseren katholischen Landsleuten darthun will, daß in dem, was der preußische Staat von den Maigesetzen festzuhalten hat, keine Verfolgung der katholischen Kirche liege, und unseren protestantischen Mitbürgern, daß dasjenige, was der Staat aufgeben kann, keineswegs auf dem Wege nach Canossa liege. Hase geht die einzelnen Puncte der Maigesetze und ihres Anhanges in der Kürze durch, um zu zeigen, daß im Grunde nirgends solche Differenzen vorhanden seien, bei welchen es nicht ebenso dem einen als dem anderen Theile, ohne daß er sich etwas vergäbe, möglich wäre Nachgiebigkeit zu zeigen; wie denn der Ausgleich überhaupt nicht mit juridischer

Schärfe, sondern lediglich mit gutem Willen und nach Rücksichten der Billigkeit sich bewerkstelligen lasse. Ob nun die Dinge schon soweit sind, um nach dem überschauenden Standpunct des unparteiischen Gelehrten entschieden zu werden, mag dahin gestellt sein. In jedem Falle aber darf man es bemerkenswerth finden, daß von protestantischer Seite ein ernsthafter Versuch um den anderen hervortritt, die Grundlagen eines billigen Ausgleichs zu finden, während von katholischer Seite, wo doch der Friedenswunsch mindestens gleich stark sein sollte, nichts dergleichen geschieht. Ist dies blos auf den sich bescheidenden Gehorsam zurückzuführen, der den Entschlüssen des heiligen Vaters nicht vorgreifen will? Oder macht der terroristische Bann, den die extreme Partei zur Zeit innerhalb der römischen Kirche ausübt, Friedensvorschläge von dieser Seite bis heute unmöglich? γ.

Die kleine Schrift: „Montesquieus Theorie von der Dreitheilung der Gewalten im Staat, auf ihre Quelle zurückgeführt", die Harry Jannsen in Dorpat als einen „Beitrag zur Geschichte der Staatswissenschaft" (Gotha, bei F. A. Perthes) lieferte, verdient Beachtung. Dieselbe bestreitet nicht, daß Montesquieu insofern der Vater der neueren Staatsphilosophie geworden ist, als er, begünstigt durch die das achtzehnte Jahrhundert hindurch behauptete Stellung der französischen Literatur, das fast allen anderen Ländern verloren gegangene, in England dagegen gewahrte, ausgebildete und bewährte parlamentarische Leben der übrigen civilisirten Welt anschaulich machte. Wenn R. v. Mohl jedoch und seine Nachfolger dabei stehen blieben, daß der berühmte Franzose für sein System des Rechtsschutzes gegen die Willkür der Inhaber der Staatsgewalt in England zwar die Bausteine gesammelt habe, daß ihm aber das Verdienst, sie für den ganz neuen Zweck zu verwenden, zustehe, indem Niemand vor ihm den in der englischen Verfassung liegenden Grundsatz entdeckte, so weist Jannsen schlagend das Irrthümliche dieser Behauptung nach. Den Gedanken, daß die Freiheit der Staatsbürger nicht besser geschützt werde, als dadurch, daß die gesetzgebende Gewalt getheilt und im Gleichgewicht gehalten werde, hat Montesquieu nicht ureigen gefunden, sondern von Swift entlehnt. Von ihm, der allgemein nur als witziger Unterhaltungsschriftsteller bekannt ist, in der That aber aus der bescheidenen Stellung eines privaten Rathgebers der leitenden Mitglieder des Toryministeriums unter Königin Anna großen politischen Einfluß übte, war zuvor schon das einen ungewöhnlichen, an den großen parlamentarischen Ereignissen unter Karl II., Jacob II. und Wilhelm III. geübten, bisher noch nicht nach Gebühr gewürdigten Scharfsinn beweisende, 1701 erschienene Werk Discourse of the contests and dissensions between the nobles and the commons in Athen and Sparta verfaßt. Diesem Buche und seiner „balance of power" ist Montesquieu unverkennbar, nicht gerade wörtlich, aber unter Umschreibung, Verallgemeinerung und Verdeutlichung der wichtigsten Sätze gefolgt; und dabei hat der große Mann sich, obwohl er auf andere weit unbedeutendere zeitgenössische englische Schriftsteller des Fachs, wie Sidney und Harrington, mehrfach verweist, sorgfältig gehütet, den Namen Jonathan Swifts auch nur ein einzig mal zu nennen. A. B.

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.

Ausgegeben: 28. November 1878. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Die deutsche Kaiseridee seit den Befreiungskriegen.

Das römische Kaiserthum deutscher Nation war erloschen. Die Stiftung des Rheinbundes war nicht die Ursache, sondern nur die letzte bedeutende Erscheinung des unabwendbaren Verfalls. So fruchtlos Trauer über das Ereigniß gewesen wäre, ist es doch für die Zeitverhältnisse bezeichnend, daß weder im Norden noch im Süden eine Klage um die alte Reichsverfassung laut wurde. Ihre Grundlage und Lebensbedingung, das Bewußtsein, ja selbst das dunkle Gefühl der Zusammengehörigkeit war aus den Herzen verschwunden. Die glänzenden Waffenthaten des französischen Kriegsherrn, unter dessen Fahnen die Rheinbundstruppen kämpften, verblendeten die süddeutschen Fürsten, manche Errungenschaften der Revolution ihre Völker. Sogar die Erinnerung an ein deutsches Reich schien im Augenblick seines Sturzes erloschen. Preußen, das zu spät erkannte, wohin die Baseler Abmachungen führen mußten, erlag beim Versuch, durch eigene Kraft dem Uebermächtigen zu widerstehen, und hatte in den nächsten Jahren mit seiner Neuorganisation vollauf zu thun. In diesen Reformen aber keimte die Kraft zum Wiederaufbau des deutschen Reiches. „Kein Engländer und kein Franzose," so hatte einst der große Kurfürst seinem Volke zugerufen, „soll über uns Deutsche gebieten, meinen Kindern will ich Degen und Pistolen in die Wiege geben, daß sie die fremden Nationen aus Deutschland helfen abhalten." In diesem Geiste wurde von Stein und Gneisenau die Erziehung des Preußenvolkes geleitet und dieser Geist, der nicht blos von Berufssoldaten, wie sie unter Napoleons Führung excellirten, sondern vom ganzen Volke Opfermuth und kriegerische Tüchtigkeit verlangte, machte wieder das Verlangen nach nationaler Unabhängigkeit frisch auflodern. Auch im Süden hatte man inzwischen die bittere Erfahrung gemacht, daß große Raubvögel zwar mächtige Fittiche aber auch scharfe Krallen

Digitized by Google

haben. Die Fürsten erkannten, daß sie unter Napoleons Protectorat sich nur noch wenig von den Präfecten des engeren Frankreich unterschieden, und die Völker mußten zornig mit ansehen, wie Tausende von Landeskindern für den Ehrgeiz eines Fremden geopfert wurden. Das Bewußtsein unerträglicher Bedrückung ließ auch die Sachsen und Baiern und Schwaben in den Schaaren Yorks und Blüchers ihre natürlichen Bundesgenossen wieder erkennen und an ihrer Seite fechtend wuschen sie den Makel der Verwelschung von ihren Waffen.

Als den deutschen Fahnen der Siegesflug über den Rhein bis ins Herz von Frankreich glücklich gelungen war, gab sich die Volksmeinung freudig der Zuversicht hin, daß die Fürsten, vom mächtigen Wehen des Zeitgeistes erfaßt, eine festere Einigung des gemeinsamen Vaterlandes anstreben würden. Die mannichfaltigsten Pläne wurden dargelegt, wie die Gefahren der Vielherrschaft abzuwenden seien, ohne alterworbene historische Rechte umzustoßen. Viele entschieden sich schon damals für den Föderativstaat, bei weitem die Mehrheit aber vereinigte sich im Ruf: Kaiser und Reich! Was für todt gegolten hatte, war nur im Schlummer gelegen: die Idee, daß die Einheit der deutschen Nation dem Ausland gegenüber durch Nichts geeigneter verkörpert werde, als durch Uebertragung der Kaiserkrone an ein von Allen gewähltes Oberhaupt. Was noch wenige Jahre zuvor den Einen ein Aergerniß, den Andern eine Thorheit schien, war plötzlich die allgemeine Losung für die Patrioten, nur Wenige schämten sich nicht, an selbstgenügsamem Particularismus festzuhalten. Wiederherstellung des Kaiserthums sei, so hoffte man, gleichbedeutend mit Auferstehen der alten Machtstellung des deutschen Volkes. „Wir leben in einer neuen Zeit," rief Arndt aus, „wir warten einer neuen Zeit, wir warten einer neuen Herrlichkeit, wie seit Jahrhunderten nicht gewesen ist." In einer Flugschrift: „Was darf Deutschland von seinen Fürsten und Völkern jetzt hoffen?" wird eben so dithyrambisch dieser Hoffnung Ausdruck verliehen. „Deutschland, mit Recht das Herz Europas genannt, indem es laut schlagend vor Sehnsucht nach Licht und im Ringen nach Wahrheit die Ströme der Erkenntniß nach allen Adern hinsendet und wieder sammelt, wird wieder Tage des Glücks und des erneuten Glanzes feiern!" Auch Oken, der sein Leben lang für freiheitliche Ausbildung des Staatslebens eintrat, eiferte laut gegen jene Bequemlichkeitspolitiker, die immer nur das nächstliegende egoistische Interesse verfolgen wollen. „Wir müssen nach nichts rufen als nach einem Kaiser," sagt er in der Nemesis, „nicht nach Verfassungen, nicht nach Eintheilung, nicht nach Handels-, Denk- und Gewissensfreiheit, nicht nach Wegschaffung despotischer Einrichtungen, Studienzwang, Nachdruck, Posterpressung, unerschwinglicher Steuern, nichts nach alledem müssen wir fragen. Mit dem Kaiser ist das Alles gegeben. Wozu Verfassungen entwerfen, wenn man

keinen Mittelpunct hat, von dem sie geltend, mit Macht unterstützt ausgehen können? Das deutsche Volk muß daher keinen Wunsch haben als den Kaiser. Es muß an nichts denken, nach nichts rufen, seine Landesschmerzen verbeißen, bis ihm dieser Wunsch gewährt ist. Dann lindert sich alles von selbst. Deutschland steht dann wieder mit Rang, mit erstem Rang unter den Staaten der Welt, Deutschland hat dann eine dreimal verbürgte Freiheit, durch Kaiser, Fürsten und Landstände, Deutschland hat dann nur am Meer und an den Alpen Grenzen, nur da Handelssperren, im Lande giebt es keine Fremde mehr!"

Nur in jener gehobenen Stimmung, in welche man durch die dramatische Entwickelung des Befreiungskampfes versetzt war, in jener patriotischen Begeisterung, die auch den Nüchternen zum Träumer wandelte, konnte man übersehen, wie wenig die thatsächlichen Verhältnisse dazu angethan waren, daß der ideale Volkswille zur That werde.

Der klaffende Dualismus, die Rivalität zwischen Oesterreich und Preußen war ja durch die gemeinsam geschlagenen Schlachten nicht aus der Welt geschafft. Schon diese Klippe genügte, um jene Hoffnungen scheitern zu machen.

Welcher Staat verdient die erste Stelle im Reich? welcher Fürst das höchste Ehrenamt? Diese Frage, unmittelbar zusammenhängend mit dem Volkswunsch nach Erneuung des Kaiserthums, fand nicht in gleicher Weise einstimmige Beantwortung. Die Mehrheit würde sich, wenn es damals zur Wahl gekommen wäre, unzweifelhaft für Oesterreich entschieden haben. Wenn auch der Glanz der Krone Karls V. in den letzten Jahrhunderten verblichen war, so war doch die Tradition so einflußreich, daß nicht blos der ganze Süden die Wiederaufrichtung des Kaiserthrones durch die Habsburger wünschte und erwartete, sondern auch in vielen Ortschaften Mittel- und Norddeutschlands das Geburtsfest Franz II. wieder festlich begangen wurde, weil man seine Wahl als vollendete Thatsache betrachtete. Insbesondere das Organ des heißblütigen Görres, der „Rheinische Merkur", verfocht beredt und begeistert das Programm, das die politische Bedeutung des Liedes: „Es giebt nur eine Kaiserstadt, es giebt nur ein Wien!" betonte. „Im Süden des Reiches sei Oesterreich die Mitte und bei ihm die Obhut, im Norden herrsche Preußen, Nord und Süd vereinige sich in der höheren Idee der Kaiserwürde! Diese soll aber, wie seit Jahrhunderten, durch Fürsten aus dem Hause Habsburg besetzt bleiben, dagegen soll Oesterreich selbst einen anderen Erzherzog an der Spitze haben."

Auch Arndt war damit einverstanden, daß die Kaiserwürde bei Oesterreich verbleibe, aber die Sonderstellung im Reich, die er Preußen eingeräumt wissen will, weist schon darauf hin, von welcher Seite die Erfüllung des

Kaiserplanes gefährdet sei. Ein Staat, der noch vor wenigen Jahren einen Friedrich den Großen zum Regenten hatte, der auch am großen Nationalwerk der Befreiung den Löwenantheil beanspruchen durfte, konnte nicht mehr in eine zweite Rangstufe in Deutschland eingewiesen werden, und alle Vorschläge, wie ein Gleichgewicht der Kräfte herzustellen sei, waren Seifenblasen.

Dazu kam, daß noch ein Dritter auf den Rangstreit der beiden Mächtigeren mit scheelen Augen blickte, mißtrauisch gegen beide auf Wahrung seiner Souveränetät bedacht und stets bereit, die kleineren deutschen Staaten zum Schutz der alten „deutschen Freiheit" um sich zu sammeln, — Baiern, das den genialen und ehrgeizigen Montgelas am Steuerruder hatte.

Vom Kampf der Meinungen und Wünsche bezüglich der Neugestaltung des Reichs und der Besetzung des kaiserlichen Thrones giebt ein von Görres verfaßter Dialog: „Der Kaiser und das Reich" ein anschauliches Bild. Der Repräsentant Baierns erhebt am lautesten seine Stimme gegen ein Wiederhervorgraben der alten todten Kaiserwürde, denn wer gebe Gewähr, daß der Kaiser sich in den Schranken des wehrlosen Buchstabens eines Vertrags oder einer Verfassung halten werde? Gegen diese Selbstsucht, wie gegen die Eifersucht der Vertreter Oesterreichs und Preußens richtet nun Görres schneidige Worte, die seine innere Erregtheit verrathen. Die „kaiserlose" Zeit ist ihm die Epoche der Verwilderung, des Siechthums Deutschlands; das Kaiserthum allein bedeutet Gesundheit und Kraft. An Dantes Hand möge sich die Gegenwart zum Verständniß jener erhabensten Periode deutscher Geschichte der Kaiserzeit wieder emporarbeiten. „Jede Gemeinde muß verderben, worin mehrere herrschen wollen, und so auch das Reich, und wenn die Gattung zu einem Zwecke strebt, muß sie auch einen Regenten haben, und dies ist der Kaiser. Denn die Ordnung der Theile zum Ganzen ist besser und höher als die Ordnung der Theile unter sich, weil die letztere allein ist um der ersteren willen." Die Kaiserwürde allein könne die tiefe Kluft zwischen den beiden deutschen Großmächten überbrücken. „Zwar erkenne ich es als ein Unglück, daß im Reich zwei Mächte stark geworden sind; aber es gehört zur Geschichte, und in dieser wird es gewiß einst klar werden, warum Preußen aus einem so kleinen Anfang, unter dem Widerstreben der übrigen Welt, so groß geworden, daß es nach wenigen Jahren sich neben den Kaiser stellen konnte. Darum wird Preußen sicherlich nicht nach der höchsten Ehre streben, aber die nächste Ehre nach des Kaisers Ehre gebührt ihm ohne Zweifel .... So ist es geordnet durch die Vorsicht des Geistes, der die Welt regiert, daß die deutschen Völkerschaften, sofern sie einander entfremdet sein mögen, nicht lassen können von einander. Oesterreich kann des Reiches nicht entbehren, und dieses ist seiner bedürftig; Preußen ist durch seinen Bestand an beide gewiesen und diese können wieder nicht ohne dasselbe bestehen ... Der eherne

Ring, in den Deutschland geschlagen ist, sei unsere Einigkeit und unsere Liebe zum gemeinen Vaterlande und sein Bild sei die Kaiserkrone, die fortan Habsburg mit Ehren trage."

Wie kühl und nüchtern dagegen wurde die Kaiseridee von den Lenkern der Geschicke Europas, die sich auf dem Parket der Wiener Hofburg bewegten, aufgenommen und verhandelt. Nur die kleineren Fürsten und diese nur, weil sie davon Schutz ihrer eigenen Herrschaft erwarteten, griffen den Plan ernstlich auf. Der Leiter ihrer Bestrebungen war der niederländische Gesandte von Gagern, der mit vielen hervorragenden Politikern deshalb in Verbindung trat. Endlich wurde von 29 deutschen Fürsten, worunter auch Hannover, dem Congreß eine Note übergeben, die ein gemeinsames Oberhaupt für die deutsche Nation forderte, welches „dem von den Ständen des Bundes gemeinsam Beschlossenen die unverbrüchliche Vollziehung sichere, die Säumigen oder Weigernden ohne Unterschied mit erforderlichem Nachdruck zur Erfüllung des Bundesvertrags anhalte, der Bundesjustiz schnelle und vollkommene Folge verschaffe, die Kriegsmacht des Bundes leite, und so im Innern wie gegen Außen allen Staaten desselben, auch dem mächtigsten, als Beschützer und Repräsentant der deutschen Nation sich darstelle." Bei den Vertretern der fremden Mächte stieß der Plan auf getheilte Ansichten. Namentlich der russische Minister Capodistria, der später bei der Erhebung Griechenlands eine so bedeutsame Rolle spielte, trat als energischer Anwalt für die Kaiseridee auf und erklärte: eine feste Einigung Deutschlands sei ein Friedensbedürfniß für ganz Europa, ein geeinigtes Deutschland die einzige sichere Grundlage des europäischen Gleichgewichts. Genügende Festigkeit der Verfassung, führt er in seiner an Kaiser Alexander gerichteten Denkschrift aus, könne nur durch ein Oberhaupt gegeben werden. Es sei daher rathsam und den Wünschen der Deutschen entsprechend, Oesterreich diese Würde mit den nöthigen Vorrechten zu übertragen. Oesterreich erhalte durch die deutsche Krone kein Uebergewicht für den Angriff, sondern nur eine erhaltende und vertheidigende Macht. Alexander schenkte diesen Vorstellungen in der That Gehör und knüpfte mit Oesterreich und Preußen Unterhandlungen an. Sie führten zu einem Ergebniß, das auf den ersten Blick überraschen könnte: Oesterreich selbst zeigte durchaus nicht große Luft, die deutsche Kaiserkrone, die für die Habsburger nur eine drückende Last gewesen sei, wieder zu übernehmen. Andererseits sprach sich Preußen, da es selbst zum Sturz Napoleons die bedeutendsten Anstrengungen gemacht habe, entschieden gegen jede Art von Unterordnung aus. Nicht Stein war der Träger dieser eifersüchtigen Politik. Obwohl Preuße mit ganzer Seele, hielt er doch den Gedanken der deutschen Einheit so hoch, daß er den Ansprüchen Oesterreichs an eine Hegemonie den Vorrang zugestehen wollte, falls nur wirklich dadurch eine festere Centralisation ermöglicht wäre. Dagegen

waren Hardenberg und Humboldt ausgesprochene Gegner der österreichischen Candidatur. Wo die Macht, erklärten sie, da sei auch die Krone; der Staat, der allein eine wirkliche Stütze des deutschen Landes sein könne und mit dessen Interessen unlösbar verflochten sei, könne sich nicht einem anderen unterwerfen, der stets seine Pflichten gegen Deutschland den eigenen, in Italien und Ungarn und Polen wurzelnden Interessen hintangesetzt habe. Mithin war die Befürchtung wohlbegründet, daß der preußische Staat die Erinnerung an die durch den Befreiungskampf begründete unabhängige Machtstellung, selbst wenn er sich auch vorübergehend opferwillig unterordnen würde, nicht vergessen und seinen Einfluß, der ihm kraft des Gesetzes der Schwere in der Politik im Norden immer gesichert ist, früher oder später so gebrauchen würde, daß dem Reichsoberhaupt gefährliche Schwierigkeiten erwachsen würden. Mehr noch erregte eine andere Besorgniß in Metternich, dem allmächtigen Leiter des österreichischen Staatswesens, Widerwillen gegen die Kaiserwürde. Wäre Oesterreich an die Spitze Deutschlands getreten, so hätte kaum vermieden werden können, manche freiheitliche Institutionen in die neue Reichsverfassung aufzunehmen. Auch wäre die Gefahr nahe gelegen, daß bei einer engeren Verbindung der österreichischen mit den deutschen, namentlich den vormaligen Rheinbundstaaten, ihre im Sinne Metternichs revolutionären Einrichtungen auch auf die österreichischen Kronländer gefährlichen Einfluß gewonnen hätten. Diese Gründe genügten, um Kaiser Franz zu einem förmlichen Verzicht auf die in Aussicht gestellte Würde zu bewegen. Um die öffentliche Meinung kümmerte sich auf dem Congreß Niemand und die Veröffentlichung der Bundesacte setzte auch der standhaftesten Hoffnung auf Repristinirung des alten Reichs ein Ende.

Wie wenig die neue Bundesverfassung den Volkswünschen entsprach, wird düster von Varnhagen geschildert. „Für Oesterreich und Preußen," sagt er in seinen Denkwürdigkeiten, „war der Bund eine auswärtige, das Volk so gut wie gar nicht berührende Angelegenheit; Baiern und die übrigen ehemals rheinbündischen Staaten befürchten eine Beschränkung ihrer theuer erworbenen Souveränetät; Sachsen und Hannover, ersteres durch Verlust, letzteres durch zu geringen Gewinn mürrisch, zeigten keine besondere Neigung zum raschen Fortschreiten; die kleinsten der Bundesglieder wußten noch nicht, ob der Bundestag ihre Selbständigkeit aufheben werde oder befestigen, die Mediatisirten sahen schon, daß ihren Ansprüchen der Boden nicht günstig sei, und eben so war die katholische Partei schon überzeugt, daß die Wünsche und Strebungen ihrer Kirche hier nie durchdringen würden. Daß der Bundestag nicht dazu da sei, die Sache des Volks und der Freiheit, der gemeinsamen Wohlfahrt und Ehre des Vaterlandes zu fördern, diese Ueberzeugung war allgemein verbreitet und leider nur zu sehr begründet."

Rasch verflog alle nationale Begeisterung. Die einzelnen Regierungen setzten selbst alle Hebel in Bewegung, um sich gegenseitig in der öffentlichen Meinung herabzusetzen. Die in Baiern erscheinende officiöse „Allemannia" verhöhnte Alles, was vom gefürchteten und gehaßten Preußen geschehen war und geschah, und norddeutsche Publicisten verloren sich in nicht minder maßlose Anschuldigungen und Gehässigkeiten. Die preußische Regierung gab, indem sie ganz in metternichsches Fahrwasser einlenkte, selbst zu erkennen, daß sie die deutschnationale Sache als verloren aufgebe, und der Patriot mußte sich abwenden von Staatsmännern, die Schmalz' Denunciation des Tugendbundes des Lobes und Lohnes würdigten. Allenthalben geschah Alles, um Beschäftigung des Volkes mit vaterländischen Fragen zu verhindern, seine Theilnahme an politischem Leben zu unterdrücken. Rasch vergaß man, daß gerade die allgemeine politische Regsamkeit der Haupthebel bei dem Befreiungswerk war, daß die eifrigste Thätigkeit der Regierungen den überraschend glücklichen Erfolg nicht erzielt hätte, wenn nicht das Aufleben des nationalen Gedankens in allen Gauen und Gemeinden den Bürger zur thatkräftigen Mitwirkung aufgerufen hätte. Freilich verirrten sich jetzt die Ansichten mancher, die noch für staatliche und nationale Fragen Interesse zeigten, auf falsche und gefährliche Bahnen, aber auch solche Uebertreibungen waren des ihnen zu Grunde liegenden nationalen Gedankens wegen nicht so strafbar, als die Furcht vor dem Gespenst der Revolution damals annehmen ließ. Von solchen Verirrungen und Verfolgungen gilt das freimüthige Wort, das Kottwitz in Kleists Prinz von Homburg dem großen Kurfürsten entgegenhält:

„Kurzsicht'ge Staatskunst, die um eines Falles willen,
Wo die Empfindung sich verderblich zeigte,
Zehn andere vergißt im Lauf der Dinge,
Wo die Empfindung einzig retten kann!"

Das von Karlsbad ausgegangene Quos ego brachte endlich alle nationalen Wünsche zum Schweigen. Bekanntlich läßt man in Karlsbad allerlei Gegenstände mit Sinter, der vom Sprudel angesetzt wird, überziehen, um sie als Curiositäten zu verkaufen. Solche Eisrinde umzog auch nach den Karlsbader Beschlüssen das politische Leben Deutschlands. Wenn es vorher in der Presse oft zügellos hergegangen war wie in Dorfschenken bei der Kirchweih, so erscheint sie von dieser Zeit an in der frommen Gestalt einer Betgenossenschaft. St. Pierres ewiger Friede schien gekommen, aber mit ihm kein goldenes Zeitalter. Jetzt galt als höchste Weisheit, sich nur um Gewinn und Verlust an äußerem Wohlstand zu bekümmern, das Brot als Hauptsache, das politische Wort als gefährlichen Artikel zu betrachten. Die Modeliteratur spiegelt getreu die Zeitstimmung. Es ist begreiflich, daß die Kaiseridee von

einer Generation, die für Clauren schwärmte, nicht erfaßt, geschweige denn ins Leben gerufen werden konnte.

Auf solche Windstille mußten Stürme folgen. Die Bewegung der Dreißiger Jahre war jedoch von jener früheren gründlich verschieden. Unter der Einwirkung der Julirevolution in Paris hielten in Deutschland nur noch Wenige am Gedanken einer nationalen Einigung fest. Die meisten „Sprecher des Volks" waren mehr oder minder offene Bewunderer jener chimärischen Gleichheit der Neufranken von 1793. Man schwärmte für Völkerlenz und Völkerverbrüderung, der nationale Gedanke war in den Hintergrund gedrängt, wenn auch die Gründung eines neuen deutschen Reichs in einige Programme geheimer Gesellschaften aufgenommen war. Der Frankfurter Putsch beweist, wie wenig jene Vorkämpfer, die den Baum fällen wollten, um die Früchte abzupflücken, auf die nächstliegenden Gebote der Klugheit achteten, — beweist, daß positive Resultate von den verschwommenen Bestrebungen der Hambacher Wallfahrer nie zu erwarten waren.

Doch fehlte es auch in dieser Periode nicht an Politikern, denen eine Fortentwickelung des politischen Lebens in Deutschland am Herzen lag, ohne veilchenblaue Umsturzpläne zu schmieden oder Unterstützung der Pariser Blousenmänner und polnischen Sensenträger zu Hülfe zu rufen.

In keinem deutschen Staate wurde trotz der idiokratischen Neigungen Ludwigs I. von der Regierung so gewissenhaft die Verfassung beachtet, als in Baiern. Dies macht erklärlich, daß die Vorstellung, das bairische Volk sei Deutschlands aufgespartes Kapital und habe den Beruf, die deutsche Frage zum Abschluß zu bringen, Anhänger gewinnen konnte. Als Ernst Münch 1831 die bairische Regierung heftig angriff, traten Rottecks politische „Annalen", das Organ der süddeutschen Liberalen, energisch für König Ludwig ein. Baierns Katholicismus bewahre seine Reinheit ohne Verfolgungsgeist, der Protestantismus sei hier nicht minder geachtet und geschützt, das Ministerium Zentner und Armansperg finde an Bürgerfreundlichkeit und Weltblick kaum seines Gleichen in Deutschland. „Sollte einst der Gedanke einer Dictatur für Deutschland ins Werk treten, so würde Baiern als rein deutscher Staat die rein deutsche Aufgabe am freiesten lösen." Wenn Klüpfel daran die Bemerkung fügt, man habe in der nächsten Umgebung König Ludwigs ernstlich den Plan verfolgt, von Baiern aus die politische Einheit Deutschlands ins Werk zu setzen und den König zum deutschen Kaiser zu erheben, ja General Raglowich habe bereits einen militärischen Plan für diesen Zweck entworfen, so darf die Glaubwürdigkeit dieser Angabe billig in Zweifel gezogen werden. Am Münchener Hofe hatte sich damals schon der Systemwechsel vollzogen, der jede Annahme, der König wolle mit Hülfe des Liberalismus Anhang gewinnen, von vornherein ausschließt.

Digitized by Google

Im Gegensatz zu Rottecks Organ, das die Regierung Preußens ihrer reactionären Tendenz wegen mit maßlosem Hohn und Tadel verfolgte, stellte Pfizer in seinem Briefwechsel zweier Deutscher als Grundprincip auf, nur eine Einheit Deutschlands mit der Vormacht Preußen könne ernsthaft in Betracht gezogen werden. Zum ersten Mal wurden von diesem Publicisten bei seinen politischen Meditationen die thatsächlichen Verhältnisse genügend gewürdigt; nicht das Wünschenswerthe sondern das Erreichbare hieß er anstreben. Oesterreich, ein mächtiger Staat für sich, habe seit Jahrhunderten seinen politischen Beruf darin gesehen, der Träger des Conservativen und wohl auch des Reactionären zu sein; eine solche Macht könne nie die Grundlage eines verjüngten Deutschland sein, das, um seine frühere Machtstellung zu gewinnen, nicht gegen den Strom der Ereignisse sich stemmen, sondern frischen Muthes sich forttragen lassen müsse. Dazu könne nur Preußen, der junge Staat Friederichs des Großen, ein Stützpunct werden, ein Kern, um den sich die übrigen Stämme gruppirten. Doch nicht eine Militärdictatur, sondern nur constitutionelle Entwickelung könne den Weg zum Protectorat bahnen. Mit bloßer Föderativverfassung sei nicht zu helfen. Zu einer wahren Föderativverfassung, sei es nun ein Bund von Fürsten oder von Völkern, gehöre Gleichheit der Macht und der Interessen. So lange diese Bedingungen nicht erfüllbar, bleibe keine andere Wahl übrig, als zwischen freiwilliger, gegen Mißbrauch der Gewalt so viel als möglich vorsichtiger Unterordnung unter eine überlegene Größe, oder beständigem Zwiespalt, Bürgerkrieg und fremder Vergewaltigung. „Will also Deutschland irgend eine politische Bedeutung gewinnen, so muß es den ersten Weg einschlagen und müssen sich die Fürsten zur Anerkennung eines Supremats wenigstens in den auswärtigen Verhältnissen verstehen. Ein Bundesstaat ist das Rechte aber nur dann, wenn eine zwingende Gewalt und die Mittel zur Vollstreckung des nationalen Gesammtwillens vorhanden. Das Verhältniß der Bundesstaaten muß vor Allem so geordnet sein, daß es nicht in der Willkür des Einzelnen steht, ob er für die gemeinschaftliche Sache mitwirken oder sich davon lossagen und mit Fremden verbünden will."

Während Pfizer nur im Allgemeinen von einer „Hegemonie" Preußens spricht, citirt ein 1832 erschienenes Schriftchen: „De l'unité germanique ou de la régéneration de l'Allemagne" unmittelbar die Kaiseridee und fordert für die Hohenzollern die erbliche Kaiserkrone. Die übrigen deutschen Fürsten sollen eine erste Kammer, die Stände aller Staaten ein Reichsparlament bilden. Aber abgesehen davon, daß die Rivalität der beiden deutschen Großmächte noch eben so wie zu Zeiten des Wiener Congresses fortdauerte, war man noch nirgendwo weniger gesonnen, um nationaler Ehren-

stellen und Interessen willen die von allen diesen Publicisten verlangten freiheitlichen Zugeständnisse zu machen als in Preußen.

Das Jahr 1840 blieb nicht ohne wohlthätige Einwirkung auf die Fortentwickelung des deutschen Einigungsgedankens. Als ein Krieg mit dem westlichen Nachbar drohend in Aussicht stand, regte sich in Preußen wieder das deutsche Gewissen, und auch in Süddeutschland wurde der Aufschwung des Nationalgefühls von den Regierungen begünstigt. Man that einige Schritte, um wenigstens für die Wehrverfassung eine einheitliche Form zu finden. Sobald aber die äußere Gefahr verschwunden war, verschwanden auch diese Aeußerungen guten Willens, und das Ministerium Eichhorn wie das Ministerium Abel erschraken vor den Gefahren eines Weges, auf welchen einst die streng bestraften Mitglieder demokratischer Vereine hingewiesen hatten.

Doch die Sehnsucht nach einer innigeren Gemeinschaft der deutschen Stämme wollte trotz alledem nicht erlöschen. Das Vereinswesen, das in Deutschland eine Ausbildung erhielt, wie bei keinem anderen Volke, und sich trotz aller Störungen und Hindernisse fortpflanzte und behauptete, hütete treu den Einheitsgedanken, so daß dieser, als die durch ganz Europa eilende Bewegung des Jahres 1848 auch Deutschland erfaßte, mit einer Kraft und Einhelligkeit auftrat, die nach der Stagnation der Vorjahre geradezu wunderbar erscheint.

In rasch wechselndem Wellenschlag tauchten seit den Märztagen, die alle politischen Kräfte zu fieberhafter Anspannung aufregten, die mannichfaltigsten Systeme und Theorien auf, alle eine nationale Wiedergeburt Deutschlands bezweckend.

Den Bemühungen Radowitz' gelang es zu erwirken, daß Friedrich Wilhelm IV. selbst im berühmten Patent vom 18. März die weitreichendsten Verheißungen aussprach, die eine kräftige Neugestaltung Deutschlands als Ziel der preußischen Politik aufstellten. Sie fanden aber nicht die erwartete freudige Anerkennung. Einerseits befürchtete man, der König rede eine Sprache, die nicht in Wahrheit die seinige, andererseits waren ausgedehnte Volkskreise auf den Abweg radicaler Selbstüberschätzung gerathen und lebten des Glaubens, man könne mit Siebenmeilenstiefeln leicht über alle etwa von den Regierungen in den Weg gelegten Hindernisse hinwegsetzen. Gab man ja doch den Landesfürsten nicht selten unverblümt zu verstehen, nur ihr freiwilliger oder unfreiwilliger Verzicht auf irdische Ehren könne den „Genius des Vaterlandes wieder erwecken". Vielleicht wäre diese Epoche eifrigster politischer Thätigkeit nicht so ganz ohne positive Resultate geblieben, wenn nicht auch ehrliches Entgegenkommen der Regierungen in Reformfragen auf übermüthige Ueberforderungen einer radicalen Opposition gestoßen wäre. Als das deutsche Volk zur Wahl einer Vertretung schritt, wurde von Vielen schon dem Wahlact

Digitized by Google

selbst eine oppositionelle Bedeutung beigemessen, man wollte deshalb den Vertrauensmännern eine souveräne Macht eingeräumt wissen, die ihnen von den regierenden Gewalten nicht ruhig überlassen werden konnte. Nur volles Einverständniß von Fürsten und Volk konnte dem nationalen Verfassungswerk eine befriedigende Lösung sichern, — statt dessen sah man hier und dort jedes Zugeständniß als Verlust an und sah nur durch Schwächung des Andern die eigene Kraft zu stärken.

Schon in der Vorberathung der Delegirten, die der Bundesversammlung beigegeben waren, tauchte wieder die Kaiseridee auf. Der von ihnen ausgearbeitete Entwurf, im Wesentlichen ein Werk Dahlmanns, stellte das Postulat „Erbliches Reichsoberhaupt" an die Spitze. Schon in diesem engeren Ausschusse waren Meinungsdifferenzen zu Tage getreten. Als aber die weit auseinanderweichenden Parteiinteressen im Parlamente selbst zahlreichere und heftigere Vertreter fanden, war an eine friedliche und allseitig befriedigende Lösung der Frage nicht mehr zu denken.

Nichts ist so charakteristisch für die Entwickelung oder vielmehr Nichtentwickelung des deutschen Staatslebens in den Bundestagszeiten als die originelle Thatsache, daß eine für ein habsburgisches Kaiserthum eintretende Schrift, die zur Zeit des Wiener Congresses erschienen war: „Bedarf Deutschland einen Kaiser?" im Jahre 1848 wörtlich wieder abgedruckt wurde, weil man annehmen konnte, daß die deutsche Frage wieder völlig auf jenem Standpunct angelangt sei.

Anfänglich war bei Eröffnung der constituirenden Nationalversammlung, an die sich so große Hoffnungen knüpften, die Stimmung für Oesterreich günstig. Friedrich Wilhelm war im Süden nicht populär, vor allem war die Confessionsfrage immer noch von allergrößter Bedeutung. Auch der Vorschlag tauchte auf, die Krone soll den Monarchen Oesterreichs und Preußens wechselweise übertragen werden. Eisenmann dagegen, der von der baierischen Staatsregierung als Hochverräther so lange Jahre in strenger Haft gehalten war, trat für den Prinzipat des Königs von Baiern auf, aber auch dieser Vorschlag fand principielle Gegner an den eifersüchtigen Vertretern anderer Mittelstaaten. Ein Wahlkaiserthum, an keinen Staat und keine Dynastie geknüpft, genügte den Monarchisten nicht, und jede Opposition fand Bundesgenossenschaft an den besonders vor Heckers Putsch einflußreichen Freunden republikanischer Verfassung.

Obwohl Heinrich von Gagern, der den Vorschlag zur Wahl eines Reichsverwesers an die Versammlung brachte, persönlich kein Anhänger einer österreichischen Hegemonie war, so kann man doch in der mit großer Stimmenmehrheit vollzogenen Wahl des österreichischen Erzherzogs eine Kundgebung alter Sympathien für das durch die Tradition mit der Kaiserkrone in engste

Verbindung gesetzte Erzhaus erblicken. Gerade der Kaiserstaat wollte aber am wenigsten die Freundschaft der „revolutionären" Versammlung suchen. Die Hinrichtung des Abgesandten des Nationalconvents zeigte noch eindringlicher als der von Preußen ohne Beachtung der neuen Reichsverweserschaft abgeschlossene Malmöer Waffenstillstand, daß die Constituante auf Unterstützung jener Mächte, die allein dazu im Stande waren, nicht zählen durfte, — was konnte da die Zustimmung der kleineren und kleinsten Staaten nützen! Auch das diplomatisch kurz abgefaßte Programm Schwarzenbergs, das die Stellung Oesterreichs zu Deutschland charakterisirte, konnte den Einfluß der Freunde Oesterreichs im Parlament nicht verstärken. Damals sprach Beckerath das Wort aus, das seitdem der nationalen Bewegung den Weg wies: „Das Warten auf Oesterreich ist der Tod der deutschen Einheit!" Obwohl nun auch die preußische Regierung kaum minder schroff jede Einmischung der Frankfurter Gewalten ablehnte, wies doch eine weniger durch Zahl als durch Bedeutung ihrer Anhänger einflußreiche Partei, die nicht wie die radicale Linke über dem Schelten auf Berliner Junker und Manteuffeleien auf die Zukunft vergaß, fort und fort auf den deutschen Beruf Preußens und Uebertragung der Centralgewalt an diesen Staat hin. Ein geistreich redigirtes Organ, die „Deutsche Zeitung", unterstützte ihr Programm. Dessenungeachtet drang es nicht durch, als die Oberhauptsfrage zum ersten Mal zur Abstimmung gelangte. Als aber die preußische Regierung wenigstens einen Schritt zur Annäherung machte und Geneigtheit zu erkennen gab, für die Anerkennung des zu wählenden Oberhauptes einzutreten, erstarkte jene Fraction so überraschend, daß Welkers Antrag, es möge die erbliche Kaiserwürde dem König von Preußen übertragen werden, bei der Fortsetzung der Berathung am 28. März mit Stimmenmehrheit angenommen wurde.

Wie weit man aber noch von der ersehnten Einigung und Einheit war, beweist schon die Thatsache, daß sich fast die Hälfte der Wähler, Oesterreicher und Baiern, sowie die Ultras in kirchlicher und politischer Richtung, der Wahl entzogen hatten. Nichtsdestoweniger wurde die Kaiserbotschaft im größeren Theil der deutschen Lande lebhaft begrüßt, und die Stimmen jener Männer, die schon lange nach einem Wiederaufbau des deutschen Reiches gerufen hatten, begleiteten die Abgeordneten, die dem Erben der Königskrone Friedrichs des Großen die Kaiserkrone der Ottonen boten, mit hoffnungsvollen Friedenswünschen.

Doch konnte dieser Patriotismus Widerhall in der Königsburg an der Spree finden?

Damals, als Friedrich Wilhelm IV. auf dem Balkon des Berliner Schlosses erschien, mochte es den Anschein haben, als wolle er der Leiter jener Bewegung werden, die ganz Deutschland ergriffen hatte, aber der natür-

liche Gegensatz hohenzollernscher Tradition und der Frankfurter Principien war nicht zu überbrücken. Als Bunsen in begeisterten Worten dem König darzulegen suchte, daß durch die Macht populärer Sympathien die Eifersucht Oesterreichs, der Widerwille der mittleren Staaten und die Opposition der Katholiken zu überwinden seien und das alte Kaiserthum auf diesem Wege an Preußen übergehen könne, antwortete Friedrich Wilhelm (13. December 1848): „Die Krone, die ein Hohenzoller nehmen dürfte, wenn die Umstände es möglich machen könnten, ist keine, die eine, wenn auch mit fürstlicher Zustimmung eingesetzte, aber in die revolutionäre Saat geschossene Versammlung macht (dans le genre de la couronne des pavés de Louis Philippe), sondern eine, die den Stempel Gottes trägt, die den, dem sie aufgesetzt wird nach der heiligen Oelung „von Gottes Gnaden" macht, weil und wie sie mehr denn 34 Fürsten zu Königen der Deutschen von Gottes Gnaden gemacht und den Letzten immer der alten Reihe gesellt. Die Krone, die die Ottonen, die Hohenstaufen, die Habsburger getragen, kann natürlich ein Hohenzoller tragen, sie ehr ihn überschwänglich mit tausendjährigem Glanze. Die aber, die Sie leider meinen, verunehrt überschwänglich mit ihrem Ludergeruch der Revolution von 1848, der albernsten, dümmsten, schlechtesten, wenn auch, Gott Lob, nicht bösesten dieses Jahrhunderts. Einen solchen imaginären Reif, aus Dreck und Letten gebacken, soll ein legitimer König von Gottes Gnaden und nun gar der König von Preußen sich geben lassen, der den Segen hat, wenn auch nicht die älteste, doch die edelste Krone, die Niemand gestohlen worden ist, zu tragen?" In diesen Worten spricht sich schon deutlich aus, welche Antwort der Vorkämpfer der loyalen Gewalten den Frankfurter Abgeordneten geben mußte.

Ueber die Beweggründe und Erwägungen, die ihn zur Ablehnung vermochten, sprach er sich einem befreundeten Fürsten gegenüber noch ausführlicher aus. „Der Bescheid mußte höflich, würdig und klar seyn. So beurtheilt ihn die große Menge des Publicums, gebe Gott, daß ‚mes bons frères' auf den Thronen ihn auch so beurtheilen. Der Kern des Bescheides ist der: Von Euch in Frankfurt nehm' ich nichts an, weil Ihr kein Recht etwas zu biethen habt. Das mache ich mit den rechtmäßigen höchsten Obrigkeiten Teutschlands ab. Die haben jetzt mit mir und — wo irgend möglich — auch mit Oesterreich das Werk der Verfassungsvereinbarung mit der Paulskirche vorzunehmen und die Frage über die künftige Central-Gewalt wird dann und dort ihre natürliche Lösung finden. In diesem Sinne sind alle Erklärungen und Noten vom und seit dem 3. April zu beurtheilen. Was ich aber selbst hinzugefügt habe, ist bey weitem die Hauptsache. Das ist die Idée, daß die gekrönten Häupter und Fürsten Teutschlands mir die ‚provisorische' Centralgewalt übertragen möchten. Hierin liegt nach meiner

heiligsten Ueberzeugung das Ende der Revoluzions-Herrschaft und der Beginn des siegreichen Kampfes mit der Revoluzion von 48 selbst. Sobald ich diese fürstliche Ernennung habe, bin ich der Commißar der rechtmäßigen Obrigkeiten, der Erzherzog ist dagegen der Commißar der Souverainetät der Nazionalversammlung, folglich der Revoluzion. Mit dem Augenblick meiner Bevollmächtigung durch die rechtmäßigen Souveraine steht die Obrigkeit Teutschlands da, wo dieselbe seit einem Jahre nicht mehr war, das heißt: Oben! Mit demselben Augenblick tritt die Wendung der Dinge ein. Die Unterhandlung über die Vereinbarung mit Frankfurt ist, wie mit einem Zauberschlag, eine wesentlich andere. Die Könige und Fürsten, einen und zwar einen Mächtigen aus ihnen, durch ihre freye Wahl provisorisch an ihrer Spitze, unterhandeln mit ihren in der Paulskirche versammelten, von ihnen zu Verfassungs-Vorschlägen autorisierten Unterthanen. Bis zu dem Moment stand die Paulskirche de facto oben und ist in ihrem übrigens ganz natürlichen Hoheitsschwindel so weit gegangen, daß sie ihren Fürsten und Obrigkeiten 1) eine Verfassung, 2) einen Kaiser octroyiren will. Durch das neue Verhältniß wendet sich das Blatt. Wir vereinbaren von unsren Thronen aus, nehmen an, was annehmbar, verwerfen, was verworfen werden muß und — reißen alle Stricke — befehlen ‚als Obrigkeit'."

Ebenso geht aus den Briefen an Bunsen hervor, daß die deutsche Krone oder wie sich der König anderwärts vorsichtiger ausdrückt, die Statthalterschaft das Ziel seiner Wünsche. „Als Statthalter der Könige und Fürsten kann ich helfen," fährt er fort, „darüber ist Oesterreich leider und zum eignen Schaden blind! Bis jetzt hatt' ich 16 Stimmen zur Statthalterschaft, die Würtembergische dazu macht 17. Noch 3 königliche Stimmen dazu, wären 20, also mehr als die Hälfte aller teutschen Fürstenstimmen. . . . Doch stille von schönen Träumen, vom geretteten Teutschland! Bey der Umgestaltung der Bundesverhältnisse müssen 3 Dinge auf's Allerschärfste in's Auge gefaßt werden: 1) Die Wahrung der Souverainetät der Könige und Fürsten, 2) die Sicherheit des neuen Baues, 3) die wirklich gerechten Forderungen der Edleren des teutschen Volkes: Einheit, Macht und Geltung in Europa!" Man sieht, der König war ebenso fest gesonnen, unter keinen Umständen der Bundesgenosse der Revolution zu werden, als überzeugt, daß für die deutsche Sache Etwas geschehen müsse, daß die in Frankfurt besprochenen Reformideen nicht wieder im Sande verlaufen dürften, daß eine stärkere Centralgewalt ebenso Bedürfniß der Zeit, als der Nation. Reorganisation Deutschlands unter der Führung Preußens, diesen Gedanken hielt er fest, obwohl er die von unberechtigter Seite zugedachte Führerrolle abgelehnt hatte. Trotz seiner historischen Anschauung, daß dem Hause Oesterreich die erste Stelle in Deutschland gebühre, konnte er sich doch nicht verhehlen, daß Oesterreichs Po-

litik fort und fort nach anderen, als nach deutschen Gesichtspuncten geleitet werde. Deshalb befreundete er sich mit dem Gedanken, eine neue Macht zu gründen, welche die deutsche Nationalität reiner und rücksichtsloser repräsentire. Aber auch dieser Plan scheiterte am Widerstande der deutschen Fürsten, die keinen Titel ihrer Souveränetät opfern wollten und deshalb lieber auf den Wunsch Oesterreichs eingingen, Alles beim Alten zu lassen.

Welche Stütze hätte aber das neue Reichsoberhaupt gegen die Regierungen an den Ton angebenden Führern des Volkes gehabt? Die Zerfahrenheit in der Paulskirche nach Bekanntwerden der ablehnenden Antwort des preußischen Monarchen beweist, daß auf Willensäußerungen und Wahlergebnisse einer inmitten allgemeiner Verwirrung berufenen und aus so grell contrastirenden Elementen zusammengesetzten Volksvertretung mit Recht kein großes Gewicht gelegt worden war. Mit der Auflösung des Parlaments war endlich auch die Kaiseridee wieder zu Grabe gelegt. Man gewöhnte sich mehr und mehr an den trostlosen Gedanken, eine festere Einigung des gesammten Deutschlands sei überhaupt nicht möglich, vielleicht nicht einmal wünschenswerth. Gerade den wenigen Politikern, die an der Einheitsidee festhielten und für die Misère des Bundestages offene Augen hatten, galt die Kaiseridee mehr als ein Aergerniß, denn als ein anzustrebendes Ziel.

Da wurde das Ungeahnte Ereigniß! Es erschien der schon von Hans Sachs und Moscherosch ersehnte Staatsmann, der durch seine Willenskraft die Schlaffheit des Volksgeistes und der staatlichen Formen überwand. Seit 1813 hatten Deutschlands Politiker vergeblich versucht, den Dualismus zu versöhnen. der selbst jede festere bundesstaatliche Einigung verhinderte, immer deutlicher zeigte sich, daß dies frommtr Wunsch bleiben werde. In einem Zeitraum von fünfzig Jahren hatte Oesterreich nichts gethan, um seine deutsche Stellung zu befestigen und die deutschen Gesammtinteressen zu fördern. In dieser Unterlassung lag schon eine Cession auf die nationale Führung, die Preußen berechtigte, die Einigungsmission zu übernehmen. Doch war der deutschen Frage keine friedliche Lösung beschieden: ein Zweikampf zwischen den beiden Hauptmächten mußte die endgültige Entscheidung herbeiführen. Als die eisernen Würfel fielen, zeigte sich, daß Oesterreichs Entwickelung nicht gleichen Schritt gehalten mit der des jugendlich kräftigeren Nebenbuhlers. Damit war die Frage der Führerschaft erledigt, die Hohenzollern haben sie ruhmvoll erstritten, und der deutsche Patriot kann sich der Consequenz dieser Thatsache nicht entziehen. Nachdem der geniale Leiter des preußischen Staates die Schöpfung eines Bundesstaates, der in Wahrheit diesen Namen verdiente, für den deutschen Norden durchgesetzt, war der Beitritt Süddeutschlands, das nur durch eine willkürlich angenommene Schranke von jenem festen Staatskörper getrennt war, nur noch eine Frage der Zeit.

Digitized by Google

Er wurde beschleunigt durch den Versuch des eifersüchtigen Nachbars, die deutsche Entwickelung zu stören und, was Pfizer einst für unmöglich erklärte, die deutschen Fürsten zeigten sich im Jahre 1870 als Träger der nationalen Idee. Auf diese Weise ward nun doch erfüllt, was durch die Weigerung Friedrich Wilhelms IV. für immer aufgegeben schien, die Kaiserwürde kam ans Hohenzollernhaus. Eine überraschende Thatsache, wenn man beachtet, daß nach den Frankfurter Parlamentstagen gerade die Vertheidiger einer preußischen Spitze jede Anknüpfung an die deutsche Kaiserzeit zurückwiesen und darauf hindeuteten, daß die staatliche Entwickelung des französischen und des englischen Volkes gerade deshalb überflügelte, weil ihre Kraft auf das Königthum, nicht auf das Kaiserthum gerichtet war.

Aber nicht eine romantische Laune rief die geschichtlichen Namen „Kaiser und Reich" wieder wach, sondern unter den gegebenen Verhältnissen war das Kaiserthum die einzig mögliche Form der Centralisirung. Wie einst unter Otto I. war durch gemeinsam vollführte Kriegsthaten die Idee der Einheit neu gestärkt. Nichtsdestoweniger aber hat sich der Sonderungstrieb nicht mit einem Zauberschlage verflüchtigt, weil er im deutschen Volkscharakter wurzelt. Auch jetzt ist für die Bürger der einzelnen Staaten Erhaltung und Bedeutung der Dynastien eine Herzenssorge. Die neue Bundesverfassung gewährt Schonung dieser Interessen und schafft dennoch einen Bund, dessen feste Gliederung ihn dem Auslande als einen durch Einheit starken Staat erscheinen läßt. Als Krönung des Einigungswerkes bot sich von selbst das Kaiserthum.

Wir knüpfen nur scheinbar an die Tradition an, aber gerade diese Umgestaltung ermuthigt zur Zuversicht auf Bestand und Stärke der neuen Schöpfung. Die Mißgriffe des römischen Kaiserthums deutscher Nation können keine Wiederholung finden. Der deutsche Kaiser wird nicht mehr den Anspruch erheben, das Haupt der ganzen Christenheit zu sein. Ein theokratischer Charakter dieser Würde, wie er den Ottonen vorschwebte, wird von einem protestantischen Kaiser nie betont werden können. Nach den Freiheitskriegen, als das religiöse Element in Literatur und Kunst ungewöhnlich erstarkte, wurzelte auch noch die Kaiseridee in der Romantik. Der Kaiser sollte wieder, so hoffte Görres, als Schutzherr der Kirche, als weltliches Schwert des Herrn das neu aufzurichtende Gebäude der europäischen Verfassung krönen.

Dies ist nicht mehr die Auffassung unserer Tage. Die Gegenwart erkennt im Kaiser nur das Oberhaupt der deutschen Nation, das sich durch Zurückeroberung der geraubten Reichsländer Elsaß und Lothringen als „Mehrer" bewährte, dessen Aufgabe und Ziel aber keineswegs Ausdehnung des Reichs auf außerdeutsches Gebiet ist, sondern Sicherung des Friedens und

der Völkerharmonie. Ein Imperialismus wie in Frankreich wird in Deutschland nicht möglich sein. In der Geschichte der Hohenzollern wird selbst der Gegner dieser Dynastie den Hang zum Abenteuerlichen und Phantastischen nicht finden können. Sie werden auch ferner trotz der veränderten Machtstellung nicht den Stolz hegen, an der Spitze der Civilisation, das heißt der civilisirten Völker schreiten zu wollen und karolingischen Plänen nachjagen. Leider läßt die heutige Lage Europas nicht hoffen, daß die Pforten des Janustempels in der nächsten Zeit auf lange Dauer geschlossen würden, — aber wir dürfen wenigstens freudig die Thatsache begrüßen, daß nicht wie ehedem die verderblichen Keime so vieler männermordenden Kriege in der Zerfahrenheit und Zersplitterung Deutschlands zu suchen sein werden.

Humboldtiana.

Mitgetheilt von H. Wentzel.

Wilhelm v. Humboldt an den Grafen Gustav Schlabrendorf.

1.

[Paris den 17. Mai 1800].

Es ist wieder ein Mädchen[1]), lieber Slaberndorf und da Sie Ihre Gunst mehr den Mädchen zu schenken scheinen und ich Ihre Gunst meinen Kindern wünsche, so ist es mir so recht lieb. Die arme Mutter ist äußerst schwach. Sie hat entsetzlich gelitten und war nicht ohne Gefahr. Jetzt geht es besser. Sie grüßt Sie herzlich. Ihr

H.

2.

[Paris, Mai 1800].

Ich habe eine Bitte an Sie, lieber Freund, und muß Sie nur gleich im Voraus gar sehr ersuchen, sie gar nicht als einen Scherz anzusehen. Es ist eine höchst ernsthafte Sache.

Unser Mädchen soll morgen auf die Municipalität gebracht werden und daher muß man ihre Namen wissen.

Nun soll sie haben:

1., einen Deutschen: Adelheid.
2., einen Spanischen: Rafaela.
3., einen Französischen.

---

1) Die zweite Tochter Humboldts, Adelheid, geboren den 17. Mai zu Paris, verheirathet an August von Hedemann, den nachmaligen königlich preußischen Generallieutenant und Divisionscommandanten zu Erfurt, gestorben den 15. December 1856.

Dieſer letzte fehlt bis jetzt. Im Vorſchlag iſt Gabrielle. Er will aber mit den beiden andern zuſammen nicht gut klingen.

Denken Sie der Sache ernhaft nach, und laſſen Sie mich bis Morgen um 10 Uhr, aber ja nicht ſpäter, Ihren Rath wiſſen.

Wenige Leute ſehen ſo wie Sie ein, wie wichtig auch ein Name iſt und Niemand iſt im Stande über das Angemeſſene hier ſo gut zu urtheilen als Sie. Außerdem thun Sie mir und der Mutter die Sie herzlich grüßt, einen großen Gefallen.

Ihr

Humboldt.

3.

Wenn S—d[1]) u. andere hier über die Metaphyſik, namentlich die Kantiſche und Fichtiſche ſprechen hörten, würden ſie ihre große Freude haben, denn beide gelten im Grunde nur als Grübler und der letzte bei vielen faſt nur als Tollhäusler.

Kurz ich glaube und hoffe beſonders immer, die d[eutſche] Litt[eratur] ſieht glänzender in P[aris] als in Berlin aus. ſie bedarf jetzt wirklich ein wenig des Nimbus, den dort die Unwiſſenheit um ſie bildet u. es kann nicht ſchaden wenn man alle Zeiten zuſammenwirft, da nun einmal die jetzige dürftig iſt.

Mit Schillers Mädchen von Orleans werden Sie ſehr zufrieden ſeyn. Es iſt ein Wunder und eine Freude zu ſehen, welche unglaubliche Lebendigkeit und Bewegung er in dieſe Dichtung zu bringen gewußt hat. Es ſcheint mir das am meiſten Shäkesſpeariſche ſeiner Stücke und hat daneben auch einen ſolchen inneren Gedanken- und Empfindungsgehalt als nur irgend eines ſeiner früheren aufweiſen kan.

Vill[ers][2]) Glück kann ſein Buch unmöglich machen, nur höchſtens auf einen Augenblick, wie man in Frankreich alles neue ergreift. Sonſt iſt der poſaunende Ton, in dem er ſpricht, mit dem was er leiſtet in zu argem Contraſt. Deg. [?] der mir darüber ſchreibt, drückt ſich wirklich nicht übel darüber aus. Aber ſchrecklich iſt es, daß er, auch nach dem Vill[ers], immer noch nicht einſieht [?] daß Kantiſche Philoſophie etwas anderes als Lockiſche iſt. Es wird mir immer mehr und mehr klar, daß nur unendlich wenige Menſchen eigentlich fühlen, was Metaphyſik iſt, daß wirklich aller Streit über Phil[oſophie] nur der zwiſchen dieſen wenigen u. der Menge iſt — ein Streit,

1) Suard, Mitglied der Akademie, Kritiker und Herausgeber des Publiciſten. Siehe Reichardt, Vertraute Briefe aus Paris. I, S. 383. 468. III, S. 36.

2) Villers, franzöſiſcher Gelehrter und Kenner der deutſchen Literatur und Philoſophie, Verfaſſer der Philosophie de Kant ou principes fondamentaux de la philosophie transcendentale.

in dem die ersteren die letzte blind, und die letzte die ersteren verrückt nennt und der leicht interminabel sein mag. Denn ich, der ich immer sehr neutral bin, bin wirklich unentschieden auf wessen Seite das Recht ist. Wer aber gewiß Unrecht hat, sind die welche sich einbilden Metaphysiker zu sein und es doch eigentlich nicht sind. Denn — um in meinem vorigen Gleichnis zu bleiben — so sind dies Menschen, die verrückt scheinen wollen ohne es zu sein u. am verrückt sein ist und bleibt einmal nichts hübsch als daß man es wirklich u. reinweg ist. Zu diesen nun, die ganz Unrecht haben, gehören die Franzosen nicht. Sie nennen sich nur Metaphysiker; sobald man ihnen sagt was man unter Metaphysiker versteht, so sagen sie sich gleich auf alle Weise los. Wohl aber, wenn Sie mich nicht verrathen wollen, gehört Vill[ers] zu jener Classe. Er weiß ebensowenig den wahren Werth der Metaphysik u. gibt nun statt des ächten Kerns eine bloße Schaale. Wäre das nicht, so hätte er nie so steif weg ein System u. grade — man begreift wahrlich kaum warum — gerade das Kantische geliefert.

Daß S—d seine Landsleute so ganz und gar von der Anhänglichkeit an Helvetius System frei spricht, darin scheint er mir Unrecht zu haben. Das System als System mag viele Tadler u. am meisten in Helvetius Gesellschaft gefunden haben. Aber daß das Moralsystem der Franzosen noch jetzt mehr als bei andern Nazionen nur materiell oder spirituell ist, darin werden Sie mir gewiß Recht geben. Ein reines System hat keine Nazion der Erde. Aber ein paar Zwittergattungen von moralischem System, das ästhetische nemlich u. das auf moralische (aber ganz von religiösem geschiedene) Empfindung gebaute, was in Deutschland und England auch vor Kant häufig war, ist in Frankreich, dünkt mich, immer selten gewesen.

Gewiß haben Sie jetzt bei Millin [1]) und sonst Wolfs Ausgabe der 4 Reden des Cicero gesehen, die er für unächt erklärt [2]). Was urtheilt man davon in P[aris]? Sagen Sie mir doch das recht detaillirt d. h. von jedem bedeutenden Philosophen insbesondere. In Deutschland scheint nur Eine Stimme für die Unächtheit.

B. 24. Oct. 1801.

4.

Berlin, 20. November 1801.

. . . . . Sollten Sie in Kurzem zurückkommen [3]), so wünsche auch ich herzlich, daß es hierher sey. Wir sehnen uns unglaublich Sie zu sehen und ich

1) Millin, französischer Archäolog, Herausgeber des Magasin encyclopédique.

2) Gemeint ist Fr. A. Wolfs Ausgabe von Ciceros „Orationes quattuor quae vulgo feruntur post reditum in senatu, ad Quirites post reditum, pro domo sua, de haruspicum responsis“ (Berlin 1801).

3) Schlabrendorf war, weil er ohne landesherrliche Genehmigung seinen ständigen

kann auch nicht läugnen, daß es mir traurig vorkommen würde, wenn Sie Ihren Aufenthalt mit Schlesien anfingen, wo bloß unangenehme Geschäfte Ihrer warten und wo die jetzige Sache allein ihren Sitz zu haben scheint. Hier stehen Sie in allgemeiner Achtung, wenigstens kann ich Ihnen dies von den Personen versichern, die Sie selbst der Ihrigen werth halten würden.

Meine Frau grüßt Sie herzlich. Sie ist noch gar nicht gesund; sie leidet vielmehr noch immer und, was das Schlimmste ist, auf eine Weise, wo der Arzt selbst noch nicht den Grund des Uebels einsieht.

Leben Sie herzlich wohl und schreiben Sie uns bald!

Humboldt.

5.

Berlin, 28. Dec. 1801.

Der Landrath v. Vincke [1]), Bruder der Ministerin Reck, geht über Paris nach Spanien, um dort eine große Quantität spanischer Widder und Schafe auf Befehl unserer Regierung zu kaufen und bittet mich sehr angelegentlich um ein paar Zeilen an Sie, liebster Freund. Ich gebe sie ihm gern, weil ich fest überzeugt bin, daß er Ihnen gefallen wird. Er ist ein Mensch von recht viel Kopf, sehr ausgebreiteten Kenntnissen u. einem liebenswürdigen und soliden Charakter. Schon das spricht für ihn, daß, obgleich er in sehr guten Geschäftsverbindungen ist, er doch vorzieht, blos als Landrath auf seinem Gut zu leben [2]), wo er erstaunlich geliebt seyn soll. Er wird Ihnen überdies viel von hier erzählen können, was doch auch manchmal Ihre Neugierde reizt. Nehmen Sie ihn also gütig auf u. erlauben Sie ihm, Sie manchmal zu besuchen.

Mir, mein Lieber, geht es sehr traurig. Meine arme Frau leidet noch immer. Wir glaubten sie schwanger, aber das scheint leider nicht der Fall und ich fürchte, sie ist kränker als sie selbst noch ahndet. Sie kennen uns

Wohnsitz ins Ausland verlegt hatte, mit der Confiscation seiner schlesischen Güter bedroht. Um diese abzuwenden, hielten seine Freunde, besonders Wilhelm von Humboldt, einen zeitweiligen Aufenthalt in Preußen für nothwendig. Schlabrendorf konnte sich jedoch zu demselben nicht entschließen. Nach langen Verhandlungen, die noch im Jahre 1807 eine drohende Gestalt annahmen, als zu befürchten war, daß die Noth, Mittel zur Befriedigung der unerschwinglichen Forderungen des französischen Gouvernements zu finden, ein strenges Einschreiten der preußischen Regierung gegen Schlabrendorf veranlassen würde, wurde die unangenehme Angelegenheit zu seinen Gunsten beigelegt. Bei dem geringen Interesse, das diese Angelegenheit sowie eine zweite, betreffend die Ueberweisung einer in Berlin zu erhebenden Geldsumme zur Zahlung an Schlabrendorf nach Paris für die Leser haben kann, wird die fragmentarische Mittheilung dieses und der nächstfolgenden gerechtfertigt erscheinen.

1) Der spätere Oberpräsident von Westphalen.

2) Nach seiner Rückkehr aus Spanien (1803) wurde er Kammerpräsident in Aurich.

und unsre Art zu leben. Denken Sie also, mein Lieber, wie der Anblick des Leidens und, ich kann es nicht läugnen, die Furcht der Zukunft auf mich wirkt. Es ist als wäre mit unsrer Abreise von Paris alles Glück von uns gewichen. Doch scheint ihre Krankheit keinen Grund zu haben, der im hiesigen Clima oder sonst einem localen Umstande läge. Ich kann Ihnen nicht einmal schreiben, was es eigentlich ist, weil der Arzt selbst noch rathet und auch mich noch mit ungewissen Vermuthungen quält die ich nicht auch Ihnen mittheilen mag, da sie vielleicht noch glücklicherweise neue Kennzeichen umstoßen können.

Sie wissen, mein Bester, wie meine Frau Sie liebt. Machen Sie ihr die Freude, ihr zu schreiben. Sie sehnt sich wirklich darnach und sehr ernstlich. Erfreuen Sie sie und mich dadurch.

Lieben Sie wohl mein Theurer und grüßen Sie Recken und Pobechheims.

Ihr

Humboldt.

6.

Berlin, 29. Mai 1802.

Es macht mir unendliche Freude Ihnen, bester Schlabrendorf, die glückliche Entbindung meiner Frau und ihr sehr gutes Befinden melden zu können. Sie ist gestern mit einer Tochter niedergekommen und es ist viel leichter gegangen als wir uns nach der schlimmen Schwangerschaft vorstellten. Sie grüßt Sie herzlich u. wenn uns jetzt etwas schmerzt, so ist es nicht wieder, wie das letztemal, in Ihrer Nähe zu sein. Sie erinnern Sich noch wie Sie uns damals mit so schönen Namen aller Art sie, die Neugebohrne, versahen, und noch diesmal hat uns dieser Vorrath Nutzen geschaft. Meine Frau will das Kind Mathilde Gabriele Eleonore nennen[1]), und auf einen Namen, der, wie es mir scheint, so schön ist, wäre sie schwerlich ohne auch durch Ihren damaligen Rath begeistert zu seyn, gekommen.

Wir Alle hatten wohl gehoft Sie um diese Zeit etwa hier zu sehen. Auch gewünscht in Rücksicht auf uns. Für Sie schien es mir immer bedenklich, weil mir sehr klar war, daß es Ihnen hier nicht gerade gefallen könnte. Jetzt möchten wir, Sie kämen nach Rom. Denn dahin gehen wir wirklich im Herbst. Ich bin zum Residenten dort ernannt[2]) u. soll auf der Hinreise den König von Etrurien[3]) becomplimentiren. Es wundert Sie

1) Diese dritte Tochter Humboldts erhielt den Namen Gabriele und heirathete 1821 den nachmaligen preußischen Staatsminister der auswärtigen Angelegenheiten Heinrich von Bülow.

2) Durch Cabinetsordre vom 15. Mai.

3) Den Erbprinzen Ludwig von Parma, der für die Abtretung Parmas im Frieden von Luneville Toskana mit dem Titel eines Königs von Etrurien erhielt.

vielleicht, daß ich diese Stelle angenommen habe. Allein ich wünschte mir eine unabhängige Lage im Ausland, und die habe ich bei diesem Posten, der mehr ein juristischer zur Betreibung der Angelegenheiten der preußischen Katholiken als ein diplomatischer[1]) ist, in gewisser Hinsicht sogar mehr als wenn ich bloß Privatmann wäre.

Empfehlen Sie uns Pobechheim u. Graf Redern. Ich habe unmöglich Zeit, ihnen selbst zu schreiben, thue es indeß nächstens. Sagen Sie doch uns einmal ein Wort daß wir wissen was Sie machen und wie es Ihnen geht.

Leben Sie herzlich wohl!

Ihr

Humboldt.

29. Mai 1802.

7.

. . . . . Meine Frau ist mit ihren Kindern sehr wohl. Wir machen Anstalt, unsere Caravane zu beginnen und gehen nach Rom, wohin ich und vor allem meine Frau noch lieber hingehen würden, wenn es uns nicht von Paris entfernte. Hätten wir keine Hoffnung, Sie in Italien zu sehen?

Adieu, mein treflicher, theurer. Wie viel hätte ich Ihnen jetzt über hier zu sagen, wie viel mit Ihnen über Ihr Land zu reden! Es giebt Unterredungen, die einem immer gegenwärtig bleiben; von dieser Art sind mir viele der Ihrigen gewesen und es ist nicht jedem so als Ihnen gegeben Sich neben dem Andenken im Herzen auch ein gleich dauerndes im Kopfe des andern zu stiften.

Viele freundschaftliche Empfehlungen an Graf Redern und Pobechheim.

Ihr Humboldt

[Berlin] 27. Juli 1802.

8.

[Berlin 1802?]

(Anfang fehlt).

6 . . . bald im vergänglichen Sinne des Worts, auf eine sehr liberale Weise getrieben und wenigstens mit den Menschen geht man fast durchaus so um. Wirkliche Ungerechtigkeiten, Dummheiten in unnöthigem Zwange u. s. f. gehen nicht vor und werden es nicht; ja ich glaube, wenn in den ersten Stellen ein etwas unternehmender Mann wäre, der Festigkeit mit Gewandtheit verbände, so könnte er viel thun und auch auf seine eigne Weise viel wirken. So suchen aber die meisten eine Behaglichkeit und Gemächlichkeit, und da diese gern lebt aber auch leben läßt, so ist das, wie die Welt einmal steht, nicht übel. Der einzige Mensch, der einen großen Einfluß ausübt und ungeheuer

4) Haym, Wilhelm von Humboldt S. 208.

thätig ist, ist der Cabinetsrath für die inneren Angelegenheiten und in der Person dieses Mannes hat der Zufall eine glückliche Wahl getroffen [1]). So, Lieber, sehe ich die Sache an. Nichts auf der Welt ist das Beste, u. Milde und Liberalität sind immer wohlthätig. Das wahre Leben führt und soll ja jeden Menschen nur in sich führen: in die Welt ist es genug, dünkt mich, hineinzublicken, wo man nicht anders als eingreifen kann, es streng nach seinen Ueberzeugungen und festen Grundsätzen zu thun u. das Uebrige zu benutzen wie im Schauspiel, mit unter zur Belehrung und —[2]) zur Belustigung.

Ihr

H.

Alexander von Humboldt an den Grafen Schlabrendorf.

1.

Wunderbar genug, mein Theurer, daß ich zum erstenmale in meinem Leben gerade von einer Geldangelegenheit an Sie schreiben muß, ja noch mehr, daß mein erster Brief Ihnen etwas verwirrt scheinen wird. Hier das factum:

Ich glaube 8500 # baar in Paris zu haben und ich glaube aus meines Bruders Brief zu sehen, daß diese Summe ganz oder zum Theil in Ihrer Verwahrung ist. Ich kaufe hier jezt mit 28 p. Cent. Gewinn Anweisungen auf Mexico. Daher mein Wunsch, mein Pariser Geld (falls mein Bruder nicht indeß für sich anders darüber disponirt hat) hieher zu ziehen. In dem Falle also daß Sie, mein Lieber, Geld für mich in Händen haben und im Falle daß die baldige Rückzahlung Ihnen nicht lästig wird (denn nothwendig brauche ich das Geld gar nicht) bitte ich Sie was Sie für mich haben an Mendelssohn zu zahlen. Dieser giebt es an Delessart [3]) et Co. in Paris, die es dem Marquis d'Yranda zu Madrid zu gute schreiben.

Von meinem Glükke, meiner Reise durch die nun ganz eröfnete [4]) neue Welt sage ich Ihnen auf diesem Blatte. Das Andenken an edle freie Menschen begleitet mich überall. Wie sollte ich Sie je vergessen?

Wilhelm sehe ich nicht [5]), da ich schon Ende Mai von Corunna absegle [6]).

Madrid, d. 8. April 99. Al. Humboldt.

---

1) Beyme, nach dem Rücktritt Menckens 1800 zum Geheimen Cabinetsrath ernannt.

2) Unleserlich.

3) Siehe Reichardt, Vertraute Brief aus Paris I, S. 162.

4) Durch königliches Decret, welches ihm ohne jede Beschränkung gestattete, alle spanischen Ländergebiete in Amerika zu durchforschen.

5) Wilhelm langte mit seiner Gattin erst im Spätherbst in Madrid an.

6) Die Abfahrt aus Corunna erfolgte den 5. Juni.

2.

Paris, 11. Brumaire [2. November] 1804.

Kaufen Sie, liebster Graf, das Barometer nicht. Ich habe aus Höflichkeit gesagt, daß es gut sei. Es ist sehr sehr mittelmäßig u. hat schlechte Transversallien. Forlie hier macht unendlich bessere. Pacific rasor glaub' ich giebt es hier nicht. Wir kauften sie in Fredoria (Philadelphia). Dürfte ich hoffen, Sie, liebster Graf, mit Ihren Freunden den Sontag von 2—4 in m.[einen] Sammlungen sehen zu können?

Ht.

Aus den Südalpen.

Alljährlich werden neue Alpenthäler dem Besuche erschlossen durch die Ausbreitung des Wegenetzes und die Herrichtung besserer Unterkunft. Dieser Umwandlung schreiten aber die Entdeckungen der Bergsteigerzunft weit voraus. Man wähnt leicht, nur die bekannteren Gruppen des Hochgebirgs seien das Feld für die Leistungen derselben, und doch giebt es kaum ein Hochalpengebiet, in welchem nicht die Technik des Kletterns schulgerecht von hervorragenden Vertretern dieses Sports geübt würde. Von den Seealpen und den Bergen des Dauphiné bis zur östlichen Abdachung, den steyerischen und kärnthnischen Gebirgen, vom Mont Pelvoux bis zum Ankogel, dem östlichsten der Tauerngipfel bleibt kaum ein Gletschergebirgsstock übrig, der nicht eine größere oder geringere Anzahl seiner Gipfel bestiegen sähe. Vorwiegend sind es Engländer, die Muße und Kräfte für diese anstrengenden Wagstücke besitzen, und es ist nur billig, die hohen Leistungen dieses Stammes anzuerkennen, dessen bemittelte Classen diejenigen anderer Länder an Körperstärke wohl übertreffen. Auch die Franzosen senden tüchtige und berühmte Steiger zumal in ihre eigenen Alpen, das größte Contingent stellen jedoch im gesammten Alpengebiet sicher die Deutschen und Oesterreicher. Mit ihnen steigt auch der einheimische Führer am liebsten, der Deutsche behandelt ihn als Kamerad, mit dem er Fährlichkeit und Genuß herzlich theilt, für den Engländer, zumal, wenn er außer dem Sprechen seines eigenen Idioms nur zu bellen vermag, bleibt der Führer häufig nur der bezahlte Mitarbeiter niederen Grades.

Erstaunlich ist die Zunahme der Mitgliederzahl der Alpenclubs, zumal des deutsch-österreichischen. Bedingung für den Eintritt ist nicht die persönliche Durchführung schwieriger Besteigungen, wie ja ähnlich auch das aufzunehmende Mitglied des Traveller Clubs in London heut nicht die nach alter Bestimmung als Minimalleistung zurückzulegenden fünfhundert englischen

Meilen zu scheuen braucht. Mit den einkommenden beträchtlichen Mitteln errichtet der Alpenclub alljährlich Unterkunftshütten hoch oben und sorgt an vielen Stellen auch für billige und gute Bewirthung seiner Mitglieder und selbst Fremder. Auf diese Weise ist die Ersteigung vieler Alpengipfel der Art erleichtert, daß man von der Nachtrast in drei bis vier Stunden hinaufgelangt. So liegt die Pragerhütte am Groß-Venediger, die Dresdener über dem Stubaithale. Wer von Zell am See durch das Pfuschthal oder Bauriser Thal am Hochthor den Kamm der Hohen Tauern erreicht, findet auf der Glocknerhütte treffliches Unterkommen. Von dort geht es hinauf zum Gipfel oder gleich hinunter nach Heiligenblut und weiter hinunter ins Pusterthal.

Die Pusteria, wie es die Wälschen drüben nennen, ist die scharf eingeschnittene Spalte, welche von Lienz in nahezu westlicher Richtung zum Eisachthal führt, in welches sie bei Brixen einmündet. Trotzdem die Thalsohle keine merkliche Unterbrechung aufweist, fließen die Wasser nach Osten mit der Drau dem schwarzen Meere zu, während nach Westen die Rienz dem Etschgebiet und der Adria zufällt. Diese bedeutsame Wasserscheide bildet das Toblacher Feld, halbwegs zwischen Lienz und Franzensfeste gelegen. Während die Entstehung der Drau sich auf den sumpfigen Strecken der leichtgewellten Thalsohle vollzieht, tritt die Rienz bereits als stattlicher Fluß aus einem Seitenthal auf das Toblacher Feld. Durch dies Thal führt ein alter Verkehrsweg hinab ins oberitalienische Tiefland nach Belluno. Dorthin führt der Kärrner das Holz von den Bergen und führt den venezianischen Landwein und Getreide ins Pusterthal zurück.

Aehnlich wie bei Toblach liegt in diesem Thale auf dem Gamärck die Scheide zwischen Rienz und der mit der Piave zur Adria fließenden Boita. Das abwärts liegende Gebiet ist das Val d'Ampezzo, ein Name, der gemeiniglich auf das ganze, von der neuen tadellosen Fahrstraße durchzogene Thal übertragen worden ist. Die Berühmtheit, welche dies letztere gewonnen, beruht auf dem Einblick in die wunderbaren Felsformen der Dolomiten, welcher bereits von der großen Straße aus sich erschließt. An keiner anderen Stelle dringt es sich so leicht in das Innere der Kalkalpenzüge hinein. Die eigenthümlichen Bergformen mit ihrer wunderbaren Färbung finden sich im ganzen südlichen Alpengebiet bis zum Gardasee. Von der Marmolata bis zum Monte Antelao an der italienischen Grenze und nördlich bis zum Pusterthal erheben sich die tief durchfurchten Bergstöcke mit den jähen Abstürzen, deren Gipfel vermöge der Splitterung des Gesteins die befremdlichsten Gebilde zeigen. Der Fels ist kalkartig meist von horizontaler Schichtung, gewaltige Einstürze haben die Spitzen als schroffe Pyramiden blosgelegt. Die Namen „Drei Zinnen" und „Zwölfer-Vofel" kennzeichnen den

Eindruck ihrer Erscheinung. Mächtige Schuttmassen lagern sich an den Halden, und die kleinen Trümmerstücke sind der Art über die Felsabhänge gestreut, daß sie dieser eine eigenthümlich schimmernde Färbung geben. Wer den Cristallo am Ortler mit seinen glänzenden Eismassen gesehen, begreift den Namen, den der Volksmund diesem Berge gab. Der Cristallo im Appezothal zeigt sich als eine ungeheuere Felswand, welche eine Reihe scharf gezackter Spitzen trägt. Nur in den Spalten haften die Gletscherbildungen. Doch wenn die Sonne strahlt, so werfen die Trümmerstückchen einen wunderbaren Glanz zurück, und die ganze Masse des Berges erscheint wie von Schmelz übergossen. Die Farbenerscheinungen, welche die Dolomitgebirge zeigen, gewähren diesen ungewöhnlichen Reiz. Mit jeder Beleuchtung wechselnd, vom hellsten Roth bis zu bläulichem und violettem Schimmer, gewähren sie dem Auge beständige Ueberraschungen. Die Gründe sind mit dichten Waldungen gefüllt, an den Hängen entwickelt sich nur spärlicher Pflanzenwuchs. In zahlreichen kleinen Seen sammeln sich die Wässer in der Tiefe, auf den Bergen, wo nicht der Gletscher darüber liegt und die Quellen speist, verschwinden die feuchten Niederschläge schnell in dem porösen Gestein.

Die volle Schönheit des Ampezzanerthals entfaltet sich erst bei Cortina, wo sich das Gebirge zu einem weiten Kessel öffnet. Auf den unteren Stufen des Amphitheaters liegen zahlreiche kleinere Ortschaften zerstreut um das Städtchen im Grunde. Eine scharf hervorspringende Felswand, vorn nur auf verstecktem Kletterpfade, von der Rückseite leicht zu ersteigen, erhebt sich dem Orte gegenüber und bietet eine herrliche Rundsicht auf die edelgeformten Steinmassen, welche den Kessel umgeben. Der Sorapis, der Cristallo, weiterhin der Antelao, der scheinbar unvermittelt zur italienischen Ebene abfällt, der massige Sofana, der alleinstehende Pelmo, jeder dieser Riesen zeigt eine eigenartige Bildung von fesselndem Reiz. Wenn dann der volle Mondenschein die Flächen des hellfarbigen Gesteins überstrahlt, so entsteht ein Bild, welches in den Alpen seines Gleichen sucht.

Die Poststraße senkt sich ziemlich schnell gegen Belluno hinab und berührt Pieve di Cadore, den Geburtsort Tizians, dessen Denkmal vor kurzem enthüllt wurde. Es liegt bereits jenseits der Grenze, eine der vielgerühmten italienischen Alpenjägercompagnieen pflegt im Sommer von dort ihre Märsche in die Berge vorzunehmen und die Grenzsteige aufzusuchen.

Der italienische Stamm reicht bis tief ins Gebirge hinein und nähert sich dem Pusterthal, allein abseits des tridentinischen Gebiets ist wenig zu spüren von dem Rufe der „Italia irredenta“. Das Volk fühlt, was die österreichische Herrschaft für Hebung ihrer Gemeinwesen thut, und es ist nur Schwächlichkeit und Selbstverurtheilung des deutschen Elementes in Oesterreich, wenn dem Vorschreiten der Romanisirung nicht Einhalt geboten wird.

Es ist ein liebenswürdiger Schlag, die Wälschtiroler, anmuthige Erscheinungen und frisches, gefälliges Wesen, bescheiden und tüchtig in der Arbeit. Cortina ist die Heimath einer Reihe emsiger, zuverlässiger Hochgebirgsführer, die oben in den zackigen Felsen auch im Nebel ihren Weg kennen und durch Spalten und Runsen die unzugänglich erscheinenden Gipfel erreichen.

Ein vielbetretener Pfad führt von Cortina hinüber nach Caprile und über den Fedajapaß zur Marmolata, oder abwärts des Cordevolethals gegen Feltre. Aus diesem steigt man von Cenrenighe hinüber ins Val de Primero zu den wunderbarsten Bildungen der Dolomitalpen, dem Polle di San Martino und dem Cimon della Pala. Der letztere, eine einzelstehende thurmartige Felsmasse, steht dem Matterhorn an Schroffheit gleich. Der Nordabhang des Cimon senkt sich zum Etschgebiet. Das herrliche Fleimserthal erreicht die Etsch an der Stelle, wo sich von Westen her des Val di Non gegen das Etschthal öffnet. Hier im Thal schreitet das italienische Wesen von Jahr zu Jahr nach Norden, immer seltener hört man die kräftigen deutschen Namen der Orte aussprechen. Aber oben in den Bergen erhält sich der deutsche Stamm vielfach in alter Frische und trotzt den Schwierigkeiten, die aus der Vereinzelung der Sprachinseln erwachsen.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Stuttgart. Das Gerichtsverfassungsgesetz. Herr von Mittnacht. — Ein Staatshaushalt, dessen Deficit laut nach dem Füllhorn neuer Reichssteuern schreit, und die Einführung der Reichsjustizgesetze, das ist auch für unseren Landtag, der am 19. November wieder zusammengetreten ist, das Hauptpensum. Von den Justizgesetzen ist zuerst das Gerichtsverfassungsgesetz vorgenommen und erledigt worden. Die Aenderungen, die dadurch unsere Einrichtungen erleiden, sind nicht erheblicher Art, da schon unsere Justizverfassung von 1868 auf dem Princip der Oeffentlichkeit beruhte und auch die bisherige Eintheilung der Sprengel fast unverändert auf die neue Organisation sich übertragen läßt. Im Allgemeinen ist die Losung überhaupt, daß an den „bewährten Einrichtungen" so wenig als möglich geändert werde, das heißt, nur so viel, als unbedingt durch die Reichsgesetze verlangt wird. Herr von Mittnacht hat in seiner Einleitungsrede mit Nachdruck die Loyalität unserer Einführungsgesetze betont und ein ausdrückliches Zeugniß des Reichsjustizamts beigebracht, daß dieselben keine einzige Bestimmung enthalten, die nicht im Einklang mit dem Geist und Sinn der Reichsgesetzgebung wäre. Da sich dies aber im Grunde von selbst versteht, so kann die geflissentliche

Betheuerung wohl nur den Sinn haben, daß die Regierung bei Abfassung der Einführungsgesetze von dem freien Spielraum, den die Reichsgesetzgebung den Einzelstaaten einräumt, den allerweitesten Gebrauch gemacht hat. Einer derjenigen Puncte, worauf man bei dem Reichsgesetzgebungswerk württembergischerseits den größten Nachdruck legte, ist bekanntlich die Erhaltung des einheimischen Instituts der Gemeindejustiz. Man erinnert sich noch, daß im Jahre 1876 gegen die Beschlüsse der Reichsjustizcommission, die das von Württemberg beanspruchte Privilegium bereits unbarmherzig gestrichen hatte, ein particularistischer Sturm im Lande entfesselt wurde, der, von den Gemeindeschulzen ausgehend, die Kammer selbst ergriff und hier zu einer leidenschaftlichen Debatte führte, bei welcher Herr von Mittnacht, als er die Dinge glücklich in diesem Fahrwasser sah, in seiner Art wieder begütigendes Oel in die aufgeregten Wogen goß. Er selber sprach sich im Grunde skeptisch genug über den Werth des „altbewährten Instituts" aus und wußte jedenfalls die Verantwortung geschickt auf die Kammer überzuwälzen. Der Zweck wurde aber glücklich erreicht; von dem energischen Kammerbeschlusse unterstützt, waren die Bemühungen Württembergs im Bundesrath und Reichstag noch in letzter Stunde von Erfolg gekrönt: das beanspruchte Privilegium trug den Sieg über die „Einheitsschablone" davon. Freilich war bis dahin von allen Juristen und vom gesammten Liberalismus des Landes die Gemeindejustiz als ein fraglicher, ja der Beseitigung höchst würdiger Zopf beurtheilt worden; widerstritt doch die Uebertragung von staatlichen Functionen an die Gemeindebeamten schon dem Princip wahrer Gemeindefreiheit. Allein sobald der ehrwürdige Zopf abgeschnitten werden sollte, schlug die Stimmung um; im Augenblick, da die alte Einrichtung der deutschen Rechtsgleichheit zum Opfer fallen sollte, entbrannte ein heiliger Eifer, das Kleinod, das bedrohte Heiligthum gegen den unersättlichen Einheitsfanatismus zu retten. Nun, das Kleinod wurde gerettet, aber schon jetzt zeigt sich, wie wenig innere Wahrheit in jenem particularistischen Sturmlauf steckte. Natürlich waren jetzt, im Gerichtsverfassungsgesetz, die Consequenzen zu ziehen, und eben mit Berufung auf jenen Kammerbeschluß vom 16. October 1876 wurde die Bestimmung über die künftigen Gerichtsvollzieher getroffen. Nicht staatliche Beamte sollten mit dieser Function betraut, sondern dieselbe mit dem Amt des Ortsvorstehers verbunden werden. Und nun, als es galt, wirklichen Gebrauch von dem Privilegium zu machen, erhob sich ein unerwartet lebhafter Widerspruch, und zwar zum Theil gerade von der Seite, die damals am leidenschaftlichsten für die Beibehaltung juridischer Functionen bei den Gemeindeorganen eingetreten war. Dieser Widerspruch konnte allerdings nicht durchdringen, die Mehrheit fühlte sich gebunden, aber vom Ministertisch wurde fast schadenfroh darauf hingewiesen, daß die Kammer es ja nicht anders gewollt habe, und Mittnacht

ſelbſt meinte vorſichtig, es handle ſich hier, wie an andern Orten des Entwurfs, nur um eine Probe, die wir mit der Erhaltung des Beſtehenden oder mit der möglichſten Anpaſſung des Neuen an das Beſtehende machen werden. Die ganze Verhandlung war eine Illuſtration des bekannten: Tu l'as voulu, Georges Dandin.

Mit der Einführung der Juſtizgeſetze hängt auch eine in unſerem Miniſterium bevorſtehende Veränderung zuſammen. Herr von Mittnacht fühlt ſich nicht länger im Stande, das Departement der Juſtiz neben ſeinen übrigen Functionen beizubehalten. Er iſt im Jahre 1867 zuerſt als Juſtizminiſter in die Regierung eingetreten, hat aber ſeitdem auch das Miniſterium des königlichen Hauſes, des Auswärtigen, der Verkehrsanſtalten übernommen, iſt Präſident des Staatsminiſteriums, des Geheimen Raths, und dazu Führer der württembergiſchen Stimme im Bundesrath. Kurz, er iſt das politiſche Factotum unſeres Landes. Sein Wunſch, erleichtert zu werden und blos die politiſchen Functionen, beſonders die Reichsangelegenheiten und die Verkehrsanſtalten beizubehalten, iſt begreiflich genug. Thatſächlich läuft die jetzige Veränderung auf die Wiederherſtellung eines beſonderen Miniſteriums der auswärtigen Angelegenheiten hinaus, entgegen freilich einem Beſchluß der Kammer vom Jahre 1873. Dieſe hat damals die vom Hof gewünſchte Beibehaltung der auswärtigen Geſandtſchaften bewilligt gegen die Bedingung, daß die Führung der auswärtigen Angelegenheiten mit einem der anderen Departements vereinigt werden ſolle. Jetzt haben wir die Geſandtſchaften — und wieder den auswärtigen Miniſter.

Aus Baden. Vom Landtage. — Während der Schöpfer der Schwarzwaldbahn und des Gotthards, Herr Gerwig, vor Beginn des Landtages ſein Mandat niederlegte, verzichtete Herr Kieſer bei einem äußerlich unſcheinbaren Vorgange auf die Führerſchaft und kündigte ſeine Abſicht an, nach dem Schluſſe dieſer Sitzung auszuſcheiden. In Baden ſind das die erſten Fälle, daß Abgeordnete, die im Reichstag und Landtag thätig, auf den erſteren ſich zurückziehen. Es fängt damit auch für Baden die Scheidung an ſich zu vollziehen, die unleugbar von der größten Wichtigkeit für die Weiterentwickelung der öffentlichen Verhältniſſe in Deutſchland iſt. Die Gründe für Herrn Kieſers plötzlichen Entſchluß erſcheinen nicht discutirbar. Vor dem Zuſammentritte des letzten Landtages wurden an dieſer Stelle Beſorgniſſe geäußert; indeß ging der Landtag ohne Störung und Zwiſchenfälle vorüber. Das Unerwartete des Ereigniſſes ſteigert das Bedauern über Herrn Kieſers Schritt, deſſen hohe Begabung auf allen Seiten anerkannt wird.

Den Landtag nehmen vor allem die ausführenden Rechtsgeſetze in Anſpruch, deren Ausarbeitung Herr Grimm mit nicht genug zu ſchätzendem Er-

folge sich unterzog, so daß die Innehaltung der Frist für Baden keinem Zweifel unterliegt. Mit Recht wurde von Anfang an hervorgehoben, daß die großen Reichsgesetze Baden weniger Neues bringen, weil sie manches von Baden entlehnten oder in Baden vorfänden. Das Gefühl der Befriedigung über diese Thatsache hilft über die Empfindung nicht hinweg, daß die Reichsgesetzgebung Aenderungen herbeiführt, die Ueberwindung, die Opfer kosten müssen. Eine Art Unbehagen fängt an sich zu regen, wie es in Deutschland bei großen Neuerungen, die zuerst mit Begeisterung erfaßt werden, nicht auszubleiben pflegt. Es ist wohl gut, diese Erscheinung im Auge zu behalten, die dem Inslebentreten der Reichsgesetzgebung mehrfach Hindernisse bereiten kann. So mancher Grund zur Unzufriedenheit liegt ohne Zweifel in der Art, wie die Reichsgesetzgebung der Landesgesetzgebung Spielraum gewährt. Im Allgemeinen war es gewiß einfach das Gebot der Nothwendigkeit, die Regelung von Seiten des Reiches auf das wirklich Erforderliche zu beschränken. Es kann jetzt nicht anders kommen, als daß die Regelung der Länder manches Ungenügende zu Tage treten läßt und den Anstoß zu verschiedenerlei Klagen geben wird. Die Reichsgesetze werden eine neue Entwickelung einleiten, während wir unter den Anstrengungen, die sie auflegen, hoffen und wünschen mußten, sie, die Reichsgesetze, würden das Ende, die Spitze der Entwickelung sein.

Eine rein äußerliche Frage hat auch in Baden bereits zu sprechen gegeben und wird dies noch ferner thun, die Frage der Amtstracht der Richter. Offenbar ist das Für und Wider nicht mit einem bloßen Ja oder Nein abzuthun. Wir besitzen in Deutschland hinsichtlich der äußeren Erscheinung der Richter, wenn man es so nennen will, die verschiedensten Systeme, und es ist keine Wahrscheinlichkeit, daß die Einheit an die Stelle der Vielheit tritt. Wäre jedoch nicht das Festhalten gewisser gemeinsamen Grundzüge zu wünschen? Wählen wir einen Vergleich, der minder unzutreffend, als es auf den ersten Blick scheint. Die Geistlichen der deutschen evangelischen Kirche haben in ihrer Amtstracht große Verschiedenheiten, wenigstens für den, dessen Auge nicht blos daran sich hält, schwarz für schwarz und weiß für weiß zu sehen. In einzelnen Theilen des Reiches würde der Frau Pfarrerin und mancher christlichen Mitschwester mit ihr ganz unmöglich dünken, spräche der Pfarrer anders als in weiten offenen Aermeln zur Gemeinde. Das Auf- und Niedergehen der faltigen Aermel gehört da zur Erscheinung des Predigers, des Seelsorgers. Gerade umgekehrt wieder in anderen Theilen des Reiches, wo der geschlossene Aermel für die Tracht des evangelischen Pfarrers erforderlich gehalten wird. Allen deutschen evangelischen Geistlichen gemeinsam, ob sie nun die oder jene Art Aermel tragen und welchen Stoff zum Chorrocke sie benutzen, ist aber das Schwarz und das Weiß, sie sind die Grundfarben des

Protestantismus. Der eifrigste Protestant wird an den schönen Farben der römischen Kirche sich erfreuen, sie werden ihm für die eigene Kirche unverwendbar erscheinen. Ließe sich für die deutschen Richter nicht eine Grundfarbe auswählen oder erstreben? Würde es der Selbständigkeit der Länder Abbruch thun, wenn da, wo eine besondere Amtstracht besteht oder eingeführt wird, die Farbe überall dieselbe wäre? Es kann peinlich berühren, die Fragen nur stellen zu müssen. Wie klein, wenn man auf solche Dinge kommt, wird das Wort Rechtseinheit, das doch so hoch und hehr klingt!

Noch eine andere Frage reiht sich an. Das Recht wird künftig wie gegenwärtig im Namen des Landesherrn gesprochen, allein es wird, wenn erst die Gesetzgebung ihre großen Aufgaben vollendet, Reichsrecht sein. Die Richter der unteren Gerichtshöfe bleiben im Landesdienste, sie dienen jedoch thatsächlich und in Wirklichkeit dem Reiche. Kann da nicht der Wunsch entstehen, der Richter müsse ein Abzeichen seiner Thätigkeit für das Reich beim Erscheinen in öffentlicher Sitzung tragen? Die Zeit wie die Nation ist leeren Aeußerlichkeiten abgeneigt. Für wirkliche Formen, für Zeichen von Sinn und Bedeutung erweist sich dieses Geschlecht empfänglicher als manches frühere. Allerdings scheint der Geldpunct Berücksichtigung zu verlangen. Wollte das Reich jedem deutschen Richter eine Amtskette von Silber verleihen, wäre das für den Augenblick ein großer Aufwand. Jetzt ließe sich an allmähliche, auch an verschiedenartige Ausführung denken. Warum sollten die ersten, die vorsitzenden Richter nicht besonders ausgezeichnet werden, von den Reichsrichtern ganz zu schweigen? Und wenn man so weit nicht gehen möchte, wenn man der Rechtseinheit einen derartigen äußeren Ausdruck zu geben Anstand nähme, wären nicht andere Abzeichen zu finden, ohne in Spielerei zu verfallen? Eine Medaille auf der linken Brust mit des Kaisers Bild würde dem gemeinen Bewußtsein schon sich einprägen. Die Ausführung kann überhaupt keinen unübersteiglichen Hindernissen begegnen, wenn man erst über den Gedanken sich klar geworden ist. Und ob der Gedanke, man halte von ihm was man wolle, eben so wie die Frage der Amtstracht, Erwägung verdienen, darüber ist in diesen Spalten wohl kein Zweifel.

Es war die Absicht, einige Worte über den Nuntius zu sagen, doch muß für diesmal darauf verzichtet werden. Die Nation ist zu dem Sternblumenspiele, ob der Nuntius kommt oder — nicht kommt, nicht gestimmt. Im Herzen der Nation steht geschrieben, daß der Nuntius — nicht kommt. Was freilich die Allgewalt der Convenienz beschließen wird, das lehrt vielleicht eine nicht ferne Zeit.

Aus Südrußland. Odessa, 20. November. Fürst Korssakow. Der „Condor". — Unsere Stadt hat in den letzten Tagen, wenn auch

nur flüchtig, einen interessanten Gast beherbergt: den in jüngster Zeit so oft genannten Generalcommissär für Bulgarien und präsumtiven Zukunftsfürsten dieses Landes, General Dondukow-Korssakow. Der General befand sich auf der Fahrt nach Livadia, wohin er durch ein eigenes Handbillet des Czaren berufen worden war, und zwar berufen, wie er hier selbst erzählte, zu einem doppelten Zwecke: erstens, um mündlich ausführlichen Bericht über die gegenwärtige Lage in Bulgarien und über die Stimmung des bulgarischen Volkes mit Rücksicht auf die Stipulationen des Berliner Friedensvertrages zu erstatten, zweitens aber um — wahrscheinlich nach Maßgaben seines Berichts — neue Instructionen entgegenzunehmen. Man darf begierig darauf sein, wie die letzteren ausfallen werden, denn Fürst Dondukow-Korssakow hat hier im Kreise von persönlichen Bekannten ausdrücklich erklärt, daß es seine fest gewurzelte Ueberzeugung sei, die Ausführung des Berliner Vertrages in jenen Puncten, welche sich auf die politische und administrative Trennung der Bulgaren beziehen, werde sich platterdings als eine Unmöglichkeit darstellen. Unzählige Bulgarendeputationen hätten dem Fürsten gegenüber so oft und so nachdrücklich betont, ihr Volk wolle lieber den letzten Blutstropfen vergießen, als die jetzige günstige Gelegenheit vorübergehen lassen und in die Trennung Ostrumeliens, beziehungsweise der bulgarischen Districte Thraciens und Macedoniens vom eigentlichen Bulgarien einwilligen, daß der russische Generalcommissär wohl oder übel zu der Ueberzeugung gelangen mußte, sie ergingen sich da keineswegs bloß in Phrasen, sondern es sei ihnen ganz verzweifelt ernst um die Sache. Nun hat aber Fürst Dondukow-Korssakow während seines hiesigen Aufenthalts zwei oder drei mal betheuert, es sei sein fester Entschluß, dem Czaren und den übrigen maßgebenden Persönlichkeiten in Livadia über alles das vollkommen reinen Wein einzuschenken, und wenn also die dem Generalcommissär für die Zukunft zu ertheilenden Instructionen sich wirklich nach dem Inhalte seines Rapportes richten sollen, so hat man thatsächlich alle Ursache, auf den Ton der letzteren gespannt zu sein. Fürst Dondukow-Korssakow ist übrigens schon am 16. dieses Monats in Livadia eingetroffen und da es bestimmt hieß, sein dortiger Aufenthalt werde sich höchstens auf drei oder Tage erstrecken, so dürfte die schwebende Frage wohl schon sehr bald zur Erledigung gelangen. Ganz unerwähnt kann ich aber ein Gerücht nicht lassen, welches seit gestern hier verbreitet ist und das man mit auffallender Entschiedenheit colportirt. Danach gäbe es eine nicht einflußlose Partei am kaiserlichen Hofe, welche nicht nur mit dem bisherigen Verhalten des Fürsten Dondukow durchaus unzufrieden, sondern auch überzeugt davon ist, er werde in Bulgarien künftighin eben so wenig auf seinem Platze sein als bisher; diese Partei soll große Anstrengungen machen, um durchzusetzen, daß Fürst Dondukow seines Amtes überhaupt enthoben und der aus den

Kämpfen am Schipkapasse bekannte General Radetzky an seiner Stelle nach Sofia geschickt werde. Das Gerücht geht sogar so weit, zu behaupten, daß der letztgenannte General das Decret, welches ihn zum kaiserlichen Commissär für Bulgarien ernennt, bereits in der Tasche habe. Es lagen indessen für jetzt so ganz und gar keine Anzeichen dafür vor, als wäre Fürst Dondukow bei Hofe in Ungnade gefallen, daß man wohl gut daran thun wird, das hier erwähnte Gerücht bis auf Weiteres mit dem weitestgehenden Mißtrauen aufzunehmen.

Einigermaßen alarmirt hat die öffentliche Meinung unserer Stadt das Erscheinen des englischen Kanonenbootes „Condor" im Schwarzen Meere und der Eifer, mit welchem dieses fremde Schiff die westlichen und die nördlichen Küsten abpatrouillirt. Im ersten Augenblicke erhoben sich Stimmen, welche da geltend machten, die Engländer brächen den Pariser Vertrag, beziehungsweise die Stipulationen vom Jahre 1874, indem sie ein Kriegsschiff in den Pontus einlaufen ließen, weil jene Stipulation das Schwarze Meer ausdrücklich den Kriegsschiffen jeder Flagge — die der Uferstaaten ausgenommen — verschlossen hätte.

Daß diese Auffassung eine irrige sei, darüber wurde die öffentliche Meinung indessen von competenter Seite bald belehrt. Der Pariser Vertrag und die Nachtragsbestimmungen vom Jahre 1871 sprechen nämlich jenen Grundsatz allerdings aus, stipuliren aber zugleich eine Ausnahme für die Engländer, indem sie diesen gestatten, zwar nicht ständig Kriegsschiffe im Schwarzen Meere zu halten, wohl aber jederzeit ein oder höchstens zwei Kanonenboote von einem gewissen, genau fixirten Tonnengehalte zu Recognoscirungszwecken in das Schwarze Meer zu entsenden. Das formelle Recht zu den Spazierfahrten, welche der „Condor" seit einigen Tagen unternimmt, läßt sich also den Engländern jedenfalls nicht abstreiten. Ein Punct der Küste ist es ganz besonders, welchem das englische Boot seine Aufmerksamkeit zuwendet: die Gegend von Burgas. Man sagt, daß die Engländer sich einerseits durch persönlichen Augenschein davon überzeugen wollen, ob die Russen dort wirklich Befestigungen anlegen, wie es in jüngster Zeit wiederholt hieß, und daß sie sich andererseits Gewißheit verschaffen wollen, was daran Wahres ist, daß immer wieder gesagt wird, die Russen schifften in Burgas nicht so sehr Truppen ein und führten sie nach Hause, sondern landeten dort vielmehr frische, aus Odessa und der Krim kommende Abtheilungen, um ihre auf der Balkanhalbinsel stehende Armee auf einen höheren Präsenzstand zu bringen. Wenn wirklich das und nur das die Gründe sind, welche Anlaß zur Entsendung des „Condor" gegeben haben, so hätten sich die Engländer füglich die Expedition schenken können. Daß in Burgas thatsächlich Befestigungen errichtet werden und daß man dort nicht nur Truppen nach Hause einschifft,

ſondern auch fortwährend friſche, zum Erſatze der erſteren beſtimmte landen, das weiß hier jedes Kind, und ich begreife gar nicht, wie die Annahme Wurzel faſſen konnte, die ruſſiſche Regierung wolle daraus ein Geheimniß machen. Die ruſſiſchen Behörden ſelbſt ſprechen ſo rückhaltslos von der Sache, die Ablaſſung der für Burgas beſtimmten Truppenſchiffe geſchieht im hieſigen Hafen ſo offen und ſo ſehr vor den Augen aller Welt, daß ſich Jedermann genaue Rechenſchaft darüber zu geben vermag, wie viele Soldaten geſtern und wie viele heute nach der Balkanhalbinſel abgeſchickt wurden. Namentlich betreiben die beiden großen Dampfer „Roſſija" und „Veſta" die Ueberführung von Truppen und von Kriegsmaterial nach Burgas ganz regelmäßig. Wollte die ruſſiſche Regierung aus dieſen ihren militäriſchen Maßnahmen, oder, wenn man das Ding ſo nennen will, aus ihren erneuerten Rüſtungen ein Hehl machen, es ſtünden ihr hundert wirkſame Mittel zu Gebote, und der gute „Condor" würde ſich ganz vergeblich abmühen.

Aber es macht gar Niemand ein Hehl aus dem, was da geſchieht. Noch unverhältnißmäßig großartigere militäriſche Maßnahmen ſind im Zuge, als der einfache Erſatz der von der Balkanarmee abgehenden Soldaten, und nicht einmal daraus macht man ein Geheimniß. Bekanntlich ſind im verfloſſenen Jahre vier neue Reſervedivisionen, aus achtundvierzig Bataillonen beſtehend, formirt worden, und es war die ſofortige Auflöſung derſelben in Ausſicht genommen, ſobald die beruhigendere Weltlage dies nur einmal geſtatten würde. Nun, dieſe vier Reſervedivisionen ſind nicht nur noch nicht aufgelöſt worden, ſondern man hat ſie im Gegentheile neueſtens um achtundvierzig Bataillone verſtärkt, alſo verdoppelt, ja, ſelbſt darüber hinaus noch befinden ſich Maßregeln in Vorbereitung, welche es ermöglichen ſollen, dieſe neue Armee im Kriegsfalle auf die Stärke von vierhundertundachtzig Bataillonen zu bringen. Man rechne dazu, daß auch erſt neueſter Zeit der Stand jedes Infanterieregiments von fünfzehn auf ſechszehn Compagnieen erhöht worden iſt und Aehnliches mehr — und man wird die Ueberzeugung faſſen müſſen, daß ſich den leitenden ruſſiſchen Kreiſen die Weltlage in jedem anderen Lichte darſtellt, nur nicht in dem der zweifelloſen Friedenserhaltung.

Aus Berlin. Der kleine Belagerungszuſtand. Vom Orient. — Die Verkündigung des theilweiſen ſogenannten „kleinen Belagerungszuſtandes" für Berlin und die angrenzenden Kreiſe iſt das Ereigniß des Tages, nicht weil die Maßregel ſo tief in das Leben unſerer Stadt eingriffe, ſondern weil ſie Allen den Ernſt der von ſocialdemokratiſcher Seite her drohenden Gefahr von neuem in eindringlichſter Weiſe in die Erinnerung bringt. Freilich bedarf es eigentlich kaum einer ſolchen Erinnerung, wenigſtens nicht für diejenigen, welche die ſocialiſtiſche Bewegung mit nur einiger Aufmerk-

samkeit beobachten. Für diejenigen aber, welche den Ereignissen auf dem Gebiete der revolutionären Propaganda weniger aufmerksam folgen, ist die für die Reichshauptstadt getroffene Anordnung eine starke Mahnung an die Gefahren, die sie und uns Alle umgeben. Wie schon bemerkt ist der kleine Belagerungszustand nur theilweise über Berlin verhängt worden, das heißt, man hat von den vier Bestimmungen, welche der betreffende Paragraph des Socialistengesetzes enthält, nur zwei in Anwendung gebracht. Man hat das Verbot des Waffentragens erlassen und man hat die Befugniß in Anspruch genommen, Personen, von deren Thätigkeit eine Gefährdung der öffentlichen Sicherheit zu erwarten ist, auszuweisen. Man hat nicht lange gesäumt, von dieser Befugniß Gebrauch zu machen. Am Donnerstag beschloß der Bundesrath die Verhängung des Belagerungszustandes, noch an demselben Tage publicirte der Reichsanzeiger die entsprechende Verordnung des preußischen Staatsministeriums und schon am nächsten Tage erfolgte die Ausweisung von 42 Socialisten.

Ueber die Gründe, welche die preußische Regierung veranlaßten, eine solche Sicherheitsmaßregel zu beantragen, erfährt man selbstverständlich nichts Authentisches. Es wird in dieser Beziehung absolute Geheimhaltung bewahrt. Gleichwohl ist es nicht allzuschwer, sich im allgemeinen eine Vorstellung von den Thatsachen zu machen, deren Kenntniß die Regierung zu ihrem Vorgehen veranlaßte. Die Attentate auf den König von Spanien und auf den König von Italien, wie manche andere Vorgänge, die mit dem Treiben der Internationale zusammenhängen, haben es selbst für das Laienauge des Publicums mehr als wahrscheinlich gemacht, daß zwischen allen verbrecherischen Thaten des letzten halben Jahres, die sich gegen die Oberhäupter der Staaten und die bestehende Gesellschaftsordnung richteten, ein gewisser Zusammenhang besteht. Sicherlich werden die Regierungen über diesen Zusammenhang besser unterrichtet sein als wir und werden über ihn nicht nur Muthmaßungen hegen, sondern sichere Kenntniß von ihm haben. Ganz augenscheinlich operirt die Internationale auch in Berlin und war es daher ganz unumgänglich geboten, die Verbindungen zu zerreißen, die sie hier angeknüpft hatte. Dies ist durch die erfolgten Ausweisungen geschehen, und wird auch ferner geschehen, sofern sich Symptome neuer Gefahren zeigen. Es heißt, daß noch weitere Maßregeln des Schutzes zu erwarten sind, es ist aber noch nicht ersichtlich, ob unter denselben weitere Ausweisungen Verdächtiger zu verstehen sind, oder ob es sich um die Erweiterung des theilweisen kleinen Belagerungszustandes zu einem völligen kleinen Belagerungszustand handelt. In dem letzteren Falle würden dann die noch nicht in Kraft gesetzten Bestimmungen der bezüglichen Gesetzesparagraphen zur Anwendung gebracht werden.

Was die Aufnahme anlangt, die das Vorgehen der Regierung bei der

Bevölkerung gefunden hat, so zweifelt natürlich kein vernünftiger Mensch daran, daß die Regierung die triftigsten Gründe für ihr Handeln gehabt hat und in Folge dessen findet dasselbe auch fast allgemeine Billigung. Natürlich mischt sich in diese Billigung das Gefühl des Schmerzes und der Trauer, daß unsere socialen Gebrechen uns zu einem solchen Zustande geführt haben. Inzwischen schmückt sich die Stadt zum festlichen Empfange des Kaisers und auch die Freude an diesen Vorbereitungen wird getrübt durch die schmerzliche Erinnerung an die Vergangenheit und an die Gegenwart. Man sagt, daß von fortschrittlicher Seite eine Interpellation im Landtage über die Verhängung des Belagerungszustandes eingebracht werden wird. Die Regierung ist bekanntlich nicht verpflichtet, dem Landtage in dieser Angelegenheit Rede zu stehen, gleichwohl ist es sehr wahrscheinlich, daß sie sich auch an dieser Stelle äußern wird, so weit sie überhaupt ihre Motive darlegen kann. Sie hat sicherlich keine Veranlassung das Licht zu scheuen, sie hat nur mit fester Hand das Nothwendige zu rechter Zeit gethan und sie wird gewiß gerne die Gelegenheit ergreifen, durch offene Aussprache, so weit eine solche möglich ist, übertriebene Besorgnisse zu zerstreuen.

Die auswärtige Lage hat in den letzten Tagen ihr ernstes Aussehen nicht verändert. Die Pforte verbleibt nach wie vor den Anforderungen des Berliner Friedens gegenüber in völliger Unthätigkeit. Rußland deutet an, daß bei einem solchen Verhalten der Pforte sein Rückzug aus Bulgarien und Rumelien zur Unmöglichkeit wird. In England harrt Alles der Eröffnungen, welche in wenigen Tagen die Thronrede zur Eröffnung des Parlaments bringen wird. Daß dieselben sehr reichlich ausfallen werden, möchten wir bezweifeln. Die englische Regierung wird sich hüten, das Dunkel allzu sehr zu lüften, das ihre Schritte verdeckt. Sie wird wahrscheinlich ebenso wie alle Anderen von der Nothwendigkeit reden, den Berliner Vertrag auszuführen, wird aber nichts davon verrathen, wie sie sich diese Ausführung denkt. Dann werden wir wohl noch Einiges über die Macht und die Ehre Englands zu hören bekommen, und damit wird die Belehrung über die Ziele der englischen Politik ihr Ende haben.

Auch Graf Andrassy, welcher in Pest am Sonnabend und Sonntag im Finanzausschuß der österreichischen Delegation so viel gesprochen hat, hat unsere Kenntniß der allgemeinen Lage nur sehr wenig erweitert. Allerdings war das auch wohl kaum der Zweck des Grafen, der vielmehr die nachträgliche Rechtfertigung seiner Politik im Auge hatte. Aber sonst pflegt doch bei solchen Gelegenheiten einiges Licht über die momentane Lage verbreitet zu werden. Aber davon ist dieses Mal, wie gesagt, nichts zu verspüren gewesen. Auch Graf Andrassy wiederholte nur das alte Lied von der Ausführung des Berliner Vertrages durch Oesterreich und die anderen Staaten. Alle sollten

sie ihn ausführen. Nun, das haben jetzt schon Lord Beaconsfield, der Leiter des russischen auswärtigen Amtes und Graf Andrassy der Reihe nach erklärt, und die Dinge sind doch nicht aus der Stelle gekommen. Die Pforte will nicht, und deswegen stockt vorläufig Alles. Denn wer soll die Pforte zwingen? Rußland? Dann regt sich England feindlich. Und zwingt Rußland die Pforte nicht, so kommt es fast um alle Erfolge seines Feldzuges. Das ist ein böses Dilemma für die russische Politik. Schließlich werden die Dinge doch wohl die Wendung nehmen, daß die Türkei, welche sich nicht auf Grund des Berliner Vertrages einrichten wollte, seine Ausführung mit ihrer Existenz oder mit dem größten Theile ihres Bestandes wird bezahlen müssen. Die Mächte werden sich schließlich über die Ausführung des Vertrages einigen müssen und England wird, wie gewöhnlich, die Türkei erst in ihrem Widerstande bestärken, dann die Action der Mächte gegen die Pforte zulassen und dieselbe noch dazu vermöge irgend eines sogenannten Abkommens extra berauben.

Deutschland ist an allen diesen Händeln unbetheiligt. Auch die Verzögerung der Ausführung des Berliner Vertrages schmerzt unsere Politik sehr wenig. Unsere Regierung hat sich wohl gehütet, sich für die Ausführung dieses Vertrages zu engagiren. Sie hat den Mächten einen großen Dienst geleistet, indem sie ihnen auf dem Congresse den Weg wies, auf dem sie zur Lösung der Krisis gelangen können. Aber sie hat es den betheiligten Mächten überlassen, diesen Weg zu beschreiten. Sie selbst hat ihn nicht betreten, sie hat keine Veranlassung dazu, einen Gang mitzumachen, dessen Ziel mit ihren Interessen fast gar nichts gemein hat. Auf diese Weise ist sie außer aller Verantwortung geblieben, sehr zu unserem Heile.

2. December. J.

Literatur.

Richard Leanders Träumereien an französischen Kaminen (Leipzig, Breitkopf und Härtel) haben, wie die rasch auf einander folgenden Auflagen beweisen, sich bei Klein und Groß eine wohlverdiente Beliebtheit erworben. Die sinnigen Märchen, ursprünglich von einem berühmten Hallenser Arzte, der auf dem Kriegsschauplatze weilte, in abendlichen Mußestunden an seine Lieben in der Heimath geschrieben, sind seitdem ein Lieblingsbuch weiter Kreise geworden. Zum zehnten Male machen sie ihren Rundgang bei deutschen Familien, dieses Mal in ein prächtiges Gewand gehüllt. Vollbilder, Vignetten und Initialen von einer Dame, Olga von Fialka gezeichnet, in Brendamours berühmter Werkstatt in Holz geschnitten, begleiten den Text, auf dessen typographische Herstellung die höchste Sorgfalt verwendet worden.

So ist ein wahrhaft vornehmes, durchaus gediegenes Werk zu Stande gekommen. Die Künstlerin, deren Händen die Illustration der Märchen anvertraut wurde, hat ihre Aufgabe glücklich gelöst. Sie entstammt offenbar einer tüchtigen Schule, in welcher die guten Holzschnitttraditionen noch frisches Leben athmen, und darf sich einer reichen Gestaltungskraft rühmen. Ihre landschaftlichen Hintergründe sind treffliche Stimmungsbilder, die architektonischen Staffagen verrathen ein genaues Studium, die Männer und Frauen sind stattliche Erscheinungen, ausdrucksvoll die einen, anmuthig die anderen gehalten, von reizender Frische namentlich aber die Hauptheldeu der Märchenwelt: die Kinder. Mag vielleicht das eine oder andere Ornament leichter in der Haltung gewünscht werden, so gestattete dafür der markige Zug, der entschieden in der Phantasie der Künstlerin vorherrscht, den größeren Compositionen eine Kraft und Fülle der Charakteristik zu verleihen, welche überrascht und für die Zukunft bedeutende Leistungen verspricht. Das den Träumereien besonders gespendete Lob, daß sie sich durchweg auf gesundem, heimischem Boden bewegen, darf auch auf die Illustrationen ausgedehnt werden.

Halten sich in dem eben empfohlenen Buche Text und Bild das Gleichgewicht, so fallen die folgenden Publicationen ausschließlich in die Kategorie der Bilderwerke. Alphons Dürr bietet uns in diesem Jahre als willkommene Weihnachtsgabe Fr. Prellers Italienisches Landschaftsbuch. Die zehn von H. Käseberg und K. Oertel vortrefflich geschnittenen Blätter stammen aus den späteren Jahren Prellers, zeigen aber den alten Löwen in seiner vollen Kraft, mit all den Eigenschaften, die ihm den Ehrennamen eines Classikers der Landschaftsmalerei verschafft und zu dem Geistesverwandten unseres Cornelius gestempelt haben. Sein Auge sieht mit besonderer Schärfe die großen, mächtigen Formen des Bodens, die ernsten Eindrücke verdoppeln ihre Kraft unter seinen Händen, vor seiner Phantasie erscheint die Natur wie das Schicksal, das seiner Gewalt alle Creaturen unterwirft und die Spuren derselben den Felsen, den Bäumen, der ganzen Landschaft aufdrückt. Die Motive zu den landschaftlichen Schöpfungen sind vorwiegend der Umgebung von Rom, namentlich Olevano und der Serpentara bei Olevano, entlehnt. Diese Gegenden haben für Prellers Freunde auch ein biographisches Interesse. Denn hier war es, wo er in jungen Jahren am liebsten weilte und studierte und die Anregungen sich holte, die sein ganzes späteres glorreiches Wirken bestimmten.

Von dem rastlos thätigen G. Hirth liegt die Probe eines neuen umfassenden Unternehmens vor, welches, wenn erfolgreich durchgeführt, unserer Kunstbildung heilsam und fördernd als wichtiges Hülfsmittel sich erweisen wird. Kaum hat Hirth die beiden Publicationen, welche in diesen Blättern wiederholt empfohlen wurden, den Formenschatz der Renaissance und die von Butsch

herausgegebene und erläuterte Bücherornamentik der Renaissance — der wir die weiteste Verbreitung und eine baldige neue Folge wünschen — abgeschlossen, so beginnt er nach einem weiteren Plane aus allen Zeiten und Schulen charakteristische Muster malerischen und plastischen Schaffens allen Kreisen zugänglich zu machen. Unter dem Titel: Der Formenschatz sollen alljährlich in zwölf Heften (zusammen zu dem Preise von 15 Mark) ungefähr 180 bis 190 Blätter erscheinen, aus welchen nicht allein der Ornamentiker Belehrung schöpfen, sondern auch der Kunstfreund über die Eigenart der hervorragendsten Meister sich unterrichten kann. Es ist nicht leicht, die Grenzen anzugeben, innerhalb welcher sich der Formenschatz bewegen wird. Das vorliegende erste Heft enthält außer zahlreichen Gegenständen des Kunsthandwerkes das Facsimile eines großen Holzschnittes von Albrecht Dürer, eine Scene aus Holbeins Passion, ein Porträt van Dycks, Amoretten von Boucher. Erst im Laufe der Publication wird sich wohl der Schwerpunct des Werkes deutlicher herausstellen und welcher Seite des künstlerischen Schaffens die Aufmerksamkeit vorwiegend sich zuwenden soll, klar werden. Einen solchen Schwerpunct halten wir für den dauernden Erfolg des Werkes unabweisbar, denn sonst dürfte das Werk in vielerlei, aber nicht immer in die rechten Hände, und das sind doch in erster Reihe unsere nachbildenden Künstler und Kunsthandwerker und deren Freunde, gelangen. Eine dankenswerthe Bereicherung unseres Formensinnes bietet übrigens schon das erste Heft, indem es eine antike Lampe vorführt. Die antike Kleinkunst ist leider in weiteren Kreisen viel zu wenig bekannt, welche unerschöpfliche Quelle von Mustern dieselbe in sich birgt, noch lange nicht hinreichend genug gewürdigt. Wenn Hirth's Formenschatz der antiken Kleinkunst eine reiche Stätte gönnt, so wird derselbe nicht allein Herz und Sinn aller gediegen Gebildeten erfreuen, sondern auch unseren Geschmack in segensreicher Weise reformiren. Denn wir dürfen nicht leugnen, daß die Begeisterung für die deutsche Renaissance allmählich in einen wahren Rausch ausgeartet ist und die Gefahr in sich birgt, daß wir das Klobige, Derbe, Eckige, Scharfkantige, Tiefunterschnittene schließlich allein als Schönheitsideal preisen werden. Nicht die Anfänge der deutschen Renaissance, sondern die Ausläufer derselben, die hart an das Barocke streifen, finden den lautesten Beifall. Wir wollen an der deutschen Renaissance bei dem Schmucke unserer Wohnungen festhalten, aber wir sollen nicht bei der Anwendung derselben die Besinnung verlieren und zu Sclaven derselben oder zu übertreibenden Zerrbildnern werden. Die sicherste Correctur jeder Uebertreibung bietet für alle Zeiten das Studium der Antike. Noch einer anderen Mustereigenschaft darf sich die antike Kleinkunst rühmen. Wenn die ostasiatische Kunst, das andere Ideal moderner Kunstindustrie, uns offenbart, wie man mit wunderbarer technischer Vollendung Scheußlichkeiten schaffen

kann, so lehren uns die Werke der antiken Kleinkunst, wie man mit den wenigsten Mitteln die reinste und reichste künstlerische Wirkung erzielt. Wie rasch, oft scheinbar flüchtig hingeworfen erscheint ihre Zeichnung, wie nur auf das wesentliche beschränkt die Ausführung, wie einfach die technische Weise, und doch, wenn man näher zusieht, wie wohldurchdacht und fein berechnet und sinnig ausgeführt erscheinen dieselben. Zur Hebung des Geschmackes giebt es keinen so sicheren Weg, wie das Studium der Producte des griechischen Kunsthandwerkes.

Aus dem Verlage Soldans in Nürnberg, welchem die Ausgabe der Kupferstiche Dürers, der Handzeichnungen des älteren Holbein, der Gußwerke Peter Vischers im Lichtdrucke seine Signatur aufgedrückt hat, empfangen wir ein neues Prachtwerk: Die Waffensammlung des Prinzen Karl von Preußen, im Lichtdruck ausgeführt von Frisch in Berlin, mit Text von G. Hiltl. Unter den Waffensammlungen Deutschlands steht jene des Prinzen Karl bekanntlich in erster Reihe. Die Herausgabe der schönsten Schätze derselben wird daher nicht allein bei den Kennern, sondern bei allen Kunstfreunden eine allgemeine Theilnahme finden. Denn die Zeit ist längst vorbei, in welcher man in alten Waffen bloße Curiositäten erblickte, interessant für einen kleinen Kreis von Liebhabern und Antiquitätenjägern. Ein guter Theil gerade unserer deutschen Kunstthätigkeit hat sich in alten Tagen der Waffenfabrikation zugewendet. Unsere Plattner und Harnischmacher wetteiferten nicht allein erfolgreich mit italienischen und französischen Waffenschmieden, sie gehörten auch zu den tüchtigsten Vertretern unseres Kunsthandwerkes überhaupt, so daß, wer dieses in seiner ganzen Gediegenheit und Trefflichkeit erkennen will, dem Rüstungswesen eine eingehende Aufmerksamkeit schenken muß. Die Gravirungen, Aetzungen auf den Waffen der Renaissance führen uns unmittelbar in das Reich der ornamentalen Kunst und gewähren, abgesehen von dem historischen Interesse, das die einzelnen Stücke besitzen, einen reichen künstlerischen Genuß. Zur Einführung in das Studium der Waffenkunde, zur Belebung des künstlerischen Sinnes eignet sich aber gerade die Sammlung des Prinzen Karl durch ihre Vollständigkeit und die zahlreichen Prachtexemplare, die sie besitzt, am besten. Das vorliegende erste Heft enthält auf einundzwanzig Tafeln fünfundsechzig Waffenstücke, fast alle von hervorragender Schönheit. Außer den Rüstungen des Herzogs Friedrich II. von Liegnitz und Kaisers Karl V. werden uns Schilde, Helme, Arkebusen, Schwertgriffe, Dolche, Hellebarden in reicher Anzahl und trefflicher Nachbildung vorgeführt. Der von Hiltl mit ebenso großer Liebe wie Sachkenntniß verfaßte Text giebt sowohl über die Entwickelung des Rüstungswesens, wie über die künstlerische Technik jeden wünschenswerthen Aufschluß. A. S.

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.
Ausgegeben: 6. December 1878. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Digitized by Google

Tirynth.

Von A. Böttticher.

— — rarus vacuis habitator in arvis
monstrat Cyclopum ductas sudoribus arces.
Stat. Theb.

Zu der in Griechenland außergewöhnlichen Annehmlichkeit, die Nauplia dem Reisenden durch den Besitz von Gasthäusern gewährt, hat es noch einen weiteren Vorzug vor anderen griechischen Städten: es besitzt einige Miethswagen und dazu die Möglichkeit, dieselben auf, wenngleich kurzen, doch fahrbaren Wegen zu benutzen. Den Namen einer Straße nach deutschen Begriffen verdient freilich nur der eine aus der Stadt in nordwestlicher Richtung führende Weg nach den Ruinen von Tiryns, die das Ziel unseres heutigen Ausflugs bilden. Er macht den Anfang der fahrbaren Heerstraße aus, die von Nauplia über Argos nach Korinth führen sollte, aber leider nur bis Argos gelangt ist, eine mäßig unterhaltene, von den Franzosen während der Expedition von 1829 begonnene und in den Vierziger Jahren vollendete Schotterchaussee von nicht ganz zwei Meilen Länge. Den nicht unbedeutenden Preis für die kurze Fahrt von Nauplia nach den Ruinen erhöhte ein verhältnißmäßig reichliches Chausseegeld, reichlich noch, nachdem es uns gelungen war, von dem Zollpächter einen beträchtlichen Theil — abzuhandeln.

Der Weg zieht sich der Küste parallel in etwa einer halben Stunde Entfernung von derselben in weitem Bogen durch das Flachland; zur Linken säumt er ein ungesundes Sumpfufer, zur Rechten begleiten ihn anfänglich noch einige niedrige Hügelzüge. Aus einer tief ausgeschrämten Nische in einem derselben grüßt uns das edle Marmorbild eines ruhenden Löwen, ähnlich dem bekannten Schweizerlöwen in Stellung und Trefflichkeit der Ausführung.

Eine Inschrift belehrt uns, daß er den im Freiheitskampfe für Griechenland gefallenen Baiern zum Gedächtnisse errichtet ist.

Nun beginnt die weite argolische Tiefebene, aus der nur einzelne Felshöhen wie Inseln hervorragen, zuerst ein einsamer Kegelberg von mehr als hundert Meter Höhe, der Aghios Ilias, dann der langgelagerte Burgfelsen von Tirynth.

Für die Topographie Griechenlands ist dieses Stückchen Erde von hoher Wichtigkeit geworden. Hier legten die französischen Ingenieurofficiere im März 1828 von Aria, dem Vorstädtchen Nauplias, aus nach dem Fuße des tirynthischen Burghügels und hinter dem Aghios Ilias vorüber ihre erste Basis für die trigonometrische Vermessung Griechenlands, deren Resultate mit staunenswerther Schnelligkeit bereits im Jahre 1832 als jene „Carte de la Grèce" erschienen, die noch heute als die einzige, leider nicht ganz fehlerlose Unterlage aller topographischen Untersuchungen des Inneren von Griechenland dienen muß, während die Küstenstriche sich durch das Interesse Englands trefflicher Specialaufnahmen und fortgesetzter Veröffentlichungen Seitens der Admiralität erfreuen. Wer eine Karte Griechenlands aus der Zeit von der französischen Messung, z. B. die des seiner Zeit berühmten reichardschen Orbis terrarum antiquus, mit der französischen Karte vergleicht, wird auf den ersten Blick die völlige Andersgestaltung der Umrisse, der Flußläufe und Gebirgszüge erkennen. Mit jenen früheren Karten war es unmöglich, den Angaben der alten Geographen zu folgen, und erst die französische Messung zeigte, wie zuverlässig jene gewesen, und wie nur der Mangel einer richtigen Aufnahme ihren Mißcredit verschuldete. Aber freilich ist auch die französische Karte nicht überall zuverlässig; ihre Verfertiger haben das von vornherein anerkannt und eine Anzahl der zweifelhaften Puncte angegeben. Darum kann auch jetzt noch die Klärung einer ganzen Reihe wichtiger topographischer Fragen erst dann erfolgen, wenn genauere kartographische Unterlagen geschaffen sind. Ein hierauf zielendes Unternehmen wäre um so dankenswerther, als die besprochene französische Karte nur noch in wenigen Exemplaren käuflich zu haben ist, und die bereits abgenützten Platten eine neue Auflage nicht mehr gestatten dürften.

Für Attika ist der Anfang gemacht: in anerkennenswürdiger Bereitwilligkeit hat der Große Generalstab des deutschen Heeres seit drei Jahren einige Ingenieurofficiere beurlaubt, die zunächst die Ebene von Athen bis zum Meere einerseits und zum Hymettos und Aigaleos andrerseits in mustergültigster Weise aufgenommen haben. Diese noch unedirten Meßtischblätter Wilhelm Kauperts und seiner deutschen und griechischen Mitarbeiter haben, vereint mit den gleichzeitigen Specialaufnahmen des Baumeisters Peltz, eine neue, wesentlich erweiterte und berichtigte Grundlage für die bevorstehende

zweite Auflage von E. Curtius' „Sieben Karten zur Topographie Athens" geschaffen. Wenn man weiß, mit wie verhältnißmäßig geringen Kosten, Dank der Opferfreudigkeit jener Herren, diese Arbeiten zu Stande gekommen sind, und wie viele Befähigte gern ihre Zeit und Arbeitskraft für die Erweiterung des Unternehmens über den gesammten classischen Boden daran setzen würden, so kann man nur tief beklagen, daß nicht der Staat oder begüterte Privatleute die Initiative ergreifen und die Mittel zur Verfügung stellen. Ohne Schwierigkeit würden dieser topographischen Arbeit die Einzelaufnahmen der noch unbekannten Baudenkmäler zur Seite gehen, die Sammlung der Tausende von inschriftlichen Schätzen, die, wenige Fuß unter der Oberfläche verborgen, ganz Griechenland bedecken, der massenhaften Gegenstände der Kleinkunst, die überall verstreut liegen. Ich wiederhole das Wort „überall"! Nur wer Monate und Jahre hindurch das Innere des Landes kennen gelernt hat, kann sich einen Begriff von dem Reichthume machen, der hier noch in der Erde verborgen liegt. Hat nicht Olympias Aufdeckung, haben nicht Schliemanns rastlose Schürfungen und die griechischen Arbeiten in Athen und Tanagra gezeigt, daß man nur die Schaufel anzusetzen braucht, um ganze Museen zu füllen? Wie vieles liegt noch gänzlich unberührt, wie viel unzweifelhaft reiches Fundgebiet unerschlossen! Zwei Namen nenne ich nur: Therapne, Eleusis!

Die Bilder, die uns auf unserer Fahrt zu beiden Seiten des staubigen Weges begleiten, erinnern in nichts an die Vorstellung, die man sich bei dem homerischen Ausdrucke: „die rossenährende Argos", von der Landschaft gebildet hatte. Die tirynthische Ebene ist wenig fruchtbar; sumpfig während der Regenzeit und hart gedörrt im Sommer bringt sie einen geringen Ertrag. Einige Weingärten am Wege sind die spärlichen Ueberbleibsel von Nauplias Weinbau in alter Zeit, von dem Pausanias uns berichtet. Er sah in der Nähe der Stadt das Bild eines Esels in den Felsen gemeißelt und wurde von seinem Führer bedeutet, daß die dankbaren Weinbauer dem geduldigen Thiere dieses Denkmal gestiftet hätten, weil es ihnen durch das Benagen der Rebstöcke die Kunst gewiesen habe, durch Zurückschneiden der Schößlinge eine größere Traubenfülle zu erzielen.

Unser schnelles Fuhrwerk brachte uns in kaum mehr als einer halben Stunde an den Fuß des tirynthischen Burgfelsens, Paläonávylion, oder schlechthin Paläókastron, wie er heute genannt wird. Er erstreckt sich in einer Länge von etwa dreihundert Meter von Süd nach Nord in niedriger schmaler Form, ein etwas breiteres und höheres Plateau im Süden und ein etwa vier Meter tiefer gelegenes und schmaleres nach Mitternacht bildend, beide getrennt durch eine künstliche Mauer, deren Fügung einer späteren Zeit, als der der allerältesten Besiedelung dieser Stätte anzugehören scheint.

Den oberen Rand des ganzen Felsrückens umschließt die uralte, kolossale Ringmauer, welcher Tirynth seine Berühmtheit verdankt. Schon den Griechen der classischen Zeit galt dieses Gemäuer als ein uralt-vorgeschichtliches, von dämonischen Gewalten, den Kyklopen, aufgethürmtes Werk. Bei Homer führt Tiryns den Beinamen τειχιόεσσα, „die Gemauerte" κατ' ἐξοχήν; die Tirynthier stehen in dem Rufe, den Thurmbau erfunden zu haben. Pausanias staunt bei dem Anblicke der riesigen Mauerblöcke, deren kleinster so groß sei, daß ein Maulthiergespann ihn nicht von der Stelle bewegen könne. Und er hat Recht: die Blöcke sind in der That riesig, die kleineren über zwei Meter lang, einen Meter hoch und ein bis zwei Meter tief in das Mauerwerk einbindend, die größesten über drei Meter lang und einundeinhalb Meter stark und hoch. Das sind nun Gewichte von 80 bis zu 250 Zollcentner. Mit welchen Hülfsmitteln vermochte das räthselhafte Geschlecht der Kyklopen diese Blöcke zu einer Höhe bis zu zwanzig Meter aufeinanderzuschichten? Denn daß die Ringmauer an einzelnen Stellen diese Höhe hatte, ist unzweifelhaft. An der am besten erhaltenen Ostseite steht das Mauerwerk noch bis zu vierzehn Meter hoch, und die herabgestürzten Trümmer zeigen, daß es noch um ziemlich die Hälfte höher war. Kein Mörtel verbindet die gänzlich unbehauenen Blöcke; in einer Stärke, die zwischen sieben und vierzehn Meter wechselt, sind sie, wie der nahe Steinbruch am Eliasberge sie lieferte, neben und übereinander geschichtet und halten sich einzig durch ihr Gewicht. In die Lücken ihres unregelmäßigen Gefüges sind kleinere Steine hineingekeilt: λίθια „Steinchen" nennt diese letzteren Pausanias, dem diese Construction auffällt; freilich sind es gegenüber jenen Riesenblöcken Steinchen, aber Steinchen immer noch von der respectablen Größe heutiger großer Werksteine. Eine ganz gleiche Bauweise fand ich bei dem südwestlichen Theile der Mauern von Phigalia, nur in viel kleinerem Maßstabe, wie ein einziges Modell der tirynthischen.

Was ferner die Mauern von Tiryns neben ihrer ungeheuren Stärke von allen übrigen Städtemauern in Griechenland — mit einer einzigen Ausnahme — unterscheidet, ist der Umstand, daß sie nicht durchweg massiv sind, sondern daß in ihrem Innern mannshohe Gänge, theils einfach, theils zu zweien einander parallel in ihrer Längsrichtung sich erstrecken, die auf der südlichen und südöstlichen Seite deutlich zu verfolgen sind, wahrscheinlich aber in dem ganzen Mauerringe vorhanden gewesen sind. Diese Gänge sind nicht überwölbt, sondern durch Ueberkragen der oberen beiden riesigen Steinschichten gebildet, so daß ihr Querschnitt aus einem Quadrate mit darüber stehendem gleichseitigem Dreiecke gebildet ist. Auf der Ostseite führen aus einem dieser Gänge wieder kurze Quergänge nach außen durch die Mauer hindurch. Ueber die Bestimmung dieser Gänge, oder wie man sie gewöhnlich bezeichnet, dieser Gallerien, sind die Ansichten der Gelehrten getheilt. Gell, der uns im Anfange

dieſes Jahrhunderts die erſte Kunde und die erſten bildlichen Darſtellungen von der tirynthiſchen Burg brachte, hielt ſie für einen letzten Zufluchtsort der Beſatzung in Zeiten der Kriegsnoth. Nach Gell hat ſich Göttling, der im Jahre 1840 die Ruinen mit Roß zuſammen beſuchte, mit dieſer Frage ernſtlicher beſchäftigt. Warum er bei ſeiner Veröffentlichung nicht die bereits erſchienene gute Aufnahme der Franzoſen benutzte, ſondern den weſentlich auf Phantaſie beruhenden Plan Gells, iſt nicht recht begreiflich. Göttling bemüht ſich unter Beibringung reichen wiſſenſchaftlichen Materials, die Anſicht Gells, der auch Leake ſich angeſchloſſen hatte, zu bekämpfen und die tirynthiſchen Gallerien als Vorrathsſpeicher darzuſtellen, in denen die Belagerten eine große Fülle von Getreide und Vieh aufbewahren konnten. Weshalb die Erbauer von Tirynth hierzu nicht lieber eine Stelle im Innern wählten, warum ſie ihre Vorräthe, die neben der Stärke der Burg die weſentlichſte Bedingung für das Aushalten einer Belagerung bildeten, dem Feinde in dem Außenringe der Mauer ausſetzten und gar noch zahlreiche Zugänge von außen dazu ſchufen, bleibt bei dieſer Erklärung dem Praktiker eine ungelöſte Frage.

Bei der ziemlich niedrigen Lage des Burgfelſens war es dem Belagerer nicht ſchwer, den Innenraum der Veſte mit Wurfgeſchoſſen und Steinen zu überſchütten und dadurch die Bewegung der Beſatzung zu erſchweren. In ſolchem Falle boten die Mauergänge einen vollkommen gedeckten Weg, um Truppentheile ungehindert nach bedrohten Puncten zu dirigiren. Die nach außen hin führenden Quergänge aber gewährten Bogenſchützen und Schleuderern den günſtigſten Aufſtellungspunct zur Vertheidigung des auf der Oſtſeite belegenen Thores. Vortheilhafter und bequemer wäre es wohl geweſen den Laufgängen eine größere Breite zu geben, als die gewählte von noch nicht zwei Meter, aber man verſtand noch nicht die Technik des Wölbens und vermochte mit den rieſigen Blöcken keine größeren Spannweiten zu überdecken. Deshalb half man ſich mit dem denkbar einfachſten Mittel: man legte ſtatt eines breiten Ganges deren zwei ſchmalere parallel neben einander. Ich überlaſſe dem geneigten Leſer die Würdigung dieſer, wie der Zauberkünſtler Herr Arbre ſich ausdrücken würde, „mit ohne allen Apparaten" gegebenen Erklärung.

Eine ähnliche Anlage findet ſich, ſo weit unſere Kenntniß reicht, nur noch in der uralten kyklopiſchen Ringmauer der lakoniſchen Seeſtadt Zarax.

Wir erklommen den Burghügel von der Südſeite her auf einer durch die Trümmer gebildeten natürlichen Rampe, die geraden Weges in eine der Gallerien hineinführt. Gell nimmt hier bei ſeiner phantaſiegeborenen Darſtellung der Burg ein Thor an, Göttling und auch E. Curtius ſind ihm darin gefolgt. Für dieſe Annahme fehlt jede Unterlage und hat auch in früherer Zeit gefehlt. Gell ſagt ausdrücklich „the portal at the south

eastern angle has entirely disappeared". Auch Schliemanns neueſte Unterſuchungen konnten die Vermuthung eines Thores hier nicht beſtätigen. Letzterer vermuthet, wenn auch kein Thor, ſo doch eine Ausfallspforte; auch dafür fehlt der Beweis. Mir ſcheint die Burg vielmehr nur den einen einzigen Zugang beſeſſen zu haben, deſſen Anlage auf der Oſtſeite ſehr deutlich zu erkennen iſt. Hier führt eine von mächtigen Blöcken kriſtalliniſches Kalkes aufgethürmte Rampe in einer Breite von etwa ſechs Meter rechtwinklich zur Akropolismauer hinauf und durch dieſelbe hindurch, um ſich, im rechten Winkel um die Mauer herumbiegend, an deren Innenſeite noch weiter fortzuſetzen. Der Letzteren gegenüber aber erhebt ſich im Innern eine Art von Baſtion, gleichſam ein dritter Thorpfeiler, der den Zugang noch deckte, wenn der andringende Feind das Mauerthor ſchon genommen hatte. Die Stürmenden ſtanden dann „zwiſchen drei Feuern", von der breiten Außenmauer und der geräumigen Baſtion aus.

Die Ringmauer von Tiryns mit ihrer Thorbaſtion, unzweifelhaft das älteſte Baudenkmal Griechenlands, iſt leider das einzige, was von der Stadt an erkennbaren baulichen Reſten übrig geblieben iſt. Ihre Stätte, auf der bei Buchons Beſuch 1840 ein trefflicher Tabak gebaut wurde, iſt heute gänzlich öde und verlaſſen. Wir fanden die beiden Hochflächen mit wilden Cappern und einem Walde von Diſteln bedeckt; aus einem der Felſengänge ſtahl ſich ein Fuchs und ſchlich über das Plateau in die Ebene hinab.

Kaum zwei Monate nach unſerem Beſuche ward es hier für eine kurze Zeit lebendig. Derſelbe kleine Dampfer, der mich mit lieben Reiſegefährten am 31. Juli 1876 in Aigina abſetzte, führte Herrn Schliemann mit ſeiner treuen Arbeitsgenoſſin und die griechiſchen Gelehrten Pappadakis, Phendiklis und Kaſtorchis nach Tiryns, wo man ſogleich mit fünfzig Arbeitern zu graben begann. Man zog auf dem oberen Plateau zwei längere ſich kreuzende Gräben und grub ebenda dreizehn Schächte von zwei Meter Durchmeſſer, während auf dem niederen nördlichen Plateau drei Schächte abgeſenkt wurden, und endlich unterhalb des Burgfelſens, außerhalb der Ringmauern durch die Anlage von vier Schächten eine Nachforſchung nach Reſten einer Unterſtadt eingeleitet ward. Die Arbeit wurde leider ſchon nach ſechs Tagen abgebrochen, weil die wichtiger erſcheinende Fundſtätte, Mykenai, die Arbeitskräfte dringender erheiſchte.

Es kann bei dieſer Art der Unterſuchung nicht befremden, daß die glücklichen Ergebniſſe, welche die Arbeiten in Bezug auf Kleinfunde gehabt haben, nicht von eben ſo großen Erfolgen für eine Bereicherung unſeres Wiſſens in Bezug auf die baulichen Anlagen der Stadt begleitet geweſen ſind. Meine eigenen Erfahrungen bei unſeren olympiſchen Ausgrabungsarbeiten haben meine bereits vorgefaßte Meinung nur beſtätigt, daß durch Anlage von engen

Schächten und schmalen Gräben für die Erforschung baulicher Anlagen so gut wie Nichts erreicht werden kann. Bei dem Anblicke der wenigen Bautrümmer in den vereinzelten Gruben oder der Mauerzüge, die einen Graben durchsetzen, bleibt der Phantasie immer der größte Spielraum, sich das Gefundene zu einem Ganzen zusammenzureimen; das giebt dann je nach der Befähigung oder dem Glücke des Reimers im besten Falle ein mehr oder minder gutes — Gedicht! Für die Erforschung baulicher Anlagen giebt es nur ein einziges Mittel: vollständige Abtragung der deckenden Hülle bis auf die Grundmauern. „Ich wollte nicht untersuchen, was der Ursprung der Sprache etwa gewesen sein konnte, sondern was er wirklich gewesen ist", dieses gewaltige Wort Lazarus Geigers sollte jedem Forscher auf seinem besonderen Gebiete zur Devise werden. Das bloße Tasten hier und dort und das Combiniren aus den zerstreuten Resultaten bringt vielleicht mehr Schaden als Nutzen, eine wie angenehme und geistreiche Beschäftigung es auch sein mag.

Herr Schliemann hat in wechselnden Tiefen von zwei bis fünf Meter den gewachsenen Felsboden angetroffen, auf ihm wenige „cyklopische Hausmauerreste" und „Wasserleitungen", die nur aus lose neben einander auf den Felsboden verlegten Steinen zusammengesetzt sind. Wenn der unermüdliche Forscher, der jetzt seinen Spaten wieder in Ithaka eingesetzt hat, hierbei eingesteht, nicht zu begreifen, wie es möglich gewesen, daß das Wasser in diesen undichten Kanälen habe laufen können, so möchte ich doch lieber den Schluß ziehen, daß diese parallel laufenden Steinschichten eben alles andere gewesen sein mögen, nur nicht gerade Wasserleitungen. Aus dem Nichtvorkommen rechtwinklig behauener Steine wird dann der nicht unwahrscheinliche Schluß gezogen, daß die Gebäude von Tiryns aus Holz oder aus ungebrannten Lehmsteinen errichtet gewesen seien, deren man sich noch jetzt in dieser Gegend vielfach bedient, und die ein leicht vergängliches Material sind. Eben sowohl kann man aber annehmen, daß vorhandene behauene Steine als ein willkommenes Baumaterial von späteren Geschlechtern zur Gründung benachbarter Ortschaften verschleppt wurden. Denn das ist das Loos der meisten hellenischen Bauten gewesen; nur die Riesenhaftigkeit der tirynthischen Ringmauerblöcke konnte sie vor gleichem Schicksale bewahren.

Weit ergebnißreicher und interessanter sind die Folgerungen, die sich an die Kleinfunde der schliemannschen Arbeiten knüpfen. Zuerst tritt bedeutsam die Thatsache hervor, daß die Unterstadt ein anderes Einwohnergeschlecht beherbergte, als die sie überragende Oberstadt, die nach einer Combination aus Stellen des Strabon und Pindar auch den Namen Likymnia geführt zu haben scheint. Fanden sich in dem Boden der ersteren nur Gegenstände von hellenischer Arbeit, so weisen die Funde in der Oberstadt auf ein vorhellenisches,

orientaliſches Geſchlecht hin. Zahlreiche ſehr roh bemalte Terracottafiguren von Kühen und weiblichen Idolen mit Kuhhörnern oder der Mondſichel deuten auf einen frühen Zuſammenhang der Schutzgöttin von Tirynth und Mykenai, der Hera, mit orientaliſchen Gottheiten, der Iſis und Ashtoreth; auch die Kopfbedeckung einer kleinen männlichen Bleifigur iſt eine entſchieden orientaliſche. Wie früher Herr Schliemann in den Idolen von Hiſſarlik die Eule erkannt hatte und den homeriſchen Namen der Glaukopis Athene aus einer uralten Verehrungsform dieſer Göttin nachzuweiſen bemüht war, ſo leitet ihn hier die Kuhform der großäugigen Idole auf eine ähnliche Beweisführung für den Zuſammenhang des Beinamens der Hera, der Boopis, mit ihrem aus dem Orient ſtammenden Cultus unter dem Bilde der fruchtbaren Kuh und als Göttin des wachſenden Mondes.

Mr. Gladſtone, dem ſeine Geſchäfte als Staatslenker immer noch zu ernſten und tiefen archäologiſchen Forſchungen Muße ließen, hat in ſeiner vortrefflichen langen Vorrede zu den ſchliemannſchen Berichten ſich im Weſentlichen der Meinung des Letzteren anſchließen können. Auch nach ſeiner Anſicht lebte in Tiryns wie in Mykenai eine Bevölkerung, die vor helleniſcher Zeit von Oſten und Süden einwanderte und den Cultus des Poſeidon mitbrachte. Die Kyklopen, poſeidoniſche Gottheiten, haben nach der Meinung der Alten die Mauern von Tiryns gebaut; auch Trojas Mauern hatte Poſeidon dem Laomedon zuſammengefügt. Ebenſo weiſen die Bronzebekleidungen der mykeniſchen Bauten auf das Morgenland, auf ein nicht griechiſches Volk hin. Auch Newton kommt zu dem Ergebniß, daß die mykeniſchen Gräber und die tirynthiſchen Befeſtigungen einer Epoche entſtammen, die der „gräcophöniziſchen“ vorangeht.

Dem ſpäteren, griechiſchen Geſchlechte iſt Tiryns die Wiege des doriſchen Landesheros, des Herakles, und gleich Mykenai die Stätte blutigen Verwandtenzwiſtes. Proites hatte ſie gegründet, deſſen Sohn, Megapenthes, ſie an Perſeus, den Gründer von Argos und Mykenai ſchenkte. Elektryon, in deſſen Beſitz die Stadt ſodann vererbt wird, iſt der Vater Alkmenes, aus deren Schooße der göttliche Heros hervorgeht. Als Sthenelos, der König von Argos, ſeinen Vater Amphitryon aus Tirynth vertrieben hat, erobert der herangewachſene, von thatenreicher Wanderung heimkehrende Held die Burg zurück und gründet ſich und ſeiner Mutter Alkmene hier ein dauerndes Heim.

In geſchichtlicher Zeit finden wir Tiryns ſchon früh abhängig von Argos, wenn gleich eine achaiiſche Bevölkerung ſich in ihren Mauern hielt. Wenige Jahre vor ihrer Zerſtörung war ihr noch eine glänzende Waffenthat beſchieden. Mit Mykenai zuſammen ſtellte die Stadt vierhundert Bewaffnete zu der Schlacht von Plataiai und durfte ihren Namen auf jener ehernen Baſis verewigt ſehen, auf welcher die Sieger dem delphiſchen Apollon einen goldenen

Dreifuß weihten. Die Eifersucht der Argiver auf diesen Vorzug führte zu Streitigkeiten. Argivische Sclaven, die Gymnesier, entrannen ihren Herren und setzten sich in Tiryuths Mauergängen fest, wurden aber nach hartnäckigem Widerstande bezwungen. Damit war das Schicksal der Stadt entschieden. Ein Theil der Mauer wurde geschleift; einer völligen Zerstörung wehrte die kolossale Massenhaftigkeit des Bauwerkes. Was Kyklopen geschaffen hatten, das Epigonengeschlecht konnte es nicht einmal zerstören. Tiryuths Bevölkerung wurde theils in Argos angesiedelt, theils floh sie nach Epidauros. Von den Götterbildern brachte man die Mehrzahl in das Heraion bei Argos.

Seit jener Zeit gehört die Stätte der Geschichte nicht mehr an. Untersuchungen englischer Architekten im Jahre 1850 haben außer einigen Säulentrümmern aus späterer Zeit keine Ergebnisse für die Geschichte geliefert. Die Grabungen des Herrn Schliemann haben in den oberen Schichten auch Funde aus fränkischer Zeit geliefert, aber die Chroniken geben bis jetzt keinen Anhalt für Namen oder Ereignisse, die sich an diesen Ort knüpfen.

Die alten Tirynther standen in keinem guten Rufe: sie waren starke Zecher und hatten einen so unwiderstehlichen Hang zum Lachen, daß sie ihn bei keiner noch so ernsten Gelegenheit zu unterdrücken vermochten. In dem Wunsche, diese unschöne Eigenschaft abzulegen, hatten sie das Orakel befragt und den Bescheid erhalten, daß ein dem Poseidon gebrachtes Stieropfer den erwünschten Erfolg haben werde, wenn keiner der Anwesenden dabei lachte. Deshalb wurden bei der feierlichen Handlung alle Unerwachsenen fern gehalten. Ein Kind indessen schlich sich während der Feier heimlich herzu und als man es entfernen wollte, sagte es in naiver Weise: „Weshalb? fürchtet ihr denn, daß ich das Opfer umwerfe?" Darüber brach die ganze Versammlung in ein unauslöschliches Gelächter aus und die Tirynther behielten ihren alten Hang für immer.

Tirynth machte sich erst wieder einen Namen in den ersten Regierungsjahren des Königs Otto. In dem eifrigen Bestreben, dem furchtbar verheerten Lande die natürlichen Quellen des Wohlstandes wieder zu erschließen, richtete sich sein Blick in erster Linie auf die Hebung der Ackerwirthschaft als eines der gewichtigsten Factoren für die materielle Sicherung des Besitzes und als einer Erzieherin des im Kriege gänzlich verwilderten Klephtenvolkes zu seßhafter Lebensweise und milderen Sitten.

Schon der Präsident Kapodistrias hatte im Jahre 1829 den Grund zu einer Ackerbauschule in der Nähe der Unterstadt von Tirynth gelegt. Der König erweiterte die Anlage durch Landankäufe und Einrichtung einer Musterwirthschaft nach deutschem Vorbilde. Rheinische und Burgunderreben wurden gepflanzt, ägyptische und asiatische Baumwollenstauden angebaut, auch ein großer Obstgarten mit einer Pflanzschule entstand, und zuletzt richtete man

noch ein umfangreiches Gestüt ein. Erleichterungen aller Art vermochten zuerst der Anstalt eine nicht unbedeutende Anzahl von Zöglingen zuzuführen, auch die intelligenteren Ackerbauer der Umgegend ersahen anfangs ihren Vortheil und empfingen unentgeltlich Pflänzlinge und Aussaatkorn. Aber der Eifer ließ bald nach, vielleicht auch versuchte man mit Unrecht auf südlichen Boden deutsche Einrichtungen zu verpflanzen, die hier nicht gedeihen konnten. Ein französischer Reisender berichtet schon aus dem Jahre 1840, daß der Zustand der Anstalt ein „sehr vernachlässigter" sei. Im Jahre 1865 wurde durch Kammerbeschluß der theoretische Unterricht ganz aufgegeben und die Wirthschaft nur praktisch für Rechnung des Staates betrieben. Der Weg nach Tirynth führt unmittelbar an dem hohen, pfeilerbegrenzten Thorwege vorüber, der die Einfahrt zum Hofe abschließt. Der Blick, den ich durch die morschen Gitter hindurch auf die Anstalt werfen konnte, zeigte mir ein an die deutsche Heimath gemahnendes Bild, einen weiten, baumumgrenzten Gutshof, im Hintergrunde abgeschlossen durch das langgestreckte Wohnhaus von bescheidener Höhe, ganz das Bild eines deutschen Herrenhofes, aber eines solchen, der durch jahrelange Mißwirthschaft in den äußersten Verfall gerathen ist, den in den nächsten Wochen eine zahlreiche Gläubigerschaar in Stücke reißen wird. Die Anstalt hatte bis 1865 dem Staate 779,830 Drachmen gekostet und dagegen durch ihre Erzeugnisse 518,245 Drachmen eingebracht. Ich entnehme diese Zahlen den statistischen Angaben des Herrn P. Moraïtinis „La Grèce telle qu'elle est. Paris, Firmin Didot". Das außerordentlich lehrreiche Werk ist bereits in einer deutschen Zeitschrift in sehr freundlicher Weise besprochen worden („Deutsche Rundschau" 1878, Heft 7, Gustav Hirschfeld, Das heutige Griechenland), seinen Vorzügen ist dort volle Gerechtigkeit widerfahren, seine Schattenseiten sollten wohl absichtlich nicht beleuchtet werden. Herr Moraïtinis baut auf das reiche statistische Material, welches er uns bietet, oft die allerwunderlichsten Schlüsse. So an der eben benutzten Stelle: er nennt das Verhältniß zwischen den Kosten und dem Ertrage jener landwirthschaftlichen Bildungsanstalt einen Mißerfolg und deutet an, daß das Eingehen derselben wie zweier anderer Versuchsstationen daher ganz mit Recht erfolgt sei. Nach seiner nationalökonomischen Anschauung mußten also die Lehranstalten eines Landes Geld eintragen! vielleicht auch Schulen und Universitäten? Die Ausbildung nur weniger tüchtiger Landwirthe, die auf Staatskosten als Wanderlehrer das nicht umfangreiche Land durchzögen, würde von außerordentlichem Segen für Griechenland und zu einer reichen Quelle späterer staatlicher Einnahmen werden. Der Kornbau steht noch auf einer unglaublich primitiven Stufe; es wird sich lohnen, einen flüchtigen Blick auf die Handhabung der Ackerbestellung zu werfen und den Ursachen ihrer so geringen Entwickelung nachzugehen. Die statistischen Unterlagen liefert uns

Digitized by Google

das Werk des Herrn Moraïtinis. Griechenland umfaßt ohne die ioniſchen Inſeln, für welche die Engländer einen glücklichen Ausnahmezuſtand geſchaffen haben, im Ganzen ein Areal von 47,516 Quadratkilometer. Davon waren im Jahre 1861

Bebaute Ländereien	7,436	Quadratkilometer
Unbebaute aber bebauungsfähige Fläche	11,748	„
Berg- und Weideland	18,599	„
Teiche und Sümpfe	833	„
Wälder	5,420	„
Ortſchaften, Flüſſe und Wege . . .	1,653	„
Bleiben unnachgewieſen	1,827	„
Zuſammen	47,516	Quadratkilometer.

Herr Moraïtinis nimmt an, daß das Verhältniß der bebauten zur unbebauten aber ertragsfähigen Fläche ſich ſeit jenem Jahre günſtiger geſtaltet hat und daß jetzt etwa 53 Procent bebautes und 47 Procent noch beſtellbares Land vorhanden ſei. Dieſes immer noch ſehr traurige Verhältniß ſoll durch den Mangel an Arbeitskräften verſchuldet ſein. Griechenland hatte aber nach der letzten Volkszählung ohne die ioniſchen Inſeln 1,228,000 Einwohner, das heißt 26 auf das Quadratkilometer. Das iſt freilich wenig im Verhältniß zu anderen europäiſchen Ländern; rechnet man aber das Verhältniß der Bevölkerung zu der beſtellbaren Fläche aus, ſo kommen auf das Quadratkilometer 61 Einwohner. Das iſt nicht wenig! Wir werden im Folgenden ſehen, wie viel Arbeitskraft todt liegt.

Der ertragfähige Boden iſt — ſo weit der Kornbau in Betracht kommt — in Griechenland theils in den Händen ſehr vieler Kleinbauern, die ihn lehensweiſe vom Eigenthümer, dem Staate, erhalten, theils in denen einiger Großgrundbeſitzer, die ihn nicht ſelbſt bewirthſchaften mögen, weil ſie eine politiſche Laufbahn oder Handelsgeſchäfte vorziehen, und die deshalb ihre Ländereien in kleinen Looſen an die Kleinbauern verpachten. So bearbeitet jeder nur ein winziges Stückchen Landes und kann ſich die Geräthe und Einrichtungen, welche ihm von Vortheil ſein würden, nicht beſchaffen, weil ſie im Verhältniß zum Areal zu koſtſpielig ſind. Weil aber die Arbeitsfelder des Einzelnen ſo klein ſind, nehmen ſie die ganze vorhandene Arbeitskraft des Mannes gar nicht in Anſpruch, trotz der kurzen Friſt, welche das Klima dieſem für die Beſtellung gönnt. Während der ſüd- und mitteldeutſche Landwirth faſt das ganze Jahr über an der Bearbeitung und Aberndtung ſeiner Felder ſchaffen kann, bleibt dem griechiſchen Bauer dazu nur die knappe Winter- und Frühjahrszeit. Von Ende Juni bis Ende October liegt der

Boden von der glühenden Sonne in Stein verwandelt vom Pfluge unverwundbar da. Der Landmann sitzt während dieser Zeit unthätig auf der luftigen Höhe seines Bergdorfes, wo ihm die in der Ebene brütende Fieberluft weniger anhaben kann, und schaut tagtäglich hinauf nach dem tiefblauen, ewig gleichen Himmel, ob nicht endlich ein Wölkchen den nahenden Herbst verkünden werde. Schon gegen Ende des September beginnt wenigstens der Nachtthau wieder die Vegetation zu beleben, aber den Boden für die Bestellung zu erweichen vermag er allein nicht. Erst Ausgangs October, wenn die ersten gewaltigen Herbstregen die Ackerrinde erweicht haben, treibt der Bauer seinen Ochsen von der Weide hinab ins Thal, ladet dem eingefangenen Esel den räderlosen Pflug auf den Rücken und spannt, auf seinem Felde angelangt, beide davor in derselben primitiven Weise, wie die alten homerischen Helden ihre Rosse vor den Streitwagen schirrten. Unter das plumpe schwere Holzjoch führt er sie, das am Ende der hochgebogenen Deichsel mit Pflock und Riemen befestigt ist. Deichsel und Pflugschaar ist oft aus einem Stücke geschnitzt, die letztere sehr häufig ganz ohne Eisenbeschlag, so daß das ganze Instrument mit dem Joche wie ein großer einarmiger Holzanker aussieht; ein in das Hakenende eingesteckter Stab dient zum Lenken der Pflugschaar.

Der Acker, auf welchem der angeschirrte Pflug nun steht, hat ein Jahr lang brach gelegen. Das Princip einer regelmäßigen Fruchtfolge mit drei- oder vierjährig wiederkehrender Brachezeit kennt der griechische Landmann nicht: er bestellt seinen Acker in dem einen Jahre und läßt ihn dann im folgenden brach liegen; das Land ist daher vor der Bestellung von trockenem Unkraut überwuchert. Dahinein streut der Bauer sein Saatkorn so weit sein Armwurf reicht, indem er seiner Grenze entlang wandert, und dann erst pflügt er diesen besäten Streifen um, etwa zehn Centimeter tief. Dann besät er wieder eines Wurfes Breite und pflügt diesen zweiten Streifen um und so fort, bis die ganze Feldbreite bestellt ist. Damit ist nun seine ganze Arbeit bis zum Mai beendet, just wie es zu Sophokles Tagen auch gewesen sein muß, der den Vergleich doch wohl den Verhältnissen seiner Zeit entnimmt:

— „So wie der Landmann, der ein fernes Feld bebaut,
Nur bei der Aussaat und der Erndt' Einmal geseh'n".

Trachin. 32.

Tiefes und mehrmaliges Pflügen ist völlig außer Gebrauch; die Egge, die Walze sind gänzlich unbekannte Werkzeuge. Das Fest des heiligen Konstantinos (21. Mai a. St.) bezeichnet in den höher gelegenen Bergländereien den Beginn der Erntezeit, während in den wärmeren Thälern der Getreideschnitt schon zu Anfang des Mai beginnt. Nun wird das Getreide mit der Sichel geschnitten, auf Pferde und Esel gebunden und zur Tenne geschleppt. Was dabei an den Dornenhecken und Baumzweigen hängen bleibt, wird nicht

geachtet. Die Tenne besteht aus einem kreisförmigen Platze an einem höher gelegenen Puncte inmitten der Felder. Durch Aufbringung von Lehmschlag und Jahrzehnte lange Benutzung, bisweilen auch durch eine leichthin ausgeführte Pflasterung, ist auf diesem Platze eine sehr harte und glatte Fläche entstanden, der selbst die winterlichen Regengüsse nichts anhaben können. Dem Landmann unentbehrlich, ist ihm diese Stelle seines Ackers vor allen anderen kostbar. „Nehmt uns unsre Felder, wo ihr wollt," riefen uns die Bauern bei Olympia zu, „nur unsre Tennen nehmt uns nicht!" Inmitten der Tenne steht ein Pfahl, daran werden Pferde und Esel gebunden und über die gebreiteten Halme im Kreise herumgetrieben, bis die Körner ausgetreten sind. Den Lohn für die müden Thiere bildet das zerstampfte Stroh.

Und diesen geringen Müheaufwand bei der Bestellung lohnt nun in der Regel der siebenfache Ertrag der Aussaat, oft auch der zehnfache. Nie kommt eine Spur von Düngung in den Acker außer dem, welchen die in der Brachezeit aufgetriebenen Heerden zurücklassen. Wer möchte solchen Ergebnissen gegenüber noch von einer „Aussaugung des Bodens durch Cultur" reden, wer wie seiner Zeit der gelehrte Arzt und Botaniker Fraas, Griechenland eine Zukunft für Ackerbau und Forstcultur absprechen? Freilich gilt auch gerade für Griechenland, auch für das heutige noch immer das Sprüchwort der Alten: ἔτος φέρει οὐχι ἄρουρα „das Klima bringt's, nicht der Boden". Victor Hehn hat die besonderen Verhältnisse, durch deren Gunst der griechische Ackerboden unerschöpflich zu sein scheint, in der Einleitung zu seinem — man weiß nicht, ob mehr Genuß oder Gewinn bringenden — Werke über die Wanderungen der Culturpflanzen und Hausthiere trefflich auseinandergesetzt: Wenn in den kälteren und flacheren Ländern Europas, die den Pflanzen zum Wachsthum nöthigen Salze des Erdbodens mit der Zeit aufgebraucht werden und der Ergänzung durch natürliche oder künstliche Düngung bedürfen, wenn die langsameren und anhaltenderen Niederschlagswässer und der auf den Feldern schmelzende Schnee die mineralischen Stoffe lösen und in Bächen und Strömen ungenützt dem Allverschlinger Meer zuführen, so bilden in Griechenland die von den höheren Berglehnen durch furchtbare, aber kurze Regengüsse in die schmalen Culturthäler herabgeschwemmten Mineraltheile ganz von selbst den nöthigen Ersatz für die vom Pflanzenwuchse verbrauchten Stoffe. Thatsächlich wird jede neue Saat von einem neuen, von den Bergen zugeflossenen Erdreiche getragen. Ueber die allmähliche Aufhöhung der griechischen Thalebenen, der auch die Bergung der Schätze von Olympia zu danken ist, habe ich bei einem anderen Anlaß zu sprechen Gelegenheit gehabt („Allgemeine Zeitung" 1877, Nr. 206 f.) und komme hier nur darauf zurück, weil sie eine Erklärung für die unerschöpfliche Ertragsfähigkeit des griechischen Ackerbodens gewährt.

Außer der ihre eigenen Bahnen gehenden natürlichen Bewässerung des Bodens erspart dem griechischen Landwirth den Dung auch das in künstliche Wege geleitete Bergwasser, eine in vielen Theilen des Landes sehr wohl eingerichtete Berieselungsanlage. In dem fruchtbaren Messenien, im arkadischen Ladonthale sah ich mit den einfachsten Mitteln hergestellte, vortrefflich wirksame Bewässerungsanlagen mit wohl disponirten Ober- und Umfluthgräben, mit zweckmäßig gerichteten Furchen für die Wasservertheilung auf wagerechten Ebenen. Im Ladonthale nach Thelpusa hinauf ritten wir im Spätsommer, in glühender Septembersonne über ausgedehnte Flächen immer im rieselnden Wasser.

Und doch? wie viel könnte noch geschehen, um bessere Ernten zu erzielen, wenn man den benutzten Boden besser bestellte, wenn man mit eiserner Pflugschaar und durch mehrmaliges Pflügen auch die tieferen Bodenschichten lockerte, und die eingestreute Saat mit der Egge vertheilte, wenn man anstatt der ein Jahr um das andere eintretenden Brache unter Zusammenlegung der Grundstücke eine dreijährige Brachezeit einführte und durch Anbau zweckmäßiger Futterkräuter, die nach einmaligem Weideabtrieb wieder untergepflügt und eingewalzt würden, eine lockere, humusreichere Erdkrume bildete. Und das alles gilt ja nur von der für die Cultur bereits gewonnenen Bodenfläche. Aber mindestens eben so viel, wie diese, betragen die weitgedehnten Gefilde, die fruchtbar an sich und unmittelbar neben bebauten Feldern belegen, seit der Hellenenzeit von keinem Pfluge mehr berührt wurden. Und weshalb erschließt man diese Felder nicht der Cultur?

Daß es an Händen zur Arbeit nicht fehlt, die eine verhältnißmäßig so geringe ist, daß der peloponnesische Bauer den größten Theil der Bestellzeit feiern kann, glaube ich gezeigt zu haben. Es giebt dafür keinen anderen Grund, als den Fluch einer gänzlich verkehrten Gesetzgebung, die directe Bruttobesteuerung der Feldfrucht. Eine unselige Hinterlassenschaft Kapodistrias, vererbte sich das Ackergesetz von Jahrzehnt zu Jahrzehnt bis auf den heutigen Tag. Die kurze, nur dreimonatliche Amtsführung eines verständigen und mit den agrarischen Verhältnissen seines Landes durch wiederholte Reisen vertrauten Ministers hat im verflossenen Jahre einen neuen, viel versprechenden Zustand für das Heerdenwesen durch eine durchgreifende Reform der Gesetze über die Viehhaltung geschaffen. Mit lautem Jubel erklingt jetzt der Name Delighiorghis unter dem Wlachenvolke der Berge. Möchte es ihm oder einem gleich einsichtigen Manne gelingen, diesen Jubel auch unter dem Bauernvolke der Thalniederungen widerhallen zu lassen. Die jetzigen Zustände müssen allmählich zum Ruin des Kornbaues führen: Wenn der griechische Landmann zur Erndte hinauszieht, begleitet ihn der „Jspraktor", der Steuererheber, mit einer militärischen Bedeckung. Ohne diese wichtige Per-

sönlichkeit darf er seine Erndte nicht einbringen. Unmittelbar nach dem Dreschen und Reinigen des Kornes zieht der Jspraktor den zehnten Theil des Bruttoertrages für den Staat ein, sei es in natura oder im Gegenwerthe des Taxpreises. Ob der Eine für die Bestellung eines Morgens zehn Drachmen, ob der Andere hundert Drachmen für die gleiche Fläche an Arbeitskraft und Meliorations-(Berieselungs-)Kosten aufgewendet hat, ob jenem das Land fünffältige Frucht bringt und diesem zehnfältige, das ist dabei ganz gleichgültig: jeder giebt vom Scheffel Korn den zehnten Theil ab.

Wer möchte unter solchen Umständen daran gehen, neue Flächen der Cultur zu erschließen, Bäume und Gestrüpp zu roden, Steine zu lesen, Terrassen zu häufen gegen die Sturzbäche der Herbstregen, Quellen zu suchen und dem neuen Boden zuzuführen, Alles mühevolle Arbeiten, von deren kümmerlichem Erstlingsertrage der Steuerheber in gleichem Maße seinen Zehnten einstreichen wird, wie von dem fruchtbaren, in einem Vormittage bestellten Saatfelde des Nachbars.

Und welcher Blick erst thut sich bei der Betrachtung dieses unheilvollen Systemes dem auf, der orientalische Beamtenwirthschaft kennen gelernt hat! Welche Macht hat der Jspraktor, von dem es abhängt, ob der Bauer seine Erndte heute oder erst in acht Tagen einbringen darf! Wie wird er diese Macht benutzen, wenn er weiß, daß binnen vier Monaten bei der nächsten Ministerkrisis das gesammte Beamtenpersonal vom Staatssecretär bis zum Briefträger wechselt! Er hat keinen anderen Gedanken, als die kurze Zeit seiner Amtsverwaltung dazu zu benutzen, für sich soviel zusammenzuraffen, um während der Pause, wo eine andere Partei herrscht, davon leben zu können, bis die seinige wieder am Ruder ist und die alten Einnahmequellen von oben wie von unten wieder fließen.

Man glaube nicht, daß das Vorstehende eine Uebertreibung ist. Als vor wenigen Jahren einem Minister und einigen Bischöfen der Proceß wegen Simonie gemacht wurde, war dies lediglich eine politische Parteisache; eine Gelegenheit, den Minister zu verdächtigen und zu verdrängen, wurde mit Begier ergriffen. Damals habe ich über diesen Fall oft und eingehend mit einem griechischen Freunde gesprochen, der sein Vaterland über Alles liebt, aber nicht blind für die Krebsschäden in seiner Verwaltung ist. Und er mußte mir zum Schlusse beschämt und tiefbetrübt eingestehen: „Es giebt in ganz Griechenland keine geistliche Stelle von oben bis unten, die nicht gekauft wäre!"

Und so fließt denn auch die vom Schweiße des kleinen Bauern aufgebrachte Steuersumme keineswegs ungeschmälert in den Staatssäckel, und was schlimmer ist, das, was glücklich hineingelangt ist, kommt keineswegs auch nur zum größeren Theile dem Allgemeinen zu Gute, sondern die am

Ruder befindliche Partei verwendet einen großen Bruchtheil, um die politischen Parteigenossen zu befriedigen und sich eine künftige Wiederwahl zu sichern. Dieses Fundamentalübel muß wohl außerordentlich tief eingewurzelt sein, wenn der eifrige Patriot, der sich zur Aufgabe gemacht hat, sein Vaterland den europäischen Zeitgenossen gegenüber ins rechte Licht zu stellen und seine Lebensfähigkeit zu beweisen, wenn Herr Moraïtinis selbst es zugiebt und rathlos ihm gegenübersteht. Hören wir ihn selbst (a. a. O. Seite 551): „Man sagt: ‚wenn die vier oder fünf Parteiführer, welche abwechselnd zur Macht gelangen, einmal das System der Gunstbezeugungen und Belohnungen aufgeben, so wird für Griechenland das goldene Zeitalter anbrechen'. Wir unseres Theils glauben, daß niemals eine größere Naivetät mit mehr dogmatischer Sicherheit ausgesprochen worden ist. Wie? wenn Herr Koumoundouros, nachdem er an die Spitze der Staatsgeschäfte gelangt ist, seine lästigen Bittsteller heimschickt und, nun von ihnen verlassen, sich zu opfern und zurückzuziehen vorzieht, und wenn nach ihm die Herren Trikoupis, Delighiorgis, Zaïmis, Boulgaris seinem Beispiele folgen, wird etwa dann Griechenland aufathmen können, und wird das an ihm nagende Uebel für immer mit der Wurzel ausgerissen werden? Aber werden sich denn nicht in diesem Lande, wie in jedem anderen, einige beredte Demagogen finden, die sofort das Banner der Versprechungen und Liberalitäten entfalten, das die Anderen eingezogen haben? Und sieht man nicht im Voraus, daß die einflußreicheren Wähler, von der bereits besprochenen gebieterischen Nothwendigkeit ihrer Selbsterhaltung getrieben, kaum von ihren alten Führern entlassen sein werden, um sich schon wieder unverzüglich um die neuen zu schaaren? Seien wir praktisch, wenn wir positive Fragen behandeln! Nicht morgen, nein heute noch werden letztere im Triumph auf die Sitze der Alten gehoben werden, um von da aus mit vollen Händen die Wohlthaten des Budget auszutheilen. Worin läge in diesem Allen die Wohlthat für Griechenland, und worin würde der öffentlichen Moral genügt sein? Einzig die Namen würden wechseln und — was keine Wohlthat wäre — die neuen Führer würden an Mäßigung, an Erfahrung und an praktischem Geschick ärmer sein als ihre Vorgänger."

Und wenn nun die Großen ein solches Beispiel geben, wessen hat man sich da von den kleineren Beamten zu versehen!

Die Landescultur, insbesondere der Kornbau, würde einen ganz anderen Aufschwung nehmen, wenn dieser Beamtenwirthschaft ein Ende gemacht werden könnte, und wenn anstatt des jetzt herrschenden Steuersystems die Selbsteinschätzung der Gemeinden wieder eingeführt würde, wie sie unter türkischer Herrschaft zum Segen des Landes bestanden hat.

Dem Aufschwunge des Kornbaues wirkt indessen noch ein anderer Factor hemmend entgegen. Griechenland besitzt zwar einen für Korn durchaus

geeigneten Boden, aber das Gewächs, das dort am besten gedeiht, bleibt doch der Weinstock, und da der Weinbau, besonders der Anbau der verwilderten Abart des Weinstockes, dessen getrocknete Beerenfrucht wir unter dem Namen der Korinthen kennen, ein weit gewinnbringender ist, als der Kornbau, so muß der letztere natürlich zurückbleiben, während die Korinthenpflanzungen immer mehr an Ausdehnung gewinnen. Der Gewinn dieser Cultur kommt leider nur dem armen Volke nicht zu Gute. Der Korinthenbau liegt in den Händen der Großgrundbesitzer, aus denen sich die Mitglieder der Kammern recrutiren. Vor nicht viel mehr als vierzig Jahren bestand das Bruttosteuergesetz und seine Execution durch den bei der Erndte anwesenden Steuererheber auch für den Wein- und Korinthenbau, wie leicht begreiflich ist, für diesen noch mit viel schwereren Folgen, weil Traubenschnitt und Kelter noch weit abhängiger vom Wetter sind, als die Kornerndte. Die korinthenbauenden Herren Abgeordneten haben sich von dieser Last klüglich zu befreien gewußt; während der kleine Bauer unter der Härte des Bruttozehnten seufzt, wird der Wein und die Korinthe nach der Exportziffer besteuert, und diese Steuer trägt gewohnheitsmäßig der fremde Käufer. Der Kleinbauer aber, der ja auch schon längst eingesehen hat, daß er vortheilhafter Korinthenreben pflanzt, als Korn baut, kann seine kleinen Erträge nicht dem überseeischen Großhändler direct verkaufen, sondern ist gänzlich dem Agenten in die Hand gegeben. Der Agent giebt ihm baares Geld in der Zeit der Noth gegen hohe Wucherzinsen — fünfzehn Procent gelten in Griechenland für einen mäßigen Zinsfuß; zurückzahlen kann der Bauer das Geld nicht in Baarem, er verkauft also dem Agenten die Erndte auf dem Stocke für den Preis, den Jener für gut befindet.

Eins der wesentlichsten Hemmnisse für die Erschließung der inneren fruchtbaren Ebenen, wie für die Ausbreitung aller Cultur überhaupt bleibt aber der immer und immer wieder zu betonende Mißstand des Landes: der absolute Mangel an Verbindungsmitteln. Auf der arkadischen Hochebene bei Tripolitza reift alljährlich eine reiche Fülle von Korn, weit mehr, als die dort lebende Bevölkerung gebraucht; ein nicht geringer Theil dieses Kornes verfault aus Mangel an Absatz. Sechs Meilen davon, in Argos, kauft man sein Brodkorn aus Triest oder Alexandria, lediglich weil durch das trennende Gebirge ein Weg nicht vorhanden ist, der Massentransporte gestattete. Und es wäre gar nicht etwa schwer, gute und fahrbare Heerstraßen durch das Land zu führen und die Hauptwasseradern der Peloponnes für kleine Fahrzeuge schiffbar zu machen, ja, wie ich aus zuverlässiger Quelle weiß, es ist ein gar nicht unbeträchtlicher Fonds für den Wegebau vorhanden, nur wußte Niemand zu sagen, wohin eigentlich diese Gelder ihren Weg nehmen.

Die Ansicht, welche Herr Manikatis, der seiner Zeit an der Spitze des

Ressorts für die öffentlichen Arbeiten stand, in einer Broschüre niedergelegt hat: Griechenland brauche im Innern gar keine Wege, weil es ein rings vom Meere umspültes und an tiefen Buchten reiches Land sei, welche die natürlichen Zufahrtstraßen in das Land hinein bildeten, ist keineswegs zutreffend, sie ist nur in so weit richtig, als allerdings es nur einer sehr geringen Anstrengung, nur der Anlage von sehr kurzen Strecken bedürfen würde, um auch das Innere für die Segnungen der Cultur zu erschließen. Wenn dann dereinst der geebneten Heerstraße auf einem seit Jahrhunderten jungfräulichen Boden, der die Arbeit der Cultur hundertfach lohnen wird, meilenweit goldene Saatfelder, üppige Fruchtgärten und Weinpflanzungen folgen werden, deren Segen auf schwerbeladenen Nachen dem Meere zuströmt, wenn dann die Kraft der genügsamen Pferde des Landes, statt unter der Last drückender Fruchtsäcke über die steilen Klippen zu keuchen, mit freier Brust den mit den Erzeugnissen europäischer Werkthätigkeit befrachteten Kahn auf glattem Leinpfade flußaufwärts bis in die Engschluchten der Berge ziehen wird: dann mag auch wohl diesem schwergeprüften Lande noch einmal eine Zeit wiederkehren, wo es wieder handelnd, wie ehedem, in die Geschichte eingreift. Ehe aber diese erste Bedingung gedeihlichen Lebens — geregelte Verbindungsmittel im Innern wie nach Außen — nicht erfüllt ist, kann und wird Griechenland trotz aller gutgemeinten Bestrebungen hochgesinnter Hellasfreunde aus der Rolle der Halbbarbarenländer nicht heraustreten.

Theodor Keim, der Biograph Jesu.

Von W. Lang.

Die sechziger Jahre nehmen in der Geschichte der theologischen Wissenschaft eine bemerkenswerthe Stelle ein durch die glänzende Reihe von Versuchen, das Leben unseres Religionsstifters aus dem Zwielichte der Ueberlieferung herauszustellen und, was bis dahin von der Sage und vom kirchlichen Glauben ebenso verschleiert als verklärt gewesen war, zu einem Gegenstand unparteiischer Geschichtsschreibung zu erheben. Fast gleichzeitig und unabhängig von einander hat eine Anzahl von Forschern sich dieser Aufgabe zugewandt, die merkwürdigerweise nach achtzehnhundertjähriger Dauer der Religion Jesu zum erstenmal die Wissenschaft beschäftigte, zum erstenmal wenigstens mit dem deutlich ausgesprochenen Ziele, eine Biographie, also eine Geschichte des Menschen Jesus zu geben und nach der Weise anderer Lebensbeschreibungen seine menschliche Entwickelung im Zusammenhang mit der Zeitgeschichte zu schildern. Der unlängst erfolgte Hingang Theodor Keims erinnert lebhaft daran, wie diese ganze wissenschaftliche Bewegung, obwohl selbst-

ständig von verschiedenen Seiten begonnen, doch ein zusammenhängendes Ganzes bildet und gerade das Jahrzehnt ausgefüllt hat, welches der Aufrichtung des deutschen Reiches vorausging. Denn Keim hat gewissermaßen diese Bewegung eingeleitet und ebenso sie wieder geschlossen. Am 17. December 1860 hielt er in Zürich seine akademische Antrittsrede über „die menschliche Entwickelung Jesu", welche als der Prolog der neueren Jesubiographien betrachtet werden darf. Von diesen brachte das Jahr 1863 nach einander die Vie de Jésus von Renan und Schenkels Charakterbild Jesu an das Licht. Im folgenden Jahre ließ Strauß seine zweite Bearbeitung des Lebens Jesu (gegen Ende 1862 begonnen) folgen und wurden Schleiermachers noch immer zurückgehaltene Vorlesungen über denselben Gegenstand endlich an die Oeffentlichkeit gegeben. Wieder ein Jahr später, 1865, erschien von Keim „der geschichtliche Christus", worin jene erste Rede wieder abgedruckt und durch eine weitere Studie über „die geschichtliche Würde Jesu" bereichert war. Man sah, wie Keim unausgesetzt seine Forschung diesem Gegenstand zuwandte und im Zuge war, ihn vollständig durchzuarbeiten. Als gereifte Frucht dieser Untersuchungen erschien dann in den Jahren 1867 bis 1872 seine dreibändige „Geschichte Jesu von Nazara", auf die er endlich im Jahre 1873 noch die gedrängtere Fassung: „Geschichte Jesu" folgen ließ.

Das Problem der Biographie Jesu erfreute sich damals einer außerordentlichen Popularität. Zum erstenmale nach langer Zeit schien die theologische Wissenschaft wieder alle gebildeten Kreise zu beschäftigen. Unzweifelhaft verdankte sie dies in erster Linie dem glänzenden Buche des Franzosen, das, die kirchlichen Begriffe und die Schulsprache kühn durchbrechend, nicht blos an den Wissensdrang, sondern vornehmlich an die Einbildungskraft sich wandte und eine blendende, ja ergreifende, mit allen Zaubern der Kunst ausgeführte Restauration des alten Christusbildes vor die überraschten Zeitgenossen stellte. Als Künstler war Renan unstreitig allen seinen Mitbewerbern überlegen. Doch das tiefere Eindringen in das wissenschaftliche Problem war den Deutschen vorbehalten, wie denn die deutsche Wissenschaft der mütterliche Boden war, aus dem überhaupt die Forschungen über die Anfänge des Christenthums herauswuchsen. Es sind oben blos die Spitzen jener wissenschaftlichen Bewegung genannt worden; ein ganz erhebliches Material ist aber außerdem in den kritischen Abhandlungen aller Art niedergelegt, welche aus Anlaß jener standard works die ganze theologische Literatur erfüllten.

Es versteht sich von selbst, daß das gleichzeitige Zusammenwirken verschiedener Kräfte zu demselben Ziele nicht als Zufall betrachtet werden kann. Auch hier gilt das Wort, daß die Zeit erfüllet war. Eben jetzt schienen die Vorbedingungen endlich vorhanden, welche die Forschung von neuem auf jenes Ziel hinlenken mußten, das dreißig Jahre zuvor schon Strauß in Angriff

genommen, aber nur so weit hatte bewältigen können, als der damalige Zustand der Wissenschaft es erlaubte. Gerade an dem Verhältniß von Strauß' erstem Leben Jesu zu seiner zweiten Bearbeitung wird es einleuchtend, welche Grundmauern erst in die Breite und in die Tiefe zu legen waren, bevor man mit einigem Erfolg den Versuch eines eigentlich biographischen Aufbaues wagen konnte. Strauß war das erstemal zu einem negativen Resultat gelangt, weil die historische Kritik damals noch nicht ihr Licht in die altchristliche Literatur getragen hatte. Er hatte die Evangelien als wesentlich gleichwerthige Geschichtsquellen genommen und bei ihrer Vergleichung gefunden, daß sie einmal voll sagenhafter Bestandtheile sind und zum anderen ihre Angaben fortwährend und in den wichtigsten Puncten sich widersprechen. Das Ergebniß war, daß auf keinem Puncte im Lebensgange Jesu sich mehr die geschichtliche Wahrheit herstellen lasse, daß wenigstens nach Abzug der ungeschichtlichen Bestandtheile nur ein geringer Rest von glaubwürdigem Erzählungsstoff übrig bleibe. So lange die Evangelien als gleichwerthige Factoren genommen wurden, konnte man auch zu keinem anderen Ergebniß gelangen. Aber gerade an dieses Endergebniß der straußischen Kritik setzte nun die Kritik der Tübinger Schule ein, um den Ursprung und den Charakter der evangelischen Quellenschriften genauer zu ermitteln, Untersuchungen die, um ein festes Fundament zu gewinnen, über die ganze Literatur der apostolischen und der nachapostolischen Zeit der neutestamentlichen und der außerkanonischen Schriften sich erstrecken mußten. Erst nachdem in diesem dunklen und verworrenen Gebiete aufgeräumt und in einer fast dreißigjährigen großartigen und zusammenhängenden Arbeit der Kritik unanfechtbare Resultate gewonnen waren, besaß man einen festen Standort, von dem aus man daran gehen konnte, in der Ueberlieferung über den Stifter der Gemeinde die geschichtlichen Bestandtheile herauszulösen aus dem Flechtwerk der Sage, die jetzt nicht mehr als das Gebilde absichtslos dichtender Volksphantasie, sondern vielmehr als ein Werk dogmatischer Tendenzen kirchlicher Richtungen erkannt war.

Zwei große Resultate waren nämlich, so ungewiß und streitig viele einzelne Puncte blieben, am Ende zweifellos festgestellt: gleichsam die zwei Eckpfeiler, auf denen hinfort alle geschichtliche Erkenntniß des Urchristenthums beruht. Einmal die Thatsache eines hartnäckigen Kampfes zwischen den Anhängern des paulinisch freien und des judaistisch gebundenen Christenthums, eines Kampfes, der zu den Lebzeiten der Apostel begonnen, die ganze altchristliche Literatur beherrscht, auch in den Evangelien seine Spuren zurückgelassen hat und mittelst fortschreitender Compromisse erst gegen Ende des zweiten Jahrhunderts in Kirche und Dogma zum Abschluß kam; sodann aber, hiermit zusammenhängend, die Erkenntniß, daß ein annähernd zuverlässiges

Bild vom Leben Jesu nur aus den drei ersten Evangelien gewonnen werden kann, nicht aber aus dem fernerstehenden und eigenthümlich componirten Johannisevangelium, das keineswegs vom Lieblingsjünger verfaßt, vielmehr erst im Laufe des zweiten Jahrhunderts entstanden, eine weit spätere Entwickelung des christlichen Glaubens widerspiegelt. In der Zeit, als Ferdinand Christian Baur, das Haupt der Schule, starb (2. December 1860), waren diese wichtigen Resultate und was damit zusammenhängt, nicht blos festgegründet, sondern sie hatten endlich auch angefangen, in die zünftige Theologie, die sich lange gegen dieselben gesperrt hatte, Eingang zu erzwingen, ja sie hatten, nicht länger mehr zu ignoriren, bereits in die profane Geschichtswissenschaft Aufnahme gefunden, und fast mehr noch als im Mutterlande waren ihnen in der Schweiz, in Holland, in Frankreich warme Anhänger gewonnen, welche die Ergebnisse der strengen Wissenschaft hinaus in die Oeffentlichkeit trugen. Daher eben die Empfänglichkeit, die wohl vorbereitete Stimmung, die jetzt den verschiedenen Versuchen einer Lebensbeschreibung Jesu entgegenkam.

Fragt man nun, was mit diesen Versuchen, das Leben Jesu geschichtlich aufzubauen, wirklich erreicht worden ist, so ist freilich zu sagen, daß im Verhältniß zu dem Aufwande von Fleiß, Gelehrsamkeit und Scharfsinn, die von allen Seiten zusammengetragen wurden, das Ergebniß ein beschämend kleines und unsicheres geblieben ist. Die Beschaffenheit der Quellen, auch der zuverlässigeren, ist nun einmal eine solche, daß von einer ausführlichen Biographie, wie bei anderen Männern der Geschichte, nicht mehr die Rede sein kann. Allzu viel muß der Vermuthung, der mehr oder weniger begründeten Combination überlassen bleiben. Gerade bei den wichtigsten Fragen, bei den psychologischen Schwer- und Wendepuncten muß man sich mit dem Wahrscheinlichen oder mit Erörterung der Möglichkeiten begnügen. Je bestimmter der Geschichtsschreiber zu zeichnen und zu erzählen unternimmt, um so eher wird er ein berechtigtes Mißtrauen herausfordern. Es ist leichter, irrige Vorstellungen abzuweisen, als sie durch wichtige, unanfechtbare zu ersetzen. Man kann sagen, durch die bisherigen Biographien ist das Problem blos insoweit gelöst, als bestimmte Grenzen für die Lebensbeschreibung Jesu gesteckt sind, der Kreis der Möglichkeiten eingeengt ist und auf jedem Punct die Fragen, um die es sich handelt, genau formulirt sind. Scheinbar wenig genug, und doch wird jeder, der sich des früheren Zustandes unserer Kenntniß in diesen Dingen erinnert, auch dies als einen sehr beträchtlichen Fortschritt achten. Hierzu mitzuwirken, ist auch Keim in vorderster Reihe berufen gewesen. Er selbst hat freilich den Werth seiner Lebensarbeit weit höher geschätzt.

Theodor Keim war am 17. December 1825 zu Stuttgart geboren. Er schlug die gewöhnliche Laufbahn eines württembergischen Theologen ein, durch-

lief das Seminar Maulbronn und das Tübinger Stift, wo er zu Baurs Füßen saß, und trat nach Vollendung seiner Repetentenzeit in den Kirchendienst: 1857 wurde er Diaconus in Eßlingen. Mit Vorliebe der historischen Theologie zugewandt, schien er sich anfangs die Reformationszeit als besonderes Feld auszuwählen, er hat werthvolle Studien über die Einführung der Reformation in seiner Heimath veröffentlicht. Als er aber im Jahre 1860 einen Ruf an die Universität Zürich erhielt und nach längerem Schwanken annahm, griff er nach dem Gebiet, das er fortan ausschließlich bearbeiten sollte, und mit dem er zugleich auf eine günstige Zeitströmung traf. Seine akademische Antrittsrede über die menschliche Entwickelung Jesu stellt den Satz an die Spitze, daß der ganze Bildungsgang unserer Zeit den Nachweis wahrer, wirklicher Menschheit Jesu verlange. Er selbst glaubt diesen Nachweis führen zu können an der Hand des Matthäusevangeliums, das er, hierin ganz in Baurs Fußtapfen, als die älteste und glaubwürdigste Quellenschrift betrachtet; gegen die Marcushypothese hat er sich allezeit lebhaft gewehrt; noch in einer seiner letzten Abhandlungen macht er nachdrücklich Front gegen „die bis zum stolzen Mähnenschütteln vollends ausgewachsene Phantasie des Marcuslöwen". Auf dieser Grundlage nun geht er der inneren Entwickelung Jesu nach. Es ist eine psychologische Studie. Wir sehen das innere Leben Jesu werden und wachsen, abhängig von den Zeitvorstellungen und eigener Erfahrung, als das Ergebniß einer Reihe innerer Kämpfe. Dann aber wird doch wieder für Jesus eine über das Menschliche hinausgehende Würde in Anspruch genommen. Während er einerseits das Leben seines Helden herauswickeln will „aus allen Binden und Tüchern der Ungeschichtlichkeit, Halbheiten und Vermittlungen, welche uns zunächst bis ins Jahr 2000 nicht zur ganzen Wahrheit kommen lassen", weist er ihm wieder eine Stelle „hoch über der factischen Menschheit" an, „im Schooße des lebendigen und persönlichen Gottes, seines Vaters"; das Anzeichen einer zwiespältigen Auffassung, die noch verhängnißvoller im später ausgeführten großen Geschichtswerk werden sollte.

Dieses Geschichtswerk, imponirend schon durch die consequente Energie des Aufbaues, ist eine Frucht unbestechlichen Wahrheitssinnes und eisernen Fleißes. Eine erstaunliche Fülle von Gelehrsamkeit und scharfsinniger Combination ist darin niedergelegt. Nie zuvor ist die jüdische und urchristliche Literatur mit solcher Ausdauer durchforscht und der Ertrag zur Erzählung des Lebens Jesu verwandt worden, und zwar ist dieses Leben in ächt historischer Weise in dem Zusammenhang der Familie, des Stammes, des Volkes, der Zeit und der Weltgeschichte hineingestellt. Er selber rühmt sich: „so viel ich von den Vorgängern gelernt und genommen, die selbständige Leistung habe ich durchgeführt, daß die Geschichte Jesu mit Entschlossenheit und mit Ab-

weisung alles Schillerns und Vermittelns je auf die ältesten Quellen gestellt, daß sie in die Bahn einleuchtender menschlicher und volksmäßiger Entwickelung gebracht, daß sie endlich in reichlicher Verknüpfung mit allen Aussagen und Anzeichen der Zeitgeschichte, so weit es nur möglich war, zu einem gesicherten Thatsachencomplex, wie ihn die Wissenschaft fordert, und zu einem Lebensbild von Fleisch und Blut, wie es das christliche Volk begehrt, erhoben worden ist." Ein stolzes Lob, in das man gerne einstimmen möchte, wenn man nicht immer wieder die Unsicherheit des Quellengrundes empfände, auf welchem das glänzende Gebäude aufgeführt ist. Er selbst kann nicht an dem Geständniß vorbei, daß ohne Hypothesen nicht auszukommen ist, und damit contrastirt seltsam die Sicherheit, mit welcher der Geschichtschreiber überall, und zwar bis ins Einzelne, bis in die Ausfüllung der Tage und Stunden, nicht Hypothesen, vielmehr unfehlbare Geschichte vorträgt, zuweilen in einer für ein Geschichtswerk mehr als billig geistreich zugespitzten Sprache.

Man hat mit Recht gesagt, daß in den bekanntesten Darstellungen das Lebensbild Jesu unwillkürlich je die Züge des Verfassers angenommen habe: das Buch des Franzosen zeichnet einen gefühlvollen Humanitätsschwärmer, bei Strauß erscheint Jesus als leidenschaftsloser griechischer Weiser, bei Schenkel als ein Agitator für den Protestantenverein. Eine solche subjective Färbung nun trägt der keimsche Jesus am allerwenigsten. Das erscheint zunächst als ein Vorzug, ist es aber doch nur in bedingtem Sinne. Es fehlt ihm nämlich auch die Lebenswärme, es fehlen die individuellen Züge, die ihn als eine festumrissene geschichtliche Persönlichkeit vor die Phantasie des Lesers brächten. Und das aus einem doppelten Grunde: einmal nämlich wegen der Ueberfälle von Detail, das, ohnedem aus unsicheren Zeugnissen herausgequält, die Persönlichkeit zu möglichster Klarheit bringen soll und sie statt dessen erdrückt; sodann aber wegen jenes zwiespältigen Standpunctes, der in das menschliche Leben doch immer, und zwar natürlich gerade an den entscheidenden Puncten, ein überirdisches Moment hereinspielen läßt. Es ist zuletzt doch die alte, wenn auch mit neuem Scharfsinn vertheidigte Forderung, daß der historische Christus auch der urbildliche sei. „Der historische Christus ist der ideale, nicht im Wege der Identität, aber der Inhärenz, nicht im Wege des Fertigseins, aber des Werdens, nicht der extensiven, aber der intensiven Vollendung" — so hat er selbst seine Anschauung zuletzt präcisirt. Er war sich dabei bewußt, nicht in den breit getretenen Wegen der „Halben" zu wandeln, er hat von dieser Seite so viel Widerspruch und Anfechtung erlitten, wie von den weiter rechts und weiter links stehenden Parteien. Er bahnte sich einen durchaus selbständigen Weg. Sein Scharfsinn spannte sich aufs äußerte an, eine Anschauung, die sich begrifflich nicht vollziehen läßt, gleichwohl in Begriffe zu fassen. Man darf wohl sagen, daß diese auf ein Un-

mögliches gerichtete Anſpannung des Geiſtes mit beigetragen hat, ſeine Kräfte frühzeitig aufzureiben.

Ein ungemeines Selbſtgefühl ſprach ſchon aus ſeinen früheren Schriften, mit der Zeit ſchlug es in eine krankhafte Reizbarkeit um, die ſich namentlich an den Vorreden ſeiner Werke verfolgen läßt. Er fühlte ſich völlig vereinſamt, im Leben und in der Wiſſenſchaft. Dringend ſehnte er ſich nach dem Vaterlande zurück, aber der Ruf nach Gießen, dem er im Jahre 1873 folgte, brachte ihm nicht diejenige Weite des Wirkungskreiſes, die er erwünſcht hatte. Zunehmender Kränklichkeit zum Trotz vergrub er ſich in raſtloſe Arbeit, völlig ging ſein Leben auf im Dienſte der Wiſſenſchaft. Als aber ſeine letzte Schrift, eine Sammlung einzelner ſcharfſinniger Abhandlungen „Aus dem Urchriſtenthum" im Herbſt dieſes Jahres in der Oeffentlichkeit erſchien, war der Geiſt des Verfaſſers bereits rettungslos umnachtet: es war eine wohlthätige Erlöſung, daß am 17. November ein raſcher Tod hoffnungsloſen Leiden ein Ziel ſetzte.

Türkiſches.

Lügen haben kurze Beine, ſagt das Sprüchwort. Daſſelbe gilt auch von den Selbſttäuſchungen, mögen ſie aus Unkenntniß der Wahrheit entſtehen, oder mag der Blick durch egoiſtiſche Wünſche oder überſpannte Befürchtungen getrübt ſein.

Ganz abgeſehen von den, für Fernſtehende nach ihrer wahren politiſchen Bedeutung kaum richtig zu beurtheilenden Reden, Artikeln und Broſchüren der gladſtoneſchen Oppoſition, beweiſen täglich Aeußerungen aller Art, daß eine ſtets zahlreicher werdende Menge Engländer einſehen, wie viel ſchwerer es iſt, ein von der Zeit zum Untergange vorbereitetes Reich, welches durch Eroberung entſtanden, nach und nach entartete und ſich durch nichts als die Schwäche der Unterdrückten und durch die Eiferſucht der Nachbarn bisher erhielt, mit neuen Lebenskräften zu erfüllen, als einen gewaltthätigen Feind von der völligen Zerſtörung deſſelben abzuhalten.

Hat doch ſelbſt Sir H. Northcote in ſeiner letzten Mancheſter Rede eingeſtanden, daß nicht ſowohl die Erhaltung des türkiſchen Reiches des Ziel der engliſchen Politik ſei, als die Unterbrechung ſeines Zerſetzungsproceſſes, weil man nicht wiſſe, was an ſeine Stelle zu ſetzen ſei, da die nach abſoluter Menge nicht zahlreichen und unzuſammenhängend wohnenden, mehr oder weniger rohen, verwilderten chriſtlichen Stämme in dem Gebiete der Türkei nicht für befähigt angeſehen werden können, die Erbſchaft anzutreten.

Bei diesen zur Zeit unwiderlegbaren Aeußerungen wurde noch nicht einmal die Hauptschwierigkeit berücksichtigt, daß der Grundbesitz in der europäischen Türkei sich überwiegend in den Händen der türkischen Bevölkerung und der zu Mohamedanern gewordenen Albanesen und Bosniern befindet. Es ist möglich, daß die perennirenden Aufstände, mit und ohne russische Unterstützung, die letztgenannte Schwierigkeit erheblich verringern werden. In dergleichen Umschwungsperioden, wie wir sie erleben, geht es ohne Blut und Eisen nicht ab, und das Absterben des dem Untergang Geweihten ist so sicher, daß der Zeitpunct desselben fast gleichgültig erscheint.

Die beste Politik würde hier immer die weit vorausseheude sein, welche sich in Unvermeidliches fügt und die Umstände nur möglichst unschädlich für das eigene Interesse zu machen sucht.

Unabwendbar ist der Untergang des türkischen Reiches und nicht zu vermeiden ist, daß Rußland, welches trotz seiner Schäden einer aufsteigenden Entwickelung allein schon vermöge seiner Jugend entgegen sieht, sich soviel von demselben erwirbt, als es zu seiner Weiterbildung, theilweise sogar zu seiner Existenz bedarf. Dazu gehört ebenso unzweifelhaft das Schwarze Meer, als es andererseits sicher ist, daß England nicht immer Indien in der jetzigen Form beherrschen wird. Der Frieden, den die ganze Welt nöthig hat, würde am sichersten durch verständige Uebereinkunft beider erhalten. Möchten die Leiter Englands dem beipflichten, was, wie es scheint, in den Köpfen einer großen Zahl der geistigen „oberen Zehntausend" aufdämmert.

Rückhaltslos gesteht man sich die Schwierigkeit, um nicht gleich zu sagen, Unmöglichkeit der Reform in dem türkischen Regierungsmechanismus und sieht ein, daß die Cultivirung und Civilisirung Kleinasiens eine Riesenaufgabe ist, zu deren Erfüllung die Kräfte bei weitem nicht ausreichen.

Als eine der ersten und vorzüglichsten Schwierigkeiten wird das apathische Aufschieben, das stete Ausweichen vor jeder Anstrengung seitens der türkischen Regierung angesehen. Man durfte sich der Hoffnung hingeben, daß der letzte Krieg und seine Folgen die Regierung und die Regierenden aufgerüttelt hätten, aber man täuschte sich darin vollkommen. Die Türken sind ganz dieselben geblieben und mißbrauchen immer wieder die Geduld ihrer besten Freunde. Alle Classen der Türken gleichen darin den herrenlosen Hunden der Hauptstadt, welche dem Tritte des Fußgängers gar nicht, dem herbeirollenden Wagen nur im letzten Moment und nur gerade soweit ausweichen, daß die Räder sie nicht streifen. Ist die drohende Gefahr vorüber, so nehmen sie gleichmüthig die alte Stelle zum Schlafe wieder ein.

Das Schlimmste ist trotz der Niederlage des Heeres noch wieder einmal abgewendet worden, und der Bestand des Reiches scheint fürs Erste wieder gesichert. Warum nun Aenderungen eintreten lassen, sind es doch zu Viele,

die aus den unklaren Verhältnissen Vortheil ziehen und ihr behagliches Leben weiterführen wollen. Wo ein Streben nach Reform vorhanden ist, in den Kreisen der Jungtürken und zum Theil selbst unter der Geistlichkeit, richtet sich dies auf Herbeiführung parlamentarischer Einrichtungen, während doch eine starke Staatsgewalt, die in den Händen weniger Männer ruht, allein etwas leisten kann. Hierauf ist auch die englische Politik gerichtet, sie will die persönliche Gewalt des Sultans stärken, weil sie weiß, welche ungeheuere Macht dem Namen des Padischahs in der mohamedanischen Welt noch inne wohnt. Aber gerade in dieser Richtung stößt sie auf Widerstand bei der Pforte, welche den Einfluß der Rathgeber im Palais fürchtet. Das mächtigste Hinderniß für jede Reform ist die Angst, Fremden eine wirklich einflußreiche Thätigkeit zu gewähren. Sie steigen selten über subalterne Stellungen hinaus.

Im gegenwärtigen Augenblick sind die leitenden Männer überdies voll Mißtrauen, auch gegen ihre scheinbar besten Freunde, weil England offenbar eigenen Vortheil sucht, fürchten sie, denselben vergüten zu müssen, und sehen nicht ein, daß dies gemeinsame Interesse die beste Bürgschaft für eine thätige Unterstützung ist. Sie geben sich daher überhaupt keiner einzigen Macht ganz hin und bleiben in stetem Ausweichen; um so zuversichtlicher, als sie wegen der gegenseitigen Eifersucht der Mächte nicht an die Nähe einer äußersten Gefahr glauben.

Darum will auch die Reorganisationsangelegenheit Kleinasiens, auf welche England seiner Garantie wegen besonders Gewicht legen muß, nicht aus der Stelle. Das ist der Punct, welcher die Engländer am empfindlichsten berührt und sie veranlaßt, alle diesen Theil des Reiches betreffenden Fragen am gründlichsten zu studieren. Von dem Fall der Pfortenautorität müssen sie den Zusammenbruch des türkischen Staats in Asien befürchten, und die Anzeichen für die entstandene Zerrüttung bietet jeder neue Aufstand.

Zuvörderst sieht man ein, daß eine jede Reorganisation viel Geld kosten muß, und deshalb wird in Constantinopel auf Ordnung der Finanzen gedrungen. Bisher immer vergeblich, weil die Türken es für noch bequemer und vielleicht einen kleinen Erfolg versprechend halten, auch hierbei die Methode des Bakschisch anzuwenden, das heißt eine Reform nur in Aussicht zu stellen, wenn man ihnen gleich mit etwas Geld unter die Arme griffe. In dieser Hoffnung werden sie sich täuschen, und darum wird auch nichts geschehen, trotzdem ein englischer und ein französischer Finanzmann nach Constantinopel eingeladen worden sind, um ihre Rathschläge zu geben. Bisher sind nur Scheinmittel gebraucht worden, um die Papiergeldwirthschaft zu stopfen. Zu radicalen kann sich kein Mensch entschließen.

Digitized by Google

Ueber die Verhältnisse in Kleinasien erhält man umfassendere, für den baldigen Fortschritt nicht eben viel versprechende Berichte.

Die Türkei ist folgendermaßen in Verwaltungsbezirke eingetheilt.

Der erste District ist das Ejalet, an dessen Spitze ein Pascha steht. Ein jeder dieser Districte umfaßt als Unterabtheilungen Metteſſarifliks, Kaimakamliks, Madirliks und Dörfer.

Die Dörfer werden verwaltet — die türkischen von Muktars, die christlichen von Koya Baschis. Diese werden gewöhnlich von den Einwohnern gewählt und von den Kaimakans ernannt. Ihre Verpflichtung nach oben besteht im Einnehmen des Verghi — der Grundsteuer — und des Bedeli-Asklere, das ist die von den Christen zu erlegende Abgabe für die Befreiung von der Conscription. Ferner haben sie diese letztere bei den Türken auszuführen und alle Zwangsarbeiten und dergleichen Lasten zu vertheilen. Dahin gehört auch die Arretirung aller Uebelthäter und ihre Ablieferung. Sie sind eben die Regierungsagenten für Alles und lassen gelegentlich auch körperliche Züchtigungen ausführen, wenn das auch nicht gerade gesetzlich ist. In fast allen Dörfern ist außerdem noch ein Caijah oder Hauptdiener, dessen Pflichten theils denen eines Einquartierungscommissars bei uns entsprechen, während er andererseits auch als Agent und Repräsentant der Einwohner anzusehen ist. Ihm ist die Unterbringung aller Fremden und ihrer Thiere, das Beschaffen der Lebensmittel für dieselben u. s. w. übertragen.

Jeder Einwohner eines Dorfes besitzt als Eigenthum eine größere oder geringere Zahl Felder, deren Ertrag ihm gegen die Abgaben eines Zehnten an die Regierung und von $2^1/_2$ Procent Grundsteuer, nach dem Schätzungswerthe des Landes, bleiben soll. Außer diesen den einzelnen Einwohnern zugehörenden Feldern hat ein jedes Dorf noch weite Ländereien, welche weder bebaut, noch verkauft werden dürfen. Diese dienen zur Weide für die Herden und zur Entnahme des erforderlichen Bau- und Brennholzes. Da dies Land aller Orten so dünn bevölkert ist, daß ein Mangel an Futter oder Holz in den meisten Gegenden nicht zu fürchten ist, so ist nicht nur die Viehhaltung der Einwohner unbeschränkt, sondern auch die großen Herden von Rindvieh, Kameelen, Schafen und Ziegen, welche die großen Straßen beleben, haben vollkommene Hutungsfreiheit.

Die unbezahlten Regierungsarbeiten, welche sehr häufig gefordert werden, bestehen nicht nur im Straßenbau, sondern auch im Holzschlagen und Transportiren und sogar in Bergwerksarbeiten. Während derselben sollen die Leute hinreichend Brod — sei es in natura oder in Geld — erhalten, um mit Hinzuthat einiger Zwiebeln, Melonen, Gurken dem Bedürfniß zu genügen. Man hört auch nicht klagen, daß diese Vorschrift nicht erfüllt werde; aber diese Arbeiten an sich sind dennoch eine große Belästigung der Bevölkerung

und bringen der Regierung keinen wirklichen Nutzen. Es wird nur wenig und das Geringe noch ſchlecht gearbeitet. Von je zehn Arbeitern gehen zunächſt drei ab, welche kochen, Waſſer und Holz holen müſſen, und die übrigen ſieben ſtreben, ſich in Zeitverſchwendung zu überliefern, wozu nur zu viel Gelegenheit durch das erforderliche Trinken, Rauchen und die nicht zu unterlaſſenden Gebete gegeben wird. Bei eintretendem Regen aber flieht Alles nach Hauſe und vergißt, wenn gutes Wetter eingetreten, das Wiederkommen. Die überzahlreichen Aufſeher, Zaptiehs und Ingenieure bleiben zwar, aber gehen in die Zelte, beziehen ihren Sold und „eſſen ihre Köpfe", wie man ſprüchwörtlich ſagt.

Gegen dieſe Krankheit würde auch engliſches Beiſpiel, Energie und Geld noch auf lange Jahre hinaus wirkungslos bleiben.

Da die Küſtenſtriche Kleinaſiens an allen drei Meeren oft beſchrieben ſind und die Theile des Landes, wo der Krieg wüthete, ebenfalls bekannt wurden, überdies nicht mehr von den Türken und ihren engliſchen Garanten zu cultiviren ſind, möge hier ein Bild einer weniger beſuchten, aber intereſſanten Gegend im Innern der Halbinſel folgen.

Das Ejalet Angora, zwiſchen denen von Bruſſa im Weſten, Kaſtameni im Norden, Sziwas im Oſten und Konija im Süden gelegen, iſt durchweg Hochland und im öſtlichen Theile zwar ſehr gebirgig, aber reich bewäſſert. Der Kiſil Irmak, der alte Halys und ſeine Zuflüſſe durchſtrömen das Land hauptſächlich in nordöſtlicher Richtung. Weſtlich von Angora dagegen wird das etwa dreitauſendfünfhundert Fuß hohe plateauartige, gewellte Land von dem zuerſt nördlich, dann rein weſtlich fließenden Sſakarija, dem Sangarius der Alten, durchzogen, welcher ſelbſt zwar nicht waſſerarm iſt, aber wenig Zuflüſſe beſitzt. Dieſer Charakter der Configuration und Beſchaffenheit des Landes iſt auch im angrenzenden öſtlichen Theile des Ejalets Bruſſa bis jenſeits der Stadt Eski-Shehr derſelbe. Ein leicht verwitternder Granit iſt die vorherrſchende Gebirgsart, und wenn auch im Sommer trocken und ſtaubig, bildet er doch einen ſehr guten Weizenboden. Die Wege, wenn überhaupt ſolche vorhanden, ſind über die Maßen ſchlecht, ſo daß, obgleich das Getreide im Innern faſt nichts koſtet, die wenigen Transporte deſſelben, welche ab und zu nach dem nördlichen und nordweſtlichen Häfen verſucht werden, ſich ſelten lohnend erweiſen, weil die Koſten zu hoch werden.

Die überhaupt wenig zahlreiche und ſehr zerſtreut wohnende Bevölkerung baut im Allgemeinen daher nur Korn zum eigenen Bedarf, und der iſt gering genug. Viehzucht bildet die eigentliche Nahrungsquelle und Beſchäftigung. Man findet große Rinder-, Schaf- und namentlich Ziegenherden von der bekannten Angoraraçe. Dieſe bilden vorzugsweiſe die Quelle des vor-

handenen Reichthums. Außerdem ziehen die Turkomanen auch Pferde und Kameele und betreiben mit denselben fast alle vorkommenden Transporte.

Die ganze Gegend ist wenig angebaut. Zwischen Eski-Schehr und Sfiori-Hissar, etwa dreizehn Meilen, liegen nur drei Dörfer am Wege, und mehr sind auch von demselben aus nicht zu erblicken. Es ist also wohl glaublich, daß, wie es mitgetheilt wird, zu jedem Dorfe Ländereien von drei bis vier Meilen im Umfang gehören.

Die Dörfer werden eigentlich nur im Winter bewohnt, da die Bevölkerung neben ihren Herden im Sommer unter Zelten lebt. Wenn übrigens diese großen Gemarkungen einmal nicht Futter genug bieten sollten, so giebt es in den südlichen Bergen noch so ausgedehnte herrenlose Weidegründe, daß überall ein richtiges Nomadenleben geführt werden kann und thatsächlich auch wird. Dieses Wanderleben verhindert auch den völligen Ruin des Landes, denn sonst würden die Ziegenmassen, wie Fallmerayer dies bei denen der seßhaften Bevölkerungen so überzeugend nachweist, sehr bald jede baum- und strauchartige Vegetation vernichten.

Da Getreide wegen der unmöglichen Verwerthung und den fehlenden Händen nur so viel gebaut wird, als die dünne Bevölkerung von einer Erndte zur anderen bedarf, so kann man sich die Noth und das Elend vorstellen, welches eintritt, wenn es einmal Mißwachs giebt, wie es im Jahre 1873 geschah. Der ausnahmsweise harte Winter, der auf diese Mißerndte folgte, vermehrte das Elend, denn in demselben gingen auch die Ziegen zu Grunde, und noch jetzt kann man die Ruinen von den damals ausgestorbenen oder verlassenen Dörfern sehen. Noch heute hat sich die Bevölkerung nicht von diesem Unglück erholt und es giebt Dörfer, welche vor demselben an achttausend Ziegen hatten und es jetzt nicht über fünfhundert bringen.

Die Städte sind etwas besser daran, denn etwa die Hälfte ihrer Einwohner besteht aus armenischen Christen, und diese helfen sich untereinander, während die Muselmänner nur auf fremde, das heißt englische Hülfe angewiesen sind.

Diese Christen sind jetzt ziemlich gut gestellt. Sie können Häuser, Kirchen und Schulen nach Belieben bauen, und in der That sind von den vor zwei Jahren zerstörten Christenhäusern fast alle wieder aufgebaut. Die Hülfe dazu kam von solchen reichen Armeniern, welche in England oder in Constantinopel ihr Glück machten.

Trotz dem großen Haß, welchen die Türken seit dem letzten Kriege gegen die Christen hegen, kommen wenig ernste Zusammenstöße zwischen denselben und ihren Herren vor, denn als solche fühlen sich die Muselmänner trotz alledem noch immer. Das muß freilich mehr auf die Geduld und Unterwürfigkeit der Armenier, als auf die Friedfertigkeit der Türken gesetzt werden, denn täglich kommen kleine Mißhandlungen derselben vor.

Der Haß der Türken in den niederen Claſſen iſt mit einem dunklen Gefühl von Hülfloſigkeit und Schwäche gepaart, nicht ſowohl wegen des Verluſtes einiger Provinzen, als wegen des Mißtrauens und der Unzufriedenheit mit den oberen Volksclaſſen und der Regierung. In den Städten ſoll man dieſe Hoffnungsloſigkeit an der zunehmenden Laſterhaftigkeit und Sittenloſigkeit merken.

Die nach ihren großen Leiden elend und in Lumpen gehüllt zurückgekehrten Soldaten bilden nicht nur ein Ferment für dieſe Gefühle, ſondern ſteigern auch den Zorn gegen die Regierung, denn diejenigen Krieger, welche aus ruſſiſcher Gefangenſchaft zurückkehrten, ſind im Vergleich zu den anderen allein gut genährt und gekleidet. Dieſe Thatſache läßt auch allein bei dem niederen Volke ein dunkles Gefühl aufkommen, daß engliſche Hülfe und Gelder am Ende für Anatolien nicht zu verachten wären. Doch müßten dazu erſt andere Gegenſätze überwunden werden, und bis es ſo weit kommt, wird der ſittliche Verfall und der Niedergang der Türken ſolche Fortſchritte machen, daß ſchon aus dieſem Grunde eine reelle Hülfe ſchwieriger werden muß.

Der Hauptort des Diſtricts iſt Sſiori Hiſſar (Spitzſchloß). Die Stadt liegt nahezu dreitauſendunddreihundert Fuß über dem Meere. Sie iſt im Innern eines länglichen Felſengrundes von bröcklichem Granit gebaut, ſo daß die Häuſer an dem ſteilen Abhang eins über dem anderen liegen. Auf drei Seiten umgiebt der Felſen wallartig die Stadt, welche nur von Süden her zugänglich iſt. Waſſer fehlt der Stadt und Umgegend ſehr. Nur wenige Quellen und die ſchwachen Fäden, welche ſich zum Sakaria vereinigen, ſind vorhanden. Von der Tiefe aus geſehen, erſcheint die wellige Ebene durch Bergzüge begrenzt, aber dieſelben ſteigen ſo ſanft an, daß man es kaum merkt, und ſie werden zu Hügeln, wenn man in ihre Nähe gelangt.

Das einzige cultivirte Land um die Stadt beſteht in einigen Weingärten an den Hängen, welche durch die lange Dürre (1878) ärmlich und verkommen ausſehen. Die Türken haben den Chriſten ihre Waſſerläufe abgeſchnitten und zu ihrem Gebrauch genommen und mit echter türkiſcher Sorgloſigkeit den nicht verwendeten Reſt wild ablaufen laſſen. Das ſtimmt zu dem geduldigen Leiden der Armenier, von dem oben die Rede war, denn unter den 11,000 Einwohnern ſind nur etwa 1000 Türken mehr als Chriſten, 6000 zu 5000 Seelen. Dieſe armeniſchen Chriſten ſind freilich ſämmtlich Handelsleute, während die Türken die körperlich arbeitenden Stände vertreten. Es iſt nahezu unerklärlich, wie dieſe Chriſten leben, wenn ſie auch wenig genug dazu bedürfen, da ſie doch ſich den Luxus von Kirchen, Schulbauten und Prieſtern geſtatten. Das Geheimniß ſcheint in den Ziegenherden zu liegen, welche ihnen Milch und die verhältnißmäßig koſtbaren Haare liefern. Leider ſind dieſe letzteren jetzt nur die Hälfte im Preiſe geſunken, ſeit die

Mode in Europa von den weiten Damenkleidern auf die jetzigen einbeinigen Hosen der Frauen zurückgekommen ist. Zu solchen sind die festen, steiferen Alpaca- oder Mohairstoffe, welche aus dem Haare gewebt werden, fast unbrauchbar und durch leichte, weiche Gewebe ersetzt worden. Daher leidet die Bevölkerung dieser Gegenden nun doppelt. Am härtesten scheinen die hierher gewiesenen Emigranten (tartarische und tscherkessische) betroffen zu sein, und was von ihnen noch kräftig genug ist, wandert wieder weiter westlich. Vielleicht, daß man dieselben nun, wo sie kaum noch Kräfte dazu haben, zur Cultivirung der Tausende von Morgen verwenden wird, die selbst in der Umgegend von Brussa noch wüst liegen — aus Mangel an Händen. Die Tartaren würden sich dazu vortrefflich eignen, während das von den Tscherkessen nicht behauptet werden kann. Diese lassen nicht von ihren räuberischen Gewohnheiten und plündern, wo sie auch sind, allnächtlich, während sie bei Tage schlafen und den Weibern die Arbeit überlassen.

Aehnlich, vielleicht noch trauriger, als in diesen Gegenden, ist es nun überall in Kleinasien. In den vorzugsweise von Kurden bewohnten Districten hört der kleine Krieg nicht auf, und in den Küstenstrichen nehmen die dort mächtigen Beamten und Zaptiehs das, was die Räuber ihnen übrig lassen.

Man sieht leicht ein, daß es mit einer Reform an den Centralstellen des Reiches nicht abgemacht wäre, sollten die Zustände sich bessern. Wäre eine Reorganisation der höchsten Behörden in Constantinopel und den Provinzen auch durchführbar, woher dann die Tausende von Beamten nehmen, ohne welche die schönsten Pläne zu Verbesserungen der Verwaltung nur Träume bleiben müssen.

An solche Aufgaben wagt sich der praktische Sinn der Engländer gar nicht heran, und noch schwerer werden sich Geldmänner unter ihnen finden, welche das erforderliche immense Capital aufzuwenden wagen, um nur eine Reorganisation versuchen zu können.

Das Facit aller der Berichte, welche in der jüngsten Zeit über dies Thema erstattet sind, bleibt, daß der Türkenglaube nicht ganz falsch ist — seinem Kismet kann Niemand entgehen. Das Schicksal der Türkei ist besiegelt, wenn die Agonin auch durch künstliche Mittel einige Zeit verlängert wird. Z.

Robert Blum.*)

Vor wenigen Wochen sind gerade dreißig Jahre vergangen, seit Robert Blum vom Fürsten Windischgrätz „in augenblicklicher Ermangelung eines

*) Robert Blum. Ein Zeit- und Charakterbild für das deutsche Volk von Hans Blum. Leipzig, Keil. 1879.

Freimannes mit Pulver und Blei zum Erschießen" verurtheilt und das Urtheil in der Brigittenau vollzogen worden. Damals gingen die Leidenschaften hoch, nicht Freund, nicht Feind kamen im Angesicht der entsetzlichen Blutthat zu klarer Besinnung, und wenn die Einen auf den Todten alle erdenklichen Vorwürfe häuften, um das Urtheil des Wiener Kriegsgerichtes zu beschönigen, so haben die Anderen wieder um das Haupt des Todten so viele Ruhmeskränze gewunden, daß darüber sein wirkliches Antlitz fast ganz verhüllt wurde. Nachdem ein Menschenalter, so reich an Erfahrungen und Ereignissen, daß die Zeit von 1848 uns beinahe wie eine dunkle Vorzeit erscheint, an uns vorübergezogen, dürfte man glauben, daß die Möglichkeit und der gute Wille, den Mann wahrheitsgetreu zu schildern, auf keine großen Hindernisse stoßen könne. Freilich, ob gerade der Sohn am besten berufen sei, ein objectives Urtheil über das Wirken des Vaters zu fällen, wird im Allgemeinen bezweifelt werden. In diesem Falle aber muß man unbedingt anerkennen, daß das enge Band, welches den Biographen mit dem Helden der Erzählung verknüpft, seiner Wahrheitsliebe und seinem historischen unbefangenen Sinne keine Fessel angelegt hat. Hans Blum steht auf einem anderen politischen Standpuncte als sein Vater; er hat sich als ein rüstiger Vorkämpfer des neuen deutschen Reiches bewährt und wiederholt die falschen Freunde, welche den Namen und das tragische Schicksal Robert Blums für ihre Pläne mißbrauchten, mit gerechter Entrüstung zurückgewiesen. Daß er mit pietätvoller Liebe das Leben seines Vaters beschreibt, ist ganz in der Ordnung. Sich in die Natur seines Helden einzuleben, den Werth desselben anzuerkennen, gilt mit Recht als die erste Pflicht eines jeden Biographen. Daß er die Ankläger seines Vaters einem strengen Kreuzverhöre unterwirft, jedes falsche Urtheil, wo es ihm entgegentritt, energisch berichtigt, und wo ihm eine unbegründete, absichtliche Verunglimpfung seines Vaters entgegentritt, seiner Empfindung einen starken Ausdruck verleiht, wird Niemand mißbilligen. Aber er hat ein offenes Auge für die Irrthümer des Vaters, verschweigt nicht die politischen Fehler, welche seine Wirksamkeit unfruchtbar machten, und bemüht sich stets mit großer Sachkenntniß zu erklären, wie es kam, daß Robert Blum mit seinen Ansichten und Zielen im Rechte zu sein glaubte. Durch diese genaue Analyse von Robert Blums Natur, Entwickelung und Umgebung gewinnt das Buch nicht allein ein größeres psychologisches Interesse, sondern auch als Beitrag zur Zeitgeschichte einen bedeutenden Werth.

Mit Trauer und Theilnahme erfüllt den Leser die ausführliche Schilderung der Jugend Robert Blums. In Armuth geboren, in Elend auferzogen, der Mittel zu einer regelmäßigen Ausbildung vollständig beraubt, heute bei einem Goldarbeiter, morgen bei einem Gelbgießer in der Lehre, fast aller

Lebensfreuden bar, mit einem bösen Schicksal und mit bösen Menschen kämpfend — das ist die Summe seiner Jugendgeschichte. Und dennoch bewahrt er sich Muth und Kraft, geht nicht blos nicht unter, sondern ringt sich wenn auch langsam zu innerer Reife und äußerer besserer Stellung empor. Man bekommt wahrlich Respect vor der Kraft und Energie des Mannes, der aus so schweren, fast unaufhörlichen Kämpfen sich rüstig herausarbeitete. Man bekommt auch Respect vor dem Manne, wenn man sieht, wie er, der als Theatersecretär, Bibliothekar, Cassenassistent Ringelhardts in Leipzig einrückte, zuletzt eine hervorragende politische Persönlichkeit hier wurde. Unwillkürlich schwebt die Frage auf den Lippen: Wie ganz anders hätte sich das Schicksal dieses Selfmademan in Amerika gestellt. Man braucht nicht einmal so weit zu gehen, wie hätte das bloße Dasein eines großen, festen Staatswesens erziehend und klärend auf ihn eingewirkt! Das öde, zerfahrene, kleinlich politische Leben in Deutschland vor dem Jahre 1848, die zur Geringschätzung und Verachtung herausfordernde Wirthschaft in den einzelnen Staaten wurden auch für Robert Blum verhängnißvoll.

Sie machten ihn zwar nicht wie so viele andere politisch rührige Männer zu einem verbitterten, alles Positive hassenden Radicalen, aber sie raubten ihm den freien Blick, ließen ihn das richtige Maß und Ziel übersehen und zwangen ihm Bündnisse auf, die, als er einen größeren Schauplatz betrat, als unselige Ketten ihn belasteten. In dieser Beziehung ist der ausführliche Bericht über Robert Blums Wirksamkeit im Frankfurter Parlament von großem Interesse. Er giebt uns einen guten Einblick in das Parteigetriebe der Linken, enthüllt die Reibungen und Zwistigkeiten, die in ihrem Schooße walteten, wenn sie auch nach außen theilweise verdeckt wurden, und offenbart die starken Gegensätze zwischen Robert Blum und den eigentlichen Vertretern der Straßendemokratie, wie Zitz, Schöffel und Consorten. „Man möchte oft lieber in den Urwäldern von Californien sitzen, als in der deutschen Reichsvertretung" klagt Blum über seine Parteigenossen. Ob es ihm gelungen wäre, das Parteijoch abzuschütteln und seinem natürlichen Gefühl, das vor einer gewaltsamen Empörung zurückscheute, auch in Thaten zum Siege zu verhelfen, wer kann und will das entscheiden? Um sich aus der dumpfen Frankfurter Atmosphäre zu retten, ließ er sich von seinen Parteigenossen als Deputirter nach Wien wählen. Statt der erwünschten Erholung fand er hier ein tragisches Ende. Ueber die Wiener Octoberrevolution erfahren wir aus dem Buche einzelne, die bisher allgemein herrschenden Ansichten berichtigende Thatsachen, die um so dankbarer angenommen werden, als gerade für diese Zeit die „actenmäßige" Darstellung die am meisten von der Wahrheit abweichende sein dürfte.

Das Buch schließt mit einem Dictum des Fürsten Bismarck, das von

dem Verfasser mit gutem Grunde seinem Werke als Motto hätte vorangestellt werden können. Fürst Bismarck sagte zu dem Verfasser, als dieser im deutschen Reichstage saß: „Ihr Vater war sehr liberal, er würde auch heute, wenn er noch lebte, sehr liberal sein. Aber er war auch gut national."

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Berlin. Der Einzug des Kaisers. Die Interpellation über den kleinen Belagerungszustand. — Der Tag des Einzuges unseres Kaisers wird immerdar eine der schönsten und weihevollsten Erinnerungen in der Geschichte der Hauptstadt und des ganzen Landes bleiben, und diejenigen, denen es vergönnt war, ihm beizuwohnen und Zeuge und Theilnehmer an den herzlichen und wahrhaft erhebenden Kundgebungen der Liebe und Verehrung zu sein, mit denen der Kaiser empfangen wurde, werden einen ganz unvergeßlichen Eindruck gewonnen haben und bewahren. Man hatte dem Tage nicht ohne eine gewisse Besorgniß entgegengesehen. Man wußte doch genugsam, daß die Socialdemokraten insgeheim bei uns ihr Wesen trieben und die Befürchtung lag doch sehr nahe, daß zum mindesten Störungen der festlichen Stimmung eintreten konnten. Zudem ist die ganze innere Lage eine recht ernste, auf deren Hintergrund es dem schon an sich etwas schwerfälligen Norddeutschen nicht ganz leicht schien, sich zu einem höheren, freieren Gedankenfluge zu erheben. Die unfreundliche Jahreszeit that auch das ihrige, um die Gemüther niederzuhalten. Die letzten Tage vor dem Einzuge schien es sogar, als wolle der unabläßig herabströmende Regen die Vorbereitungen zum Feste und dieses selbst ganz unmöglich machen.

Man ließ sich indessen nicht in den Zurüstungsarbeiten stören. Bei Tag und bei Nacht wurde an der Ausschmückung der via triumphalis trotz der schrecklichen Ungunst der Witterung unabläßig gearbeitet. Auf der ganzen Strecke vom Potsdamer Bahnhof zur Königgrätzerstraße, zum Brandenburger Thor und Unter den Linden bis zum kaiserlichen Palais waren geschäftige Hände thätig, um Triumphbögen zu errichten, Masten mit Fahnen und Guirlanden zu schmücken und Bildsäulen und Bilder aufzustellen. Den schönsten Schmuck hatte wohl der Potsdamer Platz aufzuweisen, auf dessen Mitte man einen künstlerisch überaus gelungenen Obelisken aufgestellt hatte, ein Werk, das sich so allgemeinen Beifalls zu erfreuen hatte, daß man bereits Schritte gethan hat, um es zum bleibenden Gedächtniß des Tages in Granit und Bronze auszuführen. Natürlich prangten auch die Linden, der Pariser Platz und der Opernplatz im reichsten Schmucke. Die Häuser, welche nach einem einheitlichen Plane dekorirt waren, boten einen überaus festlichen Anblick dar.

Digitized by Google

Zum Glück für das Gelingen des Ganzen hörte der Regen am Morgen des Einzugstages auf. Die Sonne kam zwar nicht zum Vorschein, aber die Luft war hell und klar und wem der bedeckte Himmel nicht gefallen mochte, der konnte sich andererseits wohl damit trösten, daß die Wolken zu der ernsten Stimmung, die die Feier beherrschte, so ganz schlecht nicht paßten. Als nun der Kaiser aus dem Bahnhofe herausfuhr, wurde er mit einem Enthusiasmus empfangen, der sofort außer Frage stellte, daß trotz aller Wenn und Aber sich dieser Einzug zu einem der großartigsten gestalten würde, die Berlin je gesehen hat. Und so war es auch. Die Begeisterung, die dem Kaiser auf dem ganzen Wege bis zum Palais entgegengebracht wurde, war geradezu unbeschreiblich und dabei war bei Allen ein so würdiger, der eigenthümlichen Bedeutung des Tages entsprechender Ernst ersichtlich, daß das Ganze dadurch einen überaus ergreifenden Charakter erhielt. Der Kaiser war sichtlich bewegt. Freundlich grüßend fuhr er langsam durch die Menge, gefolgt von der ganzen kaiserlichen Familie. Ganz eigenthümlich belebt wurde die Scenerie durch die Tausende und aber Tausende wehender Taschentücher, die Damen und Herren aus allen Fenstern, von allen Dächern und von allen Puncten, auf denen man überhaupt festen Fuß fassen konnte, dem kaiserlichen Zuge entgegenschwenkten. Im Palais angelangt, zeigte der Kaiser sich mit der Kaiserin noch mehrfach auf dem Balcon. Dann verhallten die Jubelrufe allmählich. Die Menge aber verlief sich nicht oder Gehende wurden wenigstens schnell durch Kommende ersetzt. Man harrte des Abends, der die Illumination bringen sollte. Sie kam und sie war nach dem Urtheile Aller entschieden die allgemeinste und reichste, die hier jemals stattgefunden hat. Alle Häuser bis in die entlegensten Stadtviertel hinein waren beleuchtet. Jedermann hatte die Pflicht erkannt, der freudigen Stimmung seines Innern auch einen äußeren Ausdruck zu geben. Der Kronprinz und die kronprinzliche Familie hielten eine Umfahrt durch die Stadt. Ueberall wurden sie von der Menge umdrängt und mit jubelnden Zurufen empfangen.

In herzlichen und ernsten Worten hat der Kaiser selbst in seiner Antwort auf die Adresse der Berliner Stadtvertretung den Gefühlen Ausdruck gegeben, die ihn an jenem Tage bewegten. Sie werden einen tiefen, vollen Widerhall im Herzen des ganzen Volkes gefunden haben, das an diesem Tage noch einmal den ganzen großen Ernst der jüngsten traurigen Ereignisse durchlebt und empfunden hat. Und wenn der Kaiser sich an dem ihm gewordenen Empfange erfreut und darin eine Milderung seiner schmerzlichen Erinnerungen gefunden hat, so verbinden wir mit dem Gedächtnisse an diesen Tag vor allem das Gefühl der Freude und der Dankbarkeit dafür, daß ein gnädiges Geschick es gewollt hat, daß das allverehrte Oberhaupt der Nation nach so schweren Zeiten wieder in voller Gesundheit seinem Volke wiedergeschenkt ist und wie früher wieder in seiner Mitte weilt. Möge dieser Tag einst als der Markstein gelten, der eine trübe schwere Zeit von einer glücklicheren, gesegneteren scheidet! Nachdem die Feier verklungen ist, sind die politischen Geschäfte wieder in ihre Rechte getreten. Gleich zum Beginne der neuen

Woche kam im Abgeordnetenhause die angekündigte Interpellation wegen Verhängung des kleinen Belagerungszustandes über Berlin zur Besprechung. Wie wir angenommen hatten, erklärte sich der Minister der Innern, Graf Eulenburg, zur Beantwortung der Interpellation bereit, obgleich er nach der Bestimmung des Gesetzes in dieser Angelegenheit nur dem Reichstage Rede zu stehen verpflichtet ist. Der Minister entwickelte die Motive der Regierung für ihr Verfahren auch ungefähr in der Weise, wie wir uns dieselben gedacht und an dieser Stelle schon angedeutet haben.

Er bemerkte zuvörderst, daß eine unmittelbare Gefahr für die öffentliche Sicherheit nicht vorliege, daß eine solche aber auch zur Verhängung des kleinen Belagerungszustandes nicht erforderlich sei. Diese Maßregel könne und müsse vielmehr auch dann schon getroffen werden, wenn gewisse allgemeine Gefahren vorlägen, wie solche allerdings für Berlin und dessen Umgegend zur Zeit leider vorhanden wären. Solche Gefahren wären das Vorhandensein überaus zahlreicher Anhänger der Socialdemokratie in Berlin und die Anwesenheit vieler socialdemokratischer Agitatoren. Es sei schon unmittelbar nach den Attentaten regierungsseitig eine Maßregel wie die jetzt getroffene in Erwägung gezogen worden, man habe sogar damals an die Proclamirung des Kriegszustandes gedacht. Indeß habe man damals von einem solchen Schritte Abstand genommen, weil man zuvor die Wirkung des Socialistengesetzes habe abwarten wollen. Nun sei inzwischen eine Erwartung nicht in Erfüllung gegangen, nämlich die, daß sich die Socialisten dem Gesetze in Frieden unterwerfen würden. Im Gegentheil seien Anzeichen hervorgetreten, die auf das Vorhandensein einer Organisation zu einer geheimen Propaganda schließen ließen. Die Regierung habe aber außer diesen allgemeinen Motiven für ihr Vorgehen noch ein specielles. Es sei unzweifelhaft, daß der Plan im Werke sei, die Oberhäupter der Nationen zu vernichten. Die Ereignisse in Berlin, Madrid und Neapel hätten dies gelehrt. In Berlin seien viele ausländische Nihilisten angetroffen worden, die mit den hiesigen Socialdemokraten in Verbindung gestanden hätten. Unter diesen Umständen hatte die Regierung die dringende Pflicht, das Leben des Kaisers zu schützen, eine Pflicht, deren Erfüllung das ganze Volk und insbesondere die Bevölkerung der Hauptstadt, in deren Mitte der Kaiser wieder weilt, mit der Regierung theile.

So ungefähr lauteten die Ausführungen des Grafen Eulenburg. Es ist anzunehmen, daß man sie im Lande billigen wird. Die Regierung bedauert gewiß nicht weniger als das Land, daß derartige Schutzmaßregeln nothwendig geworden sind, da dies aber einmal der Fall ist, wird man es nur gutheißen können, daß die Regierung zur richtigen Zeit das Richtige gethan hat.

9. December.. J.

Literatur.

M. Kirchner, Elsaß im Jahre 1648. Duisburg. — Mit Vorliebe haben sich seit 1870 unsere historischen Studien dem Reichslande zugewandt, und da die Geschichte Elsaß-Lothringens als die eines nationalen Grenzgebietes in ungewöhnlichem Maße geographisch darstellbare Züge an sich trägt, so ist auch die historische Geographie in den letzten Jahren wiederholt mit jenen Gegenden beschäftigt gewesen. Als vorzügliche Leistung auf diesem Felde

heben wir die jüngst erschienene Karte vom „Elsaß im Jahre 1648" hervor, die nach M. Kirchners Entwurf in der geographischen Anstalt von Wagner und Debes in Leipzig ausgeführt worden ist. Es ist eine Specialkarte in großem Maßstab (1 : 320,000), die in elegantem Farbendruck die 47 Territorien, welche zur Zeit des westphälischen Friedens das Elsaß zusammensetzten, mit außerordentlicher Klarheit zur Anschauung bringt. Ihre Gestalt hat der Verfasser nach etwa 1100 eingetragenen Ortschaften und deren auch heute noch trotz alles politischen Wechsels wohlerhaltenen Flurgrenzen genau bestimmt. Eine zur Erläuterung beigefügte Abhandlung beschreibt die verschiedenen Hoheitsgebiete und berichtet zugleich über ihre geschichtlichen Schicksale vor und nach der Epoche von 1648. Mit Recht ist gerade dies für das Elsaß speciell noch mehr, als generell für Deutschland verhängnißvolle Jahr, das die Ergebnisse des dreißigjährigen Krieges rechtlich fixirte, zur Grundlage des Kartenbildes gewählt worden; denn die späteren französischen Uebergriffe und Gewaltthaten sind doch nur die Consequenzen der Festsetzungen des Friedens von Münster. Ueber die streitige Auslegung dieses Vertrags, die bekanntlich den folgenden Verwickelungen zum Vorwande dienen mußte, verbreitet sich der Autor in besonderer, die hergebrachte deutsche Auffassung bestätigender Erörterung; in einem Karton der Hauptkarte hat er die 1648 an Frankreich gemachten Abtretungen summarisch fürs Auge verzeichnet. Ein alphabetisches Ortsregister erhöht die Brauchbarkeit der begleitenden Abhandlung, deren sonst durchweg wissenschaftliche Haltung nur zum Schluß durch den chauvinistischen Schwung einiger alttestamentarischer Sprüche sonderbar entstellt wird. Mit Vergnügen hören wir, daß für Elsaß-Lothringen hundert Exemplare der schönen Karte durch den Oberpräsidenten bestellt worden; aber auch im alten Reiche wird sie jedem Freunde unserer Geschichte willkommen sein, sei es an sich, sei es als Ergänzung des südwestdeutschen Blattes in Menke-Spruners historischem Atlas, dem sie an localer Ausführlichkeit, oder der Boeckh-Riepertschen Geschichtskarte der Reichslande, der sie an Deutlichkeit unvergleichlich überlegen ist. a/D.

O. Peschel, Abhandlungen zur Erd- und Völkerkunde, neue Folge, herausgegeben von J. Löwenberg. Leipzig. — Dem ersten Bande gesammelter Abhandlungen Peschels, der diese Blätter vorm Jahr zu dem Versuche anregte, die Stellung zu charakterisiren, welche der früh verstorbene Gelehrte in seiner Wissenschaft überhaupt einnahm, ist nun ein anderer nachgefolgt, der allgemein als angenehme Ergänzung begrüßt werden wird. Er enthält eine große Anzahl von Aufsätzen zur Geschichte der Erdkunde, zur mathematischen und physischen Geographie wie zur Länder- und Völkerkunde, vornehmlich dem „Ausland" entlehnt, worin dieselben in den Jahren 1855 bis 1870, den goldenen Tagen jenes Blattes, von der Hand seines langjährigen Redakteurs erschienen. Sie zeigen Peschel als gewandten Journalisten der Geographie, in welcher Eigenschaft ihm einzig etwa der nun auch dahingeschiedene Petermann gleichkam; nur daß dieser mehr Leidenschaft besaß und verrieth, einen gewissen Hang zur Agitation innerhalb der Theorie, der ihn mitunter fast als einen in die Erdkunde verschlagenen Politiker erscheinen ließ, während bei Peschel, nachdem er einmal der wirklichen Politik den Rücken gewandt, auch in der periodischen geographischen Schriftstellerei stets mehr das beschauliche Temperament des objectiven Geschichts- oder Naturforschers vorwaltete. Die meist knappen Artikel sind Musterstücke guter Journalistik;

bei leichtem Anschlag volle Töne, gediegener Gehalt in gefälliger Form. Dazu bei aller hellen Freude an der Einsicht ins Wirkliche, an der Aufklärung der Erd- und Weltansicht doch nirgend eine Spur von dem materialistischen Schwulst, der so manchem neueren Producte der gleichen literarischen Gattung das Ansehn leiht, als sei es einem atheistischen Gesangbuch entstammt. Eine Reihe von nett skizzirten „Ferienreisen" offenbart, daß Peschel auch die Fähigkeit anschaulicher Schilderung des Selbstgesehenen in achtbarem Maße eigen war. Zwei umfangreiche Arbeiten endlich, aus der „Deutschen Vierteljahrsschrift" wiederholt, stellen „die großen Entdeckungen in den Jahren 1849 bis 1856" und die „Wanderziele der Deutschen" dar. Besonders die letztere, obwohl nun bereits achtzehn Jahre alt, verdient wieder und wieder gelesen zu werden; denn sie erörtert in einer im ganzen noch heute gültigen Betrachtung die Aussichten, die sich dem deutschen Auswanderer an den verschiedensten Puncten der nahen, fernen und fernsten Fremde darbieten. Sind wirklich seitdem hie und da andere Zustände eingetreten, so werden sich dieselben am besten im Anschluß an Peschels für damals erschöpfende Darlegung verstehen lassen. a/D.

Philipp Woker, das kirchliche Finanzwesen der Päpste. Nördlingen. — Die altkatholische Bewegung, wenn sie auch praktisch, wie es allen Anschein hat, bald im Sande verlaufen sollte, wird doch literarisch einige beachtenswerthe Spuren hinterlassen. Der Widerwille, welchen diese kirchliche Partei in Folge der jüngsten Ueberhebung des Papstthums gegen die römische Hierarchie überhaupt gefaßt, hat eine gelehrte Polemik hervorgerufen, die sich mit Vorliebe und meist mit Glück auf das historische Gebiet geworfen. Diese schon in den Tagen des Concils durch den „Janus" glänzend eröffnete antivatikanische Literatur hat noch kürzlich einen interessanten Zuwachs erhalten durch die obengenannte, Döllinger gewidmete Schrift des altkatholischen Professors der Kirchengeschichte zu Bern. Eine schwächere Seite des Gegners konnte sich die Opposition gar nicht aussuchen, als dies kirchliche Finanzwesen der Päpste; es ist das alte, hochberühmte Lieblingsthema der großen Kirchenversammlungen des fünfzehnten Jahrhunderts, in deren Gedankenkreis ja eigentlich der ganze Altkatholicismus sich vorzugsweise heimisch fühlt, das hier in neuer Weise erörtert wird. Die Absicht des Verfassers ging dahin, die bisher nur einzeln behandelten Seiten seines Gegenstandes zum erstenmale im Zusammenhange darzustellen; sein Verdienst besteht vornehmlich in der klaren Uebersicht, die er uns über die verschiedenen Classen päpstlicher Einkünfte gegeben, sowie in der Fülle von bestimmten Daten, die er aus sehr zerstreutem Quellenmaterial zur Abschätzung der Höhe einzelner Einnahmen herbeigebracht hat. Nachdem in einer kurzen Einleitung das nunmehr abgeschaffte römische System der käuflichen Aemter geschildert worden, deren Inhaber, aus den kirchlichen Gefällen ihre Rente beziehend, den Päpsten das Odium des unmittelbaren Verbrauchs derselben abnahmen, wird das Wesen und der Umfang der einzelnen Gefälle selber in besonderen Abschnitten zur Anschauung gebracht: zunächst der Confirmations- und Palliengelder, der Annaten, kurz aller der Summen, welche die Päpste aus ihrem Recht, über die Besetzung der kirchlichen Stellen zu verfügen, herauszuschlagen wußten; sodann der wirklichen Steuern, vorzüglich des Peterspfennigs, dazu der unregelmäßigen Abgaben und Geschenke. Daran reiht sich eine ausführliche Betrachtung der Taxen der Kanzlei und Pönitentiarie, wie sie im römischen Taxenbuch, dessen

Digitized by Google

Echtheit der Autor überzeugend darthut und dessen Hauptpartien er im Anhange nach der Pariser Ausgabe von 1520 abdruckt, ziffermäßig verzeichnet sind. Hier lernen wir die Preise der vom apostolischen Stuhl ertheilten Fakultäten, Privilegien, Licenzen, Dispense, Commutationen, Remissionen, Absolutionen, Indulgenzen u. s. w. kennen. Es braucht nicht gesagt zu werden, daß den widerwärtigsten Eindruck das Kapitel von den Ablässen hinterläßt, da nirgend sonst das Verwerfliche in Grundsatz und Ausführung so grell hervorspringt; man begreift vollkommen, warum eben an diesem Zipfel die päpstliche Mißwirthschaft, nachdem sie so manchem Angriff entschlüpft war, doch endlich von der weltgeschichtlichen Nemesis festgehalten ward. Ueberall aber wird aus dem Taxenbuch ersichtlich, daß nicht blos im allgemeinen ideelle Güter durch die geldbedürftige Hierarchie in materielle verkehrt wurden, sondern daß auch im Detail, was dann freilich nicht Wunder nimmt, jeder Maßstab für sittliche Schätzung dabei verloren ging; oder darf man es vielleicht umgekehrt als einen Rest von richtigem Gefühl für die gegenseitige Unabmeßbarkeit von Moral und Finanz ansprechen, wenn die Erfüllung innerer Pflichten und die Sühne für den Bruch göttlicher Gebote fast durchweg niedriger in Dukaten oder Groschen angeschlagen wurden, als die Beobachtung äußerer Ordnungen und die Buße für Verletzung menschlicher Satzungen? Den Schluß der Arbeit Wokers bildet eine Uebersicht über die Kosten von Reliquien und Heiligsprechungen.

Ist so der Kreis der kirchlichen Einnahmen des Papstthums umschrieben, so wird der Leser vergeblich nach Auskunft über die andere Hälfte des Finanzwesens, die Ausgaben, verlangen. Offenbar hat sich der Verfasser zu dieser Seite seines Themas wenig oder gar nicht hingezogen gefühlt. Und doch würde sich ein billiges Urtheil über die Kostbarkeit der Hierarchie erst gewinnen lassen, wenn man zugleich neben ihrer Forderung auch ihre Leistung im Auge hätte. Was hat das Papstthum seinerseits aufgewandt auf die Regierung der gläubigen, die Bekämpfung der ungläubigen oder irrgläubigen Welt, was auf die innere Verwaltung und den äußeren politischen Schutz jenes Kirchenstaates, dessen es zu seiner und der Kirche Sicherheit zu bedürfen glaubte, was auf die würdige Ausschmückung der römischen Heiligthümer und der kirchlichen Haupt- und Residenzstadt überhaupt, was endlich an Repräsentationskosten auf die eigene Ausstattung und die Entfaltung einer höfischen Pracht, wie sie für den Nachfolger des Apostelfürsten erforderlich scheinen mußte? Auf diese Fragen ertheilt uns Herr Woker keine Antwort, ja er wirft sie nicht einmal auf, noch mehr: es scheint, als halte er sie gar nicht für statthaft. Er behauptet schlechthin — das sind die ersten Worte seines Buches —: das Papstthum habe, seit es zu Ansehen gelangt, „von jeher" nach zwei Zielen gestrebt, nach immer weiterer Ausdehnung seines geistlichen Machtbereichs und sodann nach sofortiger Verwerthung der geistlichen Rechte im materiellen, im pekuniären Interesse. Er stellt somit die kirchlichen Gelderhebungen des Papstthums als bewußt verfolgten Selbstzweck desselben dar, und da er über die Verwendung der erhobenen Gelder nichts weiter angiebt, so empfängt der unkundige Leser den Eindruck, als sei der Schweiß der Christenheit zu allen Zeiten von den Päpsten und ihren Spießgesellen einfach in dulci jubilo verzecht oder noch sündhafter vergeudet worden. Daß es wirklich Perioden gegeben, wo das in gewissem Maße der Fall gewesen, läßt sich leider nicht leugnen, aber wo ist der Staat, der nicht ähnliche Perioden durchlebt hat? Ist nicht — um an die bekannte Erörterung im Faust zu erinnern — neben

der gesunden auch zuweilen die ungesunde Verdauung der Einnahmen ein allgemeiner Brauch, den Jud' und König mit der Kirche theilen? Was aber würde man sagen, wenn jemand das Finanzwesen der französischen Monarchie so einseitig darstellte, daß er den Schein erweckte, alle Abgaben der Nation hätten jederzeit lediglich den Zwecken einer Hofhaltung à la Louis XV. gedient? Nein, der Gedanke einer priesterlichen Weltherrschaft selbst, die mit dem geistigen und sittlichen Dasein zugleich das untrennbar damit verbundene politische und sociale Leben zu regeln und zu lenken unternahm, dieser Gedanke läßt sich, so unendlich weit er von dem inneren Wesen der Religion und vor allem von dem idealen Charakter des ursprünglichen Christenthums abliegt, doch an sich gar wohl historisch rechtfertigen aus den Zuständen der mittelalterlichen Welt, inmitten derer er auftrat, und die großartige Kraft, welche ihn der Verwirklichung nahe brachte, verdient unter allen Umständen unsere lebhafte Bewunderung. Daß es zur Gründung und Erhaltung solcher priesterlichen Weltherrschaft unter anderen auch der gemeinen Mittel irdischer Oekonomie bedurfte, kann dann wenigstens nicht befremden; die große Heilsanstalt, für welche die römische Kirche den gläubigen Völkern galt, mußte selbstverständlich wirthschaftlich unterhalten werden, und wenn man eine monarchische Einrichtung derselben aus anderen Gründen für nützlich oder gar nothwendig hielt, so war auch in der kirchlichen Finanz ein hoher Grad von Centralisation schwerlich zu vermeiden. Unbedingt verwerflich erscheint auch hier erst die allmählich eintretende Erhebung des Mittels zum Zweck, wodurch dann umgekehrt der Zweck zum Mittel herabgewürdigt, das Geistlichste dergestalt mit dem Weltlichsten geradezu vertauscht und somit der häßlichsten Lüge und der gröbsten Verletzung aller sittlichen Ordnung Thür und Thor geöffnet ward. Eine wahrhaft historische Darstellung müßte also vor allem diesen abschüssigen Gang vom Erwerb zum Verderb, vom Gebrauch zum Mißbrauch schildern und, so weit das möglich ist, die Ursachen dieser bösen Entwickelung aufsuchen; sie müßte eben so die dann wieder eintretende Besinnung und Besserung in ihrem fortschreitenden Zuge an uns vorüberführen. Gerade eine solche geschichtliche Auffassung und Darstellung aber hat sich der Verfasser durch sein einleitendes „von jeher" von vornherein abgeschnitten. Wir erfahren dann wohl in den einzelnen Kapiteln gelegentlich, wie diese und jene Auflage erst dann und dann entstanden, wobei namentlich Johann XXII. und das vierzehnte Jahrhundert überhaupt die gebührende metallglänzende Beleuchtung erhalten, wir hören ferner, daß das Taxenwesen und die Einnahmen der Curie im ganzen seit der Reformation auf immer bescheidenere Dimensionen eingeschränkt worden sind, aber auch diese Einschränkung soll lediglich äußerem Zwange, nicht innerer Reform, wie sie doch sonst die katholische Kirche der evangelischen gegenüber als unabweisbare Pflicht begriff, ihre Entstehung verdanken. So gewähren denn die einzelnen historischen Notizen des Verfassers nur eine Art Randdatirung der statistischen Posten, und das ganze Buch, so brauchbares Material es mit seinem Fleiße dem Historiker liefert, bleibt doch von eigentlicher Geschichte des päpstlichen Finanzwesens so weit entfernt, wie etwa das Flugblatt eines demokratischen Abgeordneten über „200 Millionen neuer Steuern" dem Finanzreformproject einer Reichsregierung gegenüber von politischer Billigkeit. a/D.

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.
Ausgegeben: 12. December 1878. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Digitized by Google

Ueber ein goethesches Motto.

Von Michael Bernays.

Als Goethe den didaktischen Theil seiner Farbenlehre zu Ende gebracht, schrieb er unter das Schlußwort*) den Spruch:

Multi pertransibunt et augebitur scientia.

Von den wenigen Deutschen, welche in die zwei mächtigen Bände jenes Werkes tiefer eingedrungen sind, werden wohl die meisten beim Erblicken dieses Satzes nachdenklich gestutzt haben. Woher stammt das orakelhaft klingende Wort? Goethe war ein unerschrockener und beharrlicher Leser, und seine Belesenheit erstreckte sich über die verschiedensten Wissensgebiete; wie weit sie reichte, wird niemand zu bestimmen wagen. Seine Anspielungen zu deuten, seinen Citaten auf die Spur zu kommen, will manchmal selbst dem Gelehrtesten nicht glücken**). Ein eigentliches Nachforschen bleibt da häufig fruchtlos; man muß sich bescheiden, auf einen glücklichen Fund zu hoffen.

*) Zur Farbenlehre. Von Goethe. Erster Band. Tübingen 1810. S. 352.

**) Lustig ist es zu sehen, wie rathlos weise Commentatoren sich oft auch bei solchen Anspielungen geberden, zu deren Deutung nur ein geringes Maß von Gelehrsamkeit erfordert wird. In der „Campagne in Frankreich" erzählt Goethe unter dem Datum des „19. September Nachts", wie er sich durch kluge List eines Mantels versichert habe, der ihm in schaurig kalter Regennacht — es war nach der Kanonade von Valmy — Wärme und Schutz gewährte. Scherzend fügt er hinzu: „Ulyß kann unter seinem auf ähnliche Weise erworbenen Mantel nicht mit mehr Behaglichkeit und Selbstgenügen geruht haben." Herr Strehlke, der die „Campagne" im fünfundzwanzigsten Theil der hempelschen Ausgabe bearbeitet hat, geräth bei dieser homerischen Reminiscenz in eine Verlegenheit, die er in folgenden Worten zu verbergen sucht: „Goethe kann hier wohl nur an die bekannte Begegnung des Odysseus mit Nausikaa denken (Odyssee VI, namentlich Vers 228 ff.) obwohl der Vergleich nicht ganz zutrifft; denn nach der Odyssee erhält Odysseus

Mit ſolcher Hoffnung pflegte denn auch ich mir ſtets wieder zu ſchmeicheln, wenn von Zeit zu Zeit der vieldeutige Spruch mir abermals vor Augen oder in den Sinn kam. Und dieſe Hoffnung trog mich nicht. Bacon wies mich auf die richtige Spur.

Im Jahre 1869 ließ der Herausgeber der baconſchen Eſſays, W. A. Wright, deſſen Arbeiten beſonders auch für Shakeſpeare fruchtbar geworden, die zwei Bücher of the advancement of learning in neuer, trefflicher Bearbeitung erſcheinen (Oxford, at the Clarendon press). Die neue Ausgabe lockte zu wiederholter Beſchäftigung mit dem längſt bewunderten und geliebten Werke. Kein anderes vielleicht läßt uns ſo anſchaulich erkennen, wie kräftig und machtvoll ſich die engliſche Proſa zur Zeit Shakeſpeares ausgebildet. Und zwar erfolgte dieſe Ausbildung in einem Kreiſe, den der Einfluß des Dichters nicht berühren konnte.

Die erſte Abtheilung ſeines Werkes geſtaltet der Philoſoph zu einem didaktiſchen Lobgedichte auf die Wiſſenſchaft. Er ſchiebt die Vorurtheile bei Seite, welche der wahren Schätzung der Gelehrſamkeit im Wege ſtehen. Durch das Zeugniß des göttlichen Wortes bekräftigt er die Würde der Wiſſenſchaft; aus dem ganzen Bereiche des menſchlichen Seins und Thuns ſammelt er die Beweiſe für ihre Herrlichkeit.

Anders ſtellt ſich ihm ſeine Aufgabe im zweiten Buche. Hier wird der praktiſche Zweck des Werkes klar. Bacon giebt ein Geſammtbild von dem Zuſtande der Wiſſenſchaft und der Wiſſenſchaften, wie ſie im Beginne des ſiebzehnten Jahrhunderts einem Geiſte ſich darſtellen, der von den herrſchenden Anſchauungen ſeiner Zeit ſich losreißen will. Er beſtimmt den Grad der Ausbildung, zu welchen die einzelnen Disciplinen gelangt; er weiſt auf den höheren Grad, zu dem ſie gelangen müſſen. Zugleich lenkt er die Betrachtung auf Gebiete, deren wiſſenſchaftliche Pflege bis dahin verſäumt oder verkehrt betrieben worden. Er ſpricht hier Forderungen und Ahnungen aus, deren

---

den Mantel von Nauſikaa geſchenkt, und ruht nicht unter ihm, ſondern geht, mit demſelben geſchmückt, in des Alkinoos Palaſt." — Nicht ganz zutrifft? — Er trifft vielmehr in keinem einzigen Puncte zu. Der nackte Odyſſeus bekleidet ſich mit den Gewanden, welche die Phäakenjungfrau, von frommem Mitgefühl durchdrungen, ihm dargeboten; Goethe, an einem Kriegszuge theilnehmend, ſchützt ſich auf offenem Felde gegen nächtliches Unwetter durch einen Mantel, den er durch gewandte Klugheit ſich verſchafft; — wie läßt ſich da auch nur die geringſte Spur einer Aehnlichkeit entdecken? Goethe kannte ſeinen Homer ſeit den Tagen Werthers genauer als ihm Herr Strehlke zutraut. Der Commentator blicke auf die Erzählung, welche der Vielgewandte am Schluſſe des vierzehnten Buchs der Odyſſee vorträgt, und er wird erkennen, wie trefflich der Vergleich in allen Stücken paßt. Gerade in dieſem Theile der Odyſſee war Goethe heimiſch von Alters her: als Werther aus der adeligen Geſellſchaft hatte weichen müſſen, las er zu ſeiner Gemüthserquickung bei untergehender Sonne „den herrlichen Geſang, wie Ulyß von dem trefflichen Schweinehirten bewirthet wird".

Erfüllung erſt ſpäter kommende Menſchengeſchlechter erleben ſollten. Er liefert — um ein ihm ſelbſt entlehntes Bild zu brauchen — einen Globus der geiſtigen Welt; auf dieſem bemerkt er genau die Länder, welche der Menſch noch nicht in dauernden Beſitz genommen oder noch nicht zu ſeinem wahren Nutzen bebaut oder verwaltet hat.

In der erſten Hälfte dieſes zweiten Haupttheils ſpricht er mit ſtolzem Wohlgefallen von der Ausbreitung, welche das kosmographiſche Wiſſen in ſeinen Tagen gewonnen hat. Dieſer Zuwachs an Kenntniß, ſo rühmt er mit Recht, ward erſt unſerem Zeitalter vergönnt; unſern Augen erſt erſchließt ſich die Welt, oder, wie er es in ſeiner bildlichen Weiſe ausdrückt, am großen Weltgebäude zeigen ſich Fenſter, durch die uns Einblick in das Innere geſtattet wird.

In dem Maße, als durch Schifffahrt und Entdeckungen die Kenntniß der Erdtheile und ihrer ungleich gearteten Bewohner, ſo wie der verſchiedenen Himmelsſtriche zunimmt, in demſelben Maße, ſo hofft der philoſophiſche Prophet, werden die geſammten Wiſſenſchaften fortſchreitend ſich bereichern. Denn in Gottes Rathſchluß liegt es, daß in eben der Zeit, da die aufgethane Welt durchwandert und durchforſcht wird, eine Vermehrung alles Wiſſens erfolgen ſoll. Hat doch, im Hinblick auf die ſpäteſte Zukunft, der Prophet Daniel es ſchon voraus verkündigt: Plurimi pertransibunt, et multiplex erit scientia.

Als mir dieſer Satz vor Augen kam, hielt ich überraſcht inne. Da war er ja, der goetheſche Spruch! Nicht aus irgend einem profanen Schriftwerke, aus dem alten Teſtamente ſtammt er. Und nun erinnerte ich mich auch, in welchem Zuſammenhange der Spruch beim Daniel vorkommt. Bacon behandelt hier den Bibelvers, wie er ſo manche ſeiner zahlreichen Citate behandelt: er ändert nichts an den Worten, weiß ihnen aber durch geiſtreiche und oft auch recht gezwungene Interpretation einen Sinn anzudeuten, von dem ſich der Autor nichts träumen ließ. Nicht leicht entdeckt ein unbefangener Leſer irgend einen Bezug auf Bacons Hoffnungen und Entwürfe in den Worten der Vulgata (12, 4): Tu autem, Daniel, claude sermones et signa librum usque ad tempus statutum: plurimi pertransibunt et multiplex erit scientia.

Woher nahm nun Goethe ſein Motto? Unmittelbar aus der Bibel, wird man antworten. Er war ja bibelfeſt. Wie manchen nachdrücklichen Satz der heiligen Schrift hat er ſich zu ſprüchwörtlichem Gebrauche angeeignet! Wie geläufig ſind ihm bibliſche Wendungen, beſonders in der gluthvollen Proſa ſeiner Jugendzeit! — Gewiß! Aber das lutherſche Deutſch war ihm doch wohl vertrauter als das Latein der Vulgata. Auch ſeine „Morphologie“ (1817) begleitet er mit einem Bibelſpruch; er nimmt ihn aus dem

Buche Hiob 9, 11, giebt aber genau den lutherschen Wortlaut wieder: „Siehe er geht vor mir über ehe ich's gewahr werde, und verwandelt sich ehe ich's merke"*). Weshalb mochte er nun hier sein geliebtes Deutsch aufgeben?

Allerdings war die deutsche Uebersetzung des danielschen Verses kaum als Motto zu brauchen. Luther schreibt: „Und nu Daniel verbirge diese wort, und versiegele diese Schrifft, Bis auff die letzte zeit, So werden viel drüber komen, und grossen Verstand finden." — Wie aber, wenn Goethe hier gar nicht unmittelbar aus der Bibel geschöpft hätte? Schlagen wir die Farbenlehre noch einmal auf! Hier stehen ja gar nicht die Worte des lateinischen Bibeltextes. Goethe sagt: multi, die Vulgata setzt plurimi; für Goethes augebitur hat die Vulgata multiplex erit; ihr folgt Bacon. Also weder die Schrift des englischen Philosophen noch die lateinische Bibel kann Goethes Quelle sein. Wir müssen uns nach einem anderen Fundorte umthun; denn schwerlich wird der Autor der Farbenlehre selbst dem Spruche die veränderte Fassung gegeben haben.

Vielleicht führt uns aber dennoch Bacon auf die rechte Spur. Als Goethe die Vorbereitungen zur Geschichte der Farbenlehre betrieb, muß er sich tiefer mit dem Engländer eingelassen haben, den er gelegentlich mit scherzender Derbheit „das Haupt aller Philister" nennt**). Der umfassende Abschnitt, den er ihm in seiner historischen Darstellung widmet (S. 226—241) zeugt von umfassendem Studium. Sicherlich ging er damals die vornehmsten Werke Bacons durch, und er kann das vorbereitende Hauptwerk of the advancement of learning nicht übergangen haben. Ob er es aber im englischen Urtexte las? Dieser trat im Jahre 1605 ans Licht. Schon damals hatte der Autor eine lateinische Uebersetzung im Sinne; aber erst achtzehn Jahre hernach (1623) ward sie ausgeführt. Die Uebersetzer, denen ein Mann wie Hobbes zugesellt war, arbeiteten unter der Aufsicht Bacons, der inzwischen den Umfang des Werkes um ein bedeutendes erweitert und es innerlich vielfach bereichert hatte. In neun Bücher getheilt, empfing es den allbekannten Titel de dignitate et augmentis scientiarum. Nur im Anfang sucht es den englischen Text getreuer wiederzugeben; später verhält es sich zu diesem oft wie die Ausarbeitung zur Skizze. Mit vollem Recht kann es als ein

*) So steht in der Gesammtausgabe der Bibel von 1545, deren Text bis auf den heutigen Tag seine Geltung hat. In früheren Drucken von 1524 und 1525 hatte der Vers gelautet: „Sihe, wenn ehr uber mich gehet, so sehe ichs nicht, und wenn er sich wandelt, merk ichs nicht." — Vergleiche übrigens Eckermanns Gespräche 21. April 1830.

**) Nach Riemers Mittheilung 2, 679 sagte Goethe am 13. October 1807 von Bacon: „Das Haupt aller Philister und darum ihnen auch so zu rechte." — Gerade damals rüstete er sich eifrig zum Abschlusse der Geschichte der Farbenlehre; an Knebel 7. October 1807; an Reinhard 28. October 1807.

zweites Original gelten*). Das Latein bewegt sich hier überall mit nachdrücklicher Kraft einher; es lautet entschieden und bestimmt; aber man vermißt doch die Macht und den Reiz des baconschen Urwortes.

In dieser lateinischen Fassung ging das Buch durch die Welt. Es eröffnet die Sammlung der Werke in den älteren Folioausgaben. In einer dieser Ausgaben — vor mir liegt eine Frankfurter vom Jahre 1665 — hat Goethe das Werk studirt. Er mußte dasselbe für seine Zwecke in der ausgebildetsten Gestalt kennen lernen; und überdies bot es sich ihm, wie den meisten seiner älteren Zeitgenossen, in der Gelehrtensprache bequemer dar als in der englischen**). Wer weiß, ob er dem ursprünglichen Texte jemals einen aufmerksamen Blick gegönnt!

Den englischen Sätzen nun, die sich in Wrights Ausgabe auf S. 98 finden, entspricht in der lateinischen Bearbeitung das zehnte Kapitel des zweiten Buches. Und wie lautet hier das Bibelwort? Sic enim Daniel Propheta, de novissimis temporibus verba faciens praedicit: Plurimi pertransibunt, et augebitur scientia. Da zeigt sich uns Goethes augebitur, und mit voller Sicherheit können wir behaupten, das Werk De augmentis habe das Citat geliefert.

Mit voller Sicherheit? Ein kleines Bedenken bleibt noch zurück. Goethes multi trafen wir an keinem der bisher von uns besuchten Fundorte. Hat er wenigstens dies Wort eigenmächtig gesetzt? Nein, auch die Quelle des multi ist nachweisbar. Bacon muß sich jenen Spruch Daniels besonders tief eingeprägt haben; er bringt ihn noch einmal vor in einem Werke, das Goethe gleichfalls nicht unbeachtet lassen konnte, im Novum Organum, und zwar im 93. Aphorismus des ersten Buches. Die aus der früheren Schrift uns schon bekannte Anwendung und Deutung des Spruches finden wir hier, wenn auch in anderem Zusammenhange, wiederholt. Ich will die Stelle deutsch hersetzen, nach der Uebertragung von G. W. Bartoldy, die, mit Anmerkungen von Salomon Maimon ausgestattet, zu Berlin 1793 erschienen ist. Bacon deutet darauf, daß alles Wichtige, was die Vorsehung veranstaltet, ganz leise und gelinde vorwärts rückt und zur Ausführung gelangt, noch ehe die Menschen es gewahren. Dann fährt er fort: „Auch die Weissagung Daniels von den letzten Zeiten ist nicht aus der Acht zu lassen: Viele werden vorübergehn, und das Wissen wird vervielfältigt seyn. Sie giebt uns aufs deutlichste zu verstehen, daß nach dem Willen des Schicksals, das

*) So sagt ein englischer Kritiker in der „Edinb. Review," 1816, Nr. 53, S. 180: The Latin book De Augmentis — — — may be considered, in respect to the matter, as a second original.

**) Doch will ich nicht vergessen anzumerken, daß er im polemischen Theil der Farbenlehre die englische Ausgabe der newtonschen Optik benutzt.

heißt, der göttlichen Vorsehung, die Durchforschung der Welt (die nach so vielen und so entlegenen Reisen entweder bereits vollendet, oder doch mitten im Werke ist) und der Anwachs der Wissenschaften in einerlei Zeitraum fallen sollen." Das lateinische Original giebt hier wiederum das multiplex erit der Vulgata, aber statt plurimi lesen wir multi pertransibunt. Unser philologisches Gewissen ist also nun zur Ruhe gebracht; ohne jegliches Bedenken sagen wir: Der Spruch, wie er sich bei Goethe findet, ist aus den beiden Citaten Bacons zusammengefügt.

Verlohnte sichs aber wohl der Mühe, dem Ursprunge dieses lateinischen Sätzchens auf so gewundenem Wege nachzuspüren? Nun, erscheint auch das Ziel nicht eben wichtig, so mögen doch die kleinen Mühen des Weges selbst schon lohnend sein. Und hat nicht der Forscher das Recht, die Verpflichtung, in den Werken eines großen Autors auch das kleinste Beiwerk zu beachten? Denn hier ist alles mit allem verknüpft; das Geringfügigste mahnt an das Bedeutsamste; es ist ein Makrokosmus, in dem „alles sich zum Ganzen webt". Aber kaum bedarf es hier einer Berufung auf jenes Forscherrecht. Denn der Spruch, nach dessen Abkunft wir fragten, erscheint an sich selbst bedeutsam genug; fassen wir ihn in dem Sinne, in dem Goethe ihn gefaßt wissen will, so kann er uns Anregung zu mancherlei Betrachtungen geben.

Dieser Spruch drückt unübertrefflich die Stimmung aus, in welcher Goethe nach gewissenhaften, mühseligen Vorarbeiten endlich der Welt seine Farbenlehre darbot. Er stellte sich lehrend und kämpfend einer Theorie entgegen, die in allen Lehrbüchern als unantastbare Wahrheit vorgetragen, von allen Kathedern mit gläubiger Ueberzeugung verkündigt ward, einer Theorie, welcher schon durch das Ansehen ihres Begründers die Herrschaft für immer gesichert schien. Er konnte nicht die verwegene Hoffnung nähren, die Beistimmung der Forscher leicht zu gewinnen. Freilich fürchtete er auch nicht, einer so beharrlichen Mißgunst, einer so störrischen Ablehnung zu begegnen, wie er sie später erfahren mußte. Er hoffte auf den endlichen Sieg der von ihm erkannten und, wie er glaubte, unwidersprechlich erwiesenen Wahrheit, mochten auch die Männer des Faches noch ferner hartnäckig den Irrthum behaupten; in dieser Hoffnung hatte ihn Schiller bestärkt, der ihm schon am 23. Januar 1798 das zuversichtliche Wort gesagt: „daß Sie endlich durchdringen werden, ist mir keinen Augenblick zweifelhaft". Wenn Goethe diese Zuversicht im Stillen theilte, so mußte ihn hernach der dauernde Widerstand, die geringschätzige Gleichgültigkeit der Fachgelehrten um so peinlicher treffen; ja, er mußte wähnen, seine Gegner seien durch Eigensinn und bösen Willen mißleitet.

Aber wie er auch immer bei Herausgabe der Farbenlehre über den schließlichen Erfolg seines Unternehmens denken mochte, einen raschen Triumph

seiner Lehre durfte er sich unter keinen Umständen versprechen. Erfahrung hatte ihn gewitzigt. Ein Vierteljahrhundert war verflossen, seitdem er zuerst selbständig in das Studium der Natur eingegriffen. Während dieses Zeitraums hatte er gelernt, wie die Meister der wissenschaftlichen Gilde den unzünftigen Liebhaber der Wissenschaft zu empfangen pflegen, wenn er, ohne auf das überlieferte Bekenntniß geschworen zu haben, sich ihnen mit neuen Anschauungen nähern will. Er wußte, wie selten sie geneigt sind, mit Unbefangenheit zu prüfen, was der Laie ihnen Fremdartiges, oder dem bisher geltenden Dogma Widersprechendes entgegenbringt; er wußte, wie gefährlich es sei, die behagliche Sicherheit zu stören, mit der eine herrschende Schule auf der zu Recht bestehenden Lehre ruht. Hatte er doch erlebt, daß Camper und Sömmerring ihm ableugneten, was er mit hellem Auge gesehen! Hatte seinen Wahrnehmungen gegenüber doch selbst Merck sich zweifelnd verhalten! Ein Leibniz mochte einst dem Autodidakten das Recht zur Mitforschung zugestehen*); die zünftigen Gelehrten wiesen ihn zurück. Sie hatten Goethe zu dem Ausrufe gedrängt: „Einem Gelehrten von Profession traue ich zu, daß er seine fünf Sinne ableugnet."

Eine solche Stimmung durfte freilich der Sechzigjährige nicht laut werden lassen, als er sich am Endpuncte der großen Arbeit sah, die „mitten in dem heftigsten Kriege, der unser Vaterland erschütterte, unternommen und vollendet wurde" (1, 648). Das Schlußwort des didaktischen Theils der Farbenlehre athmet eine würdevolle Bescheidenheit. Der Autor will sein Werk nur als einen Entwurf gelten lassen. Er wünschte — und diesen Wunsch wiederholt er am Schlusse des polemischen Theiles — er wünschte jetzt, da ihm alles Mangelhafte im Druck viel schärfer entgegentritt, das Ganze von neuem bis zu gleichmäßiger Vollendung durchzuarbeiten. Er legt sich die Frage vor, inwiefern der Einzelne, der sich einer Wissenschaft nicht ausschließend widmet, dennoch durch sein Bemühen die Wissenschaft fördern könne. Mit der Kunst, antwortet er, sollten nur Meister sich abgeben, Schüler nur nach strengster Prüfung sie ausüben dürfen. Dort hat nur das Vollkommene ein Recht zum Dasein. Im Wesen des schaffenden Künstlers muß Form und Gehalt, Inneres und Aeußeres sich durchdringen, damit das Kunstwerk entstehe. Die Wissenschaften aber ruhen, weit mehr als die Kunst, auf Erfahrung; ihnen darf jeder „seinen Beitrag anbieten", auch wenn er ihre Pflege nicht zum einzigen Geschäfte seines Lebens macht. Die einfachste

*) Die Worte, in denen der Philosoph dies Zugeständniß macht, hat sich Lessing in seinen Notizen über Leibniz angemerkt (Lachmann 11, 48). Er sagt darüber: „Dies sind merkwürdige Worte von Leibnitz, über welche sich ein sehr lehrreicher Commentar schreiben ließe. Es folgt unter andern daraus, wie wenig nothwendig ein allzu sorgfältiger, allzu methodischer Unterricht, auf den unsere neueren Pädagogen dringen, im Grunde für die menschliche Seele ist."

Beobachtung, die ein ſolcher Liebhaber der Wiſſenſchaften mittheilt, kann ſich als fruchtbar erweiſen; und gerade ſein unbefangener Blick gewahrt vielleicht manche noch nicht aufgedeckte Beziehung zwiſchen den Dingen. Nachdrücklich fügt Goethe hinzu: „jedes neue Verhältniß, das an den Tag kommt, jede neue Behandlungsart, ſelbſt das Unzulängliche, ſelbſt der Irrthum iſt brauchbar, oder aufregend und für die Folge nicht verloren."

So giebt denn auch er ſeinen Beitrag hin. Nicht mit Zufriedenheit, aber doch getroſten Muthes blickt er zurück auf das Vollbrachte und vorwärts auf das, was noch zu thun übrig bleibt; beides empfiehlt er der Mit- und Nachwelt, und gedenkt abſchließend des alten Wortes: Multi pertransibunt et augebitur scientia. Wir wiſſen nun, in welchem Sinne Goethe den danielſchen Satz anwandte: „Durch das Zuſammenwirken vieler im Verlaufe der Zeiten wird das Wiſſen wachſen und ſich mehren".

Geſtattet aber der Spruch nicht auch eine Anwendung auf Goethe ſelbſt? Auf Goethe, den Forſcher, den Gelehrten, den Urheber der Metamorphoſe der Pflanzen, der Abhandlung über den Zwiſchenknochen, den Autor der Farbenlehre und aller jener naturwiſſenſchaftlichen Schriften, die faſt jedes Gebiet des großen Naturreiches berühren? Wie viele mußten vorübergehen, wie viele mußten in edlem Eifer gemeinſam wirken, damit auch dieſe Seiten des goetheſchen Weſens erkannt und anerkannt wurden! Lange genug paßte auf ſeine wiſſenſchaftlichen Arbeiten der ſchmerzlich-tröſtliche Spruch:

Mag's die Welt zur Seite weiſen,
Edle Schüler werdens preiſen,
Die an Deinem Sinn entbrannt,
Wenn die Vielen Dich verkannt.*)

Die gleichaltrigen Zeitgenoſſen verkannten ihn. Was er geahnt und geſchaut, was er verſucht und vollbracht, blieb ohne Wirkung und Nutzen, bis aus einer jüngeren Generation edle Schüler herangewachſen waren, die, ſelbſt zu Führern der Wiſſenſchaft berufen, die Weihe ſeines Geiſtes empfingen. Als einer der edelſten Sprecher dieſes jüngeren Forſchergeſchlechtes rief ihm Johannes Müller im Jahre 1826 vertrauensvoll zu**): „Sie müſſen ſich überzeugen, wie der Naturforſcher auch einem Geſchlechte voranging, das, ihn zu begreifen, folgte."

Immer entſchiedener wird jetzt die Geſammterkenntniß des goetheſchen Weſens vorbereitet. Bis zum Ueberdruß mußten wir früher vernehmen, der Autor von Dichtung und Wahrheit habe des geſchichtlichen Sinnes ermangelt. Jetzt hat ein Hiſtoriker wie Wegele in einer lehrreichen und anziehenden Abhandlung auch den Schwergläubigen bewieſen, daß dem Dichter der hohe

*) Zur Morphologie 1, 256. Im vierten Bande der Ausgabe letzter Hand S. 362 lautet der Spruch noch reſignirter: „Wenig Schüler werden's preiſen".

**) Goethes Naturwiſſenſchaftliche Correſpondenz 1, 395.

Name des Historikers mit vollem Rechte gebührt*). Nachdem von Franzosen und Deutschen, von Männern wie Geoffroy St. Hilaire, Helmholtz, Virchow, Goethes Stellung in der Geschichte der Naturforschung genau bestimmt worden, ist die schöpferische Bedeutung seiner naturwissenschaftlichen Thaten kaum noch einem Zweifel ausgesetzt; selbst diejenigen, die**) seinen einzelnen Beiträgen nur einen geringeren Werth zusprechen, reden doch nur mit Bewunderung von dem tiefen Seherblick, mit welchem er die Natur in dem All ihrer Erscheinungen umfaßte. Ueber sein Verhältniß zur heutigen Naturwissenschaft aber belehrt uns eben jetzt auf das gründlichste die gewissenhafte und sachreiche Abhandlung, welche S. Kalischer seiner trefflichen Ausgabe der gesammten naturwissenschaftlichen Schriften vorausgesandt hat.

Der Forscher Goethe steht fortan gleichberechtigt neben dem Dichter. Die Einheit beider ist erkannt. Kein Biograph Goethes dürfte es fernerhin wagen, dessen wissenschaftliche Bestrebungen als Nebenwerk zu behandeln. Möchte nur mit der Anerkennung, die dem Forscher jetzt so reichlich gezollt wird, die unmittelbare Kenntniß seiner zahlreichen, der Wissenschaft gewidmeten Schriften Hand in Hand gehen! Möchte die eben genannte werthvolle Ausgabe zu dieser Kenntniß anreizen! Nur wer in die Werke des Forschers Goethe eingedrungen ist, darf sich rühmen, den Schriftsteller ganz zu kennen.

Von der Geschichte seines botanischen Studiums, die Goethe im Jahre 1817 bekannt machte und später noch überarbeitete, urtheilte im Jahre 1838 der Franzose Auguste de Saint-Hilaire: ce morceau véritablement délicieux — — a presque le charme de Confessions de Rousseau, et il est toujours plus pur et plus instructif. Wie viele Deutsche unter den vierzig Millionen mögen wohl dies morceau véritablement délicieux genauer kennen? In keinem seiner späteren Werke hat Goethe den Gehalt seiner Weltanschauung so umfassend und vielseitig dargelegt wie in der Geschichte der Farbenlehre***). Indem er uns einen weltgeschichtlichen Umriß

*) Goethe als Historiker von Franz X. Wegele. Würzburg, 1876.

**) Wie Carus in seiner Geschichte der Zoologie. München. S. 290—292.

***) Diejenigen, die ihm persönlich näher standen, wußten wohl, wie viel Kostbares er hier niedergelegt Charlotte von Schiller schreibt der Prinzessin Karoline Louise am 14. December 1810: „So ergötze ich mich jetzt an dem zweiten Theil der Farbenlehre. — — Es ist so etwas Prächtiges, so rein verständlich und groß gesehen. Die Ansichten, die der Meister darinnen ausspricht, sind wunderbar groß, und man steht wie vor einem gefundenen Schatzkästchen und zieht ein Juwel nach dem andern ans Tageslicht. Die Geschichte der Wissenschaft, die Charakterisirung der Individuen ist so prächtig! Dies Kapitel, das Lücke überschrieben ist, ist vortrefflich; was er da klar und schön alles aufstellt, ausspricht, ist unaussprechlich." — Mit Recht zeichnet Charlotte den genannten Abschnitt aus; es ist derjenige, in welchem Goethe von dem nie verstummenden Lobgesange der Menschheit spricht, dem die Gottheit so gerne zuhören mag.

von der Entwickelung der Wissenschaft giebt, läßt er uns zugleich auf alle Höhen und in alle Tiefen seines eigenen Wesens blicken. Und wie viele unter den Gelehrten Deutschlands sind mit diesen Offenbarungen vertraut?

Die wissenschaftlichen Schriften Goethes gehören in der Form, in welcher sie jetzt vorliegen, zum größeren Theil dem letzten Drittel seines Lebens an. Sie können am wirksamsten dazu beitragen, die Vorstellungen zu vernichten, die über den prosaischen Stil des alten Goethe noch immer im Schwange sind. Denn hier spürt man nichts von gemessener Kälte, von gravitätischer Steifheit und gemachter Würde. Diese Angelegenheiten der Wissenschaft sind Herzensangelegenheiten für Goethe. Hier spricht der ganze Mensch unmittelbar aus Anschauung und Empfindung heraus. Haß und Liebe, Freude und Ingrimm, strenger Widerwille und hingebende, weihevolle Begeisterung — alles wird hier, wie in gewaltigen Naturlauten, vernehmbar. Auch hier ist der dauernde Verkehr mit dem Autor selbst der sicherste, ja der einzige Weg zu seiner Erkenntniß. Da weicht Wahn und Vorurtheil; es wächst die Einsicht in das Wesen Goethes — augebitur scientia.

Livland und Rußland.

Von Ernst von der Brüggen.

Jahre sind vergangen — ich glaube etwa fünf — seit man in der deutschen Presse und einigen politischen Kreisen Deutschlands sich mit den deutschen Herzogthümern im Nordosten lebhafter als gewöhnlich beschäftigte. Es war damals, als die große Wiedergeburt Deutschlands ihre Flitterwochen — oder richtiger ihren ersten Kirchgang, oder wie man sonst will — feierte, ich meine, als Deutschland jubelte, einig zu sein, und wähnte allmächtig zu sein. Damals sah man sich um, ob wo in der Welt noch sonst Jemand außer Elsaß-Lothringen und den „Up ewig Ungedeelten" zu retten, ob noch sonst irgendwo ein deutscher Stamm zurückzubringen sei in die Arme der Mutter. Man bemerkte im Nordosten die Herzogthümer, die vor bald drei Jahrhunderten zu uns gehört hatten, und Manche glaubten, Deutschland werde nun Muße und Kraft haben, sich für diese verlorenen Kinder thatkräftig zu interessiren. Auf der anderen Seite regten sich ähnliche Hoffnungen auch in einigen Köpfen der livländischen Bewohner. Aber mehr als diese etwas sehr theoretischen Hoffnungen gab ein anderer Umstand die Veranlassung dazu, daß von Livland aus der Versuch gemacht ward, in der

deutſchen Preſſe Intereſſe für livländiſche Verhältniſſe zu wecken. Denn die Einigung Deutſchlands hatte für Livland die unmittelbare Wirkung, daß eine Verfolgung und Bedrängung von Seiten Rußlands begann, welche als Echo jeden Jubelrufes über die Herrlichkeit des deutſchen Kaiſerthums bittere Klagetöne aus der Bruſt der Livländer über die harten Schläge, die nun hereinbrachen, hervorlockten. In Rußland war man auch nicht müſſig geweſen, Schlüſſe zu ziehen aus der neuen politiſchen Ordnung Deutſchlands, und einer dieſer Schlüſſe war, daß es einſtmals Deutſchland einfallen könnte, die verwandten Elemente Livlands gegen Rußland zu gebrauchen, wohl gar Livland zurückzufordern. Es begann daher ein eifriges Bemühen, das Deutſchthum Livlands mit möglichſter Beſchleunigung aus der Welt zu ſchaffen. Schon 1867 machte Kaiſer Alexander den Anfang, gab er ſo etwas wie eine Vorrede oder ein Inhaltsverzeichniß zu dem kommenden Werke, indem er Riga beſuchte und den verſammelten Ständen ankündigte, daß die bishin vertragsmäßig zu Recht beſtehende Herrſchaft der deutſchen Sprache in Livland aufzuhören habe und der ruſſiſchen der Vorrang einzuräumen ſei. Seitdem erhob ſich der Kampf, wurde am heftigſten, als der franzöſiſche Krieg wirklich die volle Einigung Deutſchlands herbeiführte, und wird auch heute noch ununterbrochen, trotz der Freundſchaft zwiſchen Deutſchland und Rußland, fortgeführt. Bald aber bemerkte man in Livland, daß es nutzlos ſei, in Deutſchland eine Stütze zu ſuchen. Man hatte gehofft, daß die Freundſchaft der beiden Reiche vielleicht eine Verwendung von deutſcher Seite für die bedrohten Rechte Livlands zu Wege bringen könnte, man hatte gehofft, daß eine Darlegung des Sachverhalts vor Deutſchland und Europa die Rechtmäßigkeit der livländiſchen Forderungen klar legen und Rußland hindern würde, Angeſichts Europas verbrieftes Recht zu brechen, deutſches Weſen zu unterdrücken. Man betrog ſich in beider Hinſicht. Man ſah ferner, wie in Deutſchland ſelbſt die Verſuche einzelner deutſcher Politiker, zu Gunſten Livlands die Stimme zu erheben, ihr Ziel verfehlten und von der politiſchen Leitung des Reiches als ſtörend, ſchädlich für die Intereſſen des Reiches energiſch zur Ruhe verwieſen wurden. Man gab ſehr bald in gewiſſenhafter Würdigung der Gründe ſolchen abweiſenden Verhaltens jene Agitation drüben wie hüben auf. Seit etwa 1873 oder 1874 verſtummten die livländiſchen Stimmen in Deutſchland, verſtummte die Klage und mit ihr das wenn auch nur vereinzelte Intereſſe, welches man bei uns an jenen Provinzen eine Zeit lang genommen hatte. Ich beabſichtige nicht, jene Klagelieder wieder anzuſtimmen oder jene Agitation zu erneuern. Die Urſachen, welche damals die Klagen wirkungslos verhallen machten, beſtehen auch heute ungeſchwächt fort; die ſchädlichen Folgen, welche jener Appell an Europa und beſonders Deutſchland für Livland nach ſich zog, indem

die Beſorgniß und die Anſtrengung Rußlands, Livland zu vergewaltigen, nur ſich ſteigerten, ſie würden heute noch ebenſo von einer erneuten Anrufung Deutſchlands auf Livland zurückprallen. Aber Niemand mag es verdenken, wenn man ſich der Entwickelung Livlands in dieſer Zeit ſo gut erinnert, als etwa derjenigen Ungarns oder der Lombardei. Es iſt Zeit, daß man bei uns ſich wieder erinnert, daß in Rußland auch andere Menſchen wohnen, als nur Slaven und jene aſiatiſchen Völker, von denen wir gerade ſo viel hören und wiſſen, als von den Negergruppen an den Quellen des blauen Nil.

Zehn Jahre lang dauert jetzt dieſer merkwürdige Kampf der drei alten deutſchen Herzogthümer gegen das Beſtreben der Regierung und des Volkes in Rußland, ſie der ſelbſtändig eigenartigen Entwickelung auf der Grundlage deutſcher Cultur zu berauben. Die Verfechter dieſer Cultur ſind, äußerlich genommen, nicht eigentlich dieſe Provinzen, ſind vielmehr in erſter Reihe die zwei- bis dreimalhunderttauſend Deutſche, welche dort die herrſchenden Claſſen, das heißt die gebildeten Claſſen ausmachen. Aber längſt wäre der Kampf zu Ende gegangen, wenn ſeine Laſt nur getragen würde von dieſer nicht großen Schaar deutſcher und deutſch gewordener Leute, wenn die größere Laſt nicht läge auf den alten geſchichtlichen Traditionen dieſer Länder, die ſeit ſieben Jahrhunderten gewohnt ſind, ihr eigenes Leben zu leben inmitten fremder, meiſt feindlicher Gewalten. Dieſer hiſtoriſche Bau iſt nicht blos deutſch, ſondern umfaßt auch die Sitten, Gewohnheiten, Rechte jener lettiſchen und eſtniſchen Stämme, als deren Blüthen und Früchte ſich die durch deutſches Veredelungsreis hierher gebrachte eigenartige livländiſche Cultur darſtellt. Es iſt nicht richtig, jenen Kampf einfach für ein nationales Ringen zu erklären zwiſchen deutſchem und ruſſiſchem Weſen. Könnte man heute plötzlich alle Deutſche aus den Provinzen entfernen, ſo würde ſich zeigen, daß der Kampf, wenn auch vorerſt geſchwächt durch den Verluſt der Führer, darum doch alsbald nach wie vor andauern würde, es würde ſich zeigen, daß neue Vertheidiger der livländiſchen Eigenart und Geſchichte aus dem Boden des Lettenthums und Eſtenthums erwüchſen, daß demnach nicht blos das nationale, ſondern ebenſo ſehr das auf nationalem Boden erwachſene politiſch-culturliche Weſen es iſt, welches der Auffaugung in das innerruſſiſche Staatsleben widerſtrebt. Freilich würde es dann dem Ruſſenthum ſehr viel leichter fallen, den Widerſtand der Letten und Eſten zu brechen, weil in der deutſchen Cultur, deren kräftigſte Träger die livländiſchen geborenen Deutſchen ſind, die Hauptwehr der Provinzen beſteht. Dieſe deutſche Cultur, Wiſſenſchaft und Kunſt, Art und Gewohnheit, Sitte und Recht in ſich ſchließend, iſt die vornehmſte Quelle des Rechtes der Livländer auf ſelbſtändige Stellung im ruſſiſchen Reiche. Hiſtoriſche geſchriebene Rechte, mögen ſie noch ſo

Digitized by Google

fest und heilig verbrieft und beschworen sein, verlieren im Laufe der Zeit ihre Kraft, werden gebrochen. Die höhere Cultur eines Stammes aber giebt ihm gegenüber einer minder hohen Cultur ein besseres Recht, ein Recht auf Leben und Dasein, das nur dann erlischt, wenn der Gegner ihm den Rang abgelaufen hat auf diesem culturlichen Gebiete.

Livland — ich brauche diese Bezeichnung im alten historischen Sinne, in welchem sie die drei Provinzen Kurland, Livland und Estland zusammenfaßte — hat seit zehn Jahren den Boden seiner durch die Unterwerfungsverträge garantirten Sonderrechte Schritt um Schritt vertheidigt. Aber Schritt um Schritt mußte es zurückweichen vor der Gewalt der absoluten Monarchie, welche zweiseitige Verträge innerhalb der eigenen Grenzen ihrem Princip nach nicht anerkennt. Immer mehr sieht sich Livland zurückgedrängt auf den Boden der Arbeit, der Cultur, und je mehr das Bewußtsein sich dort kräftigt, daß dieses der einzige Boden sei, der den Provinzen nicht entrissen werden kann, um so besser für Livland, um so fester wird es dastehen. In der wachsenden Gährung aller Verhältnisse und Rechte des großen russischen Reiches ist es nicht denkbar, daß die Sonderrechte Livlands aufrecht, unangetastet stehen blieben. Livland ist nun einmal ein Theil dieses Reiches und als solches unausbleiblich ausgesetzt jeder Erschütterung, jeder Neuerung, jeder Strömung, die sich im großen Körper kund thut. Nicht abgeschlossen ist die Aera der Reformen in Rußland, sie hat vielmehr erst begonnen, und jeder neue Schienenstrang, jede neue Zeitung, jede neue Unterrichtsanstalt, jede geistige Bewegung in Rußland ist ein neuer Gegner der formellen Sonderrechte Livlands. Ein plötzlich daherbrausender Windstoß kann das Gebäude historischen Rechts in Livland über Nacht zusammenwerfen. Nicht also ist es mit dem, was Fleiß, Ausdauer, Intelligenz auf dem Gebiete wirthschaftlicher, geistiger, ethischer Cultur geschaffen haben.

Seit einem Jahrzehnt drängt Rußland Jahr um Jahr die livländischen Verhältnisse der Heerstraße zu, auf welcher das große Reich wandelt. Aber die Regierung hat sich bei alledem nicht der Einsicht verschließen können, daß Vieles in Livland dem russischen Wesen durchaus fremd, Vieles den russischen Zuständen so weit voraus in der Entwickelung sei, daß es nackter Barbarismus wäre, Livland auf die Wasserhöhe innerrussischer Verhältnisse herabzudrücken. Insbesondere ist es der russische Kaiser selbst, dessen gesunder Sinn und vorurtheilsloses Auge die Vorzüge von Zuständen erkannt und bis heute zu würdigen gewußt hat, die seit vielen Jahrhunderten auf dem Boden eigenartiger Selbstverwaltung erwachsen sind. Stände der feste Wille des Zaren nicht zwischen Livland und der russischen Büreaukratie, so wäre wahrscheinlich bereits geschehen, was ununterbrochen dem Lande droht: die Vernichtung provinzieller Selbstverwaltung wäre decretirt und Gesetz und Verwaltung

unter die Stampfe ruſſiſchen Beamtenthums geworfen worden. Auch mit dieſem mächtigen Schutz haben die Herzogthümer nicht verhindern können, daß das leidenſchaftliche Verlangen der ſlaviſtiſchen und chauviniſtiſchen Politiker Rußlands nach Beſeitigung des deutſchen Uebergewichts in den Provinzen mancherlei Breſchen in die alten Wälle legte. Der ſogenannte Sprachenukas, die kaiſerliche Verordnung vom 4. November 1869 hat nach und nach die deutſche Geſchäftsſprache aus den Hauptſtellen der Verwaltung verdrängt. Damit ſind die beſſeren Claſſen der Beamten zugleich entfernt worden, welche jene Stellen mit dem Geiſte provinziellen Intereſſes erfüllten und nun gewichen ſind dem vaterlandsloſen Element des ruſſiſchen Stellenjägers, der kein Intereſſe des Landes, wo ſeine Berufsthätigkeit wirkt, ſondern nur den Vortheil kennt, der ihm erwächſt aus dem rückſichtsloſen Erfüllen der Wünſche ſeiner Oberen. Allein, man hat ſich im Laufe des Jahrzehnts hiermit abgefunden, ſo gut oder übel es ging. Da trat dieſe Sprachenfrage wieder in mehr als gewöhnlicher Stärke heran mit der im Jahre 1877 decretirten Einführung der ruſſiſchen Städteordnung in Livland. Gegen jenes Geſetz iſt die Einführung des ruſſiſchen Schriftwechſels zwiſchen dem Gouverneur, der oberſten Verwaltungsinſtanz der Provinz, und der neuen ſtädtiſchen Vertretung verſucht und bis jetzt von der anderen Seite vergeblich bekämpft worden. Dieſe Vertretungen der Städte ſind durchweg deutſch, wie es nicht anders ſein kann, ſie haben unter ſich eine Bevölkerung, in welcher nur die deutſche Sprache allgemein verſtändlich iſt, ſie haben ſich zur Seite einen kaiſerlichen Erlaß, der ihnen als provinziellen Inſtitutionen den Gebrauch der deutſchen Sprache ſichert: und dennoch müſſen ſie jetzt mit aller Anſtrengung und kaum großen Ausſichten den Kampf führen gegen eine Büreaukratie, welche die Politik dieſes oder jenes Miniſters, die Politik der ruſſiſchen Journaliſten und moskauiſcher Schwärmer verfolgt.

Indeſſen ſind die poſitiven Erfolge der Ruſſifizirungsbeſtrebungen im Allgemeinen nicht gar große zu nennen. Was recht und billig iſt haben die Provinzen unter dem Drucke der neuen Aera ſelbſt zu thun unternommen: ſie haben auf den Unterricht des Ruſſiſchen in Seminarien, mittleren Lehranſtalten und in den Volksſchulen eine größere Aufmerkſamkeit verwandt. Beſonders ſeit Einführung der allgemeinen Wehrpflicht wuchs das Bedürfniß des Volkes, nicht gänzlich ohne Sprachkenntniß in das ruſſiſche Heer einzutreten. Die Landſchulbehörden, von den Ritterſchaften verwaltet und unterſtützt, vermehrten die Mittel zur Herbeiſchaffung ruſſiſcher Lehrkräfte für die Volksſchulen, ſo ſchwer es wurde. In Seminaren und Schulen werden dieſe Lehrkräfte jetzt aus der Jugend des Landes ſelbſt herangebildet, denn längſt weiß man, daß das ruſſiſche Lehrperſonal aus Rußland nicht beſchafft werden kann. Ebenſo wird auf Erlernung des Ruſſiſchen in den mittleren Anſtalten

mehr Zeit und Fleiß verwandt. Im übrigen hat sich das Schulwesen in glänzender Weise entwickelt und überragt unstreitig bei weitem dasjenige einer jeden anderen russischen Provinz. Von den Gutsbesitzern und den Ritterschaften eifrig unterstützt, hat sich ein Netz von Volksschulen über das Land verbreitet, welches nicht weit von dem durchschnittlichen Verhältniß einer Schule auf je tausend Einwohner zurücksteht, wenn es dasselbe nicht bereits erreicht hat. Die Mittelschulen wachsen durch die Initiative der Stände an Ausdehnung und Zahl, die Universität zählt gegenwärtig neunhundertundachtunddreißig Studirende, das baltisch-ständische Polytechnikum zwischen vierhundert bis fünfhundert. Die deutsche Bildung in diesen Anstalten wird von dem Bewußtsein getragen, daß sie es vor Allem ist, was den Provinzen ihre besondere Stellung im Reiche gewährleistet, daß sie die Wurzel der Arbeitskraft ist, welche den Liviländer befähigt, der Ungunst der äußeren Lage zu widerstehen. Denn die Anforderungen an die Arbeitskraft mehren sich mit jedem Jahre.

Einen mächtigen Aufschwung hat das wirthschaftliche Gedeihen des Landes seit zehn Jahren genommen. Die neuen Methoden der Landwirthschaft, wie sie in Europa sich Bahn gebrochen haben, mußten auf ein Land von großem Einfluß sein, welches bisher und wohl auch fernerhin vor Allem auf diesen Erwerbszweig von der Natur angewiesen ist. Der Bauerstand war durch ein vorhergegangenes Pächtersystem zu freier Arbeit herangebildet worden und begann mit dem Ausgang der Sechziger Jahre durch freien Kauf sich zu einem bäuerlichen Grundbesitzerstande in größerem Maßstabe aufzuschwingen. Die Ritterschaften brachten durch die Triebfeder ständischen Gemeinsinnes den Gedanken zur Herrschaft, daß jeder Einzelne verpflichtet sei, seine bäuerlichen Pachthöfe gegen mäßigen Preis an die früheren Pächter zu veräußern. Während man sich energisch gegen eine Zwangsenteignung des bäuerlichen Landes, wie sie in Rußland und den Westprovinzen durchgeführt wurde, sträubte, gingen jährlich Tausende bäuerlicher Höfe durch freien Verkauf in die Hände der Bauern über. Daß der Verkaufspreis nicht zu hoch gegriffen wurde, ergiebt sich daraus, daß einmal bis heute nur sehr selten ein Bauerngut zur Subhastation gelangte, und zweitens der neue bäuerliche grundbesitzende Stand in ungeahnter Weise aufgeblüht ist. Von dem privaten bäuerlichen Lande ist heute bereits etwa sechzig Procent in Grundeigenthum verwandelt und der Boden in derselben Zeit um das Doppelte bis Vierfache im Werthe gestiegen. Die Sparcassen, die Banken, die blühenden bäuerlichen Wirthschaftsverhältnisse legen davon Zeugniß ab, daß diese Reform auf sehr gesundem Boden steht. Und diese in solcher Weise nirgend in Europa durchgeführte Reform ist vor sich gegangen und geht vor sich ohne

jegliche Unterstützung der russischen Regierung, allein aus der Kraft provinzieller Selbsthülfe.

Die agrarischen Verhältnisse der Provinzen würden sich noch rascher entwickeln, wenn ihnen die Regierung freie Hand ließe, wenn sie dieselben unterstützte auf anderen Gebieten. Hier aber appelliren die Provinzen seit Jahren vergeblich an die Pflicht einer fürsorgenden Regierung. Seit zehn Jahren richten die Provinzen Bittschriften um Bittschriften, Vorstellungen um Vorstellungen an die Regierung um Gewährung der nöthigen Reformen und Anstalten, aber vergeblich. Während ein paar Eisenbahnen in erster Reihe zu strategischen Zwecken erbaut wurden, petitioniren die Provinzen, insbesondere Livland, ohne Erfolg um Bahnen zu wirthschaftlichen Zwecken. Es wird ihnen nicht gestattet, diese Bahnen auf eigene Rechnung zu bauen, während neue russische Bahnen entstehen, welche aus von Natur reich ausgestatteten Gubernien kommend, den Markt Livlands durch die prämirte Concurrenz zu ersticken drohen. Ebenso verhält es sich mit den Reformen in der Justizpflege. Vor zehn Jahren wurden aus den tüchtigsten Kräften des Landes Commissionen auf Commissionen niedergesetzt, welche die neuen russischen Justizinstitutionen dem Rechtsleben Livlands anpassen sollten. Jahrelang wurde gearbeitet, Projecte auf Projecte vorgestellt, aber immer wieder zurückgewiesen, weil man Livland nichts vom Reiche Abweichendes geben wollte. Und doch ist das Rechtsleben in Livland aus so durchaus anderen Elementen hervorgegangen, denn dasjenige Rußlands, als eben das römische Recht, die Pandekten, sich unterscheiden von dem Ukasenbuche Rußlands. Inzwischen hat die zunehmende Schnelligkeit und Lebhaftigkeit des Verkehrslebens in Livland das Bedürfniß nach Reform der Justiz, nach kürzerem und rascherem Proceßverfahren insbesondere immer dringender werden lassen. Die Provinzen haben eine große Schuld auf sich geladen, als sie damals vor einem Jahrzehnt sich nicht bündig genug über einen Reformentwurf einigen und dessen Bestätigung anstreben konnten. Nun aber büßen sie dafür zu hart, indem die Regierung die Reform von Jahr zu Jahr hinausschiebt und die Provinzen damit bedroht, die russischen Institutionen mit den Einschränkungen einzuführen, wie sie für die Westprovinzen infolge der polnischen Revolution ersonnen wurden. Die freie Richterwahl, wie sie alle innerrussischen Gubernien ausüben, soll diesen Provinzen entzogen werden, welche die Richterwahl seit undenklichen Zeiten geübt haben und auf diesem Principe wenigstens eine Justiz bei sich hatten und haben, welche an Gerechtigkeit und Ehrlichkeit keinen Makel aufzuweisen hat. Es ist natürlich, daß die Provinzen lieber weiter sich mit ihren veralteten Institutionen begnügen, als daß sie ihr Rechtsleben russischer Büreaukratie überantworten.

Aehnlich liegen die Dinge auf dem Gebiete der Verwaltung. Auch hier

macht sich das Bedürfniß nach Reformen geltend. Bisher ruhen die politischen Rechte, die Verwaltung der Provinzen, die Besteuerung, die Polizei, Erhaltung der Wege, Schulen, in Livland auch der Post, und dergleichen fast ganz in der Hand der Ritterschaften, und zwar so weit diese Dinge localer provinzieller Natur sind. Die Ritterschaft ist auf dem platten Lande Trägerin der provinziellen Selbstverwaltung, wie die Bürgerschaften in den Städten. Die Handhabung derselben ist im Ganzen eine so gute, als unter den gegebenen Verhältnissen zu wünschen steht. Dennoch tritt bereits in manchen Dingen das Bedürfniß nach einer Erweiterung der Vertretung heran, nach einer Herbeiziehung städtischer und bäuerlicher Elemente. Es drohte jahrelang von oben her die Einführung der russischen Landschaftsinstitutionen von 1864, eines Organismus, der vieles Gute hat, aber den Umfang der gegenwärtig in Livland geltenden Rechte der Selbstverwaltung nicht ausfüllt. Manche sehr wichtige Rechte, wie die Wahl der Richter und der Landpolizeibeamten, sind in dem russischen Gesetze der Selbstverwaltung nicht zu finden. Die Provinzen weigerten sich vor Jahren das russische Gesetz anzunehmen, und die Folge ist, daß man ihnen nun jegliche Reform verweigert.

Es ist ein vollkommenes System der Versumpfung, welches die Regierung gegen Livland in Anwendung bringt: nach keiner Richtung der Verfassung oder Verwaltung wird eine Entwickelung gestattet und dazu eine Behandlung gefügt, die den Vorwurf einschließt, die Provinzen lehnten sich gegen das Reich auf. Und doch ist kein Vorwurf unbegründeter als der, daß die Provinzen etwa illoyal wären. Vielmehr giebt es kein Gubernium in Rußland, in dem Gesetzlichkeit, Ordnung, Treue zur Regierung so fraglos daständen als in Livland. Die nationale Strömung in Rußland ist aber zu einem nationalen Dünkel herangewachsen, dem alles Fremde, besonders das Deutsche und ganz besonders innerhalb der russischen Grenzpfähle verhaßt ist, der es unerträglich findet, daß in Livland ein Adel und ein Bürgerthum herrschen, welche anders sind und sich besser dünken, als die oberen Classen Rußlands, welche mit Erfolg das Eindringen russischen Geistes in die drei Provinzen abwehren. Mancher Fehler, mancher Mangel an nationalem Tact von Seiten der Livländer Adeligen nun berechtigt zum Theil den tiefen Gegensatz, welcher sich in dem nationalen Theile des politischen Russenthums gegen Livland festgesetzt hat. Und da die gegenwärtige Regierung sehr erheblich von dieser slavistischen Richtung beeinflußt wird, so besteht ein fortdauernder Kampf gegen Alles, was von den deutschen Ständen der Ostseeprovinzen unternommen wird. Die Stände wagen keine Reform zu versuchen, keine Vorstellung dieses Inhalts an die Regierung zu richten in der Furcht, daß, was sie nach Kenntniß der Bedürfnisse des Landes entworfen, in Petersburg

umgeformt werde im Sinne ruſſiſcher Centraliſation und im Sinne einer Bedrückung des Deutſchthums, und daß die Reform in dieſer Geſtalt dann dem Lande octroyirt werde. Seit Jahren wird von den Slaviſten agitirt und gehetzt unter dem Landvolke gegen das Deutſchthum, und es iſt den geſunden Verhältniſſen und dem geſunden Sinne des Landvolkes zu danken, wenn dieſe Agitation bisher ſo wenig Erfolg gehabt hat. Aber auch ſie trägt dazu bei, daß die leitenden Stände ſich nicht politiſch zu rühren wagen, um nicht eine Bewegung, eine Neuerung hervorzurufen, welche der gehäſſigen Agitation eine Blöße darbieten könnte.

So wird alle politiſche Kraft des Landes ſeit Jahren verbraucht zu fruchtloſer Defenſive, zu unproductiver Abwehr von Angriffen, die nichts mit dem Wohl der Provinzen zu thun haben, ſondern aus dem reinſten, hohlſten Chauvinismus hervorgehen. Aber dieſer ſo verurſachte Stillſtand in der Entwickelung laſtet mit jedem Jahre ſchwerer auf den Provinzen. Je mehr Wohlſtand und Bildung um ſich greifen, um ſo nothwendiger wird es, die wachſenden politiſchen Kräfte auf einen Boden zuſammenzufaſſen, der poſitiv wirkend den Anforderungen des geſteigerten Volkslebens gerecht werden kann. Und das Bewußtſein hiervon hat ſich denn auch in neueſter Zeit Bahn gebrochen in einem politiſchen Meinungskampfe, der innerhalb der leitenden Stände ſelbſt ausgebrochen iſt und ſich vorläufig kennzeichnet in zwei zu Dorpat anonym erſchienenen Schriften: „Wetterleuchten" und „Rückblicke".

Es iſt höchſt erfreulich, daß gerade in Provinzen, welche ſo ſehr als Livland es iſt, angewieſen ſind auf Selbſtthätigkeit gegenüber einer Regierung, deren Arbeitsfeld unter der Größe der Ausdehnung und dem Mangel an Arbeitskräften leidet, deren Sorge um die einzelnen Landestheile nirgend groß iſt, am wenigſten in einem Gebiete, das ſo ſehr als Livland von dem Durchſchnittscharakter des Reiches abweicht: daß, ſage ich, in Livland Angeſichts dieſes allgemeinen Verhältniſſes im ruſſiſchen Reiche und Angeſichts der beſonderen ſtagnirenden Lage, in welche die Provinzen augenblicklich verſetzt ſind, das Bewußtſein der großen Pflichten nicht erliſcht, die auf den Schultern der deutſchen Stände ruhen. Lange haben in älterer Zeit dieſe Stände dahingelebt ohne dieſes Bewußtſein, gar Vieles haben ſie verſäumt, was ſie den Provinzen, was ſie ſich ſelbſt zu thun ſchuldig waren, Vieles iſt noch zurückgeblieben, was ernſte Arbeit fordert. Der Verfaſſer weiſt in den „Rückblicken" auf dieſe Sünden livländiſcher Indolenz, Trägheit, Sichgenügenlaſſens zurück; er fordert in dem „Wetterleuchten" die Stände auf, weiter zu ſchreiten auf der begonnenen Bahn liberaler Reformen, trotz des paſſiven Widerſtandes der Regierung; er fordert ſie auf zu Reformen, ſelbſt um den Preis der hiſtoriſchen Continuität der livländiſchen Inſtitutionen, um den Preis der Eigenartigkeit in der Entwickelung, wie Livland ſie ſeither gegen-

über Rußland genommen. Ein Sturm der Entrüſtung iſt die Antwort auf dieſe letztere Aufforderung geweſen. Man hat ſich in der alten unglücklichen Weiſe kleiner Verhältniſſe zu kleinlichen Mitteln perſönlicher Gegenwehr leider fortreißen laſſen. Daß eine lebhafte Erregung ſolchem Anſtoße folgen würde, war nicht unſchwer vorauszuſehen. Schon vorher, im März 1878, war dem kurländiſchen Landtage von ſeiner Vertretung ein Antrag vorgelegt worden, welcher darauf hinausging, die Einführung der ruſſiſchen Landſchaftsinſtitutionen von 1864 mit möglichſter Anpaſſung an die kuriſchen Zuſtände anzuſtreben. Der Antrag des kuriſchen Landesbevollmächtigten wurde vom Landtage abgewieſen. Derſelbe im Grunde nicht nur verſtändliche, ſondern berechtigte conſervative Geiſt als hier bäumt ſich nun auch in Livland (im engeren Sinne) gegen die Anträge der obigen Schrift mächtig auf. Man ſagt von dieſem Geſichtspuncte aus etwa Folgendes. Unſere provinziellen Verhältniſſe ſind gute; Bauer, Städte, Adel nehmen einen ungeahnten materiellen Aufſchwung gerade in letzter Zeit, Alles iſt zufrieden, der Bauer verlangt nicht nach politiſcher Vertretung, wie die ruſſiſchen Landſchaftsinſtitutionen in wenn auch auf meiſt wirthſchaftliche Dinge beſchränktem Maßſtabe ſie gewähren; der Bauer würde materiell ſich verſchlechtern, da er mit den Landſchaftsinſtitutionen zu größerer Theilnahme an den provinziellen Steuern herangezogen würde als bisher; endlich ſagt man: nehmen wir die ruſſiſchen Inſtitutionen, ſo begeben wir uns damit unter die geſammte ruſſiſche einſchlägige Geſetzgebung und Verwaltung; wir würden einem Syſtem verfallen, welches nicht auf livländiſchen, ſondern auf ruſſiſchen, völlig andersartigen Verhältniſſen ruht und fernerhin nur auf jene ruſſiſchen, nicht die livländiſchen Zuſtände Rückſicht nehmen würde. Alle dieſe Argumente haben ihre Berechtigung. Und doch fordern ſie zu der ſorgfältigſten Prüfung, der vorſichtigſten Klärung der politiſchen Lage heraus, ehe man ſich hierfür oder dafür entſcheiden könnte. Ich gebe zu, daß die Gunſt der Zeit, gute Erndten der vergangenen Jahre, gute Entwickelung der agrariſchen Verhältniſſe, manche Verbeſſerungen auf Grund der Selbſtverwaltung der Provinzen nur auf Anſtoß von Seiten der Regierung einen Geſammtzuſtand geſchaffen haben, der das Leben für alle Claſſen der baltiſchen Bevölkerung ſehr erträglich, ſogar glücklich hat werden laſſen. Die leitenden Stände haben ſich aufgerafft zu mancher ſegensreichen Arbeit, das Schulweſen blüht, die communalen Angelegenheiten werden ziemlich gut verwaltet, die Wege ſind meiſt vortrefflich, Handel und Wandel, Ackerbau und Finanzen, Bank- und Creditweſen blühen. Aber auch auf dieſen Gebieten gebricht es nicht an empfindlichen Lücken. Es ſind gerade die Lücken, welche nur die Vereinigung aller Kräfte eines Landes auszufüllen im Stande iſt. Gegenüber der von Jahr zu Jahr ſteigenden Concurrenz, welche der Ackerbau Livlands gegen den ruſſiſchen Export aus-

zuhalten hat, muß eine gesteigerte intensive Wirthschaft auf die neuen Methoden der Landwirthschaft sich gründen. Neben den heutigen Knabenschulen ist es von unendlicher Bedeutung, daß Mädchenschulen für das Landvolk errichtet werden, welche noch fast ganz fehlen, besonders Mittelschulen. Trotz der Güte der Kieswege empfindet man den Mangel einiger Chausseeadern, mehr noch den Mangel von Eisenbahnen, welche von einer allgemeineren Vertretung der Stände wohl leichter, als von der Adelsversammlung würden erreicht werden. Die Besoldung der Beamten bedarf längst der Aufbesserung, was kaum zu erschwingen sein dürfte ohne Ueberbürdung des Großgrundbesitzes, welcher gegenwärtig diese Last zumeist trägt. Die Landpolizei genügt nicht mehr den heutigen Verkehrsverhältnissen. Jährlich wachsen diese Ansprüche und jährlich wachsen die Steuern, die jetzt vorwiegend auf dem Großgrundbesitze ruhen. Und daher muß das Bedürfniß wachsen, den sich rasch entwickelnden bäuerlichen Grundbesitz zur provinziellen Besteuerung herbeizuziehen. Man hat bereits viel an Steuerreformen gearbeitet, aber vergeblich. Eine umfassende Steuerreform wird stets nöthiger, kann aber nicht Aussicht auf Bestätigung durch die Regierung erlangen, ohne daß der zur Steuer herbeigezogene bäuerliche Grundbesitz auch mit einem Stimmrecht in dieser Sache ausgestattet werde. Die Furcht, mit den Landschaftsinstitutionen in den russischen Entwickelungsgang hineingerissen zu werden, die provinziellen Interessen von der Regierung nicht beachtet zu sehen, hat guten Grund. Aber Livland wird immer mehr sich damit vertraut machen müssen, seine Interessen selbst und allein zu wahren, sie zu wahren trotz des allgemeinen „Breies". Und es ist fraglich, wie das besser geschieht: ob durch starren Gegensatz und die damit verbundene Erstarrung in der provinziellen Entwickelung, oder durch die Annahme dessen, was für Livlands Entwickelung förderlich wäre, ohne Rücksicht darauf, welches Ende vielleicht folgen könnte. Justizreform und Steuerreform hängen eng mit den Landschaftsinstitutionen zusammen, es scheint sogar, als ob sie davon abhingen. Jene könnten ohne diese leicht in einer Gestalt auftreten, daß Livland die Wohlthaten aller drei Reformen zum Theil verloren gehen. Und zuletzt ist man dahin gelangt, daß es heute noch fraglich erscheint, ob man überhaupt auch die russischen Institutionen unverändert, nämlich ohne für Livland ungünstige Aenderungen, werde von der Regierung erhalten können. Dahin hat der lange Kampf leider geführt.

Leider! Und wenn die Livländer ihre Schuld daran tragen, so fällt der größere Theil doch auf den Radikalismus gewisser Parteien in Rußland. Es giebt heute in Rußland keine besser gehaßte Provinz, keine besser gehaßten Leute, als Livland und die Livländer. Weil Livland aber eine russische Provinz ist, darum hat sie mit diesem Hasse ernsthaft zu rechnen. Der baltische Junker ist das Verabscheuenswertheste, was der Slavist kennt. Er hat zum

Digitized by Google

Theil recht, nämlich darin, daß in Livland das Junkerweſen noch vielfach zu Hauſe iſt, dieſe Fratze des Ritterthums, die, ſcheint es, dem Deutſchen länger anklebt, als anderen Völkern, und beſonders an ihm weit häßlicher ſich zeigt, als an Anderen. Der baltiſche Junker hat bereits ſehr Vieles verſchuldet gegen Livland, und wer wollte es den Ruſſen übelnehmen, wenn er ihn haßt und verachtet. Aber der Junker herrſcht zum Glück nicht in Livland, wenn er auch zu wenig beherrſcht wird. Dazu, zur Beſſerung der ſozialen Verhältniſſe, wird man nicht anders gelangen, denn auf dem Wege politiſcher Reformen, politiſcher Gleichberechtigung der Nationalitäten im größeren Maßſtabe als bisher. Gleichberechtigung in größerem Maßſtabe wäre ein Widerſpruch an ſich, wenn ich das Recht im Auge hätte; es kommt aber mehr auf die Anwendung deſſelben an, und dieſe der undeutſchen Nationalität weiter als bisher zu öffnen, das halte ich für die Aufgabe unſerer Tage. Es war nicht leere Schwärmerei, als vor etwa acht Jahren eine Deputation livländiſcher Edelleute nach Finnland ging, um dort die Verhältniſſe zu ſtudieren, wie ſie ſich zwiſchen Schweden und Finnen herausgebildet haben. Man wendet gegen ähnliche Perſpectiven für Livland ein, das Verhältniß in Finnland ſei den Schweden ungünſtig, und es würde den Deutſchen in Livland ebenſo ergehen. Aber wenn ein Land und ſeine Bewohner ſo aufblühen, ſich ſo wohl fühlen, als das ſüdliche Finnland, wer weiß, ob man da das Recht hat, zu ſagen: lieber unglücklich und deutſch, als glücklich unter der Gefahr, daß das Deutſchthum in Livland in Bedrängniß geriethe. Die höhere Aufgabe der deutſchen Einwanderer in Livland war doch wohl, das Land und Volk glücklich zu machen im Wachsthum der deutſchen Cultur; die Aufgabe, es in nationalem Sinne deutſch zu machen, ſteht genau nur ſo lange berechtigt da, als ſie mit jener zuſammenfällt. Nicht aber umgekehrt. Und die politiſche Gleichberechtigung, die ſociale Gleichſtellung, ſie werden ſicherlich die Cultur nur fördern: welche andere aber als dieſe Waffe hätte Livland in Zukunft zur Erhaltung ſeines Entwickelungsganges?

Livland iſt ruſſiſche Provinz und hat deshalb ſtets in erſter Reihe mit Rußland und ſeiner Regierung zu rechnen. In Rußland aber gährt es, und Niemand weiß, wie lange das alte Rußland noch fortbeſtehen wird. In einem Reiche von ſolchem Umfange, von ſolcher gewaltiger Maſſigkeit der elementaren Kräfte, von ſo geringer Gliederung und Organiſation dieſer Kräfte, da nimmt jede große Reform unberechenbare Bahnen und greift leicht weit hinaus über ihr urſprüngliches Ziel. Wer zweifelt daran, daß wir vor großen inneren Reformen in Rußland ſtehen? Vor Reformen, welche nicht provinzieller oder territorialer Natur, ſondern aus dem Volksgeiſte heraus und wieder auf den Volksgeiſt zurückwirkend aller etwa noch im Reiche beſtehenden geſchichtlichen Schranken und Sonderungen ſpotten werden. Dann heißt

es für Livland feſtſtehen auf den guten Errungenſchaften ſeiner Geſchichte, feſtſtehen nicht auf äußeren Satzungen, auf den Privilegien, welche zu ſchützen ſie ſchwerlich in der Lage ſein werden, ſondern auf den inneren Satzungen geordneter, feſter ſocialer, wirthſchaftlicher, adminiſtrativer Zuſtände, auf dem ſtarken Vertrauen aller Volksclaſſen zu einander und auf der Fähigkeit, jene Reformen des Reiches nöthigenfalls aufzunehmen, ohne das Schwergewicht zu verlieren.“ Die Zukunft Rußlands gehört dem Liberalismus, vielleicht mehr, vielleicht einem Liberalismus, der ſich aus dem Kampfe mit dem Radikalismus herausarbeiten wird. Mit dieſem Liberalismus wird Livland rechnen müſſen, und ich glaube, es würde ſchlecht rechnen, wenn es den bisherigen liberalen Weg aufgeben und ſtarr auf dem Princip des Abwartens verharren wollte. In Deutſchland, im Weſten hat der Liberalismus zum Theil mit Recht an ſeinem früheren unfehlbaren Glorienſchein verloren. Aber weil es einem aufgeklärten Politiker im Weſten anſtehen mag, nicht mehr nach der Parteiſchablone liberal zu ſein, darum iſt der Liberalismus für Livland nicht ein überwundener Standpunct. Und zwar vor allem deshalb, weil die Aera des Liberalismus in Rußland eben erſt begonnen hat. Es iſt eine für Livland verhängnißvolle Frage, die zu beantworten ſteht: ob Angeſichts der kommenden Reformen in Rußland die Cultur, wie ſie ſich in Livland ſo glücklich heraus entwickelt, beſſer erhalten würde durch Erhaltung der heutigen politiſchen Vertretung des großen Grundbeſitzes, oder beſſer durch Verbreiterung der politiſchen Berechtigung auf die Städte und den bäuerlichen Grundbeſitz. Man mag der berechtigten Meinung ſein, daß die inneren Verhältniſſe der Provinzen keine Reformen in dieſer Richtung bedürfen, daß der Bauer keiner politiſchen Vertretung gegenwärtig bedarf, noch auch nach ihr verlangt, daß ſie aus inneren Gründen daher nicht nöthig, alſo ſchädlich ſei. Aber eine andere Frage iſt es, wie die in dieſem Sinne äußeren Umſtände, ich meine die Stellung im ruſſiſchen Reiche, auf die Reformfrage antworten. Nicht eine Antwort will ich äußern, wohl aber darauf hinweiſen, daß trotz aller Gefährlichkeit ſolcher Frageſtellungen der Gegenſtand unabläſſig und mit größter Sorgfalt in Livland geprüft und wieder geprüft werden ſollte. Das iſt die politiſch leitende Claſſe ſich, dem Lande, der deutſchen Cultur, die ſie vertritt, ſchuldig. Provinzielle Selbſtändigkeit, livländiſche Selbſtverwaltung und livländiſche Cultur gilt es zu erhalten innerhalb der Treue gegen das ruſſiſche Reich. Wer zuviel erhalten will, verdirbt oft auch dasjenige, was durch weiſe Vorſicht gerettet werden konnte. Es giebt aber nicht leicht einen Preis, der zu hoch wäre für die Erringung einer ſtarken Einigkeit des Deutſchthums mit dem undeutſchen Bauernſtande, vor allem dem bäuerlichen Grundbeſitzer. Ob trotz des gegenwärtig guten Verhältniſſes zwiſchen Adel und Bauern noch der Lauf der Geſchichte genügende Friſt ge-

währen wird, um auf dieſer Grundlage eine politiſche Reform zu vollem Austrage zu bringen, das mag ein Anderer beantworten. Ich fürchte, die Zukunft Livlands liegt nur zu ſehr geringem Theile mehr in der Hand der Livländer. Aber ſo lange die gute livländiſche Lebenskraft noch wie heute rege iſt, und ſo lange das Bewußtſein ſchwerer Pflicht in den leitenden Claſſen der Provinzen nicht erloſchen iſt, hört die Pflicht nicht auf, immer wieder zu bauen und zu ringen, wie es das Schickſal Livlands ſeit ſieben Jahrhunderten geweſen iſt, zu bauen und zu arbeiten Angeſichts unwiderſtehlicher und nur zu oft feindlicher Mächte. Geſchäftig muß auch die politiſche Spule ohne Stillſtand hin und her laufen, wenn Livland, die livländiſchen Deutſchen, ſich des meiſt ungerechten Vorwurfs, den die ruſſiſche Preſſe auf ſie häuft, nicht wirklich ſchuldig machen wollen, des Vorwurfs, zurückzubleiben hinter dem Gange der Cultur unſerer Zeit. Mag die Spule laufen, — was ſie am Ende erweben wird, das weiß kein Weber. Ich kenne nur ein „Untergehen in Ehren": dasjenige in Arbeit und freiſinnigem Schaffen.

Reichskammergericht und Reichsgericht.*)

Von Otto Stobbe.

— — Verſetzen wir uns zurück in die Zeit Karls des Großen, in die einzige Epoche unſerer Vergangenheit, in welcher das deutſche Volk eine ſtarke Reichsgewalt beſaß, ſo tritt uns der Kaiſer als der Inhaber der Gerichtsbarkeit entgegen. Zwei Richtungen ſind es ganz beſonders, nach denen er ſeine Staatsgewalt entfaltet, er iſt der oberſte Kriegsherr und der oberſte Richter; Heerbann und Gerichtsbann, das ſind die hauptſächlichſten Zweige der Staatsgewalt. Wenn in den einzelnen Gauen die Grafen den Heerbann und den Gerichtsbann handhaben, ſo iſt es der Kaiſer, welcher ihnen dieſe ſtaatliche Autorität, ſeinen königlichen Bann leiht, und über allen den Grafengerichten ſteht das Reichsgericht, welchem der König ſelbſt vorſitzt.

Hatte ſich Jemand über die Handhabung des Banns in ſeinem Gau zu beſchweren, war der Graf läſſig und verweigerte ſeine Hülfe dem, welcher ſein Gericht angegangen hatte, war der Gegner des Verletzten zu mächtig, als daß der Graf ſeinen Trotz beugen konnte, oder meinte eine Partei, daß das Urtheil, welches ſie im Grafengericht erhalten, nicht dem wahren Recht entſpräche, ſo war der Kaiſer bereit die Beſchwerde entgegen zu nehmen, als Hüter des Rechts das Unrecht zu ſtrafen und dem Verletzten das ſeinige zu

*) Rede gehalten zu Leipzig am 31. Oktober 1878.

geben. Mit den Großen seines Reichs, mit den Grafen, Bischöfen und Aebten, welche sich an seinem Hofe gerade aufhielten, und mit den vornehmsten Hofbeamten saß er an vielen Tagen im Jahr zu Gericht. Aber diese kaiserliche Gerichtsbarkeit war weit von Kabinetsjustiz entfernt. Denn der Kaiser ist es nicht, welcher den Streit entscheidet und das Urtheil fällt. Strenge unterschied man in alter Zeit zwischen den Richtern und den Urtheilern. Als Richter, den Gerichtsstab in der Hand, sitzt der Kaiser seinem Hofgericht vor; aber die Bischöfe, Grafen und sonstigen Beisitzer finden ihm das Urtheil. Der Kaiser spricht nicht Recht, sondern er leitet das Verfahren, verkündet das Urtheil und sorgt für die Execution.

Wie wenig war aber diese Institution geeignet, den Bedürfnissen der Wirklichkeit in energischer Weise Abhülfe zu schaffen! Was vermochten die besten Einrichtungen und der aufrichtigste Wille des Königs, wo so viele unüberwindliche Hindernisse der Durchführung des Rechts entgegenstanden! Welche Noth machte es dem Verletzten, besonders wenn er den unteren, wenig bemittelten Schichten der Gesellschaft angehörte, auf den ungebahnten Wegen aus den entfernten Gegenden des Reichs die weite Reise an des Königs Hof zu unternehmen und dort seine Klage anzubringen! Wie wußte man denn, wo der König sich jetzt aufhielt, oder wo er später, wenn man ihn etwa erreichen konnte, sein Hoflager haben würde, ob er nicht vielleicht einen weiten Heereszug unternommen hätte, der ihn lange von der Erfüllung seiner gerichtsherrlichen Pflichten zurückhielte! Und wenn man den König glücklich erreicht hatte, wie lange dauerte es dann, bis der Gegner vor des Königs Hof entboten war.

War schon zu Karls des Großen Zeiten die Reichsgerichtsbarkeit vielfach gelähmt, so war das unter seinen schwächeren Nachfolgern in viel höherem Maße der Fall. Mit der Zerstörung der Einheit des Reichs verkommt auch die Gerichtsbarkeit des Kaisers. So wie die einzelnen Rechte der Staatsgewalt Schritt vor Schritt an die Landesherren gelangen und die staatlichen Aufgaben in immer weiterem Umfange vom Reich auf die Territorien übergehen, so tritt auch die Gerichtsgewalt des Kaisers immer mehr in den Schatten. Jetzt erscheint der Landesherr als Inhaber der Gerichtsgewalt und sucht eifersüchtig die Eingriffe der Reichsgerichtsbarkeit abzuwehren. Wesentlich nur dann, wenn Territorialherren oder sonstige Reichsstände mit einander in Streit liegen, wird der Kaiser angerufen und auch dann ist seine Gerichtsbarkeit eine lahme Justiz. Wie viele Kaiser haben Jahre lang, manche den größeren Theil ihrer Regierungszeit außerhalb der Grenzen des deutschen Reichs zugebracht! Oefter stritten mehrere Prätendenten um den Thron; ist der König gestorben, so fehlt es während des Interregnums bis zur Wahl des neuen Königs an jedem Herrn, welcher die streitsüchtigen Va-

fallen vor sein Forum hätte ziehen können. An Stelle der Klage wurde Fehde erhoben; statt des Richterspruchs entschied jetzt rohe Gewalt. Wer dem Gegner seine Burgen brach, wer ihm seine Dörfer verbrannte, wer ihn am hartnäckigsten befehdete und endlich lahm legte, der blieb auch Sieger im Streit über das Recht.

Sodann aber erlangten auch mit der Zeit die größeren Territorien die Befreiung von der kaiserlichen Gerichtsbarkeit, und mit einem Schlage wurde in der goldenen Bulle verordnet, daß die Unterthanen aller Kurfürstenthümer nur vor den Gerichten ihrer Landesherren zu Recht stehen und nicht mehr vor die kaiserlichen Gerichte geladen werden sollten. Aber auch im übrigen Deutschland verlor die Hofgerichtsbarkeit des Kaisers immer mehr an Bedeutung, und seit dem Jahre 1450 ist uns kein Fall bekannt, daß der Kaiser oder in seiner Vertretung ein kaiserlicher Hofrichter mit den am Hof anwesenden Fürsten, Rittern und Hofbeamten einen Rechtsstreit entschieden hätte.

Jetzt kommt eine neue Gerichtsbarkeit des Königs auf: an die Stelle des Hofs tritt die Kammer, an die Stelle des Hofgerichts die Kabinetsjustiz des Kammergerichts. Hatte der König bisher dem Gericht des Hofes nur vorgesessen und dessen Spruch verkündet, so übt er jetzt die Justiz in seiner Kammer; nicht besetzt er mehr sein Gericht mit Fürsten und Rittern, sondern er befragt jetzt seine vornehmen Beamten, seine studirten Geheimräthe, welche im Corpus juris Bescheid wissen, aber von dem im Volk lebenden Recht keine Ahnung haben, um ihren Rath. Er ist jetzt Richter und Urtheiler in einer Person und es hängt von seiner Willkür ab, welche Rathgeber er befragen und wie weit er auf ihren Rath bei seiner Entscheidung hören will. Aber wie zahlreich werden von nun an die Klagen über die Parteilichkeit und den schleppenden Gang der kaiserlichen Gerichtsbarkeit, über die unerschwinglich hohen Gerichtskosten, die Mängel der Execution; selbst der Kaiser vermag nicht den Spruch seines Gerichts zur Vollführung zu bringen.

Nur eine Stimme aus der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts will ich anführen: „So denn der Römische Kaiser ihr alleroberster Richter ist und sollte möglichst alle Richter und alle Ding, die vor ihn kämen, die unredlich wären, so regieren und strafen, so nehmen Könige, Fürsten und Herren alle Geld und Gut, wie ich das viel gesehen und vernommen habe, so daß kein armer Mann Recht gegen den reichen Mann bekommen kann. Darum ist das Recht auf Erden ein Spinnwebe, wie Sokrates sagt, lex est tela araneae. — Auch geschieht mehr übles von dem Römischen Könige. Wird an ihn appellirt und kommt ein armer Mann zu Hof, der kein Recht in andern Ländern bekommen kann, den lassen sie da liegen zehn, elf oder zwanzig Jahre, so lange bis er stirbt oder vor Armuth von dannen gehen

mag, ungeholfen seines Rechts, so daß Niemanden Gericht von ihnen widerfahren kann. Das Recht der Welt ist verblindet und das sollte doch nicht sein; hier sollte doch eine Zuflucht sein alles weltlichen Rechts."

Jetzt fordern die Kurfürsten und die Reichstage durchgreifende Reformen im Reichsjustizwesen, aber lange vergeblich. Wenn auch unter Kaiser Friedrich III. mancher Gesetzentwurf ausgearbeitet wird und der Kaiser die Berücksichtigung der Beschwerden verspricht, so war er doch später nicht Willens das Versprechen zu halten und die zugesagten Einschränkungen seiner Machtvollkommenheit ins Leben treten zu lassen. Drei Puncte sind es ganz besonders, welche zu Klagen und Reformvorschlägen Anlaß gaben. Zunächst will man nicht, daß der Kaiser selbst Recht spreche oder willkürlich statt seiner einen Kammerrichter bestelle; das künftige Reichsgericht solle einen ständigen Präsidenten haben. Sodann, daß er nach Willkür Rathgeber zuziehe; man fordert ein ordentlich besetztes Gericht mit ständigen, besoldeten Beisitzern, welche nicht der Kaiser, sondern die Reichsstände auswählen sollten. Endlich verlangt man, daß das Kammergericht nicht mehr als ein persönliches Gericht des Kaisers dem Hof desselben folgen und mit ihm durch das ganze Reich wandern, sondern seinen festen Sitz in einer deutschen Stadt erhalten soll.

Unter Maximilian erreichte man, was man so oft gefordert hatte. Freilich fehlte auch ihm die Neigung, diese Reformen einzuführen. Aber als Mitregent seines Vaters Friedrichs III. hatte er sich auf dem Frankfurter Reichstage 1489 gebunden, und da er später der Beihülfe der Reichsstände bedurfte, um ein Heer gegen die Türken auf die Beine zu bringen, sah er sich auf dem Reichstage zu Worms im Jahre 1495 genöthigt, den Reichsständen eine Concession zu machen und sein Wort einzulösen. Hier wird der ewige Landfriede verkündigt und eine Ordnung für das künftige Kammergericht erlassen. Das Gericht soll besetzt sein mit einem Richter, „der ein geistlich oder weltlich Fürst oder ein Graf oder Freiherr sei", und mit sechzehn Urtheilern aus dem Reich deutscher Nation, zur Hälfte studierte Juristen, zur Hälfte dem Ritterstande angehörig. Den Richter ernennt der Kaiser, die Urtheiler bestellt er mit Rath und Willen der Stände. „Das Kammergericht soll gehalten werden im Reich an einer füglichen Stadt"; dreimal wöchentlich sollen seine Sitzungen stattfinden. Die Gerichtspersonen sollen ihre Bezahlung aus den Sporteln erhalten; „ob aber sollichs davon nicht volkomlich beschehen möcht, so solle das übrig von des Reichs Gefällen entrichtet werden".

Jetzt hatte man auf dem Papier ein ideales Kammergericht. Aber gleich bei der Eröffnung des Gerichts zeigte es sich, daß man mit der Ausführung der gesetzlichen Bestimmungen nicht Ernst machen wollte oder sich verrechnet hatte. Am 31. October 1495 eröffnete Kaiser Maximilian in eigner

Perſon zu Frankfurt a. M. im Hauſe Groß-Braunfels, welches das Reich auf vier Jahre für einen jährlichen Zins von dreißig Gulden gemiethet hatte, in feierlicher Sitzung das Gericht: unter Uebergabe eines Gerichtsſtabes von ſchwarzbraunem Nußbaumholz, welcher auch in den folgenden Jahrhunderten bei feierlichen Sitzungen zur Hand war, übertrug er dem Grafen Eitel Friedrich von Zollern als erſtem Kammerrichter ſeine kaiſerliche Gerichtsbarkeit. Aber nicht ſechzehn Beiſitzer, wie auf dem Reichstage zu Worms beſchloſſen war — nur ſieben werden vereidigt und im Laufe des Jahres 1495 kommen auch nur noch drei weitere hinzu. Schon nach Verlauf eines Jahres und dann noch öfter in der erſten Zeit ſeines Beſtehens ſchloß das Gericht ſeine Sitzungen. Weil die Sporteln zum Unterhalte des Perſonals nicht ausreichten und auch an Reichsgefällen Mangel war, auf die es im übrigen verwieſen war, gingen die Beiſitzer auseinander und es bedurfte dann wieder einer neuen Organiſation, um das Gericht ins Leben zu rufen. Auch hat es in den erſten dreißig Jahren ſeinen Sitz ſehr häufig gewechſelt; ſchon im Jahre 1496 wurde es nach Worms verlegt und hat dann abwechſelnd zu Worms, Nürnberg, Augsburg, Regensburg, Eßlingen getagt. Gelegentlich fordert wohl auch der Kaiſer von dem widerſtrebenden Reichstag die Zuſtimmung dazu, daß er es an ſeinem Hof haben dürfe.

Im Jahre 1526 wurde es nach Speier verlegt, wo es mehr als anderthalb Jahrhunderte geblieben iſt, bis Ludwig XIV. im Jahre 1689 die Stadt verwüſten ließ. Als man die Gefahr der franzöſiſchen Zerſtörung herankommen ſah, wurden die Akten zum Theil nach Frankfurt, Worms und Aſchaffenburg geflüchtet. Was nicht in Sicherheit gebracht, verbrannte entweder bei der Einäſcherung der Stadt oder wurde von den Franzoſen in Fäſſern und Kiſten nach Straßburg geſchleppt. Nur ein Theil dieſer letzteren Akten — 500 Kiſten — wurde von den Franzoſen acht Jahre darauf zurückgegeben. Bei der Art, wie damals die Reichsjuſtiz gehandhabt wurde und bei der geradezu bodenloſen Unordnung der Kanzlei war der Verluſt der Akten kein großes Unglück. Eine Maſſe von Streitigkeiten, zu deren Entſcheidung das Kammergericht nie die Zeit gefunden hätte, war ſo auf ſummariſchem Wege aus der Welt geſchafft.

Wohin ſollte nun das Reichsgericht verlegt werden? Es iſt für die ſtaatlichen und wirthſchaftlichen Zuſtände jener Zeit höchſt bezeichnend, daß, während gegenwärtig ein Gemeinweſen es als ein Glück betrachtet, wenn in ſeine Mitte eine große Behörde verpflanzt wird, damals eine Reichsſtadt nach der andern dagegen proteſtirte, daß etwa in ihre Mauern das Gericht verlegt werden ſollte. Hauptſächlich fiel dabei der Umſtand ins Gewicht, daß verfaſſungsmäßig das Perſonal des Kammergerichts zur Hälfte aus Proteſtanten,

zur Hälfte aus Katholiken bestand. Da die Bevölkerung einer Stadt damals durchschnittlich einen einheitlichen confessionellen Charakter an sich trug, lag allerdings die Befürchtung nahe, daß mit dem paritätischen Kammergericht bedenkliche religiöse Mißhelligkeiten in der Stadt aufkommen würden.

Wetzlar, damals eine ganz elende, kleine Stadt, erbot sich zur Aufnahme des Gerichts. Die Kommissare, welche von Reichswegen an Ort und Stelle geschickt waren, um sich zu orientiren, berichteten: „Es sei die Stadt zwar eine Reichsstadt, aber so ganz unansehnlich, daß das Kammergericht ohne Verminderung der ihm gebührenden Achtung und selbst ohne Nachtheil der Hoheit des heiligen Römischen Reichs darinnen nicht wohnen könne. Auch müsse man billig zweifeln, ob ein geschickter Mann eine Beisitzer- oder Prokuratorstelle an einem solchen Orte suchen würde."

Trotzalledem wurde das Gericht nach vierjähriger Unterbrechung hierher verlegt. Ganz abgesehen davon, daß es an einem für die Sitzungen geeigneten Gebäude fehlte, ließen sich nicht einmal ausreichende Räume gewinnen, um die noch erhaltenen, auswärts lagernden und vermodernden Akten unterzubringen. So ließ man sie denn an ihrem bisherigen Ort und schickte jedesmal, wenn ein Aktenstück gebraucht wurde, einen besonderen Kommissar dorthin, um es aufzusuchen. Ein Theil der nach Frankfurt geflüchteten Akten ist erst im Jahre 1752 nach Wetzlar geschafft worden; die zu Aschaffenburg lagernden hat man dort bis zum Jahre 1807 gelassen.

In Wetzlar hat das Gericht denn bis zur Auflösung des deutschen Reichs seine ruhmlose Existenz gefristet. Ich sage: ruhmlose Existenz. Denn in der That: es hat nach keiner Richtung hin seine Aufgabe erfüllt. Wie das heilige Römische Reich deutscher Nation, allgemein verspottet und verhöhnt, seinem sicheren Untergange entgegenging, so war auch das Kammergericht nicht geeignet, Respekt vor den Institutionen des Reichs einzuflößen, und unbetrauert ist es zu Grabe gegangen. Die Gründe dafür waren theils mehr äußerlicher, theils tief innerlicher Natur.

Einer der Krebsschäden war es, daß die elende Finanzwirthschaft des deutschen Reichs es nicht gestattete, das Gericht voll zu besetzen. Nach der ursprünglichen Kammergerichtsordnung sollte es sechzehn Beisitzer haben; aber diese Zahl wurde factisch nicht erreicht. Theils aus diesem Grunde, theils weil das Gericht oft Jahre lang seine Thätigkeit ganz einstellte, blieben außerordentlich viele Streitsachen unerledigt. Durchschnittlich kamen in einem Jahre doppelt so viele neue Sachen hinzu, als erledigt werden konnten. Nach einem, wohl übertriebenen Bericht vom Jahre 1646 sollten Gewölbe voll Akten seit mehr als zwanzig Jahren nicht geöffnet und schon im Jahre 1620 über 50,000 Sachen zurückgelegt sein, in denen niemals referirt worden sei.

Um die Reste schneller aufzuarbeiten, wurde die Zahl der Beisitzer mehr-

mals — auf dem Papier — erhöht, im Westphälischen Frieden auf fünfzig; auf dem Regensburger Reichstage von 1654 wurde das Gehalt für einen Beisitzer auf 1000 Thaler festgesetzt und zugleich verordnet, daß die Kosten der Besoldung durch Steuern der Reichsstände, durch die sogenannten Kammerzieler, aufzubringen seien. Aber man weiß es ja, wie sich die Reichsstände ihren Reichspflichten zu entziehen suchten, und welche Noth es machte, die auf einem Reichstage bewilligten Steuern einzutreiben. So spärlich liefen die Gelder ein, öfter nur der zehnte Theil von dem, was zu zahlen war, daß factisch nur dreizehn Mitglieder unterhalten werden konnten und auch ihnen oft längere Zeit ihr Gehalt nicht gezahlt wurde. Es gab jetzt Assessoren in partibus, welche Jahre lang, oft zehn, fünfzehn und mehr Jahre nach ihrer Proberelation und Präsentation daheim blieben und ihr Amt erst antraten, wenn eine besoldete Stelle aufgegangen war, — ein neuer Grund, um bedeutendere Männer von der Bewerbung um Kammergerichtsassessorstellen abzuhalten. Im Jahre 1720 setzte man die Zahl der Beisitzer von fünfzig auf fünfundzwanzig herab, erhöhte aber gleichzeitig ihr Gehalt von 1000 auf 2000 Thaler. Natürlich wurde die Noth dadurch nur größer, da die Masse der zu erledigenden Processe mit jedem Jahre beträchtlich anschwoll. Die einzelnen Stände protestirten weiter gegen ihre Veranschlagung bei den Kammerzielern und blieben mit ihren Zahlungen im Rückstande; Baiern z. B. schuldete im Jahre 1747 52,000 Thaler, Brandenburg 110,000 Thaler. So konnte man denn nicht fünfundzwanzig, sondern nur siebzehn Assessoren besolden und brachte es erst im Jahre 1782 wirklich auf fünfundzwanzig Beisitzer.

Zu allem Ueberfluß brachen öfter Streitigkeiten der bösesten Art unter den Mitgliedern aus, welche die Thätigkeit des Gerichts hemmten oder Jahre lang zum Stillstand brachten; so wurden beispielsweise von 1703 bis 1711, also acht Jahre hindurch, gar keine Sitzungen abgehalten.

Bei derartigen Mängeln der Gerichtsorganisation und dem überaus schleppenden Verfahren mußte es als ein halbes Wunder erscheinen, wenn eine Partei, welche einen Proceß beim Kammergericht angestrengt hatte, das Ende desselben überhaupt erlebte.

In der unbedingten Rathlosigkeit, wie dem völligen Bankerott der Reichsjustiz zuvorzukommen sei, verfiel man auf ein höchst originelles Mittel, welches uns bei unseren geordneten Gerichtszuständen geradezu unbegreiflich erscheint. Der Reichstag von 1654 bestimmte, daß „alle diejenigen Parteien, welche ihre Akten gern expedirt sehen wollten, beim Kammergericht sich anmelden und dann nach ein, zwei oder drei Monat öfters wieder anmahnen, die Assessoren aber alsdann schuldig sein, solche Akten vor allen andern zu expediren, und den interessirten Parteien zu schleunigen Rechten zu verhelfen". Jetzt wird

förmlich Sturm auf das Kammergericht gelaufen, in hellen Haufen ziehen die Sollicitanten heran; bisweilen sollen sich gegen 250 Parteien in Wetzlar befunden haben, um ihre Sache zu betreiben. Es finden sich jetzt Personen, welche ein besonderes Gewerbe des Sollicitirens für die Parteien ausbilden, die Referenten in der Sache auszukundschaften und durch von ihnen vermittelte Bestechungen die Beschleunigung des Processes herbeizuführen suchten. Im Jahre 1774 wurde ein solcher Sollicitant zu sechs Jahren Gefängniß verurtheilt, weil er 116,000 Gulden zu Bestechungen verausgabt hatte; die Assessoren, denen die Annahme von Bestechungen nachgewiesen war, wurden ihres Amtes entsetzt.

Um Mißbräuchen in der Geschäftsführung zu begegnen und abzuhelfen hatte man im Jahre 1532 jährliche Visitationen des Gerichts durch Deputirte des Kaisers und der Reichsstände beschlossen; auch durften die Visitatoren in streitigen Fällen Verfügungen erlassen. Die Zeit, in welcher diese Einrichtung, wenngleich auch mit manchen längeren Unterbrechungen, in Uebung war, darf man als eine relative Blüthezeit des Reichskammergerichts bezeichnen. Aber wegen confessioneller Schwierigkeiten mit Bezug auf die Vertretung der beiden Religionsparteien in der Kommission kamen die ordentlichen Visitationen am Ende des sechzehnten Jahrhunderts ganz außer Uebung. Nur außerordentlicher Weise, wenn die Mißstände gar zu schreiend waren, haben im achtzehnten Jahrhundert einige außerordentliche Visitationen stattgefunden. Die letzte außerordentliche Visitation, welche Joseph II. bald nach seinem Regierungsantritt in der besten reformatorischen Absicht angeordnet hatte, und welche zehn Jahre, von 1767 bis 1777, gewährt hat, besitzt darum für uns ein höheres Interesse, weil Goethe damals auf einige Zeit nach Wetzlar ging, um den Reichskammergerichtsproceß zu studieren und sich dadurch für die juristische Praxis weiter vorzubilden. Aber Jeder, der Dichtung und Wahrheit gelesen hat, weiß, daß er nicht viel Gefallen an diesen Studien fand und bald andere Wege wandelte. Indessen hat ihn die Erinnerung an jene Zeit veranlaßt, in seiner Biographie einen kurzen Abriß über die Geschichte des Kammergerichts in seiner maßvollen und plastischen Weise zu schreiben und einiges über die Visitation zu berichten. „Ein ungeheurer Wust von Akten," sagt er, „lag aufgeschwollen und wuchs jährlich, da die siebzehn Assessoren nicht einmal im Stande waren, das Laufende wegzuarbeiten. 20,000 Processe hatten sich aufgehäuft, jährlich konnten sechzig abgethan werden und das doppelte kam hinzu." Fast unbegreiflich sei es, „wie sich Männer finden konnten zu diesem undankbaren und traurigen Geschäft". „Aber was der Mensch täglich treibt, läßt er sich, wenn er Geschick dazu hat, gefallen, sollte er auch nicht gerade sehen, daß etwas dabei herauskomme. Der Deutsche insbesondere ist von einer solchen ausharrenden Sinnesart, und so haben sich drei Jahr-

hunderte hindurch die würdigsten Männer mit diesen Arbeiten und Gegenständen beschäftigt."

Wenn auch in knapperer Weise, muß ich doch noch auf einzelne andere schlimme Schäden der alten Reichsgerichtsbarkeit hinweisen. Dahin gehört zunächst die entsetzliche Weitläufigkeit und Endlosigkeit des Verfahrens, welche die Aufnahme und weitere Fortbildung des römisch-kanonischen Processes gebracht hatte. Als das Kammergericht noch in Speier seinen Sitz hatte, sagte man mit einem unübersetzbaren Wortspiel: Spirae quidem res controversae spirant, sed non exspirant. Decennien hindurch hielt man sich in den frühesten Vorstadien der Streitsache auf und verhandelte in bändereichen Akten über Dinge, welche für die Entscheidung des eigentlichen Processes ohne alle Bedeutung waren. In einem Proceß füllten die Aussagen der 684 vernommenen Zeugen Bände von 10,864 Blättern. Manches Referat war so langathmig gearbeitet, daß es mehrere Monate einen Senat beschäftigte. Von unendlich vielen Processen kann man sagen, daß Generationen darüber hinstarben, Berge von Akten geschrieben, alle Mühen, Sorgen und Kosten aufgewendet wurden und endlich das Resultat gleich Null war.

Hatten aber wirklich die Parteien endlich ein Urtheil erlangt, wie schwer hielt es dann, besonders wenn der Verurtheilte etwa ein Reichsgraf oder noch vornehmerer Landesherr war, dem Spruch die Vollziehung zu verschaffen. Bestand doch sogar gesetzmäßig die Möglichkeit, gegen das Urtheil des höchsten Gerichts noch ein weiteres Rechtsmittel, die Revision, einzulegen und dadurch die Execution zu suspendiren; über die Revision sollten die Visitatoren des Reichskammergerichts zu befinden haben. Da nun aber zufolge dieser Bestimmung die Arbeitslast für die Visitatoren geradezu nicht mehr zu bewältigen war, überdies die Visitationen sehr unregelmäßig abgehalten wurden und gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts ganz fortfielen, so brauchte der Verurtheilte nur das Rechtsmittel der Revision einzulegen, um die Rechtskraft und den Vollzug des Spruchs in alle Ewigkeit hinauszuschieben. Erst im Jahre 1654 wurde diesem Mißbrauch durch neue Bestimmungen gesteuert.

Aber wenn es sich um einen Proceß zwischen Reichsständen handelte, hielt man seit dem westphälischen Frieden den Rekurs an den Reichstag für zulässig. Ueber ein aus juristischen Gründen gefälltes Urtheil soll die Versammlung der Reichstagsgesandten entscheiden, welche auf ihren Bericht von ihrer Regierung nach politischen, nicht juristischen Rücksichten instruirt werden, wie sie ihre Stimme abgeben sollen. Welch entsetzliche Weitläufigkeit! Welche Lahmlegung der Justiz! Ein juristisches Urtheil soll von einer in den weitschweifigsten Formen verhandelnden, gesetzgebenden Versammlung im Wege diplomatischer Verhandlungen kritisirt oder abgeändert werden!

Weiter! Das Kammergericht war wohl ein Reichsgericht insofern, als

es vom Kaiser und den Reichsständen besetzt wurde, aber es umfaßte nicht mehr ganz Deutschland. Die Kurfürsten und eben so die Landesherrn der großen Territorien strebten danach, ihre Länder gegen die Einwirkungen der kaiserlichen und der Reichsgerichtsbarkeit abzuschließen und erlangten in der That auch seit der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts Privilegien, wonach ihre Unterthanen nicht vor den Reichsgerichten beklagt werden und gegen die Erkenntnisse ihrer Territorialgerichte keine Appellation an die Reichsgerichte gestattet sein sollte. Ihr Motiv war sicherlich nicht der Wunsch, ihre Länder und Unterthanen vor den Mißbräuchen des Reichsgerichts zu schützen; — vielmehr war es der rücksichtsloseste Partikularismus: immer schrankenloser wollten sie die Staatsgewalt in ihrem Territorium ausbilden; die Souveränetät war ihr Ziel; sie wollten einen selbständigen Staat regieren, welcher sich um Kaiser und Reich nicht zu kümmern hat, in welchen von außen her keine Eingriffe stattfinden dürfen. Doch standen sich jedenfalls diejenigen größeren deutschen Staaten, welche die finanziellen Kräfte besaßen, um ein ordentliches Obergericht zu unterhalten, besser bei ihrer territorialen Gerichtsbarkeit, als wenn noch eine Appellation an die Reichsgerichte zulässig gewesen wäre.

Aber noch eins! Das Reichskammergericht war errichtet worden, um der kaiserlichen Willkür, der Kabinetsjustiz entgegenzutreten, und Maximilian hatte sich darin gefügt, daß er nicht mehr die Entscheidung von Streitigkeiten in eigner Person vornehmen oder den von ihm willkürlich gewählten Räthen überlassen sollte. Indessen, was er mit der einen Hand gegeben, suchte er mit der andern zu nehmen. Wenn er den Einfluß auf sein Kammergericht aufgegeben hatte, wollte er doch nicht auf seine kaiserliche Gerichtsbarkeit verzichtet haben. So ließ er jetzt, wenn sich Jemand mit einer Klage an ihn wandte, die vor das Kammergericht gehört hätte, die Sache zu Wien durch seinen Reichshofrath, durch sein Regierungscollegium entscheiden, welches lediglich aus kaiserlichen Räthen bestand. Und unter den folgenden Kaisern entwickelte sich der Reichshofrath gegen Gesetz und Recht und gegen alle Beschwerden und Proteste der Reichsstände zu einem zweiten Reichsgericht, welches concurrirende Gerichtsbarkeit mit dem Reichskammergericht übte. Dasselbe blieb in dauernder Abhängigkeit vom Kaiser; nicht blos daß er ohne Beschränkung die sämmtlichen Räthe ernannte und selbst besoldete, das ganze Gericht hörte mit dem Tode des Kaisers auf und seine einzelnen Mitglieder bedurften nach der Wahl des neuen Kaisers einer neuen Bestallung. Auch wurde, wenn der Reichshofrath nicht mit überwiegender Majorität entschieden hatte und die entgegenstehenden Vota „auf stattlichen grundfesten Ursachen" beruhten, die Sache mit einem Gutachten dem Kaiser vorgelegt und von ihm in höchsteigener Person entschieden.

Also Kabinetsjustiz in unverhülltester Form!

Noch ein confessionelles Bedenken kam hinzu. Während für das Kammergericht nach reichsgesetzlichen Bestimmungen confessionelle Parität galt, gehörten die Mitglieder des Reichshofraths sämmtlich der katholischen Confession an. Und ein solches Collegium, auf welches die Jesuiten in allen Angelegenheiten einen mächtigen Einfluß ausübten, sollte in einer Zeit, in welcher confessionelle Fragen im Vordergrunde standen und überall hineinspielten, die wichtigsten Rechtsstreitigkeiten entscheiden! Allmählich fand man sich in diesen Bruch des Reichsstaatsrechts und war damit zufrieden, wenn nur einige Bedenken beseitigt wurden, insbesondere auch einzelne evangelische Reichshofräthe angestellt wurden.

Mit dem längst vorausgesehenen Fall des deutschen Reichs fielen auch seine beiden Gerichte, unbetrauert von der deutschen Nation. Aus dem Reichskörper und seinen verschnörkelten Institutionen war längst alles Leben gewichen; die staatlichen Aufgaben konnten nur in den größeren und mittleren deutschen Staaten ihre Verwirklichung finden. Seit dem Jahre 1806, welches die Souveränetät auch den kleinsten Territorien brachte, gab es nur Landesgerichte.

Als dann nach der Periode des Rheinbundes und dem Sturz Napoleons auf dem Wiener Congreß über die künftige Gesammtverfassung Deutschlands verhandelt wurde, vertraten national gesinnte Staatsmänner und verschiedene Entwürfe auch die Nothwendigkeit eines Bundesgerichts, „ohne welches dem Rechtsgebäude in Deutschland der letzte und nothwendigste Schlußstein mangeln würde." Dasselbe sollte aber nicht die höchste Instanz in Civil- und Criminalsachen über den verschiedenen Territorialgerichten bilden, sondern nur für Streitigkeiten der Bundesglieder unter einander und für Beschwerden der Landstände oder Unterthanen über Verfassungsverletzungen der Regierungen competent sein. Da sich aber einzelne Souveräne, besonders die Könige von Baiern und Württemberg, gegen ein Bundesgericht, als eine Schädigung und Schwächung ihrer neu erworbenen Souveränetät, mit aller Entschiedenheit erklärten, mußte auf eine derartige Institution Verzicht geleistet werden.

Auch die Reformprojecte der späteren Zeit heben die Nothwendigkeit eines Bundesgerichts seltener hervor. Dagegen trat in höherem Maße das Verlangen nach einem gemeinschaftlichen Gesetzbuch in den Vordergrund. Freilich die Forderung, welche Thibaut im Jahre 1814 in seiner mit wohlthuender Wärme geschriebenen Schrift „über die Nothwendigkeit eines allgemeinen bürgerlichen Rechts" gestellt hatte, war zunächst unerfüllbar; denn die einzelnen deutschen Staaten wollten ihrem Gesetzgebungsrecht nichts vergeben und von ihrer souveränen Staatsgewalt nichts zu Gunsten der Gesammtheit opfern. Ueberdies war v. Savigny mit dem ganzen Gewicht seiner

Autorität dem thibautschen Vorschlage entgegengetreten. In seiner, die Entwickelung unserer Jurisprudenz auf lange Zeit bestimmenden Schrift „vom Beruf unserer Zeit zur Gesetzgebung und Rechtswissenschaft" erklärte er nicht nur das Verlangen nach einer gemeinsamen Codifikation für nicht zeitgemäß, sondern sprach auch seiner Zeit den Beruf zur Gesetzgebung ab.

Allmählich wurde der Bann gebrochen und kamen andere Ansichten auf. Neue Gesetze über einzelne Theile des Rechts, besonders über das Strafrecht, waren länger nicht zu umgehen. Seit den Vierziger Jahren unternahmen es auch einzelne Staaten, für sich Entwürfe von Civilgesetzbüchern auszuarbeiten. Die wirthschaftlichen Interessen führten aber auch weiter dahin, daß sich die sämmtlichen deutschen Staaten auf vertragsmäßigem Wege zur Herstellung gemeinschaftlicher Gesetze vereinigten: das lebhaft empfundene Bedürfniß nach einem gleichmäßigen Recht für den Handelsverkehr war mächtig genug, um die in jeder sonstigen Beziehung sich partikulär gegen einander abschließenden Bundesstaaten doch zu einer Einigung über gemeinschaftliche legislative Unternehmungen zu bringen. Noch in den Zeiten des alten deutschen Bundesstaates entstand die allgemeine deutsche Wechselordnung und das allgemeine deutsche Handelsgesetzbuch.

Bei dieser Gelegenheit wurde denn auch die Forderung nach einem gemeinsamen deutschen Gerichtshof erhoben. Auf dem ersten deutschen Juristentage, welcher unter dem Vorsitz v. Wächters zu Berlin im Jahre 1860 abgehalten wurde, nahm man die Resolution an: „zu einer Einheit in der Rechtsanwendung kann nur ein höchster Gerichtshof führen, dessen sofortige Einführung bezüglich des bestehenden gemeinschaftlichen Rechts (Wechselordnung), sowie des zu schaffenden (Handelsrechts) wünschenswerth erscheint." Mit besonderer Energie trat Goldschmidt im folgenden Jahre, im Mai 1861, auf dem ersten allgemeinen deutschen Handelstage zu Heidelberg dafür ein. Das durch die gemeinsame Gesetzgebung erworbene Gut der Rechtseinheit könne nur durch Errichtung einer obersten Instanz, eines höchsten deutschen Gerichtshofs bewahrt werden. Ohne einen solchen obersten Gerichtshof stehe zu befürchten, daß in wenigen Jahren die einheitliche Grundlage von einem Chaos der widersprechendsten Gesetze und Urtheilssprüche der Einzelstaaten überwuchert sein, daß die bestehenden Rechtsverschiedenheiten durch verschiedenste Handhabung des Handelsgesetzbuchs nur vermehrt werden würden. Auf seinen Vorschlag wurde die Resolution angenommen: „Es möge durch Vereinbarung der deutschen Regierungen und Stände baldmöglichst ein gemeinsamer oberster deutscher Gerichtshof zur Erhaltung der Einheit und gemeinsamen Fortbildung des deutschen Handelsrechts ins Leben treten."

Bei den Regierungen zeigte sich aber nirgends die Neigung, diese Resolution zu verwirklichen. Auch als der ohnmächtige deutsche Bund im Jahre

1866 zusammenbrach und an seine Stelle der norddeutsche Bund mit starker Centralgewalt und mit weit ausgedehnter Competenz trat, erhielt derselbe wohl die gemeinsame Gesetzgebung über das Obligationenrecht, Strafrecht, Handelsrecht und das gerichtliche Verfahren, dagegen nahm man in die Verfassung keine Bestimmungen auf, daß er auch die Gerichtsverfassung regeln und ein Reichsgericht an die Spitze der Territorialgerichte setzen solle. Man hielt es im allgemeinen für angemessen, mit solchen Einrichtungen so lange zu warten, bis die in Angriff genommene Reichsgesetzgebung über den Proceß zum Abschluß gediehen sei.

Da überreichte im Jahre 1869 auf Antrag der Leipziger Handelskammer die sächsische Regierung dem Bundesrath einen Gesetzentwurf betreffend die Errichtung eines obersten Gerichtshofs für Handelssachen und brachte der Bundesrath einen entsprechenden Gesetzentwurf beim Reichstage ein. Sowohl im Reichstage als in der Presse wurden sehr gewichtige Bedenken erhoben, ob denn der norddeutsche Bund nach seiner Verfassung competent sei, mit Majorität die Einsetzung eines obersten Gerichtshofes zu beschließen, ob bei der bestehenden mannichfachen Particulargesetzgebung über Civilrecht und Proceß ein solcher Gerichtshof für ganz Deutschland überhaupt im Stande sein werde, seine Aufgabe zu lösen u. s. w. Doch überwog das Verlangen nach einheitlichem Recht und einheitlicher Rechtsprechung alle Zweifel; der Reichstag trat dem Vorschlage des Bundesraths bei und am 12. Juni 1869 wurde das Reichsgesetz betreffend die Errichtung eines obersten Gerichtshofes für Handelssachen allerhöchst vollzogen: der Sitz des Gerichts sollte Leipzig sein.

In schwerer Zeit, aber nachdem doch bereits die Nachricht von dem Siege unserer Truppen bei Weißenburg hierher gelangt war, wurde das Bundesoberhandelsgericht am 5. August des Jahres 1870 durch dessen ersten Präsidenten Dr. Pape in geräuschloser Weise hier eröffnet. Die politischen Ereignisse hatten es dem Bundeskanzler und dem Präsidenten des Bundeskanzleramts unmöglich gemacht, diesen bedeutsamen Akt vorzunehmen. Ich will aus der Eröffnungsrede des Präsidenten Pape einige Worte hervorheben: „Es gilt nicht allein," sagte er, „in einer großen Zahl der wichtigsten Rechtssachen für das gesammte Bundesgebiet das Richteramt der höchsten und letzten Instanz zu verwalten, es gilt zugleich für eine einheitliche Anwendung und Entwickelung der Kraft bundesgesetzlicher Autorität geltenden Rechtsnormen zu sorgen, zu sorgen dafür, daß die Gemeinsamkeit dieser Rechtsform nicht verkümmere, daß sie zur vollen Wahrheit werde, und der deutschen Nation den von ihr erwarteten Segen bringe." Und dann weiter: „möge mit unserer Wirksamkeit eine Periode beginnen, wie sie dem deutschen Vaterlande für die Erhaltung und Befestigung eines der kostbarsten nationalen Güter,

für die Entwickelung und Ausbildung eines einheitlichen nationalen Rechts noch nicht beschieden gewesen ist, selbst nicht zu der Zeit, als noch die altehrwürdigen Reichsgerichte vor Beginn ihres Verfalls in vollster Blüthe standen."

Ich brauche hier nicht ein Zeugniß darüber abzugeben, worüber unter Praktikern und Theoretikern nur eine Stimme ist, daß das Gericht während seines achtjährigen Bestehens seine Aufgabe, wie sie bei der Eröffnung formulirt worden ist, in glücklichster Weise gelöst hat: so weit es durch seine Competenz dazu berufen ist, hat es die gesetzlich bestehende Rechtseinheit auch zu einer praktisch geltenden erhoben.

Bei dem Vertrauen, welches das Gericht von seinem ersten Tage an besaß und durch seine Rechtsprechung dann weiter erwarb, war es eine selbstverständliche Fortbildung, daß mit der Ausdehnung des Bundes auf Süddeutschland aus dem Bundesoberhandelsgericht ein Reichsoberhandelsgericht wurde, daß es mit dem Erwerbe von Elsaß-Lothringen an die Stelle des Pariser Cassationshofes für die Reichslande trat, daß, wenn neue Reichsgesetze über Civilrecht, zum Theil auch über Strafrecht ergingen, vielfach ihm an Stelle der obersten Landesgerichte die Entscheidung in höchster Instanz übertragen wurde. Nach dieser mannichfaltigen Erweiterung seiner Competenz ist der Name Reichsoberhandelsgericht zu enge geworden.

Aber die Tage des Reichsoberhandelsgerichts sind gezählt. Hatte die Verfassung dem Reiche die Gesetzgebung über das Gerichtsverfahren gegeben, so wurde diese Bestimmung von den gesetzgebenden Factoren in einem umfassenderen Sinne gehandhabt. Durch das Gesetz vom 27. Januar 1877 hat das Reich für seinen gesammten Umfang auch die Gerichtsverfassung geregelt und ein Reichsgericht mit fester Competenz angeordnet. Spätestens am 1. October des kommenden Jahres soll das Gerichtsverfassungsgesetz in Kraft und das Reichsgericht ins Leben treten. Alle an dem betreffenden Tage beim Reichsoberhandelsgericht anhängigen Sachen gehen auf das Reichsgericht über; die Mitglieder des Reichsoberhandelsgerichts werden entweder beim Reichsgericht angestellt oder in den Ruhestand versetzt. So wird also mehrere Jahre, bevor wir ein gemeinsames bürgerliches Gesetzbuch erhalten, ein oberster Reichsgerichtshof die Spitze der Justizorganisation bilden: es ist von vorne herein dafür gesorgt, daß die Rechtseinheit, welcher wir auf dem Gebiet des Civilrechts entgegen gehen, auch in der Rechtsprechung erhalten wird.

Die Frage über den Sitz des künftigen Reichsgerichts hatte man vorläufig offen gelassen. Aber auch an sie mußte man bald herangehen. Mit großer Leidenschaftlichkeit wurde sie in der Presse und in dem Reichstage verhandelt und zum Theil für eine eminent politische erklärt. Nach harten Kämpfen und Debatten ist Leipzig als Sitz des Gerichts bestimmt worden.

Es würde mir nicht ziemen, in einer oratio pro domo auf die für

Leipzig und gegen Berlin geltend gemachten Gründe hier einzugehen. Aber das Eine kann ich doch nicht verschweigen, daß ich mich nicht hineinzufinden vermag in die von bedeutsamer Seite ausgesprochene Befürchtung, daß an dem Tage, an welchem der Reichstag für Leipzig entschied, „die Entwickelung des deutschen Reichs einen rückläufigen Gang wenigstens in ihren Symptomen, in leisen Symptomen anfing". Auch darf man meines Erachtens nicht sagen, wie von anderer Seite gesagt ist: das alte Reichskammergericht verfiel, weil es nicht am Hofe des Kaisers residirte, weil sein Sitz nicht zugleich der Sitz der Centralgewalt war; darum ist für das kommende Reichsgericht Stagnation zu befürchten, wenn es nicht in den geistigen Brennpunct des öffentlichen Lebens gestellt wird. Es ist auch nicht richtig, daß der alte Reichshofrath als zweiter Reichsgerichtshof entstand, weil das Reichskammergericht nicht am Hof des Kaisers residirte. Sondern weil die Kaiser kein von ihnen unabhängiges Reichsgericht wollten, haben sie ihrem Regierungscollegium gegen Recht und Verfassung allmählich jurisdictionelle Gewalt erwirkt. Auch das muß ich bestreiten, daß dieser Reichshofrath eine zum Theil das Kammergericht überragende Stellung gewonnen habe. Seine Praxis hatte weder jemals das Ansehen im Volk, noch den Einfluß auf die Gestaltung unseres Rechts, wie ihn das Kammergericht trotz allen Verfalls und aller Verrottung besaß.

Daß die Zustände des Wetzlarer Gerichts sich hier nicht wiederholen werden, dafür ist, soweit menschliche Voraussicht reicht, gesorgt. Sowie unser Reich dem alten heiligen Römischen Reiche in allem unähnlich sieht und nichts mit ihm gemein hat, als den Namen „Deutsches Reich", so wird das Reichsgericht auch davor bewahrt bleiben, die Erbschaft des Kammergerichts anzutreten.

Noch läßt sich nicht übersehen, wie viele Richter erforderlich sein werden, um die hierher gelangenden Processe zu entscheiden. Aber die Reichsregierung wird darauf bedacht sein, das Gericht mit ausreichenden Kräften zu versehen, und der Reichstag wird ihr dafür die Mittel bewilligen, welche — anders als die alten Kammerzieler — regelmäßig fließen und ein Stocken der Geschäftsthätigkeit nicht aufkommen lassen werden. Durch die neue Proceßgesetzgebung ist der Verschleppung und dem Liegenbleiben der Processe vorgebeugt. Waren von dem alten Kammergericht zahlreiche Staaten eximirt, und erstreckte sich seine Competenz schließlich nur auf die kleineren Territorien, so läßt unsere Gesetzgebung solche Exemtionen nur in geringem Maße zu. Sämmtliche bisherige oberste Landesgerichte, das preußische Obertribunal, das sächsische Oberappellationsgericht u. s. w. verschwinden mit dem 1. October 1879; lediglich der baierische oberste Gerichtshof wird in beschränkter Competenz die Gerichtsbarkeit behalten, welche für das übrige Deutschland auf das Reichsgericht übergeht. Der Gefahr, daß trotz gemeinsamer Gesetze das Recht der einzelnen Territorien doch ein verschiedenes wird, weil verschiedene Gerichte es verschieden anwenden, ist, soweit dies überhaupt möglich ist, vorgebeugt, und wir brauchen auch nicht zu befürchten, daß die baierische Praxis sich allzu eigenartig entwickeln wird.

Digitized by Google

Somit dürfen wir auf die Periode der letzten dreißig Jahre, was die Gesetzgebung und die Einigung unserer Nation in rechtlicher Beziehung betrifft, mit großer Befriedigung zurückblicken und der Zukunft getrost entgegensehen. Wir besitzen einen Gesammtstaat mit einheitlicher Gesetzgebungsgewalt, wir haben ein einheitliches Handelsrecht, Strafrecht, Proceßrecht und zahlreiche Einzelgesetze, in nächster Zeit soll das Reichsgericht eröffnet werden, welches die Einheitlichkeit festhalten und ausbilden wird; wir erwarten, daß das Civilgesetzbuch, an dessen Herstellung ausgezeichnete Juristen aus den verschiedenen Theilen Deutschlands seit vier Jahren mit Gründlichkeit und Hingebung arbeiten, in nicht allzu ferner Zeit uns den Abschluß der Rechtseinheit bringen wird.

Ich schließe mit der Hoffnung, daß die Rechtswissenschaft mit der Gesetzgebung und der Praxis gleichen Schritt halten möge. Seit der Einsetzung des Reichskammergerichts, welches zur Aufnahme des Römischen Rechts wesentlich beigetragen hat, entwickelte sich in Deutschland die Wissenschaft des fremden Rechts, deren Leistungen während dieses Jahrhunderts unsern Stolz bilden. Hoffen wir, daß die neue deutsche Gesetzgebung und das Reichsgericht auch eine nationale Jurisprudenz erzeuge, welche den modernen Rechtsstoff bemeistert und in glücklicher Wechselbeziehung zur Praxis von ihr lernt und ihr vorarbeitet, daß das neue Reich das Ideal des Rechtsstaats immer weiter verwirkliche und die geistigen Kräfte der Nation zu höherer, selbständiger Entfaltung bringe.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Berlin. Verstecktes Demagogenthum. — Wir legten schon kürzlich dar, wie der fortschrittliche Feldzugsplan darauf gerichtet sei, die augenblicklich der Führung entbehrenden socialdemokratisch gesinnten Massen für die Partei zu gewinnen und der Leitung der Partei zu unterstellen. Wir können nun zwar nicht behaupten, daß dieses Ziel in den jüngsten parlamentarischen Reden der Führer der Fortschrittspartei klar hervorgetreten sei, aber wann wäre je irgend etwas auf dem Gebiete der praktischen Politik in einer fortschrittlichen Rede klar an den Tag getreten? Niemals, denn zu der Stunde, zu der dieses Wunder sich begäbe, würde die Fortschrittspartei aufhören zu existiren. Ist doch das eigentliche Wesen ihrer Existenz auf der einen Seite die absolute Negation und auf der anderen die stillschweigende Gutheißung des wider ihren Willen Geschaffenen. So tragen von Alters her fast alle fortschrittlichen Reden zwei Gesichter, neben der wilden Opposition geht gewöhnlich in derselben Rede eine andere Strömung her, welche den Zweck hat, die etwaigen praktischen Consequenzen, welche man aus den oppositionellen Gedanken des Redners ziehen könnte, sowie überhaupt jede Spur zum Ansatze einer praktischen Politik bis zur Unkenntlichkeit zu verwischen.

Dem Abgeordneten Virchow sind wir besonders zu Dank verpflichtet; durch die Entwickelung seiner Theorie des Unterschiedes zwischen dem „guten Revolutionär" und dem Königsmörder hat er uns einen sehr gelegenen Einblick in die Rüstkammer seiner Partei thun lassen. Wie werthvoll dieser Einblick ist, beweist am besten der tödtliche Schreck, der die fortschrittliche

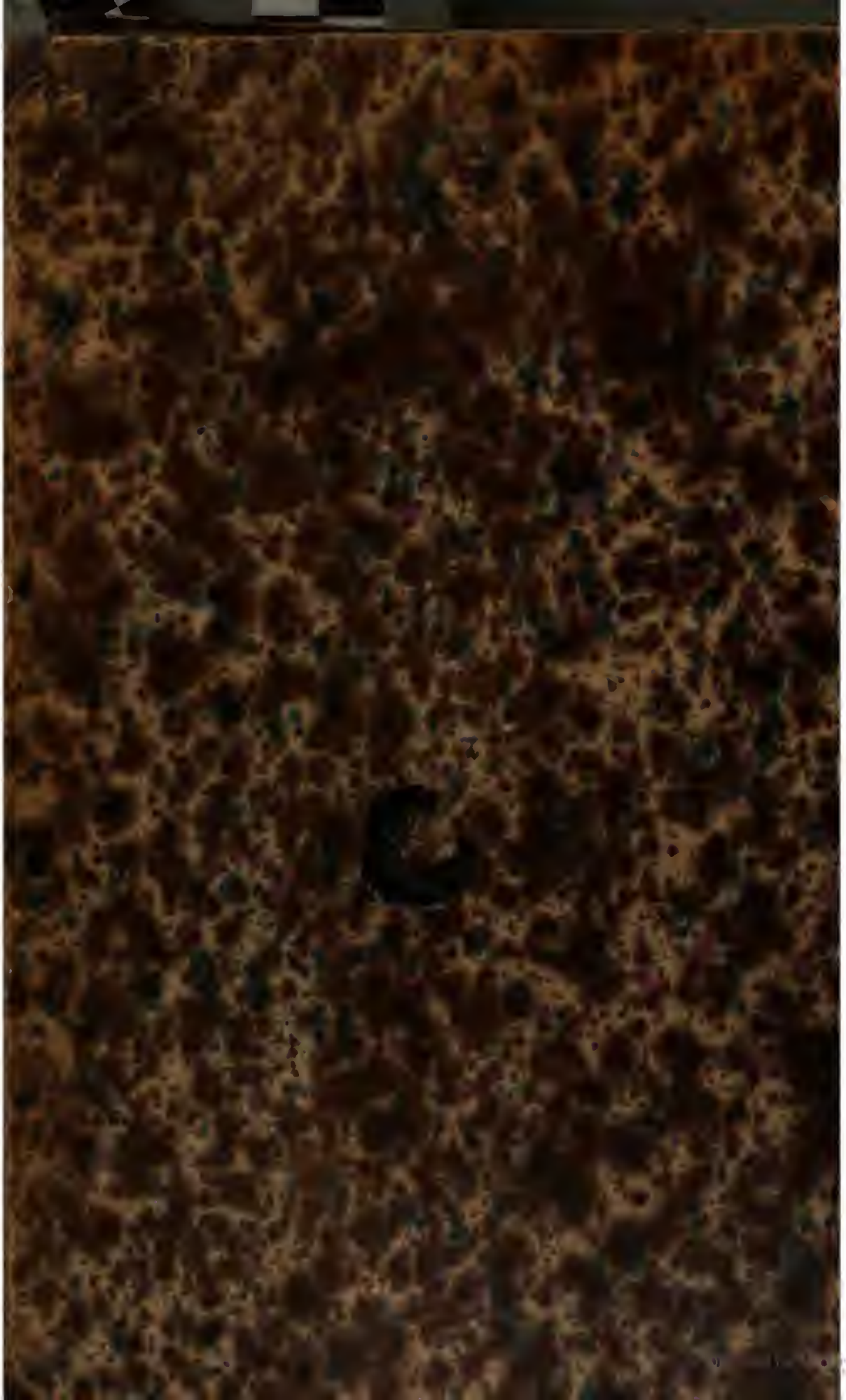
Preſſe bei dieſer unvorſichtigen Expectoration ihres Führers befallen hat, ein Schreck, der ſo groß war, daß man ſich nicht einmal auf eine geſchickte Vertheidigung beſinnen konnte, ſondern Herrn Virchow Hals über Kopf desavouirte und die zweite Thorheit beging, anzudeuten, daß er nur am unrechten Orte geſprochen habe. Herr Virchow hat den „guten Revolutionär", welcher ſchießt und kämpft, unter die allgemeinen Staatsfactoren in einer Weiſe eingeführt, für die ihm die Jünger der Socialdemokratie aufrichtig dankbar ſein werden. Gemüthlicher und ſelbſtverſtändlicher konnte die Revolution gar nicht legaliſirt werden und es wird wohl Niemand im Zweifel darüber ſein, an weſſen Adreſſe die virchowſchen Entwickelungen gerichtet waren, und darüber, ob die Führer der Fortſchrittspartei auf die Anhängerſchaft der Socialdemokraten hoffen oder nicht. Für uns iſt dieſe Frage leider längſt erledigt.

Aber auch in anderen Beziehungen waren die Reden Virchows und ſeiner Parteigenoſſen ſehr bezeichnend, namentlich war uns bei dieſer Gelegenheit wieder augenfällig die jammervolle Kleinlichkeit dieſer fortſchrittlichen Oppoſition, welche unfähig iſt, große Dinge unter großen Geſichtspuncten zu begreifen, welche ſich nicht losmachen kann von der beſchämenden Erinnerung zwölfjähriger ununterbrochener Niederlagen, und welche eine würdige Behandlung einer großen vaterländiſchen Angelegenheit von vorn herein ſtets dadurch unmöglich macht, daß ſie mit marktſchreieriſcher Dringlichkeit den Werth der eigenen kleinen Gaben der Mit- und Nachwelt einzuprägen ſucht. Was ſoll man dazu ſagen, wenn Virchow fort und fort in dem Genuſſe ſchwelgt, den Reichskanzler als einen Förderer des Socialismus anzuklagen? Warum iſt dieſer Genuß für Herrn Virchow ſo ſüß? Weil er darin einen kleinen Balſam findet für die furchtbaren Wunden, welche die Erfolge der Politik Bismarcks ſeinem politiſchen Anſehen geſchlagen haben. Die Deduction iſt dabei immer die folgende: die große Fortſchrittspartei war dem Reichskanzler ſo furchtbar, daß er den Socialismus gegen ſie aufbieten mußte. Dieſer Satz erzeugt nebenbei auch in der Bevölkerung eine wohlthätige Vorſtellung von der hohen Bedeutung der Fortſchrittspartei, alſo kargt Herr Virchow nicht mit ſeiner Anwendung. Daß das Jahr 1866 wie alle folgenden die Fortſchrittspartei auf den Kopf geſchlagen haben, wird dabei natürlich völlig ignorirt, eben ſo werden die übrigen Sünden des Socialismus gegenüber ſeiner Hauptſünde, daß er ſich einmal gegen den Fortſchritt hatte kehren wollen, in ein rückſichtsvolles Dunkel gerückt. Und dann Herr Hänel, welcher es nicht paſſend findet, daß man mit der Maßregel der Verhängung des Belagerungszuſtandes die Verantwortlichkeit der Miniſter in den gegenwärtigen ſchweren Zeitläufen habe decken wollen! Um Gottes Willen, welche Vorſtellungen hat Herr Hänel von den Motiven der Miniſter! Uns ſind dieſelben zwar eben ſo wenig anvertraut wie Herrn Hänel, aber zu der Annahme können wir doch nicht greifen, daß die Miniſter aus purer Aengſtlichkeit zu mehr oder minder extremen Maßregeln ihre Zuflucht nehmen. Nun, und wenn regierungsſeitig übergroße Vorſicht obgewaltet hätte, wäre das ein Grund zum Tadel? Doch wahrhaftig nicht. Da ſieht man eben, wie ſehr den fortſchrittlichen Führern die Fähigkeit einer der Bedeutung des Gegenſtandes angemeſſenen parlamentariſchen Behandlungsweiſe abhanden gekommen iſt.

16. December. J.

Literatur.

Holbeins Todtentanz, nach dem Exemplare im königlichen Kupferstichcabinet in Berlin, in Lichtdruck nachgebildet von A. Frisch (Berlin, Wasmuth). — In guter Stunde wird die Erinnerung an eine der großartigsten Schöpfungen deutscher Kunst erneuert. Auf vierzig kleinen Blättchen hat Hans Holbein den Triumph des Todes geschildert, ergreifend im Inhalt, von reichem Lebensmark erfüllt in der Form. Das ist nicht der sanfte Freund Hain, der uns in Holbeins Todtentanz vorgeführt wird, sondern der furchtbare und mächtige Dämon, dessen Gewalt sich alle Welt unterwirft, aus dessen verzerrten Zügen die Wollust zu rächen und zu würgen nur allzu deutlich spricht. Der Todtentanz, dramatisch wie ihn Holbein aufgefaßt, hat auch heute seine eindringliche Kraft noch nicht verloren. Unsere besten Künstler, Cornelius und Rethel, haben in der Darstellung eines verwandten Gedankenkreises sich besonders heimisch gefühlt, und in dem besseren Theile unseres Volkes ist der Sinn für die ernste, Herzen bewegende und erschütternde Kunst noch nicht erstorben. Darum heißen wir die Erinnerung an das holbeinsche Werk willkommen. Und in welcher schönen Weise wird diese Erinnerung belebt. Zwar sind die holbeinschen Zeichnungen, welche der unübertreffliche Hans Lützelburger, genannt Frank, in Holz geschnitten hat, zu wiederholten Malen nachgebildet worden. Keine einzige dieser Nachbildungen erreicht die Schönheit der ersten Buchausgabe des Todtentanzes, welche 1538 in Lyon erschien. Auch diese älteste Buchausgabe bleibt aber noch weit zurück gegen die Probedrucke, welche lange vorher in Basel wahrscheinlich von Lützelburger selbst abgezogen wurden. Hier allein erscheint die zarte Feinheit der Zeichnung durch die Schärfe und Reinheit des Abdruckes treu und vollständig wiedergegeben. Ein Exemplar der frühesten Probedrucke bewahrt (aus der naglerschen Sammlung) in tadelloser Schönheit das Berliner Cabinet, und nach diesem wurde der Lichtdruck von Frisch genommen. Selbst der Laie wird, wenn er diese Ausgabe mit den mannichfachen vorhandenen Nachbildungen in Holzschnitt, Lithographie oder Photographie vergleicht, mit Staunen gewahren, wie ungleich lebendiger und frischer die Gestalten gezeichnet sind und wieviel ausdrucksvoller trotz ihrer Kleinheit die Köpfe gehalten. Die Schönheit erster Abdrücke ist eben keine Fabel, sondern wie wir mit Neid gegen die glücklichen Besitzer derselben anerkennen müssen, eine nur allzu greifbare Wahrheit. Daß Frisch nach einem so prächtigen Originale arbeiten durfte, war für ihn ein großes Glück. Er hat es übrigens verdient. Mag auch sonst gegen den deutschen Lichtdruck noch manches einzuwenden sein, hier hat er seine Probe trefflich bestanden. Das verbürgte übrigens schon der Name des Herausgebers, der bei seinem feinen Schönheitssinne und scharfem kritischen Blicke niemals etwas Unvollkommenes geduldet hätte. Herr Friedrich Lippmann, unter dessen Leitung das Berliner Cabinet einen so raschen, ungeahnten Aufschwung genommen hat, und welcher in seiner Person den praktischen Kenner und den hervorragenden Gelehrten so glücklich vereinigt, hat die Ausgabe besorgt und mit einem kurzen, alles Wesentliche umfassenden Texte begleitet. Anton Springer.

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.
Ausgegeben: 19. December 1878. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.
Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

32101 065279349